# Mnemosyne.

Beiblatt

zur

## Neuen Würzburger Zeitung.

Jahrgang 1864.

Würzburg.
Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 1. Sonntag den 3. Januar 1864.

## Der Warnak.

### Eine Erinnerung aus Sibirien.

Originalnovelle
von
**Paul Fuchs.**

(Gewidmet meiner Cousine Cesarine Fuchs=Blondin.)

Nach einem ermüdenden Tagesritt ruhte ich mit einer Schaar oder Partei, wie man es in Sibirien nennt, Goldsucher am Jenisei aus. Es war Spätherbst. Schneeflocken spielten in den Lüften, bald sich hebend, bald wieder sich senkend, ein kalter Wind sang wunderbare Weisen in den uns umgebenden Cedernwäldern, und auf den grauen, mit weißer Mähne geschmückten Wellen schwammen feine, wie Glas durchsichtige Eisschollen. Die blutigrothe Sonne war schon dem Horizonte nahe, und ihre zackigen Strahlen gaben ihm den Kuß des Willkommens. Es war zu spät, um über den Fluß zu setzen, der an dieser Stelle fast drei deutsche Meilen breit war, so hatten wir denn unsere Pferde abgesattelt, ihnen, nachdem wir denselben die Vorderfüße zusammengebunden hatten, auf daß sie sich nicht zu sehr von uns in den Urwald entfernen sollten, die Freiheit gegeben, damit sie sich an dem saftigen Grase, das nie eine Sense berührte, weiden möchten und uns selbst um ein tüchtiges Feuer gelagert, an welchem wir unser Abendbrod, das fast ausschließlich aus Thee, dem Lieblingsgetränk der Russen, und aus Wild, welches wir während unseres Tagesmarsches geschossen hatten, bestand. Je tiefer die Sonne sank, desto schärfer und schneidender wehte der Wind, und wir zitterten, trotz der Pferdedecken, in welche wir uns gehüllt hatten, als schüttele uns der Fieberfrost. An Schlaf war bei der Kälte nicht zu denken und wir, mein Freund, ein reicher Bergwerksbesitzers-Sohn, den ich in den Urwald begleitet hatte, und ich, wir bliesen mächtige Tabakswolken von uns, um die Zeit zu vertreiben, denn was sollten wir thun, an Unterhaltung war nicht viel zu denken, denn wir hatten uns satt gesprochen während der vier Wochen, daß wir fast einzig auf unsere gegenseitige Unterhaltung angewiesen waren. Plötzlich fuhr mein Freund empor und rief, indem er mir das jenseitige Ufer zeigte:

„Sehen Sie, es scheint, daß wir Besuch bekommen werden; Jemand will zu uns herüberfahren.“

Ich sah nach der Richtung hin, die er mir wies, konnte aber nichts als einen schwarzen Punkt unterscheiden, der sich vom Ufer trennte, um sich unter die bläulich-weißen Eisschollen zu mischen.

„Ja, ja,“ fuhr mein Freund eifrig fort, „es ist ein Mann mit einem Pferde, das Pferd steht auch im Boote, während der Mann rudert, und Niemand am Steuer! Er muß wahnsinnig sein, jetzt so spät, es wird ja dunkel sein, bevor er die Mitte des Flusses erreicht; weiß er denn nicht, daß jetzt das Eis schärfer als ein Rasirmesser ist, es ist nicht das lockere Frühlingseis, es wird ja sein Boot wie eine Apfelsinenschaale zerschneiden. Sehen Sie, wie er sich anstrengt, um jener Scholle auszuweichen, sie wird ihn aber gleich, gleich fassen.“

Ich strengte mich vergebens an, im Zwielicht etwas Anderes, als einen schwarzen Punkt, der sich durch die Eisschollen bewegte, zu erblicken, und bewunderte stillschweigend das scharfe Auge meines Freundes, der fortfuhr, bald bewundernd, bald lobend, tadelnd, rathend und abrathend dem mysteriösen Ruderer zuzurufen, als könnte dieser ihn hören. Als der Ruderer die Mitte des Flusses erreicht hatte, war mein Freund ungeduldig aufgesprungen und zum Ufer geeilt, und je näher das Boot unserem Ufer kam, desto seltener wurde sein Tadel und desto häufiger und lauter sein Bravorufen.

Endlich hatte das Boot das Ufer glücklich erreicht, der Ruderer stieg aus, nahm sein Pferd beim Zügel und führte es an's Land, da hörte ich meinen Freund laut und freudig rufen:

„Du bist es ja, Savelsitsch! Wie kommst du hierher?“ Und er eilte dem Kommenden entgegen, mit dem er bald an unserem Feuer erschien.

„Setze dich, Sawelsitsch, laß dein Pferd frei. He, ihr,“ rief er unseren schlafenden und schnarchenden Begleitern zu, „steht auf und sattelt das Pferd ab, Iwan Sawelsitsch ist da.“

Als wären die Worte Iwan Sawelsitsch ein elektrischer Funke gewesen, so schnell sprangen unsere Begleiter auf, es entstand um das Pferd ein Gedränge, ein jeder wollte Hand an dasselbe legen, einer nahm den Zaum ab, ein andrer schnallte den Sattelgurt auf, ein dritter koppelte die Vorderfüße zusammen. Jeder that etwas, und man sah, es war Allen eine Freude, für Iwan Sawelsitsch zu arbeiten. Als alles gethan war und Iwan Sawelsitsch's Pferd frei, gleich den unsrigen graste, kamen unsere sieben Begleiter, lauter Arbeiter von den Goldwäschereien meines Freundes, zu uns an das Feuer, wohin sich der Neuangekommene neben meinen Freund gesetzt hatte, nahmen ihre Mützen

ab und grüßten ihn tief. Es muß hiebei bemerkt werden, daß die Sibirier, lauter Verbannte, aus verschiedenen Ständen, verschiedenen Nationen, durch verschiedene Schicksale hieher geworfen, von allen Bewohnern des unermeßlichen Rußland der gebildetste und zugleich der stolzeste Stamm sind, und nicht die Beweise ihrer Achtung vergeuden; das wußte ich, und war erstaunt über die Achtung, die Alle, von meinem Freunde, dem Goldwäschereibesitzer, an bis zum letzten Arbeiter, dem Iwan Sawelitsch bewiesen. Noch mehr erstaunte ich aber, als dieser zum Gegengruße seine Mütze abnahm und ich auf seiner Stirn jenen Stempel, welchen der Henker in Rußland dem Verbrecher auf dem Schaffott aufdrückt, geätzt sah. Ein unwillkürlicher Schrei entfuhr meiner Brust, doch Niemand, außer meinem Freunde, der mir einen verstohlenen Blick zuwarf und der Richtung meiner Augen gefolgt war, hatte ihn bemerkt.

Die Arbeiter entfernten sich, wir blieben am Feuer sitzen, und mein Freund richtete hundert Fragen an Iwan Sawelitsch, der, wie es sich erwies, auch auf seinen Goldwäschereien angestellt war. Iwan Sawelitsch sagte, „der Vater meines Freundes wäre über unser langes Außenbleiben besorgt gewesen, und hätte gern seinem Sohne, da der Winter vor der Thür stand, zu wissen gegeben, er solle sobald als möglich zurückkehren, doch hätte sich Niemand getraut, zu uns in den Urwald zu gehen, aus Furcht, vom Winter überrascht zu werden.

„Da hast du die Sache übernommen, du guter, treuer Sawelitsch", rief mein Freund und drückte feurig die Hand seines Untergebenen.

Ich betrachtete mir jetzt Iwan Sawelitsch genauer. Es war ein schöner Mann in den mittleren Jahren, ein dichter schwarzer Bart umschattete ein männlich-stolzes Antlitz, in seinen regelmäßigen Zügen spiegelte so viel Adel und Freimuth, daß ich mir keine Rechenschaft davon geben konnte, wie auf seine Stirn der Stempel der Verstoßung hatte gebrannt werden können. Mein Freund hatte längst die Blicke der Verwunderung beobachtet, mit welcher ich den Neuangekommenen betrachtete und rief plötzlich und unerwartet, als wir das zweite Glas Grog geleert hatten, denn wir hatten unterdessen Grog bereitet, um sowohl Iwan Saweljitsch, der als Vorwand zum Grog dienen mußte, als auch uns zu erwärmen — mein Freund rief also plötzlich:

„Nicht wahr, Iwan Saweljitsch, du bist Warnak gewesen?"

Erstaunt sah ihn dieser an und sagte, indem er seine Mütze abnahm und mit der Hand auf seine gebrandmarkte Stirn wies:

„Das wissen Sie ja, seitdem ich bei Ihnen im Dienst stehe, und es wäre auch sonderbar von mir, es zu läugnen, indem dieses Zeichen hier laut genug spricht. Woher also diese Frage?"

„Weil hier mein Freund — und er zeigte auf mich — dich so neugierig betrachtet, und ich ihm beweisen will, daß unser russisches Sprichwort, welches sagt, daß nicht jeder ein Wolf ist, der ein graues Fell trägt, wahr ist, wie die meisten Sprichwörter, und daß dieses Zeichen, welches der Henker auf dem Schaffott aufdrückt, nicht für jeden ein Zeichen der Schmach und der Verstoßung ist, was er schon aus der Ehrerbietung, mit welcher unsere Arbeiter dich begrüßten, gesehen hat. Erzähle uns deine Geschichte."

Ein Trauerflor umzog Iwan Saweljitsch's edle Gesichtszüge, er schüttelte mit dem Kopfe und sagte mit einem Ausdrucke der Stimme, in welchem ein unaussprechlicher Laut des Schmerzes und der Erinnerung klang:

„Wozu das Vergangene wecken, es ist hin, auf ewig hin, und was geschehen ist, kann nicht ungeschehen gemacht werden. Sie kennen übrigens meine Vergangenheit, Peter Ignatjitsch."

„Weil ich sie kenne, Iwan Saweljitsch, bitte ich dich, uns sie noch einmal zu erzählen, du weißt, daß ich meine Erkundigungen eingezogen habe und jedes deiner Worte bestätigen kann."

Auch ich drang in Iwan Saweljitsch, uns seine Vergangenheit zu erzählen, lange weigerte er sich hartnäckig, unsern vereinten Bitten nachzukommen, und schwer ward's uns, ihn zum Reden zu bewegen, doch endlich gelang dies uns, und er begann mit ernster, von Gefühl durchdrungener Stimme:

„Ich bin, das wissen Sie, Peter Ignatjitsch, (so heißt mein Freund) in einem Dorfe des Jaroslaw'schen Gouvernement geboren, und das wissen Sie auch, daß dort die besitzarmen Dörfer trotzdem sehr reichen Gutsbesitzern gehören, weil der größte Theil der männlichen Bevölkerung in Petersburg und Moskau conditionirt und dem Gutsherrn einen höheren und sichereren Obrok (Zins) zu bezahlen im Stande ist, als es dem von dem ungewissen Ertrag seiner Erde lebenden Bauer solchen zu erschwingen möglich wird. Ein solcher reicher Gutsbesitzer, oder besser gesagt, Leibeigenenbesitzer war auch mein Herr, denn einige seiner Leibeigenen, die in Petersburg oder Moskau als Weinhändler und Gasthofsbesitzer etablirt waren, zahlten ihm bis tausend, ja noch mehr Rubel jährlichen Obrok. Ich war der Sohn seines Lieblingskammerdieners und wuchs mit seinem eigenen Sohne, der mit mir gleichen Alters war, und zu dessen Gespielen ich auserkoren war, auf, und mußte auch, als er in den Jahren war, daß ihm ein Gouverneur, ein Franzose Namens Mr. Dupuis, angenommen wurde, an den Unterrichtsstunden Theil nehmen, damit der Wetteifer den Knaben zum bessern Lernen anspornen sollte.

„Mein Spielkamerad war ein vortrefflicher Knabe, schon früh entwickelte sich in seinem Herzen eine fast mädchenhafte Empfindsamkeit, und tief hatten ritterliche Ehre und unbeschränkter Edelmuth in seinem Herzen Wurzeln geschlagen. Wir wuchsen zusammen empor und immer fester ketteten uns die Bande der Freundschaft, jeder Standesunterschied war ausgemerzt, ich war nicht der Sclave und er nicht der Herr, wir waren zwei Freunde, zwei Brüder. Ich will nicht länger bei meiner Kindheit verweilen, — die Jahre vergingen, wie sie immer vergehen, einförmig, trotz ihres bunten Wechsels, aus Knaben wurden wir junge Leute, und standen unbemerkt jenem Zeitpunkte nah, den man die Thore des Lebens nennt. Mein Herr, der junge Herr, sollte sich eine Laufbahn wählen, und trat als Junker in die Gardecuirassiere, ich, der Sclave, wurde nicht darum gefragt, was ich werden wollte und wurde nach Paris in die école des arts et metiers geschickt, um mich zur Leitung einer Maschinenfabrik, welche der Vater meines Spielkameraden in der Nähe von Jaroslaw gründen wollte, vorzubereiten. Obgleich man mich nicht bei der Wahl meiner Lebenscarriere um Rath gefragt hatte, so war sie mir doch gleichsam aus dem Herzen gelesen worden, und mit ganzer Seele gab ich mich meinen Studien hin."

„Und daß du deine Zeit in Paris nicht verloren

haßt," unterbrach ihn mein Freund, „beweisen die nicht genugsam zu schätzenden Verbesserungen, welche du auf unseren Bergwerken eingeführt hast," und drückte ihm dankbar die breite, männliche Hand.

„Jahre vergingen wieder, Jahre des Studiums und der Freude, wie man sie nur in Paris kennt, ich saß einsam einst in meiner Mansarde, in meinen Büchern eifrig blätternd, als mir der Briefträger einen schwarzgesiegelten Brief brachte, er war von meinem Freunde, jetzt meinem Herrn Wladislaw Stanewitsch, das war der Name meines Jugendgespielen, den ich Ihnen noch nicht genannt habe. Er schrieb mir, sein Vater sei gestorben, er selbst, des Kriegsdienstes überdrüssig, habe seinen Abschied genommen, und sich auf sein Gut bei Jaroslaw zurückgezogen; er sehne sich nach mir, seinem Bruder und Freunde (so schrieb er) und bitte mich, wenn mich nichts in Paris zurückhalte, sobald als möglich nach Rußland zurückzukehren, zugleich war ein Wechsel auf Königswarther beigelegt, damit ich etwaige Schulden bezahlen und meine Rückreise nach Rußland bestreiten könnte."

„Ich kehrte nach Rußland zurück, und hier beginnt, was Sie vielleicht unter meiner Geschichte meinen, ich aber mein Verhängniß nennen möchte."

„Mein Herr, Wladislaw Stanewitsch, empfing mich, wie ein Bruder seinen von ihm lange Zeit getrennten Bruder empfangen würde; die Zeit hatte seine Freundschaft nicht gekühlt, nein, es schlug in seiner Brust dasselbe großmüthige, edle, liebende Herz, das einst unserer Knabenfreundschaft festgekittet hatte. Thränenden Auges verkündigte er mir den Tod seines Vaters und reichte mir zugleich ein gefaltetes Papier hin, mir sagend:

„Hier, nimm dies Papier, das, wornach ich mich seit meiner Kindheit sehnte, ist erfüllt, früher lag es nicht in meiner Macht, es zu thun, jetzt bist du mir gleichgestellt, denn du bist frei."

„O! wer nach Jahren der Sclaverei in einem freien Lande gelebt hat, und wieder zurückkehrt, um an seine Kette geschmiedet zu werden, kann es fühlen, kann es sagen, was das Wort Freiheit bedeute. Wie hoch, wie freudig schlug auch mir das Herz, doch konnte ich, sagen Sie, konnte ich meine Freiheit von meinem Bruder, von meinem Freunde annehmen? War es keine Beleidigung, kein Zweifel gegen ihn, der mich so sehr liebte, wenn ich dieses Papier, das mich zwar durch die lockern Bande der Dankbarkeit an ihn fesselte und mich doch auf ewig von ihm trennte, annahm? Ich wies das Papier, das meine Freiheit war, zurück, so sehr er auch in mich drang, und glaubte recht gethan zu haben, er aber sah mich trüb und kopfschüttelnd an, zog mich an sein Herz, drückte mich fest an seine Brust und sagte, mit einem bitteren Ausdruck, der mir aber tief, tief in das Herz drang:

„Edler, großmüthiger Freund, soll ich, den du immer den unverbesserlichen Schwärmer nanntest, vernünftiger sein, als du, der praktische Mathematikus? Weißt du nicht, daß ich heute lebe, und morgen, morgen; nein, nicht morgen, doch vielleicht in kurzer Zeit, dich einem andern Herrn, und welchem! werde abtreten müssen. Nein, das soll nicht geschehen, wird nimmermehr geschehen, und in seiner Stimme war so viel Festigkeit, wie ich niemals bei ihm gehört hatte."

„Er vertraute mir, er liebe, und in seiner Liebe lag ein Hinderniß, das nur bei den verworrenen sozialen Verhältnissen unseres Rußlands möglich ist. Doch davon bald, was ich erzähle, ist Wahrheit, und es reiht sich in ihr Alles, wie in der Kette, Ring an Ring, an."

(Fortsetzung folgt.)

---

# Lüneburgs Selbstbefreiung im Jahre 1371.

Historische Erzählung

von

Adolf Benecke.

## Einleitung.

Es war im Jahre 1235, als der seit so langer Zeit entbrannt gewesene unheilvolle Streit der Welfen und Waiblinger in Deutschland endlich dadurch beigelegt ward, daß der Herzog Otto mit dem Beinamen „das Kind" sein Herzogthum Braunschweig und Lüneburg und all sein Eigenthum dem deutschen Reichsoberhaupte, dem Kaiser Friedrich II. übergab, um diese Lande alsogleich aus dessen Händen — als Reichslehen für Söhne und Töchter — wieder zu empfangen.

Die Söhne des Herzogs Otto, Johann und Albrecht, regierten nach dem Tode des Vaters Braunschweig-Lüneburg gemeinschaftlich, beschlossen aber schon nach wenigen Jahren, die ererbten Lande zu theilen, und 1269 kam solche Theilung dergestalt zu Stande, daß Johann die Lüneburger-, Albrecht aber die Braunschweiger-Lande erhielt. Als nun letzterer im Jahre 1277 verstorben und dessen Sohn Otto, „der Strenge" benannt, Lüneburg weise und in allen Ehren regiert hatte, kam 1330 nach seinem Tode Wilhelm zur Herrschaft dieses Theils der Welfenlande.

Wenden wir uns nun jetzt zu der Braunschweiger Linie.

Albrecht hinterließ sechs Söhne, von denen die drei Jüngsten in den geistlichen Ritterstand traten, während die älteren Drei das Land wieder so unter sich theilten, daß Heinrich, der Erstgeborne, Grubenhagen, der Zweite, Albrecht, das Land Oberwald (Göttingen), und Wilhelm, der Jüngste, Braunschweig und Wolfenbüttel erhielt.

Blicken wir auf Albrecht. Dieser, auch „der Feiste" benannt, erhielt nach dem Tode seines Bruders Wilhelm, der im Jahre 1292 stattfand, auch dessen Erbtheil, so daß er sich jetzt im Besitz der Herrschaft über Braunschweig, Wolfenbüttel und Oberwald sah. Als auch er 1318 starb, folgten ihm seine drei Söhne, Otto, Magnus und Ernst, und auch diese regierten anfänglich gemeinschaftlich; nach dem Tode Otto's nahmen aber die beiden Brüder abermals eine Theilung vor, dergestalt daß Magnus Braunschweig und Wolfenbüttel, Ernst dagegen Oberwald erhielt.

Magnus — das Volk nannte ihn mit Recht „den Frommen," — vermählte sich im Jahre 1327 mit Sophia, einer Tochter des Markgrafen Heinrich von Brandenburg-Landsberg, durch welche Verbindung er in nahe Beziehungen zu Kaiser Ludwig dem Bayer, einem Bruder der Mutter Sophia's, trat. In Folge dieser Verwandtschaft und aus Zuneigung zu der ehelichen Wittwe des Magnus, wie auch um letzterm einen Beweis seiner Freundschaft zu geben, belehnte der Kaiser seinen Schwager mit der Mark zu Landsberg, der Pfalz zu Sachsen, der Burg zu Lauchstädt nebst Sangerhausen, knüpfte an diese Belehnung aber die ausdrückliche Bedingung, diese Lehen weder zu verpfänden noch

zu verkaufen, da sie allein den Erben seiner Nichte bleiben sollten. Aber trotz dieses ausdrücklichen Vorbehalts sah sich der Herzog in Folge der vielen Fehden, zu denen ihn seine unruhigen Unterthanen zwangen, genöthigt, nicht nur einen Theil der ebengenannten Lehen, sondern auch eine nicht unbeträchtliche Anzahl seiner eigenen zum Lande Braunschweig-Wolfenbüttel gehörigen Güter und Burgen theils zu verpfänden, theils zu verkaufen.

Mit Stolz und ruhiger Zuversicht blickte er daher auf seinen Sohn Magnus, hoffend, daß dieser, ein so ritterlicher Jüngling, die verpfändeten Burgen und Vesten wiederum erwerben und durch strafferes Anziehen der Zügel der Regierung seine Unterthanen im Zaum halten und so das durch so viele und schwere Fehden und Kämpfe verwüstete Braunschweiger-Land nicht nur im Innern, sondern auch nach außen hin verbessern und vergrößern werde. Diese seine Hoffnung gewann neue Nahrung, als der Sohn im Jahre 1348, auf dringende Bitten des Bischofs Heinrich von Hildesheim, diesem Beistand bei Belagerung der den Herren von Schwicheldt gehörigen Burg Wallmoden leistete, und es nur seiner Kühnheit und Klugheit zu danken war, daß die Veste trotz der tapfersten Gegenwehr der Besitzer, trotz der fast unmöglich erscheinenden Uneinnehmbarkeit erstiegen und die Herren von Schwicheldt, nachdem sie dem Hildesheimer Stifte große Lösesummen gezahlt hatten, vertrieben wurden.

Aus Freude über solch glänzende Waffenthat vertraute Herzog Magnus der Fromme seinem Sohne kurz darauf die Vogtei über das Lehen des Kaisers, über Sangerhausen, an. Das war aber der Verderb des jüngeren Magnus. Viele in damaliger Zeit herumirrende, von ihren Burgen verjagte Ritter — meistens wüstes Volk, die ihre Lust nur im Raufen und Trinken fanden, — drängten sich an den jungen Fürsten und verleiteten ihn zu den nutzlosesten Fehden, — Fehden, die das schon so verwüstete Land in eine noch traurigere Lage brachten und zu den lautesten Klagen der von denselben Betroffenen Anregung gaben, den älteren Magnus aber veranlaßten, seinem Sohne zuerst mildtadelnde Vorwürfe, und da diese nichts fruchteten, die ernstlichsten Mißbilligungen zu Theil werden zu lassen. Da auch diese unbeachtet blieben, drohte der Herzog dem Sohne, falle er ihm in die Hand, ihn gleich dem niedrigsten Troßbuben und Verbrecher an den nächsten Baum henken zu lassen. Als man dem jungen Fürsten solche Drohung kundthat, soll er hohnlächelnd gerufen haben, indem er eine silberne Kette um seinen Hals legte: „Was höre ich? will mich mein Vater fahen und henken, so henke er mich wenigstens mit dieser silbernen Kette und nicht, wie es eines Herzogs Sohn schlecht anstehen würde, mit einem hänfenen Strick."*)

Von diesem Tage an nannte man den jungen Fürsten torquatus (mit der Kette); der Vater aber erklärte ihn seiner Anrechte an Braunschweig-Wolfenbüttel als einen der Herrschaft des Herzogthums nicht würdigen Mann für verlustig und bestimmte seinen zweiten Sohn, den sanften und friedliebenden Ludwig, ganz das Gegentheil des heißblütigen und wilden Bruders Magnus Torquatus, zum Nachfolger. Diesem Ludwig war auch die Herrschaft über ein anderes Land, über Lüneburg bestimmt.

Dem bereits oben genannten Herzoge Wilhelm war nämlich trotz zweimaliger Vermählung kein männlicher Nachkomme geboren. Da er sich schon im hohen Alter befand und auf das Glück, noch einen Sohn zu erhalten, wohl verzichten mußte, sah er sich genöthigt, an die Feststellung der Erbfolge zu denken. 1339 hatte sich seine älteste Tochter mit dem Herzoge Otto von Sachsen, dem Sohne des Kurfürsten Rudolf, vermählt, während Mathilde, die jüngere, noch in Lüneburg weilte. Der sehnlichste Wunsch Wilhelms, sein Land seinen Leibeserben zu belassen, wie Einige auch behaupten, wegen Zwiespalts mit seinem braunschweigischen Vetter Magnus dem Frommen, oder aus Antrieb des Kaisers Karl IV., der mit dem Kurfürsten von Sachsen im freundlichsten Vernehmen stand, auf die Braunschweiger Herzöge dagegen seinen ganzen Haß geworfen, indem diese seinem ehemaligen Gegenkaiser Ludwig dem Baier innig befreundet gewesen, veranlaßten Wilhelm, den Sohn seiner ältesten Tochter, den Herzog Albrecht von Sachsen, zum Nachfolger zu ernennen, und er richtete an den Kaiser demnach das Gesuch, diesen seinen Enkel nach seinem Tode mit den Lüneburger Landen zu belehnen.

Ungerecht ist dieser Beschluß jedenfalls zu nennen, denn die Welfenlande sind trotz der vielfachen Theilungen Lehen zur gesammten Hand; stirbt mithin die eine Linie aus, so fällt die Herrschaft an die nächste Linie. Dem kann man entgegenhalten: Braunschweig-Lüneburg ist ein Kunkellehen, und konnte der Sohn der Tochter Wilhelms daher wohl erben; aber bei der Belehnung war auch ausdrücklich bestimmt, daß die weibliche Linie erst dann ein Recht auf die Herrschaft beanspruchen konnte, wenn die gesammte männliche Nachkommenschaft sämmtlicher Linien ausgestorben war, und dieser Fall lag nicht vor.

Doch der Kaiser kehrte sich nicht an die einzelnen Bestimmungen des Lehnbriefes, und betrachtete die Lüneburger Lande im Falle des Absterbens Wilhelms als ein an das Reich zurückgefallenes Lehen.

Albrecht von Sachsen, der sehr wohl einsah, daß er nie in den Besitz des ihm von seinem Großvater zugedachten Landes kommen würde, hielte er sich der Genehmigung und des Beistandes des Kaisers nicht versichert, zog mit den Brüdern seines Vaters, Wenceslaus und Rudolf, nach Prag an den Hof des Reichsoberhaupts und bat um Bestätigung des Gesuchens Wilhelms. Seine Bitte ward gewährt. Am 3. Oktober 1355 belehnte ihn der Kaiser auf den Fall, daß der derzeitige Herzog ohne Hinterlassung männlicher Nachkommenschaft sterben sollte, feierlichst mit dem Lande Lüneburg.

Als Wilhelm nun sah, wie so schnell seinem Wunsche gewillfahrt ward, nahm er die Frage der Erbfolge nach einmal in genaue Erwägung und mußte sich nun wohl selbst gestehen, wie übereilt er gehandelt und welche große Zurücksetzung die Braunschweiger Vettern durch des Kaisers Belehnung erleiden würden. Seine Umgebung ergriff auch für Braunschweig Partei, und Wilhelm entschloß sich, zu Gunsten dieses Landes seine erste Bestimmung wegen der Erbfolge zurückzunehmen. Als sich daher seine jüngste Tochter Mechtilde am 23. Juni 1355 mit ihrem Vetter Ludwig, dem jüngsten Sohne Magnus des Frommen, verlobte, wurden in Celle zwei Urkunden ausgefertigt, deren eine besagte, daß, sterbe Wilhelm söhnelos, einer der Söhne des Braunschweiger Herzogs sein Erbe sein sollte, während durch die andere bestimmt ward, daß seine Tochter Mechtilde

*) Rethmaier, Braunschw.-Lüneburg. Chronik, S. 638.

Lüneburg als Mitgift erhalten würde. Magnus der Fromme ließ dagegen eine Schrift aufsetzen, in welcher er bestimmte, daß er, da sein Sohn Ludwig vom Lüneburger Herzoge zum Nachfolger ernannt sei, diesen, nämlich Ludwig ohne Berücksichtigung dessen Brüder, damit die Welfenlande wiederum unter einen Hut kämen, auch zu seinem Nachfolger ernenne.

Nach diesen Bestimmungen nahm Ludwig schon bei Lebzeiten seines Oheims und Schwiegervaters Theil an der Regierung Lüneburgs und fertigte sämmtliche Urkunden gemeinschaftlich mit diesem aus.

Dieß war nun soweit Alles gut; jetzt aber erhob Albrecht, als unrechtmäßig zurückgesetzt, beim Kaiser die heftigsten Beschwerden und ersuchte diesen um Schutz und Recht. Karl IV. nahm sich seiner auch an, und Wilhelm ward nach Prag zur Rechtfertigung seiner Handlungsweise vorgeladen. Da der Herzog nicht erschien, belegte ihn der Kaiser mit der Reichsacht und der Bischof von Minden that ihn in den Bann der Kirche.

Um diese Zeit starb der sanfte und friedliebende Ludwig und fand seine letzte Ruhestätte in Wienhausen, einem in der Nähe von Celle belegenen Kloster, und dem ältern Magnus blieb jetzt nichts übrig, als seinen ältesten Sohn, Magnus Torquatus, trotz der früher von ihm gegen denselben ausgesprochenen Unwürdigkeit zur Regentschaft, zum Nachfolger zu ernennen, und Wilhelm von Lüneburg that dasselbe wegen seiner Lande.

Sobald dieß geschehen, eilte Magnus Torquatus nach Lüneburg an das Hoflager Wilhelms und gelobte heilig und fest, alle Rechte und Berechtigungen, namentlich die der Bürger Lüneburgs und der Sülzbegüterten, nicht weniger die der Rathmänner und Bürger Hannovers ganz und gar unangetastet zu lassen. Auch ward bestimmt, daß Braunschweig und Lüneburg von jetzt an ungetheilt erhalten und immer von dem ältesten Herren der beiden Linien regiert werden sollte; eignete sich dieser nicht zur Regierung, so hätten die fürstlichen Räthe einen Thronfolger zu erkiesen, und käme man auch wegen dieses nicht zur Einigung, so sollte derjenige die beiden Herzogthümer erhalten, der einstimmig vom Rathe der Städte Braunschweig, Lüneburg und Hannover gewählt werden würde.

Darauf ward dem Magnus Torquatus von der Stadt gehuldigt, jedoch nur unter der Bedingung, daß er den Sachsenherzog Albrecht abfinden, und gelinge ihm dieses nicht, der Vorladung, die vor Kurzem an Wilhelm ergangen, folgen würde. Der Rath Lüneburgs richtete hierauf an den Kaiser ein Schreiben, in dem er diesem meldete, daß die Stadt auf Befehl des Landesherrn dem Braunschweiger Herzog gehuldigt habe, und man jetzt um Angabe der ferneren Handlungsweise, nach welcher Rath und Stadt bei Ehren verbliebe, in aller Unterthänigkeit bitten dürfte. —

Nachdem sich Magnus Torquatus des Thrones sicher sah, setzte er sein früheres Leben ärger denn je fort und kam dadurch in die widerwärtigsten Lagen. Die größte Fehde, in die er verwickelt ward, und zwar auf Anstiften des Bischofs Albrecht von Magdeburg, war die mit dem Hildesheimer Bischof Gerhard, — eine Fehde, die das größte Unheil und Verderben über die Stiftslande brachte und mit der gänzlichen Niederlage und Gefangennehmung des Herzogs in der Schlacht bei Dinklar, einem in der Nähe von Hildesheim liegenden Dorfe, endete. — Die Lösesumme, die der Bischof forderte, war so groß, daß Magnus Torquatus zur Herbeischaffung derselben die Mitgift seiner Mutter, die Herrschaften Landsberg und Sangerhausen, verkaufen mußte *).

Als der ältere Magnus von der schmählichen Niederlage seines Sohnes Kunde erhielt, ergriffen ihn Gram und Kummer so, daß er schon im folgenden Jahre starb, und Wilhelm von Lüneburg folgte ihm nach wenigen Monden.

Magnus Torquatus betrachtete sich jetzt als alleinigen Herrn der Braunschweig-Lüneburger Lande und begann seine Regierung mit den schreiendsten Ungerechtigkeiten, der ärgsten Willkür. Nichts war ihm heilig, kein Recht, keine Berechtigung, keine Freiheit der Bürger erkannte er an.

In Lüneburg herrschten bei solchem Verfahren des Herzogs die verschiedensten Stimmungen; die Friedliebenden wünschten Ruhe und ließen sich deshalb gern mehr als billig gefallen, die von den Gewaltthätigkeiten des Magnus Torquatus aber ärger Betroffenen, auch dem gerechten und gemäßigten Albrecht günstig gesinnt, wünschten dringend, daß dem Schreiben des Kaisers, das jetzt auf das vom Rathe der Stadt vor einiger Zeit wegen ferneren Verhaltens an das Reichsoberhaupt abgesandte Gesuch eingegangen war, und durch welches den Lüneburgern bei Vermeidung der schwersten Ahndung kaiserlicher Seits und bei Verlust aller Rechte, Freiheiten und Berechtigungen befohlen ward, dem vom Kaiser mit den Lüneburger Landen belehnten Herzoge Albrecht von Sachsen, nicht aber dem Magnus Torquatus Gehorsam zu leisten, gefolgt würde.

So standen die Sachen in der Zeit, in der unsere Geschichte beginnt. —

(Fortsetzung folgt.)

## Würzburger Stadttheater.

Freitag, 1. Januar. „Wilhelm Tell", Oper von Rossini. Das neue Jahr wurde auf der Bühne mit einem von Herrn Direktor Hahn trefflich gesprochenen Prolog auf die dermalige politische Lage Deutschlands mit sinniger Beziehung auf die im Schooße der Zeit verborgenen Loose, Krieg oder ehrenvollen Frieden, eröffnet, welchem sich die anerkannt beste Oper Rossini's, Wilhelm Tell, in bezeichnender Weise anreihte. Die Direktion hat die erstmalige Aufführung dieses Kunstwerkes im Abonnement gegeben und dadurch den billigen Wünschen der Abonnenten Rechnung getragen, was nach so mancher Vernachlässigung der denselben schuldigen Rücksichten allgemeine Anerkennung gefunden hat. Wenn wir den Wunsch aussprechen, daß auf diesem löblichen Wege für die zweite Hälfte der Saison fortgefahren werden wolle, so geben wir nur der Erwartung des größten Theils der Abonnenten Ausdruck, wozu wir uns im Interesse der letzteren verpflichtet erachteten. Was nun die Aufführung des Tell selbst anlangt, so war solche in Berücksichtigung der

*) Auch der Bischof von Magdeburg mußte zur Lösung seiner gefangenen Vasallen 6000 Mark geläuterten Silbers bezahlen. Im Ganzen flossen 13,000 Mark in den Hildesheim'schen Stiftsschatz. Der Bischof Gerhard erwarb mit solcher Summe die Schlösser Coldingen und Wiedelburg, erbaute die Carthause zu Hildesheim, schenkte der Mutter Gottes einen goldenen Becher, den er dieser, würde sie ihm Sieg verleihen, vor der Schlacht gelobt hatte, und ließ endlich das mittlere Dach des Domthurmes mit feinem Golde bekleiden.

hiesigen Opernkräfte ein Wagniß, welches nur in der Voraussetzung auf Erfolg rechnen konnte, als das Publikum den beschränkten hiesigen Bühnenmitteln billige Nachsicht schenken, sich vorzugsweise mit der Musik begnügen, im Uebrigen in vielen Beziehungen den Willen für das Werk selbst hinnehmen würde. Glücklicherweise war diese Berechnung keine unrichtige und ihr wichtigster Faktor, die vortreffliche Musik des berühmten Meisters Rossini, hat sein ganzes Gewicht bei der heutigen Aufführung geltend zu machen gewußt. Die Ouverture schon, ein meisterhaft gelungenes Tongemälde, hat das überfüllte Haus in eine sehr günstige Stimmung versetzt, welche bis zum Schlusse der Oper angehalten hat. Die Ouverture wurde recht gut exekutiet und namentlich in den hervorragenden Oboe- und Flötensätzen in der zweiten Hälfte trefflich gespielt. Die Aufführung der Oper selbst hatte neben vielen Schattenseiten doch mehrfache Lichtpunkte, als welche wir besonders das Duett zwischen Tell und Arnold im ersten, das Terzett zwischen diesen und Walter im zweiten und die durch das edle schöne Spiel des Tell und Gemmy gehobene Szene beim Apfelschuß im dritten Akte hervorheben. Hr. Otto hat auf die Titelrolle vielen Fleiß gewendet, konnte aber doch diese schwierige Gesangs-Parthie nicht in allen Theilen bewältigen; Hr. Wagner hat den Arnold im Ganzen ziemlich gut gesungen, wurde aber mehrmals von seiner Stimme im Stiche gelassen; Hr. Sesselberg als Walter und Frl. Rottmayer als Gemmy haben ihre Aufgabe befriedigend gelöst, und hat letztere namentlich durch ihr angemessenes natürliches Spiel gefallen. Wenn es Frl. Ruhr nicht gelingen wollte, in der Mathilde einen besonderen Erfolg zu erzielen, so liegt das wohl zunächst in der Rolle selbst, welche die am schwächsten motivirte und begabte in der ganzen Oper ist.

Die übrigen Rollen sind theils zu klein, theils waren sie zu schwach vertreten, um für dieses Mal eine besondere Beachtung zu verdienen. Wir schließen deshalb und empfehlen nur für die Wiederholung der Oper allen Mitwirkenden die größtmöglichste Sorgfalt, da nur dann sich eine wesentliche Besserung erwarten läßt. —δ—

Würzburg, 29. Dez. Verflossenen Sonntag wurde auf unserer Bühne Raimunds schönes Zaubermächen „Der Verschwender" mit Musik von C. Kreutzer gegeben.

Wiewohl im Allgemeinen Manches bei der Aufführung dieser Vorstellung einzuwenden wäre, welches nur zu sehr angedeutet, daß zum vorzüglichen Gelingen eines solchen Zauberstückes mehr Proben, d. h. mehr Zeit erfordert werde, so wollen wir hier nur Einiges im Vorübergehen erwähnen. Eine Folge dieser zu kurzen Vorbereitungen mag es sein, daß vielleicht ein Stichwort falsch gegeben wurde, in dessen Folge in einer Scene mit dem Geiste Azur sowohl dessen Gesang, wie ein Chor — was doch die Handlung des Stückes dem Publikum gegenüber motivirt — gänzlich weg blieb. Auch scheint es uns, daß die schöne Fee Cheristane im Eifer ihres Vortrags, des guten Flottwells Alter zu hoch steigerte: doch was darf sich eine so liebenswürdige Fee nicht Alles erlauben? — Abgesehen hiervon, so that das Bühnenpersonal in dieser Vorstellung sein Möglichstes zum Gelingen des Ganzen, welches Streben auch gebührende Anerkennung verdient.

Hr. Lohmann gab den Verschwender mit der vornehmen Gleichgültigkeit eines gebornen Millionärs, der Tausende vergeudet und keine Ahnung hat, wie so mancher Schweißtropfen, manche Thräne oft an der kleinsten Summe klebt, die sich der Dürftige erringt. — Raimund wußte in dieses Zaubermährchen eine tiefe Moral zu verflechten, die wir wünschten, daß sie nicht spurlos an manchem reichen Zuschauer vorüber geflogen sein möchte.

Auch Frln. Becker als Fee Cheristane, Hr. Sesselberg als Geist Azur, Hr. Asché als Kammerdiener Wolf und Hr. Döbelin als Chevalier Dumont, thaten, wie schon oben gesagt, das Ihrige zur guten Vollendung des Ganzen. Vorzüglich hervorgehoben zu werden verdient aber die Ausführung der Rolle des Valentin durch Hrn. Siman, welche mit wahrem Humor ausgeführt wurde — da sah man keine durch possirliche Sprünge, durch verzerrte Grimassen und dergleichen an den Haaren herbei gezogene Komik, sondern die Bewegungen waren natürlich, wie man sie im wirklichen Leben findet, weßhalb auch allgemeiner Beifall und mehrfacher Hervorruf den würdigen Künstler lohnte. Auch Frau Kißner als Rose stand dem Valentin würdig zur Seite. Das Publikum verließ befriedigt das Haus. — Möchte uns recht bald wieder eines dieser freundlichen Zaubermärchen vorgeführt werden. R.

---

## Miscellen.

(Der blaue Montag.) Die Würzburger Schneidersgesellen geriethen an einem Sonntage mit den Schustersgesellen in heftigen Streit, der zuletzt in den erbittertsten Faustkampf überging. Die Schneider wurden als die schwächeren besiegt und trugen am andern Tage Alle blaue Mäler auf ihren Gesichtern herum. Da sie sich unfähig zum Arbeiten fühlten, so feierten sie am Montage, was später allgemeine Sitte ward. Daher hieß es, wenn Einer am Montage nicht arbeitete: „Der macht einen blauen Montag". Nach heut zu Tage will sich (nicht allein bei den Schneidern in Würzburg), trotz der strengsten Verbote und Maßregeln, der blaue Montag nicht ganz verbannen lassen.

(Schöppners Sagenbuch.)

*

(Eine Lebendig-Begrabene.) Wie „Magyar Sajto" berichtet, wurde in der Gemeinde Illye Falu im Haromszeker Stuhl in Siebenbürgen bei Gelegenheit der Aushebung der Fundamente für den Bau einer neuen Kirche ein beinahe unversehrter Sarg aufgefunden, in welchem man nach Oeffnung desselben einen auf dem Gesicht liegenden weiblichen Leichnam mit zum Gebete gekreuzten Händen fand. Nach den Erinnerungen des dortigen Seelsorgers dürfte die Unglückliche Scheintodte vor ungefähr 15 Jahren, wo in jener Gegend die Cholera herrschte und man es mit der Todtenbeschau nicht genau nahm, begraben worden sein.

---

## Berichtigung.

In Nr. 103 d. Bl. ist auf Seite 416 Zeile 15 „graß" statt „groß" zu lesen.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: R. Baudorf.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

**№ 2.** Mittwoch den 6. Januar **1864.**

## Der Warnak.

### Eine Erinnerung aus Sibirien.

Originalnovelle

von

Paul Fuchs.

(Fortsetzung.)

Es war Abend geworden, plötzlich fuhr mein Freund auf und sagte:

„Ich hätte, aus Freude dich wiederzusehen, es bald vergessen, daß wir hin müssen. Iwan, du mußt mich zu der, die ich liebe, der ich mein ganzes Herz, — das Herz der Liebe, nicht das der Freundschaft, denn das gehört dir — geweiht habe, begleiten. Nicht wahr, du wirst das thun? Doch ich bitte dich, ich flehe dich darum, nichts von unseren Verhältnissen, du bist mein Freund, mein Bruder, wie du es stets gewesen bist, und stets es bleiben wirst. Nicht wahr, du wirst kein Wort sagen, in welchen Verhältnissen leider die Vergangenheit uns gezwungen hat, zu einander zu stehen?"

Ich versprach es und wir fuhren mit einander zu seinen Bekannten.

Schon graute der Abend, schon tauchte sich die Sonne mit ihren goldig-rothen Strahlen in die Tscheksna, die sich, Rybinsk gegenüber, in die Wolga ergießt, als wir ein Gehöft erreichten, das nicht gerade zu den glänzendsten der Gegend gezählt werden konnte. Es war ein kleines, hölzernes Haus, alt und baufällig, von einigen Lehmhütten umgeben, in welchen das Hofgesinde wohnte, und an welches sich einige Dutzend ebenso baufälligere Lehmhütten lehnten, welche das Rittergut der eben so armen, als ahnenstolzen Fürstin Starodomoff, der letzten Enkelin jenes Fürsten Starodomoff, der eine eben so glänzende als vergängliche Rolle unter Peter I. gespielt hatte, umgaben. Als wir in den grasbewachsenen Hofraum, in welchem Gänse und Enten in friedlicher Eintracht mit Puterhähnen und Hühnern ein spärliches Futter suchten, einfuhren, leuchtete das Gesicht meines Freundes in plötzlicher Wonne auf, er drückte meine Hand und sagte mit freudestrahlendem Gesichte, als blühe ihm hier die Wunderblume des Glückes:

„Jetzt wirst du sie sehen, denn sie ist hier; hier wohnt die, welche ich mehr als mich selbst, mehr als mein Leben liebe."

Wir traten in's Gastzimmer. An einem runden Tische, auf welchem der treue Abendfreund des Russen, der Samowar, stand, saß nachlässig und halbliegend auf einem Sopha eine alternde, doch, dem Anscheine nach, noch sehr kokette Frau. Obgleich zu Hause und in einem Dorfe, wo sie wenig auf Besuch hoffen konnte, war sie in ein dunkelrothes, seidenes Kleid gehüllt, ihre eingefallenen Wangen waren geschminkt, und dunkle, schwarze Locken kräuselten sich auf ihrem Gesichte herab, während graue Haare unter der, mit bunten Bändern geschmückten Haube hervorblickten und die Lüge der schwarzen Locken bezeugten. Mir war die ganze Erscheinung dieser alten Putznärrin, auf deren Gesichte die Falschheit und zugleich der hämisch-süßliche Ausdruck, der den Affen eigen ist, sich malte, widerwärtig; und mich ekelte es fast, als ich ihr, nach russischer Sitte, die Hand küssen mußte.

Einen grellen Kontrast mit der alten affenartigen Frau bildeten zwei Mädchen, die sich ebenfalls im Gastzimmer befanden, die eine, eine hohe schlanke Brünette, in deren Augen des Südens Gluth mit wildem Feuer der Leidenschaft brannte, saß am Klavier und phantasirte, als wir eintraten, doch sie war aufgestanden und ging meinem Freunde entgegen, ihm nach englischer Art die Hand reichend.

Das andere Mädchen war eine reizende Blondine mit blauen Augen, deren Farbe nichts mit der aschgrauen Tinte gemein hatte, welche den nordischen Himmel ebenso traurig und unfruchtbar, wie die nordische Natur, erscheinen läßt; nein, in ihnen war dasselbe dunkle Azur, das den Himmelsdom überzieht, wenn er sich des Abends in dem Golf von Bajä spiegelt. Sie saß in der Nähe der ältern am Theetische und häkelte, einen Augenblick hatte sie diese dunkelblauen Augen, von denen ich eben gesprochen habe, aufgeschlagen, als wir eintraten, hatte einen tiefen, doch flüchtigen Blick auf meinen Freund geworfen, eine dunkle Gluth hatte ihre Wangen überzogen, um so schnell wie der Hauch von einer spiegelglatten Stahlklinge zu verschwinden, und sie arbeitete weiter, als ob sie uns nicht bemerkt. Als mein Freund zum Tische trat und sie begrüßte, antwortete sie blos mit einem leisen Kopfwinken. Ich wurde der Fürstin als ein eben aus Paris angekommener Civilingenieur vorgestellt, wobei die gnädige Fürstin herablassend zu winken geruhte, und mir dann die beiden Mädchen vorstellte, die Brünette als ihre Nichte, die Gräfin Melanie Rostworowski, die schüchterne Blondine jedoch einfach als Mademoiselle Eugenie. Ich sah letztere an, sie war zu jung, um die Gouvernante der Gräfin zu sein, es mußte also wahrscheinlich eine Gesellschafterin sein, ein Zwitterding zwischen Freundin und Sclavin. Und ich hatte mich nicht geirrt, sie war die

Freundin der Gräfin, die Sclavin jedoch, die Sclavin im vollen Sinne des Wortes, der alten Fürstin.

Sie war mit der Gräfin Melanie erzogen worden, wie ich mit meinem Freunde Wladislaw, und durch einen sonderbaren Zufall verband beide Mädchen eine ebenso feste und zärtliche Freundschaft wie die, welche uns an einander kettete. Melanie war arm, ebenso wie ihre Tante, die alte Fürstin, aber eben diese Armuth, welche letztere gezwungen hatte, ihre Nichte auf dem Dorfe, fern von dem seelenverpestenden Einfluß der beiden russischen Hauptstädte zu erziehen, hatte deren Herz die Reinheit einer Feldblume bewahrt, sie blickte um sich nicht wie die stolze Gartenrose; um sie verbreitete sich des Veilchens zarter, wonniger Duft. Und doch blickte sie, die schwarzäugige Schöne, mit stolzem Selbstbewußtsein auf die Welt, sie schämte sich ihrer Armuth nicht, wie sich der spanische Hidalgo in seinen zerrissenen Mantel hüllt und sich für ebenbürtig den Großen dieser Erde hält. Ein sonderbares Verhältniß fesselte sie an die sanfte, schüchterne Eugenie, sie sah in ihr eine zarte Pflanze, welche der leiseste Lufthauch knicken würde und hatte sich das Wort gegeben, ihre bescheidene, von der tyrannischen Alten eingeschüchterte Freundin zu schirmen und zu schützen, ein Wort, das sie treu und redlich hielt.

Als Wladislaw Stankewitsch in sein Dorf zog, wußte die alte Fürstin, welche von seinem Reichthum gehört hatte, und sich durch sein Geld ein sorgenfreies Leben bereiten wollte, ihn in ihr Haus zu locken, sie wollte ihn mit ihrer Nichte verheirathen. Wladislaw kam in ihr Haus, wurde dort ein täglicher Besucher, und liebte — doch zog ihn sein Herz nicht zu der feurigen, schwarzäugigen Gräfin, nein, sympathetisch schlug sein Herz für die blonde, unterdrückte Sklavin. Melanie hatte bald seine Liebe zu der Gespielin ihrer Kindheit bemerkt, einen Augenblick drang der Pfeil der Eifersucht in ihr Herz, doch nur einen Augenblick, mit starker Hand zog sie ihn aus demselben, sie fühlte, sie könne Freundschaft nur zu dem weichherzigen jungen Manne hegen, fühlte, daß sein Charakter sympathetischer zu dem Eugenien's passe, und schwor in ihrem Herzen einen heiligen Schwur, der Schutzengel beider Liebenden zu sein. Ja, der Schutzengel, denn wehe, wenn die Tante es erführe, daß Wladislaw nicht wegen ihrer Nichte, sondern wegen ihrer Sklavin ihr Haus besuche; mißlungene Berechnung, beleidigter Stolz konnten die alte Megäre zu Allem fähig machen und Melanie zitterte, nicht für Wladislaw, denn er war Mann, aber für ihr gutes, sanftes Täubchen, wie sie Eugenie nannte.

Dies Alles erfuhr ich aber erst später, theils durch Mittheilungen meines Freundes, theils durch eigene Beobachtung, jetzt will ich aber zu meinem ersten Besuche bei der Fürstin zurückkehren.

(Fortsetzung folgt.)

# Lüneburgs Selbstbefreiung im Jahre 1371.

Historische Erzählung

von

Adolf Benecke.

## I.

An einem Abend, der einem bitterkalten Dezembertage des Jahres 1369 gefolgt war, ging es im Rathskeller der alten Stadt Lüneburg gar laut zu. Hinter den roh gearbeiteten Eichentischen erblickte man heute nicht nur die täglichen Gäste, sondern auch Manchen, den man sonst gewiß nicht in der Herberge treffen konnte, sah man vor der mit dem herrlichsten Gerstensafte gefüllten Kanne sitzen, und die Bedienung und Befriedigung einer solchen Menge durstiger Kehlen verursachten dem feisten Wirthe Jörg Menzel gar große Anstrengung und Arbeit, so daß ihm das dicke Fettantlitz erglänzte, und er sich oft mit dem Sacktuch die schweißtriefende Stirn trocknen mußte.

Heftig und eifrig ward dabei von den Gästen hin und her geredet und häufig eine Meinung oder Behauptung von diesem oder jenem mit einem mächtigen Faustschlag auf den Tisch, daß das Bier hoch aufspritzte, bekräftigt.

„Ja, ja," hub jetzt der Bäcker Dietrich Eggert, eine in der Stadt wegen seiner großen Kraft und Kühnheit gar wohl bekannte Person an; „Ihr mögt reden, so viel Ihr wollt, ich bleibe dabei, der Herzog Albrecht von Sachsen ist und bleibt unser rechtmäßiger Herr; nicht allein, daß er von unserm verstorbenen Herzog Wilhelm — Gott habe ihn selig! — zuerst zum Nachfolger ernannt, nein, es ist auch der entschiedene Wille unseres allergnädigsten Herrn, des Kaisers, daß Albrecht und kein anderer die Lüneburger Lande erhält."

„Nein, dem ist nicht so," rief jetzt der Waffenschmied Curd Ubel; „der Herzog Wilhelm hat, wie Ihr auch alle recht gut wißt, noch wenige Jahre vor seinem Tode, den Braunschweiger Herzog zum Nachfolger bestimmt und durch diese andere Bestimmung die erste Ernennung des Sachsenherzogs null und nichtig gemacht."

„Und ist deshalb vom Kaiser mit der Acht und vom Bischof von Minden mit dem Bann der Kirche belegt," fiel Eggert dem Redenden in's Wort.

„So, du verstehst's!"

Immer heftiger geriethen die Männer an einander, und es war nahe daran, daß sie ihre Meinungen mit „schlagenden Beweisen" bekräftigten, als sich die Thüre des Rathskellers öffnete, und ein neuer Gast, eine eigenthümliche Figur eintrat. Ein weiter brauner Mantel bedeckte seine magere Gestalt, — eine Gestalt, der alles Fleisch zu fehlen und die daher wie ein Knochengestell, über welches eine pergamentene Haut gespannt war, erschien. Dem Haupte mangelte fast jeder Haarwuchs und nur über den Ohren bezeichneten zwei dünne weiße Locken, daß auch diesen Kopf einst ein solcher Schmuck geziert hatte. Die stechenden grauen Augen und die scharf gebogene Nase gaben dem ganzen Antlitz daneben fast etwas Abstoßendes, wäre solche Eigenschaft nicht durch ein seine schmalen blutlosen Lippen stets umspielendes Lächeln wiederum verwischt worden.

Bei dem Eintritt des Mannes legte sich der Streit des Bäckers und des Waffenschmieds, und freudig ward der neue Gast von den Anwesenden, fast sämmtlich Bürger Lüneburgs, die ihn zu kennen schienen, begrüßt, ein Schemel eiligst herbeigeholt, und bald saß der Neuangekommene, eine Kanne mit schäumendem Bier vor sich, an der Seite der Uebrigen.

„Nun," begann der Schneider Mangel mit seiner dünnen Stimme; „wie kommen wir denn zu der Ehre, Herr Arnold, Euch, den weisen und gelehrten Mann, der sonst nie den Rathskeller betritt, in unserer Mitte zu sehen? sagt an!"

„Ja, lieber Meister," erwiderte der Angeredete, „auf-

richtig gestanden, nimmt es mich fast selbst Wunder, mich hier, an einem, mir so unbekannten Orte, zu finden. Aber es ward mir heut Abend gar einsam auf meinem Stübchen; mit der Suse, der alten Wirthschafterin, konnte ich leider Gottes kein unterhaltendes Gespräch führen, da dort draußen Ostwind weht und ihr dieser immer, wie sie vermeint, auf's Gehör fällt, und die grämliche Alte dieses Organ dann nicht gebrauchen kann oder vielmehr nicht will. Da ich mich herzlich langweilte, beschloß ich zu meiner Erholung und Zerstreuung einen Gang durch die Stadt zu unternehmen."

„Hm," unterbrach Eggert den Redenden; „ist meiner Treu eine sonderliche Erholung, Herr Stadtschreiber, bei solchem Wetter einen Spaziergang durch die schneebedeckten Straßen der Stadt zu machen! nein, da lobe ich's mir im traulichen Zimmer, hinter'm warmen Ofen bei lieben Freunden und Bekannten."

„Ja, seht, lieber Bäckermeister, das fiel mir bei meinem Gange, grade als ich hier vorüberging, und der scharfe, schneidende Wind mich so recht erfaßte, und mir die Schneeflocken in's Antlitz trieb, auch ein, und deshalb, lieben Freunde, seht Ihr mich auch unter euch. Aber," fuhr er fort, „bei meinem Eintreten schien gerad' keine liebsame Unterhaltung unter euch geführt zu werden; was gab's denn so heftig zu streiten?"

„Hä, hä," lachte der Schneider, „der Eggert und der Ubel versuchten sich gegenseitig zu beweisen, wer jetzt eigentlich unser rechtmäßiger Herrscher sei, der Sachsen- oder der Braunschweiger-Herzog, und da kamen sie denn ein wenig an einander. Ihr würdet uns, werther Herr Kremold," setzte er in seiner Rede fort, „zu großem Danke verpflichten, wenn Ihr, ein so grundgelehrter und weiser Mann, ein Mann, der in seinem Amte als Stadtschreiber nicht nur den Ersten, welche Kenntniß von den die Stadt und das Land betreffenden Angelegenheiten erhalten, gehört, sondern auch ein Mann, der in der Eigenschaft eines Chronikenführers Lüneburgs diese Angelegenheit gründlich studieren und daher im Stande sein wird, ein richtiges und unparteiisches Urtheil über dieselbe fällen zu können. Also, werther Herr Kremald, wenn es Euch gefällt, so gebt uns Eure Meinung darüber kund, wen Ihr für den rechtmäßigen Herrn der Lüneburger Lande haltet?"

„Ja," rief auch Eggert, „mit Eurem Ausspruche würde ich mich zufrieden geben, sollte er auch mit meiner Meinung im Widerspruch stehen."

„Auch ich würde dieses thun," sagte Ubel, „darum Herr Kremald, sagt uns Eure Ansicht."

„Gern, werthen Freunde und Mitbürger, komme ich Eurem Wunsche nach, gälte es auch nur, um das Einverständniß zwischen solch' biederen und ehrenwerthen Männern, wie die Meister Ubel und Eggert sind, wieder herzustellen; aber, aufrichtig gestanden, ist's eine höchst eigenthümliche Angelegenheit, in der ein richtiges Urtheil sehr schwierig sein möchte, da beide Herzöge, sowohl der Sachse als der Braunschweiger, fast dieselben Anrechte an die Lüneburger Lande, fast ebensoviel für als wider sich haben. Doch ich setze Euch die Sachlage auseinander, vernehmt!"

„Halt, halt," unterbrach Eggert den Stadtschreiber, „zuvor einen frischen Krug Bier; he, Jörg, thut Eure Schuldigkeit und schenket ein."

Nachdem auch dieses geschehen, begann Kremald: „Wenn es allein auf's Recht ankäme, so gebührten jedenfalls dem Braunschweiger die Lüneburger Lande, da nach dem Kaiserlichen Lehenbrief beim Aussterben einer Linie des Welfenhauses, die Herrschaft der Lande, die dieselbe besessen, der nächsten Linie zufällt, und das ist im vorliegenden Falle die der Braunschweiger.

„Aber betrachten wir uns den Herzog, den Magnus Torquatus, wie dann? Was können, was dürfen wir von dem erwarten, frage ich?"

„Ein fehde- und streitsüchtiger und von den heftigsten Leidenschaften beherrschter Mann, ein Mann, der nur den Ritterstand achtet, die immer mehr aufblühenden Städte und namentlich unsere Stadt aber gründlich haßt, richtet er sein Hauptaugenmerk darauf, alle unsere Gerechtsame anzutasten, während er der Ritterschaft immer mehr Berechtigungen einräumt, da er in ihr seine Hauptstütze zur Demüthigung der Städte erblickt. Und wie schlecht steht's in seinen eigenen Landen, in Braunschweig-Wolfenbüttel aus! Die Straßen sind gefährdet, kein Krämer, kein Wanderer ist dort seines Lebens und Eigenthums sicher, so arg ist's mit den Schnapphähnen und Heckenreitern. Im Lande Oberwald, dort wo der Quade, der Otto von der Leine, herrscht, ist's schon eine arge Wirthschaft, doch in des Magnus Landen ist sie noch ärger. Was singen die Buben in den Straßen Braunschweigs:

„Reiten und Rauben ist kein' Schand',
Das thun die besten Ritter im Braunschweig'schen Land,
Und stehlen wie die Diebe."

„Und so ist's; in dem Sprüchlein liegt bittere Wahrheit.

„Schauen wir dagegen auf den Sachsen Albrecht.

„Das ist ein Fürst, wie er sein soll! Ein Feind der Raub- und Stegreifritter, bekämpft und unterjocht er diese, wie und wo er nur kann, während er den Städten, den Bürgern Freund, den Unterdrückten Helfer ist.

„Schaut hinüber in's Sachsenland! Wer kennt dort einen Raubritter? In welch' herrlicher Blüthe stehen dort die Städte; wie wohl und sicher fühlt sich dort der Bürger; welche Rechte und Berechtigungen werden ihm dort eingeräumt!

„Erhielten wir den Albrecht als Herrscher, würde es mit uns ebenso stehen; auch uns würde er neue Freiheiten und Rechte gewähren, indeß er uns von so mancher lästigen und drückenden Abgabe befreien würde.

„Aber daraus wird nun einmal nichts; der Rath hat dem Braunschweiger gehuldigt, hat ihm Treue und Gehorsam gelobt und muß solche nun auch halten."

Der Stadtschreiber schwieg und ergriff die Kanne, um den ob der langen Rede trocken gewordenen Gaumen mit einem frischen Trunk zu netzen, der Bäcker aber rief laut, indem er seine kräftige Faust auf den Tisch fallen ließ: „Und wir sollten dem Magnus gehorchen, dem Albrecht aber entgegen sein? Nimmermehr!"

„Halt, halt, lieber Meister," unterbrach der Stadtschreiber den Redenden; „wer die Gewalt hat, hat auch's Recht, und die hat jetzt der Braunschweiger."

„Aber, Herr Stadtschreiber, wenn wir einig sind, wenn wir, so lange Albrecht noch fern ist, die Stadtthore schließen und das Schloß auf dem Kalkberge besetzen, was will dann der Magnus? dann mag er sich an den Mauern den Schädel einrennen."

„Ich bitte Euch, lieber Meister, wie könnt Ihr nur so — so —, ja es muß heraus, wie könnt Ihr nur so einfältig reden! Säßen wie im Schlosse vorerst auch ziemlich

sicher, so wären wir doch nur in einer Mäusefalle, die sich nicht einmal lange halten könnte, da das Schloß schon nach wenig Wochen wegen Mangels an Proviant übergeben werden müßte. Inmittelst hätte der Herzog unsere Häuser, unser Eigenthum zerstört, und wie zuvor wären wir seine Unterthanen."

„Aber," fragte jetzt Abel, „was hat denn der Rath beschlossen, Herr Kremold?"

„Der Rath, lieber Meister, muß sein Wort halten und dem Herzoge Magnus, da er ihm gehuldigt, gehorchen."

„Wenn aber der Braunschweiger sein Wort nicht hält," fiel Eggert wiederum ein, „dann braucht dieß auch der Rath nicht zu thun, und der Herzog hat sein Wort gebrochen, indem er die ihm nicht gebührende Einnahme der Sülze von der Stadt forderte."

„Hat er sie denn erhalten, lieber Eggert?"

„Nein, aber —"

„Halt, halt, Meister! So lange der Herzog diese Einnahme nicht für sich erzwingt, so lange kann man auch nicht gerade behaupten, er habe seine Versprechungen gebrochen."

„Dahin kommt's noch, gebt nur Acht."

„Der Herzog Magnus wird ja wohl bald in Lüneburg einziehen?" fragte wiederum der Waffenschmied.

„Man sagt's," antwortete der Stadtschreiber; „aber noch hat er Feinde zu bekämpfen; wie verlautet, soll ihm der Herzog Albrecht von Mecklenburg entgegenziehen."

„Nun da wünsche ich dem Braunschweiger eine tüchtige Niederlage," brummte Eggert, und fuhr ärgerlichen Tons laut fort: „Mag meinetwegen der Rath dem Braunschweiger zehnmal gehuldigt haben, was geht's uns, die Bürger, an? Bei solchen Dingen, denke ich, haben auch wir ein Wort mitzureden. Aber ich weiß es wohl, der hochedle Rath macht mit dem Herzoge gemeinschaftliche Sache gegen den Albrecht."

„Das sind," eiferte der Stadtschreiber gegen solche Rede, „das sind wiederum nichts als leere Gerüchte; der Rath hat Pflichten gegen den Braunschweiger und so lange — ich wiederhole es — dieser nicht offenbar und geradezu gegen seine Verpflichtungen und seine der Stadt gegebenen Versprechungen handelt, so lange muß der Rath in ihm den rechtmäßigen Herrscher erblicken."

(Fortsetzung folgt.)

## Würzburger Stadttheater.

**Sonntag**, 3. Januar: „Lore-Ley", melodramatisches Schauspiel von Hersch, Musik von L'Arronge.

Die Sage von der Loreley bietet für die musikalische Bearbeitung einen so reichen poetischen Stoff, daß es Wunder nimmt, daß dieselbe bis jetzt mit Ausnahme Mendelssohn-Bartholdys noch nicht als Operntext benützt worden ist. Dieser große Meister hat die Reichhaltigkeit und Tiefe der genannten Sage erkannt und in seiner genialen Weise einige Nummern, darunter namentlich ein prächtiges Finale nach einem entsprechenden trefflichen Text von Geibel gefertigt, wurde aber an der Vollendung des begonnenen Werkes leider durch den Tod gehindert. Seit jener Zeit hat sich Niemand mehr an den Stoff gewagt, bis Hersch, der bekannte Verfasser der Anna-Lise, denselben zum Sujet eines Drama's benützte, dessen musikalische Ausschmückung Herr L'Arronge übernommen hat.

Nachdem das Drama selbst bereits seine Würdigung bei der ersten Aufführung in diesen Blättern gefunden hat, so erübrigt uns nur noch, die musikalische Ausstattung einer Prüfung zu unterstellen.

Vor Allem können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß Herr L'Arronge keinen glücklichen Griff gethan, als er sich für die Hersch'sche Bearbeitung der Loreley-Sage entschieden hat, da diese, lediglich auf Rühr- und Schauerscenen berechnet, bei dem fortwährenden Haschen nach Effekt eine sehr untergeordnete Stelle im Gebiete des Dramas einnimmt und voraussichtlich auf Erfolg nicht rechnen konnte. Es war deshalb schon von vornherein die musikalische Ausstaffirung dieses Werkes eine undankbare und kann man es unter diesen Umständen dem Componisten nicht verargen, wenn ihm die richtigen Farben bei der Zusammenstellung seines Tongemäldes fehlten und namentlich der Duft und Zauber, welcher über die schönste der Rheinsagen ausgegossen ist und so wunderschön in der einfachen Weise des bekannten Liedes von Heine sich abspiegelt, nicht gelingen wollte.

Gehen wir zur Ouverture über, welche L'Arronge vorausgeschickt hat, so finden wir sogleich bei nur oberflächlicher Betrachtung, daß sich zwei Theile ausscheiden, der erste, welcher das Erscheinen der Loreley vorbereitet und ausmalt, der zweite, welcher den Chor der Rheinnixen und die Verführung der Ersteren zum Bunde mit ihnen charakterisirt. Ob dem Componisten die richtige Durchführung dieser Gedanken ganz gelungen ist, wollen wir dahingestellt sein lassen; es mag sich Jeder sein Urtheil darüber selbst bilden; nach unserer Ansicht ist der erste Theil mit der Einleitung und der geschickt eingeflochtenen Melodie des oben berührten Volksliedes ziemlich gelungen und zählt jedenfalls zu den besten Nummern der ganzen Composition, der zweite Theil dagegen, auf welchen ziemlich unmotivirt übergegangen ist, tritt gegen den ersten bedeutend in den Hintergrund, der dort eingeflochtene Walzer, an und für sich nicht übel, erscheint der Situation in dem Thema nicht entsprechend und schwächt den Eindruck der Ouverture um so mehr ab, als dem eigentlich tragischen Elemente, dem Ausgange des Dramas, welches bei seiner Bedeutung Anspruch auf besondere Berücksichtigung hat, fast gar keine Aufmerksamkeit geschenkt ist.

Was die einzelnen Nummern anlangt, so können der Pilger- und Nixenchor im 1. Akte keine besondere Beachtung beanspruchen; höher stellen wir das Lied „die Weinprobe" mit Chor im 2. Akte, am besten aber in Anlage und **Orchestration** scheint uns die melodramatische Begleitung des Monologs des Nixenfürsten im 4. Akte. Dieselbe ist einfach aber würdig gehalten und entspricht ihrer Aufgabe vollkommen, indem sie den Monolog getreu durch die Musik zum Ausdruck bringt; des kurzen Hochzeitsmarsches im 3. Akte sei nur vorübergehend und der Walzer-Arie mit dem Chor der Nixen nur deshalb erwähnt, um zu konstatiren, daß solche viel zu weit ausgesponnen ist und der ernsten, großartigen Situation nach unserem Dafürhalten nicht recht entspricht.

Im Ganzen hat sonach auch die Musik zum Erfolge des Dramas nichts Entscheidendes beigetragen. —d—

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: R. Vonhorf.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 3. Sonntag den 10. Januar 1864.

## Der Warnak.

### Eine Erinnerung aus Sibirien.

Originalnovelle

von

Paul Fuchs.

(Fortsetzung.)

Wir waren nicht lange bei der Fürstin, als ein hoher, schon alternder Mann, mit langem grauen Schnurrbart, den er selbstgefällig kräuselte, eintrat, und mit ceremoniöser Höflichkeit sich der Fürstin näherte, der er einen lautklingenden Kuß auf die Hand drückte. Dann sagte er der Gräfin, die ihn mit kaltem verächtlichen Auge maß, ohne daß er es zu bemerken schien: bonsoir, belle comtesse, pardon que j'ai salué avant vous votre tante, mais vous savez, à tout seigneur tout honneur. Dann sich herablassend zu Eugenie wendend, fügte er hinzu: ah, vous voilà aussi, petite, que faites vous, travaillez? il faut voire ce que vous faites là. Und er beugte sich zu ihr, daß seine Wange fast die ihrige berührte, und ergriff ihre Hand, die sich unwillig aus der seinigen riß. Ich sah, wie mein Freund erbleichte, wie er einen Schritt that, um sich dem Tische zu nähern und wie sich die Gräfin, wie zufällig, zwischen ihn und den Tisch stellte, ich sah diese kleine Scene und staunte, denn damals begriff ich nicht ihren Zusammenhang. Eugenie war aber aufgestanden, hatte einige Worte ins Ohr der alten Gräfin geflüstert und hatte sich entfernt, offenbar suchte sie einen Vorwand, um nicht allein mit dem Herrn, der seinen grauen Schnurrbart martialisch kräuselte, und selbstgefällig mit seinen bespornten Absätzen trommelte, zu bleiben.

Ohne ihn zu kennen, haßte ich den frechen Geck. Als sich Eugenie entfernt hatte, schien er meinen Freund zu bemerken und reichte ihm nachlässig seine Hand mit den Worten:

„Bah, da bist du auch, Vetter.“

Wladislaw nahm nicht die ihm dargereichte Hand, sondern begnügte sich mit dem Kopfe zu nicken. Ich aber wußte jetzt, wen ich vor mir hatte, denn von diesem Vetter hatte ich oft gehört. Er hatte in der Garde gedient, sein väterliches Erbe, wie so mancher russische Edelmann, am Kartentisch und in Saufgelagen durchgebracht, lebte jetzt vom Spiel und wenn das Glück ihm abhold war oder er auf geschicktere Spieler stieß, machte er den Hof alternden Coquetten, um auf deren Unkosten ein der Welt unnützes Leben fristen zu können. Ich hatte oft von ihm gehört, ihn aber niemals gesehen, doch auch jetzt hatte mein inneres Gefühl gesprochen, wie es schon oft gethan, der Haß, den ich vom ersten Augenblicke gegen ihn gefühlt hatte, war kein grundloser Widerwille gewesen.

Der Abend verging, wie die Abende vergehen, wir tranken Thee und gingen dann in den Garten, wenn man so einige Apfelbäume und Kirschengebüsch nennen kann, und doch freuten wir uns dieses armseligen Gartens, denn wir waren hier allein, der Vetter war bei der Fürstin geblieben, die mit ihm sich von sentimentalischen und ätherischen Dingen unterhielt.

Ewig werde ich dieses Abends gedenken, ewig wird er in mein Herz mit feurig goldener Schrift gegraben sein. Von den Augen der spähenden Fürstin fern hatte sich Wladislaw mit Eugenie entfernt, und ich blieb mit Melanie allein in jener peinlichen Lage, in der man sich befindet, wenn man sich mit einem unbekannten Mädchen allein befindet. Sie war es, die mich aus meiner Verlegenheit riß.

„Nicht wahr,“ sagte sie, „sie sind der junge Mann, der seit seiner ersten Kindheit mit Herrn Stanewitsch erzogen wurde?“

Man sieht, die Frage war ohne viele Umschweife gestellt, und forderte zu eben derselben Freimüthigkeit heraus, mit der sie ausgesprochen war; ich weiß aber nicht, weswegen mich eine Zaghaftigkeit, die mir sonst nicht eigen ist, überfiel, und ich statt einer Antwort unverständliche Worte stammelte.

Melanie schien meine Verlegenheit nicht zu bemerken und fuhr fort:

„Wie schön sind solche Freundschaften, welche unsere Kinderzeit überleben, doch wie selten sind sie leider; wenn sie aber die Feuerprobe der Zeit und der Trennung bestanden haben, dann dauern sie ewiglich.

Und wir sprachen von Freundschaft, von Paris, von meinen Reisen, sprachen lange, und mit keinem Worte gab sie mir zu verstehen, daß sie meinen Stand kenne, daß sie wisse, daß ich ein Sklave sei, im Gegentheil, sie schien jedes Gespräch, das ich zuweilen geflissentlich miteinweben wollte, und das den Unterschied der Stände betraf, vermeiden zu wollen. Die Zeit floh, ohne daß wir ihren flüchtigen Lauf bemerkten, ich lauschte fast athemlos Melanie's Stimme, in Paris war ich viel mit Frauen zusammengewesen, doch man weiß, welcher Klasse jene Freundinnen, ja oft Schutzengel der Studenten gehören, hier befand ich mich zum ersten Male allein mit einem edlen, hochherzigen, gebildeten, den

höhern Ständen angehörenden Mädchen, fühlte mich unwiderstehlich zu ihr hingezogen, glaubte mich in ein Paradies von Träumen versetzt zu sehen, als plötzlich die kreischende Stimme der alten Fürstin wie ein Mißton durch die Sphärenharmonie meiner Träume klang, und mich aus meinem Feenreich in die kalte, unfruchtbare Wirklichkeit zurückrief. Da stand sie, die alte Coquette, und an ihrer Seite der eingebildete Geck am Fenster und mahnte uns, daß es Zeit zum Abendessen sei; zum Glück war es im Garten dunkel und sie konnte es nicht sehen, daß wir uns als Paare anders vertheilt hatten, als sie es vielleicht gewünscht hätte, der Garten war aber klein, und wir hatten uns bald wieder zusammengefunden. Doch Melanie verließ meine Seite und nahm den Arm meines Freundes, indem sie bitter sagte:

„Jetzt müssen wir wieder Komödie spielen, gehen Sie, Iwan Saweljitsch mit meinem sanften, stillen Täubchen, und seien Sie recht freundlich mit ihr, und sprechen Sie ja beim Abendbrod recht viel mit ihr, besonders schützen Sie sie vor dem widerlichen Andrei Micronowitsch, — so heißt nämlich, wenn Sie ihn noch nicht kennen, der Vetter Ihres Freundes.

„Nein, ich kannte ihn nicht, denn von jeher trennten beide Vetter die Verschiedenheit der Charaktere, die Bildung, ja selbst ein gewisser erblicher Widerwille, denn schon die Väter, obgleich Brüder — freilich nur Stiefbrüder — hatten sich feindlich gegenübergestanden, und im Hause, wo ich erzogen worden war, durften niemals, weder der Bruder noch seine Familie erwähnt werden."

Beim Abendbrode befolgte ich den Rath der Gräfin, und sprach mit Eugenie mit einer freundlichen Vertraulichkeit, als wäre ich den ganzen Abend mit ihr zusammengewesen, denn ich begriff Melanie's Absicht, die wollte um jeden Preis auch nicht den geringsten Verdacht im mißtrauischen Herzen ihrer Tante keimen lassen. Eugenie war aber der Liebe beider, Melanie's und meines Freundes würdig, ich habe nie, weder in meinem frühern noch in meinem späteren Leben ein reineres, sanfteres Geschöpf gesehen, unverkennbar spiegelte sich in ihren blauen Augen der Himmel ihrer Seele, während sich auf ihrer hohen, faltenlosen Stirn der Engel Weisheit malte. Anfangs waren ihre Antworten schüchtern, und Melanie mußte sich einige Male in das Gespräch mischen, um ihr Muth zu geben, nach und nach thaute, ich kann nicht sagen das Eis, doch der reine Schnee ihrer Seele, ein heller Sonnenstrahl blitzte in ihren Augen, sie gab sich mit der ganzen Lebhaftigkeit ihrer jungen, ja, man möchte sagen, Kinderjahre, der Unterhaltung hin. Der geckenhafte Vetter, obgleich er neben der alten Fürstin den Verliebten spielte, betrachtete uns mit grimmigen Augen, welche Blicke aber Eugenie in ihrer Unschuld nicht bemerkte, und ich selbstverständlich nicht beachtete.

Das Abendbrod war zu Ende, wir standen auf, und der grimmige Herr nahm meinen Freund bei Seite, ich dachte, er wolle mich herausfordern, und freute mich, mit diesem Bramarbas mich zu schlagen, wie wunderte ich mich aber, als mein Freund mich zu sich rief und mir sagte:

„Ich habe kein Geld bei mir, du Iwan aber hast welches, gieb hier meinem Vetter fünfundzwanzig Rubel, um die er mich bittet."

Ich gab das Geld ohne ein Wort zu sagen, und Wladislaw und ich kehrten dem Herrn stillschweigend den Rücken, doch er schien unsere ziemlich deutlich ausgedrückte Verachtung nicht zu bemerken — er hatte einen Glücklichen mehr gemacht, was brauchte er mehr? Uebrigens hatte er seinem Vetter, wie ich später erfuhr, seitdem dieser das Haus der alten Fürstin besuchte, mehr als tausend Rubel entliehen, trotz seiner stolzen Miene oder wegen derselben schien er zu lieben, Geld zu entnehmen.

Wir fuhren nach Hause, mein Freund schwärmte für seine Eugenie, konnte nicht genug Worte finden, um ihre engelgleiche Reinheit zu loben und fluchte seinem Vetter, der dieses himmlische Wesen mit seinem verpesteten Hauche zu besudeln wage, ich schwieg, ich hörte meistens nicht, was er sprach, denn ich dachte an Melanie...

(Fortsetzung folgt.)

## Lüneburgs Selbstbefreiung im Jahre 1371.

Historische Erzählung

von

Adolf Beneke.

„Nun meinetwegen!" erwiderte der Bäcker; „aber zwei der Herren im Rathe treiben verstecktes Spiel, da mögt Ihr sagen, was Ihr wollt, Herr Reemold; ich meine den Hollfeld und den Gurtenbach, die Senatoren."

„Hütet Euch," warnte lächelnd der Stadtschreiber; „Ihr redet Euch noch um den Hals."

„Ach was," meinte Eggert; „ich rede, wie ich's meine; hinterm Berge halten ist nie meine Art gewesen, und auf den Hollfeld habe ich nun erst recht einen Haß; wie gleißnerisch-freundlich schleicht der Kerl stets umher; möchte ihm immer Eins versetzen, sobald er mir in die Quer' läuft. Und wie plackt er nun erst seinen Sohn, den Veit! Dieser, der in Wittenberg zwei Jahre dem Rechtsstudium obgelegen, liebt meines Freundes Carsten Rodewald, des Fleischhauers, Tochter, die Hildegard, 'ne schmucke, aber arme Dirne. Als nun sein Vater von dem Verhältniß Kunde erhält, ruft er den Jungen, dessen Willenskraft er nur zu gut kennt, von Wittenberg zurück, da er mit ihm ganz andere Absichten hat. Des Alten Sachen stehen nämlich übel, sehr übel — auch mir schuldet er noch dreißig Goldgulden — und um diese zu verbessern, soll der Veit die Tochter seines reichen Kollegen Gurtenbach, die Trude, 'ne alte Jungfer, als Ehegespons heimführen."

„Mit Kopf und Fuß stemmt sich der Junge natürlich gegen ein solches Ansinnen, und was thut der Alte, um ihn zu zwingen? nun: er eröffnet dem Veit, käme er seinem Wunsche nicht nach und eheliche die Trude, so lasse er ihn zur Vollendung seines Studiums nicht nach Wittenberg zurückreisen; nun sitzt der Junge da; hat 'was und nichts gelernt und kann natürlich so kein Amt erhalten; es ist niederträchtig von dem Alten."

„Das ist's," riefen einige der Gäste.

„Freilich ist's das," ergriff der Waffenschmied das Wort; „aber es kommt noch schlimmer; der Alte will jetzt, da er sieht, daß der Sohn, trotzdem er ihm die Mittel zum Stu-

dium entzogen, von der Hildegard nicht läßt, ihm nun auch die Mittel zum Lebensunterhalte entziehen."

„Wie?" riefen die Gäste; „das will der Vater dem eigenen Sohne?"

„Warum nicht?" entgegnete der Waffenschmied; „dem ist so etwas wohl zuzutrauen; aber der Junge hat auch seinen harten Kopf und läßt nicht von dem Mädchen, der Alte mag thun und anfangen, was er will. Als mir der Veit heute zur Vesperzeit begegnete, wißt Ihr, welch' einen Antrag er mir gemacht?"

„Nun?" fragte Eggert.

„Der Junge will bei mir die Waffenschmiedkunst erlernen und den ganzen gelehrten Kram bei Seite werfen."

„Das ist recht von dem Jungen!" rief Eggert, „jetzt ist er mir noch werther, denn sonst; wie sich der Alte ärgern wird, begegnet ihm der Sohn mit dem Schurzfell; aber du, Ubel, nimmst ihn doch auch auf, wie?"

„Du kannst noch fragen, Eggert? das thät' ich schon, um dem Alten einen Schabernack zu spielen, wie viel mehr kann ich dem Jungen dadurch helfen!"

Nach und nach hatten die Gäste inmittelst die Herberge verlassen und auch Kremold, der Stadtschreiber, erhob sich jetzt.

„Ich muß daheim, liebe Freunde," sagte er, „begleitet mich Jemand?"

„Wir haben ja Einen Weg, Herr Stadtschreiber," riefen Eggert und Ubel und mit Kremold gingen sie von dannen.

Auch die übrigen Gäste erhoben sich. Nach dem Mantel und Barett greifend gingen auch sie heim.

Im Rathskeller ward es still.

## II.

Zu derselben Stunde, zu der Kremold, der Stadtschreiber, den Rathskeller betrat, saß im Hause Carsten Rodewalds, des Fleischhauers, in dem kleinen Erkerstübchen dessen rosiges Töchterlein Hildegard beim Schein einer kleinen Lampe, die den Raum nur mäßig erhellte und ließ das Spinnrad emsig schnurren. Das Mädchen war eine liebliche Erscheinung. Blonde Locken umrahmten eine reinweiße Stirn, und die hellen blauen Augen blickten gar klar und freundlich in die Welt, während das Stumpfnäschen und das Grübchen im runden Kinn Kunde von der Schelmerei der Kleinen gaben. Ein einfaches blaues Kleid, das das Mädchen allerliebst kleidete, umschloß die wohlproportionirte Gestalt und an ihrer Seite hing das in damaliger Zeit unentbehrliche Täschchen, einfach von Leder gearbeitet.

„Wo nur der Veit bleiben mag?" begann sie jetzt, indem sie das Spinnrad in Ruhe setzte; „er versprach mir doch, heute Abend so früh zu kommen; nun, warte nur, Schelm, bist du nur erst hier, dann werde ich einmal ernstlich mit dir zanken."

„Zanken? Nein, nein, das kann ich nicht; wie könnt' ich's mit ihm, dem Guten!"

„Ja, gut ist der Veit, ach so gut, ich kann nicht sagen wie. Und gelehrt, hu, so schrecklich gelehrt; ich schäme mich immer, wenn ich daran denke. Weiß auch gar nicht, wie er nur an mir dummem Dinge Gefallen finden kann, bin doch nur ein Gänschen! Und er findet an mir Gefallen, ja, ja, das thut er, hat mich so lieb, so lieb wie — wie — ja, wie ich ihn. Hat um meinetwillen ja die Hand der reichen Trude ausgeschlagen, und kann, wenn er will, das reichste Mädchen Lüneburgs zum Weib bekommen; denn sie haben ihn alle gern. Und mein ist er, mein. Ach, wie hab' ich das nur verdient?" und sanft und verschämt ließ Hildegard das Köpfchen sinken.

Dann erhob sie sich von ihrem Schemel, eilte an's Fenster und versuchte durch die trüben Scheiben auf die Straße zu blicken.

„Wie es draußen so dunkel ist; nichts kann man sehen. Halt, ist das nicht sein Schritt? Ja, ja; doch nein, ich habe mich geirrt; es geht vorüber.

„Nein, wie häßlich ist's vom Veit, mich so warten zu lassen."

„Wie, wenn er dem Wunsche seines Vaters nun willfahrete und die Trude heimführete? Jetzt weilt er vielleicht bei ihr, während ich ihn so sehnlich erwarte!"

Eine Thräne entrann dem Auge des Mädchens. „Ach, nein," begann sie dann wieder, indem sie das Tröpflein auf der Wange trocknete; „welch' alberne Dirne ich doch bin! Treu ist mir der Veit; wer weiß, welch' wichtige Angelegenheit ihn noch fern hält.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Würzburger Stadttheater.

Freitag, 8. Januar. Die „Jüdin", Oper von Halévy. Bei der heutigen dritten Aufführung dieser Oper im Laufe der Saison war die Titelrolle in besseren Händen als bei den früheren Aufführungen; Frau Förster zeigte sich derselben weit mehr gewachsen, als Frln. Granitzer, welche die Recha zum Gastspiele benutzte, sich aber bekanntlich keine Lorbeeren damit zu erringen wußte. Frau Förster hat diese schwierige Rolle mit Sorgfalt durchgeführt und sich im Gesang und Spiel ziemlich gut gehalten. Neben ihr hat Herr Wagner in der Hauptrolle der Oper als Eleazar im Allgemeinen gefallen, obgleich er nicht so gut bei Stimme war, wie in den früheren Aufführungen. Anerkennung verdient außerdem noch Herr Seßelberg als Cardinal und Frln. Rottmaier als Eudoxia; für letztere Rolle würde sich übrigens Frln. Ruhe unbedingt besser geeignet haben, indem diese Parthie in das Fach der Frln. Rottmaier, die bekanntlich als Soubrette engagirt ist, nicht einschlägt, überdieß ihrer äußeren Erscheinung nicht convenirt.

Im Uebrigen hatte die Aufführung auch sehr viele Schattenseiten; der ganze erste Akt mit wenigen Ausnahmen kann dahin gerechnet werden, es herrschte darin eine auffallende Unsicherheit und Unklarheit; an diesem Uebel litten der größere Theil der Ensembles und die meisten Nebenrollen; der Chor und theilweise das Orchester machten auch keine Ausnahme, so daß man, abgesehen von den oben berührten besseren Leistungen, von dem Total-Eindrucke gerade nicht erbaut und befriedigt war. —δ—

---

# Epistel

an den

## Kaiser von Oesterreich.

Der letzte Deiner Unterthanen ruft
Das erste Wort der Zeit Dir zu; nicht stirn
Ist dieses Wort: die Lunge des Jahrhunderts,
Der Athem eines Volks ist voll davon!
Der Bettler, der es stammelt, wird ein Fürst,
Der Fürst, der's ausführt, ist ein Gott! Ich sage
Nichts Eitles, Herr: Du warst ein Menschengott,
Du weißt, wie Menschen ehren können. Frankfurt, —
Ein Meer von Jubel, ein Olymp von Ruhm,
Und Du sein Zeus, — vergiß das, wenn Du kannst!
Die Kirchen standen leer, Franz Joseph rief's
Statt Heiland und Erlöser auf den Lippen
Der Betenden; — kein Mann wie Du auf Erden!
Und doch, was Du gebracht, wie mäßig war's!
Der Deutsche hat des Ruhmes sich entwöhnt;
Nicht die Ottonen, nicht die Hohenstaufen
Regieren mehr die Welt: des Deutschen Welt
Ist, ach, sein Haus und nur sein Hausrecht will er.
Das freche Bübchen, das die Angeln höhnt, —
Von Deinen räumlichen Kasernen all
Zwei oder drei genügten ihm zur Ruthe!
Was säumst Du, Herr? Wo vierzig Millionen
Inbrünstig schrein nach ihrem Paladin,
Was säumst Du, große, ritterliche Seele?
Sonst hört die Hofburg, wie Dein Säbel klirrt,
Dein Sporn den Boden stampft, und wenn Dein Auge, —
Der Ruf erzählt's — im edlen Zorne blitzt,
So spaltet's Männerherzen! Und Du zürnst,
Du blitzest nicht, wie Jahr für Jahr der Däne
Vom deutschen Land die Sprache weggefegt,
In dem Dein Sohn Dich Vater nennt? Wer sagt,
Der Erbfeind hat ein Erbrecht? Aus den Zähnen
Reiß' ihm die Schrift, die Wort für Wort enthält,
Was Wort für Wort sein Frevelmuth gebrochen!
Verträge? Sieh, der Parvenu zerreißt sie!
Und sag', wo säßen Deine Vettern jetzt,
Wenn Villafranca galt und ein Vertrag?
Nichts von Verträgen! Deine linke Seite
Die hat Verträge, würdig einer Welt,
Wo Alles lügt und leugnet und verräth,
Zieh blank, mein Kaiser, und so ist's vertragen!

Am Mincio und hinter'm Mont Cenis
Die wälschen Spinnen, — fürchte sie nicht mehr
Als sie Dich selbst! Und darum hat Dein Adler
Der Köpfe zwein: er hackt von Nord zu Süd
In's Diebsgesicht dem Dänen, wie dem Wälschen.
Groß bist Du, Herr; doch wenn um Holsteins Recht
Der kleinste Finger an Dich rührt vom Ausland,
So war kein Kriegesfürst größer je als Du:
Dein ist das Blut von siebzig Millionen!

O was erblickst Du, was erlebst Du heut!
Sonst fluchten Völker, wenn die Fürsten kriegten,
Denn Krieg gefiel den Götzen dieser Welt,
Um einen Vortritt, ein Fauteuil; ein Fenster
Von Trianon; — heut schreit das Volk nach Krieg,
Nach einem Krieg um Fürstenrecht, um's Recht,
Das Eure Kinder uns zu Herren setzt,
Und Ihr, Ihr selber mangelt! Vollgepfropft,
Bis an die Dächer starren die Kasernen
Vom Mark der Männer; — theures, müß'ges Spiel!
Da liegt's, wie im Herbarium das Kraut,
Im Speicher todte Waare! Draußen zuckt
Indeß der Krieg durch alle Stände: sieh,
An Bildung reich und an Besitz, der Kunst,
Der Wissenschaft, dem Bürgerfleiß ergeben,
Verlangen — Lämmer unter'm Hirtenstab
Der Philosophen und der Dichter, — Deutschland
Verlangen Krieg! Die Welt erstaunt und glaubt
An Deutschland wieder; ach nur Eines fehlt:
An seine Fürsten möchte Deutschland glauben!

Und keiner von den zweiunddreißig allen,
Kein Fürst, der Deutschlands Glauben braucht, wie Du!
Der Böhme trotzt, der Pole konspirirt,
Es blickt Venedig nach dem fremden Herrn,
Den Slaven lockt der Czar, und Ungarn, — ach,
In Deine Fenster schaut das wilde Land,
Wo ein Gardist Dir große Kriege macht!
Verschmähe Deutschland, zingle Dich vom Freund,
Vom Nachbar ab, nenn's zweifelhaft das Recht,
Das König Max zum Jubel aller Deutschen
Klar wie die Sonne leuchten läßt in Bayern —
Und sag, mein Oestreich, sag, wo ruhst Du noch?
Auf einem Balken, den die Enns bespült!

Wer schleicht durch Deine Hofburg? Wer vergiftet
Dein Kabinet mit seinem falschen Rath?
Denn Deine Seele, Herr, ist groß und gut,
Du unternimmst, wir wissen's! Herrlich flog
Dein Kamm froh über den Tessin, als Dich
Der Wälsche neckte, herrlich rittst Du aus
Nach Frankfurt, Lebensodem in der Brust
Für einen Leichnam; Deinem Gott vertraust Du,
Du wagst! Kein Grat ist Dir zu steil, Du fliegst
Hinauf wie Kaiser Max, denn die Gefahr —
Sie ist die Martinswand mit ihrem Engel!

Und hier, und hier! Die Kränze liegen da
Für jeden Scheitel. Ja, ich bin nicht sicher,
Dieweil ich spreche, daß im Angelland
Ein Bauerknecht, ein Fischer, ein Matrose
Von Gott ergriffen aufsteht, seinem Volk
Die Fahne trägt, wie einst Andreas Hofer,
Und Ruhm erwirbt mehr als Ihr Fürsten alle!
Denn Gott ist in der Zeit, sein Odem weht
Von Mann zu Mann, er sucht sich den Propheten!

Auf, auf, mein Kaiser, Dein sei Gottes Ruf!
Wie oft vernahm ihn Habsburg im Geflüster
Des stillen Beichtstuhls und am Hausaltar,
Vernimm ihn heut in eines Volkes Ruf!
Es ist das Volk, das alte treue Volk,
Das Haupt für Haupt ein halb Jahrtausend lang,
Mit seiner Krone Deine Väter krönte, —
Dem Enkel bringt's die schönste Krone heut!
Welch eine Krone! Liebe heißt sie, Treue,
Vertrau'n, Ergebenheit, Erwiederung,
In Noth und Tod auf allen Deinen Wegen!
Wer diese Krone trug im Hause Habsburg,
Nicht Schlesien, nicht Mailand fiel ihm ab,
Denn nicht Soldaten, Geister schirmen Reiche!
Wer diese Krone trägt im Schloß zu Wien,
Der schlafe sanft und spotte seinen Feinden.
Den Mincio vertheidigt er am Belt,
Den Pruth, die Weichsel schirmen ihm die Deutschen;
Die Neider lauern rings auf seinen Fall,
Doch wenn er fällt, so fällt er in die Arme
Des größten Volks! wie Antäus schöpft er Kraft . . .
O nichts, o nichts — halt ein, mein schwacher Kiel,
Ein Vaterland ist mehr, als Worte sagen!
Nicht eine Scholle nenn' ich mein im Lande,
Wo Kürenberg die Nibelungen sang,
Doch das empfind ich: Oestreich lebt in mir,
Und wär' ich Fürst und säß' auf seinem Throne,
Aus meinem Antlitz bannt' ich gnadenlos,
Der mir den Krieg mißräth für Schleswig-Holstein!

Ferd. Kürnberger.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inser.-Redakteur: R. Bandorf.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 4. Mittwoch den 13. Januar 1864.


### Der Warnak.

**Eine Erinnerung aus Sibirien.**

Originalnovelle

von

**Paul Fuchs.**

(Fortsetzung.)

Seit diesem Abend waren wir tägliche Gäste bei der alten Fürstin, in ihrer Gegenwart wurde dieselbe Komödie gespielt wie am ersten Abend, wenn sie da war, sprach Wladislaw mit Melanie, und ich war der Gesellschafter Eugenie's, wir hatten uns verstanden, ohne ein Wort zu sagen, wir liebten ja beide, und Liebe ist sympathetisch. Ja, wir liebten, ohne beide unsere Liebe dem Gegenstande derselben gestanden zu haben. Wie schwelgten wir aber, wenn wir allein im Garten waren, fern von den Augen der moralisch-kurzsichtigen Fürstin und des uns spähend beobachtenden Vetters, der aber schwieg, weil er täglich Anleihen bei Wladislaw machte, den er für seinen Bankier zu halten schien, und dessen Kassier ich war. Ich liebte Melanie mit der ganzen Gluth der ersten Liebe, die noch heißer brennt, wenn ihre Flammen wie ein Irrwisch über leichte Liebschaften, wie sie so häufig in Paris sind, hinweghuscht, und Melanie wußte, daß ich sie liebe, obgleich ich niemals zu ihr ein Wort der Liebe gesprochen hatte, sie wußte es und sie — sie verzieh, sie, die Gräfin, stillschweigend diesen Wahnwitz mir, dem Sklaven.

So schwanden Monate, der Sommer neigte sich zum Herbste zu unserer Freude, denn die Tage wurden kürzer und wir konnten länger beisammen bleiben. Einst sagte uns die Fürstin, sie müsse den Elisabethstag, den fünften September, bei einer ihrer Freundinnen, einer ebenso alten und ebenso verwilderten Koquette (das sagte sie freilich nicht, doch das wußten wir) verbringen, ihre Nichte könne nicht mit, weil sie sich doch langweilen würde, indem dort keine jungen Mädchen sein würden, sie lud uns also ein, ihrer Nichte Gesellschaft zu leisten, — von der stillen Eugenie konnte keine Rede sein, — sie selbst wolle mit dem guten — sie blickte den Gecken so zärtlich an — Andreï Mironowitsch zu ihrer Freundin, der Fürstin Romodanowski und uns Kinder allein lassen.

Ja, wir waren in diesem Augenblicke Kinder, denn wir freuten uns, wie Schulkinder sich freuen, wenn ihnen der Lehrer unerwartete Ferien verspricht, wir waren glücklich, hüpften, sangen und sprangen im Garten, obgleich wir hätten wissen sollen, daß eine erwartete Freude gleich einem schönen Sonntagstage ist, den gewöhnlich eine Gewitterwolke trübt.

Langsam, unglaublich langsam vergingen die zwei Wochen, die uns vom 5. September trennte, endlich kam auch dieser Tag, wie alles im Leben kommt, um wieder zu verschwinden. Wir, Wladislaw und ich, waren pünktlich da, hoben die Fürstin in den Wagen, nicht die finstern Blicke beachtend, die uns der Vetter, der alte Seladon zuwarf, weil mein Freund, des ewigen Borgens müde, ihm, auf mein Anrathen, ein paar Mal dringend, wie er sagte, nöthiges Geld (dringend nöthig, um am Kartentisch und in Gesellschaft seiner Schönen verpraßt zu werden) abgeschlagen hatte. Als wir den Wagen zum Thorweg hinausfahren hörten, riefen wir einstimmig Triumph, und sprangen und tanzten, so daß ein Fremder uns für närrisch hätte gehalten.

Der Abend verging, ein seliger, unheilvoller Abend, ich hatte meine Liebe Melanie noch nicht gestanden, doch sie las sie in meinen Augen, ich fühlte es, ich sah es, und in ihren Blicken las ich keinen Zorn, das war mir genug. Wladislaw hatte seine Liebe Eugenie gestanden, eine Liebe, die sie längst kannte, und ein Händedruck war seine Antwort gewesen. O wer, wer jemals geliebt hat, wird nicht unsere Seligkeit verstehen, wird uns nicht um diesen seligen Augenblick beneiden!!

Wir hatten zu Abend gegessen, ohne einen Bissen gekostet zu haben, ohne selbst zu wissen, was man uns vorgesetzt hatte, und waren vom Tisch aufgestanden, weil wir uns trennen wollten, bevor die Fürstin mit ihrem widerwärtigen Begleiter zurückkäme. Wir standen im Vorplatz, ich die Hand der Gräfin in der meinigen haltend, und Wladislaw den Arm um Eugenie's Taille schlingend, und ihr den ersten Kuß der Liebe — wehe! auch des Abschieds auf die Lippen drückend, wortlos uns eine Welt von Gedanken sagend, als uns eine spöttische, widerliche Stimme aus unseren Träumen weckte:

„Hab' ich es Ihnen nicht gesagt, Fürstin, der Edelmann mit der Sclavin und der Sclave mit der Gräfin,“ **belle partie carrée, ma foi.**“

Er hatte noch nicht geendigt, der eitle Geck, der mit seiner Fürstin allzu früh zurückgekehrt war, als ich die Hand der Gräfin hatte fallen lassen und auf ihn zustürzte, doch Wladislaw ebenfalls und ein paar Ohrfeigen erklangen, daß der Vetter zurücktaumelte.

„**Quel scandale!**“ kreischte die Fürstin, und fiel in

Ohnmacht, während Wladislaw die Hand seines Vetters ergriff und sie wie in eisernen Zangen zusammendrückte:

„Morgen, raunte er ihm zu, du oder ich!"

Die beiden Mädchen waren erstarrt stehen geblieben, Wladislaw ergriff die bleiche, todtenähnliche Eugenie und drückte ihr einen nie enden wollenden Kuß auf die Lippen — die Fürstin hielt es für das Beste, aus ihrer Ohnmacht nicht zu erwachen — und rief ihr mit einer Stimme, die mir noch jetzt wie ein Echo im Herzen wiederklingt:

„Lebe wohl, wahrscheinlich auf ewig wohl."

Er stürzte wie wahnsinnig fort, im Wagen aber ward er gefaßter, sprach kaltblütig über das bevorstehende Duell, bat mich, die Sache zu übernehmen, doch von keiner Ausgleichung zu hören, jetzt erst sah ich, wie tief und seit wie langer Zeit er seinen Vetter haßte. Dieselbe Nacht fuhr ich zu dem Vetter, der ein Gut in der Nähe dessen meines Freundes hatte, anfangs wollte er nichts von mir als Sekundanten hören, als ich ihm aber sagte, daß auch ich beleidigt sei, ich also, wenn er das Duell verweigere, ihn ohne Erbarmen niederschießen würde, und sollte ich auch dafür als Mörder gerichtet werden, da willigte er ein, unter der Bedingung aber, um mich wahrscheinlich zu demüthigen, daß er seinen Leibjäger zum Sekundanten nehmen würde. Ich willigte ein, denn ich hatte Auftrag, in alle Bedingungen, nur in keinen Aufschub einzuwilligen.

„Mein Glück, mein kurzer Wahn ist einmal hin," sagte mein Freund, „warum also die Entscheidung meines Schicksals aufschieben, ich stehe einmal an der Gränze meines Lebens, denn in den letzten Tagen habe ich genug gelebt, habe mein Paradies auf Erden gefunden, und es ist einmal dem Menschen nicht bestimmt, glücklich zu sein. Nur eins thut mir leid, hier zu verlassen die arme Eugenie. Was ist aber zu thun? Trennung ist ja einmal unser Schicksal! Und ich habe für sie gesorgt. Hier nimm dieses Paket, und er gab mir ein versiegeltes Paket, öffne es, sobald ich nicht mehr bin, und versprich mir, das, was in meinem letzten Willen ausgesprochen ist, zu erfüllen."

Ich versprach es, doch suchte ich ihm seine finstern Gedanken auszureden. Doch er schüttelte ernst mit dem Kopfe: „Nein, ich werde sterben, und möchte auch nicht leben, denn so schön wie ich seit einigen Monaten gelebt habe, kann und werde ich nicht mehr leben."

(Fortsetzung folgt.)

---

## Lüneburgs Selbstbefreiung im Jahre 1371.

### Historische Erzählung

von

**Adolf Beneke.**

Wiederum setzte Hildegards kleiner Fuß das Spinnrad in Bewegung und beim Schnurren desselben öffneten sich ihre Rosenlippen und anfänglich summend und dann immer lauter und heller begann sie zu singen:

„War einst ein Edelfräulein,
So schön und, ach, so traut!
Nach der gar mancher Ritter
Mit feinem Auge schaut.
Doch sie liebt nur den Einen,
Den Einen ganz allein;
Was wär'n ihr alle Ritter
Gegen Veit von Rosenstein.
Und Veit —"

Da ward Hildegard plötzlich sanft umfaßt, und ein heißer Kuß brannte auf ihren Lippen.

„Trauter Veit!" flüsterte sie.

„Geliebte Hildegard!"

„Wie habe ich mich nach dir gesehnt und wie hast du mich warten lassen, du Böser!"

„Unmöglich war es mir, eher zu kommen, Geliebte; darum zürne nicht."

„Ich zürne ja auch nicht. Du bist jetzt da und nun ist Alles gut."

Veit war eine hohe kräftige Gestalt. Dichtes schwarzes Haar zierte sein Haupt. Ein starker Bart umrahmte das edle Oval seines Antlitzes, dem die dunklen Augen und die gebogene Nase etwas Stolzes und Festes gaben. Er trug ein einfaches braunes Wamms und an seiner Seite hing ein kleiner mit einem fein gearbeiteten Griffe versehener Dolch.

Freudig schaut Veit die Braut an, als er wiederum begann:

„Ja, liebe Hildegard, ich hatte Wichtiges zu thun; meine Sachen habe ich eingepackt, ich —"

„Wie, Veit, du willst mich doch nicht verlassen? willst am Ende wieder nach dem fernen Wittenberg reisen, wie?" fragte das Mädchen, ängstlich dem Geliebten in's Antlitz schauend.

„Beruhige dich, Theure, ich reise nicht, ich bleibe in Lüneburg," erwiderte der junge Mann, indem er seinen Arm um des Mädchens Hüfte schlang.

„Gott sei Dank," sagte Hildegard leise.

„Sieh' Geliebte, ich bin heute so froh und glücklich wie die Lerche unterm blauen Himmelszelt; denn eine gar wichtige Eröffnung ist mir heute gemacht worden."

„Ei, da bin ich doch begierig."

Hildegard horchte auf, als Veit begann:

„Wie unglücklich mein Verhältniß mit dem Vater ist, weißt du?"

„Jawohl, und ich weiß auch, wer die Schuld daran trägt: ich unbedeutendes Ding!"

Veit legte lächelnd seine Rechte auf des Mädchens Scheitel und fuhr fort:

„Nun, das wird mit uns jetzt anders werden."

„Wie? Hat sich dein Vater mit dir ausgesöhnt, Veit?"

„Nein; ich glaube auch kaum, daß es zwischen uns je ein erträgliches Verhältniß geben wird. Heute Morgen kamen wir wiederum heftig an einander; abermals drängte er mich mit seinem Lieblingsplan, mit der Heirath der Trude. Ich wollte davon nichts wissen, erklärte vielmehr, nur du, meine Hildegard, würdest dereinst mein treues Weib sein. Immer heftiger ward der Vater und fragte, als ich standhaft blieb, endlich zornbebend, ob ich wohl wisse, daß er mich verstoßen und aller Rechte an sein Eigenthum verlustig erklären könne? — Als ich kalt entgegnete, daß, nachdem er mich so theilnahmslos meinen Studien entzogen, eine solche Handlungsweise seinerseits mich nicht Wunder nehmen könne, rief er, am ganzen Körper zitternd: Nun, so wisse denn, daß ich nicht dein leiblicher, sondern nur dein Stiefvater bin, dir also, nachdem du erwachsen, nicht die geringsten Verpflichtungen schulde."

„Sieh, Geliebte, wie mir da ward, ich kann dir's nicht beschreiben dies Gefühl; es war, als ob auf meiner Brust ein Stein gelegen, der nun plötzlich abgewälzt, als ob ich bisher mit Stricken gefesselt und diese nun mit einem Male zerrissen wären."

„Mein Stiefvater fuhr indeß mit seiner Mittheilung fort, aus der hervorging, daß er, der früher in Hannover geweilt, die nicht aus einem Patriziergeschlecht entsprossene, aber schöne Wittwe des Waffenschmieds Wulbrand daselbst, meine Mutter, geheirathet, und als diese bald nach der Heirath gestorben, mit mir, dem damals vierjährigen Knaben, nach Lüneburg gezogen und man ihn hier mit der Senatorwürde bekleidet habe."

„Dann fragte er wiederum nach meinem Entschlusse.

„Ich entgegnete nichts, sondern eilte von dannen; denn Luft mußt' ich haben, in Gottes freier Natur mein überquellendes Herz ausströmen lassen. Vor der Stadt angekommen, warf ich mich nieder und — weinte; ja Hildegard, ich weinte, was ich seit meiner Kindheit Tagen nicht mehr gethan, weinte heiße, brennende Zähren; dann aber sprang ich auf, schüttelte mein Haupt und laut jubelnd erschallte mein Ruf: Frei bin ich, frei wie der Vogel in den Lüften."

„Es war mir, als ob ich plötzlich die Mutter, die geliebte Mutter, die schöne herrliche Frau und den Vater, den hohen ernsten Mann, Erinnerungen, die mir, ich weiß nicht wie, kamen, vor mir sähe. Ja, ich entsann mich jetzt ihrer, ihrer, die so lange aus meinem Sinn entschwunden, und die nun nach des Stiefvaters Mittheilung wieder so klar vor mir standen."

„O Hildegard, daß dieser Mann mein leiblicher Vater nicht ist, macht mich namenlos glücklich, — dieser Mann, den ich, offen gestehe ich es, nie geliebt, nein, zu dem ich von früh auf nur mit scheuer Furcht emporgeblickt habe."

„Jetzt sage ich mich los von ihm; denn daß auch er keine Zuneigung für mich hegt, weiß ich, er, der mich aus Selbstsucht an jene Trude, die mir so sehr zuwider, verkuppeln, und der mich nun, da ich seinen Willen nicht erfülle, von sich stoßen will."

„Doch ich warte nicht sein Geheiß zum Gehen ab, freiwillig eil' ich von dannen."

Es steht bei mir fest, ich gebe das Studium auf und erlerne die Kunst des Vaters, die ich ja stets so werth gehalten, ich werde Waffenschmied; mit Meister Udel habe ich schon Rücksprache genommen; gern will er mir die Kunst lehren."

„Ja, Hildegard," fuhr Veit lächelnd fort, „was sagst du nun, da ich keines Patriziers, sondern nur eines schlichten Bürgers Sohn bin? Ist deine Liebe nun wohl dieselbe wie früher? Sprich!"

„Du fragst?" entgegnete vorwurfsvoll die Jungfrau und fuhr dann mit hellem Antlitz fort: „als ein so gelehrter Mann, der du doch werden wolltest, wärst du mir lieb und werth gewesen, jetzt aber als meinesgleichen, als Bürgerssohn, bist du mir noch theurer."

Veit beugte sich zu Hildegard nieder, und wieder vereinigten sich der Beiden Lippen zum Kusse.

„Du sangest ja vorhin, Liebchen," begann der junge Mann darauf, „ein feines Liedlein von einem Veit; war ich damit gemeint?"

„Ach, was du doch für ein eitler Mensch bist!" erwiderte das Mädchen lachend; „denkst wohl, von dir wär' immer die Rede; doch diesmal bist du es nicht, sondern der tapfere Ritter Veit von Rosenstein."

„Also ein Ritter? nein, dann bin ich's nicht."

„Wünsche es auch nicht zu sein."

„Weßhalb, Liebchen?"

„Nun denke dir einmal, diesem Ritter wird die Dame seines Herzens von einem bösen Grafen entführt und auf seine Burg gebracht. Als Veit von Rosenstein dies vernimmt, sammelt er eilends seine Mannen und mit deren Hilfe bricht er binnen Kurzem die Veste des Entführers, tödtet diesen und befreit die Geliebte."

„Ich wollte," sagte Veit, als das Mädchen schwieg, lächelnd, „ich wollte, auch du würdest einmal entführt; solltest sehen wie bald ich dich, gleich jenem Ritter, befreien würde."

„O, so etwas mußt du nicht sagen, Veit, selbst nicht im Scherze; bei dem Gedanken schon werde ich ängstlich," entgegnete Hildegard und barg ihr Haupt ängstlich an der Brust des Geliebten, welcher sie zärtlich an sich drückte.

„Ihr möget herab kommen, das Abendessen dampfte auf dem Tische, Junker Veit und ihr, Hildegard!" Mit diesen Worten ward jetzt die Thür geöffnet und Suse, die Magd, steckte lachend ihren Kopf durch die Spalte.

„Bin kein Junker, Suse! sage indeß nur, sogleich würden wir erscheinen."

Aber trotzdem mußte die Magd noch zweimal ihre Aufforderung wiederholen, bevor das junge Paar in dem Gemache der Hausfrau, wo die Familie ihre Mahlzeiten einzunehmen pflegte, erschien.

Den Hausherrn, einen wettergebräunten Fünfziger und dessen Gattin, eine würdige Matrone, fanden sie daselbst auf sie wartend.

Nachdem man sich gegenseitig begrüßt, begann der Alte lachend:

„Nun, ihr habt schön auf euch warten lassen; jetzt könnt ihr nach dem alten Spruch:

„Wer nicht kommt zur rechten Zeit
Der muß nehmen, was übrig bleibt,"

mit den Ueberbleibseln der Mahlzeit fürlieb nehmen; geschieht euch ganz recht."

„Sind damit auch zufrieden, Vater," erwiderte Hildegard.

(Fortsetzung folgt.)

## Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 8. Januar. Wir haben seit dem Beginn des neuen Jahres noch nicht Gelegenheit gehabt, unsere dramatischen Besprechungen über die hiesige Bühne fortzusetzen und ergreifen die Feder, dieselben mit einem Berichte über die Aufführung von Dr. Mosenthal's „Deborah" wieder anzuknüpfen.

Dieses Volksschauspiel in 4 Akten ging am 30. Dez., dem Schlusse des verflossenen Jahres, über unsere Bühne. Mosenthal hat sich in diesem Drama die Aufgabe gestellt, in der Deborah und Hanna zwei edle Charaktere zu zeichnen, welche aber in ihren Lebensanschauungen sowohl, wie in Erziehung und durch diese also auch in Sitten und Gebräuchen unendlich verschieden sind. Deborah ist das Weib des Südens, deren Leidenschaft in Liebe und Haß in

morgenländischer Gluth ihre ganze Seele umfaßt; indessen das deutsche Mädchen ihre Liebe still und sittsam im Busen trägt und mit stiller Zufriedenheit, selig im Besitze ihres Joseph ist; Deborah aber, in wilder Leidenschaft flucht dem vermeintlichen Ungetreuen; doch da sie nach Jahren sieht, daß ihr Fluch nicht in Erfüllung gegangen, daß sogar die sanfte Hanna ihr und Josephs Kind, nach der armen Deborah benannt, pflegten, da bricht die Eiskruste, welche der Haß unglücklicher Liebe um ihr Herz gezogen, und der ganze Edelmuth einer großen Seele bricht wieder hervor; sie segnet das Kind und das ganze Haus ihres früheren Geliebten und setzt leichteren Herzens ihre Wanderung durch's Leben fort; indessen die sanfte Hanna, als deutsches Hausweib, ebenso liebevoll und bescheiden ihren Weg wandelt, wie sie denselben als Jungfrau zu gehen pflegte.

Was nun die Aufführung dieses Stückes betrifft, so wurde die Rolle der Deborah durch Frln. Becker beinahe durchgehend gut dargestellt, was bei der schweren Aufgabe um so überraschender ist, wenn man bedenkt, daß diese so glücklich begabte Darstellerin noch Anfängerin auf der schwierigen Bahn der Kunst ist; um so mehr ist es aber auch unsere Pflicht, darüber zu wachen, daß ein so schönes Talent nicht manierirt und auf Abwege geräth, welche es von dem schönen Ziele einer wahren Künstlerin nur mehr entfernen statt befördern würde. Die Aufgabe der Kunst ist es zwar, ihr Vorbild in der Natur zu suchen, doch gerade die bildende und dramatische Kunst hat die weitere Aufgabe, das in der Natur gesehene Bild veredelt wieder zu geben. So war das mehrmalige grasse Aufschreien der Darstellerin der Deborah zwar recht natürlich; doch es war unschön und wirkte unangenehm auf die Zuschauer; was hingegen die eigentliche Auffassung des Charakters betrifft, so ist dieselbe Frln. Becker recht gelungen, weshalb wir bei einer zweiten Aufführung dieses Schauspiels erwarten, daß Frln. Becker unseren wohlgemeinten Wink benutzt. Was nun die Rolle der Hanna anbelangt, so scheint uns Frln. Lehmeier, welche mit derselben betraut war, für das Fach dieser Rolle viel Talent zu haben, indem sie — auch noch Anfängerin, in Figur und Bewegung eine angeborene Anmuth und Grazie zeigt. Lorenz, der Ortsrichter, und Joseph, sein Sohn, wurden Beide recht brav, Ersterer durch Hrn. Bordasch und Letzterer durch Hrn. Pückert dargestellt. Ueberhaupt halten wir es für Pflicht, den bewunderungswürdigen Fleiß dieses jungen Darstellers öffentlich zu beloben, denn keine Vorstellung, groß oder klein, Trauer-, Schau- oder Lustspiel geht vorüber, wo sich derselbe nicht auf den Brettern in den verschiedenartigsten Charakteren zu bewegen hat, weshalb wir das vielfach Schöne, welches von Hrn. Pückert geleistet wird, freudig anerkennen und bei dem, durch überhäufte Beschäftigung, hier und da Mißlungenen, den Maßstab der Kritik nicht zu strenge anlegen dürfen. Die kleine, aber immer noch schöne Rolle des blinden jüdischen Greises, wurde, wenn auch richtig aufgefaßt, doch undeutlich, also unverständlich gesprochen, man glaubte immer, der Sprecher hätte, wie weiland Demosthenes, eine Bleikugel im Munde, der andere, durch Hrn. Lehmann dargestellte Jude hingegen fand den verdienten Beifall. — Hr. Jackson als Schulmeister that sein Möglichstes und die anderen Personen des Schauspiels wurden genügend gegeben. Frln. Becker wurde durch Hervorruf der Lorbeer des Abends gereicht.

Den 2. Jannar wurde Scribe's 5aktiges Lustspiel „Feenhände" als Benefizvorstellung der Fräulein Schütz gegeben und vom Publikum mit dem ungetheiltesten Beifall aufgenommen. — Scribe zeichnete mit lebendigem Griffel in diesem interessanten Lustspiel, daß nicht der Stand den Menschen, sondern der Mensch den Stand adeln müsse, indem er eine junge, von der Gnade vornehmer Verwandten abhängige, geborene Herzogin, ihren Stand zur Seite legen und ihr Brod durch ihrer Hände Arbeit erwerben läßt. Sie wird die Unterstützerin ihrer ahnenstolzen Verwandten, denn ihre Hände sind so feenhaft geschickt, daß sie mit denselben Reichthum und Ansehen erwirbt, was ihr endlich auch noch den Mann ihrer Liebe zubringt.

Die Aufführung dieser Novität war eine vollständig gelungene. Wir finden es sehr anerkennenswerth, daß die Theater-Direktion der um Würzburgs Bühne viel verdienten Frl. Schütz dieses gute Stück zu ihrer Benefize-Vorstellung gab. Wir hatten Gelegenheit, den Vater dieser Künstlerin, welcher ein geistbegabter Dichter und Theater-Sekretär der Hofbühne zu Karlsruhe ist, kennen zu lernen; doch gehen wir wieder zu der Besprechung dieser Vorstellung zurück. Wenn auch die Charakterschilderung der Gräfin Leeneven, welche die Benefiziantin darzustellen hatte, von dem Verfasser der „Feenhände" nicht so ausgeprägt erscheint, wie derartige Zeichnungen von einer Birch-Pfeiffer, so repräsentirt dieselbe mit dem Sohne der Gräfin ganz den Dünkel von Menschen, welche auf nichts als ihre zufällige Geburt stolz sein können. — Fräulein Schütz und Herrn Asché, der den Grafen gab, lösten ihre Aufgabe, so gut dieselbe nur immer zu lösen war. Desgleichen Hr. Pückert als Tristan, Sohn des Grafen und Frl. Lehmeier als Bertha, der Enkelin der Gräfin.

Der Glanzpunkt, um den sich die Handlung des ganzen Stückes dreht, ist aber Helene, die Nichte der Gräfin, welche durch Frau Ritter mit wirklicher Meisterschaft durchgeführt wurde. — Neben diesem werthvollen Edelstein unserer Bühne glänzte auch Hr. Emil Hahn als Richard von Kerdriand, denn wiewohl der Dichter diese Rolle auf das dankbarste bedachte, so wußte unser vorzüglicher Mime so viel Humor in seine Rolle zu legen, daß schon bei seinem Erblicken das Publikum eine allgemeine Heiterkeit ergriff. Stürmischer Applaus und Hervorruf lohnte den Künstler. Hier verdient auch noch Fräulein Rottmeier als Marquise Merville einer rühmlichen Erwähnung, indem dieselbe diese putzsüchtige Modedame mit ihren eingebildeten vapeurs sehr natürlich wiedergab. — Im ganzen Lustspiel wurde durchgehend gut gespielt, was noch den Erfolg hatte, daß außer Frau Ritter und Herrn Hahn, die Benefiziantin und alle andern Darsteller gerufen wurden.

Noch verdient die herrliche Salon-Dekoration mit ihrem schönen Landschaftsgemälde, welche wenn wir nicht irren, im 3. Akte vorkam und von dem Theatermaler Hrn. Herrle gefertigt ist, öffentlich ein wohlverdientes Lob. Leider war es zu wenig bekannt, daß diese Dekoration von dem hiesigen Theatermaler gefertigt ist, sonst würde demselben jedenfalls auch die Ehre des Hervorrufs geworden sein. R.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Wagner.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 5. Sonntag den 17. Januar 1864.

# Der Warnak.

## Eine Erinnerung aus Sibirien.

Originalnovelle

von

Paul Fuchs.

(Fortsetzung.)

Den folgenden Morgen fuhren wir in ein kleines Gehölz, nicht weit vom Gute meines Freundes. Unser Gegner war noch nicht auf dem Kampfplatze, endlich kam er, von seinem Leibjäger begleitet, mit frecher Stimme sich entschuldigend, daß er auf sich hatte warten lassen, und seinen grauen Schnurrbart kräuselnd; doch an seinem fahlen, übernächtigen Gesichte sah man, daß er eine schlechte Nacht zugebracht hatte.

Fünfzehn Schritte wurden abgemessen, so weit sollte die Distanz sein, doch hatte jeder der Duellanten das Recht, fünf Schritte vorzugehen. Der Vetter als der Beleidigte sollte zuerst schießen. Er trat an die Barriere, hob zielend seine Pistole auf und ging langsam fünf Schritt, seine Pistole schußfertig, aber etwas gesenkt haltend. Als er den fünften Schritt gethan, blieb er einige Augenblicke stehen, mit den Augen zielend, aber ohne seine Pistole aufzuheben, plötzlich hob er sie auf und schoß. Ich sah meinen Freund wanken und mit einem Knie auf die Erde sinken, ich eilte auf ihn zu und dasselbe that der Vetter. Doch diesen blickte mein Retter finster an und rief mit kalter eisiger Stimme:

„An die Barriere, mein Herr."

Zu mir aber wandte er sich freundlich und sagte mit einer weichen Stimme, wie ich sie noch nie bei ihm gehört hatte:

„Hebe mich, Freund, auf, denn ich kann nicht stehen."

Ich hob ihn auf, indem ich ihn unter den Achseln hielt. Er zielte mit schwankender Hand, doch ein rother Streif auf dem Aermel des Vetters bewies, daß er getroffen hatte.

Das war aber auch seine letzte Anstrengung gewesen, er sank zusammen, drückte mir zum letzten Male die Hand und lispelte mit ersterbender Stimme:

„Lebe wohl mein Freund, auf ewig wohl. Grüße sie, und vergiß nicht das Paket."

Und er war todt, in meinen Armen! O Worte können nicht beschreiben, was ich in diesem Augenblicke fühlte, mit ihm hatte ich meinen Jugendfreund, meinen einzigen Freund verloren, mit ihm war auch mein Glück erloschen, denn ich wußte, jetzt stand mir die Gräfin Melanie so unerreichbar fern, wie sie mir gestanden hatte, bevor ich ihre Bekanntschaft machte. Mein Herz blutete und schmerzte mir unerträglich, doch blieben die Augen trocken; so wahr ist es, daß nur kleiner Schmerz sich in Thränen Luft macht.

Ich trug meinen Freund mit Hülfe des Kutschers — dieser Glückliche weinte — in seinen Wagen, und fuhr, ohne einen Blick auf seinen Gegner zu werfen, nach Hause. Denselben Tag, denn warum sollte er lange neugierigen Augen ausgestellt sein — wurde er still, wie er gelebt hatte, und unbemerkt, das war stets sein Wunsch gewesen, zur Erde bestattet, und ich warf die letzte Scholle Erde in seine Gruft, mir schien es, diese Scholle sei mein Glück, und ich begrabe es zugleich mit meinem Freunde.

Dann ging ich in das Kabinet des Verstorbenen, und nahm aus seinem Sekretär das Paket, das er mir anvertraut hatte, ich öffnete es; es waren zwei Pakete darin. Das eine war mein Freiheitsbrief und das Datum des Tages, als mein Freund sein Erbe angetreten hatte, das andere war sein Testament, er theilte sein ganzes Vermögen — sein väterliches Erbgut hatte er veräußert, damit der verhaßte Vetter keinen Antheil erhalten sollte, vermachte er in gleichen Theilen Eugenie und mir. Ihr beide, schrieb er am Ende des Testaments, seid die einzigen Wesen, die ich geliebt habe, nehmt dieses kleine Pfand der Erinnerung von mir und betet auf Erden für mich, wie ich droben für Euch beten werde. Jetzt noch, als ihn schon Erde bedeckte, rannen keine Thränen aus meinen Augen, jetzt noch blieb mein Blick trocken, doch küßte ich das Testament; dein Wille soll erfüllt werden, theurer Freund, wenigstens was Eugenie betrifft, das arme Kind wenigstens soll glücklich sein, wenn Glück sie für deine Liebe trösten kann, — so schwor ich mir in meines Herzens tiefster Tiefe, doch wehe, mir war nicht der Trost vergönnt, meinen Schwur halten zu können.

Am folgenden Morgen ließ ich mir ein Pferd anspannen und fuhr zur Fürstin. Man meldete mich und ich wurde hereingelassen.

Steif wie eine chinesische Pagode saß sie, und als sie mir meinen Gruß erwiderte, glich auch ihr Gruß dem sinnlosen, todtenähnlichen Kopfnicken einer Pagode.

Ich fragte nach Fräulein Eugenie.

„Eugenie ist noch gestern zu einer meiner Freundinnen auf ein entferntes Gut im Saratow'schen Gouvernement geschickt worden, dort wird das Fräulein Gänse hüten und

sich so ihrer hochfährtigen Manieren und Gedanken entwöhnen."

In diesem Augenblicke fuhr es mir durch den Sinn, wie viele Vorwürfe, Qualen und vielleicht auch Schläge die arme Eugenie seit unserem letzten Zusammentreffen, und vor ihrer Verbannung hatte ausstehen müssen, ich dachte auch, wie sie jetzt wahrscheinlich zum Spott in ein armseliges Kleid gehüllt, auf einem Bauernwagen in Gesellschaft roher und betrunkener Bauern fahre, und ein unwillkürliches und unwilliges: Wie? entfuhr meinen Lippen.

Die Fürstin sah mich kalt und höhnisch an und sagte spöttisch:

„Wie?!! Will der Herr vielleicht mir verbieten, mit meinen Dienstleuten zu verfahren wie es mir gut dünkt, man sieht sofort, daß auch in den Adern des Herrn Chams*) Blut rinnt."

Ich sah, daß mit Unwillen hier nichts gemacht werden konnte, denn ich kannte der Fürstin kalten, hämischen und rachsüchtigen Charakter; ich bezwang mich also selbst und sagte mit so ruhiger Stimme ich es nur vermochte:

„Ich komme, den letzten Willen meines verstorbenen Freundes zu erfüllen ..."

Ein hämisches Lächeln spielte um die Lippen der widerwärtigen Alten.

„Ja, meines Freundes", wiederholte ich, „und bitte Sie, die Summe zu bestimmen, für welche Sie Eugenie freilassen würden."

„Wenn aber das unnütze Ding mir für kein Geld feil wäre."

„Doch, Sie sind eine vernünftige Frau und haben selbst Eugenie ein unnützes Ding genannt, würden also nicht etwas Nutzloses behalten wollen, wenn man Ihnen dafür so viel, ja mehr bieten würde, als ihr ganzes Gut werth ist."

Die Augen der habsüchtigen Alten blitzten auf, ich sah, daß ich den Nagel auf den Kopf getroffen hätte, und daß die Festung zu kapituliren begann, ich setzte also ruhig nach gemessen meine Angriffe fort.

Ich will die Geschichte dieses widerlichen Menschenhandels, den ich nur mit der größten Ueberwindung meiner eigenen Ich fortsetzte, nicht rekapituliren, genug, als ich die Fürstin verließ, war Eugenie frei, und ich hatte schriftlich die Erlaubniß erhalten, sie einzuholen und wieder zurückzubringen, freilich war es um den Werth meines Antheils an der Erbschaft meines Freundes geschehen, doch ich freute mich dessen, denn sein Geld hätte mich wie Höllengluth gebrannt, jetzt hatte ich Eugenie's Freiheitsbrief in Händen, und mir schien es, Wladislaw lächele mir dankend von oben herab.

(Schluß folgt.)

## Lüneburgs Selbstbefreiung im Jahre 1371.

### Historische Erzählung

von

**Adolf Renche.**

„Ob euerer Liebe, glaube ich, vergäßet ihr Beiden Essen und Trinken, mahnten euch die vorsichtigen und besorgten Eltern nicht daran," meinte lachend der alte Carsten Rodewald.

„Nun, laß es nur gut sein, Carsten," meinte auf solche Rede die Mutter, „haben's früher ebenso gemacht."

„Haben wir, Ursel? nun denn sei's darum. Aber Kinder," fuhr der Alte, sich an diese wendend, fort: „eure Augen glänzen ja wie eitel Gold und Silber; euch ist wohl etwas recht Gutes und Liebes zu Theil geworden, wie?"

„Ja, Vater," erwiderte freudig die Tochter, „was recht Gutes und Liebes," und nun gab sie den Eltern Kunde von der Mittheilung des Geliebten.

„Nein," rief der Fleischhauer, nachdem Hildegard geendet, freudig, „ist mir diese Nachricht doch lieber, als wenn mir Jemand, ich weiß nicht was, geschenkt hätte. Also, bist ein Wulbrand, Veit? eine alte Familie, weit und breit als Waffenschmiede berühmt, und du willst nun auch die Kunst deiner Vorfahren erlernen? und der Ubel will dich als Lehrling aufnehmen? nein, wie mich das weidlich ergötzt! Suse," rief er dann, „heute wollen wir fröhlich sein; nimm das Bier fort und fülle die Krüge mit Wein; weißt du, mit dem, den mir der Vetter jüngst vom Rheinstrome gesandt hat; flugs, tummle dich!"

Später als gewöhnlich verließ Veit das Haus des Carsten Rodewald und eilte durch die Straßen Lüneburgs der auf der Bäckerstraße belegenen Wohnung seines Stiefvaters zu.

### III.

Am folgenden Morgen — es war noch früh am Tage — ging der Senator Hollseld in seinem Zimmer unruhig auf und nieder.

Er war ein kleiner magerer Mann mit Augen, die jetzt widerlich freundlich, dann wieder stechend und wild blickten, und dem ein wüstes Leben das Ansehen eines hoch in den Sechzigen Stehenden gegeben, obgleich er kaum fünfzig Jahre zählte.

„Ruprecht!" erschallte jetzt laut sein Ruf.

Die Thüre öffnete sich und ein alter Diener trat ein.

„Hat sich mein Sohn schon von seinem Lager erhoben?" fragte der Senator.

„Herr Veit war schon früh wach und ist jetzt eifrig mit der Einpackung seiner Sachen beschäftigt," war die Entgegnung des Dieners.

„Was sagst du? mein Sohn packt sein Eigenthum ein?" fragte erstaunt der Senator.

„Jawohl! auch am gestrigen Nachmittage that er dieses schon, Herr Senator."

„Rufe meinen Sohn, Ruprecht."

Bald stand Veit vor dem Stiefvater.

„Was höre ich?" begann dieser freundlich; „du packst dein Eigenthum ein, Veit? Also willst du nach Wittenberg zur Fortsetzung deines Studiums reisen und meinem Wunsche endlich nachkommen und die Gertrud, meines Freundes Gurtenbach Tochter, als Wirthin unter mein Dach führen? natürlich, nachdem du dein Studium beendet. Wie mich das freut, lieber Sohn."

„Das Eine so wenig als das Andere;" entgegnete Veit ruhig; „der ewigen Zänkereien mit Euch, Herr Senator, müde, habe ich beschlossen, sowohl ferner Euer Haus zu meiden, als auch mein Studium gänzlich aufzugeben. Sobald ich heute Eure Wohnung verlassen, wende ich meine

*) Kinder Chams nennen die russischen Herrschaften ihre Sclaven und Dienstleute.

Schritte nach der Behausung des Meisters Abel, bei dem ich für die erste Zeit weilen werde; denn mein Entschluß steht fest: ich erlerne die Kunst meines Vaters, und werde mich als Waffenschmied demnächst unter die Bürgerschaft Lüneburgs aufnehmen lassen."

Der Senator erbleichte und zornbebend fragte er:

„Thörichter Knabe, willst du meinen Zorn reizen? eines Patriziers Sohn, mein Sohn, Waffenschmied, ein gemeiner Bürger? Nimmermehr!"

„Herr Senator," entgegnete Veit kalt, „spannt die Bogensehne nicht zu straff, sie könnte zu Eurem Schaden reißen. Bedenkt, daß Ihr nur mein Stiefvater seid, und daß wir, nachdem Ihr mir selbst davon Kunde gegeben, jetzt eine andere Stellung denn sonst zu einander einnehmen. Früher mußte ich Euch als Vater achten; jetzt ist dies anders, nachdem Ihr mich bis zur Stunde, ja bis zu diesem Augenblicke gleich einem Troßbuben behandelt habt; betrachte ich Euch nicht mehr als Vater, nein, als ein Mann den andern."

Vor Wuth bebend, packte der Senator den Stiefsohn bei solchen Worten heftig an dem Arm, indem er mit zitternder Stimme sagte: „Welche Frechheit, Bube! treib mich nicht zu Thaten, die mich gereuen könnten."

Leicht schüttelte Veit die Hand von sich ab.

„Ich bedenke, daß Ihr ein alter schwacher Mann seid, und ich in Euch noch vor Kurzem den Vater ehren mußte, sonst, beim ew'gen Gott, so wahr das Blut eines Wulbrand in meinen Adern rollt, ließe ich solche Behandlung nicht ungerochen hingehen."

„Und nun, Herr Senator," fuhr Veit ruhiger fort, „lebt wohl. Ich scheide jetzt; unsre Wege gehen nun auseinander und wir begegnen uns vielleicht im Leben nur noch selten, vielleicht nie mehr; lebt darum wohl und nehmt von mir die Versicherung, daß ich ohne Groll, ohne jeglichen Haß scheide. Es gehe Euch gut."

Veit neigte das Haupt ein wenig und schritt ungehindert zur Thüre hinaus. Der Senator befand sich allein. Er wankte nach einem im Zimmer stehenden Sessel und sank schwach in denselben nieder, während seine Augen wild im Kopfe rollten.

„Also umsonst?" ächzte er; „also ganz umsonst ist nun all' mein Bemühen gewesen, ganz umsonst? Von dem starrsinnigen Buben ist nichts mehr zu erlangen, das ist gewiß, und unrettbar gehe ich dem Bettelstab entgegen.

„Wer ist die Schuld daran? Nur ich, ich ganz allein! Warum mußte ich Thor mich durch den Zorn fortreißen lassen, ihm mitzutheilen, daß er in mir nur den Stiefvater erblicken dürfe. Einschüchtern wollte ich ihn und erreichte das Gegentheil. Er hätte sich meinem Willen endlich gefügt — meine Macht als Vater hätte ihn dazu gezwungen — und nun ist Alles verloren," und grimmig raufte der Senator seine Haare.

In diesem Augenblicke trat abermals der Diener in's Gemach.

„Herr Senator," begann er, „soeben war ein Bote des Raths hier; unverzüglich möchtet Ihr Euch auf dem Rathhause einfinden."

Hollfeld versuchte Herr seiner selbst zu werden und seine Aufregung bemeisternd, fragte er:

„Kennst du die Ursache dieser raschen Zusammenberufung, Ruprecht?"

„Jemun, es gehen verschiedene Gerüchte in der Stadt um; der Eine meint dies, der Andere das, und in Lüneburg herrscht große Aufregung. So viel ist gewiß: vom Herzog Magnus Torquatus ist Botschaft da."

„Was sagst du, Ruprecht? Botschaft vom Braunschweiger Herzog? Rasch meinen Mantel, das Barett und das Schwert."

Als der Diener das Zimmer verlassen, um das Gewünschte herbeizuholen, heiterten sich die Züge des Senators auf, und freudig sagte er:

„Den Herzog hab' ich ganz ob des Handels mit dem Buben, dem Veit, vergessen. Jetzt ist noch nicht Alles verloren. Ist mir der Braunschweiger doch Verbindlichkeiten schuldig. Wer verschaffte ihm damals bei der Lüneburger Erbfolgefrage die Abschriften der betreffenden Urkunden so rasch? Nur ich. Meine Ehre stand dabei auf dem Spiele; doch ich that's. Ruprecht sagt, daß Botschaft von ihm da sei. Ist das der Fall, so stellt er wiederum Forderungen an die Stadt; da kann ich für ihn wirken."

Mit Hilfe des wiedereintretenden Ruprecht ließ sich der Senator jetzt mit den Insignien seiner Würde bekleiden und schritt dem Rathhause zu. Den Bürgermeister und die übrigen Senatoren fand er schon anwesend.

Nachdem Hollfeld Platz genommen, eröffnete Viscule, der Bürgermeister, die Sitzung und begann:

„Der Herzog Magnus von Braunschweig und der Herzog Albrecht von Mecklenburg, Letzterer verbündet mit dem Grafen Heinrich von Holstein, haben vor einigen Tagen, da man schrieb den neunundzwanzigsten November bei Roggendorf unfern Gradow im Lande Mecklenburg eine Schlacht geliefert, die mit der Niederlage des Braunschweiger Herzogs endigte.

„Dieser hat eine große Anzahl von Rittern und Kriegern verloren und sechzig Braunschweiger Edle sind in Gefangenschaft des Mecklenburgers gerathen.

„Herzog Magnus ist dadurch natürlich in großes Ungemach versetzt und richtet nun sein Streben darauf, die Gefangenen zu lösen, was ihm indeß durch die verlangte Lösesumme — Herzog Albrecht fordert 6000 Mark — sehr schwierig gemacht wird, da er, durch die Hildesheimer Fehde so tief verschuldet, solche Summe aus eigenen Mitteln nicht erschwingen kann. Er sendet an den Rath unserer Stadt Lüneburg, an uns, nunmehr ein Schreiben, in welchem er uns herrisch und bestimmt auffordert, ihm die nöthigen Gelder ohne Pfand vorzustrecken.

„Dies, werthe Genossen im Amte, ist der Zweck unserer heutigen Zusammenkunft.

„Euch, Herr Gartop, als den Aeltesten in der Versammlung, ersuche ich zuerst um Kundgebung Eurer Ansicht."

Der Angeredete erhob sich und er begann:

„Daß der Herzog Magnus von Braunschweig noch jetzt, da er sich doch in der mißlichsten Lage befindet, drohend und herrisch auftritt, gibt wiederum ein sprechendes Zeugniß seines Charakters, zeigt uns, daß wir, ist er erst einmal unbeschränkter Herr der Lüneburger Lande, gänzlich schutz- und rechtlos, und nur seiner Gnade — bedenkt das wohl — überlassen sein werden. Er hat uns Versprechungen gemacht; doch was ihm diese gelten, haben wir bei seiner neulichen Forderung der Sülz-Einnahmen, die er doch in der bei seiner Huldigung vollzogenen Urkunde ungeschmälert den Berechtigten zuerkannte, gesehen. Das war der Anfang! Wie wird es uns gehen, ist er einmal hier.

„Geschuldigt haben wir ihm, es ist wahr; doch nur unter Bedingungen, unter die keineswegs die, ihm Gelder ohne Pfand vorzustrecken, gehört.

„Ich bin daher gegen die Verleihung der Lösesumme."

(Fortsetzung folgt.)

---

## Würzburger Stadttheater.

**Dienstag, 12. Jan.** Die weiße Dame von Boildieu. Herr **Stolzenberg** hat den lange unterbrochenen Cyclus seiner Gastdarstellungen mit der Rolle des Georg Braun wieder aufgenommen und sich auch bei diesem zweiten Auftreten als trefflichen Spieltenor bewährt; er führte seine Rolle mit der ihm eigenen Eleganz, mit feiner Tournure und edlem Anstande in Spiel und Haltung durch, und wußte das leider nicht sehr zahlreich versammelte Publikum hiedurch nicht minder wie durch seinen delikaten, durchweg fein nuancirten und angemessenen Gesang zu lebhaftem Beifall hinzureißen. Die bekannte Arie im ersten Akte, die Ariette „Komm holde Dame", und das schottische Volkslied, bekanntlich die Glanzpunkte der Oper, wurden vom Hrn. Stolzenberg mit besonderer Routine vorgetragen und selbst durch den Umstand nicht erheblich beeinträchtigt, daß seine Stimme nicht mehr mit allen Schätzen und Vorzügen jugendlicher Frische und Kraft geschmückt ist, vielmehr der Zeit auch schon ihren Tribut gebracht hat.

Einen nicht zu unterschätzenden Bundesgenossen hat Hr. Stolzenberg in seinem Spiele; er verwendet darauf ganz besondere Sorgfalt und das mit vollem Rechte, weil für die dramatische Darstellung das Spiel von großer Bedeutung auch für den Sänger ist und für den Erfolg gewöhnlich den Ausschlag gibt. Der Sänger, der seines Spieles vollkommen Meister ist und sich sicher in allen Situationen weiß, kann auf den Vortrag seine ungetheilte Aufmerksamkeit verwenden und hat dadurch vor demjenigen, dessen Gedanken durch das Spiel abgezogen und beeinträchtigt werden, viel voraus; dabei ist nicht zu übersehen, daß ein abgerundetes Spiel einen besonderen Reiz auf das Publikum übt und über so manchen Verstoß in Gesang und Vortrag den Schleier der Nachsicht wirft.

Wir müssen deshalb jeden dramatischen Sänger auf die Wichtigkeit des Spieles hinweisen und dabei Hrn. Stolzenberg als Muster aufstellen, der diesen wesentlichen Faktor eines günstigen Erfolges vollkommen in seiner Gewalt hat und ihm einen guten Theil des Renommee's verdankt, in welchem derselbe steht.

Die Durchführung der übrigen Rollen war im Ganzen genügend, während das Orchester sogar durchweg befriedigte, wie es überhaupt in der leichten französischen Musik mehr zu leisten scheint, als in der ernsten tiefen deutschen Opernmusik.

**Mittwoch, 13. Jan.** „Martha" von Flotow. Ein seltener Genuß war uns heute in dem leider nur einmaligen Gastspiele der Frln. v. **Edelsberg** vom Hoftheater zu München geboten. Man wird nicht so leicht eine so entschieden ausgeprägte, treffliche Altstimme zu hören bekommen, wie sie Frln. v. Edelsberg besitzt; sie hat eine ganz ungewöhnliche Tiefe und Fülle, so daß man versucht sein könnte, ihre Stimme eine Art weiblichen Baß zu nennen. Diese Ausgiebigkeit in der Tiefe hindert aber nicht, daß sich ihre Stimme auch in den höheren Regionen mit gleicher Stärke und Leichtigkeit bewege; die Stimmregister stehen vielmehr alle im richtigen Verhältnisse und schönstem Ebenmaße und über die ganze Stimme ist eine prächtige Klangfarbe ausgegossen, welche in den Soli's von trefflicher Wirkung ist und die Ensemble's deckt und ausfüllt.

Ebenso selten wie ihre Stimme ist ihre Schule, Ansatz, Vortrag, Coloratur, Alles ist sicher und tadellos und beweist ebenso viel natürliche Anlage als Ausdauer und Fleiß bei der systematischen Entwicklung der von der Natur verliehenen Mittel. Auch im Spiele bekundet Frln. v. Edelsberg einen hohen Grad von Ausbildung; ihre Darstellung ist abgerundet, lebendig und gefällig, so daß sie mit vollem Rechte eine Zierde der Münchner Oper genannt werden kann und überall eine willkommene Erscheinung sein wird.

Die Partie der Nancy, welche Frln. v. Edelsberg zu ihrem Gastspiele wählte, bietet verhältnißmäßig wenig Gelegenheit, sich im Solovortrag zu zeigen, desto mehr, sich im Ensemble zur Geltung zu bringen; in ersterer Beziehung ist die bedeutendste Solopartie die große aber selten ganz gesungene Arie im 3. Akte. Dieselbe schrumpft in der Regel durch Streichen auf ein Drittel ihres Umfanges zusammen, weil die Sängerinnen selten mit solchen Mitteln begabt sind, um diese Nummer in ihrem ursprünglichen Satze ohne Transponirung oder Abänderung singen zu können. Frln. v. Edelsberg hat diese Arie unverändert gesungen und darin eine erstaunliche Fertigkeit und Kraft in den tiefsten Lagen der weiblichen Stimme entfaltet.

In den Ensembles war ihre Stimme von besonderer Wirkung; man konnte selbst in den stark instrumentirten Stellen jeden Ton unterscheiden, wenn er auch nicht gerade stark angeschlagen war, und die wohlthätige Wirkung auf Schattirung und Harmonie deutlich herausfühlen.

Wir können es deshalb nur bedauern, daß Fräulein v. Edelsberg nur zu einem einzigen Gastspiel zu gewinnen war.

Die hiesigen Bühnenkräfte haben ihr Mögliches gethan, um mit dem Gaste gleichen Schritt zu halten und sich durchweg recht wacker gehalten. Die Martha der Frln. **Ruhr** macht dieser vielfach und unausgesetzt beschäftigten unermüdeten Sängerin alle Ehre; auch Hr. **Wagner** als Lyonel und Hr. **Schiffbenker** als Plumkett füllten ihren Platz entsprechend aus; beide waren gut bei Stimme und haben nicht unwesentlich zur gelungenen Durchführung der Oper überhaupt beigetragen.

Der Chor hätte in der Marthascene des 1. Aktes bald umgeworfen, ein Beweis, daß auch auf leichtere und bekanntere Sachen die gehörige Aufmerksamkeit verwendet werden muß, weil das Gefühl der Sorglosigkeit leicht zu Beirrungen führt.

Schließlich ersuchen wir den Hrn. Inspicienten, die Bühne während der Aufführung von allen nicht dahin gehörigen Personen zu säubern, damit nicht, wie heute eine Choristin, die sich durch ein Versatzstück verborgen glaubte, und ganz gemüthlich nach dem Takte der Musik hin und her gaukelte, durch die Baumzweige aber deutlich gesehen werden konnte, die Veranlassung fataler Störungen werden kann.

---

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 6. Mittwoch den 20. Januar 1864.


## Der Warnak.

### Eine Erinnerung aus Sibirien.

Originalnovelle
von
**Paul Fuchs.**
(Schluß.)

Das war der erste lichte Augenblick seit meines Freundes Tode für mich gewesen, und doch ging ich trüb und gedankenvoll über den Hof meinem Wagen zu, ich hatte ja Melanie nicht gesehen, ihr kein Lebewohl gesagt. Ich setzte mich fast laut schluchzend in den Wagen, und mir — sehen Sie mich an, und sagen sie, ob ich sentimentalisch aussehe — mir rannen glühende Thränen über die Wangen. Eine halbe Werst vom kleinen Dorfe der Fürstin war ein kleines Wäldchen, das ich passiren mußte, ich weiß nicht, warum mir jetzt das Herz laut schlug, als ich ihm nahte. Horch! hatte ich mich getäuscht, oder war es mein Name, der gerufen wurde. Nein, an einen Baum lehnte sich mit rothgeweinten Augen Melanie, meine Melanie. Ich sprang aus meinem Wagen, und war in einem Augenblicke bei ihr, und zu ihren Füßen.

Was ich ihr sagte, weiß ich nicht, ebensowenig, was sie mir antwortete. Ich glaube, wir sprachen von Wladislaw, von Eugenie, und, ohne daß wir es selbst merkten, sprachen wir von unserer Liebe, schworen, uns gegenseitig anzugehören, unsere Lippen fanden sich, und wir drückten auf den ersten, den Weihekuß der Verlobung auf dieselben. Der Himmel weiß, wie lange wir uns umschlungen hielten, wie lange wir uns Schwüre schworen, und wie lange wir sie uns noch geschworen hätten, wenn uns nicht eine spöttische Stimme aus unseren Träumen geweckt hätte. Der Vetter stand vor uns mit verbundenem Arme.

„Schön, ein liebendes Stelldichein! Hab' ich es mir doch gleich gedacht, es liegt einmal im Geschmacke unserer Damen wie einst der römischen, Sklaven zu lieben, das ist auch recht, heute den einen, morgen den andern."

Ich war wüthend aufgefahren und rief:

„Herr, wie unterstehen Sie sich."

Der Vetter maß mich vom Kopf bis zu Fuß, kehrte mir den Rücken, indem er durch die Zähne mehr pfiff als sprach:

„Kerl, wer spricht denn mit dir?"

Wüthend ergriff ich ihn bei der Schulter und drehte ihn um, daß wir Gesicht gegen Gesicht standen und rief:

„Schurke, ich bin ein Mensch wie du."

„Mag sein, doch auch ein Dieb dazu," hohnlächelte er. „Ich wenigstens habe keinem sein Erbtheil gestohlen."

„Unterstehe dich es noch einmal zu wiederholen!"

„Warum denn nicht, Sklave?"

Ich war meiner selbst nicht mächtig, riß meinen Freiheitsbrief aus meiner Tasche, und rief, ihm denselben zeigend:

„Ich bin kein Sklave, ich bin eben so frei wie du, frei seit langer Zeit."

Ich hatte noch nicht ausgesprochen, als er meinen Freibrief schon aus meinen Händen gerissen, und in kleine Stücke zerrissen hatte.

„Gefälscht wie das Testament, jetzt bist du aber mein Sklave, denn du hast meinem Onkel gehört, und ich bin sein einziger rechtmäßiger Erbe."

Was in diesem Augenblicke mit mir geschah, weiß ich nicht, mich ergriff ein Schwindel, meine Augen füllten sich mit Blut, und ich verfiel in Fieberraserei. Als ich aus derselben erwachte, sah ich den Vetter vor mir liegen, sein Gesicht war dunkelblau, denn meine Hand hatte sein Halstuch krampfhaft erfaßt und so lange dasselbe gedreht, bis er verröchelt war, und vor mir kniete Melanie, die vergebens es versucht hatte, mich in meiner Unthat zu hindern.

* * *

Was soll ich weiter erzählen, den Freibrief Eugenie's übergab ich ihrer Freundin, küßte weinend Melanie, die ich nie wieder zu sehen glaubte, stieg in meinen Wagen und fuhr in die nächste Stadt, und überlieferte mich den Gerichten.

Mein Prozeß dauerte lange, denn ein Prozeß in Rußland endigt nicht schnell, ich wurde als Sklave und Mörder seines Herrn, des Beispiels wegen, damit die Sklaven ihre Herren schonen, zu sechstausend Spießruthen verurtheilt, doch zu meinem Glück fand sich nach langem Suchen die Kopie meines Freibriefs im Archiv des Gerichtes, und ich ward zu zwanzig Knutenhieben, sechs Jahr Kettenarbeit und lebenslänglicher Verbannung nach Sibirien verurtheilt. Ja, Herr, ich lag halb entkleidet auf dem Schaffott, zwanzig Mal ging der Henker um das Brett, auf welchem ich angebunden lag, holte zwanzig Mal aus und schlug mit seiner Knute zehn blutige Zeichen auf meinen Rücken, welche der grausame und treffende Volkswitz das Andreaskreuz nennt, und die sich noch jetzt weißlich-roth dort malen, und schlug zuletzt mit seiner schweren Hand auf meine Stirn hier dieses

Zeichen. Dann mußte ich zu Fuß, tausend Meilen werden es nach unserer Rechnung sein, hieher nach Sibirien in Gesellschaft von Dieben, Fälschern und Mördern wie ich selbst. In Sibirien ist es mir aber wohl gegangen, meine Strafarbeit büßte ich Dank der wohlwollenden Obrigkeit auf die leichteste Art in den Alexandrow'schen Salzsiedereien, fand hier Freunde und Wohlthäter und lebe glücklich.

Eugenie aber lebte nicht glücklich, der Tod ihres ersten und einzigen Freundes hatte die zarte Blume geknickt, mein Schicksal, das sie grausam nannte, brach sie, sie starb, bevor ich als Verbrecher auf das Schaffott geführt wurde, und hinterließ das ihr vermachte Vermögen ihrer Freundin Melanie. Doch an diesem Vermögen haftete zweimaliges Blut, und Melanie hat recht gethan, es an die Armen zu vertheilen. Und wenn Sie fragen, was Melanie jetzt macht, nun die Närrin hat allen Rechten ihres Standes entsagt, — diese Worte sprach er mit einem nicht wiederzugebenden Ausdruck des Glücks — ist dem Verbrecher nach Sibirien gefolgt, und die Frau des Warnak wird Ihnen, Herr Fremder, wenn Sie so herablassend sein werden, seine Hütte zu besuchen, mit höchst eigenen, einst gräflichen, jetzt bäurischen Händen einen Thee bereiten, wie man ihn nur in Sibirien zu trinken versteht.

Mein Freund Peter Ignatjitsch ergriff des Mörders Hand, drückte sie an sein Herz und sagte, zu mir sich wendend:

„Ja, dieser Warnak, dieser Mörder ist einer unserer treuesten Gehülfen, er allein leitet unsere Snamenskei-Goldwäscherei, und hat dort fünfzehnhundert Arbeiter unter sich, seiner Geschäftskunde verdanken wir einen großen Theil unseres Reichthums, und mein Vater, der wie Sie, Freund Paul, es wohl bemerkt, nicht mit seiner Anhänglichkeit verschwenderisch ist, liebt ihn wie uns, die eigenen Söhne, und hat dasselbe Vertrauen zu diesem Warnak, das er zu seinen Söhnen hat. Drum stoßen wir mit dem Rest unseres Grogs auf das Wohl des guten Warnak und seiner Frau an, der ich selbst Sie morgen vorstellen werde, und der ich Sie schon vorgestellt hätte, wenn nicht Iwan Sawetjitsch, als Sie bei uns zum Besuche waren, in Geschäften in Irkutsk abwesend gewesen wäre, und seine Frau hat einmal die Dummheit, ihm überall zu folgen. Ja, Freund, wie ich sagte, nicht jeder ist Wolf, der graues Fell hat, und der Stempel, den der Henker auf dem Schaffotte auf die Stirn des Patienten ätzt, ist nicht für alle ein Zeichen der Verstoßung."

Dieser Erzählung habe ich nur hinzuzufügen, daß ich so manchen angenehmen Abend mit meinem Freunde im Hause Iwan Swetjitsch's und seiner Frau verlebte, und daß beide nicht allein auf dem Bergwerke, auf welchem sie sich befanden, sondern weit im Umkreis sich der allgemeinen Achtung erfreuten.

---

# Lüneburgs Selbstbefreiung im Jahre 1371.

Historische Erzählung

von

Adolf Bencke.

(Fortsetzung.)

Jetzt erhob sich Hollfeld und mit einem Feuer, das man wahrlich in diesem Manne nicht suchte, hub er an:

„Werthe Amtsgenossen, bedenket wohl, welche wichtige Angelegenheit wir behandeln!

„Dem Herzog Magnus, unserem Herzog und Herrn, dem wir Treue und Gehorsam geschworen, ist das Waffenglück leider mißgünstig gewesen. Er befindet sich in Folge dessen in einer augenblicklichen unglücklichen Lage, aus der wir ihn so leicht und rasch reißen können, ja müssen; denn auf uns, die wir uns mit Stolz und Freude zu den Unterthanen eines solchen Herrschers zählen, fällt es zurück, verlassen wir ihn in solchen Zeiten feig und selbstsüchtig.

„Der Herzog verlangt ohne Pfand die Lösesumme! —

„Bedürfen denn wir bei einem solchen Fürsten eines Pfandes? Ist sein fürstliches Wort wegen Wiedererstattung der Gelder so wenig werth?"

„Ja wohl," unterbrach trocken der Rathmann Fredecke den immer glühender und begeisterter Redenden; „ist mir keinen Pfifferling werth, des Herzogs Wort, nicht das Mindeste, da er es schon mehr denn einmal gebrochen, werther Herr Hollfeld."

„Hütet Euch!" sagte dieser mit einem hämischen Seitenblick; „der Herzog möchte es übel vermerken, Herr Rathmann Fredecke, käme solche Rede ihm zu Ohren."

„Mag er," entgegnete Letzterer; „ich habe es gesagt und bin gegen die Beleihung."

„Und Eure Meinung, Herr Gurtenbach?" fragte der Bürgermeister.

„Ich bin ganz der Ansicht meines Amtsgenossen Hollfeld, und daher für die Beleihung," entgegnete der Angeredete.

Immer heftiger versuchte Hollfeld den Rath zu der beantragten Verleihung geneigt zu machen; allein vergeblich, da der größte Theil der Anwesenden dagegen war.

Da man nicht zur Einigung gelangen konnte, ein Entschluß aber doch gefaßt werden mußte, nahm der Bürgermeister wiederum das Wort:

„Daß die Mehrzahl meiner Amtsgenossen dem Herzog das Geld ohne Pfand vorenthält, kann ich nur billigen; denn nach dem Sprichworte: Biete Einem den kleinen Finger, und er nimmt die ganze Hand, würde der Braunschweiger, sähe er, wie sehr wir uns beeilten, seinen Forderungen nachzukommen, immer unbilligere Ansprüche erheben. Ich meine daher, wir gäben dem Herzog zwar das Geld, aber nur gegen gültige Pfandverschreibungen."

Nach kurzer Berathung einigte man sich endlich dahin, — nur Hollfeld und Gurtenbach waren dagegen — dem Herzoge das Geld unter Verpfändung einiger fürstlichen Häuser zu leihen.

Das diesem Beschlusse entsprechende Erwiderungsschreiben ward ausgefertigt, und bald jagte ein berittener Bote mit diesem dem herzoglichen Lager zu.

## IV.

Wiederum waren einige Monate nach den zuletzt mitgetheilten Ereignissen verflossen. Der Herzog Magnus Torquatus hatte mit der ihm von der Stadt vorgestreckten Summe die bei Roggendorf in Gefangenschaft gerathenen Ritter und Edlen befreit und trat nun, nachdem er seine Macht wiederum befestigt, herrischer und trotziger denn je auf.

Bei keinem der bisherigen Herrscher hatte sich bis jetzt ein solcher Haß, eine solche Verachtung der Städte und

Bürger kund gegeben, als bei dem Braunschweiger, dem die Selbständigkeit und das immer stärkere Aufblühen der Ersteren ein Dorn im Auge war, und der deshalb sein hauptsächliches Streben auf die Niederdrückung derselben richtete, fürchtend, daß dieselben ihm dermaleinst doch noch über's Haupt wachsen und gefährlich werden könnten. Zu diesen Städten gehörte vor allem Lüneburg. Bevor er jedoch mit Gewalt der Waffen gegen die Stadt vorschritt, versuchte er zwischen Rath und Bürgerschaft Zwietracht zu säen, indem er jenem Unterschleife bei Verwaltung der städtischen Kassen vorwarf.

Doch der Plan scheiterte an dem Glauben und dem Vertrauen, das die Stadt in ihren Rath setzte.

Darauf klagte der Herzog letzteren der Münzfälschung an; allein auch diese Anklage erwies sich als grundlos.

Ferner verlangte Magnus Torquatus wiederholt mit der größten Entschiedenheit die den Lüneburger Berechtigten und mecklenburgischen Prälaten zufließenden Einnahmen der Sülze.

So entschieden die Forderung, ebenso entschieden war auch die Weigerung des Raths, solchem Verlangen sich willfährig zu erweisen.

Ungestüm erging hierauf an Lüneburg die Aufforderung, die Schlüssel zu allen Thoren und Thürmen ungesäumt dem Herzog einzuliefern, welchem Befehle nachzukommen man sich wohl oder übel bequemen mußte. Magnus Torquatus hatte beschlossen, die Burg auf dem Kalkberge zu besetzen, indem er hoffte, daß es ihm nach Einnahme eines solchen festen Punktes in der Stadt selbst ein Leichtes sein würde, diese seinen Wünschen und Befehlen willfährig zu machen.

Mit Furcht und Zagen sahen daher Rath und Bürgerschaft dem Einzuge des Herzogs in Lüneburg entgegen.

Heute erwartete man ihn. In den Straßen der Stadt herrschte ein ungewöhnliches Leben. Jung und Alt war auf den Beinen. Auch unsere Bekannten aus dem Rathskeller fehlten nicht.

„Hm," meinte der Schneider Mangel, der natürlich heute seine Werkstatt auch geschlossen. „Hm, der Herr Herzog läßt verdammt lange auf sich warten, könnte schon längst hier sein. Und nun haben wir uns auch gerade an 'ne Straßenecke, wo der kalte Wind so scharf weht, gestellt; mich fröstelt ordentlich."

„Ach, dich fröstelt nicht vor Kälte," hub lachend Ubel, der Waffenschmied, an, „sondern vor Furcht. Beruhige dich indeß nur; fressen wird dich der Herzog und seine Kriegsknechte nicht, wir sind ja noch da; übrigens hättest du wohl auch ein Schwert umgürten können, damit der Braunschweiger gleich bei seinem Einzuge gesehen hätte, daß alle Bürger, selbst die Schneider, Waffen trügen."

„Nein, nein," rief Mangel, „mit solch' 'nem Dinge gebe ich mich nicht ab; man kann sich damit zu leicht verwunden, und Blut kann ich nun einmal nicht fließen sehen."

Einige fünfzig Schritt von dieser Gruppe stand Carsten Rodewald mit seiner Familie und seinem Schwiegersohne Veit Wulbrand, an den sich Hildegard fest angeschmiegt hatte.

„Wie wohl der Herzog aussehen mag, Veit?" begann letztere, „gewiß schrecklich?"

„Ich weiß es nicht, da ich ihn nie gesehen habe; aber warum soll er ein schreckliches Aeußere haben, Liebchen?"

„Ei, weil er so viele Kämpfe und Fehden gehabt hat, und wenn Einer nur immer Kampf und Tod, etwas so Schreckliches, gesehen, sollte das auf sein Aeußeres keinen Einfluß haben?"

„Du kleine Närrin, ich wüßte nicht warum; doch sieh, dahinten in der Straße wallt Staub auf, und ich sehe im Strahle der Sonne Panzer glänzen; der Herzog naht."

Der Zug kam näher.

Voran ritt auf starken Mecklenburger Rossen eine Abtheilung Landsknechte mit gezogenen Schwertern, vom Kopf bis zur Sohle in Eisen gehüllt.

Dann folgte der Herzog, umgeben von den edelsten seiner Ritter, als: Sivert von Saldern, Henning von Bodenteich, Boldewin von Meding, Mangold von Estdorf, Barthold von Ruthenberg, Segeband von dem Berge und vielen anderen.

Der Herzog, er zählte jetzt dreiundvierzig Jahre, konnte eine männliche Schönheit genannt werden; hoch und kräftig von Gestalt, gaben ihm die hohe erhabene Stirn, das durchdringende Auge und der dichte Bart unter der kühn gebogenen Nase etwas Kriegerisch s und Muthiges, welche Eigenschaften durch die sich in seinen ganzen Zügen offenbarende Leidenschaft noch erhöht wurden.

Auch er war gleich seinen Begleitern gepanzert, und, durch eine kostbare Schnur zusammengehalten, bedeckte ein herrlicher mit Hermelin besetzter Mantel die Schultern und den Rücken. Auf seinem Helm ruhte ein von feinem Silber gearbeiteter kleiner Lindwurm, an dem der starke, im Winde flatternde Reiherbusch befestigt war, während an seiner Seite das mächtige Schwert und an seinem Gürtel ein breiter Dolch hing.

Bei des Herzogs Erscheinen ertönten einzelne jubelnde Rufe, die aber, da sie keinen Anklang fanden, bald verstummten, und die Gassenbuben, die noch immer nicht schweigen konnten, erhielten von den zunächst Stehenden einen Schlag auf den losen Mund, daß ihnen für den ganzen Tag das Schreien und Rufen verging.

Gar wild funkelten des Herzogs Augen ob dieses kühlen Empfanges, und zornige und verächtliche Blicke warf er auf die gaffende Menge.

„Hu," sagte der Schneider, „wie seine Augen rollen, und nun muß er auch immer mich so ansehen; ach bester Eggert, laßt mich hinter Euren Rücken, damit ich ihm nur aus den Augen komme," und eiligst schlüpfte der Schneider hinter den Bäcker.

„Siehst du," sagte Veit zu seiner Braut, der Herzog hat ein Aussehen gleich einem andern Menschen, Hildegard!"

„Du hast Recht, Veit; aber sage mir, wer ist der Ritter dort, der mich so scharf anblickt? ich meine den mit dem schwarzen Barte, siehst du? mich faßt Grauen bei dem durchdringenden Anstarren."

„Sei ohne Furcht, Liebchen; ich bin ja bei dir." Dann sich an einen neben dem Zuge herschlendernden Kriegsknecht wendend, fragte Veit: „Sagt mir, guter Freund, wer ist der Ritter dort auf dem schwarzen Rosse, auf dessen Helm eine einzelne weiße Reiherfeder wallt?"

„Das ist der hochedle Ritter Segeband von dem Berge," erwiderte der Angeredete und ging weiter.

„Der stammt aus den Braunschweiger Landen," sagte Veit lächelnd zu seiner Braut; „den hast du nicht zu fürchten, da wir ihn wohl zum ersten und letzten Mal gesehen

haben, Liebchen, indem er mit dem Herzoge gewiß bald nach Braunschweig zurückkehren wird."

Den Zug beschloß eine große Anzahl von Kriegsknechten, theils beritten, theils gehend, die sich von der ersten Abtheilung nur dadurch unterschieden, daß sie ungepanzert waren. Nach dem Kalkberge wandte sich der Zug und war in dem Schloßhofe bald den Blicken der Lüneburger entschwunden, welche ruhig zu ihren täglichen Geschäften zurückkehrten.

Doch aus dieser Ruhe wurden sie schon einige Tage später gar gewaltig herausgeschreckt, als sie sahen, daß nicht allein die Ringmauern des Schlosses auf dem Kalkberge an allen Seiten mit Wurfgeschossen reichlich besetzt wurden, sondern selbst der Giebel des niedriger als das Schloß liegenden St. Michaelisklosters durchbrochen und mit Armbrüsten belegt ward.

Auf solche Weise war die Stadt ganz in die Hand des Braunschweigers gegeben; was half jetzt alles Protestiren des Raths und der Bürgerschaft gegen des Herzogs Forderungen? jetzt mußten sie sich wohl Allem, was er verlangte, fügen, wollten sie nicht sich, ihre Angehörigen und Hab' und Gut dem Zorn des Herzogs preisgeben.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Wanke nicht, mein Vaterland!

Von dem Dichter des „Schleswig-Holstein-Liedes", das zum ersten Mal 1844 veröffentlicht wurde und im ganzen großen deutschen Vaterlande so volksthümlich geworden, ist uns nun ein neues Gedicht zugegangen. Wir wünschen dem neuen Lied denselben Erfolg. Chemnitz lebt als Sekretär des polytechnischen Vereins in Würzburg und nimmt an den Geschicken seines Vaterlandes innigen Antheil.

### Das neue Schleswig-Holstein.

(Aus den „Itzehoer Nachrichten".)

Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
Hehr entstieg der Zeiten Nacht,
Wofür blutig oft gerungen:
Deine goldne Freiheit tagt!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Auf, mit Gott! mein Vaterland!

Ob auch wild die Brandung tobte,
Fluth auf Fluth, von Bai zu Bai,
Herrlich reifte die erprobte
Deutsche Tugend, deutsche Treu'.
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Auf, mit Gott! mein Vaterland!

D'rum wenn Nord- und Ostwind wüthen
Und der Sturm aus Westen droht,
Auf! du sollst dich selber hüten,
Stark und fest, treu bis zum Tod!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Auf, mit Gott! mein Vaterland!

Gott ist stark auch in den Schwachen,
Und dem Kühnen winkt der Sieg.
Frisch ans Ruder, daß dein Nachen
Sicher durch die Klippen flieg'!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Auf, mit Gott! mein Vaterland!

Wo die Wogen stolz sich bäumen
Vor dem blut'gen Danebrog,
Wo die Fluthen grollend schäumen
An den freien deutschen Koog,
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Stehe fest, mein Vaterland!

Und wir deine Söhne starben
Frei einst an der Königsau,
Wie die blauweißrothen Farben
Rauschend zieh'n von Gau zu Gau,
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Bleibe treu, mein Vaterland!

Deutschlands Sproß, du Doppel-Eiche
Unter Einer Krone Dach,
Treu dem Herzog, nimmer weiche,
Fest trotz Sturm und Wetterschlag!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland!

Am 1. Januar 1864. M. F. Chemnitz.

---

### An die deutschen Fürsten
nach dem Bundesbeschlusse vom 14. Januar 1864

Es dringt ein lautes, ein gewaltig Rufen
In hellen Klängen zu der Throne Stufen,
Hört Fürsten was das Volk begehrt:
Laßt von den Bergen Feuerzeichen flammen,
Ruft Deutschlands beste Männer nun zusammen —.
Dann Banner frei, heraus das Schwert.

Nach Schleswig zieh'n zu ihrer Fahnen Schande
Die frühern Henker, um dem edlen Lande
Zu thun was Landesfeind begehrt. —
Jetzt Fürsten gilt es deutsches Recht zu schützen,
Es gilt die eignen Throne jetzt zu stützen!
Drum Banner frei, heraus das Schwert!

Auf, Vater Max! ruf Deine starken Söhne,
Daß nicht der Feind noch länger uns verhöhne,
Du edler Fürst, der Ahnen werth!
Auf alle deutschen Männer Du zum Streite!
Des Landes Beste stehen Dir zur Seite,
Das Banner hoch und blank das Schwert.

Oestreich und Preußen haben uns belogen,
Die Völker und euch Fürsten selbst betrogen,
Verrath und Feigheit sie entehrt.
Auf! deutsche Fürsten aus dem Süd' und Norden,
Beendet sei der Kampf mit Sang' und Worten,
Jetzt Banner frei, heraus das Schwert!

---

## Miscelle.

Auf dem Hauptbilde des englischen „Punsch" figurirt Louis Napoleon als Prospero mit dem Zauberstabe. Mit halbgeschlossenen Augen blickt er auf das weite Meer, dessen hochgebäumte Wogen mit verschiedenen Ländernamen, Polen, Schleswig-Holstein u. s. w. beschrieben sind. An ihn schmiegt sich Miranda (Europa) und sagt: „Wenn Du, liebster Louis, mit Deiner Kunst die wilden Gewässer so erregt hast, stille sie wieder."

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 7. Sonntag den 24. Januar 1864.

## Russisches Leben und Treiben.

Von

J. Gogol.

### I.

### Das Arbeitskabinet des Generalgouverneurs.

Graf Konstioff, der Urenkel eines Favoriten der großen Katharina, dessen Familie unter Alexander I. in den Grafenstand erhoben wurde, war vor Jahren Generalgouverneur mit dem Sitze in einer der bedeutendsten Städte Rußlands. Allgemein galt er für einen gutmüthigen Menschen, denn wenn auch Männer, die sich mit irgend einem Anliegen an ihn wandten, meistens mit einem höhnischen Lächeln abgefertigt wurden, konnten Frauen, und wenn sie noch so häßlich waren, Alles bei ihm erreichen. Man hörte ihn nie öffentlich toben oder fluchen, aber in seinem Kabinete überließ er sich ganz dem Ausbruche seiner neuwilden Natur. Er zertrümmerte hier Spiegel, Gläser und Stühle, bis seine Wuth sich abgekühlt hatte; der Welt aber galt er für den sanftmüthigsten Mann. Der Direktor seiner Kanzlei war vor vielen Jahren aus der Armee dejektirt. Es war dies ein Mensch ohne Wissen, Gefühl und Charakter, dessen ganze Gelehrsamkeit sich auf eine schöne Handschrift beschränkte. Dagegen verstand er sich desto besser auf Lügen und Betrügen und diesen Haupteigenschaften hatte er es auch zu verdanken, daß er gar bald zum Staatsrath avancirte. Konskow war das Faktotum des Grafen Konstioff. Brauchte dieser Geld, so genügte ein Wink an den Staatsrath Konskow und das Geld wurde herbeigeschafft. Brauchte Konstioff einen Harem, fand er ihn bei Konskow, und so wird man es natürlich finden, daß der eigentliche Generalgouverneur nicht Konstioff, sondern Staatsrath Konskow war. Letzterer fertigte Verordnungen, Befehle, Urtheile aus, und Konstioff unterzeichnete Alles, ohne es gelesen zu haben. Bankerotteure, Schwindler und Beutelschneider hatten alle Schutz bei dem Staatsrath gefunden, und was dieser von ihnen erpreßte, theilte er mit dem Generalgouverneur und so hatte er in fünf Jahren sich ein Vermögen von nahezu anderthalb Millionen Rubel erworben. Den gleichen Betrag strich Konstioff ein; da aber seine Frau auf zu großem Fuße lebte, langte die unbedeutende Summe von anderthalb Millionen nicht aus. Die Erpressungen wurden verdoppelt und da Konskow nicht mehr im Stande war, so viel aufzutreiben, als der Generalgouverneur benöthigte, sah man sich gezwungen, die Staatskasse, die Graf Konstioff unter seiner Verwaltung hatte, anzugreifen.

Da geschah es eines Tages, daß ein hoher Beamter aus dem Ministerium des Innern auf einer Rundreise nach der Residenz des Generalgouverneurs Konstioff kam, um eine Revision der Kassa vorzunehmen. Am selben Tage aber war der Staatsrath Konskow verschwunden, und es hieß, er sei mit der Kassa durchgegangen. Es wurden Couriere nach allen Seiten ausgeschickt, aber vergeblich, von Konskow war keine Spur zu finden. Die ihm unterstehenden Beamten wurden ins Gefängniß geworfen, ihre Habe konfiszirt, die Kanzleidiener gepeitscht, um sie zu irgend einem Geständniß zu bringen, aber Niemand konnte eine Aufklärung über das Verschwinden Konskow's geben. Nur eine Person gab es, welche den Schleier des Geheimnisses hätte lüften können, aber sie nützte dasselbe zu ihrem Vortheile aus. Der hohe Beamte war mit seinem Rapport über die Flucht Konskow's mit der gestohlenen Staatskassa nach Petersburg zurückgekehrt, da trat am Tage nach dessen Abreise die Gräfin Konstioff in das Arbeitskabinet ihres Mannes. „Höre mich an, mein Freund, — sagte sie zu ihm — seit einigen Jahren schon können wir nicht recht harmoniren, unsere Charaktere und Leidenschaften sind sich zu gleich, ich muß in die weite Welt hinaus, um endlich aufzuathmen, dazu brauche ich aber eine Summe von wenigstens einer Million Rubel, welche Du mir geben mußt, und ich will in guter Freundschaft von Dir scheiden, wenn Du aber Miene machen wolltest, es mir abzuschlagen, so verrathe ich Dein Geheimniß.“ — „Welches Geheimniß?“ fragte Konstioff mit bebender Stimme.“ — „Jene Thüre!“ war die Antwort der Gräfin, indem sie auf eine Fallthüre zeigte, welche sich dicht neben dem Schreibtische befand. — „Schweig', theure Seele!“ fiel er ihr ins Wort, bestimme den Tag Deiner Abreise und Alles soll nach Deinem Wunsche geschehen. — „In acht Tagen“, erwiderte die Gräfin; da sie aber ihren Mann wohl kannte, verließ sie noch am selben Abend ihre Wohnung und blieb bis zu ihrer Abreise bei ihrer Schwester, weil sie sonst fürchtete, dem Staatsrath Konskow unter der Fallthüre Gesellschaft leisten zu müssen.

Mit dieser Fallthüre hatte es aber folgendes Bewandtniß. In dem Arbeitskabinet Konstioffs befand sich neben dem Schreibtische eine 3 Klafter tiefe Grube mit ungelöschtem Kalk, welche mit einer Fallthüre verschlossen war. Der Riegel derselben hatte einen derartigen Mechanismus, daß, wenn man nur mit dem Fuße daran stieß, die Thüre sich öffnete und von selbst wieder zusammenklappte. Konskow hatte in dieser Kalkgrube seinen Tod gefunden.

Nach wenigen Tagen überschickte Konstloff seiner Frau die verlangte Summe und die Gräfin reiste ins Ausland. Sie durchreiste Frankreich, Italien, und war zuletzt in Wien, wo sie in der Wallnerstraße wohnte. Hier führte sie mit drei gleichgesinnten Freundinnen ein „flottes" Leben; sie zechten, spielten und machten Schulden trotz der ausschweifendsten Roué's.

Graf Konstloff wurde bald zum Domänenminister ernannt, und da er das monotone bureaukratische Leben nicht behaglich fand, so ersuchte er den Kaiser um eine Versetzung und kam als Gesandter nach einer der ersten Hauptstädte Europas. In dem Hause, welches der frühere Generalgouverneur bewohnt hatte, fand dessen Nachfolger die Kalkgrube im Arbeitskabinet, welche sofort vermauert wurde. Graf Konstloff hat sich gegenwärtig vom öffentlichen Leben zurückgezogen und lebt ruhig im Genusse einer ansehnlichen Pension.

Seine Frau starb zu Paris an einer fürchterlichen Krankheit.

## II.

## Fürst Rebhuhn.

Fürst Paul Malein, ein Sprosse aus einer der ältesten aristokratischen Familien Rußlands, war ein Mann, der nicht nur keine tiefe Bildung besaß, sondern auch nicht einmal, so zu sagen, eine Glasur von Bildung zur Schau trug, um, wie viele Andere seines Gleichen in einem Salon anständig erscheinen zu können. Kaum aus der Kadettenschule getreten, wurde er als Lieutenant dem sechsten Jäger-Regimente zugetheilt. Die gemeinen Streiche, die er schon als 14jähriger Knabe in der erwähnten Schule beging, können aus Rücksichten auf die Sittlichkeit nicht erzählt werden. Als der Czar davon erfuhr, ließ er dem hoffnungsvollen Jüngling fünfzig Ruthenstreiche aufzählen und wollte ihn ganz aus dem Dienste jagen, seiner Eltern halber aber, und um ihn aus dem Kadettenkorps zu entfernen, ernannte er ihn zum Lieutenant des obenerwähnten Regiments, das zur Zeit tief im Innern Rußlands in Garnison lag. Da Fürst Paul sehr reich vom Hause war und seinen Vorgesetzten bald mit Geld, bald mit Geschenken oder „Wutky" beistand, so avancirte er sehr rasch, aber von einem Dienste war bei ihm keine Rede.

In der Stadt Berditschef (im Poltaw'schen Gouvernement), wo er hauste, erhielt er den Beinamen „Rebhuhn", weil er nichts anderes als Rebhuhnsuppe, Rebhuhneingemachtes, Rebhuhnbraten sowohl zum Mittag- als zum Abendessen speiste. Als er endlich den Rang eines kommandirenden Obersten erhielt, hatte er sein Geld mit seinen Obern verspielt, vertrunken und verpraßt. Die Stadt Berditschef hatte übrigens an ihm die beste Kundschaft, denn in den fünf Jahren, die er dort war, nämlich von seinem 15. bis 21. Jahre, wo er als großjährig erklärt und zugleich zum Obersten ernannt wurde, hatte er drei Millionen Silberrubel todtgeschlagen, aber fünf Millionen Schulden zahlen müssen, weil er 75 Prozente an seine Gläubiger verschrieben hatte. Zu seinem Andenken befinden sich in Berditschef noch zwei bekannte Häuser, welche den Namen „zum goldenen Rebhuhn" führen, nämlich ein Weinkeller und ein verrufenes Haus, die sich durch sein Geld bereichert haben.

Als Fürst Paul nach dem Tode seines Vaters die Güter übernahm, ergab es sich, daß er erst nach zehn Jahren in die Nutznießung seiner ererbten Güter treten konnte, weil sein Vater, ein Wüstling, alles Geld vergeudet und die Güter versetzt hatte. Der Papa hatte wenigstens sein eigenes Geld verschwendet, wir wollen nun aber sehen, von welchem Gelde der würdige Sohn nach dem Ableben seines Vaters auf so großartigem Fuße leben konnte. Kaum hatte er sein Regiment übernommen, war es seine erste Sorge, nachzusehen, ob auch dasselbe vollzählig war, ob die Soldaten ihre Uniformen in Ordnung hatten, welchen Proviantkommissär er zu seinen Diensten hatte u. dergl. mehr. Er hielt nun eine Antrittsrede an seine Offiziere und lud sie alle zu einem Mittagessen ein, welches sehr splendid war. Nach einigen Tagen (er befand sich zur Zeit in Woronesch, einer Gouvernementsstadt) ließ er die Soldaten ihre guten Uniformen ablegen und sie die alten Uniformen, die nach dem Gesetze das Eigenthum der Soldaten sind, wieder anziehen; die neuen wurden in den Magazinen aufbewahrt.

Er traf noch andere Maßregeln: Wo hundert Mann auf die Wache ziehen sollten, ließ er fünfzig hingehen und so verwendete er zum Dienst immer nur die Hälfte der vorgeschriebenen Anzahl, die andere Hälfte aber schickte er auf Arbeit, und zwar jene, welche ein Handwerk verstanden, zu den betreffenden Handwerkern, und die keines verstanden, auf gewöhnliche Tagarbeit; die Preise mit den Arbeitsgebern machte er selbst, die Soldaten aber erhielten 12 Kopecken per Tag, und wenn sie nicht pariren wollten, half die Knute; den Sold der Soldaten hingegen steckte er selbst in die Tasche, die neuen Uniformen wurden zum Theile an andere Edelleute verkauft, welche Rekruten stellen und dieselben völlig kleiden und mit Waffen versehen mußten. Fürst Paul war immer so gefällig, ihnen Alles um den halben Preis zu liefern. Starb ein Soldat, so wurde sein Tod nicht angezeigt und auch für den Todten der Sold eingesteckt. In den Spitälern wurde gefärbtes Wasser statt der Arzneien gegeben und Habergrütze, mit Speck gekocht, war die einzige Nahrung. Kam nun ein General als Revisor in den Garnisonsort, machte ihm Fürst Paul augenblicklich seine Aufwartung, lud ihn zu sich in die Wohnung und bewirthete ihn auf das Glänzendste, dann ließ er die Soldaten bataillonsweise ausmarschiren und kleidete das Bataillon in die neuen Uniformen, welche am folgenden Tag das andere Bataillon anzog; die Frage des Generalrevisors, ob sie Alles richtig erhielten, beantworteten die Soldaten aus Furcht vor der Knute oder vor dem Gassenlaufen natürlich mit Ja, und so ging es durch fünf aufeinander folgende Jahre glücklich ab.

Fürst Malein bekam während der Zeit einige Orden und wurde Generalmajor. Nun wurde es Zeit, an das Heirathen zu denken, denn die Gage eines Generalmajors ist nicht groß genug, um ein luxuriöses Leben zu gestatten.

Er hatte aber noch fünf Jahre zu warten, um seine Güter benutzen zu können und mäßig leben hatte er nie gelernt. Es galt also zu heirathen, und zwar reich zu heirathen, um die Schweigereien fortsetzen zu können. Er fand auch wirklich eine reiche Gräfin, welche ihre Grafenkrone in eine mit Hermelin verzierte umwandeln wollte — sie bekam eine — Dornenkrone! — Dem Spiel und Trunk ergeben, verstand er es nicht, seine Gemahlin, wie sie es verdiente, zu behandeln, daher sie sich schon nach Verlauf von zwei Jahren trennten und ein Jedes von ihnen seine eigene Wirthschaft führte. Sie liebte besonders die Malerei und war wirklich eine Künstlerin und Mitglied der Akademie der

schönen Künste zu Paris". Nun, Fürst Paul war auch Künstler in seiner Art — denn er soff für zehn Mann, ohne betrunken zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

## Lüneburgs Selbstbefreiung im Jahre 1371.

Historische Erzählung

von

Adolf Beneke.

(Fortsetzung.)

### V.

Der Herzog Magnus Torquatus maß mit großen Schritten sein Gemach im Schlosse auf dem Kalkberge und richtete gar oft seine Blicke auf die unter ihm liegende Stadt, die wie auf einer Tafel vor ihm ausgebreitet war.

„Da ruht die Stadt," begann er jetzt, indem er wieder sein Auge über Lüneburg schweifen ließ, „da ruht sie, sie, welche in meiner Krone eine Perle, ein Juwel sein könnte, und die mir doch nur ein Dorn, ein scharfer Dorn ist."

„Aber bei der Bläue des Himmels, der über ihr jetzt so hell und klar ausgespannt ist! es soll, es muß anders werden, oder ich verdiente nicht der Enkel des ritterlichen Leuen zu sein. Ich will den Sinn dieser starrköpfigen Bürger brechen, und sollte die ganze Stadt darob zu Grunde gehen.

„Wie sie so friedlich da liegt!" setzte er sein Selbstgespräch sanfter fort; „hell schimmern die Zinnen der Thürme, freundlich glänzen die Dächer der Häuser, in denen der Fleiß und seine Frucht, der Wohlstand, ihre Stätte aufgeschlagen haben. Und ich, was beabsichtige ich denn? Ich will den Brand in diese Stille schleudern und den friedlichen Bürger aus seiner Ruhe furchtbar aufschrecken. Und weshalb?"

„Aber muß ich denn nicht? Steht meine Würde als Herrscher nicht auf dem Spiel? Soll ich jetzt, nachdem ich gefordert, und meinen Willen nicht erreicht, bitten?

„Nein, niemals!

„Nun, heute wird es sich ja entscheiden, was geschehen muß. Die zum Erscheinen vor meine Person aufgeforderten Bürger und Mitglieder des Raths müssen bald hier sein und wir werden sehen, was zu thun.

„Sollten sie meinem Willen nicht nachkommen wollen und mir auch fernerhin die Einkünfte der Sülze, deren ich so sehr bedarf, verweigern, dann wehe ihnen! Dann kenne ich keine Schonung und Milde mehr."

Das Gespräch des Herzogs ward durch den Eintritt eines Knappen gestört. Dieser meldete, daß der Graf Otto von Hallermund und der Ritter Werner von dem Berge soeben in Begleitung der vorgeforderten Bürger und Senatoren in's Schloß geritten sein und vorgelassen zu werden wünschten.

„Sie mögen eintreten," befahl der Herzog.

Seine Rechte auf die Platte eines neben ihm stehenden Tisches und seine Linke in die Hüfte stemmend, blickte Magnus auf die nach einander Eintretenden und faßte jeden Einzelnen derselben scharf in's Auge, mit einem Neigen seines Hauptes ihren Gruß erwidernd.

Nachdem sie Alle eingetreten und sich die Thür hinter ihnen geschlossen, begann der Herzog: „Ich habe euch zum Erscheinen vor meine Person gefordert, um euch, den Auserlesenen des Raths und der Bürgerschaft, zum letzten Mal — bedenkt und erwägt das wohl — die Frage vorzulegen, ob ihr meinem Willen nachzukommen bereit seid und mir vor allen Dingen sämmtliche Einnahmen der Sülze zusprechen wollt?"

Der Senator Ferdecke wollte etwas erwidern, doch der Herzog schnitt ihm das Wort ab, indem er rasch sagte:

„Halt! übereilt euch mit der Erwiderung nicht; bedenkt, was von derselben abhängt. Erklärt ihr euch bereit, zu thun, was ich verlange, so betrachte ich euch als gute Bürger und Unterthanen und ziehe schon morgen die Besatzung des Schlosses zurück; seid ihr mir, was ich jedoch nicht erwarte, entgegen, so werdet ihr euch auch die Folgen zuzuschreiben haben."

„Herr Herzog," begann Ferdecke ruhig, aber doch entschieden, „wir waren auf solche Frage gefaßt und bedürfen deshalb zur Beantwortung derselben keiner Frist. Wir weisen die Forderung —

„Nun?" fragte Magnus gespannt.

„— gänzlich zurück."

Eine Pause, eine tödtliche Pause trat ein.

„Und bedenkt ihr," fragte der Herzog weiter, den in seiner Brust aufwallenden Zorn mit Gewalt unterdrückend, anscheinend ruhig, „die Folgen, die für euch furchtbare Folgerung eurer Weigerung?

„Seht, da liegen die Wurfgeschosse auf den Ringmauern des Schlosses, dort aus dem Giebel des Michaelisklosters starren die Armbrüste, und sie alle sind auf die Stadt, sind auf euer Eigenthum gerichtet.

„Ein Wink von mir und sie beginnen ihre zerstörende Macht auszuüben.

„Was sagt ihr nun?"

Unruhig blickten sich die Anwesenden an.

Da begann Viscule, der Bürgermeister: „Verzeiht, Herr Herzog, Euere Forderung steht im größten Widerspruche mit der am Huldigungstage von Euch vollzogenen Urkunde, — hier ist eine Abschrift derselben — in der Ihr bestimmt erklärt, daß —"

„Wie," schrie der Herzog, der seinem Zorn keine Fessel mehr anlegen konnte, „kommt Ihr mir damit? Was soll das Papier? Gebt her den Wisch!" Und die Urkunde dem bestürzten Bürgermeister aus der Hand reißend, warf er sie diesem zerrissen vor die Füße.

Vor Schrecken sprachlos, standen Rath und Bürgerschaft da. Was war das? Sie so zu behandeln; eine Urkunde, die ihre Rechte anerkannte, sich zerreißen vor die Füße werfen zu lassen, und das von ihrem Herzoge, von dem sie Recht und Gerechtigkeit erwarteten!

Und dieser fragte wieder mit stolzem, von innerem Groll zeugenden Tone:

„Seid ihr jetzt entschlossen?"

„Ja," erwiderte da Ferdecke, die Sprache wiederum gewinnend, mit vor Aufregung zitternder Stimme, „ja, Herr Herzog, wir sind entschlossen. Nicht einen Fuß breit gehen wir von unserem Rechte ab, und sollten wir darob Leib und Leben verlieren. Ich sehe, man möchte unser gutes Recht mit Füßen treten, unsere Macht, unser Ansehen vernichten, denn das thut man, nimmt man unsere Berechtigungen; aber mit Gottes Wille wird dies nicht gelingen."

„Aber mit meinem!" donnerte der Herzog. „Welche Sprache gegen den Herrscher! Der Bürger redet von Ansehen, von Macht! Ha, so wahr mein Ahn der Leu, solchem Unfug muß ich steuern. Euch, Herr Feedecke, werde ich in dem tiefsten Kerker des Schlosses Gelegenheit geben, über Eure Rechte und Euer Ansehen nachzudenken."

„Wie, Herr Herzog?" rief Viseulr; „Ihr redet von Einkerkern. Bedenkt, daß Ihr uns freien Ein- und Ausgang zugesichert habt, daß —"

„Auch Ihr?" fiel ihm Magnus Torquatus in's Wort; „nun gut, Ihr wollt es nicht anders.

„Hallermund," fuhr der Herzog, sich an diesen wendend, fort, „Euch vertraue ich diese Rebellen an. In den tiefsten Kerker mit ihnen. Ihr haftet mir mit Eurem Haupte für sie. Fort mit ihnen!"

Graf Otto von Hallermund, einen erstaunt-fragenden Blick auf den Herzog werfend, rührte sich nicht von der Stelle.

„Habt Ihr meinen Befehl nicht vernommen, Graf Hallermund?" fragte Magnus Torquatus.

„Ja, Herr Herzog, aber ich meine, es ist nur ein Scherz und darum —"

„Wie?" schrie Magnus, „ist meine Rede so scherzhaft? Augenblicklich vollstreckt meinen Befehl!"

„Das kann ich nicht, Herr Herzog," entgegnete der Graf, und Werner von dem Berge fuhr ernst fort: „Wir haben uns für die Sicherheit der Bedrohten verbürgt, haben ihnen zugesagt, ohne Leid ein- und auszuziehen — und zwar auf Eure Veranlassung, Herr Herzog — und nun sollten wir so schnöde unser Ritterwort brechen? Nimmermehr!

„Lieber zertrümmere ich mein Schwert, zerreiße meine Schärpe und ziehe mich auf meine Burg zurück, ehe ich solch' schändliche That vollbrächte."

Alles Blut war bei den Worten des Ritters aus den Wangen des Herzogs geschossen; sprachlos stund er, grimmig ballte er seine Fäuste, mächtig arbeitete seine Brust. Aber er mußte seinen Zorn unterdrücken, seine Wuth verbeißen, wollte er nicht Alles auf's Spiel setzen. Sein Anhang bestand jetzt einzig und allein aus den Rittern und Edlen; die Städte und Bürger hatten ihn längst verlassen; verlor er nun auch jene, so stand er ganz allein, und darum mußte er Alles aufbieten, um diesen Fall abzuwenden.

Mit einer kurzen Handbewegung befahl er den Anwesenden von dannen zu gehen und in den Sessel niedersinkend, stützte er vor Groll kochend das Haupt mit beiden Händen auf den Tisch.

„Ich dachte so viel zu gewinnen durch die Drohung," begann er dann, „und habe so viel, so unendlich viel verloren. Vorerst ist mein Zweck jetzt unerreichbar, das ist gewiß. Und wie erst das Bürgerpack triumphieren wird über ihres Herzogs Schwäche! Ha, verdammt!" und Magnus Torquatus stampfte mit dem Fuße auf den Boden, daß die Fenster klirrten. „Nun, dem Hallermund und dem Werner von dem Berge werd' ich's gedenken, wenn die Zeit nur gekommen.

„Doch was jetzt beginnen? Was hilft es mir, wollte ich meine Drohung auch ausführen? durch die Zerstörung der Stadt gewinne ich nur einen Schutt- und Trümmerhaufen. Ich muß mir's überlegen." —

Den ganzen Tag über sah man Boten zum Rathhause hin- und zum Schloß zurückeilen, Ritter, Prälaten und Mitglieder des Raths in dieses ein- und ausgehen, und gegen Abend verbreitete sich in Lüneburg die Nachricht, der Herzog habe sich mit der Stadt dadurch geeinigt, daß diese ihm fürstliche Pfandverschreibungen im Werthe von 20,000 Mark zurückgegeben und sich zur sofortigen Zahlung einer Summe von 6000 Mark bereit erklärt habe, wogegen der Herzog die Schlüssel zu den Thoren und Thürmen Lüneburgs zurückgeben und einen Theil der Besatzung des Schlosses auf dem Kalkberge zurückziehen werde.

---

## Fluch oder Ruhm?

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht." **Schiller.**

Fluchen wird uns, den entdeutschten Vätern,
Einst der Enkel zürnendes Geschlecht,
Werden feig und ehrlos zu Verräthern
Wir an Deutschlands Macht und Deutschlands Recht!
Ist nicht übervoll das Maß der Schande,
Daß man Glied um Glied vom Leib' ihm brach
Dort am Rhein und dort am Ostseestrande?
Werft dem Feind auch Schleswig-Holstein nach!

Werft's ihm nach — Euch selber mit zu Füßen,
Voll der feigsten Auslandsdienerei!
Haltet fest an Londons Raubbeschlüssen
Trotz des ganzen Volks Entrüstungsschrei!
Nennt euch aber nicht mehr deutsche Fürsten,
Stellt ihr selbst euch in der Feinde Reih'n,
Anstatt nach dem Ruhme heiß zu dürsten,
Immer **Mehrer** nur des Reichs zu sein!

Doch das Volk — es kann die Schmach nicht fassen,
Endlich aus der Ohnmacht Schlaf erwacht,
Wo's stumpfsinnig hat geschehen lassen
Manche schwarze Frevelthat der Nacht!
Nein! durch's Volk weht ein gewaltig „Werde!"
Gottes Hauch gleich, der die Welt erschuf.
Nein! es läßt kein Sandkorn deutscher Erde;
Todesmuthig folgt's der Ehre Ruf!

Brüder fesseln, Henkern gleich, mit Stricken?
Selbst sie schmieden in des Dänen Joch?
Um des Zwerges lump'gen Staat zu flicken,
Schlagen das zerschlagne Deutschland noch?
Gott sei vor, daß sich das Volk entehrte!
Nieder mit dem teuflischen Verrath!
Unwillkürlich greift es nach dem Schwerte,
Mündig nun und reif zu Rath und That.

Edle Fürsten steh'n an seiner Spitze,
Die sich hehr der heil'gen Sache weih'n;
Des zertretenen Rechtes Racheblitze
Donnernd schleudern in der Feinde Reih'n.
Laßt der Kriegstrompeten Klang erschallen,
Zieht den tapfern Völkern hoch voran,
Du vor den gekrönten Häuptern allen,
Bayernkönig Maximilian!

Fahrt zur Hölle, diplomat'sche Ottern,
Eh' ihr uns're Brüder schnöd verkauft!
Nein! Ihr sollt kein Sandkorn mehr verlottern —
Jedes „Deutsch" mit deutschem Blut getauft!
Wer ein Schwert noch heben kann und schwingen,
Räche blutig Schimpf und Hohn und Spott!
Auf! das große Werk, es muß gelingen;
Helfen wir uns selbst — so hilft uns Gott!

München, 13./12./63. **Alexander Ringler.**

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 8. Mittwoch den 27. Januar 1864.

## Russisches Leben und Treiben.

Von

J. Gagel.

(Fortsetzung.)

II.

### Fürst Rebhuhn.

Noch manche Schwindeleien und Betrügereien verübte er, bis ihn endlich der Czar nach dem Kaukasus schickte und da er auch hier nicht gut that, wurde er auf zwei Jahre in's Ausland verbannt. Er wählte Paris, wo sich eben seine Frau befand. Dort machte er dem russischen hohen Adel wenig Ehre; er hatte sich ein kleines Palais in den Champs Elysées gemiethet und verwandelte dasselbe in eine Sauf- und Spielhöhle. Nachdem er über eine Million Frcs. Schulden gemacht hatte, ging er durch und wollte nach England, er wurde aber in [illegible] festgenommen und nach Paris gebracht, wo er als Betrüger eingekerkert wurde. Nach vieler Mühe gelang es einem Sekretär der russischen Gesandtschaft, welcher ein Verwandter von ihm war und die Schande nicht ertragen konnte, ihm zu helfen und er mußte Paris verlassen.

Fürst Paul kehrte, nachdem er in Berlin das zweite Jahr seines Exiles verlebt hatte, nach Petersburg zurück. Er wollte in der Bank Gelder auf seine Güter aufnehmen, aber sein Gesuch wurde zurückgewiesen; er wendete sich nun an einen Staatsrath Namens Pernakoff, einen bekannten Wucherer und erhielt 50,000 Silberrubel zu hundert Prozent auf sechs Monate. Diese Summe wollte er durch falsches Spiel verdoppeln oder verdreifachen, da aber seine Gegner bessere Künstler als er waren, so war er in einem Monate „abgebrannt". Er wendete sich abermals an den staatsräthlichen Wucherer, allein dieser wollte sich mit ihm in keine Geschäfte mehr einlassen. Der Fürst, dadurch erbost, klagte ihn als Wucherer an; um aber Beweise zu liefern, erhielt er von dem geheimen Polizeiminister einen Vertrauten, welchem er einen Wechsel auf 20,000 Rubel ausstellte, und der sich zu dem Wucherer begab, um bei ihm das Accept auf zwei Monate zu versetzen. Pernakoff verlangte hundert Prozent und zahlte 5000 Rubel auf zwei Monate aus. Der Vertraute stellte sogleich das Geld dem Minister zu. Am folgenden Tag schickte der Minister einen andern Vertrauten, versehen mit einem Schreiben des Vorigen, dem die Summe beigeschlossen war, und verlangte die Auslieferung des Wechsels. Pernakoff aber verlangte 10,000 Rubel. Nun begab sich ein Gendarmerie-Oberst mit mehreren Gendarmen zu dem Wucherer und veranstaltete eine Durchsuchung seiner Papiere. Er nahm die beiden Wechsel des Fürsten Paul mit sich und schickte Pernakoff in das Gefängniß. Wohl war er nach zwei Monaten befreit, aber die beiden Wechsel waren verloren.

Endlich führte das Unglück dem Fürsten Paul eine reiche, heirathslustige Wittwe in die Hände. Er zog eines Tages seine Generalsuniform an und fuhr zu dieser Wittwe, der er rund heraus einen Heirathsantrag machte. Da es mehrere Fürsten seines Namens gibt, so wählte er den Taufnamen eines ledigen Mannes seiner Verwandtschaft, fuhr nach vierzehn Tagen mit der Wittwe nach Jamburg in Finnland und ließ sich mit ihr trauen, worauf er von ihr gleichsam als Abschlagzahlung hunderttausend Rubel erhielt. Er führte sie nun zurück nach Petersburg und reiste unter Vorgabe nothwendiger Geschäfte auf acht Tage ab. Da er aber nach zwei Monaten nicht zurückkehrte und die Wittwe ohne alle Nachricht blieb, so schlug sie Lärm; natürlich klagte sie einen unschuldigen Mann an und zwar denselben, welcher in Paris seinen sauberen Vetter losgekauft hatte. Der nichts ahnende Gesandtschaftssekretär wurde nach Petersburg berufen, mußte aber bei der Konfrontirung mit der Klägerin natürlich freigesprochen werden. Die Sache blieb in Folge dessen einstweilen liegen, bis der Vogel selbst in's Garn ging. Er kam zu seiner neuen Frau zurück nach Petersburg, entschuldigte sein langes Ausbleiben mit allerlei Ausreden und verlangte von ihr wiederum 56.000 Silberrubel, um seine Güter in Ordnung zu bringen. Sie versprach, ihm dieselben in ein paar Tagen zu geben und reichte mittlerweile persönlich eine Bittschrift an den Czaren ein, in der sie das Verbrechen und das betrügerische Vorgehen ihres Gemahls schilderte. Der Kaiser befahl, ihn zu verhaften und er wurde für einige Zeit auf einer Festung gut aufgehoben. Seine Frau in Paris, welche diese Geschichte erfuhr, reiste schnell nach Petersburg und erwirkte bei dem Czaren seine Befreiung. Aus Dankbarkeit für diesen edlen Zug prügelte er sie durch; sie ward krank, bekam die Auszehrung und starb bald darauf. Sie hinterließ ihm aber auch nicht eine Kopeke als Erbschaft, ausgenommen eine sehr werthvolle Sammlung von Gemälden. Dieses theure Andenken verkaufte er aber an einen Tandler für einen Spottpreis. Der Tandler machte sein Glück, denn die vornehmsten Damen wollten ein Andenken an die edle Verstorbene besitzen und bezahlten die Bilder mit schwerem Golde.

Fürst Paul aber starb zwei Jahre später auf einem seiner Dörfer eines elenden Todes. Er hatte sich buchstäblich zu Tode gesoffen.

## III.

## Fürst Lilin, Oberpolizeimeister in Nowogorod.

Es ist in Rußland wie anderswo in Europa der vom Gesetz vorgeschriebene Brauch, daß, wenn Jemand stirbt, der für sich allein ohne Familie lebte, die Behörde nach Anmeldung des Hausbesorgers den Nachlaß des Verstorbenen unter Schloß und Siegel legt, damit die später sich anmeldenden Erben nicht verkürzt werden. So geschah es in Nowogorod, daß ein Geldwechsler von der Sekte der Skoptschis starb und ein Vermögen von mehr als einer halben Million Silberrubel in Gold, Silber, Bankozetteln und Staatspapieren zurückließ. Der Nadsciratel (Kommissär) des Viertels, wo dieser Kaufmann wohnte, hatte schon früher den Hausbesorger (Dwornik) beauftragt, sobald der Kaufmann in den letzten Zügen liege, ihn sofort hievon zu benachrichtigen; da er aber dem Hausmeister nicht traute, kam er selbst fast täglich und erkundigte sich bei der Dienerin des Kranken, einem alten Weibe, um das Befinden ihres Herrn. Eines Morgens erschien er in derselben Absicht, und als er hörte, daß der Kaufmann sehr schwach sei, ging er in das Krankenzimmer. Da sah er, daß der Mann schon im Todeskampfe lag. Gerne hätte er die günstige Zeit benutzt, aber die Anwesenheit des alten Weibes hinderte ihn. Indessen fand er Rath, um das alte Weib los zu werden. „Wie übel es hier riecht! — sagte er zu ihr — da! und er gab ihr zehn Kopecken, nimm und hol' einen Schnupftabak." — „Gnädiger Herr, erwiderte das Weib, hier ist des Herrn Dose." — „O nein, antwortete er, aus eines Kranken Dose will ich nicht schnupfen, geh' und hole einen frischen Tabak."

Das Weib ging; indessen suchte der Kommissär den Schlüssel des eisernen Koffers und fand ihn unter dem Kopfkissen, er sperrte den Koffer rasch auf und raffte in der Eile zusammen, was zu greifen war; er stopfte sich alle Taschen voll Gold und steckte ein Packet mit Papier, welches er für Leihscheine hielt, in die Manteltasche. Dann sperrte er den Koffer wieder zu und legte den Schlüssel an seine Stelle. Kaum hatte er sein Geschäft beendigt, so kam die Alte mit dem Tabak; er schnupfte, blieb noch ein paar Minuten und ging, indem er den Befehl zurückließ, ihm es zu melden, sobald der Herr sterben sollte, „denn, fügte er hinzu, es scheint mir, daß er nicht mehr aufkommt."

Kaum war er nach Hause gekommen, als er das Packet untersuchte und wie erstaunt war er, zu sehen, daß es nicht Geld, sondern Geldeswerth enthielt, denn es waren Staatsobligationen für 100,000 Silberrubel; er konnte und durfte aber dieselben nicht selbst in der Bank einlösen, denn er würde sonst den gerechtesten Verdacht auf sich geladen haben. — Er mußte also ein Mittel finden, um die Obligationen an den Mann zu bringen.

Es lebte in derselben Stadt ein reicher Kaufmann und Lieferant, Namens Twerikoff, der den Ruf als der ehrlichste Mann hatte; zu diesem ging der Kommissär und bot ihm die Papiere um 90,000 Rubel an, indem er vorgab, er habe sie gefunden, daß er sie aber als Kommissär in der Bank nicht einlösen könne. Twerikoff, ein alter feiner Kopf, schlug den Ankauf ab, versprach aber einen Geschäftsmann zu dem Kommissär zu senden, der sich wohl mit ihm verständigen werde. Am folgenden Morgen schickte er seinen ersten Buchhalter zu dem Kommissär, der mit ihm verhandelte und die Papiere um den halben Preis erhielt. Der Buchhalter fuhr gleich nach Moskau und löste dieselben ein.

Der kranke Kaufmann starb; die Polizei erschien und verfuhr mit dem Nachlaß nach dem Gesetze, in Gegenwart dreier Zeugen wurde nämlich von dem Kommissär und zwei anderen Beamten Alles nachgezählt, aufgeschrieben, gesiegelt und zugeschlossen, dann wurde in den Zeitungen bekannt gemacht, daß sich die etwaigen rechtlichen Erben melden sollen. Acht Tage später kamen aus Kaluga mehrere Verwandte und wollten das Erbtheil erheben, aber sie fanden die Summe, welche nach Briefen des Verstorbenen, die sie vor Kurzem von ihm erhalten hatten, vorräthig sein sollte, nicht vollständig vor, denn es fehlten 30,009 Rubel baar und 100,000 Rubel in Obligationen. Sie meldeten dieses dem Polizeimeister Fürsten Lilin. Dieser Fürst war früher Oberst der kaiserl. Garde in Petersburg und hatte sein großes Vermögen in wenigen Jahren todtgeschlagen; er mußte aus der Garde treten, weil er nicht mehr mit seinen anderen Kameraden gleichen Schritt halten konnte und war froh, wenigstens eine Polizeimeisterstelle zu erhalten. Diese Stellen aber sind sehr einträglich, wenn man das Gewissen in der Tasche trägt. Fürst Lilin hatte es aber nicht einmal in der Tasche, ihm waren Gewissen, Religion und menschliche Gefühle fremd, seine Liebe war der Branntwein, seine Religion das Geld, sein Gewissen falsches Kartenspiel und das einzige menschliche Gefühl, das ihn beseelte, war Schadenfreude.

Lilin ließ den Kommissär und die zwei Beamten gleich verhaften und in's Gefängniß werfen. Nach ein paar Tagen ließ er sie zu sich holen und verhörte Jeden von ihnen einzeln; erst fing er mit den Beamten an, drohte, sie unter die Soldaten zu stecken, aber es half nichts, sie waren unschuldig und konnten also nichts eingestehen. Nun ließ er den Kommissär rufen und sagte zu ihm: „Dich brauche ich gar nicht mehr zu fragen, denn die beiden Beamten haben schon Alles eingestanden, aber ich will nur von dir wissen, wo das Geld ist." „Durchlaucht, erwiderte der Kommissär, wenn die Beiden eingestanden haben, dann ist es ja gut, denn sie müssen auch wissen, wo das Geld ist, ich aber weiß nichts und kann folglich auch nichts eingestehen."

Lilin sprang wüthend auf, ging im Zimmer auf und ab, wischte sich dann den Schweiß von der Stirne, stellte sich plötzlich dem Kommissär gegenüber, blickte ihm starr in die Augen und sagte: „Höre mich an, du Schuft, du bist ein feiner Dieb, aber ich bin auch nicht dumm — gestehe — und es soll dir nichts geschehen."

„Wenn Ew. Durchlaucht so sprechen, dann läßt sich die Sache arrangiren, erwiderte der Kommissär. Die zwei Beamten können Ihnen nichts eingestanden haben, denn sie sind unschuldig an diesem Diebstahl; wir sind hier unter vier Augen, was ich Ihnen sage, kann ich also später widerrufen, weil keine Zeugen da sind. Aber hier handelt es sich um eine Frage — wenn ich wirklich Alles gestehe, was würden Sie davon haben? Höchstens ein Geschenk von 5000 Rubel, ich müßte unter die Soldaten, aber die Polizei käme in noch schlechteren Ruf, als sie jetzt steht, dann fragt es sich noch, ob die Erben Ihnen 5000 Rubel geben, denn nicht Sie werden in der Sache zu entscheiden haben, sondern das Kriminalgericht. Folgen Sie daher meinem Rath — ich habe wirklich 100,000 Rubel, aber auch keinen Kopeken mehr ge-

kommen, und diese bestanden in Obligationen; kein Mensch weiß es außer mir — die Beamten sind unschuldig, entlassen Sie sie. Ich habe die Obligationen an einen Kaufmann verkauft, welchen ich nicht kenne, ich kenne blos denjenigen, dem ich sie zum Ankauf angeboten habe, der es aber ausschlug, mich jedoch an einen seiner Bekannten schickte, mit dem ich mich um den halben Preis verständigte. Wollen Sie nun diese 50,000 Rubel haben, so bin ich bereit, sie Ihnen zu geben. Ich stelle aber Bedingungen und Sie werden eher keinen Rubel von mir erhalten, als bis dieselben erfüllt sind. Ich verlange Folgendes:

„Sie entlassen morgen mich und die Beamten, erklären uns öffentlich als unschuldig und werfen den Verdacht auf die alte Dienerin des Verstorbenen. Morgen früh begeben wir uns, Sie und ich, nebst zwei Gendarmen und einigen Polizeisoldaten zum Kaufmann, dem ich die Obligationen angeboten habe und verhaften ihn scheinbar, denn ich will ihn in Ihrer Gegenwart beschuldigen, daß er die gestohlenen Obligationen mit Wissen von mir gekauft hat. Man muß ihn einzuschüchtern suchen und von ihm die andern 50,000 Rubel herauspressen.“

Tscherbatoff dachte einige Minuten nach und willigte endlich ein. Am folgenden Morgen begaben sie sich zu dem Kaufmann, weckten ihn aus dem Schlafe, legten ihm, ohne ein Wort zu sagen, Ketten an Händen und Füßen an und erklärten ihm nachher, daß er ein Hehler sei. Des Kaufmanns Frau, welche jede Stunde ihrer Entbindung entgegensah, fiel vor Schreck in Ohnmacht und machte eine Fehlgeburt. Ein Knabe von 6 Jahren, der durch den Lärm aufgeschreckt wurde, verfiel in konvulsivische Zuckungen und eine alte Mutter des Kaufmannes, welche schon über ein Jahr krank daniederlag, gab vor Angst ihren Geist auf. Dies Alles konnten aber die beiden Thiermenschen gleichgiltig ansehen, sie beschäftigten sich blos mit ihrem Opfer. Vergebens protestirte der Kaufmann, daß er nichts gekauft habe, der Kommissär sagte ihm geradezu in's Gesicht, daß er ihm die Obligationen verkauft habe.

Man that, als wollte man ihn fortführen, um ihn ins Gefängniß zu werfen. Da fiel der Kaufmann dem Fürsten Lilin zu Füßen, aber all sein Flehen half nichts, bis endlich der Kommissär sich bei dem Polizeimeister für ihn verwendete und dieser sich herabließ, „Gnade für Recht“ ergehen zu lassen, wenn der Kaufmann die 50,000 Rubel, um die er den Kommissär betrogen, aushändigen würde.

Der Kaufmann zählte freudig die Summe auf und seine zwei Bedränger zogen ab. Damit aber war die Affaire nicht beendet. Acht Tage waren kaum verstrichen, als Fürst Lilin den Commis des Kaufmanns, welcher die Obligationen gekauft hatte, in's Gefängniß werfen ließ, was ihm abermals die Summe von 10,000 Rubel eintrug.

Der Kommissär, welcher die Unersättlichkeit des Fürsten wohl kannte und am Ende selbst doch für die eigene Haut fürchtete, flüchtete bald darauf in die Türkei, von wo aus er durch die Vermittlung der russischen Gesandtschaft an den Czaren einen Brief sandte, in welchem er die ganze Geschichte mittheilte. Fürst Lilin kam nur mit einer gelinden Strafe davon. Der Czar jagte ihn aus dem Dienste und gab ihm die Weisung, sich nach eigenem Belieben einen Aufenthaltsort in Sibirien zu wählen.

Auch der Kaufmann ging nicht straflos aus. Er wurde all der Privilegien verlustig, welche der Gilde, der er angehörte, dem Gesetze gemäß zu Gute kamen. Die Erben des verstorbenen Skoptschi mußten sich mit dem begnügen, was vorgefunden worden war.

Die alte Dienerin wurde seiner Zeit, wie der Kommissär es sich bei dem Fürsten Lilin ausbedungen hatte, wirklich in den Kerker geworfen. Als der Czar ihre Freilassung befahl, war sie schon längst frei — von den Banden des irdischen Daseins.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Lüneburgs Selbstbefreiung im Jahre 1371.

**Historische Erzählung**

von

**Adolf Fencke.**

(Fortsetzung.)

Einige Tage später ward diese Nachricht bestätigt. Magnus Torquatus zog mit der Hälfte seiner Ritter und Mannen gegen Braunschweig zurück. Lüneburg athmete wieder auf, ohne der zurückgelassenen Besatzung des Schlosses, die auf Anordnung des Herzogs zum Schutz der Stadt gegen etwaige Einfälle des Sachsenherzogs geblieben war, zu gedenken. Doch nur allzubald machten die Edlen und Knechte ihre Gegenwart auf eine die Stadt belästigende Weise bemerkbar. Die frechste Willkür erlaubten sie sich gegen die Bürger, und bekümmerten sich gleich ihrem Herzog wenig oder gar nicht um die Rechte und Berechtigungen derselben, ja bemächtigten sich selbst deren Eigenthums und führten auf diese Weise ein Leben, das dem Raub- und Stegreifritter nichts nachgab.

Der wildeste unter ihnen war der Hauptmann der Besatzung, der Ritter Segeband von dem Berge, der durch ein wildes Leben all' sein Hab' und Gut verloren und mit Freuden die Gelegenheit ergriff, seine früheren Verhältnisse wieder herzustellen. Zur Erreichung dieses Zweckes waren ihm die Mittel gleichgiltig, er brandschatzte daher die Stadt auf die empörendste Weise.

Aber nicht genug, daß er der Bürger Gut an sich riß, nein, er vergriff sich auch an ihrer Ehre, und gar manche züchtige Jungfrau ward seiner rohen Lust und Begier Preis gegeben. Stürzte sich dann auch später manches der unglücklichen Opfer in den Fluß, um durch den Tod die so schändlich befleckte Ehre rein zu waschen, oder wühlte in dem fieberheißen Hirn der Wahnsinn und malte der Aermsten die gräßlichsten Bilder ihrer Schande vor, ihn, den elenden Verführer kümmerte das nicht, ihm war das gleich.

Zu den Ohren des Braunschweiger Herzogs drangen die bittersten Klagen der Stadt, die dringendsten Bitten zur Beschützung gegen solche Unbill, aber er hörte nicht auf sie. Sollte er es mit seinen Rittern verderben? Nein, das kam ihm nicht in den Sinn, und er ließ den Segeband von dem Berge in Lüneburg nach Belieben schalten und walten, die Bitten der Stadt ganz unberücksichtigt lassend.

Er ahnte wohl nicht, wie tief und bitter er dieses einst bereuen würde.

Bis jetzt hatte der Rath der Stadt, selbst die Befehle des Kaisers unbeachtet lassend, an dem Herzoge Magnus, dem er einst gehuldigt, mit unerschütterlicher Treue gehangen, bis jetzt hatte er alle Pflichten gegen ihn erfüllt, alles Mögliche ihm zu Willen gethan, aber jetzt riß auch dem Rathe

die Geduld, ihm, der auch Pflichten gegen die Stadt erfüllen mußte, ihm, der eidlich bekräftigt hatte, alle Rechte derselben mit Leib und Leben zu wahren, und diese standen jetzt auf dem Spiel.

Bevor jedoch etwas unternommen wurde, fragte der Rath bei rechtskundigen Männern und bei den Schöppenstühlen in Sachsen und Westphalen an, wie sich die Stadt unter jetzigen Umständen zu verhalten habe, was zu thun, was zu unterlassen sei? Die Antwort lautete einstimmig, daß Lüneburg in allen Dingen dem Kaiser zu gehorchen, an den vom Herzog Magnus gegebenen Gelübden aber mit Festigkeit zu hangen habe.

Nachdem der Rath sich auf diese Weise gesichert, trat er mit dem Herzoge Albrecht von Sachsen in heimliche Unterhandlung und bald hatte man sich mit diesem dahin geeinigt, daß derselbe alle Rechte und Privilegien der Stadt anzuerkennen sich bereit erklärte und den Abbruch des den letzteren jetzt so verhaßten Schlosses auf dem Kalkberge zu gestatten versprach. Jetzt galt es nun noch, sich desselben zu bemächtigen und die Besatzung zu verjagen.

Magnus ahnte von all' diesen Vorgängen nichts, denn der Einzige, der ihm von denselben Kunde gegeben haben würde, der Senator Hollfeld, lag krank darnieder und konnte an den Rathssitzungen nicht Theil nehmen, so daß ihm die Beschlüsse derselben ganz fremd blieben.

## VI.

Es war an einem klaren Wintermorgen des Jahrs 1371, als der Ritter Segeband von dem Berge in das Haus des Fleischhauers Carsten Rodewald in Lüneburg trat und den Hausherrn zu sprechen verlangte. Die Magd rief letzteren herbei. Bald stand derselbe dem Ritter gegenüber und dieser, den Meister mit einem freundlich sein sollenden Kopfneigen begrüßend, begann mit einer rauhen Stimme: „Nun sagt an, wie steht's? Habt Ihr Euch meinen neulichen Vorschlag überlegt und seid bereit, das für die Besatzung des Schlosses erforderliche Fleisch zu liefern? Ich denke, der von mir gebotene Preis wäre wohl hoch genug?"

„Nein, Herr Ritter, für Euer Gebot kann ich das Fleisch nicht liefern, und Ihr könnt mir's glauben, daß der von mir geforderte Preis mehr als gering zu nennen ist."

Der Ritter wollte etwas erwidern, als die Thüre des Gemachs geöffnet ward und Hildegard eintrat. Den Ritter sittsam grüßend, credenzte sie diesem einen mit dem herrlichsten Gerstensaft gefüllten Becher. Segeband von dem Berge ergriff denselben mit seiner Linken, indeß er mit der Rechten die liebreiche Hildegard unter's Kinn faßte und mit glühend-unheimlichen Blicken die üppigen Formen des Mädchens betrachtete.

Der Fleischer, dem dieser Anblick unangenehm ward und der den Ritter deßhalb auf etwas Anderes zu bringen wünschte, fragte hastig: „Nun, wie ist's, Herr Ritter, soll ich das Vieh auf's Schloß führen lassen, und wollt Ihr den geforderten Preis zahlen?"

„Gewiß," entgegnete rasch der Ritter; „wie könnt Ihr zweifeln, werther Meister?" und sich dann wiederum an Hildegard wendend, sagte er: „Schön Dank, liebes Kind, für Deinen Labetrunk; der hat mich erfrischt und gestärkt, und das liegt, glaube ich, weniger an der Gabe als vielmehr an der Geberin," und der Ritter, der der Jungfrau Hand ergriffen, zog diese fester an sich; Hildegard aber, sich heftig losreißend, entwich mit den Worten: „Die Mutter ruft," eiligst aus dem Zimmer.

Segeband von dem Berge wollte ihr nacheilen; doch sich bezwingend, blieb er und fragte den finster dastehenden Fleischhauer: „Ist das Euer einziges Kind, Meister?"

„Ja," antwortete dieser kurz.

„Aber warum verbergt Ihr denn diesen Schatz so sorgsam in Eurem Hause?"

„Weil in jetziger Zeit draußen leicht der Rost an ihn kommen könnte, Herr Ritter."

„Ihr wollt wohl auf das etwas wilde Treiben der Kriegsknechte anspielen? Ja, da läßt sich nun einmal nichts dagegen thun."

„Das weiß ich leider nur zu gut, Herr Ritter, und man muß sich daher selbst zu schützen suchen."

„Nun, ereifert Euch nicht, das Mädchen ist sich selbst Schutz genug."

„Das ist sie sicher; doch hat sie auch schon einen guten Beistand in der Person ihres Bräutigams gefunden."

„So hat sie ihr Herz also schon verschenkt?" fragte der Ritter, indem er mit der Hand durch seinen dichten Bart fuhr.

„Freilich."

„Und wer ist der Glückliche?"

„Der Sohn des Senators Hollfeld."

„Ha, ha, das Mädchen will ja hoch hinaus; also eines Patriziers Sohn?"

„Nein, der Veit ist der Stiefsohn des Senators; sein Vater ist der Waffenschmied Wulbrand."

„So? — Nun, werther Meister, ich muß Euch jetzt verlassen; das Fleisch liefert Ihr also auf's Schloß, darüber wären wir einig?"

„Ja, Herr Ritter."

„Nun, so lebt wohl," und von dannen ging der gefürchtete, wilde Segeband von dem Berge.

Mit zusammengezogenen Augenbraunen blickte ihm der Fleischhauer nach, indem er leise sagte:

„Ja, ja, ich glaub's wohl, daß die Hildegard eine willkommene Beute für Dich wäre. Doch in Frieden will ich Dir gerathen haben, kein Gelüste nach dem Mädchen zu haben, es könnte zu Deinem Schaden sein. Nun, Deine Wirthschaft hier wird auch wohl die längste Zeit gedauert haben, denn bei Deiner Handlungsweise reißt auch dem Friedliebendsten endlich die Geduld."

Carsten Rodewald verließ das Zimmer, um wegen der übernommenen Lieferung das Nöthige zu besorgen.

Kaum war der Ritter auf dem Schlosse wiederum angelangt, als er auch sogleich seinen Leibdiener, den Vertrauten seiner Schändlichkeiten, herbeirief.

„Jörg," begann er, als dieser eingetreten, rasch, „ich habe soeben ein Mädchen erblickt, das Du in meine Hand liefern mußt, koste es, was es wolle."

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Regner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 9. Sonntag den 31. Januar 1864.

## Russisches Leben und Treiben.

Von

J. Gogol.

(Fortsetzung.)

### IV.

### Ein Vormund.

Der Petersburger Kaufmann und Fabrikbesitzer Kosmaroff hinterließ bei seinem Tode vierzig Millionen Silberrubel baares Geld, zwei Zuckerfabriken und zwei große Häuser. Er hatte seinen Adoptivsohn, der nur 18 Jahre alt war, als Universalerben eingesetzt und ihm das ungeheure Vermögen gerichtlich verschrieben. Kaiser Nikolaus wählte unter seinen Günstlingen einen Vormund für den reichen Erben und die Wahl fiel auf den geheimen Rath Grafen Soremlin, welcher in Petersburg den Ruf eines rechtschaffenen und Ehrenmannes genoß. Graf Soremlin übernahm die Erbschaft und sorgte für den Erben in — seiner Art. Um den jungen Mann von Leuten fern zu halten, welche ihm über sein immenses Erbe hätten Aufklärungen geben können, hielt er denselben fast wie einen Gefangenen. Er ließ ihn keine öffentlichen Schulen besuchen, sondern von Privatlehrern unterrichten, die in's Haus kamen und von Soremlin gut bezahlt waren und die Weisung hatten, den Jüngling in's Verderben zu stürzen. Ihr ganzer Unterricht bestand demzufolge auch darin, daß sie mit ihrem Zögling spazieren ritten oder fuhren und ihn in allen Genüssen schwelgen ließen. So brachten sie es glücklich dahin, daß der junge Kosmaroff in den drei Jahren bis zu seiner Großjährigkeit der liederlichste Mensch von ganz Petersburg wurde. Als nun die Zeit herankam, wo er als Großjähriger sein Erbtheil übernehmen sollte, hätte ihn nach russischem Gebrauch Graf Soremlin dem hohen Senate vorstellen sollen. Der Graf hatte aber in den drei Jahren mit dem Erbtheil alle seine Güter aus den Schulden erlöset und noch dazu einige Millionen verschwendet, es war ihm also nicht möglich, Rechnung zu legen und so mußte er auf ein Mittel sinnen, das Vermögen noch ferner in Händen zu behalten.

Das Mittel war bald gefunden. Einige Tage vorher gab er den Lehrern reichliche Geldgeschenke und diese wußten, was sie zu thun hatten. Am Tage, wo die Erklärung der Großjährigkeit erfolgen sollte, erschien nun zur bestimmten Stunde der junge Kosmaroff in einem Zustande völliger Trunkenheit und Graf Soremlin erklärte, daß er, nachdem sein Mündel das einundzwanzigste Jahr vollständig erreicht habe, zwar bereit sei, Rechnung über das verwaltete Vermögen abzulegen, daß er aber doch der Meinung sei, man solle dem jungen Manne, der, wie es sich hier zeige, dem Trunke und noch andern Ausschweifungen fröhne, einen anderen Vormund bestellen; übrigens könne er auch selbst, wenn Se. Majestät einwillige, die Vormundschaft noch weiter fortführen, indem es gefährlich wäre, einem so notorisch liederlichen Subjekte das Vermögen auszuliefern, welches er in kurzer Zeit zweifelsohne vergeuden würde. So wurde denn im Senate beschlossen, dem Kaiser hierüber Bericht zu erstatten. Die Hofmeister hatten indessen, während sie mit dem jungen Kosmaroff schwelgten, diesen auf Anstiftung des edlen Grafen Soremlin im trunkenen Zustande Wechsel auf mehr als 100,000 Rubel Silber von verschiedenen Wucherern unterschreiben lassen, und sie beeilten sich, diese Wechsel dem Grafen einzuhändigen. Diese Beweise der Liederlichkeit legte Soremlin dem Kaiser vor und der Monarch ernannte ihn auf noch weitere drei Jahre zum Vormund.

Einige Monate später schlug Soremlin Sr. Majestät vor, Kosmaroff solle unter der Aufsicht eines frommen Geistlichen eine Reise nach dem Auslande antreten, wo er, entfernt von schlechter Gesellschaft, sich vielleicht bessern werde. Der Kaiser willigte ein. Soremlin erhielt einen Reisepaß für seinen Mündel, schickte ihn aber anstatt in's Ausland, auf eines seiner entfernten Dörfer, wo er zwei Jahre unter strenger Aufsicht lebte. Nach zweijährigen Leiden wurde der arme Kosmaroff — blödsinnig. Soremlin ließ ihn nach Petersburg bringen und erklärte dem Kaiser, daß Kosmaroff durch Trunksucht und durch das heiße Klima, in dem er sich aufgehalten, verrückt geworden sei, und daß er sich genöthigt sehe, ihn im Irrenhause unterzubringen. Der Kaiser ließ den unglücklichen jungen Mann durch seinen Leibarzt untersuchen und Kosmaroff wurde als wahnsinnig einem Irrenhause übergeben. Nachdem ihn die Aerzte daselbst durch sechs Monate beobachtet hatten, erklärten sie dem Grafen Soremlin, daß Kosmaroff nicht verrückt, sondern blos trübsinnig sei; sie riethen seinem Vormund, ihn lieber aus dem Irrenhause zu nehmen, bevor er zur Kenntniß komme, in welcher Anstalt er sich befinde. Nichtsdestoweniger ließ sich Soremlin noch einige Monate Zeit, bis er ihn endlich von dort abholte. Er machte hierauf selbst mit ihm eine Reise nach Italien und Frankreich, überließ ihn aber absichtlich allen schändlichen Lastern, so daß der junge Mann nach einem Jahre ganz zerrüttet nach Rußland zurückkehrte. So-

remkin miethete eine besondere Wohnung für Kosmaroff und versah ihn reichlich mit Geld; oft auch lud er ihn zum Mittagsessen, wo er ihn mit Wein betäubte. In solchen Momenten ließ er sich von Kosmaroff Wechsel auf große Summen unterzeichnen, und auf diese Weise gelang es ihm, die Hälfte des Vermögens an sich zu ziehen. In weniger als sechs Jahren endete der unglückliche Kosmaroff seinen Lebenslauf. Seine weitläufigen Verwandten waren froh, daß sie noch die zwei Zuckerfabriken erbten, die Häuser behielt der Graf für seine sechsjährige „Plage", und als die Waisenverwaltung Rechnung von ihm verlangte, legte er die Wechsel und ein Verzeichniß der Ausgaben vor. Die Waisenverwaltung begnügte sich aber nicht damit, sie verlangte den angeblichen Geistlichen zu sehen, welcher mit dem Verstorbenen die lange Reise in's Ausland gemacht haben sollte. Der Geistliche wurde nun als verstorben erklärt, und um die Hofmeister und Lehrer des jungen Kosmaroff unschädlich zu machen, schickte er dieselben auf verschiedene seiner Güter mit der Versicherung, daß sie lebenslänglich erkleckliche Pensionen beziehen würden. Graf Soremkin starb im Jahre 1858. Gegen Ende 1859 erschien nun einer von den Lehrern in Petersburg und überlieferte sich dem Gerichte mit der Erklärung, er wolle lieber seine Strafe für die Mitschuld am Betruge des Grafen Soremkin aushalten, als auf dem Dorfe des Grafen länger mißhandelt werden. So kam die Geschichte zu Tage. Der Schuldige aber, der bisher für den ehrlichsten Mann in Petersburg gegolten hatte, lag schon im Grabe.

## V.

## Die Tochter des Schusters.

Die Kaiserin Marie Feodorowna von Rußland, die Gemahlin des Kaisers Paul und Mutter des Kaisers Nikolaus, war als deutsche Frau allem Deutschen besonders zugethan, und daher wählte sie auch, wenn sie eine Reise im Reiche unternahm, vorzugsweise Kur- und Liefland. Am meisten liebte sie Riga, die Hauptstadt Liefland's. Während eines ihrer Besuche in Riga kam sie auch in das dortige adelige Wittwenstift, und da gefiel ihr eine arme adelige Wittwe, die Mutter eines einzigen und hübschen Sohnes, die sich Frau v. Krähenthal nannte. Die Kaiserin suchte eben eine Bonne für den jungen Prinzen Nikolaus und nahm die Wittwe mit ihrem Sohne mit nach Petersburg, wo der junge Krähenthal, der ein hübscher, aufgeweckter Bursche war, der Gespiele des Thronfolgers wurde. Der Knabe Nikolaus ritt sehr gerne, aber wenn er zu Hause in seinem Zimmer war, bediente er sich, um seiner Reiterlust zu fröhnen, nicht seines mechanischen Pferdes, sondern der Rücken des jungen Krähenthal mußte stets herhalten, wobei das improvisirte Pferd von seinem Reiter oft solche Sporenstöße bekam, daß es jämmerlich aufschrie und den Reiter zu Boden warf. Bei solchen Gelegenheiten pflegte der kleine Nikolaus seinen Gespielen zu besänftigen und er sagte gar oft zu ihm: „Warte nur, wenn du groß bist, sollst du auch auf anderen Menschen herumreiten." Diese im Scherze von einem Knaben gesprochenen Worte sollten sich fast buchstäblich erfüllen.

Krähenthal wuchs mit Nikolaus heran; er nahm an allen Studien bei demselben Hofmeister Theil und diente mit ihm in demselben Regimente, nur mit dem Unterschiede, daß, während Nikolaus schon lange Chef und Inhaber des Regimentes geworden war, Krähenthal es erst bis zum Obersten gebracht hatte.

Bald nachdem Nikolaus den Thron bestiegen hatte, kam Krähenthal zu seinem kaiserlichen Jugendgespielen, postirte sich vor ihm wie ein Pferd auf alle Viere und rief: „Majestät, ist es gefällig zu reiten?" Nikolaus lachte und entgegnete: „Was fällt dir ein, Krähenthal? Bist du verrückt geworden? Wir sind ja keine Kinder mehr." — „Freilich," antwortete Krähenthal, sich erhebend, „sind wir keine Kinder mehr, und darum eben wollte ich Sie an Ihr kaiserliches Wort erinnern, daß ich, wenn ich einmal groß bin, auf Menschen herumreiten werde. Ich bin aber blos Oberst und kann auf keinem General reiten." — „Hast du damit nicht genug, daß du auf den Soldaten und Offizieren herumreiten kannst?" meinte Nikolaus. — „Ja wohl," erwiderte Krähenthal, „aber das sind nur Bauernpferde, mein Sinn geht nach stattlicheren Thieren." — „Geduld, mein Freund, es wird schon kommen!"

(Fortsetzung folgt.)

---

## Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 27. Jan. Nach einer längeren Pause, welche unter Anderem durch Terpsichores leichtbeschwingter Schaar, das Ballet des Darmstädter Hoftheaters, mit zwei sehr besuchten und gelungenen Vorstellungen ausgefüllt und durch die in Folge Unwohlseins der Frln. Ruhr während des ersten Aktes verfehlte Aufführung der Norma unterbrochen wurde, setzte die Oper wieder ihren Fuß auf die Bühne und brachte gestern als Benefize der Frau Förster die beliebte und beste Meyerbeer'sche Oper Robert der Teufel.

Frau Förster hat sich im Laufe der Saison durch ihre wohlgeschulte, angenehme Stimme, sowie durch ihre Strebsamkeit, vermöge deren sie sich vom Concertsaale weg zur Primadonna emporgerungen hat, nennenswerthe Verdienste um die hiesige Oper erworben, und deßhalb ein Anrecht auf besondere Berücksichtigung. Diese wurde ihr in ihrer Benefizevorstellung denn auch in reichlichem Maße zu Theil, indem das Haus, ungeachtet die Carnevalsvergnügungen dem Theater merklichen Abbruch thun, ziemlich stark besucht war und die heutigen besonders gelungenen Leistungen derselben mit gerechtem Beifall gelohnt wurden. Frau Förster verwendete auf die Arien besondere Aufmerksamkeit, war vortrefflich bei Stimme und zeichnete sich durch außergewöhnlichen Wohlklang des Gesanges und discreten, fein nuancirten Vortrag aus; nur Eines mochte mitunter etwas unangenehm berühren, der etwas schrille, unschöne Ton ihres Gesanges bei Stellen des höchsten Affektes; wenngleich die Stimme durch die Gewalt der Leidenschaft mächtig mit fortgerissen wird, so darf sie doch niemals die Grenzen des Wohllautes überschreiten; der Vortrag muß in allen Situationen edel und wohltönend sein. Mißtöne müssen unbedingt vermieden werden. Deßwegen ist es eine Hauptaufgabe für den Sänger, seine Stimme selbst im Fortissimo der größten Leidenschaft zu moduliren und im Zaume zu halten, damit dem Munde keine widerlichen unschönen Töne entschlüpfen.

Nachdem in dieser Beziehung von allen Seiten und ziemlich häufig gefehlt wird, so wollten wir nur so nebenbei diese Bemerkung mit einfließen lassen, ohne der Frau Förster gerade einen speziellen, sie allein treffenden Vorwurf

damit machen zu wollen und wünschen nur, daß sie allseitig geeignet beherzigt werden möge.

Was die übrigen Rollen anbelangt, so waren die Isabella, Robert und Bertram in ziemlich guten Händen. Frln. Ruhe hat sich in den schwierigen Arien des 2. Aktes sowohl als in der bekannten Gnaden-Arie besonders hervorgethan, und würde ausgezeichnet zu nennen sein, wenn die Coloraturen, namentlich das Staccato in der ersteren flüssiger und reiner gewesen wären. Hr. Wagner war nicht recht bei Stimme und hat deßhalb in der Titelrolle nicht vollkommen entsprochen, doch waren seine Leistungen gegen das Ende zu befriedigender als im 1. Akte. Hr. Schiffbenker dagegen hat wieder einmal so ganz mit alter Bravour gesungen und den Bertram trefflich gegeben; wenn seine Stimme sich auch in den tiefen Parthien nicht mehr recht zur Geltung bringen kann, so waren seine Gesangsleistungen doch im Uebrigen so gelungen, daß man billigerweise jenes Mangels vergessen konnte. —δ—

Freitag, 29. Jan. „Figaro's Hochzeit" von Mozart. Daß die klassische Oper noch zahlreiche Verehrer habe, hat das volle Haus bewiesen, welches zu der gestrigen Aufführung von Figaro's Hochzeit herbeigeströmt war. Bekanntlich ein Meisterwerk ersten Ranges, ist diese Oper neben dem „Barbier" von Rossini die beste komische Oper, welche wir kennen, und würde allein schon geeignet sein, den Namen ihres großen Meisters unsterblich zu machen, wenn seinem Talente die zahlreichen übrigen Kunstwerke in der Oper, Kammer- und Kirchenmusik auch nicht entflossen wären, die in unvergänglicher Schönheit Ohr und Herz erfreuen. Lautere ächte Perlen, reihen sich die schönsten Piecen aneinander und gestalten sich bei aller Einfachheit der Konstruktion und der angewendeten Mittel zu einem großartigen, einzigen Ganzen, bei dem nur zu bedauern ist, daß einem solchen eminenten Kunstwerke ein gar so triviales und schlüpfriges Sujet und ein so unbedeutendes Textbuch zu Grunde liegt. Uebrigens ist das ein Mangel, der in den damaligen Zeitverhältnissen liegt und das Verdienst Mozart's, der bekanntlich oft um ein Textbuch verlegen war, eher erhöht als schmälert, weil er trotz der mageren Unterlage des Textes ein so großes musikalisches Kunstwerk darauf aufführen konnte.

Ein solches Werk sollte nach unserer Ansicht auf alle Mitwirkenden einen besonderen Zauber ausüben und sie alle aneifern, nach besten Kräften zum Gelingen mitzuwirken; leider war dieses wenigstens in den beiden ersten Akten nicht der Fall; das Orchester war matt und farblos und zeigte eine auffallende Gleichgiltigkeit, in den Violinen fehlte es an Zusammenhang und in den Blasinstrumenten mitunter an Reinheit.

Diese Indifferenz wirkte auch auf die Sänger zurück, so daß wir, ungeachtet die besten Kräfte der Oper betheiligt waren, für die ersten Akte keine einzige Nummer registriren können, die sich über das Niveau des Mittelmäßigen erhoben hätte. Erst im 3. Akte hat sich die Kraft der Musik Bahn gebrochen; das Zusammenwirken wurde besser und die beiden schönen Duette zwischen dem Grafen und Susanna, dann zwischen dieser und der Gräfin waren ebenso wie die Arie der Gräfin, des Figaro und der Susanna im letzten Akte ganz respektable Leistungen, welche mit den Mißgriffen und der allgemeinen Lässigkeit im Anfange wieder einigermaßen aussöhnten. —δ—

Würzburg, 24. Jan. Frln. Ottilie Genée ist am verflossenen 5. Januar zum ersten Gastspiel auf hiesiger Bühne aufgetreten in „Braut oder Schwester" als Gretchen Lieblich, als Folichonette in „Folichonette au bal de l'opéra" und als Lisse in „Lisette hilf," den 8. in „Ein Prozeß um einen Kuß" von Viktor Merbitz als Röschen Weidenbusch, in „Den Zwillingen" von Trautmann als Francoise von Beauville und Charles, den 11. wiederholt in „Lisette hilf" und „den Zwillingen", den 15. in „Wie ein Kammermädchen lesen lernt" von A. Berger als Julie; und in „Ein Lieutenant im Arrest" als Minette; in „Ein Viertelstündchen vor dem Balle" als Fräulein von Walden, und zum Schlusse dieses Abends in „Bei Wasser und Brod", Schwank von Jacobson, als Elise von Malfaisant. Hierauf folgte den 18. „Die Schwätzerin", in welchem Lustspiel Frln. Genée als Eulalia auftrat, nach dieser Darstellung folgte eine Wiederholung der Folichonette und zum Schlusse „Eine Berliner Bonne oder ein Rendezvous in der Aumühle", eine echte Berliner Lokalposse, welche Frln. Genée nach Würzburg verpflanzen wollte, indem sie den Namen der Aumühle dazu flickte, doch wie der preußische Soldat und Lieutenant sich von Berlin in die Aumühle verirrten, dieses zu motiviren, hat Frln. Genée vergessen. — Zur Abschieds- und Benefizevorstellung gab endlich diese weit bekannte und viel besprochene Darstellerin „Die Grille" der Charlotte Birch-Pfeiffer. Eine Rolle, welche zwar zu den besten Leistungen der Benefiziantin gehörte, zu der sie aber unstreitig viel zu sehr vorgerückt in den Jahren ist. — Wir haben absichtlich bis nach dem Schlusse dieser Gastvorstellungen mit unseren Berichten über dieselben gewartet, theils um nicht den Verdacht auf uns zu lenken, daß wir durch unsere Ansichten das Publikum irre geleitet hätten; denn bei einem großen Rufe, den sich der oder jener Darsteller zu erringen wußte, hat nur zu oft die bezahlte Feder eines verkäuflichen Kunstrichters das meiste beigetragen, sowie auf der anderen Seite durch Parteilichkeit schon manches Talent untergraben wurde; denn wenn einmal bei einem emporstrebenden Darsteller das Selbstvertrauen verloren geht, tritt Aengstlichkeit an dessen Stelle und er ist größtentheils für die wahre dramatische Kunst verloren. Doch abgesehen, daß wir uns nicht zu dieser Klasse von Kunstrichtern zählen, hat auf unsern Gast dieses keine Anwendung; denn erstens hat Frln. Genée die Rosenzeit der goldenen Jugend glücklich überstiegen, und zweitens wird ihr Niemand, wer sie auch nur einmal gesehen, die größte Dosis Selbstvertrauen, die eine Künstlerin nur immer haben kann, absprechen.

Dieses Rollenfach, welches unser Gast sich erwählt, erfordert allerdings einen nimmer welkenden Humor, doch darf derselbe nicht in gemeine Trivialität ausarten, wie es leider neben einer nicht zu verkennenden großen Bühnengewandtheit bei unserem Gaste nur zu oft der Fall war. Die Darstellerin derartiger Rollen soll bei aller Laune und Heiterkeit nie aus den engeren Schranken der Weiblichkeit treten, sonst werden dieselben widerlich. — Es ist nicht zu läugnen, daß Frln. Genée in ihren manchfaltigen Darstellungen ausgezeichnete Gaben für das von ihr ergriffene Rollenfach entwickelte; doch die zarte Grenzlinie, welche das Anständige, Weibliche umfaßt, inne zu halten, versteht sie nicht, weßhalb dieselbe bei einem gebildeten Publikum nie wahren Beifall gefunden haben kann, und wir uns den der

Darstellerin vorausgegangenen Ruf nicht leicht zu erklären wissen. Unser Würzburger Publikum zeigte bei diesem Gastspiel, daß es mit Recht sich zu dem gebildeten rechnen darf; denn es wollte die Darstellerin nicht mehr sehen und die Direktion entließ dieselbe vor dem völligen Schlusse des ausgemachten Gastspieles.

Den 25. v. M. ging eine Novität in R. Benedix „Sammetwuth" über die Bühne, ein Lustspiel, welches zu des rühmlichst bekannten Lustspieldichters schwächeren Arbeiten gehört. Ueber die erste Aufführung dieses Lustspiels wird in Frankfurt in folgenden Worten daselbst der Stab gebrochen: „Abgesehen davon, daß die auftretenden Personen theilweise (wie die äußerlich strenge und innerlich weiche Fabrikantin, der etwas unbeholfene, aber geistig und gemüthlich hochstehende Professor, das „edle Mädchen" Hedwig rc.) gar zu abgedroschen und schablonenhaft gehalten, theilweise aber auch trivial und übertrieben gegeben sind (wie die aus der Pension entlassene Eugenie), kann man für den Helden des Stückes, der aus Bilderliebhaberei das Glück seiner Tochter opfert, ja beinahe zum Dieb wird, kein menschliches Interesse fühlen." Die Aufnahme, welche dieses Stück auch bei uns fand, war, trotzdem dasselbe sehr gut von den Darstellern gegeben wurde, eine höchst kühle.

R.

## Der Schleswig-Holsteiner Wahlspruch.

(Auf der Reise der großen Landesdeputation durch Deutschland im Januar 1864.)

Friesisches Motto: Lieber todt, als Sklave.

Wir wollen keine Sklaven sein
Und nicht der Dänen Knechte!
Drum setzen Gut und Blut wir ein
Für unsre Landesrechte.
„Up ewig wöllt tosamen sten
Wi un to Dütschland hör'n,"
Das ist das Recht, von Gott verlieh'n,
Drob sterben wir mit Ehren.

Wir wollen keine Sklaven sein
Und nicht der Dänen Knechte!
Der Herzog ist im Land darein,
Der Friedrich ist der Rechte.
Sein ist der Schleswig-Holsten-Strand;
Der Väter Recht zu leben,
Lebt er mit uns und wird im Land
Für Schleswig-Holstein sterben.

Wir wollen keine Sklaven sein
Und nicht der Dänen Knechte!
Von Deutschlands Stämmen zwar nur klein,
Sind wir doch nicht der schlechte,
So lang ihr, deutsche Brüder, steht
Zu uns in Ehr' und Siegen,
Kein Schleswig-Holstein untergeht,
Lig's in den letzten Zügen.

Wir wollen keine Sklaven sein
Und nicht der Dänen Knechte,
So lang am Main, an Elb' und Rhein
Der Brüder Lieb' uns pflegte.
Auf, auf, ihr Fürsten aus der Mitt',
Ihr Bayern, Sachsen, Schwaben!
Aufs Pferd, aufs Pferd, zum letzten Ritt!
Sonst wird die Ehr' begraben.

Wir wollen keine Sklaven sein
Und nicht der Dänen Knechte,
Ob mit Depeschen heiser schrei'n
Sich Deutschlands große Mächte.
Oestreichs und Preußens Volk, heran!
Ihr habt am Strand gebettet
Die Söhne einst für einen Wahn
Und eure Ehr' verwettet!

Wir wollen keine Sklaven sein
Und nicht der Dänen Knechte,
Und ob der Sturm sich legte drein
Und Alles z'sammenfegte.
Frisch auf zum fröhlichen Wetterschmaus,
Dran sich die Donner laben!
„Rum hart, klar Kimmling"*) wird's zu Haus;
Wer fällt, den fressen die Raben.

Wir wollen keine Sklaven sein
Und nicht der Dänen Knechte,
Ob man uns bräche Arm und Bein
Und uns in Stücke sägte,**)
So lang man Einen übrig läßt,
Der röchelnd ruft im Sterben:
„Da habt ihr nun den ganzen Rest!" —
Und wirft hinweg die Scherben.

27. Januar 1864. M. F. Chemaity.

## An Friedrich.

Der Völker dröhnender Ruf erbraust
Hinan zu der Throne Stufen,
Wie der Sturm durch Eichenwälder rauscht,
Schallt dumpf sein grollendes Rufen:
Erwache, du schlafender Fürstensohn,
Erwache zum Kampf für der Väter Thron.

Hinaus in den Kampf! in die Schlacht hinaus
Mit dem Muth als treuem Piloten!
Es hat noch Niemand vom Schreibtisch aus
Tyrannen ein Halt geboten!
Fort mit dem Bedenken, mit Zagen fort!
Die That sei des Mannes wuchtiges Wort!

Und thürmt sich das Dannewerk jach vor dir auf,
Nicht feig die Höhe gemessen!
Gen Himmel das Auge schwinge dich auf,
Wie der Rauch aus glühenden Essen.
Dem Muthigen winket des Zieles Glück,
Der Feige sinkt in das Nichts zurück.

Und windet die Mißgunst, ringelt der Haß,
Wie die Schlange um ragende Eichen,
Sich die um die Ferse: eile fürbaß,
Der Begeist'rung müssen sie weichen.
Das dänische Schlangenhaupt zertritt
Des deutschen Volkes Gigantenschritt.

Genug der Worte! umfasse die That —
Deine Braut — mit eisernem Griffe!
Dein Schwert — der sicherste Diplomat —
Zerschneidet die Londoner Kniffe,
Durchhaut — ein herrliches Meisterstück —
Die deutsche Großmachtspolitik.

Würzburg, 26. Jan. 1864. B., stud. med.

---

*) „Rüm hart, klar Kimming" (geräumig Herz, klarer Horizont), gleichfalls ein friesisches Sprichwort.

**) Protest gegen jede Theilung Schleswig-Holsteins.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Magnus.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 10. Mittwoch den 3. Februar 1864.

## Zur Erinnerung
an
## Dr. Johannes Lukas Schönlein.

Dumpf erschallen die Glocken, sie künden ein Trauergeläute.
Wer wird bestattet zur ewigen Ruh', wer hat jetzt vollendet?
Schönlein ist nicht mehr! — O schreckliche, bittere Wahrheit!
Allzu früh entrissen der Pflege der liebenden Töchter.
Immer der Wissenschaft treu und gestützt auf umfassende Forschung
Hat er mit kritischer Schärfe erfasset die Leiden der Menschen,
Hat sie in Ordnung gereihet, wie Oken die Pflanzen und Thiere.
Tausend von Schülern gebildet, die würdig des trefflichen Meisters,
Hunderten hoffnungslos gab Er die ersehnte Genesung.
Traure darob du leidende Menschheit, du Aeskulaps Jünger!
Euch ist verloren der Vater, der Freund und der leitende Führer.
Balsam nur träufelt in's Herz: Was Alles er schuf für das Wissen,
Bleibt, wird nicht mit dem Leibe zerfallen und ewig erklingen.
Wird sein Ruhm, sein Name geschmückt mit unsterblichem Lorbeer.
Dort in den heiteren Höhen vereint mit der theueren Gattin,
Freuet Er sich mit dem einzigen Sohn, den Afrikas Fieber
Raffen plötzlich dahin, des Vaters Freuden vernichtend.

**Dr. Ludwig Heffner.**

## Russisches Leben und Treiben.

Von
N. Gogol.
(Fortsetzung.)

### V.

### Die Tochter des Schusters.

In der That brauchte Krähenthal nicht lange zu warten. Er wuchs heran in russischer Weisheit und Größe, er nahm zu an Gunst und Gnaden, an Epauletten und Achselbändern, an Orden und Sternen, an Stolz und Uebermuth. Nur sehr Wenige gab es bei Hofe, die sich vor ihm nicht verbeugten. Er hatte sich bis zum Minister des kaiserlichen Kabinets emporgeschwungen und wurde zugleich Chef der Postämter und der kaiserlichen Theater von ganz Rußland. Wer nur immer einen Posten haben wollte — und diese waren zu Hunderten zu haben, selbst solche, die bereits besetzt waren — mußte die Thüre dazu mit dem goldenen Schlüssel öffnen. Vor dem Schlüsselloch aber befand sich in der Person eines Sekretärs eine Art Blende, die früher beseitigt werden mußte.

Dieser Sekretär, Namens Starowitsch, hatte ein bewegtes Leben hinter sich. Als junger Mann von 16 Jahren war er mit einem Türken aus Odessa durchgegangen; er kam nach Adrianopel und ging daselbst zum Islam über. Von dort entführte ihn ein englischer Missionär nach England, wo er Protestant wurde und Theologie studierte. Nun sollte er als Missionär nach Indien gehen; als er aber das Reisegeld in der Tasche hatte, flüchtete er sich auf ein russisches Kauffahrteischiff, das ihn nach Petersburg brachte, wo er, durch welchen Zufall ist uns nicht bekannt geworden, sich in die Kanzlei Krähenthal's einzuschleichen wußte; hier war er bald unentbehrlich geworden und Krähenthal selbst äußerte sich über ihn folgendermaßen: „Dieser Viper ist es gelungen, bis zu mir zu kriechen und sie hat mich mit ihrem Gifte angesteckt, aber ich kann ihn nicht entbehren, denn er ist meine rechte Hand, mein Augenglas, meine Kassa."

Das war ein Mann, den wir gewissermaßen als die Blende zu dem Schlüsselloch bezeichnet haben, welches zu allen durch die Hand Krähenthal's zu vergebenden Stellen führte. Wer eine solche Stelle suchte, wurde gleichsam wie ein Kranker behandelt, den man mit Blutegeln kurirte. Mancher, der eine Anstellung bekam, soll sich auch ganz dabei verblutet haben. Uebrigens machte Starowitsch auch für

sich allein Geschäfte und er verkaufte, freilich nur im Kleinen, Bedienstungen an Fürsten und Grafen. Nicht als ob diese die Stellen für sich selbst gebraucht hätten, aber sie dienten ihnen doch zu gewissen Zwecken. Ein Fürst oder Graf findet zum Beispiel Gefallen an einer schönen Bürgerstochter, oder auch an einem Mädchen aus einer niedrigeren Klasse. Die russischen Schönen geben aber sehr viel auf den äußeren Glanz und so wird dann irgend eine Hofraths- oder Kollegienrathsstelle gekauft und ein lediger ältlicher Beamter, der es durch seine Ehrlichkeit nicht weiter hatte bringen können, erhält dieselbe unter der Bedingung, Diese oder Jene zu heiraten und dann aus dem Dienst zu treten, wofür ihm der Protektor eine einträgliche Bedienstung auf einem seiner Güter verspricht. Der Beamte wird also befördert, heirathet, tritt dann aus den kaiserlichen Diensten, wobei er zum Abschiede eine höhere Rangstufe erhält, und dann reist er ab, um auf dem Gute seines Gönners die neue Stelle anzutreten. Die Frau Hofräthin oder die Frau Kollegienräthin bleibt indessen in Petersburg zurück, wo der Wohlthäter ihres Mannes für sie Sorge trägt. Der Letzte aber ist in seiner neuen Stelle eben nicht auf Rosen gebettet. Er stößt auf hundert und hundert Schwierigkeiten, er schreibt Berichte und Klagen an den Gutsbesitzer, aber alle seine Zuschriften bleiben unbeantwortet. Aus Langeweile und Verdruß ergibt er sich dem Trunke, hat er doch auf dem Gute Branntwein im Ueberflusse — er vertrinkt seinen Gram, seine Gesundheit und — sein Leben.

Doch kehren wir zu Krähenthal zurück. In Riga, seiner Vaterstadt, lebte ein alter Schulkamerad von ihm, ein ehrsamer Schuhmachermeister, dessen Tochter an einen Polizeikommissär verheiratet war. Der Letztere hatte es nie weit bringen können, und da er nur auf seine bescheidene Gage angewiesen war, so führte er mit seiner Frau und seinen drei Kindern, von denen das jüngste ein sehr hübsches Mädchen war, ein fast nothdürftiges Leben. Da fiel es seinem Schwiegerpapa Schuhmacher ein, sich an seinen ehemaligen Schulkameraden Krähenthal zu wenden. Er schrieb an diesen und schilderte ihm unter anderen in seiner Großvaterliebe seine Enkelin mit den reizendsten Farben. Der Brief verfehlte seine Wirkung nicht, denn Krähenthal beeilte sich zu antworten. Er schrieb aber nicht, daß er dem Schwiegersohn eine einträgliche Stelle verschaffen wolle, sondern hieß dem Schuhmacher, seine schöne Enkelin zu ihm nach Petersburg zu schicken.

Dies geschah auch und Mina — so hieß die Schutzbefohlene Krähenthals — kam nach Petersburg.

Das Mädchen war sehr schön, ihre Erscheinung war imponirend. Dabei hatte sie gewisse angeborene Manieren und Bewegungen, die sie eher für die Tochter eines der edelsten Geschlechter, als für den Abkömmling eines Schuhmachers halten ließen.

Als Mina nach Petersburg kam, war gerade Carnevalszeit und die Maskenbälle folgten rasch aufeinander. Krähenthal sorgte für Mina in der That in der liebreichsten Weise. Er ließ ihr eine ansehnliche und kostbare Garderobe anfertigen, installirte sie in einer eleganten, mit allem Komfort und Luxus ausgestatteten Wohnung und gab ihr seine Instruktionen.

Während eines Maskenballes im großen Theater, den der Kaiser durch seine Anwesenheit beehrte, trat ziemlich spät, als die Freuden des Balles schon in den höchsten Wogen gingen, ein weiblicher Domino in den Saal, der die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Diese von einer schweren Seidenrobe verhüllte Gestalt, welche fast majestätischen Schrittes durch den Saal ging, war Allen unbekannt. Das Gesicht war nur mit einer halben Maske bedeckt und der untere unverhüllt gebliebene Theil ließ eines der reizendsten Gesichter errathen.

Gruppen bildeten sich, welche von nichts Anderem, als von der geheimnißvollen Schönen sprachen, während der Gegenstand dieser Gespräche seinen Weg durch den Saal fortsetzte.

Unterhalb des Orchesters des Saales stand der Kaiser mit Krähenthal und anderen Höflingen, als die maskirte Unbekannte an ihnen vorbeikam. Der Czar sah der Maske, die sich vor ihm verbeugt hatte, lange nach, sie hatte offenbar sein Interesse erweckt.

„Ich muß wissen, wer diese Maske ist!“ rief er, und Krähenthal nahm es auf sich, das Geheimniß, in das sich die Unbekannte hüllte, zu lösen.

Der Leser wird bereits errathen haben, wer die schöne Maske war und daß somit Krähenthal die übernommene Aufgabe leicht lösen konnte.

Das Glück Mina's war an diesem Abend entschieden. Nach kurzer Zeit schon bezog sie eine fürstliche Wohnung und vor der Welt galt sie als die Freundin Krähenthal's. Auch an einem Manne nach Art jener Männer, wie wir sie in der ersten Abtheilung dieser unserer Erzählung geschildert haben, sollte es ihr nicht fehlen. Ein wirklicher Staatsrath heirathete sie und Mina wurde Exzellenz titulirt. Fürsten und Grafen machten ihr den Hof und buhlten um ihre Gunst. Wer nur immer von den Vornehmen einen Orden oder einen höheren Rang haben wollte, verfehlte nicht, bei Ihrer Exzellenz zu antichambriren und die Dame soll, wie die böse Welt sprach, so manche Pachitos (spanische Cigaretten) zugesendet erhalten haben, deren Papierhüllen ebensoviele Tausendrubelscheine waren. Bei kleineren Anstellungen oder Auszeichnungen war ihre Gesellschaftsdame oder ihre Kammerjungfer die Vermittlerin, und auf solche Weise war bald ein ansehnliches Vermögen angesammelt, welches außer zwei Häusern in fünf Millionen Silberrubel bestand.

Ihr Mann aber, der kurz vor seiner Verheirathung zum wirklichen Staatsrath ernannt worden war, wurde ins Innere des Reiches versetzt, wo er verscholl.

Die schöne Mina aber schwelgte in Reichthum und Glanz, so daß sie schier von den vornehmsten Damen beneidet wurde. Der Ursprung dieses ihres Reichthums war zwar ein offenes Geheimniß, allein Mina lebte in dem Wahne, daß Niemand um ihre Verhältnisse wisse.

Dann und wann sah man in ihr Haus im abendlichen Dunkel einen Mann in einer schlichten Offiziersuniform treten, dessen hohe imposante Gestalt den Petersburgern nur zu sehr bekannt war.

Die öffentliche Meinung brachte diese Besuche mit der Pracht, welche die schöne Mina in Allem entfaltete, in Zusammhang und man erzählte unter Anderem folgenden Zug ihres hohen Freundes und Gönners.

Derselbe hatte einmal zu seinem Namenstage ein hübsches Gedicht von ihr erhalten, worüber er sich erfreut zeigte. Dankend sagte er ihr, daß auch er ihr einige Gedichte verehren werde. In der That schickte er ihr am folgenden Tage durch Krähenthal ein prachtvolles Album. Sie öffnete dasselbe und fand darin fünfzig Blätter, deren jedes eine

Banknote zu tausend Silberrubel war. Als er Mina des Abends fragte, wie sie seine Gedichte gefunden habe, erwiderte sie, dieselben hätten ihr so sehr gefallen, daß sie sich eine zweite verbesserte Auflage davon wünsche. Ihr so zart angedeuteter Wunsch wurde auch erfüllt. Am nächsten Abend erhielt sie ein zweites Album, und zwar wirklich mit verbesserter Auflage, denn es enthielt diesmal hundert Blätter zu tausend Rubel. — — —

Jahre waren vergangen. Eines Tages kniete in der Peter-Pauls-Kathedrale am Grabe des dahingeschiedenen Czaren Nikolaus eine dicht verschleierte Dame, welche lange und inbrünstig betete. Endlich erhob sie sich und legte einen Kranz von Camelien auf das Grab. Der Wächter, der dies bemerkte, trat zu ihr heran und sprach: „Gnädige Frau, Sie werden verzeihen, wenn ich mir erlaube, um Ihren Namen zu fragen, denn meine erhabene Frau Gebieterin hat befohlen, daß Niemand etwas auf dieses Grab legen darf, ohne seinen Namen zu nennen."

Die verschleierte Dame war verlegen; Anfangs schien es, als wollte sie den Kranz zurücknehmen, doch überlegte sie einige Momente und nannte endlich: Gräfin Krähenthal. Der Wächter verzeichnete den Namen.

Einige Stunden später erschien die Wittwe des Czaren in der Kirche, um ihrer Gewohnheit nach am Grabe des hohen Verstorbenen zu beten. Als sie den Camelienkranz erblickte, fragte sie den Wächter, wer denselben hingelegt habe. „Die hochgeborene Gräfin Krähenthal," war die Antwort. Im Nachhausefahren ließ die kaiserliche Wittwe bei der Gräfin Krähenthal anhalten und dankte derselben für die zarte Aufmerksamkeit. Die Gräfin aber bedauerte, nichts von einem Kranze zu wissen und meinte, daß es vielleicht ihre Schwiegertochter gewesen sein könne.

Die Kaiserin Wittwe fuhr also zu der Letzteren, erfuhr aber auch hier zu ihrer Ueberraschung, daß es keine Gräfin Krähenthal gewesen sei, welche den schönen Kranz geopfert habe.

In Folge dessen wurde Alles in Bewegung gesetzt, um der Person, welche sich am Grabe des Czaren fälschlich für eine Krähenthal ausgegeben hatte, auf die Spur zu kommen und die Lügnerin wurde auch wirklich schon am nächsten Tage ausfindig gemacht. Wieder war es Krähenthal, welcher sich um die Entdeckung der Unbekannten das eigentliche Verdienst erwarb. Bevor er aber die Anzeige davon machte, ließ er der schönen Mina zu wissen machen, daß sie gut thun werde, Petersburg, ja das Reich so rasch als möglich zu verlassen.

Die schöne Mina war so klug, den Rath schleunigst zu befolgen.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Lüneburgs Selbstbefreiung im Jahre 1371.

### Historische Erzählung

von

**Adolf Beneke.**

(Fortsetzung.)

Der Leibdiener, dem die Gemeinheit und Bosheit aus den stechenden grauen Augen schaute, warf einen lauernden Blick auf den Ritter, indem er mit einer heisern Stimme fragte:

„Wer ist es?"

„Die Tochter des dickköpfigen Fleischhauers, des Rodewald; Du kennst sie, Jörg?"

„Freilich, Herr Ritter," erwiderte der Diener, indem er sich mit der Hand das borstige Haar kraute; „die aber auf's Schloß zu locken, wird verteufelt schwer halten; denn das ist ein Tugendspiegel; so ein unschuldig Ding, die schon bis an die Schläfen erröthet, spricht ein Mann ihr von Liebe."

„Es muß nur der Rechte sein, Jörg."

Dieser warf einen höhnischen Blick auf die nichts weniger als schöne Gestalt des Ritters, indem er entgegnete:

„Mag sein, Herr Ritter; die Dirne hat übrigens schon den Rechten gefunden."

„Hoho, Du meinst den bartlosen Burschen, den Veit Wulbrand, den mir der Alte als seinen künftigen Schwiegersohn bezeichnete."

„Hm, der Veit, Herr Ritter, hat schon einen ganz tüchtigen Bart; ist auch ein trotziger und starker Bursch, mit dem sich nicht so leicht umspringen läßt."

„Nun, er wird doch die Ehre zu würdigen wissen, wenn ich, der edelgeborne Ritter, seine Braut meiner würdig halte."

„Bezweifle ich sehr, Herr Ritter; wenn der Veit uns nur keinen Querstrich durch die Rechnung macht!"

„Nun so wirst du Mittel und Wege zu finden wissen, ihn unschädlich zu machen, Jörg."

Dieser kraute sich abermals sein Haar.

„Also," fragte der Ritter wieder, „du hältst die Dirne für zu tugendhaft, als daß man sie durch Geschenke hieher locken könnte?"

„Ja, Herr Ritter; auf diese Weise erreichen wir nichts."

„Nun, so müssen wir sie mit Gewalt auf's Schloß bringen."

„Wird auch schwer halten. In's Haus des Fleischhauers können wir doch nicht dringen, und außerhalb desselben ist sie selten und dann nur in Begleitung des Veit zu finden."

„Nun, vor dem Einen wirst du dich, der du mit drei Knechten den Anschlag ausführen sollst, doch nicht fürchten?"

„Der Bursche hat aber Kräfte für Drei."

„Nun dann seid Ihr doch noch immer im Vortheil."

„Und die Dirne wird schreien."

„Nun, dann nimm meinetwegen fünf Knechte mit, aber schaff' mir das Mädchen und bald, hörst du."

„Ja bald, hörst du," brummte der Leibdiener, als er das Zimmer des Ritters verließ; „ich muß immer die Kastanien aus dem Feuer holen, und verbrenne ich mich einmal dabei, und bekomme Eins über's Haupt, was kümmert's den Ritter? Verdammte Wirthschaft, die ich herzlich satt habe."

### VII.

An einem der folgenden Abende war es, als Veit und Hildegard, welche letztere für den morgenden Tag Einkäufe zu besorgen hatte, durch die Straßen der Stadt wandelten.

„Ja, Veit," begann das Mädchen, „glaube mir's nur, ich hatte vor dem Ritter, wie er so keck und dreist ward, wirklich Furcht."

„Nun, beruhige dich, Hildegard; wenn er einmal wieder in euer Haus kommt, läßt du ihm den Labetrunk von der Truhe reichen, und dich vor ihm gar nicht erblicken."

„Gewißlich, Veit, das thue ich."

„Nun schön; doch sprechen wir von etwas Anderem. In den nächsten Wochen, Hildegard, werde ich mündig und mein Stiefvater, der Senator, muß mir mein von ihm verwaltetes mütterliches Vermögen überliefern; beim Meister Abel habe ich meine Kunst auch bald vollständig erlernt, und dann, traute Hildegard, gründe ich meinen eigenen Herd und führe dich als meine treues Weib heim."

„Horch, Veit, hörst du nichts? Es ist, als ob uns schon seit längerer Zeit unausgesetzt Tritte folgen."

„Ich sehe und höre nichts, Liebchen; auch ist es ja so dunkel, daß man nicht die Hand vor den Augen erblicken kann. Du wirst dich geirrt haben, Hildegard!"

„Nein, nein, wae mir doch —"

In diesem Augenblicke tauchten neben den Beiden plötzlich mehrere Gestalten auf; Veit erhielt von einer derselben mit einem Schwertknauf einen so heftigen Schlag auf's Haupt, daß ihm die Sinne schwanden, und er niederstürzte, unterdeß die Uebrigen der vor Schreck sprachlosen Hildegard ein Tuch über den Kopf warfen, einen leichten Knebel in den Mund legten, sie emporhoben und mit ihrer Beute dem Kalkberge zueilten.

„Wir bringen die Dirne, Herr Ritter!" Mit diesen Worten betrat der Leibdiener des Segeband von dem Berge das Gemach desselben, woselbst er eine mit den auserlesensten Speisen und Weinen belastete Tafel fand.

„Ha, Jörg, es ist dein Glück, daß du sie endlich gefangen; führe sie rasch hierher; rasch," und fest stampfte der Ritter mit seinem Fuße den Boden.

Der Diener ging, um den Befehl seines Herrn auszurichten. „Ist mir ein schöner Dank," brummte er; „nun man muß sich auf andere Weise zu entschädigen suchen."

Hildegard ward jetzt das Tuch und der Knebel abgenommen und sie alsdann in das Zimmer des Ritters geführt. Zitternd schaute sich die Arme um und legte beim Anblick des Ritters mit einem leisen Schreckensruf die Hand auf's Auge.

„Fürchte dich nicht, mein süßes Täubchen," begann Segeband mit widerlich-süßer Stimme, „bist hier in guten Händen; ja, ja, ich glaub' es wohl, die rohen Kriegsknechte haben Deinen zarten Körper roh und täppisch angefaßt. Nun komm und trink' einen Becher Weins — jetzt credenze ich Dir denselben — das wird Dir auf den Schrecken wohlthun."

Hildegard gewann die Sprache wieder:

„O, Herr Ritter, ich flehe Euch um der heiligen Jungfrau willen an, laßt mich frei, laßt mich zu den ob meines Verschwindens gewißlich in großer Angst lebenden Eltern, laßt mich zu meinem Veit zurückkehren."

„Daß ich ein Narr wäre;" murmelte der Ritter und fuhr laut fort: „Nur nicht so ängstlich, Schatz; Du befindest Dich hier im Schlosse schon wohl."

Immer zudringlicher ward der Ritter; immer ängstlicher ward Hildegard; jetzt schlang er seinen Arm um ihre zarte Gestalt und wollte eben mit seinen Lippen ihren unentweihten Mund berühren, als sie sich heftig aus seiner Umarmung losriß, ein auf dem Tische liegendes Messer ergriff und so bewaffnet sich mit zornfunkelnden Augen und erhobenem Arm dem Ritter entgegenstellte.

Anfänglich durchbebte diesen ein leichter Schreck, dann aber sagte er mit einem gezwungenen Lachen: „Närrchen, lege das Messer fort; das ist kein Spielzeug für Weiber."

„Nur, wenn Du mich von dannen ziehen läßt, Elender."

„Wie? Du wagst meinem Befehle zu trotzen?" schrie Segeband und stürzte auf das Mädchen zu. Da geriethen seine großen Sporenräder in das am Boden liegende Bärenfell; er gerieth ins Straucheln, und nieder stürzte die schwere Gestalt des Ritters Segeband von dem Berge und schlug mit seinem Haupte so heftig gegen die scharfe Kante des Tisches, daß auch sofort ein Blutstrahl ihm aus der Schläfe schoß. Einen lauten Schmerzensschrei ließ der Verwundete vernehmen und Hildegard stürzte auf die Thür, laut um Hülfe rufend. Jörg eilte herbei und versuchte mit Hülfe einiger Knechte dem Bluten Einhalt zu thun, indem er einen leichten Verband anlegte.

„Laßt — die — Dirne — nicht — entfliehen," flüsterte abgebrochen der Ritter und schloß ohnmächtig die Augen.

Jörg ließ den Verwundeten auf ein Ruhebett bringen, indeß Hildegard in ein festes Gemach des Schlosses gebracht ward. —

(Fortsetzung folgt.)

## Gott wird uns nicht verlassen.

Der alte Gott, der steht noch fest,
Er, der die Seinen nie verläßt,
Wird uns nicht jetzt verlassen
Er, dessen nimmermüde Kraft,
Dem Rechte stets den Sieg verschafft,
Sollt' unser Thun er hassen?

Und stürmt es auch von West und Ost,
Der starke Gott, der hat uns Trost
Zu aller Zeit bereitet.
Sein Segen ist dem deutschen Schwert
Seit Hermanns Zeiten stets bescheert,
Wenn es ein Heermann leitet.

Und alter Sitte, alter Treu',
Der widmen wir uns nun auf's Neu',
Das lasset uns beschwören.
Verscheuchet sei von uns der Zwist,
Verscheuchet Trug und Hinterlist:
Und Gott wird uns erhören.

Sei der Verräther nur ein Paar,
Sei ihrer eine ganze Schaar,
Wir wollen sie verfluchen.
Vergebens soll ihr Wappenschild,
Vergebens ihres Namens Bild
Der Enkel einstens suchen.

Heraus das Schwert! Mit uns ist Gott;
Wir sind nicht mehr der Feinde Spott,
Sie mögen uns auch hassen.
Wir trotzen Kreuz, wir trotzen Noth,
Für Schleswig-Holstein selbst dem Tod:
Gott wird uns nicht verlassen.

W. E. O.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

**№ 11.** Sonntag den 7. Februar **1864.**

## Russisches Leben und Treiben.

Von

**J. Gogel.**

(Fortsetzung.)

### VI.

### Der Finanzminister und seine Familie.

Vor vielen Jahren kam ein junger Mann aus Hanau, Namens Prank, nach Petersburg und trat bei dem dortigen Bankier Zeisig als Kommis ein. Seine gediegenen Handlungskenntnisse, seine seltenen Fähigkeiten in Finanzgeschäften, die vielen Sprachen, die er inne hatte, seine Gewandtheit in allen Dingen bewiesen, daß er schon nach einem Jahre die oberste Leitung des Bankierhauses übernahm und der Chef dieses Hauses selbst ermüdete nie im Ruhm und Preise seines ersten Prokuraführers. Da nun die vornehmsten Petersburger, natürlich auch Gesandte und Minister, dieses Haus besuchten, so hatte der Finanzminister Graf Wurieff Gelegenheit, den Kommis Prank kennen zu lernen. Er lud ihn zu sich und bot ihm eine Stelle als geheimer Sekretär in seinem eigenen Bureau mit dem Gehalte von 5000 Rubel jährlich an, allein Prank wollte seinen Glauben nicht abschwören, denn er war Israelite, und dann belief sich sein Gehalt bei dem Bankier Zeisig auf nicht viel weniger. Er schlug also den ihm angebotenen Posten aus, fügte aber hinzu, daß er gerne bereit sei, dem Grafen Wurieff in den freien Abendstunden zu Diensten zu stehen. Wurieff willigte ein und Dank der Erfahrung und der Anordnungen des Kommis kam in die bereits faul werdende Finanzwirthschaft Rußlands neues Leben. Der stolze Aristokrat Wurieff aber gönnte dem Kommis nicht die Ehre der öffentlichen Anerkennung, sondern schrieb allenthalben sich selbst diese wunderbare Umwandlung im Staatssäckel zu.

Eines Tages jedoch wurde Wurieff krank und sah seinem Ende entgegen; da beschied er Prank zu sich und beschwor ihn, sobald er (Wurieff) sterben sollte, seinem nachfolgenden Minister mit seinen Erfahrungen und Kenntnissen beizustehen. Prank lehnte natürlich ab, denn, sagte er, was er gethan, habe er nicht für den Minister, sondern für den Monarchen und sein Reich gethan, auch habe er von Wurieff nie die geringste Belohnung für seine Mühe erhalten. Diese Unterredung hatte aber einen für Beide unsichtbaren Zeugen. Der Czar war in das Krankenzimmer getreten und ein Bettschirm, welcher den Kranken vor Zugwind schützte, deckte ihn derart, daß die Unterhandelnden ihn nicht bemerkten. Einige Tage später verschied der stolze Finanzminister und der Czar beschied Prank zu sich, ernannte ihn zum Nachfolger des Verstorbenen und erhob ihn in den Grafenstand, unter der Bedingung, daß er den russischen Glauben annehme. Prank konnte den Anerbietungen des Czaren nicht widerstehen und trat zur russischen Kirche über. Der neue Graf fing die übernommene Rolle mit aller Vorsicht zu spielen an, denn der Emporkömmling hatte erbitterte Feinde bekommen und mußte all' seinen Geist aufbieten, um denselben nicht als Opfer zu fallen. Er ließ deshalb auch nicht Jeden vor sich, gab weder Diners, noch Soiréen, und lebte in der strengsten Zurückgezogenheit. Graf Prank wußte aber auch, daß Herrengunst nicht ewig dauert und dies besonders in Rußland; daß man vom Ministerstuhle sehr leicht unter einen Fußschemel gerathen und vom Palais des Finanzministeriums nach den Steppen Sibiriens wandern könne, und so vergaß der neue Finanzminister neben seiner Sorgfalt für das Gedeihen der Finanzen des Staates auch auf sich selbst nicht. Sein gewesener Chef Zeisig war durch ihn um viele Millionen reicher geworden, und der Graf selbst hatte unter den 13 Jahren, die er im Amte war, wie die Fama behauptet, in der englischen Bank zweihundert Millionen Rubel in Silber angelegt, denn Güter kaufte er nie, weil er wußte, daß ihm im Falle eines eintretenden Unglücks diese am leichtesten genommen werden konnten.

Seine Frau, eine Gräfin aus einer der ersten Familien, hatte ihm drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter, geboren. Graf Prank aber vernachlässigte seine Gemalin; ihn zog es zu einer schönen Kaufmannsfrau hin, deren Mann sich die Besuche des Finanzministers in seinem Hause willig gefallen ließ und für das ihm zugeschlagene Branntweinmonopol, das jährlich zwei Millionen Rubel abwarf, das Eine Auge, das ihm geblieben war — denn er war einäugig — gerne zudrückte.

Die Kinder des Finanzministers aber, um deren Erziehung sich die von ihrem Gatten vernachlässigte Gräfin auch nicht kümmerte, waren der Obhut eines französischen Hofmeisters und eines russischen Staatsrathes anvertraut, welcher ein notorischer Saufbold war.

Die Folgen einer solchen Erziehung sollten sich bald in schrecklicher Weise zeigen.

Der jüngere Sohn des Grafen v. Prank, geleitet von seinem französischen Hofmeister, ergab sich dem Kartenspiel und der Völlerei und wurde ein ausnehmend liederliches Subjekt. Da ihm hiebei oft das Geld zu wenig ward,

fing er an seine Freunde zu bestehlen, zudem kontrahirte er Wechselschulden, für die er mehr als 200 Prozente verschrieb, und so vergeudete er in kurzer Frist ein unendliches Vermögen. Es kam zu gerichtlichen Klagen und der Finanzminister mußte zahlen.

Die Tochter des Grafen v. Prank verheirathete sich mit einem Grafen L. und bekam eine bedeutende Summe als Mitgift. In zwei Jahren hatte der Gemahl das Malheur, in Baden-Baden, wo er sich mit seiner Frau befand, Alles auf Roth und Schwarz zu verlieren. Um das Verlorne zu ersetzen, verließ er heimlich seine Frau, reiste nach Rußland zurück, versetzte alles Silberzeug und den noch von seiner Gattin zurückgelassenen Schmuck, kam dann nach Baden-Baden zurück und verlor auch die letzte Quelle seiner Hoffnung. Es blieb ihm kaum so viel übrig, daß er mit seiner Frau nach Hause reisen konnte. Schwiegerpapa Finanzminister wurde nun wieder in Anspruch genommen, und als dieser seine Hilfe verweigerte, schoß sich der verzweifelte Schwiegersohn eine Kugel durch den Kopf.

Der ältere Sohn des Finanzministers hatte von seinem Vater eine Summe Geldes erhalten und sich ein Gut dafür gekauft. Hier schlug der liederliche Bruder ohne Weiteres sein Zelt auf und feierte hier förmliche Orgien, deren Ruf von West- bis Nordrußland ging, bis er endlich auf Ansuchen des älteren Bruders nach dem Kaukasus geschickt wurde. Indessen starb der Finanzminister und — o Schrecken! in seinem Nachlasse wurden die Dokumente der englischen Bank vermißt. Man fand nur drei Millionen Rubel in Gold in des Ministers Schatulle. Wohin die Papiere der englischen Bank gekommen waren, blieb bis zur Stunde — ein Räthsel.

Der neue Finanzminister, der natürlich von den Liebesdiensten jenes Kaufmanns nichts wußte, dessen Frau dem Grafen Prank so großes Interesse eingeflößt hatte, vermißte in den Büchern die jährlichen 2 Millionen für das Branntweinmonopol, und da der Kaufmann sich auch mit keiner Quittung ausweisen konnte, daß er den Pacht wirklich entrichtet hatte, so hätte er 12 Millionen, sage zwölf Millionen Rubel Silber mit Zinseszinsen bezahlen sollen. Er bekam aber Wind davon und mit Hilfe bestechlicher Beamten verschrieb er seine zwei schönen Häuser, welche er gekauft hatte, der Schwester seiner Frau, welche sich mit einem Staatsrathe verheiratete, und er — suchte das Weite! Jetzt lebt er in Paris mit seiner freilich schon abgeblühten Frau ruhig und glücklich, und nagt an der aus Rußland mitgenommenen Beute. Man erzählt sich, daß der liederliche Sohn des verstorbenen Finanzministers Grafen Prank vor einigen Jahren nach Paris kam und, da er sich in großer Verlegenheit und Noth befand, den einstigen Schützling seines Vaters um eine Anleihe von einigen Tausend Francs ersuchte, der russische Kaufmann war aber so unbarmherzig, ihn mit nur 10 Francs abzuspeisen, mit dem Bemerken, daß seine mißlichen Umstände ihm nicht mehr zu thun erlauben.

Die Strafe für den Hartherzigen ließ nicht lange auf sich warten. Sein Schwager, der Bruder seiner Frau, besuchte ihn vor zwei Jahren in Paris, wohnte in seinem Hause einige Wochen und bestahl ihn um nahe zwei Millionen Francs, womit er sich nach Amerika flüchtete. Der russische Finanzminister war unterdeß nicht müßig, er trat mit der Pariser Polizeipräfektur wegen Auslieferung des Betrügers in Unterhandlung, allein dieser roch den Braten und ging auf einige Zeit nach England, wurde englischer Unterthan und kam als Engländer wieder nach Paris; er war nun gerettet, aber die Geschichte hatte ihm eine enorme Summe gekostet.

(Schluß folgt.)

---

# Lüneburgs Selbstbefreiung im Jahre 1371.

## Historische Erzählung

von

**Adolf Benke.**

(Fortsetzung.)

Wie schon oben bemerkt, richteten Rath und Bürgerschaft von Lüneburg auf Veranlassung des Sachsenherzogs ihr Augenmerk darauf, sich des Schlosses auf dem Kalkberge zu bemächtigen, die Besatzung desselben aber aus den Mauern der Stadt zu vertreiben. Obgleich schon mehrere Zusammenkünfte und Berathungen dieserhalb stattgefunden, hatte man doch noch immer keinen endgültigen Entschluß fassen können.

Auf denselben Abend nun, an dem Veit und Hildegard überfallen und Letztere auf's Schloß entführt ward, war vom Rathe wiederum eine Versammlung wegen des bemerkten Zweckes angesetzt.

Auch Carsten Rodewalde richtete seine Schritte nach dem Rathhause, um an der Berathung Theil zu nehmen. Den Bürgermeister, die Senatoren und gar viele Mitbürger fand er daselbst schon anwesend. Nachdem man sich begrüßt, sollte die Verhandlung eben beginnen, als im Vorzimmer der Rathsstube ein Gesumme von Stimmen ertönte, die Thür der letzteren hastig geöffnet ward, und mehrere Bürger, in ihrer Mitte einen Jüngling mit verbundenem Haupte führend, eintraten. Fragend richtete der Bürgermeister seine Blicke auf die Ankommenden.

„Verzeiht," begann einer der letzteren, „daß wir so hastig eindringen, aber wiederum ist eine schändliche That von der Schloßbesatzung vollführt, daß wir es für unsere Schuldigkeit hielten, Euch sofort Kunde von derselben zu geben."

„Ihr habt Recht gethan," erwiderte der Bürgermeister, „doch bevor Ihr uns Kunde gebt, sagt an, wer der anscheinend Verwundete in Euerer Mitte ist?"

„Ich bin's, der Veit Wulbrand," entgegnete dieser, sein Haupt erhebend, mit aufgeregter Stimme.

„Du bist's?" rief hastig Carsten Rodewald. „Sprich, wo ist mein Kind, meine Hildegard, sprich?"

„Faßt Euch, Vater, ich bitte Euch; die Hildegard ist sehr wahrscheinlich auf dem Schlosse, von dem Ritter Segeband entführt."

„Also doch?" sagte dumpf der Alte, und sich an Veit wendend, fuhr er heftig fort: „Aber wie geschah's, sprich, konntest Du sie nicht schützen?"

„Erst vernehmt und dann urtheilt, Vater."

Veit erzählte: „Vor wenigen Stunden ging ich durch die Straßen der Stadt. Eben waren wir an die Conventstraße gekommen, als plötzlich neben uns mehrere Gestalten auftauchten, und ich von einer derselben einen so heftigen Schlag auf's Haupt erhielt, daß meine Sinne schwankten, und ich betäubt niedersank. Als ich wieder zum Bewußtsein kam, fand ich mich in den Armen vieler meiner Mitbürger, Hildegard aber war verschwunden. Daß sie entführet

ist und zwar auf Veranlassung des Ritters Segeband, davon bin ich um so mehr überzeugt, als ich in der Feldbinde des Einen der Ueberfallenden die Braunschweiger Farben erkannte."

Jetzt aber konnte sich Carsten Rodewald nicht mehr halten und sich an die Versammlung wendend, rief er heftig:

„Die Zeit zum Handeln ist da. Bis jetzt haben wir nichts gethan, als berathen und wieder berathen und sind zu nichts gekommen. Ist denn das Maß noch nicht voll? Sollen wir es denn noch zu ärgeren Dingen kommen lassen? Unsere Freiheiten nimmt man und bürdet uns dafür neue Lasten auf. Aber damit begnügt man sich nicht, nein, man vergreift sich auch" — hier ward die Stimme des Fleischhauers vor Schmerz und Wuth fast erstickt — „an der Ehre unserer Weiber und Kinder. Und dieß sollen wir ruhig erdulden, sollen uns nicht dagegen auflehnen? Selbst der Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird, wir aber sollen stillschweigend alle Mißhandlung ertragen!"

Gebrochen sank Carsten Rodewald in einen Sessel nieder, und eine tumultuarische Bewegung entstand in der Rathsstube.

Der Bürgermeister gebot Ruhe und begann dann ernst: „Ich würdige den Schmerz unsers Mitbürgers Rodewald; denn gar tief hat man seine Ehre verletzt. Aber soll es deßhalb sogleich wieder zum Kampf und Streit kommen? soll in den Mauern Lüneburgs wieder Blut fließen? sollen wir unsere Weiber in trauernde Wittwen, unsere Töchter in jammernde Waisen verwandeln? sollen unsere Söhne hingeopfert werden?"

„Nein," sagte Rodewald mit einem schneidenden Lachen, „schonen wir lieber unser und unserer Söhne theures Leben; lassen wir uns noch mehr knechten, noch mehr in den Staub treten; unsere Weiber und Töchter aber laßt uns den Tyrannen zur Befriedigung ihrer Lüste in die Arme liefern! wir entheben sie dann wenigstens der Last der Entführung."

„Ihr legt meine Rede falsch aus, lieber Meister," entgegnete würdig der Bürgermeister. „Fern sei es von mir, meine Mitbürger zur Nachgiebigkeit und stillen Duldung aufzufordern; aber ich wünsche Kampf und Blutvergießen zu vermeiden. Wie wäre es darum, wenn wir uns mit einer Vorstellung an den Herzog Magnus Torquatus wenden, in der wir ihm ein klares Bild der jetzigen Zustände Lüneburgs geben? Sollte er unsere gerechten Klagen nicht erhören?"

„Das wäre vergebliche Mühe," sagte der Bäcker Eggert; „gar viele Bitten, Klagen und Beschwerden sind dem Herzoge von uns Lüneburgern schon zu Ohren gedrungen; aber stets sind wir höhnisch abgewiesen worden, und auch dieß Mal würde es uns nicht besser ergehen."

„Nein, keinen Aufschub mehr!" schrie Rodewald; „ich muß mein Kind befreien, koste es, was es wolle. Stehen mir meine Mitbürger nicht bei, nun gut, so versuche ich's mit dem Veit allein, sollten wir auch dabei zu Grunde gehen; den elenden Verführer, denke ich, treffen wir noch, um ihm den Lohn für seine Schändlichkeiten zu zahlen."

„Wir helfen Dir, Carsten, nieder mit den Tyrannen," riefen einstimmig die Bürger, die Hand wild an's Schwert legend.

„Ich zweifelte nicht daran," sagte der Fleischer mit freudiger Stimme, den Nächststehenden kräftig die Hand schüttelnd. „Vernehmt also meinen Plan: Morgen, als am Tage vor Mariä Lichtmessen, wird die Besatzung, die so nichts Arges ahnt, um so ruhiger sein, als sie uns in der Kirche glaubt; wir aber bewaffnen uns, ziehen um die Vesperstunde in hellen Haufen gegen den Kalkberg, dringen eilends in's Schloß und versichern uns der Besatzung; vorher aber senden wir einen Boten an den bei Dannenberg lagernden Herzog Albrecht von Sachsen und fordern diesen auf, so rasch als thunlich in Lüneburg einzuziehen. Wenn der Braunschweiger dann von dem Vorgefallenen Kunde erhält und rachechnaubend gen Lüneburg vordringt, befinden wir uns unter dem Schutze des Sachsenherzogs."

„So sei es," riefen die Bürger einstimmig.

„Du schweigst? Nimmst Du so wenig Theil an der Sache Deiner Vaterstadt und der Deiner Braut?" mit diesen Worten wandte sich Rodewald mit einem vorwurfsvollen Blick an Veit.

Dieser hatte bis jetzt, das Haupt in die Hand gestützt, still und sinnend da gesessen, und sich um die Anwesenden wenig bekümmert. Bei den Worten des Fleischhauers erhob er sich rasch, und erregt sagte er:

„Verzeiht, Vater, meine anscheinende Theilnahmlosigkeit; seid indeß versichert, daß ich mit all' meinen Sinnen und Gedanken bei der Angelegenheit war, denn wen könnte dieselbe mehr angehen als mich? Ich bin wohl am tiefsten beleidigt, am ärgsten getroffen, ich, dem der Tyrannenknecht die Geliebte geraubt hat. Wehe ihm!

„Während Ihr mich für theilnahmlos hieltet, war ich mit der Entwerfung eines Planes, der uns von der verhaßten Besatzung befreien könnte, beschäftigt, und ich glaube, einen solchen gefunden zu haben. Euer Vorschlag, Vater, ist unausführbar, da unser Vordringen dem Auge der Besatzung unmöglich entgeht; ehe wir daher vor den Burgthoren angelangt sind, ist die Zugbrücke bereits aufgezogen, und wir liegen vor den Mauern und können eine langwierige Belagerung beginnen, die uns aller Wahrscheinlichkeit nach unsern Zweck nicht einmal erreichen läßt, indem Magnus, gar bald Kunde von Allem erhaltend, eilends in Lüneburg einfallen, die Burg entsetzen, uns aber ärger denn je bedrücken wird.

„Das Schloß muß aber unter allen Umständen unser werden, und dieß wird mit Gottes Hülfe schon morgen geschehen und zwar nicht durch offene Gewalt der Waffen, sondern allein durch List. Ihr staunt! Hört meinen Vorschlag: Alljährlich am Vorabend des Mariä Lichtmessen-Tages erfreut sich die Kirche des Michaelisklosters eines gar großen Besuchs der Frauen und Jungfrauen unserer Stadt, die dort des Ablasses theilhaftig zu werden wünschen. Morgen kommt dieser Tag wieder. Aber morgen werden nicht nur Weiber nach der Kirche strömen, sondern auch Männer und Jünglinge, angethan mit weiten Frauenmänteln, unter denen sie die Waffen verbergen, werden in's Kloster eindringen. Aeltere Bürger, die Eisenrüstung unter der gewöhnlichen Kleidung tragend, können folgen. Nachdem wir also in der Kirche versammelt sind, werden Einige von uns die vom Kloster zum Schloß führende Freitreppe erklimmen, den Pförtner unter dem Vorgeben, den Ritter Segeband vom dem Berge eiligst sprechen zu müssen, zum Oeffnen des Schloßthores veranlassen, und ist dieses geschehen, Erstern niederstoßen. Den noch im Kloster Befindlichen wird darauf ein Zeichen gegeben, und diese, sich aus Weibern eilends in bewaffnete Männer verwandelnd, ersteigen gleich den Vorangegangenen die Freitreppe und unser ist das Schloß."

Veit schwieg, und stürmisch rief Eggert: „Dein Vorschlag, Veit, ist vortrefflich; führe uns, wir folgen Dir."

„Führe uns, wir folgen Dir," erschallte der Ruf der Bürger.

„Ich danke euch und will mit Freuden euer Führer sein," sagte Veit, nachdem einige Ruhe eingetreten; „doch vernehmen wir zuvor die Meinung eines hochweisen und hochedlen Raths," fuhr er, sich an diesen wendend, fort.

„Da einmal der Weg der Gewalt und nicht der der Güte eingeschlagen werden soll, so ist Euer Vorschlag jedenfalls der ausführbarste, Veit Waidbrand," entgegnete der Burgermeister.

„Nun denn," rief Veit mit erhobener Stimme, „so bleibt's bei meinem Vorschlage, und —"

„Aber jedenfalls müssen wir," fiel der Bürgermeister dem Redenden in's Wort, „dem Herzoge Magnus den Absagebrief nach Celle, woselbst der Braunschweiger Fürst augenblicklich weilt, senden."

Einige murrende Stimmen erhoben sich dagegen; doch gar bald beschwichtigte Veit diese, indem er sagte:

„Ihr habt Recht, Herr Bürgermeister; man kann uns auf diese Weise nicht den Vorwurf des Verrathes und des Treubruches machen. Der Ausführung unseres Planes kann der Brief auch nicht hinderlich sein, indem ihn der Herzog zu spät erhalten wird, um uns noch entgegenwirken zu können."

Nachdem man sich also geeinigt, ging die Versammlung auseinander, um sich auf den morgenden Tag vorzubereiten.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Würzburger Stadttheater.

**Freitag**, 5. Febr. „Faust", Oper von Gounod. Schon seit längerer Zeit waltet ein Unstern über der Oper; das Repertoire ist mager und auf Wiederholungen beschränkt und selbst diese sind selten, weil die Erkrankung der Fräulein **Ruhe** der Bühne eine überall verwendbare fast unentbehrliche Kraft entzieht und deshalb nur die wenigen Opern, in welchen die zweite Sängerin nicht beschäftigt ist, zur Aufführung kommen können. Deswegen wurde uns heute schon wieder der „Faust" von Gounod vorgeführt, nachdem er schon drei Mal in kurzen Zwischenräumen die Bühne passirt hat. Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß das Haus nur sehr schwach besucht war; die Musik von Gounod hat zwar vielfache Schönheiten und gilt mit Recht als eine der hervorragendren Compositionen der Neuzeit; doch besitzt sie den Zauber der klassischen Musik nicht, die ihrer selbst willen, ganz abgesehen von der dramatischen Beigabe spannt und fesselt; sie bedarf vielmehr den Reiz des Sujetes und der Darstellung zu ihrem vollständigen Erfolge und verliert, wenn der Eindruck der Neuheit etwas abgestumpft ist, nicht unerheblich bei dem Zuhörer. Nachdem nun durch die öfteren Wiederholungen der Faust zu heimisch auf der Bühne geworden, konnte auch die Musik ihre Anziehungskraft, die sie bei den ersten Aufführungen bewiesen, nicht mehr bewähren.

Zur Ermöglichung einer größeren Auswahl wäre für das Repertoire dermalen der geeignete Zeitpunkt, durch ein Gastspiel die gegenwärtige Lücke auszufüllen, wir sind gewiß, daß solches von allen Theaterfreunden mit Freuden aufgenommen werden würde.

Was die Aufführung des „Faust" anlangt, so war solche zwar nicht mehr durch den Eifer, welcher die beiden ersten Aufführungen auszeichnete, getragen, verlief aber im Ganzen gut, ohne daß eine merkliche Störung nachtheilig eingewirkt hätte. Frau **Förster**, Hr. **Wagner** und Herr **Schiffbenker** haben das Gretchen, den Faust und Mephisto so ziemlich zur Zufriedenheit durchgeführt und wurden von Chor und Orchester entsprechend unterstützt, doch ließ sich nicht verkennen, daß eine gewisse Gleichgiltigkeit über Alle mehr oder weniger ausgegossen war, welche dem Ganzen die Frische und das Leben und damit auch den Eindruck auf den Zuhörer benahmen. —d—

---

## Miscellen.

(**Verhungert.**) An der Westküste von Shetland sind im Anfange der vorigen Woche zwei Nachen gelandet, welche einer siebzehn, der andere zwei Matrosen an Land brachten, die vier Tage lang ohne Nahrung dem Winde und den Wellen preis gegeben in der See herumgeschleudert worden waren. Sie hatten sich von einem untergegangenen Schiffe, welches von Liverpool ausgelaufen war, gerettet. Ihre Leiden waren schrecklich gewesen. Vierzehn ihrer Gefährten hatte der Hunger getödtet, drei des Verstandes beraubt. Mehrere der Geretteten schweben in Folge der übermäßigen Erschöpfung noch in Lebensgefahr.

(**Sir M. Montefiore in Marokko.**) Wie Sir M. Montefiore seinen Londoner Freunden angezeigt hat, ist seine Reise nach Marokko mit völligem Erfolge gekrönt worden. Nachdem es ihm mit der Unterstützung mehrerer europäischer, so wie des nordamerikanischen Gesandten bereits am 13. Dez. gelungen war, den in Tanger in Haft gehaltenen jüdischen Gefangenen die Freilassung zu erwirken, haben durch seine Bemühungen auch die in Saffi eingekerkerten Juden, welche schon mit Hinrichtung bedroht worden waren, ihre Freiheit erlangt. Um die günstige Gelegenheit ganz auszunutzen, hat sich Sir Moses Montefiore auf den Weg nach der Hauptstadt Marokko gemacht, um den Kaiser persönlich zu dem Versprechen zu bewegen, daß jene Rechtsverletzungen sich nicht wiederholen sollen.

(**Zur Katastrophe von Santiago.**) Man schreibt uns aus Lima unterm 29. Dez. v. J.: Die Katastrophe von Santiago hat in unserer Hauptstadt einen ungeheuern Eindruck gemacht. Indem man ein so großes Unglück aufs Lebhafteste bedauert, hat man in unseren Kirchen Gebete für die Opfer anstellen lassen; man trifft Vorbereitungen zur Unterstützung der Familien und die peruanische Regierung hat der chilesischen ihr herzliches Beileid ausgesprochen. Man wünscht, der Cultus möge hinfort nicht mehr zu einer Ostentation seine Zuflucht nehmen, welche zu so schrecklichen Unglücksfällen Anlaß geben kann.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 12. Mittwoch den 10. Februar 1864.


## Russisches Leben und Treiben.

Von

J. Gogol.

(Schluß.)

### VII.

### Amusements in „höheren Kreisen“.

Im Karneval des Jahres 1853 begab sich eine Gesellschaft aus hohen aristokratischen Kreisen, — bestehend aus sechs Herren und sechs Damen, lauter russisches blaues Blut, zu dem berühmten französischen Restaurateur Grandjean in der großen Morskoistraße der Residenzstadt Peters des Großen. Die sechs Herren waren die Fürsten Os . . ., Gil . . ., Ki . . ., Tschur . . ., Kers . . . und Ach . . .; die Damen die Fürstinnen Si . . ., Gil . . ., Ka . . und die Gräfinnen Bi . . ., Sam . . und Pre . . . . Die geschlossene Gesellschaft ließ sich in einem separirten Salon nieder und nun ging es an ein Schmausen, Trinken, Singen und Tanzen, bis es immer toller und toller und endlich gar zu toll wurde. Die Gesellschaft begann nämlich zu — raufen.

Der wahre Charakter des Menschen zeigt sich, erfahrungsgemäß, erst recht im Rausche, die innere Natur zeigt sich da, wie sie wirklich ist. So geschah es auch in dieser Gesellschaft. Herren und Damen, die, solange sie nüchtern waren, in ihren Manieren für die feinsten Franzosen hätten gelten können, ließen, sobald ihnen nur die Weine und Liqueure zu Kopfe gestiegen waren, ihrer moskowitischen Kosakennatur volle Zügel. Die Lustigkeit artete in eine förmliche Rauferei aus, Flaschen flogen hin und her, man bewarf sich gegenseitig mit Tellern und Gläsern, Stuhlbeine wurden sogar abgebrochen und als Waffe benützt, und sowie kurz vorher der Wein geflossen war, floß jetzt das Blut.

Der hiedurch entstandene Lärm war zu groß geworden, als daß er nicht die Aufmerksamkeit der eben vorüberkommenden Patrouille auf sich gezogen hätte. Diese wollte einschreiten, die bisherigen Gegner vereinigten sich aber nun im Kampfe gegen die Wächter der Sicherheit, und ein wohl unterhaltenes Feuern mit Flaschen und Gläsern brachte die Patrouille zum Rückzug. Während diese aber Verstärkung herbeiholte, war die ganze Gesellschaft durch die Fenster auf die Straße gesprungen, und in den bereitstehenden Fiakern auf und davon gefahren.

Im Fluge ging es zur Stadt hinaus. Auf der ersten Station der Moskauer Chaussee, die Strelna heißt, wurde Halt gemacht und das Gelage begann hier von Neuem. So „amusirte“ man sich ununterbrochen bis zum nächsten Abend und begab sich dann zur Ruhe. Der Kellner erhielt die strenge Weisung, die Gesellschaft am nächsten Morgen um 4 Uhr zu wecken, da sie bis 6 Uhr in ihren Wohnungen zu Petersburg sein wollten.

Nun hatte an dem Abend, wo die Gesellschaft zu dem Restaurateur Grandjean aufgebrochen war, der Gemahl der ersten Dame, Fürst Si . . ., sie aufgefordert, ihn auf den Maskenball zu begleiten. Die Fürstin aber schützte ein Unwohlsein vor und begab sich zu Bette, während der Fürst den Ball besuchte. Kaum daß der Herr Gemahl fort war, kleidete sich die Fürstin an und fuhr aus, um sich der eingangs erwähnten Gesellschaft anzuschließen. Freilich hatte sie gedacht, noch vor dem Fürsten nach Hause zu kommen, da die Maskenbälle immer bis 5 Uhr Morgens dauern und der Fürst, wie sie wohl wußte, gerne bis zum letzten „Kehraus“ blieb. Es kam aber anders.

Der Kellner kam dem ihm gewordenen Auftrage pünktlich nach. Er weckte die Gesellschaft um 4 Uhr Morgens und diese kehrte nach Petersburg zurück, mit Ausnahme der Fürstin Si . . ., welche ihren Rausch noch nicht ausgeschlafen hatte. Als Fürst Si . . . am Morgen nach dem Maskenballe nach Hause kam, wollte er zu seiner Frau, um sich zu erkundigen, ob ihr Unwohlsein schon gehoben sei; allein die Kammerfrau wußte ihn durch einen geschickten Vorwand davon abzuhalten. Als aber die Fürstin den ganzen Tag und auch die folgende Nacht hindurch nichts von sich sehen und hören ließ, riß dem Fürsten doch endlich die Geduld und er begab sich, die sich ihm entgegenstemmende Kammerfrau ungestüm bei Seite schiebend, in das Schlafgemach seiner Frau, das er natürlich leer fand.

Der Entschluß des getäuschten Mannes war rasch gefaßt, denn er war stets gewohnt, kurzen Prozeß zu machen. Vor Allem ließ er der Kammerfrau durch zwei handfeste Diener fünfzig Ruthenstreiche aufzählen und dann — wartete er im Schlafzimmer auf die Ankunft seiner getreuen Ehehälfte.

Endlich erschien sie. Zum Willkomm erhielt sie gleichfalls fünfzig Ruthenstreiche, dann mußte sie die Kleider ihrer Zofe anlegen, und mit diesen angethan, schickte sie der Fürst in einer Droschke ihrem Vater, der zur Zeit Minister war, mit dem Bemerken nach Hause, daß er seine so wohl erzogene Tochter für sich behalten könne.

Nicht minder schlimm erging es der Fürstin Ka . . ., die ihr stolzer Gemahl die durchschwärmte Nacht mit tüchti-

gen Nagaikhieben büßen ließ. (Der Nagaiki ist eine Art Kantschu, dessen sich die Kosaken für ihre Pferde bedienen; er besteht aus getrockneten Ochsensehnen, die mit feinem Draht durchflochten sind, ist ungefähr eine Elle lang und auf einem kurzen, dicken Griff festgenagelt.) Die arme Fürstin bekam nun mit dieser Peitsche so viele Hiebe, daß sie sechs Wochen hindurch das Bett hüten mußte. Von den übrigen Frauen kamen alle glücklich durch.

Kurze Zeit nach den eben geschilderten Vorgängen wettete Fürst Ki . . . ., einer der im Eingang dieser Erzählung genannten sechs Herren, mit seinen Freunden, daß er eine gewisse Gräfin War . . . auf dem letzten Maskenballe unter den Augen ihres Gemahles entführen wolle. Graf War . . . und Fürst Ki . . . standen zu einander im intimsten Verhältnisse und Ki . . . war gewissermaßen der Hausfreund des Grafen War . . . Eine Verabredung mit der Gräfin war also sehr leicht, und ein Bouquet, aus einer Rose und zwei Tulpen bestehend, war das Erkennungszeichen an ihrer Maske, welches auch der wettenden Gesellschaft mitgetheilt wurde.

Diese nahm am Ballabend den Grafen War . . . in ihre Mitte und man mochte sich kaum eine halbe Stunde unterhalten haben, als die Maske mit dem Bouquet aus Rosen und Tulpen erschien. Fürst Ki . . . trennte sich augenblicklich von der Gesellschaft, reichte der Maske seinen Arm und schritt mit ihr durch den Saal. Den Anderen gab es aber keine Ruhe, stichelnde Worte und Anspielungen fielen, bis endlich Einer der Herren mit den Worten gegen den Grafen War . . . herausplatzte: „Ich wette um fünfhundert Rubel, daß die Maske, welcher Fürst Ki . . . seinen Arm gereicht hat, keine Andere ist, als Deine Frau!" — „Meine Frau", lachte der Graf. „Die liegt seit heute Früh krank in ihrem Bette."

Der Andere behauptete dennoch, seine Wette halten zu wollen, die übrigen Herren stimmten ihm bei und setzten dem Grafen so lange zu, bis er, außer sich gebracht, die Gesellschaft stehen ließ und nach Hause fuhr.

Fürst Ki . . . und seine Dame hatten mittlerweile den Saal verlassen; doch fiel es der Letzteren unglücklicher Weise ein, daß sie noch Einiges, was sie zur Reise nothwendig brauchte, vergessen habe; sie fuhren also, statt zur Stadt hinaus, nach dem Palais der Gräfin und ihr Entführer begleitete sie bis in ihr Schlafgemach.

Graf War . . ., der ihnen, wie man weiß, bald nachgekommen war, gebrauchte die Vorsicht, daß er, um das Glockenzeichen des Portiers zu verhindern, das Palais nicht durch das Hauptthor betrat. Er benützte ein kleines Nebenthor, zu dem er den Schlüssel hatte und ging über eine Hintertreppe nach den Appartements seiner Frau. Als er das erste Zimmer öffnete, wo die Kammerzofe eben mit dem Einpacken der vergessenen Sachen beschäftigt war, schrie diese auf und begann laut mit dem Grafen zu sprechen, um das Paar im Schlafgemach zu warnen.

Graf War . . . ließ das Kammerkätzchen nicht viel zu Worte kommen. Eine tüchtige Ohrfeige von seiner kräftigen Soldatenhand machte sie nur zu rasch verstummen und brachte sie um ihre Fassung und um einige Zähne.

Mit gezogenem Degen stürmte darauf der Wüthende in das Schlafgemach, doch konnte er nur mehr ein Stück von dem Fracke seines Nebenbuhlers erhaschen, der im selben Augenblicke aus dem Fenster — das Gemach lag einen Stock hoch — in den Hof sprang und von da das Weite suchte.

Graf War . . . kehrte augenblicklich nach dem Ballsaale zurück, weil er den Geflüchteten dort anzutreffen glaubte, aber er suchte ihn vergebens. Außer sich fuhr der Graf nun direkt zum Kaiser und ließ sich melden. Der Czar war nicht wenig erstaunt, zu so später Stunde (es war schon Mitternacht vorüber), den braven Obersten Grafen War . . . sich zur Audienz melden zu hören und ließ ihn vor. War . . . erschien vor seinem Monarchen bleich, zitternd und kaum vermögend, ein Wort zu sprechen. Auf die Frage des Czaren, was ihm begegnet sei, flehte War . . . den Kaiser, nachdem er ihm den Vorfall erzählt hatte, um die einzige Erlaubniß an, den Fürsten Ki . . . . fordern zu dürfen. — Der Czar erwiderte, daß er ein Duell nicht erlauben könne, aber den Fürsten doch bestrafen werde. In derselben Stunde noch schrieb der Czar einen Befehl an den geheimen Polizeiminister folgenden Inhalts:

„Morgen Früh um 6 Uhr ist Fürst Ki . . . . aus dem Bette zu holen, es ist ihm keine Zeit mehr als sich anzukleiden zu geben, er darf keine Effekten mit sich nehmen, und ist auf einer Telega*) mit zwei Postpferden, welche Auslagen er selbst zu bestreiten hat, in Begleitung zweier Gendarmen auf die Festung Smolensk auf ein Jahr bei Wasser und Brod zu bringen."

Um 7 Uhr Früh war die Stadt von dem Ereignisse voll und der Fürst schon auf seiner Reise. — Die Gräfin wurde von ihrem Manne zwar nicht gepeitscht, aber er hielt sie zwei Monate in einem abgesonderten Zimmer abgesperrt. Dem Kaiser kam aber zu gleicher Zeit auch die Geschichte von der Orgie zu Ohren, und er schickte zwei der vornehmsten Theilnehmer nach dem Kaukasus. Als nun der Krimkrieg ausbrach, reichten die drei Verbannten Gesuche beim Kaiser ein, und verpflichteten sich, auf ihre Kosten Miliz zu stellen. Der Kaiser begnadigte diese Herren und sie hielten ihre eingegangenen Verpflichtungen. Graf War . . ., der auch in den Krieg zog, hatte das Unglück, bei Silistria von einer türkischen Bombe getroffen zu werden, welche ihm den Kopf vom Rumpfe schlug; wie man erzählte, habe er selbst den Tod gesucht. — Auf Befehl des jetzigen Kaisers mußte Fürst Ki . . . die Wittwe heirathen.

---

## Lüneburgs Selbstbefreiung im Jahre 1371.

### Historische Erzählung

von

**Adolf Beneke.**

(Fortsetzung.)

### VIII.

Hell und klar brach der Morgen des 1. Februar 1371 in Lüneburg an, und die Sonne ließ den Schnee in den Straßen der Stadt gleich tausend und abertausend Diamanten gar lieblich erglänzen. In den Gassen war es ruhig und still; nur wenige Wanderer ließen sich dort blicken. Aber desto lauter und lebhafter ging es in den Häusern zu.

*) Telega ist ein Postwagen nach Art derjenigen, mittelst welcher man in früheren Zeiten in Deutschland die Briefpost expedirte.

Die Schwerter und Aexte wurden geschärft, die Dolche gespitzt, die Morgensterne in Stand gesetzt und die Brustharnische aus den Kammern hervorgeholt. Alle diese Vorbereitungen deuteten darauf hin, daß die Bürger auf einen heftigen Kampf gefaßt waren.

Unterdeß die Männer die Waffen in Stand setzten, waren die Weiber und Jungfrauen mit Anfertigung von weiten Frauenmänteln beschäftigt. —

Auf dem Schlosse war man sorglos, und es herrschte dort gegen andere Tage eine große Ruhe; denn der Ritter Segeband lag krank darnieder und die Besatzung hatte strengen Befehl erhalten, sich alles Lärmens und Tobens zu enthalten. —

So verstrich der Morgen und Mittag. Erst gegen die Vesperzeit wurde es in den Straßen der Stadt lebendig. Aus allen Häusern kamen die frommen Büßerinnen, ihren Weg nach dem Michaeliskloster richtend, um daselbst als am Vorabend des Mariä Lichtmessentages des Ablasses theilhaftig zu werden. In weite weiße Mäntel gehüllt, das Haupt mit der Kapuze bedeckt, schritten sie einher.

„Hm," sagte einer der Pförtner des Schlosses zu seinem mit ihm Wache haltenden Kameraden, „ist mir die Stadt 'mal plötzlich fromm geworden; sieh einmal, Kurd, welch' 'ne Menge von Weibsen sich dem Kloster nähert. Das muß im vergangenen Jahr 'mal 'ne sündige Wirthschaft in der Stadt gewesen sein, daß solch' 'ne Menge um Abloß bitten will."

„Es ist doch ein kräftiger Schlag Menschen, diese Lüneburger," fuhr er fort, „gar starke Gestalten; sieh einmal, Kurd, die jetzt in's Kloster eintreten, wie breit und groß die Weiber sind, und was für Schritte die Sünderinnen machen, wie lang und dabei so hastig, die dürften gewißlich sehr nach Vergebung und Verzeihung.

„Doch sieh, da kommt schon wieder ein Zug aus der Stadt und ihnen folgen Männer; aber alles ehrsame Hausväter, die im Alter mit Einem Mal fromm geworden sind. Na, meinetwegen! Was meinst du, Kurd, däten wir auch wohl um Abloß? Hahahaha, würde sich gut ausnehmen, so Kriegsknechte um Vergebung ihrer Sünden bitten zu sehen. Nein, mein Wahlspruch ist: „Lustig gelebt und lustig gestorben;" was es da drüben gibt, das wird durch diese Ablaßertheilung sicher auch nicht besser."

„So schwätz' du und der Henker!" unterbrach hier der zweite Kriegsknecht seinen Kameraden; solltest lieber deines Amtes warten. Mir kommt diese Menge Weiber ganz merkwürdig vor; habe doch schon öfter den Zug zum Kloster erschaut, aber so viele Weibsleute noch nie gesehen.

„Was ist denn das, da kommen ja zwei Frauen die Freitreppe herauf, gerad' auf das Schloß zu; was mögen die wollen?

„Ihr da," rief er, das Fenster öffnend, den Weibern zu. „Ihr seid fehlgegangen; dort unten liegt das Kloster und die Kirche."

„Nicht in diese, sondern zum Ritter von dem Berge wollen wir," rief das eine der Weiber; „an diesen haben wir ein dringendes Anliegen; darum öffnet das Thor, guter Freund, der Ritter erwartet uns."

„So?" erwiderte der Pförtner mißtrauisch, „der Ritter erwartet Euch? Hat mir nichts davon gesagt, will ihn darum lieber erst fragen."

„Ach, laß doch," sagte der erste Kriegsknecht; „der Ritter wird wohl darum wissen; ich will nur öffnen."

Ohne die nachgerufene Warnung seines Kameraden zu beachten, hatte er schon das Thor erschlossen, und die beiden Frauen traten ein.

„Nun aber zum Dank einen Kuß," sagte der gefällige Kriegsknecht, und legte seinen Arm um den Körper des einen Weibes.

„Da hast Du Deinen Dank, Schurke," rief dieses mit lauter Stimme und stieß den Dolch tief in die Brust des Pförtners, so daß dieser röchelnd zusammenbrach.

Der zweite Kriegsknecht wollte Hilfe rufen, aber blitzschnell kam der Arm des andern Weibes unter dem weiten Mantel hervor und führte mit einem Morgenstern einen mächtigen Schlag auf die Brust des Unglücklichen, daß auch er todt niedersank.

Jetzt werfen die Weiber ihre Mäntel ab, und verwandeln sich auf diese Weise plötzlich in bewaffnete und gerüstete Männer, in denen wir gar bald den kräftigen Bäcker Eggert und den Waffenschmied Abel erkennen. Einen leisen Ruf läßt Letzterer jetzt vernehmen, und in großer Anzahl eilen die Bürger Lüneburgs, die noch vor Kurzem als ehrsame Frauen gekleidet einherschritten, aus der Klosterkirche die zum Schlosse führende Freitreppe hinauf und vereinigen sich dort mit den beiden zuerst Eingedrungenen.

Im Schlosse wird es lebhaft. Die Kriegsknechte stellen sich den Bürgern entgegen. Mit furchtbarer Erbitterung wird auf beiden Seiten gekämpft. Immer mehr dringen die Lüneburger vor, während die Braunschweiger immer weiter zurückweichen.

Voran kämpft Carsten Rodewald; furchtbar fallen seine Streiche, schrecklich räumt er unter den Kriegsknechten auf. Veit verfolgt indeß einen Braunschweiger, den Leibdiener des Ritter Segeband, den Jörg, im Corridor des Schlosses; immer heftiger dringt er auf den Weichenden ein; jetzt strauchelt dieser, er fällt nieder, und Veit setzt ihm das Schwert auf die Brust.

„Haltet ein!" stöhnte der Unterliegende. „Ihr werdet's mir danken; ich kenne den Aufenthalt Eurer Braut."

„Du weißt, wo sie weilt, Elender? Führe mich zu ihr, und Dein Leben sei Dir geschenkt."

Jörg rafft sich auf und führt Veit nach einem festen Gemach des Schlosses, wo Hildegard sich befindet. Er öffnet die Thür und freudejauchzend stürzen sich die Liebenden in die Arme, indeß Jörg es für das Gerathenste hält, das Weite zu suchen. —

Noch immer wüthet im Schlosse der Kampf; immer geringer wird die Zahl der Braunschweiger. Da öffnet sich plötzlich eine Seitenthür und mitten unter die Kämpfenden stürzt mit verbundenem Haupte der Ritter Segeband von dem Berge. „Zurück, elendes Bürgerpack!" donnert er, sein Schwert schwingend. Doch dieß sind seine einzigen Worte, denn durch einen furchtbaren Schlag mit einer Axt, von der Hand des Carsten Rodewald geführt, wird ihm das Haupt in zwei Hälften gespalten, und todt sinkt er zurück. Sobald die Kriegsknechte ihren Herrn fallen sehen, ergeben sie sich, die Waffen streckend, auf Gnade und Ungnade, und die Bürger Lüneburgs sind Herren der Burg auf dem Kalkberge.

* * *

Im Schlosse zu Dannenburg weilte in der Nacht desselben Tages der Herzog Albrecht von Sachsen und erwartete

sehnsüchtig und in aufgeregter Stimmung Nachricht von Lüneburg über das Gelingen des Anschlags der Bürger. Wohl hatte er Ursache aufgeregt zu sein; denn von dem Unternehmen hing Alles ab; war es mißlungen und die Veste auf dem Kalkberge von den Bürgern nicht eingenommen, dann aber Herrschaft über Lüneburg; dann würde Magnus Torquatus wohl nichts Eiligeres zu thun haben, als ungesäumt gen Lüneburg aufzubrechen, um die Bürger ob ihrer Verwegenheit zu züchtigen, und Alles aufzubieten um den Sachsenherzog als den Urheber und Anstifter des Anschlages aus den Weffenlanken zu vertreiben. Und der Braunschweiger konnte sich mit dem Sachsen jetzt wohl messen; hatte er sich doch von der letzten Niederlage bei Roggendorf vollständig wieder erholt und befand sich sein Heer im besten kriegsfertigen Zustande.

War das Unternehmen der Bürger aber geglückt, hatte Albrecht in Lüneburg erst einmal festen Fuß gefaßt, waren die Bürger ganz auf seiner Seite, dann stieg die Waage wieder günstig für den Sachsen und des Braunschweigers Sache stand schlecht. —

(Schluß folgt.)

---

## Würzburger Stadttheater.

Sonntag, den 7. Febr. Czar und Zimmermann von Lortzing. Der Bürgermeister von Saardam ist ein so gerne gesehener alter Bekannter auf der hiesigen Bühne, daß er die Faschingszeit nicht abzuwarten gebraucht hätte, um bei seinem Besuche ein volles Haus zu treffen; er hat sich einen Ehrenplatz im Herzen aller Theaterfreunde erworben und wird sich denselben für alle Zeiten erhalten, wenn er sich etwas selten macht. Gestern hat der gute Bürgermeister ein so zahlreiches Publikum herbeigezogen, daß das Haus in allen Theilen gedrängt voll war; nicht nur das sog. Sonntags- und Faschings-Publikum, sondern der Kern der Abonnenten und Opernliebhaber hatte sich eingefunden, um sich an dem Humor des wohlweisen Stadtvorstandes von Saardam zu erfreuen, und hat sicherlich diesen Zweck erreicht, da derselbe in Herrn Schiffbenker einen ganz vortrefflichen Darsteller hatte, der von jeher in dieser Rolle Vorzügliches geleistet hat. Seine ganze Persönlichkeit und Individualität eignet sich für dieselbe, als ob sie für ihn geschrieben wäre und wir können mit Recht den van Bett als seine beste Leistung bezeichnen.

Wer die Oper mehrmals gehört hat, der wird die bald mehr bald weniger guten Witze alsbald auswendig wissen, und mit dem Reize der Neuheit wird auch ihre Spannkraft sich abschwächen; ein minder guter Darsteller wird deshalb den Zuhörer bald kalt und gleichgiltig lassen; Hr. Schiffbenker aber versteht es, diese alten Witze so geschickt aufzuwärmen und aufzutischen, daß selbst ein verwöhnter Gaumen noch Geschmack daran finden kann; er zaubert sogar auf dem ernsten Gesichte alter Theaterveteranen noch ein Lächeln hervor und gerne verzeiht man es, wenn sein Humor, wie es gestern der Fall war, eine etwas starke Färbung vom Fasching annimmt. Wir nehmen deshalb keinen Anstand, Hrn. Schiffbenker für seine gelungene Durchführung des Bürgermeisters unsere Anerkennung auszusprechen, wie sie demselben bereits durch lebhaftes Hervorrufen während der Aufführung zu Theil wurde.

Die Rolle des Czaren wurde von Hrn. Otto mit großem Fleiße gesungen und gespielt; seine ganze Erscheinung und sein Auftreten war edel und angemessen; im Spiele gelang es ihm ziemlich gut, die Würde und Majestät des Kaisers unter der Hülle des Zimmermannes durchleuchten zu lassen; im Vortrage und Gesang aber hätte das Wort des Czaren mit mehr Effekt und Pomp geschmückt sein sollen. Uebrigens läßt sich nicht verkennen, daß Hr. Otto sein Möglichstes gethan hat, und daß er in einzelnen Stellen, namentlich in dem bekannten Czarenliede recht schön gesungen und sich durch Einlegung eines Liedes an das Vaterland, wenn wir nicht irren, von Fischer, berechtigten Beifall erworben hat.

Schließlich noch die Bemerkung, daß die Ensembles nicht recht zusammengehen wollten, wie das namentlich mit dem herrlichen Sextette im 2. Akte „Zum Werk das wir beginnen" der Fall war, und daß die Chöre besonders im 1. Akte sehr matt und farblos waren. —s—

---

## Miscelle.

(Karneval in Rom.) Man schreibt aus Rom, 30. Jänner: Der Karneval hat heute begonnen auf dem Corso. Das Nationalkomite hat sich nicht damit begnügt, seine Proklamation zu veröffentlichen, sie an allen Straßenecken anheften zu lassen und selbst in den Theatern, es hat sie noch an eine große Anzahl von Familien und namentlich an Fremde gesandt; mit diesen Proklamationen zugleich wurde ein Brief geschickt, worin der Empfänger gebeten wurde, nicht im Wagen auf dem Corso zu erscheinen. Das Komite hat seinen Zweck erfüllt gesehen, denn vor einigen Tagen noch drängten sich die Wagen auf dem Corso, heute sieht man, trotz des schönen Wetters, dort keinen einzigen mehr. Man sollte sagen, daß Jeder dem Komite gehorcht, es besitzt eine wahre Gewalt. Das Komite hat gleichfalls verboten, zu den Festini (Banketts) zu gehen, welche in diesem Jahre in den Theatern stattfinden werden; es wird sich zeigen, ob man ihm auch hierin Gehorsam leisten wird. Die römische Aristokratie fährt fort, glänzende Feste zu geben; ein Ball des Fürsten Borghese ist durch einen unangenehmen Vorfall bezeichnet worden. Die Prinzessin Massimo hat ein Diamanten-Armband zu 100,000 Frcs. Werth verloren, welches nicht wieder gefunden worden ist. Es geht das Gerücht, das Armband sei auf jenem Balle verloren gegangen, was den Fürsten Borghese unendlich verdrieße, da er nicht annehmen kann, Jemand bei sich aufgenommen zu haben, der fähig sei, einen solchen Fund für sich zu behalten.

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 13. Sonntag den 14. Februar 1864.

## Der Violin-Virtuose Miska Hauser.

Der Violinist Hauser, der nächstens unser Würzburg besuchen wird, ist nicht nur durch sein Geigenspiel und seine reizenden Kompositionen eine vielgefeierte Erscheinung, sondern auch durch seine zehnjährige Reise um die Welt, deren Erlebnisse der interessante Künstler in einem zweibändigen Reisewerke (Leipzig bei Herbig) veröffentlicht hat. Der „Ostd. Post“, der Pariser Revue et Gazette Musicale und anderen Zeitungen entnehmen wir über den Künstler Folgendes: Miska Hauser, im Jahre 1822 zu Preßburg in Ungarn geboren, äußerte schon frühzeitig einen ungewöhnlichen, alle Kinderspiele verdrängenden Hang zur Tonkunst. Nach seiner Ausbildung durch Böhm und Mayseder in Wien unternahm er in Begleitung seines Vaters (der einst als vorzüglicher Violin-Dilletant zu Beethoven in naher Beziehung stand) den ersten Ausflug nach Deutschland, der sich jedoch unter stets steigernden Erfolgen zu einer achtjährigen Concertreise durch Europa bis an die Grenze Sibiriens ausdehnte. In Hannover, Kopenhagen, Stockholm und St. Petersburg wurde Hauser zu Hofconcerten geladen und nicht nur kostbare Geschenke und der Enthusiasmus des Publikums, auch das gewiegte Lob deutscher Kunstgrößen wie Spohr und Mendelsohn wurde ihm im reichen Maße zu Theil. 1848 nach Wien zurückgekehrt, übertäubten die Donnerschläge der Revolution die ersten Töne seiner Geige und das Hereinbrechen jener für die Kunst so mißlichen Ereignisse bestimmte den jungen Künstler, einem Ruf nach Amerika zu folgen. In Begleitung des Pianisten A. Jaell, Betrinis und der Sängerin Mlle. Patti durchzog er das Gebiet der Union nach allen Richtungen. 1854 nach New-York zurückgekehrt, schiffte er längs des Ohio- und Mississippistromes dem zauberhaften Süden zu. Die bösartigen Fieber Havanas jedoch, die zwischen den Wäldern voll Blüthen und Duft wie tückische Dämone dem Fremden auflauern, verkürzten seinen Aufenthalt auf jener Wunderinsel. Er eilte nach New-York zurück, wo er im Concerte der Jenny Lind zum ersten Male den „Vogel“ hören ließ und einen Enthusiasmus erzielte, der ihn zum Lieblinge der Yankees machte. Unter gesteigertem Beifalle durchzog er zum dritten Male die Vereinigten Staaten, ging nach Central-Amerika und schiffte den stillen Ocean entlang nach Kalifornien. In San Francisco, der Stadt des Goldes, stritten Lola Montez, Henri Herz und Ole-Bull bereits um die Palme. Da wollte es ein pikanter Zufall, daß Hausers Geige große Schwierigkeiten überwand. Lola Montez nämlich sollte nach ihrer neuesten Verheirathung die Bühne betreten, und das Haus füllte sich zum Erdrücken. Lola erschien in feenhafter Toilette und schickte sich zum Tanze an. Ein lautes Gelächter empfing die heirathslustige Spanierin, und erbost über diesen ungalanten Empfang, rief sie der versammelten Gentry das Wort Lumpengesindel zu. Ein Sturm des Unwillens erhob sich wie ein Sittengericht. Faule Aepfel und Orangen durchschwirrten die Luft, das Parterre drängte gegen die Bühne, das Orchester wurde übersprungen, Geigen und Bässe zerbrochen und halbohnmächtige Weiber schrieen im Gedränge. Hauser sah aus einer Loge den Vorgang mit an und dachte: „Süß ist's, vom sichern Hafen aus Schiffbrüchige zu sehen“, als der verzweifelte Impresario händeringend an ihn heranstürzte und flehentlichst bat, sein Haus zu retten, und durch sein Spiel die Menge zu beschwichtigen. Beklommenen Herzens folgte Hauser dieser Aufforderung, und bald stand er, mit Fidel und Bogen bewaffnet, vor dem kriegerischen Publikum.

Pfeifen und Zischen empfingen auch ihn, kaum aber setzte er den Bogen in Bewegung, so lauschte Alles dem Märchenliede des „Vogels“, bis sich das Entzücken durch donnernden Applaus Luft machte. Da stürzte die gereizte Spanierin halb rasend auf die Bühne, um den Tanz fortzusetzen, aber einem Orkan ähnlich erneuerte sich der Tumult. Man rief nach dem Direktor. Der Gerufene kam. „Theaterdirektor“, rief eine Stimme aus dem Parterre, „wir haben unsere Dollars ausgegeben, die Tänzerin Montez ist unwürdig, vor uns zu erscheinen. Der Geiger hat soeben Wunder bewirkt, ein wüthendes Publikum besänftigt, ergrimmte Herzen erheitert; Theaterdirektor, wir wollen die Montez nicht mehr sehen, wir wollen Miska Hauser hören!“ Tobende Akklamation. Und nun spielte Hauser unter dem Jauchzen eines zum Tollhaus gewordenen Schauspielhauses sein ganzes Repertoir zu Ende. Lola Montez aber mußte, als sie unter einer gräulichen Katzenmusik in ihr Hotel zurückkehrte, von Bewaffneten geschützt werden. In Lima, berühmt durch Weiber und Orangen, gab Hauser viele Concerte, und die reizenden Creolinen warfen ihm entzückt ihre Blumen zu, während man in Valparaiso gegen seine vom Teufel verhexte Geige eiferte, und der Menge den Besuch der Concerte verbot. Dort faßte er den Entschluß, nach Australien zu segeln. Nach einer zweimonatlichen von Sturm und Schiffbruch bedrohten Fahrt erreichte er O'Taheiti. Auf dieser Insel ruhte er aus und komponirte seine jetzt weltbekannten Lieder, und man kann sagen, der Zauber dieser idealen und paradiesischen Natur fand Echo in seinem Her-

zen und weckte darin die verwandten Töne. Die Indianerkönigin Pomare hörte von dem fremden Geiger und ließ sich denselben durch ihren Missionär vorführen. Grausige Ammenmärchen durchzogen düster die Phantasie des Geigers, als er durch die mit mystischen Geräthschaften, Waffen, Schädeln von vielleicht gefressenen Fremden gezierten Vorhöfe schritt. Pomare hatte ihren kaffeebraunen Hofstaat um sich versammelt und bald stand Hauser im Dämmerlichte unter grotesken Gestalten in seltsam bunten Trachten. Als er die räthselhaften Mienen und Leibesbewegungen sah, mit welchen sie den fremden Klang ihrer Sprache begleiteten, und die Neugierde auf den blaßgelben Gesichtern, deren Augen wie schwarze Blumen ihn mit abenteuerlicher Wehmuth anschauten: da wurde ihm ganz märchenhaft zu Muthe. Er griff wie mechanisch in die Saiten und ließ ein träumerisches Präludium ertönen. Aber die barfüßige Königin und ihre schnatternden Hofdamen hörten nicht und setzten seinem Liede die empörendste Gleichgiltigkeit entgegen. Das Fiasco vor Augen ergriff unser Geiger das letzte Mittel, d. h. er spielte den Carneval, dieses wirkte; ein Murmeln der Ueberraschung erhob sich nach jeder Passage und ging bei den Flageolettönen in ein Beifallsgejohle über, wie es ein civilisirtes Publikum kaum hervorzubringen vermag. Pomare's Gemahl, ein junger Indianer von riesenhaftem Wuchse, erschien mit einigen halbkostümirten und tätowirten Diplomaten und Hofdamen, die bald den Virtuosen, bald seine Geige anstaunten und ihn mit den abenteuerlichsten Beifallshuldigungen überschütteten. Vor kaum noch fünfzig Jahren wurden auf O'Taheiti Menschen geschlachtet, gebraten und verzehrt, und nun geigte ein schwarzbefrackter Virtuose den „Carneval". Wäre unser Geiger damals gekommen, sie hätten ihm aus purer Verehrung den Hals abgeschnitten. In Australien wurde Hauser gleich einem Boten der Musen geehrt und gefeiert. Er wurde Ehrenbürger der Hauptstädte, und das Parlament in Sydney votirte ihm den Dank des Hauses für die namhaften Spenden, die er durch seine Produktionen Wohlthätigkeitsanstalten widmete.

Mit einer Fülle schöner Erinnerungen verließ der schlichte Bogenkünstler 1859 Australien und kehrte über Indien nach Aegypten direkt nach Wien zurück. In Wien, wo man mit vieler Theilnahme seinen interessanten Wanderungen folgte, begrüßte ihn ein bis an den Rand gefülltes Schauspielhaus, und lohnte seine Vorträge mit den stürmischsten Beifallsbezeugungen. Aber schon nach dem dritten Concerte griff das ungewohnte Winterklima seine Gesundheit an, und Hauser mußte abermals den Süden aufsuchen. Er ging nach dem Oriente, besuchte Cairo, Alexandrien und Konstantinopel, wo er durch die Gesandten Englands und Oesterreichs beim Sultan eingeführt wurde. — Ein Vorhang erhob sich und über des Künstlers Haupt wölbte sich ein prachtvoller, von jonischen Säulen getragener Marmorsaal, der von zahllosen Krystallustern mit funkelnden Kerzen erglänzte. Persische Teppiche bedeckten den Boden, üppige Ottomanen liefen an den Wänden hin, und Vorhänge von Sammt und Gold drappirten die Eingänge, vor welchen roth gekleidete Mohren mit Hellebarden Wache hielten. Links hinter einer lotosgeblumten Tapetenwand verborgen, flüsterten und lauschten die Odalisken und Favoriten des Padischah, rechts auf einem Divan saß Sultan Abdul Medschid in ruhiger Haltung und königlicher Würde. Vor ihm stand Nedyet-Pascha, der ottomanische Musikintendant, und stellte in seltsam hastigen Worten und Geberden den Künstler vor. Hauser eröffnete das Concert mit einer Phantasie über Lucrezia Borgia. Während er die Gesangsstelle des „Gennaro" spielte, neigte der Sultan das Haupt, horchte auf und bewegte die Hand wie zum Takte. Auch die schönen Lauscherinnen hinter dem Vorhange, deren dunkle Blicke neugierig aus der dichten Verhüllung hervorglühten, kamen durch das Lied des „Vogels" in lebhafte Bewegung und ließen den Künstler bitten, das Stück zu wiederholen. Hierauf erschienen die Zöglinge des Konservatoriums und spielten einen pompösen Sultansmarsch, worauf ein buntes, sinnverwirrendes Ballet folgte. Drei Tage später erhielt Hauser durch den kaiserlichen Internuntius einen Beutel aus weißer Seide, der mit 400 Goldstücken gefüllt war.

Von Konstantinopel wendete sich Hauser nach Italien. In Triest gab er im Winter 1861 eine Reihe überfüllter Concerte, und ging über Verona nach Mailand. Die Schwierigkeiten, die dort anfänglich seinem deutschen Namen entgegenstanden, besiegte er durch die Macht seines Bogens. Er spielte im Theater de la Scala, unter Zudrang und Begeisterung, die, wie dortige Zeitungen berichteten, selbst bei Paganini nicht größer sein konnten. Von dort ging er nach Turin, wo er trotz der heißen Sommermonate zehn überfüllte Concerte gab. Selbst König Viktor Emanuel zeichnete den deutschen Künstler auf das glänzendste aus, und ernannte ihn zum Ritter des Mauritius- und Lazarus-Ordens, ein Orden, der außer Rossini noch keinem Künstler zu Theil geworden. Von Italien ging Hauser durch die Schweiz nach Frankreich. In dem von Musikproduktionen überflutheten Paris gelang es ihm gleich in seinem ersten Concerte, die Gunst Luteziens zu erringen. Er gab es im Saale Herz, der selten eine solche exquisite Assemblée von Notabilitäten der diplomatischen und künstlerischen Welt beherbergt haben mochte. Fürst und Fürstin Metternich, Walewsky, Thouvenel und Andere, die den Künstler schon in ihren Soiréen hörten, waren da. „Seine Lieder ohne Worte", schrieb Berlioz im „Journal des Debats", „mit welchen graziösen Miniaturen er die größten Wirkungen erzielte und seine Zuhörer förmlich bezauberte, waren für Paris etwas ganz Neues, er mußte fast jedes Stück zweimal spielen. Wahrhaft unübertrefflich spielte er das „Larghetto" von Mozart. Ohne allen Beiklang von Holz und Saite tönte da der edle, silberhelle Gesang aus seiner Geige, wie aus der unvergeßlichen Kehle der Madame Malibran."

* * *

Die „Augsb. Allg. Ztg." äußert sich über das Spiel Hauser's in nachstehender Weise: Herr Miska Hauser gab am letzten Dinstag sein zweites Konzert im Theater. Wie schon bei seinem ersten Auftreten fand sein Spiel und Vortrag auch jetzt wieder enthusiastischen Beifall. Hauser's Virtuosität ruft nicht eine überwältigende, aufregende, großartige Wirkung hervor, erscheint dagegen durchaus solid, anmuthend und gefühlsinnig. Er besitzt eine glänzende Technik, seine Doppelgriffe und Harpeggien sind wie seine ganze Intonation von tadelloser Reinheit, sein Flageolet unfehlbar, sein Bogenstrich ist leicht und fügt sich jeder künstlerischen Forderung, namentlich ist sein Staccato im Auf- und Abstrich bewunderungswürdig, die sehr schwierigen Kompositionen, die er vorträgt, gestalten sich unter seinen Händen zu einem lieblichen, tändelnden Spiele. Mehr aber noch als alle diese technischen Vorzüge möchten wir den reizvollen Vortrag ein-

scher Cantilenen, seiner Lieder ohne Worte, des Mozart'schen Larghetto's rühmen. Hier wird das Ohr nicht müde, seinen Tönen zu lauschen, hier spricht er eine Sprache, die in die Tiefe der Herze dringt, und das Gemüth mit zauberischen Banden umstrickt. Bei so vielen Vorzügen müssen wir es doppelt bedauern, daß der Virtuose uns nicht auch eines der sogenannten klassischen Concertstücke vortrug; gar ungern haben wir die Namen Beethoven, Spohr und Mendelssohn auf seinem Programm vermißt.

## Faschings-Schluß der 55er.

Würzburg, 10. Febr. Die heitere Faschingszeit und ihre Bachanalien sind vorüber, der Aschermittwoch mit seinem traurigen Wahlspruch: „Memento mori" ist wieder aufgetaucht und erinnert unwillkürlich an den Ernst der Zeit. Doch warum sollte es uns nicht vergönnt sein, dem Leben, welches so reich an Widerwärtigkeiten, so reich an Vorkommnissen ist, die uns dasselbe nur zu oft verbittern, einige frohe Stunden abzugewinnen; wo der Mensch unter dem Panier der Narrenkappe die Zwangsjacke der Convenienz einmal zur Seite werfen kann, und ohne Umstände die Geisel der Satyre schwingen und die Bolzen des Witzes losschießen darf? — Den Schluß der Faschingsbelustigung der rühmlichst bekannten 55er machte eine Dampf-Kappenfahrt nach Schweinfurt. Doch wundern wir redlich gesinnte Deutsche uns nicht, daß das große Deutschland nicht einig werden kann, welches Unglück doch der Krebsschaden ist, der an dem Herzen seiner Macht nagt, da eine so kleine Gesellschaft einiger hundert Narren, trotz Witz und Satyre, über den Schluß ihrer närrischen Vergnügungen nicht einig werden konnte, indem die eine Partei nach Kitzingen, eine andere nach Rimpar wollte, wo es bei der Abstimmung zu keinem gültigen Endresultat kommen konnte, weßhalb das Komite der 55er bestimmte, um allen weiteren Unannehmlichkeiten von Wägen- und Droschkenführern zu begegnen, die bei Kitzingen und Rimpar eingeworfen wurden, mit dem feuerspeienden Dampfrosse eine Dampf-Kappenfahrt nach der gewerbreichen Fabrikstadt Schweinfurt zu machen. Ungefähr 400 heitere Menschen in Narrenkappen versammelten sich an dem Bahnhof, indessen der kleinere Theil derselben in der Wirthschaft von Haberlein sich einfand und mit Musik und vier reich mit Bändern geschmückten Fahnen durch einige Straßen der Stadt nach dem Bahnhof zog von wo dieselben ein Schnellzug in Zeit einer Stunde nach dem Endziele der Narrenfahrt brachte. — Schon unterwegs an den verschiedenen Stationen war es bekannt, daß die 55er per Dampf vorüberfliegen würden, weßhalb ganze Gemeinden an den Stationshäusern aufgestellt waren und die Narren herzlich begrüßten; doch am Bahnhof von Schweinfurt selbst hatten sich Tausende von Menschen versammelt. — Mädchen und Frauen schwangen uns freudig ihre Tücher entgegen, indessen die männlichen Bewohner dieser schönen Schwesterstadt Würzburgs uns mit kräftigen Heiau's begrüßten, worauf wir im Gänsemarsch durch die Stadt und um den schönen Marktplatz herum nach dem Gesellschaftshaus der Harmonie wanderten, welches Lokal uns freundlichst durch den Vorstand dieser Gesellschaft auf die wenigen Stunden unseres Dortseins eingeräumt wurde, wofür denselben hiermit öffentlich unser verbindlichster Dank dargebracht sei. Hier in dem Saale wurde eine kleine Sitzung eröffnet, den Vorständen der Stadt, wie der Harmonie, sowie den Frauen und Jungfrauen Schweinfurts donnernde Hochs gebracht und einige gelungene Vorträge gehalten, sowie das schöne Abschiedslied von Lippmann gesungen. — Viele Damen und Mitglieder der Harmonie hatten sich eingefunden, weßhalb der schöne Saal überfüllt war — noch bald brach der größere Theil der 55er auf und begann in der freundlichen Stadt eine Bierreise, wo ihnen überall guter Stoff gebracht wurde, welchen die liebenswürdige Freundlichkeit, mit der er uns gereicht, bedeutend würzte. — Dem Glücklichen schlägt keine Stunde, sagt ein Sprichwort, uns Glücklichen schlug sie, aber nur zu schnell, denn eh' wir es uns versahen, war es ½9 Uhr und es ging im Fackelzug mit Musik und unter Begleitung zahlreicher Bewohner Schweinfurts wieder an den Bahnhof und von da mit Dampf und unzähligen andern Dämpfen zurück in die Musenstadt Würzburg, wo ein glänzender Fackelzug den Beschluß des diesjährigen Karnevals machte, nach dessen Vollendung die Fackeln unter dem Jubel der Versammlung auf dem Markte verbrannt und dem diesjährigen Fasching ein freundliches Ade auf Wiedersehen gebracht wurde.

Einige Unzufriedene wollten sich hier in einem gewissen Lokal, sowohl über den uns gewordenen Empfang in Schweinfurt, sowie über das Komite der 55er auslassen; doch die Sonne selbst hat ihre Flecken und vollkommen ist auf Erden nichts, weshalb wir glauben, „Es war nur Ironie." — Ein andrer Theil der Gesellschaft, welcher nach Rimpar in ungefähr 15 Wägen fuhr, soll sich dorten, wie uns berichtet, recht heiter bewegt haben, deßgleichen eine kleinere Gesellschaft von Unnarren mit ihrer närrischen Zukunftsmusik in Randersacker viel Humor und wahre Heiterkeit entwickelte. — Wohl Allen, die dieser Spanne Zeit, die ihnen vergönnt, zu leben, einige heitere Momente abgewinnen. Es eilet die Zeit, es fliegen die Stunden auf Flügeln des Sturmwinds dahin, keine Thräne der Reue, keine des Kummers ruft ungenossene Freuden zurück.

Die kleinste Rose dankbar pflücken,
Die an dem Lebenswege blüht,
Und nebenbei die Knospe nicht zerdrücken,
Die noch dem spätern Wandrer glüht;
Den Irrthum hassen, doch den Wahn verehren,
Der uns die Reise süßer macht,
Und da, wo man nicht genießen kann — entbehren
Und gähnen, wo die Dummheit lacht.
Auch keinem Aga, keinem Mufti fröhnen
Selbst nicht der eignen Leidenschaft,
Den Narren nicht beim Steckenpferd verhöhnen
Dies ist des Lebens Wissenschaft!

R.

## Miscellen.

Aus Schleswig. (Nachrichten von den Verwundeten.) Major Stransky ist verstorben, nachdem er furchtbar gelitten. Die Kugel war ihm in die Hosentasche gefahren und hatte von dort ein Bund Schlüssel ihm in den Leib getrieben. Dann lag er 4 Stunden auf dem Felde im Schnee, erhielt noch einen zweiten Schuß und war, ent-

lich aufgefunden, noch 9 Stunden unterwegs, ehe er ein Lazareth erreichte. Dem Oberstlieutenant Müller hat eine Kugel das Knie durchbohrt, so daß seiner ferneren militärischen Laufbahn ein Ziel gesetzt sein dürfte. Außerdem erhielt er einen Streifschuß in die Seite. Oberst Benedek ist eine Kugel in den Rücken gedrungen und durch die Brust wieder herausgefahren. In Rendsburg fand am 6. d. die feierliche Beerdigung von vier an ihren Wunden gestorbenen österreichischen Offizieren statt. In zwei mit Kränzen überdeckten Särgen auf einem Leiterwagen, voran Trauermusik und dumpfer Trommelwirbel, hinterher das sächsische Offizierkorps, sowie einzelne preußische und österreichische Offiziere, der Regimentspater, die Monstranz tragend, und ein zahlreiches Gefolge von sächsischen und preußischen Soldaten — so durchzog der Trauerzug die Straßen der Stadt, in denen sich eine theilnehmende Bevölkerung zeigte und deren Häuser mehrfach mit den Zeichen der Trauer, Flaggen auf halber Stange oder mit Florschleifen versehen waren. Auf dem Neuwerker Militärkirchhofe wurden die Waffengefährten je zwei in eine Gruft versenkt; dumpf erdröhnte die Ehren- und Abschiedssalve über den Gräbern, die der Priester mit geweihtem Wasser besprengte. Diese Offiziere, welche die letzte Ruhestätte gefunden, sind Major Edler v. Sleensky vom Regiment Preußen, Hauptmann Kopetzky, Hauptmann Doljal, Oberlieutenant Krukliewic, die letzten drei alle vom Regiment Mecsery.

•

(Luther.) Ein weiblicher Nachkomme Luthers, Namens Katharina, lebt im VI. Bezirk in Wien. Vom ältesten Sohne Luthers, Johann, hat sich ein einziger Zweig erhalten, Johann Michael, geb. am 20. August 1763, der als Dr. der Medicin 1801 aus Deutschland auswanderte. Bei Gelegenheit der zu Erfurt abgehaltenen Gedächtnißfeier Luthers äußerte der Vorsteher des Martin Luthervereines, Hr. Rheinthaler, den Wunsch, Jemanden von Luthers Nachkommen zu finden. Rheinthaler erhielt 1826 den Stammbaum dieser Familie und mit dessen Hilfe kam er auf die gesuchte Spur. Der einzige Sohn des erwähnten Doctors Joseph Carl, geboren zu Erfurt am 11. November 1792, lebte in der größten Armuth zu Stöcken in Böhmen und und nahm den katholischen Glauben an. Er war 1811 eingewandert, heirathete 1811 Anna Pospichal und war, als ihn Heinrich Holzschuher in seinem Elende fand, Vater von fünf Kindern. Gerne willigte er in Holzschuhers Wunsch ein, der den ältesten Sohn mitnehmen und denselben erziehen lassen wollte. Doch Anton Luther zeigte keine Talente, und man ließ ihn das Tischlerhandwerk lernen. Sein Vater starb 1843 am 20. Oktober. Von dieser Linie dürfte die erwähnte Katharina Luther abstammen.

•

(Ein mährischer Dädalus.) Der Kaufmann Herr Straskraba in Wischau hat im August v. J. höchsten Orts ein Gesuch überreicht, in welchem er um eine Unterstützung beim Baue eines Luftschiffes bat. Er meint nach dem von ihm erfundenen Verfahren alle Schwierigkeiten, welche sich bisher der Luftschiffahrt entgegenstellten, besiegen und ein vollkommen lenkbares Luftschiff herstellen zu können. Herr S. ward aber mit seinem Gesuche abgewiesen. Damit jedoch seine Erfindung, die Frucht achtjährigen Studiums, nicht verloren gehe, und er sich von deren praktischer Verwendbarkeit selbst überzeugen könne, beschloß er, sein Luftschiff auf eigene Kosten anzufertigen, und ist solches nun ganz vollendet. Herr Straskraba hat nun sein Gesuch dahin wiederholt, die hohe Regierung möge durch eine zu entsendende Kommission sich von dem Erfolge seiner Bemühungen um die Luftschiffahrt, besonders zu militärischen Zwecken, überzeugen.

## „Bahn frei" für Schleswig-Holstein!

(An Deutschlands Diplomaten.)

Die Todeskugeln rollen hin und wieder,
Manch braver Kamerad sank blutend nieder:
„Bahn frei" für deutsche Waffenehr'!
Im Fechten stob der Schandakt der Patrone,
Heut spricht laut donnernd nur noch die Kanone,
Wir athmen freier, hoffen mehr.

Erlöst zerbrechen Schleswigs Leu'n die Fessel
Und lehnen wieder froh an Holsteins Nessel:
„Bahn frei" für Schleswig-Holsteins Treu'!
Ja, nimmer trennt ihr, unser Recht verwirrend,
Bald hie, bald da durch feige Künste kirrend,
Dies alte Band, das ewig neu!

Ob ihr den Fremden jagt von Schleswigs Fluren,
Ob ihr nur folgt des Eigennutzes Spuren:
„Bahn frei" für unser heiliges Recht!
Wo scheu der Däne wich dem Schwert des Kriegers,
Ruft fest der Deutsche aus im Stolz des Siegers:
Hoch Herzog Friedrich und sein Geschlecht!

Und habt den Feind ihr aus dem Land vertrieben,
Und seid ihr als Erretter steh'n geblieben:
„Bahn frei" für unsrer Freiheit Ziel!
O, laßt das Feilschen um die alten Marken!
Neu soll im Norden Deutschlands Herz erstarken.
Weh, wenn ihr treibt heimtückisch Spiel!

Wagt je ihr, vor Verrath nicht zu erbeben,
Reicht Steine uns statt Brod und Tod statt Leben:
„Bahn frei" für eines Volkes Haß!
Zur Rache mahnt das Blut an euren Händen,
Und jedes Grab wird Fluch dem Henker senden,
Der solchen Treubruchs sich vermaß.

Die Schmach wird jeden deutschen Nerv durchglühen,
Dies Kainsmal von Stirn zu Stirne sprühen:
„Bahn frei" für den geschmähten Geist!
Bis reuig ihr gesühnt den Mord der Brüder,
Und heilige Scheu und Tugend kehren wieder,
Wo euer Name — Schande heißt!

Doch nein! nicht zweifeln wollen wir, nicht zagen,
Wenn Undenkbares wir dem Himmel klagen:
„Bahn frei" für unsrer Hoffnung Schmerz!
Und stünd's geschrieben in der Sterne Kreisen:
Das treuste Glied wird Deutschland von sich weisen, —
So deckt die Gruft — manch freies Herz.

Würzburg, 6. Februar 1864. M. F. Chemnitz.

• • •

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Magner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 14. Mittwoch den 17. Februar 1864.


# Lüneburgs Selbstbefreiung im Jahre 1371.

### Historische Erzählung

von

Adolf Fenche.

(Schluß.)

Schon dämmerte der Morgen, als plötzlich durch die Stille der Schall von Rosseshufen brach, und ein Reiter donnernd über die Schloßbrücke sprengte.

„Zum Herzog,“ rief derselbe, kaum vom Rosse gestiegen mit fliegendem Athem, „zum Herzog!“

Rasch ward er in das Gemach desselben geführt. Schon an der Schwelle eilte ihm Albrecht entgegen, und mit fast angstvoller Miene an den Lippen des Boten hängend, fragte er: „Nun, wie steht's in Lüneburg?“

Da sank dieser nieder und rief freudejauchzend: „Heil und Glück Euch, edler Herzog von Lüneburg.“

Einen dankenden Blick warf Albrecht gen Himmel; dann aber sich an den Boten wendend, sagte er mit von Glück und Freude glänzenden Augen: „Sagt mir, mein Freund, jetzt Euren Namen, auf daß ich doch weiß, wer mir solch' liebe Botschaft hat gebracht.“

„Veit Wulbrand ist mein Name, edler Herzog,“ entgegnete bescheiden der Bote.

„Nun, Veit Wulbrand, ich werd' es Euch gedenken, darauf mein fürstliches Wort. Doch nun, indeß die Kriegsknechte sich rüsten, theilt mir die näheren Einzelnheiten über den Fall der Veste mit.“

Der Herzog ertheilte jetzt die nöthigen Befehle zum sofortigen Aufbruch gen Lüneburg, und Veit brachte seine Erzählung über den Ueberfall vor, wobei er sein Verdienst in das bescheidenste Licht stellte.

„Also,“ rief der Herzog, nachdem Veit geendet, „also bin ich Euch noch zu weiterem Danke verpflichtet, da es wohl nur Euch zuzuschreiben, daß die Veste so bald gefallen.“

„Nicht mir, Herr Herzog, sondern der Tapferkeit und Kühnheit meiner Mitbürger.“

„Schon gut, mein Freund, meine Schuld gegen Euch steigt bedeutend. Doch ehe wir aufbrechen,“ fuhr der Herzog fort, „stärkt und kräftigt Euch durch Speis und Trank, Ihr scheint ermattet zu sein.“ —

Als die Sonne am klaren Himmelszelte aufstieg, bewegte sich aus dem Schlosse Dannenburg der Zug des Sachsenherzogs Albrecht der Stadt Lüneburg zu.

IX.

Am Morgen nach dem Ueberfalle wohnten Rath und Bürgerschaft in Lüneburg der wegen glücklicher Eroberung des Schlosses auf dem Kalkberge abgehaltenen Hochmesse bei, und nachdem diese beendet, strömte Alles dem Thore zu, durch das der Herzog Albrecht von Sachsen einziehen mußte. Nicht lange brauchte man zu warten. Gar bald ließ sich der Zug der Sachsen in der Ferne blicken und Jedermann schaute und horchte gespannt auf.

Immer näher kam der Herzog, immer deutlicher erblickte man ihn, der hoch zu Rosse den Seinen voranritt. Noch war er einige hundert Schritte vom Thore entfernt, als sich ein nicht enden wollendes Jubelgeschrei und Jauchzen erhob, das nur zu deutlich, nur zu klar zeigte, wie das Volk den Fürsten verehrte, wie es ihn liebte und ihm zugethan war.

Huldreich und freundlich dankte dieser, der in Begleitung seines Oheims Wenceslaus, beide auf milchweißen Zeltern, einherritt, den Jubelnden, begrüßte hierauf den Rath und richtete seinen Weg sodann gegen das Haus des Patriciers Stöterogga, bei dem er das Frühmahl einnahm. Alsdann bestieg er wiederum sein Roß und zog auf den Marktplatz. Daselbst angekommen, hielt er eine gar feierliche Ansprache an das Volk, in der er alle Berechtigungen, alle Freiheiten und Rechte der Bürger anerkannte, sie dagegen von den zu drückenden Lasten, wo es nur irgend anging, zu befreien versprach, und schließlich zum Abbruch des verhaßten Schlosses auf dem Kalkberge seine Genehmigung ertheilte. Die über all' diese Versprechungen und Anerkenntnisse ausgefertigte Urkunde überreichte er darauf dem Rath, wogegen dieser ihm die Schlüssel zu allen Thoren und Thürmen überwies. —

Das war ein Leben den ganzen Tag über in Lüneburg! Alles feierte und war froh. Konnte man doch wieder frei aufathmen, war man doch jetzt seines Eigenthums sicher, hörten doch jetzt alle Bedrückungen auf, war man doch mit dem Kaiser wieder versöhnt, und konnte man daher nun froh und glücklich in die Zukunft schauen. —

Und wie ging es am Abend wiederum lustig im Rathskeller zu. Kein Platz war schließlich mehr zu bekommen, alle Bänke und Schemel waren besetzt.

„Und wißt Ihr wohl, lieben Freunde,“ begann der Bäcker Eggert, „welch' Glück dem Veit Wulbrand heut' Nachmittag zu Theil geworden ist?“

„Nun?“ fragten die zunächst Sitzenden.

„Der Herzog Albrecht, der davon Kunde erhalten, daß es nur dem Veit zu danken, daß das Schloß so bald unser geworden, hat denselben zu sich bescheiden lassen und mit ihm ein langes und weites Gespräch geführt, von dem ich nur so viel weiß, daß unser Freund zum Waffenschmied des Herzogs ernannt ist; dem Veit ist dies gar viel werth; denn ehe er auf seine Kosten eine Werkstätte hätte herrichten können, wäre wohl noch mancher Tropfen Flußwasser in's Meer geronnen, da der Alte — ich meine den Hollield — der diese Nacht verstorben, wie man sagt, vor Schreck über den Fall der Veste, des Jungen mütterliches Vermögen auch bis auf den letzten Heller verbraucht und noch viele Schulden dazu hinterlassen hat, Veit daher von dieser Seite nichts erhalten würde.

Jetzt aber, da der Herzog hilft, ist er aller Sorgen überhoben. In den nächsten Wochen feiert er seine Hochzeit mit der Hildegard, wie er mir, als wir uns vorhin auf dem Marktplatze begegneten, freudestrahlenden Blickes mittheilte. Wir, seine Freunde, sind Alle geladen.“

„Das ist so herrlich,“ sagte lachend der Schneider Mangel; „da wird gewiß keiner der Geladenen fehlen.“

„Und noch etwas Neues!“ fuhr der Bäcker fort; „heute früh kommt auf schaumbedecktem Rosse ein Bote vor's Schloß gejagt und verlangt mit lauter Stimme den Burgvogt zu sprechen. Als darauf von der Mauer herab ein Bürger nach seinem Begehr fragt, antwortet er:

„Mein Herr, der Herzog Magnus Torquatus thut dem edlen Ritter Segeband von dem Berge kund und zu wissen, sich ja vorzusehen und zu bewahren, da die von Lüneburg ihm abgejagt haben; morgen aber wird er selbst mit Hülfe herbeieilen.“

„Nimm diesen Stein und zeige ihn Deinem Herrn,“ haben da die Bürger von der Mauer herabgerufen, indem sie aus einer Blende einen großen Stein nach ihm geschleudert; „dieß ist die Losung; sage Deinem Herrn nur: Alles sei in Ordnung.“

Und erschreckt hat der Bote sein Roß gewandt und gen Celle sprengend, klagend gerufen: „O weh, verloren ist die Krone der Herrschaft Lüneburg.“

„Das hat der Braunschweiger Herzog selbst Schuld,“ sagte Ubel, der Waffenschmied, kalt; „hätte er uns anders behandelt, wäre es auch anders gekommen.“

„Dem ist so,“ sagten die übrigen Gäste.

Erst spät in der Nacht verließen die letzteren den Rathskeller.

* * *

Veit und Hildegard feierten bald darauf ihre Hochzeit, eine Hochzeit, von der man noch nach Jahr und Tag sprach, und eine lange Zeit hindurch blühte das Geschlecht der Wulbrond in Lüneburg, der alten guten Stadt.

---

## Studien im Hühnerhof.

Nach „All the year round“ von **Dickens**.

### I.

—b— Der Hühnerhof! Welch ein kleinliches Thema! Wo gibt es aber in dem weiten Gebiete des Thierlebens einen Gegenstand, der zu gering wäre, um die Aufmerksamkeit des Denkenden zu verdienen? Zumal das Geschlecht der Hühner, mit welchem die Menschenwelt in so mannigfache Beziehungen kommt. Wir haben Geschichte und Sage, Dichtung und Poesie sich nicht auch mit dem Hahn beschäftigt, von dem täglichen Hahn im Dorfe angefangen, der den Landmann zur Arbeit weckt, bis zu jenem Hahne in der heiligen Erzählung hinauf, der an die schwache Stunde des Apostelfürsten mahnt. Und dann das Ei! Welch Mysterium ist nicht daran geknüpft! Läßt doch die indische Sage gar das All aus dem Ei erstehen und nennt doch die griechische Mythe jene Dioskuren, welche im Zodiacus am Sternhimmel glänzen, die **Eigebornen**!

Und doch — obwohl es schon zahlreiche und vortreffliche Werke über die Zucht des Federviehes gibt, findet man darin nur wenige und nur spärlich hie und da eingestreute Winke, welche zur Beobachtung des Geflügels, zum Studium seiner Eigenthümlichkeiten, seines Lebens und Treibens und wie am geschicktesten damit umzugehen, Anleitung geben. Noch hat der Hühnerhof seinen **Huber***), wie ihn der Bienenstock seit lange schon besitzt, nicht gefunden. Was meine eigenen Studien über diesen Gegenstand betrifft, so machen sie auf nichts weniger Anspruch, als für vollständig und erschöpfend zu gelten. Nur einige wenige Bemerkungen will ich hier mittheilen, die sich mir unmittelbar aus meinen Beobachtungen ergaben, welche ich insbesondere an den Cochinhühnern anzustellen pflegte. Letztere sind nämlich meine Lieblingsspezies; sie legen mit kurzen Unterbrechungen, Eier das ganze Jahr hindurch; da sie nur kurze Flügel besitzen, so genügt ein niederer Zaun, sie einzuhegen und ihnen jeden Ausflug in fremdes Gebiet zu verwehren; ihr Fleisch schmeckt wie Wildpret und zur Kurzweil macht sie ihr gutes, großherziges, ich möchte sagen, tüchtiges Naturell geeignet. Zudem ist es immer angenehm, seine Studien an Modellen von recht großen Proportionen zu machen. Wie stattlich nun ist mein Cochinhuhn! Es ist nicht nur größer, sondern auch ausgebildeter als der bekannte General Tom Thumb. Es ist in seiner Art vollkommen, was sich von Zwergen nicht sagen läßt. Wenn ich meinen Brobdingnag (alle meine Hühner haben Eigennamen) ansehe, wie er in seinen weiten ganz natürlichen Pumphosen dasteht, so kommt er mir wie ein prächtiger Schuljunge vor, der nur seine kurzen Höschen schon etwas ausgewachsen hat. Der Schnabel bildet, wegen der großen Curve am Halse, einen rechten Winkel mit dem Körper; seine Füße stehen so straff und gerade wie der Soldat auf dem Exerzirplatz, sein Auge blickt drein, als wäre ihm eben „Achtung“ kommandirt worden, und völlig kriegerisch läßt ihn sein Kamm erscheinen. Sein Schwanz ist nur klein, gewiß eine besondere Auszeichnung, wodurch — nach Lord Monboddo's Theorie — ein Thier sich dem Menschenrange nähert. Wenn mich nicht Alles täuscht, so sind Cochinhühner intelligenter als andere Insassen des Hühnerhofes.

Die Beobachtungen, die ich an ihnen gemacht, erstreckten sich nach drei Richtungen ihres Wesens, sie bezogen sich auf die sensuellen Fähigkeiten, auf die Intelligenz und auf das Gefühlsleben derselben.

Was die Ersteren anbelangt, so muß ich der so sehr verbreiteten irrigen Meinung, als wären die Hühner mit schwächeren Sinnen begabt, entgegentreten. — Ihr **Auge** endeckt den Raubvogel, wenn er noch in fernster Höhe

---

*) Franz Huber, geb. 1750 in Genf, gab in Gemeinschaft mit seinem gleichnamigen Sohne heraus: „Nouvelles observations sur les abeilles, Paris 1796.“

schwebt, und ihr scharfes Gehör nimmt jeden Ton wahr, der sie Gefahr ahnen läßt. Die Mannigfaltigkeit der Töne, die sie von sich geben, läßt auf bedeutenden Gehörsinn schließen, und die Sprache, in der sie mit einander verkehren, muß besondere Fülle besitzen. Die verschiedene Art, wie Brobdingnag seine Hennen ruft, wenn er einen gewählten Bissen gefunden hat oder gefunden zu haben sich anstellt (denn er pflegt sich so anzustellen, wenn er die Hennen in seine Nähe locken will), scheint zugleich die Sorte des entdeckten Leckerbissens anzukündigen. Und wie bezeichnend weiß er seine jeweilige Stimmung auszudrücken! Das Schnauben des Zorns, das Aechzen des Verdrusses, das gebieterische „Husch“, wenn ihm das Geplapper der Hennen zu lästig wird. Denn, im Vorbeigehen gesagt, dieser Herr aus Cochin kann, ganz wie der große Wallenstein, kein anderes Geräusch um sich herum ertragen, als welches er selber macht. — Von *musikalischen Anlagen* der Hühner zu sprechen, scheint zwar etwas lächerlich, doch hat der poetische Euphemismus das Krähen des Hahns in Gesang, in eine Trompete, eine Klarinette verwandelt, und vollends der Franzose kennt statt des Krähens nur „le chant du coq“. Das Eine ist gewiß, es gibt bei den Hühnern so viele Stimmnuancen, von der melodischen bis zur mißtönenden, wie es unter den Sängern gute und schlechte gibt. Manche Hühner haben Tenorlage, andere tiefen Baß. Einem meiner Cochinhühner gab ich, wegen der tiefen und doch gefälligen Stimme, den Namen Lablache. Manche gefallen sich darin, den letzten Ton lange auszuhalten, ein ganz kunstgerechtes Sostenuto; einer unter meinen befiederten Freunden ahmt unverkennbar den Pfiff der Lokomotive nach und beginnt diese wetteifernde Kunstübung jedesmal, so bald jene ihre schrille Stimme hören läßt. Hingegen gibt es auch Hühner, welche durchaus nicht musikalisch zu krähen im Stande sind, doch ist dies nur ein Fehler der Individuen und nicht der Race. Das alte Sprichwort: „Die Jungen piepen wie die Alten krähen“, erweist sich gar oft als grundfalsch: ich habe manch junges Blut unter den Hühnern gekannt, das an seinem Vater einen ganz ausgezeichneten Lehrer besessen, aber dennoch dem Meister keine Ehre gemacht hat. Ein Brahma, den ich hatte (die Brahma's besitzen in der Regel viel stärkere Stimmen als die Cochinhühner) pflegte gegen das Ende zu die Stimme um einen halben Ton zu senken, um so — was sich gar nicht gut machte — in Moll zu schließen. Auch lassen sich zu Zeiten gewisse eigenthümliche Manieren im Krähen wahrnehmen, welche durch irgend einen vorlauten Springinsfeld begonnen und bald zur herrschenden Mode werden. So änderten eines Tages alle meine jungen Hühner — nicht zum Bessern — ihre Krähweise, ich konnte diesen Wechsel ganz sicher einem unverschämten kleinen Haushahn in der Nachbarschaft zuschreiben, der sich so eine schlimme Methode angeeignet und, wie das gewöhnlich der Fall, mehr Nachahmer gefunden hatte, als eine gute gefunden haben würde. — Recht interessant ist es zu beobachten, wie ein alter Hahn seinen Jungen im Krähen unterrichtet. Er läßt nicht blos das Hähnchen für sich allein die Lektion repetiren, sondern pflegt auch, ganz nach der Art eines richtigen Musiklehrers, zuweilen ein Duo mit ihm zusammen vorzutragen. — Da ich gerade von der Befähigung des Federviehs zu Vokalleistungen spreche, muß ich auch erwähnen, daß, was man gewöhnlich das Gackern einer Henne nennt, daran auch ihr „Gespons“ sich betheiligt, der den lustigen Sang zu Ende führt und in solch richtigem Tempo einfällt, daß nur wenige Personen noch einen Mitwirkenden im Gegacker erkennen würden. Das Gackern der Henne zeigt übrigens nicht immer an, daß sie ein Ei gelegt, zuweilen drückt sie blos ihre Unruhe damit aus, ein plötzlicher Schreck bringt ein Gegacker des ganzen Hühnerhofes hervor. Als mir einmal der Wind ein Stück Zündschwamm aus dem Fenster in den Hof trug, entstand daselbst ein so gewaltiges ununterbrochenes Gegacker, als wenn alle Hennen zugleich Eier gelegt hätten.

Was das *Gefühlsvermögen* der Hühner betrifft, so wollen wir hoffen, daß *sie* mindestens keiner heftigen Schmerzensempfindung unterworfen sind. Ich habe ein Huhn ohne Kopf noch im Garten herumlaufen und dabei sorgfältig jedem Hinderniß aus dem Wege gehen sehen. Das beweist wohl, wie sehr diffundirt und verbreitet einige ihrer Sinne sind, doch möchte ich den Hühnern keine besondere Empfindlichkeit gegen Schmerzen zuschreiben. Was ich bezüglich der Empfindlichkeit ihres Tastsinnes im Allgemeinen zumeist beobachtet, ist ihr außerordentlicher Widerwille gegen die Berührung durch die Hand. Sie haben über diesen Punkt ganz andere Ansichten als der Hund; sich streicheln und liebkosen zu lassen, ist nicht ihre Sache. Doch besitze ich einen weißen Bantamhahn — der kleinste seiner Gattung, kaum so groß als manche Taube — der während seiner Erziehung so oft in die Hand genommen worden, daß es ihn selbst freut, karessirt zu werden. Er stellt sich ganz ruhig zu Füßen der ihm befreundeten Personen, damit man ihn emporhebe, und drückt seinen Dank, wenn ihm sein Wunsch erfüllt worden, durch ein freundliches Krähen aus. Im Winter pflegt er an's Küchenfenster zu kommen, krabbelt daran, um Einlaß zu erhalten und hält zu gleicher Zeit, wie um Mitleid zu erregen, einen zitternden Fuß in der Höhe. Er kennt auch seinen Namen, Paul, und kommt, sobald man diesen nennt, gleich herbeigelaufen. — Die allgemeine Empfindlichkeit des Nervensystems der Hühner ist hinlänglich erwiesen durch die Empfindlichkeit, die sie gegen Witterungswechsel äußern. Wiewohl nämlich die Schwankungen des Thermometers nur wenig merkbare Wirkung auf die Cochinhühner üben, und diese vielmehr die strengste Kälte wie die höchste Hitze ganz wohl ertragen können, so dürften diese Geschöpfe als vortreffliche Barometer dienen. Oft noch ehe die Säule in meinem Wetterzeiger fällt, sehe ich, wie meine gesammte Hühnerfamilie mit einem Eifer — denn Thiere thun nichts halb — sich an's Putzen macht, daß sie das Futter übersieht, — und dann weiß ich, daß Regen im Anzuge ist. Sobald hingegen das Geflügel, selbst noch während eines Regens, den sichern Zufluchtsort verläßt und nicht mehr unter dem Regendach kauern mag, kann ich mit Zuversicht darauf rechnen, daß schön Wetter eintreten wird.

Einige Schriftsteller über Hühnerzucht haben dieser Vogelgattung den *Geruchs- und Geschmackssinn* gänzlich abgesprochen. Die Hühner entbehren aber diesen Sinn so wenig, daß sie vielmehr all ihre Nahrung vor dem Genuß beriechen. Durch List ihnen ein Medikament beibringen, würde sehr schwer halten. Sie wissen die Kräuter ganz ausgezeichnet von einander zu unterscheiden. Manche Kräutergattung, auch die — wenigstens in ihrer Wirkung auf andere Vögel — nicht giftig ist, würden sie um Alles in der Welt nicht berühren. Kreuzwurm und Hühnerdarm z. B., so beliebt bei den Sperlingen, sind meinen Cochinhühnern verhaßt. Dagegen lieben sie Gras, Maßliebblätter, den Kelch der Passionsblume, die Lorbeere, die Blätter von Rosen und Dah-

lich, und — was weniger poetisch klingt — Wachsstrauch und Löwenzahn, von welch' Letzterem sie Blätter sowohl als die Blume überaus gerne haben. Der Hühnerfreund wird zu ähnlichen Fütterungsversuchen mit verschiedenen Nahrungsmitteln machen. Das Schädliche weisen die Thiere schon von selber zurück, und andererseits ist ihnen — wie allen Geschöpfen — Mannigfaltigkeit der Nahrung nicht nur dienlich, sondern Bedürfniß. Von Zeit zu Zeit eine Fütterung mit lebenden Thieren ist ebenfalls dem Gedeihen der Hühner recht förderlich. Bei dieser Gelegenheit mache ich darauf aufmerksam, daß man die Maikäfer, welche der Gärtner, weil sie den Garten beschädigen, eingesammelt, ganz wohl in einem flachen Wassergeschirr den Hühnern vorsetzen darf; diese fischen mit wahrem Behagen die Käfer heraus und verspeisen sie mit vielem Appetit. Manch furchtsames junges Hühnchen ist vielleicht anfänglich betroffen beim Anblick der ekeln Dinger; bald aber folgt es dem Beispiele, welches die würdigen Matronen der Familie geben. Würmer scheinen meinen Cochinhühnern nicht zu behagen oder ihnen gar Schrecken zu erregen, werden aber doch von Hühnern aus minder edler Zucht genossen. Die Cochinhennen sind ganz so geschickte Mäulefänger als die Katzen; sie halten Wacht am Loche, bis sie die Maus erhaschen, welche, wenn sie klein genug, dann geradewegs in den Schlund hinabspazieren muß. — Obschon man, nach dem eben Erwähnten, keine hohe Meinung von der gastronomischen Bildung der Cochinhühner gewinnen mag, zeigen sie sich jedoch besonders delikat in Betreff des nicht gekochten Fleisches. Auf die Empfehlung eines Schriftstellers habe ich vormals rohe Kalbsleber für sie in Stückchen zerhackt, aber sie wollten dieselbe nicht berühren; in gekochtem Zustande mundete sie ihnen hingegen vortrefflich, doch werden sie nur selten damit regalirt. Wie ich in einigen neueren Werken jüngst gesehen, soll der Genuß des rohen Fleisches höchst schädliche Folgen für die Hühner haben. Haben sie, so heißt es, sich einmal an diese Kost gewöhnt und will man sie ihnen dann entziehen, so verfallen sie in eine Art toller Freßwuth, in welcher sie sich und ihren Gefährten die Federn ausreißen, daß sie elendiglich verbluten. Verräth die Antipathie meiner Cochinhühner gegen rohes Fleisch nicht, daß sie anschauliche Kenntniß von jener schrecklichen Raserei haben, welche die Folge solcher Cyclopen-Mahlzeiten ist?

(Fortsetzung folgt.)

# Miscellen.

Einem Schreiben aus Flensburg entnehmen wir Folgendes: Heute früh weckte mich der Pfiff der Locomotive fast vor meinem Fenster, denn die Eisenbahn führt durch eine Brücke über die Straße, wo ich wohne. Meine Hoffnung, daß der Verkehr mit Schleswig schon hergestellt sein werde, hat sich aber noch nicht verwirklicht, es sollen einige Brücken zerstört sein und erst in ein paar Tagen wiederhergestellt werden können. Die Zahl der hier anwesenden Truppen hat sich heute schon wieder ansehnlich vermindert. Von Preußen steht nur das schlesische Garderegiment Königin Elisabeth hier, östreichische Jäger sind heute Mittag schon wieder abgezogen und zwar, wie es hieß, nicht gegen Norden, sondern gegen Westen, wo noch die in Friedrichstadt gestandene Brigade unter General Wilmsen zu erwarten ist, die, wie es scheint, nicht rechtzeitig gekommen ist. Preußische Husaren, die mit Prinz Friedrich Karl von Arnis her gekommen waren, hatten unterwegs eine ziemliche Anzahl Gefangene gemacht. Die Soldaten waren übrigens im besten Zustande und hatten den anhaltenden Marsch und das furchtbare Wetter vortrefflich überstanden. Sie bedauerten nur, seit Missunde den Feind nicht mehr angetroffen zu haben. Ein kleiner Umstand, daß, glaube ich, ein Brückentrain durch das Entgegenkommen einer andern Colonne zu spät kam, hat den Uebergang bei Arnis etwas verspätet, sonst wären die dort stehenden Dänen wahrscheinlich noch vor Flensburg abgeschnitten worden. Sie haben von Eckernförde und Missunde aus über die Thaten der preußischen Truppen gewiß zahlreiche Berichte erhalten. Auf meiner Tour bin ich gestern nur auf Oestreicher gestoßen. Alle Welt ist voll des Lobes dieser Truppen namentlich, wie der Angriff als überaus energisch geschildert. Ein Gefangener sagte von ihnen, sie seien wie auf Schlittschuhen herangekommen und die dänischen Offiziere haben in Schleswig geäußert, die Oestreicher griffen gar nicht regelrecht an. Das sind ohne Zweifel zum Theil die Resultate des italienischen Feldzuges. Sie werden hier zum ersten Male verwendet und die Oestreicher scheinen alle Ursache zu haben, damit zufrieden zu sein.

(Heinrich Rose †.) Am 27. Januar erfolgte der Tod Heinrich Rose's, des berühmten Chemikers in Berlin. Rose ist erst 68 Jahr alt gewesen. Er war der Lieblingsschüler von Berzelius und seit 40 Jahren eine beneidete Zierde der Berliner Hochschule. Seine Hauptverdienste sind auf dem Gebiete der anorganischen Analyse zu suchen und was er hier geleistet, hat das Fundament zu dem stolzen Gebäude der neueren Chemie mit abgegeben. Der „Rose'sche Gang", die Auflösung in Säuren und Niederschlägen der Lösung durch Alkalien und Schwefelwasserstoffgas, bezeichnet hinlänglich seinen Antheil an der analytischen Chemie, über die er in seinem 1851 erschienenen berühmten „Handbuch" seine reichen und kostbaren Erfahrungen niederlegte.

Pesth. (Ein Kuß für 1000 fl. und ein Gläschen Liqueur für 100 fl.) Der in Pesth zu Gunsten der Nothleidenden aufgestellte Bazar, in welchem die Zierde unserer Damenwelt die gespendeten Artikel selbst feilbietet, erfreute sich eines außerordentlichen Zudranges von Kauflustigen. Unter den mannigfachen Artikeln, die reinen Absatz fanden, befand sich auch ein ganz eigenthümlicher, nämlich ein Kuß im Werthe von 1000 fl. Herr P. von A. wandte sich nämlich an eine der verkaufenden Damen, die Gräfin Z., mit der Frage, was er kaufen könne, und als diese antwortete, daß er alles haben könne, sagte er: „Nun gut, so will ich einen Kuß von Ihnen; was kostet er?" „Tausend Gulden," war die Antwort. Das Geschäft war gleich abgeschlossen. Hr. A. küßte die Gräfin und erlegte den dafür verlangten Betrag für die Nothleidenden. — Ferner hat der bekannte Hofrath Ed. v. Ziedenyi aus Wien Hundert Silbergulden für ein Glas Liqueur eingesendet, daß ihm von der Verkäuferin Gräfin Clarisse Kornis-Karolyi bei der nächsten Gelegenheit credenzt werden soll.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 15. Sonntag den 21. Februar 1864.

## Von Rendsburg nach Flensburg.

(Zehn Tage aus dem Leben eines österreichischen Soldaten.)

— Die österreichische Armee hat sich in den Gefechten bei Oberselk und Oeversee mit unsterblichem Ruhm bedeckt. Mögen auch englische Staatsmänner und Publizisten in ihrer gewohnten frivolen Weise über die Trophäen spötteln, welche zwei Großmächte im Kampfe gegen einen Staat letzten Ranges erringen — die österreichischen Truppen haben bisher nur gegen Uebermacht gekämpft; in beiden Treffen, welche sie gegen die Dänen zu bestehen hatten, waren letztere stark an Zahl überlegen, und dennoch hat alle Welt die Palme des Sieges den Oesterreichern zuerkannt. In Deutschland weiß man das, und nimmt alles dasjenige mit hohem Interesse auf, was sich auf die Geschichte der letzten denkwürdigen Tage bezieht. Uns wird von befreundeter Hand das Schreiben eines Offiziers des österr. 9. Jägerbataillons an seine Verwandten zur Einsicht mitgetheilt, welches den ganzen Zug der Brigade Nostiz von Rendsburg bis Flensburg in lebensvoller Weise schildert, und obwohl es manche Wiederholungen bereits bekannter Thatsachen enthält, dennoch ein umfassendes Bild des gesammten Zuges entrollt und manche bisher unbekannte, höchst interessante Details bietet. Wir glauben keine Indiskretion zu begehen, wenn wir zur Bereicherung der Tagesgeschichte den die militärischen Ereignisse betreffenden Theil dieses aus Flensburg datirten Schreibens veröffentlichen:

. . . „Den 1. Februar marschirten wir bei Rendsburg über die Eider. Unser Bataillon bildete die Spitze der Brigade und es wurden zwischen einigen davonsprengenden Reitern und unseren Jägern wenige, wie mir scheint, wirkungslose Schüsse gewechselt.

Nach einem sehr anstrengenden Marsche machten wir gegen 5 Uhr Abends Rast, und bequartierten uns, so gut es ging. Am 2. ging es weiter, und wir glaubten noch im tiefsten Frieden zu sein, so unbelästigt konnten wir uns vorbewegen. Am 3. kam es schon etwas besser. Wir erhielten doppelte Ration mit dem Bedeuten des Generals, uns auf einige harte Tage gefaßt zu machen. Der General hielt Wort; die Tage vom 3. bis einschließlich 6. d. werden Jedem, der sie in Schleswig-Holstein miterlebte, unvergeßlich bleiben. Am 3., ungefähr 11 Uhr Vormittags, rückten wir aus unserer Kantonirungsstation vor, marschirten etwa eine Stunde nach Schleswig zu, und machten Halt. Ungefähr um 12½ Uhr rückte die Brigade G.-M. v. Gondrecourt als Avantgarde an uns vorüber vor, und nach einer Viertelstunde schon hörten wir zuerst Kanonendonner, endlich auch Kleingewehrfeuer. Jetzt hieß es bald: Vorwärts! Da jedoch die nöthigen Dispositionen zum Kampfe erst getroffen werden mußten, so verging wohl der Zeitraum von ungefähr einer Stunde, bis wir die im Gefechte befindliche Brigade einholten. Ein todtes Husarenpferd, vielmehr das nach Traditionen der österreichischen Armee bei jedem Gefechte zuerst fallende Husarenpferd war das todte, stumme Zeugniß der rollenden eisernen Würfel. Bald kam's besser. Die Brigade marschirte als Unterstützung in Divisionskolonnen vor. Plötzlich sahen wir auf einem Hügel eine weiße Fahne wehen. Mehrere meiner Leute hielten dies als ein Zeichen des Friedens; allein bald wurden sie inne, daß diese weiße Fahne nur insofern ein Friedenszeichen war, als sie verwundete und sterbende Krieger mit ihren Falten deckte, kurz die Fahne war das Signal des Nothverbandplatzes. Wir sahen hier viele unserer tapferen Kameraden des 18. Feldjägerbataillons, theils todt, theils verwundet liegen, und wir freuten uns über die Zweckmäßigkeit und außerordentliche Schnelligkeit unserer Ambulanz-Anstalten; denn das Schlachtfeld wurde mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit von den Verwundeten geräumt, und doch war ihre Zahl eine ziemlich große.

Gegen 4 Uhr Nachmittags verkündigte uns eine Granatkartätsche, daß der Tanz auch bei uns losgehe. Die Brigade Gondrecourt war weit vorgerückt, und in unserer linken Seite war noch immer ein starkes Feuer hörbar. Da erhielt jene Division des Bataillons, zu der auch ich gehöre, den Befehl, in der Richtung dieses Feuers vorzugehen, und die Verbindung mit dem um den Ort Jagel kämpfenden Regimente Prinz von Preußen zu erzwingen.

Es dauerte keine zwei Minuten, so fingen auch schon die Kugeln zu zischen an, und bei Erstürmung eines kleinen Hügels hatten wir die ersten Todten. Die Dänen waren bald gewichen und wir schickten uns an, gegen Jagel vorzugehen, als uns die zweite Division des Bataillons ablöste und einen Bahnhof, ungefähr eine halbe Stunde von den Dannewerken entfernt, erstürmte.

Bei Einbruch der Nacht war das Gefecht zu Ende, und wir sammelten uns bei dem erstürmten Eisenbahnhofe Kloster-Krug. Es waren viele Gefangene gemacht worden, insbesondere auch einige Offiziere und viele Verwundete. Nun wurde gesorgt, daß die Verwundeten nach Jagel transportirt wurden, da im Bahnhofe und Umgebung keine lebende Seele zu finden war, und man die Verwundeten nicht

allen Schrecknissen der gänzlichen Hilflosigkeit überlassen wollte.

Nachdem diese traurige Pflicht mit nicht geringer Mühe vollzogen war, folgte die erste Bivouaknacht.

Es ist bekannt, daß das Uebernachten im Freien zu keiner Jahreszeit angenehm ist; im nordischen Winter aber, mit nassen Füßen, ist es eine höchst unerquickliche Sache, und trotz warmer Kleidungsstücke war es hundemäßig (ich finde keinen bezeichnenderen Ausdruck) kalt. Den 4. d. M. Morgens standen wir wieder frisch am Fuße des sogenannten Königshügels, der von der Brigade Gondrecourt genommen worden war.

Ungefähr um 8 Uhr fingen die Herren Dänen an, aus den ungefähr 1800 bis 2000 Schritt entfernten Dannewerken uns mit Granaten zu bewerfen, welche Beschießung jedoch sehr wenig Wirkung hatte. Eine 8-Pfünder-Batterie von uns fuhr am Königshügel auf und beschoß eines der dänischen Forts. Diese Kanonade wurde nicht lange fortgesetzt, da ihr Nutzen nicht zu ersehen war. Jetzt hieß es warten, bis unsere Alliirten, die Preußen, die Stellung umgangen hatten.

Am 4. und 5. d. M. lagerten wir ununterbrochen im Freien am Fuße des Königshügels. Die Nacht vom 4. auf den 5. brachte ich auf Vorposten in der ersten Linie zu. Eine furchtbare Kälte durchfror mir Mark und Bein. Hier war es auch, daß ich zum ersten Male volle 36 Stunden nichts zu essen hatte (obwohl die Verpflegung sehr gut genannt werden muß), denn die Umstände erlaubten es nicht anders auf unserem vorgeschobenen Posten. Am 5. Abends sechs Uhr wurden wir von den Vorposten abgelöst, um als Unterstützung beim Kloster-Kruger Bahnhofe zu bivouakiren. Um zwei Uhr Nachmittags den 4. d. hatten wir das letzte Mal gegessen, um zwölf Uhr Mitternacht den 5. aßen wir die darauffolgende Mahlzeit.

Um sechs Uhr Morgens am 6. d. wurden wir zum Aufbruche beordert. Man stelle sich unser Erstaunen vor, als wir erfuhren, daß die Dänen die Dannewerke geräumt hätten. Nun zogen wir in Schleswig ein, die Brigade Nostitz mit dem 9. Jäger-Bataillon an der Tete. Allsogleich wurden überall die schleswig-holsteinischen Fahnen ausgesteckt, welche man schon vorbereitet hatte.

In Schleswig wurden wir zur Verfolgung des Feindes beordert.

Um 6 Uhr Morgens waren wir ausmarschirt, machten ungefähr eine Stunde Halt in Schleswig. Jeder Mann erhielt etwas Branntwein und Brod und fort gings im größten Schneegestöber gegen Flensburg. Eine Division Husaren und eine Kavallerie-Batterie voran, das 9. Jäger-Bataillon an der Spitze der Infanterie. Jetzt wurde unverdrossen darauf losmarschirt, um den Feind einzuholen; ungefähr um 2 Uhr Nachmittags hörten wir den ersten Kanonenschuß und bald darauf fanden wir auch wieder das unvermeidliche Husarenpferd. Vorwärts war das Losungswort. Um halb 4 Uhr stießen wir beim Orte Oeversee, 1 Meile von Flensburg, auf den mit unseren Husaren im Kampfe begriffenen Feind. Zufällig war abermals jene Division, bei der ich eingetheilt bin, die Avantgarde-Division.

Die Husaren kämpften rechts und links der Hauptstraße und erlitten furchtbare Verluste.

Jetzt hieß es, Division des 9. Jäger-Bataillons vor. Kaum hatten wir die letzten Häuser des Dorfes passirt, als uns auch schon ein mörderisches Feuer empfing und in vielleicht 6 bis 8 Minuten unserer Vorrückung hatten wir bereits einen Offizier, meinen Hauptmann, schwer verwundet und bei 30 Mann verloren. Wir setzten uns hinter einem Erdaufwurf fest, beschossen die Dänen tüchtig, befreiten unsere Husaren vom Alp, der sie drückte, und warteten ab, bis der Rest der Brigade aufmarschirte und in die Gefechtsstellung überging.

Ich habe in meinem Leben manches gesehen, einen erhabeneren, schöneren Anblick aber, als der Angriff der Brigade Nostitz auf die vom Feinde besetzten Höhen wurde mir noch nicht zu Theil. Plötzlich brachen rechts und links der Straße die Plänkler der Bataillons hervor. Uns wurde dadurch in der linken Flanke bedeutend Luft gemacht und es begann ein unerhört mörderischer Kampf längs der Straße.

Als das 9. Jäger-Bataillon bereits im Handgemenge war, erschienen die geschlossenen Kolonnen des Regiments König der Belgier am Platze. Mit hochfliegender Fahne, wie eine Mauer bewegte sich dieses tapfere Regiment nach vorwärts. Es wurde mit unerhörter Erbitterung gekämpft; die größten Verluste zeigten sich stellenweise, wo die Dänen auf ihrer Flucht Halt machten, um sich wieder zu vertheidigen.

Ich muß den Dänen das Zeugniß geben, daß sie sich heldenmüthig hielten. Allein, wir dachten an unseren erhabenen Kriegsherrn und an den Ruhm des theuren Vaterlandes; wir lasen in den erzfahlen Mienen der uns Gegenüberstehenden den grimmigen Deutschenhaß des Dänenvolkes und so ging's denn drauf mit unwiderstehlicher Furia und die Bajonnete und Kolben unserer braven Jäger und Infanteristen mähten die Dänen reihenweise nieder. Die Dänen mochten sich zur Vertheidigung kehren, so oft sie wollten, es half Alles nichts, sie mußten immer wieder weichen und um halb 7 Uhr Abends war Bülschau, der Knotenpunkt der Stellung genommen. Der Sieg ist theuer, sehr theuer erkauft.

Dieser Riesenverlust ist das Werk von anderthalb Stunden. Steiermarks Söhne haben bewiesen, daß sie nicht entartet sind, daß nicht nur Ausdauer in allen möglichen Strapazen eine ihrer Haupttugenden ist, sondern daß sie auch jene der unbestreitbarsten Tapferkeit besitzen. Wäre ich nicht selbst dabei gewesen, so möchte ich sagen, daß jeder Einzelne, der diesen Kampf mitgemacht, mit Stolz sich dessen rühmen kann, denn nie, selbst nicht in den blutigen Schlachten von Solferino und Magenta, ging es so heiß her.

Erst nach Eintritt der vollständigsten Finsterniß sammelte man sich und das Bataillon rückte zurück nach Oeversee.

Jetzt hieß es bequartieren, so gut es ging. Ich habe mit noch einem Offizier, einigen Jägern, Husaren und Infanteristen in einer großen Bauernstube geschlafen. Bis jetzt hatten uns die Strapazen nichts anhaben können; allein nun machten sich deren Folgen geltend. Gleich nach dem Gefechtstage wurde ich von einem so heftigen Kopfschmerz, gänzlicher Abgeschlagenheit sämmtlicher Glieder ergriffen, daß es mir nicht gelingen wollte, auch nur einen vernünftigen Gedanken zu fassen. Dieser Zustand dauerte mehrere Tage.

Am 7., 8. und 9. lagen wir in einem kleinen Orte nächst Flensburg zu acht Kameraden in einem Zimmer. Am 8., um 3 Uhr Nachmittags, begruben wir unsere drei gefallenen Kameraden, die Oberlieutenants Lamotte und Laimel und den Lieutenant Herold, auf dem Kirchhofe zu Oeversee mit militärischen Ehren.

Es war ein ergreifender Anblick. Drei weiße einfache Särge wurden in das gemeinsame Grab gesenkt und tiefe Trauer war auf den Gesichtern der Beiwohnenden zu lesen.

Man trennt sich nur mit tiefem Schmerze von Kameraden, mit denen man Freud' und Leid getheilt hat und die man noch vor wenig Stunden in jugendlicher Frische vor sich sah.

Am 10. Mittags war das Offizierkorps des Bataillons zum Frühstück beim Korpskommandanten geladen, der uns warm beglückwünschte. Um 5 Uhr Abends trafen wir in Flensburg ein, wo wir, als die ersten österreichischen Truppen, die so weit nach Norden vorgedrungen, mit Jubel empfangen wurden.

Feldmarschall Wrangel hat sich eigens eine Kompagnie des Bataillons als Ehrenwache ausgebeten."

## Würzburger Stadttheater.

Mittwoch, 17. Februar. „Robert der Teufel" von Meyerbeer. Die Hoffnung, Frau Stotz als Isabella zu hören, hatte ein zahlreiches Publikum in's Theater geführt; ein unvorhergesehenes Unwohlsein verhinderte aber deren Auftreten, so daß der Robert und zwar zum dritten Male hätte zurückgestellt werden müssen, wenn nicht Frau Förster durch Uebernahme der Isabella neben ihrer eignen Rolle den Helfer aus der Noth gemacht haben würde. Diese Bereitwilligkeit verdient alle Anerkennung und wurde auch durch öfteres Hervorrufen gelohnt.

Wir haben die Rolle der Alice und Isabella schon öfters in einer Hand gesehen und sind niemals ganz befriedigt worden, da der verschiedene dramatische Charakter und die individuelle musikalische Anlage einer jeden die Kräfte einer Person mehr als billig in Anspruch nehmen; es konnte deßhalb auch nicht auffallen, daß Frau Förster nicht mit jener Ruhe gesungen und gespielt hat, welche aus dem Gefühle der Sicherheit und Herrschaft über die Rolle entspringt, daß die Coloraturen und namentlich die Staccato's in den Arien der Isabella im 2. Akte nicht so rein und korrekt vorgetragen wurden, wie wir sie wohl sonst von Frau Förster gewohnt sind, daß endlich dieselbe in der Arie im Finale des 2. Aktes und im Gebete der Alice im 3. Akte den Faden momentan verloren und nicht ohne offenkundige Verwirrung sich wieder zurecht gefunden hat. Wir wollen hierüber gerne mit Nachsicht hinweggehen, da bei der fast ganz unvorbereitet erfolgten Uebernahme der schwierigen Rolle der Isabella eine strenge Kritik um so weniger am Platze wäre, als sich Frau Förster in dem weitaus größeren Parte ihrer ungewöhnlichen Aufgabe durch mitunter ganz gelungene Leistungen allgemeine Zufriedenheit erworben hat.

Herr Wagner war heute besser bei Stimme, als bei der ersten Aufführung des Robert; sein Gesang war volltönend und wohllautend, würde übrigens einen weit größeren Erfolg erzielt haben, wenn er mit mehr Deutlichkeit und Klarheit vorgetragen hätte; das Hastige in seinem Gesange benimmt demselben in Parlandostellen und im Allegro Verständniß und Schönheit.

Der Bertram des Hrn. Schiffbenker war eine gelungene Leistung, seine Stimme zeichnete sich durch besondere Ausgiebigkeit und Fülle aus und war selbst in den tieferen Lagen ansprechend und kräftiger als sonst. Von den Ensembles läßt sich nicht viel Gutes sagen; ebenso von den meisten Chören; auffallend unsicher und mitunter positiv falsch war das Terzett im 3. Akte zwischen Robert, Alice und Bertram und der Schlußchor im Finale desselben Aktes; auch im Orchester fehlte es mitunter an Aufmerksamkeit und Präcision.

Eine bedauerliche Störung, welche leicht zu großem Unglücke hätte führen können, trat während des letzten Aktes durch die Weigerung eines jungen Mannes, den Hut im Parterre abzunehmen, ein; das zahlreich versammelte Publikum, durch den hierdurch entstandenen Lärm, dessen Veranlassung nur die zunächst Stehenden kannten, in Unruhe und Schrecken versetzt, hatte sich schon größtentheils von den Sitzen erhoben, um auf die Ausgänge hinzudrängen; bei der allgemeinen Verwirrung, die sich noch steigerte, als gar von einer Seite Feuerruf erschallte, hätten die schwersten Folgen eintreten können, wenn nicht der Zuruf einiger besonnenen Männer, daß keine Gefahr vorhanden sei, die Ruhe allmälig wieder hergestellt hätte, so daß weiter gespielt werden konnte. Dem Ruhestörer ward allgemeine Indignation über sein ungeeignetes Benehmen zu Theil und gegen denselben bereits gerichtlich eingeschritten. —δ—

Würzburg, 17. Febr. Nachdem Herr Simon den „Jongleur" zu seinem Benefiz gegeben, und was die Hauptsache dieser Vorstellung war, ein volles Haus dem Benefizianten zeigte, daß er hier beliebt ist, wurde den 14. d. M. diese Originalposse sogleich wiederholt. — Wiewohl in derselben nicht viel attisches Salz zu finden, indem sie nur durch vorzügliches Spiel und Ineinandergreifen des darstellenden Personals von Erfolg sein kann, so glauben wir nicht, daß es in einer Stadt wie Würzburg weder im Vortheil der Direktion, noch in dem des Publikums liegt, daß ein Stück, welches ein volles Haus macht, sogleich eine Wiederholung findet. Was hingegen die Aufführung dieser Posse betrifft, so läßt sich hierüber nur Rühmliches sagen, wenn auch hier und da zu stark al fresco aufgetragen wurde, so ist dieses in solchen Burlesken nicht leicht zu vermeiden. Besonders hervorgehoben zu werden verdienen, Hr. Simon als Klemmerz, Hr. Döbbelin als Thomas Matt und unser verehrter Gast Frau Stotz als Dorthe, zu werden.

Das Publikum scheint dieser zahlreichen Possen, wie wir von einem großen Theil desselben vernommen, gerade überdrüssig; denn der Ernst der Zeit fordert selbst von der Bühne seinen Tribut. Unsere Direktion scheint dieses einzusehen, weßhalb dieselbe sich bestrebt, im Felde des Schauspiels dem Publikum Neues zu bieten; doch gerade unsere ernste Zeit, welche leider so reich an tragischem Stoff, ist arm an geistigen Erzeugnissen desselben für die Bühne, weßhalb die hiesige Direktion, wie wir aus guter Quelle vernommen, sogar ihre Zuflucht zu guten, französischen, dramatischen Werken nimmt, welche sie durch gewandte Federn für die deutsche Bühne bearbeiten läßt, um den Forderungen des Publikums Genüge zu leisten, was alle Anerkennung verdient*). Den 15. Februar wurde das freundliche Lustspiel „Die gefährliche Tante" von Albini mit sehr viel Präzision und großem Beifall gegeben, wo Herr v. Sternwald als Freiherr von Emmering neben Frau Ritter als Adele Müller sich den Lorbeer des Abends errang.

*) Herr Prof. Fuchs, ein Straßburger, hat so eben ein neues französisches Drama „die Großmutter" übersetzt und der hiesigen Direktion zur Aufführung übergeben.

Hierauf „Doktor Robin,“ in welchem wir wieder einmal das schöne dramatische Talent des Herrn Hahn Gelegenheit hatten zu bewundern, wobei uns aber unwillkürlich ein Bedauern erfaßte, daß dieser Künstler so wenig auftritt. — Herr Hahn scheint Friedrich Kind's Worte „Wird man wo gut aufgenommen, muß man ja nicht zu oft kommen“, welche derselbe seine Zigeunermutter in der Preziosa sagen läßt, zu beherzigen. Den 16. ds. sahen wir eine Novität, „Die Mansfelder“ über unsere Bühne wandern, deren Verfasser ein Herr Tür de Séchelles ist, welcher seinen Stoff aus dem dreißigjährigen Kriege schöpfte, aber es in Beziehung der Geschichte nicht sehr genau nahm, indem er den unglücklichen Böhmen-König, Kurfürst Friedrich V., nach seiner Ernennung zum König nach Jahresfrist in Heidelberg leben läßt und während seines Daseins den Kampf dieses furchtbaren Krieges sogar in diese Gegend verlegt. Es ist bekannt, daß der Kurfürst nur durch die Eitelkeit seiner Gattin, Elisabeth, einer Enkelin Maria Stuart's und Tochter Jakob I., dieses ihm zur Dornenkrone gewordene Diadem annahm, welche ihm, als er die Krone ausschlagen wollte, vorwarf: „Ihr hattet den Muth, um eine Königstochter zu freien, doch den Muth, eine Königskrone zu tragen, scheint Ihr nicht zu haben.“ Als er sogleich nach seiner Ernennung nach Böhmen zog, rief dem unglücklichen Kurfürsten seine Mutter Dorothea von Hessen weinend nach: „Ade, Pfalz geht in Böhmen unter!“

Erst nach der Schlacht am weißen Berge zog sich der Kampf in die Pfalz, doch der flüchtige Kurfürst Friedrich V. sah sein väterliches Schloß Heidelberg nie wieder und starb in Mainz. — Wenn übrigens diese Novität auch, was die darin vorkommenden Lieder betrifft, in rhythmischer Beziehung manches zu wünschen übrig läßt, so hat doch das Stück selbst manche effektvolle Scenen und poetische Situationen, welche wir wünschten von dem Herrn Verfasser noch fleißig überarbeitet zu sehen, wodurch dem Werke sich gewiß die deutsche Bühne dankbar erschließen würde. R.

Würzburg, 19. Februar. Gestern begann der Altmeister deutscher Kunst, Hr. Marr, früherer technischer Direktor des Hoftheaters zu Weimar, sein Gastspiel in dem Familiengemälde „Der Kaufmann“ von Benedix, mit der Titelrolle des Gottlieb Munzinger, eines reichen Kaufmanns, welcher sich vom armen Commis zu einem Millionär empor geschwungen hatte. — Wiewohl der Dichter sein Stück ebensowohl „die Mariagen“ hätte nennen können, indem beinahe alle handelnden Personen eheliche Verbindungen schließen oder hätten schließen sollen; so ist demselben doch die Zeichnung des Charakters eines edlen Großhändlers vortrefflich gelungen, und was dieser Zeichnung allenfalls noch abging, das wußte der verehrte Gast durch eine seelenvolle Mimik und Gestikulation beizufügen. Vortrefflich und wahrhaft nach dem Leben gezeichnet waren die Selbstgespräche des Bühnenmeisters. — Da wurde der Zuschauer durch keinen falschen Pathos, durch keine Koulissenreißerei daran erinnert, daß er in einem Theater ist, sondern Hr. Marr bezauberte durch seine Kunst den Zuschauer so sehr, daß er unwillkührlich glaubte, eine wirkliche Scene aus dem Leben vor sich zu sehen. So und nicht anders soll und muß der wahre Künstler seine Aufgabe lösen. — Allgemeine Anerkennung fand die vortreffliche Schilderung des Kaufmannsstandes, wo Benedix den ehrwürdigen Großhändler sagen läßt, daß es der Welthandel sei, welcher Erdtheile mit Erdtheilen, Völker mit Völkern verbindet; durch welchen die größten Entdeckungen gemacht und das Licht der Wissenschaft und Civilisation in Wüsten und Steppen gebracht wurde. Auch die zeitgemäße Anspielung des Hrn. Marr auf die deutsche Flotte fand eine verdiente Anerkennung.

Herr Marr gehört zu jener wahren Künstlerschule, welche die Ideale ihrer auszuführenden Charaktere, nicht in einem phantastischen Traumreiche, sondern in der Wirklichkeit des Lebens suchten, und dieselben durch die Kunst veredelt wiedergeben, weshalb sie auch der Zauber der Wahrheit umstrahlt und ihre Wirkung auf den Zuschauer eine ergreifende, bleibende ist.

Recht gut faßte Frau Ritter ihre dankbare Rolle der Gerhardine auf, sowie auch Frln. Lehmaier als Hedwig ihre Aufgabe mit inniger Liebe zum Vater, mit naiver Kindlichkeit und Wärme ausführte; doch können wir bei beiden Damen, sowohl bei der bewährten Meisterin, als bei der begabten Kunstnovizin, zu beider Bestem, die Rüge nicht unterdrücken, daß beide sehr unvortheilhaft geschminkt waren, indem Frau Ritter an Nase und Augen zu roth und Frln. Lehmaier's Nase zu weiß war, daß man unwillkürlich an das Spiel des „Mehlhäufchens“ erinnert wurde, wo die Spielenden den Ring mit dem Munde aus dem Mehle zu ziehen haben. Beide Damen hat die gütige Mutter Natur schon mit so mancher Anmuth geschmückt, daß solch' übertriebene Schminke nur entstellen kann; denn Alles was zu viel, ist vom Uebel. Die Darstellung des alten Grafen Waldbach ließ manches zu wünschen übrig, dessen Sohn, Graf Ludwig, hingegen wurde von Herrn Lohmann recht edel gegeben.

Herr Hahn als Fabrikant Moritz von Schwarz, zeigte sowohl in seiner ersten Scene mit dem alten Munzinger einen ergreifenden Schmerz, wie später in seiner Liebe zu Gerhardine, wie in der Dankbarkeit zu dem alten Munzinger die Innigkeit und Klarheit einer edlen Seele.

Der Matrose, Hans Scheller; abgesehen, daß der alte Seebär wahrscheinlich in der Erinnerung seines früheren Berufes, hier und da, besonders in der Scene mit dem alten Haushofmeister beim Gläschen etwas zu schwimmen schien, so wurde derselbe vom Hrn. v. Sternwaldt meisterhaft durchgeführt.

Hr. Bückert als Albert Schmiedeborn zeigte wie immer den fleißigen, strebsamen Darsteller; so wie Hr. Simon als Fürchtegott Lebrecht seine Aufgabe mit vieler Originalität durchführte.

Doch können wir nicht umhin, zu bemerken, daß wir die zwar undankbare Rolle des Richard in andere Hände gewünscht hätten; denn wiewohl der dermalige Besitzer derselben schon im Felde der Komik Vorzügliches, ja Ausgezeichnetes leistete, so war schon seine Maske der Art, daß dieselbe nur dann gepaßt haben würde, wenn er den Sohn eines Lew-Hersch oder Polkowitzers und nicht den eines Großhändlers Munzinger darzustellen gehabt hätte. — Wir schließen unsern Bericht, indem wir unsere Leser über das fernere Gastspiel des verehrten Gastes auf die nächste Nr. dieses Blattes verweisen. R.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 16. Mittwoch den 24. Februar 1864.

### 8 Klein-Hähnchen.

Aus dem spanischen Roman: „la Gaviota"

von

Fernan Caballero.

Auf einem Pachthofe lebte einst eine schöne Henne, umgeben von einer zahlreichen Familie, in der nur ein häßliches und krüpp'liges Hähnchen war. Sonderbarerweise liebte grade ihn die Mutter am meisten, wie es auch sonst nicht selten vorkommt. Dieser Krüppel war aus einem kleinen, unansehnlichen Ei gekrochen. Es war eigentlich nur ein halbes Küchlein, so daß es schien, es sei Salomo's Urtheilsspruch an ihm vollzogen worden. Er hatte nur ein Auge, einen Flügel und einen Fuß, trotz alledem bildete er sich mehr ein wie sein Vater, der der schönste, tapferste und galanteste Hahn aller Hühnerhöfe der Umgegend gewesen war. Das Hähnchen hielt sich für einen Phönix unter seines Gleichen. Wenn die anderen Hähne ihn verhöhnten, so glaubte er, es geschähe aus Neid; thaten es die Hennen, so dachte er, es geschähe aus Aerger, weil er sich nicht um sie kümmere.

Einst sagte er zu seiner Mutter: „ich langweile mich hier auf dem Lande; ich will zum Hof gehen, um König und Königin kennen zu lernen!"

Die arme Mutter erschrak bei dem Gedanken. „Sohn!" erwiderte sie ihm, „wer hat dir die Dummheit in den Kopf gesetzt! dein Vater verließ nie dies Besitzthum und war doch der Stolz seines Geschlechtes. Wo wirst du einen Hühnerhof wie unseren wiederfinden, wo einen besseren Misthaufen, gesunderes und besseres Futter, einen geschützteren Stall und zärtlichere Geschwister?" „Pah!" erwiderte das Hähnchen, „meine Brüder und Neffen sind Dummköpfe, mit denen Nichts anzufangen ist."

„Aber lieber Sohn!" klagte die Mutter, „hast du nie im Spiegel bemerkt, daß dir ein Fuß und ein Auge fehlt?" „Wenn Sie mir das vorwerfen, Mutter," polterte das Hähnchen, „so sollten Sie sich schämen, da nur Sie die Schuld tragen und Niemand sonst. Bin ich nicht aus Ihrem Ei in die Welt gekrochen, und warum mußte gerade ein so alter Hahn mein Vater sein!" —

„Lieber Sohn" sagte die Mutter erröthend, „du warst das letzte Ei, das ich bebrütete und kamst dadurch schwach und unvollkommen zur Welt; an deiner Erziehung hat es nicht gelegen."

„Kann sein!" eiferte das Hähnchen voll Zorn; „vielleicht finde ich am Hofe einen geschickten Wundarzt, der mir die Glieder ergänzt, die mir fehlen; um so mehr Grund dafür, daß ich mich auf den Weg mache."

Da die gute Mutter jede Einrede unnütz fand, so bat sie ihn, wenigstens noch auf einen guten Rath zu hören. „Geh wenigstens", sagte sie „auf deiner Reise nie in eine Kirche, in der ein Bild des hl. Petrus ist. Der hl. Mann kann uns einmal nicht leiden und am wenigsten dein Krähen. Fliehe außerdem jene Menschen, die sich Köche nennen, sie sind unsere gefährlichsten Feinde, die uns nur zu gern den Hals umdrehen. Nun ziehe mit Gott, mein Sohn, der hl. Raphael, der Schutz aller Reisenden, schirme dich! doch vergiß nicht, die noch den Segen deines Vaters mitzunehmen."

Klein-Hähnchen kniete dann vor dem ehrwürdigen Urheber seiner Tage nieder, küßte seine Kralle und bat um seinen Segen. Der ehrwürdige Greis that es mit vieler Würde, obgleich er den ungerathenen Sohn nicht liebte, wobei die Mutter, wie alle Mütter vom Schmerz überwältigt, ihren Thränen freien Lauf ließ.

Ungerührt vom Kummer der Mutter, krähte Klein-Hähnchen darauf vergnügt zum Abschied; hob den Flügel und wanderte fort zu seinem Unternehmen. Nach kurzer Zeit kam er an den Rand eines kleinen Baches, der von der Sommer-Gluth fast wasserleer war, so daß sein schwacher Lauf durch Uferzweige aufgehalten wurde.

Als der Bach den Wanderer sah, rief er ihn bittend an, „du siehst, lieber Freund, wie hinfällig ich bin, meine Kraft reicht nicht aus, diese Zweige, die mir den Abfluß sperren, aus dem Weg zu drängen oder einen anderen Ausweg mir zu suchen. Du könntest mich wohl von ihnen befreien, indem du sie mit deinem Schnabel zur Seite schöbest. Zum Danke befriedige dann deinen Durst und rechne auf meine Erkenntlichkeit, wenn mir die Wolken meine Kraft zurückgegeben haben."

Klein-Hähnchen erwiderte trotzig: „Ich könnte, aber ich will nicht helfen! Kannst du mir zumuthen, den Diener trock'ner und schmutziger Bäche zu machen!"

„Du wirst dich meiner einst wieder erinnern, wann du am wenigsten daran denkst!" murmelte der Bach mit hinfälliger Stimme.

„Ich verachte deine Drohung!" sagte Klein-Hähnchen, indem er über ihn weghüpfte. „Du müßtest denn eine Terne in der Lotterie gewinnen oder eine neue Sündfluth erleben!"

Ein bischen weiter unten fand er den Nordwind, der ganz erschöpft am Boden lag.

„Liebes Hähnchen!" rief er ihm zu, „wir sind in dieser Welt zu gegenseitiger Hilfe da. Komm' zu mir und steh' mir bei! Sieh', wie mich diese Sommerhitze zugerichtet hat. Ich, sonst so kräftig und gewaltig, der ich Wellen auf Wellen thürme und widerstandslos auf der Erde gebiete, liege hier ermattet von dieser Hundstagshitze! Mich haben die bösen Blumen, mit denen ich spielte, eingeschläfert, nun fehlt die Kraft mir, wieder aufzustehen. Wenn du mich nur mit dem Schnabel etwas vom Boden abbringen und mit dem Flügel anfächeln wolltest, so könnte ich mich erheben und zu meiner Höhle gelangen, wo Mutter und Schwestern — die Stürme — meine gestern zerrissenen Wolken flicken; sie werden mich wieder pflegen, daß ich die alte Kraft gewinne!"

„Mein Herr!" gab ihm das boshafte Hähnchen zur Antwort, „Sie haben mich zu oft geärgert, wenn Sie mich von hinten packten und das Gefieder über'n Kopf warfen, daß ich der Spott meiner Geschwister war. Jetzt geschieht Ihnen recht, mein hochmüthiger Freund, ruhen Sie hier aus, so lange Sie wollen und erwarten Sie nicht, daß ich Ihnen helfe!"

Zum Abschied ihn höhnisch ankrähend, ging Hähnchen rasch seines Weges weiter.

Inmitten eines abgemähten Feldes, auf dem die Arbeiter Feuer angemacht hatten, erhob sich eine Rauchsäule. Hähnchen ging darauf zu und sah ein Flämmchen, das im letzten Aufflackern begriffen, dem Verlöschen nahe war.

„Liebes Hähnchen!" sagte das Flämmchen, als es ihn sah, „du kommst zur glücklichen Stunde, um mir das Leben zu retten. Es ist um mich geschehen, wenn ich nicht angefacht werde. Mein Beschützer, der Nordwind, der mich sonst stets unterstützt, bleibt fern, so friste du mir mit einigen Halmen das Leben."

„Wie kommst du mir vor," erwiderte naserümpfend das Hähnchen, „Feuer anzumachen ist nicht mein Geschäft!"

„Vielleicht könnte ich dir dafür einst wieder helfen!" sagte das Flämmchen mit schwacher Stimme; „Niemand ist vor seinem Ende glücklich!"

„So!" erwiderte das verstockte Thier, „auch du drohst, dafür nimm dies!" und unter boshaftem Krähen bedeckte er das Flämmchen mit Asche und ging.

Endlich gelangte das Hähnchen zur Hauptstadt, wo er gleich eine Kirche traf, die, wie man ihm sagte, dem heiligen Petrus geweiht war. Höhnend stellte er sich vor die Thür und krähte nach Herzenslust, um Mutter und Petrus zugleich zu ärgern.

Als er sich dem Palast näherte, um dort König und Königin zu begrüßen, riefen ihm die Wachen „Zurück" zu; ihnen ausweichend, schlüpfte er in eine kleine Thür, durch die er in einen großen Saal kam, in den Viele eingingen. Er frug, wer diese Leute wären und erhielt zur Antwort, daß es die Köche des Königs seien. Statt nach dem Rathe seiner Mutter den Ort zu fliehen, ging er stolz vorwärts, als plötzlich ein Küchenjunge ihn packte und in dem nächsten Augenblicke auch den Hals umdrehte.

„Schafft Wasser!" rief er, „um diesen Sünder zu rupfen!"

„Liebes gutes Wasser" wimmerte das Hähnchen, „hab Mitleid mit mir, verbrühe mich nicht!"

„Hast du es um mich verdient, als ich um deine Hülfe bat!" antwortete es vor Zorn aufbrausend, und hüllte ihn im Nu in seine heiße Fluth, worauf der Küchenjunge rasch ihm alle Federn ausriß.

Darauf nahm ihn der Koch und warf ihn in die Pfanne.

„Feuer! himmlisches Feuer!" schrie der Unglückliche, „laß deine Macht nicht an mir Ärmsten aus, zügele deine Flammen und verbrenne mich nicht!"

„Heillumpe!" schnauzte ihn das Feuer an, „wie kannst du so frech sein, mich um Hülfe anzurufen, nachdem du mich mißhandelt und verspottet hast; komm her, daß du mich kennen lernst!" In seinem Zorne versengte es ihn im Nu bis auf die Knochen.

Als der Koch ihn angebrannt fand, nahm er ihn beim Bein und schmiß ihn zum Fenster hinaus. Dort traf ihn der Wind.

„Wind, geliebter Wind, mächtige Kraft, der sich Alles beugt, habe Mitleid mit meinen Leiden und laß mich auf kühler Erde ruhen!"

„Dich in Ruhe lassen!" brauste ihn der Wind an, „nimmermehr!" und ihn im Wirbel erhebend schleuderte er ihn auf die Spitze eines Kirchthurms, wo St. Peter ihn faßte und aufhing. Seit jener Zeit ist er dort festgebannt, gebräunt, federlos und eingetrocknet, vom Regen gepeitscht, vom Nordwind umstürmt; dort bereut er seine Schuld und Bosheit mit kläglichem Gekreisch.

So wurde zur Strafe Klein-Hähnchen eine traurige Wetterfahne.

## Studien im Hühnerhof.

Nach „All the year round" von **Dickens.**

(Fortsetzung.)

II.

—b— Vom Instinkt der Hühner mag ich nicht sprechen, weil ich an Instinkt nicht glaube, — ein leeres Wort, dessen Sinn sicherlich Niemand begreift. Wohl aber kann ich bestätigen, es sei ihre Intelligenz so groß, daß es ohne Zweifel gelehrte Hühner ebenso gut geben könnte (Dank dem Himmel gibt es deren noch nicht) als es gelehrte Schweine gibt. Das ungekünstelte Wesen der Hühnerintelligenz offenbart sich am deutlichsten durch ihr Talent, sich den Verhältnissen zu akkomodieren. Ein Exemplar meiner Cochinhühner neuester Zucht, ein prächtiger junger Bursche, ganz weiß und grau gesteeist, mit einem goldfarbenen Shawl am Halse, ein Junge mit ganz orientalischer Physiognomie, weswegen ich ihn „Pascha" benamst habe, kann als Beispiel dienen, wie Wesen von sogenanntem niedrigen Range sich mit den Ereignissen zurecht zu setzen verstehen. Dieser Bursche hat, der einzige unter Allen, welche ich besessen, es in kurzer Zeit dahin gebracht, mit dem alten Monarchen meines Hühnerhofes auf leidlichem Fuße zu stehen. Sein großes Geheimniß besteht darin, daß er weder am Tage noch überhaupt in Gegenwart Seiner mächtigen Majestät, des Königs Brobdingnag, kurzweg Brob genannt, zu krähen sich unterfängt. Da er aber doch, um den Anforderungen seiner Natur zu genügen, auch seine Krähstunden haben muß, so benützt er zu seinem tüchtigen Stück Stimmexerzitium die Morgenstunde, ehe nämlich die Hühner in's Freie gelassen werden, eine Zeit, da er durch die dazwischen gelegene Abtheilung für die Hennen weit vom Brob entfernt, sich ganz sicher weiß. Dies Verhalten lehrte ihn die Erfahrung. In seinen jüngeren Tagen pflegte auch unserem Pascha hie und da in Gegenwart des Königs ein Lauf oder ein Triller zu entfahren. Als er aber wahrnahm, daß Brob dies für

Majestätsverbrechen und Hochverrath ansah, da begann er die Kunst des goldnen Schweigens zu kultiviren. Ueberdieß eignete er sich auch alle Manieren eines Höflings an, und insbesondere die Kunst, immer eine Miene der Ehrfurcht und Ergebenheit zur Schau zu tragen. Das Spaßige dabei ist, daß seine ehrfürchtige Miene wirklich nur Schaustellung, und daß er, während er aller reellen Annehmlichkeiten seiner lukrativen Position sich erfreut, auch manchen losen Streich dem König zu spielen nicht unterläßt. In der Fütterungsfrage überläßt er natürlich der höheren Gewalt den Vortritt, — und wehe ihm, wenn er's nicht thäte — aber indem er leise hinter Brahdingnag einherschleicht, gelingt es ihm oft, diesem die besten Bissen unter den Füßen wegzuziehen. Wenn Brob dies bemerkt und wie rasend auf Bascha losstürzen will, so bedient sich dieser seiner größeren Körpergewandtheit, macht einen kühnen Sprung über den Rücken der Majestät hinweg und gelangt eiligst unter den Schutz irgend eines freundlichen Gebüsches. Diese Kunststücke beweisen hinlänglich, welch eine Spezialität an Schlauheit Buschu ist. Seinem Bruder, einem anderen jungen Hahn, fehlte ganz das Zeug zum Höfling, der wollte krähen, sich spreizen, was natürlich in Gegenwart des Königs nicht zu dulden war; er wäre auch wirklich bald durch Schnabel und Sporen des letzteren getödtet worden, und mußte mit Gewalt einem Hühnerhof in der Nachbarschaft überlassen werden.

Einen anderen frappanten Beweis ihrer Akkommodationsfähigkeit bietet der Wechsel in der Lebensweise, welchen meine Hühner zu gewissen Zeiten erfahren müssen. Wenn ich weg vom Hause bin, sperrt sie mein Gärtner Abends zeitlich ein und läßt sie früh Morgens heraus. Bin ich aber zu Hause, so halte ich sie aus leicht begreiflichen Gründen, sowohl Sommer als Winter, am Morgen bis acht Uhr eingesperrt. Da sie am zeitlich Aufstehen gehindert sind, so werden sie ganz fashionable Langwacher. Gerade als wenn sie's verstünden, daß, wenn sie zeitlich zur Ruhe gingen, sie eine größere Zahl von Raststunden zu überstehen hätten, bleiben sie draußen und wach bis zur letzten Minute und so lange es nur möglich ist. Selbst die jungen Hühnchen nehmen bald diese Gewohnheit an. Daß dieß nicht blos von der Aenderung der Abendfütterungsstunde herrührt, habe ich genugsam erfahren. Gesetzt, ihre Sperrstunde wäre in einer Jahreszeit um halb 7 Uhr, die Fütterungszeit eine Stunde vorher gewesen, nach einiger Zeit aber wäre jene bis 9 Uhr hinausgerückt worden, diese aber die gleiche geblieben, so bleiben sie bis 9 Uhr auf den Beinen, obschon sie ihr Futter so viel früher erhalten haben. Meine Beobachtung hat mich auch gelehrt, daß dieser Wechsel in der Lebensweise die Gesundheit der Hühner nicht im mindesten affizirt und daß es schade ist, sich in der irrigen Meinung, daß langes Wachen den Hühnern schade, die frühen Morgenstunden durch das lästige Krähen stören zu lassen. Zu den Fähigkeiten der Hühner mag besonders ihr ausgesprochener Zeitsinn gerechnet werden. Man ändere ihre Fütterungsstunde wie man wolle, sie kennen sich bald aus und krähen bald zur genauen Zeit in gewohnter Weise um ihr Essen. Es ist ein großer Irrthum, wenn man meint, daß der Hahn aus irgend einem andern Grunde als um seiner selbst willen die Mägde weckt. Er will sein Frühstück, das ist Alles. — Hühner haben auch ein starkes Gedächtniß. Nach langer Abwesenheit erkennen meine Hühner mich wieder und nehmen, wie gewohnt, ihr Futter aus meinen Händen, obschon sie vor jedem Fremden sonst zurückschrecken. Selbst bei den Jungen, die ich als Küchlein verlassen, ist dies der Fall. Die Hühner haben aber nicht blos ein Gedächtniß für Wohlthaten, sondern auch ein sehr scharfes für Beleidigungen. Einmal schlug ich einen kecken Raufbold, der den kleinen Haushund angreifen wollte, mit einem dünnen Stäbchen zurück, seit der Zeit wollte der Hahn keinen Bissen aus meiner Hand mehr nehmen.

Hühner sind in hohem Grade gelehrig. Meine beiden Bantam's haben, wiewohl im Freien lebend, doch gelernt, von den Blumenbeeten vor dem Hause fern zu bleiben und im Garten nur einen gewissen dazu bestimmten Theil zu betreten. Obwohl es völlig gegen ihre Natur scheint, können Hühner doch auch zur Ruhe angehalten werden, ohne daß es zu diesem Zwecke nöthig wäre, sie nach dem Rezepte der alten Weiber zu behandeln, d. h. mit der Ruthe dreinzuschlagen. Man hat nichts weiter zu thun, als die Lärmmacher, wenn sie zu lebhaft werden, zur Strafe im Hintertheil des Hofes abgesondert zu halten; sie erkennen von selber schon Ursache und Wirkung und diese Schlußfolgerung lehrt sie ruhiges Verhalten, wenn sie wieder in den Vordergrund kommen dürfen. Cochinhühner sind, nach meiner bereits geäußerten Ansicht, intelligenter und darum auch gelehriger, als die gewöhnlichen Hühner. Obschon die Natur der Cochinhennen sie zu ungeziemend häufigem Brüten drängt, habe ich die meinen davon entwöhnt, indem ich die Brüterinen in eine dunkle Abtheilung des Hühnerhauses eingesperrt, welche ich das Gefängniß nenne und worin der Boden mit Erde belegt ist. Die Berührung dieses kalten Bodens, die Entziehung des Futters — mit Wasser sind sie genügend versehen — beseitigt schnell das Brutfieber, und — ungleich den anderen Hühnern — fangen sie sogleich, nachdem der Brutparoxysmus vorüber, wieder zu legen an. Sonderbar hiebei ist die Furcht, welche die Henne, die einmal das Gefängniß bewohnt, vor demselben bewahrt, so daß es oft genügt, ihr nur den Kerker zu zeigen, um sie abzuhalten, daß sie nicht durch immerwährendes Brüten Anderer Eier verderbe. Manche Henne ist so ängstlich bemüht, zu zeigen, sie habe nicht gebrütet, daß sie oft plötzlich, ehe sie noch ein Ei gelegt, mit gewaltigem Glucksen aus dem Neste auffährt, nur um glauben zu machen, daß dies bereits geschehen sei. Eine alte kluge Henne pflegte, wenn sie ein Ei gelegt, nicht eher mit dem Gackern aufzuhören, bis meine Haushälterin auf den Hof gekommen; sobald diese erschienen, ging jene gravitätisch vor ihr her, stieg die Leiter zum Nest hinan und gackerte auf der obersten Stufe stehend in einem fort, als wollte sie sagen: hier ist mein Ei.

Ueble Gewohnheiten, welche ihrer Gesundheit nachtheilig sind, scheinen die Hühner zuweilen freiwillig abzulegen. Auf meinem Hofe befindet sich eine Henne, Namens Lola, welche in der That durch plötzliche freiwillige Umkehr zu Mäßigkeit und Thätigkeit ihre Gesundheit wieder erlangt hat. Ihr vorheriger Zustand war schon sehr miserabel, Gicht und viele andere Leiden plagten sie, selbst Symptome der Wassersucht hatten sich schon gezeigt, so daß ich mich entschloß — es sind jetzt eben zwei Jahre — sie dem Messer der Köchin zu überliefern. Da sie jedoch mein Liebling gewesen, reute mich bald mein Entschluß, ich sandte Gegenbefehl in die Küche, der zum Glück noch zeitlich genug daselbst anlangte, um den Vollzug meines ersten Verdammungsurtheils zu verhindern. Alsogleich nach ihrer Rückkehr in

den Hof wandelte diese Henne ihre müßige Lebensweise in eine thätige um, und heute ist ihr Gesundheitsstand ein blühender; obschon acht Jahre alt, ist sie eine kapitale Leghenne. — Erfahrung macht die Hennen je älter desto klüger, auch bessere Mütter werden si. mit jedem Jahr. Eine junge Bruthenne ist in der Regel leichtsinnig oder zu ernst und pflegt darum ihre Eier zu verderben, indem sie dieselben zu rasch verläßt, oder sie schädigt oder tödtet sich selber, indem sie gar nicht von ihnen weicht. Anders die erfahrene Matrone, die ersten und letzten vier Tage, diese wichtigsten und kritischsten der Brutperiode, liegt sie ununterbrochen und abgeschlossen dem Brutgeschäfte ob, an jedem der inzwischen liegenden Tage aber weiß sie fünf Minuten täglich für sich zu erübrigen, die sie um Nahrung zu sich zu nehmen verwendet. Außerdem ist die gute alte Henne mit allen Fertigkeiten, Rezepten, Hausmitteln und geheimen Ueberlieferungen ihrer Race vertraut; sie versteht die Küchlein zu erziehen, sie vor Wetter und Nebel zu schützen und zu sich unter ihre Schwingen zu locken u. dgl. m.; während so ein alberner junges Ding beim ersten Schrei ihrer Kleinen selber erschrickt, sie verläßt und davon rennt, oder sie gar in ihrer Angst und Unbeholfenheit und Verwirrung zu Tode stößt und stampft. —

Kein Umstand ist vielleicht mehr geeignet, die Intelligenz der Hühner zu bezeugen als der Kummer, den sie zuweilen aus rein moralischen Gründen empfinden. Sie verlangen, kann man behaupten, Glück, Amusement und bei allem, was sie thun, auch eine gewisse ihnen gefällige Manier, ohne welche ihnen weder das beste Futter noch das schönste Logis recht anzuschlagen vermag. Hühner, die in Körben gemästet werden, wollen keinen Bissen nehmen, wenn man nicht beim Mästen einen eigens dazu gemachten Trichter anwendet. Recht sehr betroffen ward ich, als ich bemerkte, wie eine Partie junger Hühner, welche ich, von den Anderen abgesondert, in einem geräumigen hellen Hühnerhause hielt, durchaus nicht gedeihen wolle, wie sie im Wachsthume und an Kräften zurückblieben. Endlich brachte ich sie wieder zu den älteren, von welchen ich sie nur aus dem Grunde getrennt hatte, damit sie nicht mißhandelt würden. Jetzt wurden sie richtig mißhandelt, aber sie kämpften, rauften um etwas, lernten Verlangen nach etwas tragen, was wohl der erste Schritt zum Genuß, jetzt wurden sie stark, groß und fett, kurz sie gediehen hier in wenigen Tagen besser als früher in Wochen.

(Fortsetzung folgt.)

## Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 21. Febr. Gestern wurde auf unserer Bühne „Minister und Seidenhändler" von Scribe, aus dem Französischen, für die deutsche Bühne von Marr bearbeitet, gegeben. Dieses Lustspiel ist der dänischen Geschichte entnommen, und arbeitet sich in einer Kette von Intriguen 5 Akte hindurch. Wie die meisten französischen, historischen Dramen und Romane, so hat es Hr. Scribe auch bei diesem sog. Lustspiel nicht sehr genau mit der Geschichte genommen indem er die Königin Marie Mathilde, eine englische Prinzessin, Schwester König Georg's III. von England, als Wittwe bezeichnet, indessen der blödsinnige König, durch Hof-Intriguen mit seiner Gattin im Zerwürfnisse, noch lebte, und mit Letzterer durch den, sich vom praktischen Arzt zum Grafen und ersten Minister Dänemarks emporgeschwungenen Günstling Struensee wieder ausgesöhnt wurde; der hierauf das Ministerium stürzte und die Grafen Ranzau und Brand zu Ministern erhob. — Großartige Neuerungen, die der damalige allmächtige erste Minister einführte, die zwar zum Wohle der Monarchie, aber dem Vortheil der Residenz entgegen waren und Adel, Militär und die Bevölkerung Kopenhagens gegen sich aufbrachte, waren es, weshalb dieselben im Verein mit der Königin-Mutter Juliane, den schwachen König umgarnten, 9 Klagepunkte gegen Struensee festsetzten, unter denen auch der eines strafbaren Verhältnisses zur Königin Marie sich befand, und den Unglücklichen mit seinem Kollegen Brand auf das Blutgerüste brachten. — Die Intriguen, welche nun der von Struensee erhobene Graf Ranzau anwendete, um sich nicht nur auf seiner Stufe zu erhalten, sondern sogar zum Premier zu erheben, bilden die Handlung der 5 Akten, deren Schluß die Verhaftung der Königin und Struensee's ist.

Wiewohl Struensee in dem Scribischen Lustspiele nicht selbst auftritt, so dehnt sich doch um ihn die ganze Handlung desselben, weshalb wie auch zum nähern Verständniß des Ganzen es für nöthig fanden, unserem Bericht diese geschichtliche Einleitung vorausgehen zu lassen. Gehen wir jetzt auf die Vorstellung selbst über, in welcher Frau Hahn die Königin Marie Mathilde darstellte. Wiewohl diese Dame unstreitig viele schöne Requisiten zur Darstellung derartiger Charaktere besitzt, so schien uns dieselbe etwas verschüchtert und zeigte deshalb als Königin nicht genug Kraft und Energie, sowie sie in Beziehung der Garderobe zu wenig Pracht entwickelte. Ein eifriges Studium des darzustellenden Charakters und häufigeres Auftreten wird das Talent dieser Darstellerin gewiß zur verdienten Geltung bringen, und ihre Aengstlichkeit besiegen. Ausgezeichnet war unser verehrter Gast, welcher den Grafen Bertram v. Ranzau mit unübertrefflicher Feinheit darstellte. Scribe hat in der Zeichnung dieses Charakters dem darstellenden Künstler eine höchst schwierige Aufgabe gegeben, welche nur ein so ausgezeichneter Meister, wie Herr Marr, würdig durchzuführen im Stande ist. — Der Kriegsminister Graf Falkenskiold that sein Möglichstes, sowie noch mehr dessen Tochter Christine; doch neben einem solchen Künstler wie unser Gast, stechen allenfallsige Mängel, die sonst nicht so leicht bemerkbar sind, um so greller hervor. Auch Hr. Lohmann als Gorré und Hr. Asché als Oberst Koller bestrebten sich, des verehrten Gastes würdig ihre Rollen durchzuführen. Was den Seidenhändler Burkenstof betrifft, hat Scribe hier der Volksstimme kein Kompliment gemacht, indem die Zeichnung desselben ein wahres Zerrbild von einem feigen Pantoffelmann ist, wo dem Zuschauer wirklich viel zugemuthet ist, zu glauben, daß ein solcher Hanswurst ein Volksmann sein soll. — Uebrigens wurde diese Rolle nach dem Sinne des Dichters durch Hrn. Simon gut ausgeführt. Desgleichen können wir dies von der Darstellung des Erichs, durch Hrn. Döbelin sehr gut dargestellt, sagen, doch die Frau Metie hätten wir durch Frln. Schütz etwas weniger gebieterisch und mit mehr Wärme zu sehen gewünscht. Unser verehrter Gast wurde mehreremal gerufen. R.

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Magner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

**№ 17.** Sonntag den 28. Februar **1864.**

## Malerische Studien

von

A. v. Vincenti.

### Sociales Leben in Spanien.

I.

Es ist unläugbar, daß unsere Alles nivellirende Civilisation mit jedem Tage mehr und mehr die originelle Physiognomie der Nationen verwischt und dadurch die Kontraste der verschiedenen Typen verschwinden macht; Spanien ist in den letzten Jahren, was insbesondere Industrie und Handel anbetrifft, in die allgemeine Fortschrittsbewegung mit hineingezogen worden, ohne jedoch auf der andern Seite seine Ursprünglichkeit der Sitten und des gesellschaftlichen Lebens in demselben Grade einzubüßen. Madrid selbst, wo die Herren Minister, nach dem Vorbilde von Don Callantes, sich an der Börse in derselben Weise wie der erste beste Glückspilz der Chaussee d'Antin in Paris ruiniren, wo Don Jose Salamanca in seinem Königspalast im Pasco de Recoletos, als Börsenkönig und unermüdlicher Förderer der Nationalindustrie, mehr Einfluß besitzt, als der erlauchte Erbe des Herzogstitels von Osuna, hat unbeschadet dieser Civilisations-Symptome immer noch in seinem öffentlichen Leben einige Eigenthümlichkeiten bewahrt. Daß dies in den Provinzialstädten noch mehr der Fall ist, versteht sich von selbst, indem nur etwa Barcelona vermöge seiner Eigenschaft als Handelsmetropole und Mittelpunkt der Industrie, seine nationalspanische Physiognomie verloren haben mag.

Nun zuerst Einiges über die spanische Gesellschaft im Allgemeinen, worauf wir auf die besondern Züge derselben übergehen wollen. Spanien ist ohne Zweifel, was man auch glauben mag, das lustigste Land der Welt, und seine sorglosen Bewohner hätten weit mehr Recht, von einer Espanna alegre zu reden, als die Engländer von ihrem Merry England, während ihnen die atra cura der Baumwollnoth auf dem Nacken sitzt. — Viele Touristen haben, wahrscheinlich durch die ernste würdevolle Haltung selbst der untersten Klassen veranlaßt, diese Eigenschaft den Spaniern abgesprochen, ohne sich durch ein tieferes Studium des Volkes von dem Gegentheil überzeugen zu wollen. So apathisch die Spanier als Individuen erscheinen, so lebhaft angeregt und wirklich anregend sind sie in ihrem geselligen Leben.

Aus der gegenseitigen Annäherung der Individuen wird eine Elektricität erzeugt, die in funkensprühendem Witz und übersprudelnder Lustigkeit die Anwesenden durchzuckt. Doch selbst in einem Zustande, der an Ausgelassenheit grenzt verliert das Volk weder die würdevolle Mäßigung der Sprache, noch sein ihm so tief innewohnendes Anstandsgefühl; eine Eigenschaft, welche den Verkehr der verschiedenen Kasten so ungezwungen und angenehm macht. Man ist nicht wenig erstaunt über die Vorurtheilslosigkeit, womit sich die höchsten und niedrigsten Volksklassen öffentlich begegnen, ohne daß daraus jene widerliche Familiarität entstände, womit sich anderswo der Plebejer dem gebildeten, durch Erziehung, Verdienst oder sonstige Umstände höher gestellten Manne aufzudringen sucht.

Die „Canaille" existirt in Spanien nicht, weil das Volk ohne Neid gegen die Höheren ist, die ihrerseits seine Menschenwürde zu achten wissen. Dies ist eine nicht genug zu beachtende Lektion von Seiten einer Gesellschaft, deren Kastenstolz durch Jahrhunderte sprichwörtlich gewesen war. Der zerlumpte arriero wird auf der öffentlichen Alameda durchaus kein Bedenken tragen, sich an den spanischen Granden, der eben seine glänzende Equipage verläßt, mit der höflichen Bitte zu wenden: bagame V. el favor de su candela, caballero (wollen Sie mir gefälligst Feuer geben), worauf der hohe Herr ihm freundlich seinen duftenden puro reicht, damit er seinen bescheidenen pajito daran anzünde. Allerdings hat der Vornehme das Gefühl, daß er morgen auf einem bodenlosen camino real mit seinem Reisewagen stecken bleiben kann, wo ihn der arme Teufel von Maulthiertreiber mit seinem Doppelgespann vielleicht gerade aus der Klemme ziehen wird.

Ich läugne nicht, daß auch in andern Ländern diese gegenseitige Dienstwilligkeit existirt, nur scheint mir, daß durch diese Annäherung der gesellschaftlichen Elemente das Vornehmere die Ungeschliffenheit des Geringern annimmt, anstatt das Volk zu sich hinaufzuziehen. Bei all' dem möchte ich dennoch die ellenlange Miene eines Londoner Citykaufherrn sehen, wenn ihm eine Vertraulichkeit, wie die erwähnte, von Seite eines kupfernasigen Cabman's auf dem fashionablen Grosvenorsquare zustoßen würde! Oh shoking!

Aber nicht allein in den Manieren, sondern auch in der Sprache hat die spanische Gesellschaft eine wirklich staunenswerthe Wohlanständigkeit. Die bedeutende Dosis von Eigenliebe, die diese Nation vor allen Andern charakterisirt, verhindert die Individuen, sich durch Vulgarität des Ausdrucks gleichsam etwas zu vergeben. Die unumschränkte Herrschaft, welche, wie in Frankreich, die Damen in allen Reunions besitzen, ist eine Hauptursache der gemäßigten Haltung der Männer in der Gesellschaft. Obwohl die Spanier auch schon

von den Jokey- und Racehundeliebhabereien Englands angesteckt sind, so wird doch der absurde Sport- und Turfgallimathias, der in Stiefeln und Sporen auftritt, nach Tabak riecht und dem Musterstyl der Pferdeställe und Kaffeehäuser entnommen ist, in der Gesellschaft durchaus nicht geduldet. Auf der andern Seite jedoch ist das so erquickliche Thema der Consolidés und der Vierprocentigen ungleich beliebter, denn viele Spanierinnen haben ihre agents de change, wie die Pariser Notars-Frauen und dames du demi-monde.

Mit dieser Spekulationssucht hängen andere Charakterzüge der spanischen Gesellschaft, nämlich die Vergnügungssucht, Ostentation, politische Propaganda und das Intriguenbedürfniß auf das Engste zusammen. Madrid steht hierin oben an. „Madrid es corte.“ „Madrid ist der Hof“ sagt der Spanier. In der That ist diese aller industriellen Blüthe, alles kommerziellen Lebens, ja selbst aller materiellen Hilfsmittel entbehrende Stadt, eine ungeheure Intriguenküche, wo Jeder der Parasit der Krone sein will. Die Mittelmäßigkeit ist da das Schlimmste, jeder will zu hoch fliegen und doch müssen alle diese Ehrgeizigen mit Horaz ausrufen: „Hic vivimus in ambitiosa paupertate omnes.“

An der Krankheit des Ehrgeizes leidet die Hauptstadt im Besondern, ebenso als ganz Spanien an der „Politicomania“. So müssig deshalb auch die Spanier sonst zu sein scheinen, so fieberhaft thätig sind sie, um irgend ein Amt zu erschnappen. Für sie darf das Wort des liebenswürdigen Lacretelle an die träge, elegante Jugend Frankreichs: „Donnez-moi vos vingt ans si vous n'en faites rien“ nicht angewendet werden. Im Gegentheil, „pretender por alto“ d. h. „nach Oben streben“, ist das Losungswort der spanischen Jugend. Scheinen und nur Scheinen!

Er verurtheilt sich sechs Monate zu garbanzos und Oliven, um den Vergnügungen der Hauptstadt folgen zu können. Und Gott weiß, daß der Madrider Kalender mehr Lust- und Festtage hat als andere. Ueber die Feste in Spanien Einiges im nächsten Artikel.

## Studien im Hühnerhof.

Nach „All the year round“ von **Dickens.**

(Fortsetzung.)

### III.

—b— Fassen wir nun die Gemüthswelt des Huhngeschlechtes, das Charakteristische seines Gefühlslebens, sein Temperament, seine Laune, seine Leidenschaften und seine Fähigkeit zu lieben und zu hassen in's Auge, so erhalten wir einige allgemeine, stark ausgesprochene Züge als Eigenthümlichkeit aller Gattungen und Spezies der Hühner. Die Kampflust des Hahnes und sein Muth in der Vertheidigung seiner Hennen, die Kühnheit der Letzteren, wenn es gilt, die junge Brut zu vertheidigen, sind bekannt und wohl begreiflich. Minder begreiflich ist es, wie neben so viel Muth und Kühnheit zugleich solche scheinbare Feigheit bei den Hühnern beiderlei Geschlechtes getroffen werden kann. Doch, glaube ich, wird sowohl im Hinblick auf die Thiere als auf den Menschen Werth und Bedeutung des Muthes häufig falsch aufgefaßt. Muth ist nämlich nur da am Platze, wo es ein entsprechendes Objekt gibt, ihn daran zu bewähren; wo dies nicht der Fall ist, wird und muß nothwendiger Weise der Trieb der Selbsterhaltung seine überwiegenden Rechte geltend machen, und die aus diesem Triebe entstehende Furcht ist darum nicht mit Feigheit zu verwechseln. „Was ist Furcht?“ fragte Nelson, damals noch ein Knabe fast; mit Fug und Recht hätte man dem jungen Helden antworten können: „Furcht ist die Schutzwache gegen unnöthige Gefahr.“ Es kann daher gar nicht Wunder nehmen, wenn die Hühner, in Ermangelung aller Motive zum Muth, der Furcht um so größeren Zutritt gestatten. Tausendfachen Gefahren ist ihr Leben ausgesetzt. Da ist vor Allem das Schlachtmesser, das stets über ihrem Nacken schwebt, und durch eine Art von Tradition scheinen sie die ganze Größe dieser Gefahr wohl zu ermessen. Die Erscheinung des Gärtners oder des Koches ruft im Hühnerhofe stets eine wahre Panik hervor. Sicherlich ist es den Hühnern schon aufgefallen, wie so manches von ihnen plötzlich wie eine Seifenblase verschwunden und nimmer wieder erschienen ist. Nach der ersten Razzia, deren Zeugen die jungen Hühnchen gewesen, verlieren sie viel von ihrer Ungezwungenheit und Heiterkeit; und erst jenes Hühnchen, welches bemerkt, daß ihm das schwere Verhängniß zugedacht, wie krampfhaft flattern die Flügel, welche Angst verräth sein Geschrei. Doch gibt es außer dieser alltäglichen Gefahr noch tausend andere, welchen zu entgehen ihnen ihr Schöpfer rechtzeitige Vorsicht gelehrt hat. Wenn's auf dem Hofe plötzlich dunkel wird, läßt der Hahn erst einen eigenthümlichen Warnungsruf ertönen, schickt er die Hennen in einen Winkel und stellt sich als Wache vor sie. Eine löbliche Vorsicht, denn es kann eine Wolke, es kann aber auch der Schatten eines herabstürzenden Geiers sein. Wenn die Mutterhenne ein Blatt am Boden rascheln hört, rafft sie mit Angstgeschrei die kleine Brut in den Korb hinein, denn es kann dies Rascheln ja den Sprung jener Katze ankündigen, welche sie schon einmal um ihr schönstes Küchlein gebracht. Welcher Schreck muß erst natürlich bei jedem Geräusch entstehen, welches auf das Nahen einer Ratte schließen läßt. Ich werde nie den wilden Glanz in den Augen einer brütenden Henne vergessen, welcher eben eine Ratte die Eier nach und nach unter den Flügeln hervor raubte. Sie mochte sich dennoch nicht erheben, die übrigen nicht verlassen, und als ich sie mit den übrigen Eiern an einen sicheren Ort bringen ließ, vollendete sie das Brutgeschäft mit bestem Erfolge.

Liebe und Haß und Eifersucht äußern sich unter Hühnern mit aller Macht und Kraft. Ihre Heftigkeit bringt mir die Bemerkung eines Philosophen in Erinnerung: „Gott gib uns Leidenschaften, die uns zu weit führen, damit sie uns nicht weit genug bringen mögen.“ Der Hahn im Hühnerhofe hat stets seine Favorit-Sultanin, deren Reize — wie es auch schon bei so manchen Frauen, welche Helden bezauberten, der Fall gewesen — oft sehr problematisch sind. Dennoch ist die Flamme, welche sie erweckt, eine starke, und mancher Cochinhahn ist, nach dem Verluste seiner Favorithenne, so wild geworden, daß man sich ihm ohne Stock nicht nahen durfte. Hübsch zu sehen ist es, welche Aufmerksamkeit so ein guter Gatte der Henne, welche er sein Weib par excellence nennt, zu widmen pflegt. Er begleitet sie zum Neste, wenn sie zu legen im Begriffe ist, geht manchmal vorher selbst hinein, als wollte er es für sie lüften und wärmen. Ein Cochinhahn, den ich jetzt habe, bleibt gewöhnlich unterdessen als seine Henne legt, in dem anstoßenden Neste, und echt komisch nimmt sich der große Zwölfpfünder in dem Neste aus, welches so enge, daß man

nicht begreift, wie er hineingekommen. Manche Väter sind zärtlich genug, um sich an der Erziehung der Kleinen zu betheiligen, und sie liebevoll zum Essen zu laden. Aber auch die Hennen sind ihren Gatten sehr attachirt. Eine solche, die ich einmal besaß, weigerte sich nach dem Tode des Gatten, Nahrung zu nehmen, welkte vor Gram hin, und war in wenigen Tagen todt.

Wesen von Brob's Art müssen, gerade wie Menschen, den Haß so gut als die Liebe kennen, und mein Brob ist in der That ein gar tüchtiger Hasser. Zuweilen wirft er seinen Haß auf irgend eine besondere Henne, deren Farbe — sei's schwarz oder weiß — ihm wahrscheinlich zuwider ist. Ach, die arme unglückliche Henne, die solchen Haß sich zugezogen! Nicht nur manchen lebensgefährlichen Hieb und Biß in der Kreuzgegend versetzt ihr Brob, er gestattet ihr nie einen Bissen zu essen. Sein Plan scheint dahin zu gehen, daß sie vor Hunger umkomme, und wirklich bleibt die arme Kreatur so klein und mager und schwach, daß man sie am besten schlachtet, wenn der Tod nicht früher ein Ende gemacht. Manche Lords unter den Haushähnen werden völlige Weiberhasser, irgend etwas muß sie gegen das andere Geschlecht verstimmt haben. Ein solcher Misogyn steht des Morgens, wenn die Hühner herausgelassen werden, am Thor und haut mit dem Schnabel nach jeder Henne, die an ihm vorüber kommt. Es ist nicht nöthig zu sagen, daß so ein schlechter Kerl das Messer verdient, ich mußte einmal einen schönen Brahmahahn (die Brahma's sind schlimmer geartet als die Cochin's) wegen der vielen Mordthaten, die er an Hennen verübt, schlachten lassen. Auch die Hennen, welche seelisch, wie das schon ihrem Geschlechte geziemt, viel sanfter sind, haben ihre Zwistigkeiten und Streitigkeiten unter einander, eben so gut wie ihre Freundschaften und engen Vertraulichkeiten. Eine Eigenthümlichkeit junger Gentlemen unter den Hühnern ist es, daß sie sich für die Bisse und Hiebe, welche sie von den Alten und Starken erhalten, gerne an den noch jüngeren und schwächeren revanchiren, und die gleiche Disposition zu solcher Schadloshaltung kann man unter den Hennen wahrnehmen. —

(Fortsetzung folgt.)

---

## Die Mansfelder.

Gzn. Eine Novität, „die **Mansfelder**", Schauspiel in 5 Akten von **T. de Séchelles**, Musik von **B. E. Becker**, ging über die hiesige Bühne und verdient eine besondere Erwähnung. Der Name des Verfassers ist uns nicht unbekannt, da schon eine Tragödie von ihm, **Spartakus**, hier aufgeführt wurde. Diese Stücke, beide der Geschichte entnommen, liefern uns ein treues Gemälde der Zeiten, in denen sie spielen, eine treue Schilderung der Sitten und Verhältnisse. Das Bestreben, welches der Verfasser dadurch kund gibt, die Geschichte unverfälscht vor unsere Augen zu führen, ist lobenswerth und zu ermuthigen. Doch das neuere Drama beurkundet einen bedeutenden Fortschritt und bietet uns viel mehr Interesse dar, als das erstere, da die **Mansfelder** eine Episode aus dem 30jährigen Kriege behandeln und die Greuel dieses Krieges darstellen.

Der erste Akt spielt im Frühling 1621 in einem Dorfe der Oberpfalz und zeigt uns Landleute, welche eine Hochzeit feiern und sich glücklich fühlen, als plötzlich Mansfeldische Reiter erscheinen, deren Offizier Geld, Proviant und Mannschaft fordert; da aber die Bauern, auf ihre Privilegien sich stützend, es verweigern, wird das Dorf in Brand gesteckt; durch solche Mittel verschaffte sich **Mansfeld** aus den verarmten Bauern Soldaten, welche später ebenfalls plündern und brennen; der Krieg ernährt den Krieg, wie **Schiller** sagt. Der 2. Akt führt uns ein Jahr später in ein Lager, wo wir dieselben Bursche als Soldaten wieder finden, und eine Marketenderin singt ein hübsches Lied, während die Soldaten trinken, spielen und sich streiten, dann kommt eine Zigeunerin, welche ihnen wahrsagt und Freikugeln verkauft. Karl, der junge Offizier, welcher eine Pfalzgräfin, nahe Verwandte des Kurfürsten Friedrich V., König von Böhmen, liebt, findet diese wieder und sie schwören sich ewige Liebe. Später des Hochverraths angeklagt, konnte sich Karl mit einem Worte rechtfertigen, doch um die Geliebte nicht zu kompromittiren, läßt er sich lieber zum Tode verurtheilen; aber die Pfalzgräfin, um ihn zu retten, erzählt vor dem ganzen Hofe ihre geheime Zusammenkunft mit ihm und wird deßhalb von der Herzogin verbannt, vom Könige ins Kloster geschickt, von ihrem Großvater verflucht. Diese Scene bildet den Schluß des 3. Aktes und ist von der größten Wirkung. Im 4. Akt besucht der König nach seiner früheren Gewohnheit den Bürgermeister von Heidelberg, dessen Sohn ihre Lisbeth ihn erzogen hatte, was eine gemüthliche Scene gibt. Ein Pächter des Bürgermeisters, welcher den König nicht kennt, erzählt, von demselben aufgefordert, daß die Mansfelder dieselben Uebel ausüben wie die Feinde, daß sie alle die Pfalz verwüsten und daß die Eitelkeit der Kurfürstin allein Schuld an diesem Kriege sei, weil sie eine königliche Krone verlangte. Nun erzählt Lisbeth, daß Karl ihr Sohn ist, welchen sie längst für todt hielt und um ihn zu retten, muß sie das Geständniß einer früheren Liebe ablegen, und vom Könige gedrängt, den Namen ihres Geliebten nennen, welcher kein anderer als der Vater des Königs selbst war; Karl ist also sein Bruder. Diese beiden Geständnisse bilden eine sehr spannende, aber auch schwierige Situation, welche von Frau **Fabrizius** mit einem Takte durchgeführt wurde, an welchen sie uns früher nicht gewöhnt hatte. Nach verschiedenen Abenteuern werden endlich im 5. Akte Karl und die Pfalzgräfin auf ihrer Flucht vom König überrascht, welcher, anstatt sie zu strafen, ihnen verzeiht, indem er den Glücksoffizier zum Pfalzgrafen ernennt und ihm die Hand seiner Cousine gibt.

Dieses Schauspiel bietet uns viel Handlung, vielleicht sogar zu viel Stoff, ergreifende Scenen und poetische Situationen dar, doch hätten wir gewünscht, daß die komische Seite mehr ausgedehnt wäre. Die Charaktere sind scharf gezeichnet und bleiben sich in allen Verhältnissen gleich, wie z. B. die der 3 Bauern, welche Soldaten geworden, an den Anderen dieselbe Greuel ausüben wollen, welche sie selbst erlitten haben. Im Ganzen hat uns dieses Schauspiel recht gut gefallen und wir zweifeln nicht, daß, wenn der Verfasser diese erste Aufführung nur als Probe betrachtet und einige Veränderungen vornimmt, diese Novität auf größeren Bühnen einen bedeutenden Erfolg haben würde. Dazu trägt auch nicht wenig die Musik von unserem beliebten Komponisten **B. E. Becker** bei; die Ouverture entspricht dem Ganzen, ebenso die Musik der Zwischenakte, ein besonderes Lob verdient das Hochzeitslied, dessen Melodie zum Herzen spricht; wir haben nur bedauert, daß Soldatenlied

zu wenig gehört zu haben, da die Sänger zu weit im Hintergrund standen. Was die Aufführung anbelangt, wurde das Stück so gut gegeben, als die hiesigen Kräfte es erlauben, besonders da die Mitglieder des Schauspiels in letzter Zeit zu sehr in Anspruch genommen waren.

## Würzburger Stadttheater.

Mittwoch, 24. Februar. „Fidelio". Ludwig von Beethoven, dessen Namen mit unvergänglichen Zügen in das Gedenkbuch großer Tonschöpfer eingetragen ist, hat neben einer großen Auswahl von Kompositionen für Kammermusik bekanntlich nur eine Oper, den Fidelio, geschrieben, darin aber einen solchen Reichthum tiefer, ergreifender Gedanken und herrlicher Motive niedergelegt, daß dieses Tonwerk für alle Zeiten als ein Stern erster Größe erglänzen wird, wir waren deßhalb angenehm berührt, dieses Meisterwerk wieder einmal hören zu können und wurden durch die Aufführung in unseren Erwartungen auch ziemlich befriedigt.

Frau Förster hat sich in der Titelrolle zu einer Höhe aufgeschwungen, die sie unseres Dafürhaltens bis jetzt noch nicht erreicht hatte; ihre Leonore war ein ganz gelungenes dramatisches Gebilde, ein Produkt eingehenden Studiums, voll Wahrheit und Wärme; man merkte es der ganzen Darstellung an, daß Frau Förster von dem gewaltigen tragischen Stoffe durchdrungen, das wiedergab, wovon sie selbst ganz beherrscht war; Zeuge dessen war ihr tadelloses korrektes Spiel und ihre treffliche Deklamation; sie beurkundete gleich vom ersten Auftreten an jenes tiefe Seelenleiden, welches die Leonore in allen Situationen begleitet und selbst dort seine Schlagschatten wirft, wo sie wie in der Scene mit Marcelline einen Anlauf zur Heiterkeit nimmt, und wußte sich dabei durchweg frei von Uebertreibung zu halten.

Wir müssen offen gestehen, daß wir ein so richtiges angemessenes Spiel nicht erwartet hätten, nachdem Frau Förster in dieser Beziehung sonst noch oft an den Neuling erinnert, und konstatieren deßhalb mit besonderer Befriedigung, daß ihre Leonore, bekanntlich eine sehr schwierige dramatische Aufgabe, zu ihren besten Leistungen gerechnet werden kann.

Wie ihr Spiel hat auch ihr Gesang Anspruch auf gerechte Anerkennung; wenn wir auch dem Spiele den Vorrang einräumen müssen, so können wir doch nicht verkennen, daß Frau Förster ihre ganze Kraft und alle ihre Mittel darangesetzt hat, um im Gesange gleichen Schritt mit dem Spiele zu halten. Der Glanzpunkt in dieser Beziehung war die große Arie im 1. Akte und namentlich die herrliche Stelle: „Laß den Stern, der winkt, nicht untergehen!" Sie wußte so viel Weichheit und inniges, warmes Gefühl in dieses Gebet zu legen, daß sie im Vereine mit der prachtvollen Musik Aller Herzen bewegte. Das Einzige, was sich am Gesange aussetzen ließ, war die etwas schwerfällige Bewegung in den Coloraturen und die an einzelnen Stellen hervortretende Unsicherheit, Mängel, die sich bei dem Fleiße, welchen Frau Förster gewöhnlich auf ihre Rollen wendet, bis zur Wiederholung der Oper vielleicht beseitigen lassen.

Werfen wir noch einen Blick auf die übrigen Darsteller, so läßt sich im Allgemeinen von den Solonummern Befriedigendes sagen, während die Ensembles, wie das seit neuerer Zeit sehr oft der Fall war, wieder nicht recht zusammengehen wollten; am deutlichsten ist das im Finale des 2. Aktes hervorgetreten, welches durch seine Unselbständigkeit noch am Schlusse der Aufführung einen ungünstigen Eindruck hinterließ; es verläßt sich der Eine auf den Andern und zuletzt fehlt es auf allen Seiten.

Schließlich fühlen wir uns noch verpflichtet, Hrn. Kapellmeister L'Arronge für die umsichtige Leitung der schwierigen Oper und die gelungene Aufführung der zweiten Ouverture in C besondere Anerkennung auszusprechen; ohne seine unermüdliche und sichere Führung wäre der Erfolg sicherlich hinter billigen Erwartungen zurückgeblieben. Wir stimmen deshalb gerne in die Kundgebung der allgemeinen Befriedigung des Publikums durch Hervorrufen ein. —δ—

## Miscellen.

Minden, 23. Febr. Bei dem hiesigen Landrathe, welcher die Verschickung der eingelieferten Strümpfe und sonstigen Verpflegungsmaterials übernommen, meldete sich eine Bauersfrau mit einem Paar schöner, recht langer Strümpfe, die bis oben mit Erbsen angefüllt waren: „Gu'n Dag, Herr Landrath! Wi mötet doch jetzt alle wat henschicken in den Krieg und da häbbe ich een paar schöne lange Strümpe stricket, nehmet sie de wohl an?" Gewiß, liebe Frau, mit vielem Danke." „Ja, sehen Se mol, Herr Landrath, da hebbe ick nu dacht, de Vatter Wrangel, dat mot oll 'n old Minsche sin und da woll' ick denn geern, dat he de Strümpe träge." Freundlich lächelnd hat ihr der Landrath die Versicherung gegeben, daß Vater Wrangel diese Strümpfe haben solle, und die Frau war vollständig glücklich.

•

(Eine böhmische Köchin.) Das Prager Komite zur Förderung der Heilpflege der Verwundeten hatte durch seine Hamburger Mitglieder für das Offiziersspital in Schleswig eine Köchin zu engagiren. Der Zufall fügte es, daß sich in Hamburg eine böhmische Köchin fand, die denn auch alsbald nach Schleswig gesandt wurde. Man kann sich die freudige Ueberraschung denken, mit welcher die verwundeten Offiziere — größtentheils Böhmen — die Nachricht empfingen, daß sie nun wieder die gewohnten heimatlichen Speisen erhalten werden und mit welchem Jubel die Pani Mariánka, als sie das erste Mal den „Auflauf" auftrug, begrüßt wurde.

•

(Californiens Schätze.) In San Francisco sind im Laufe des vergangenen Jahres 52,500,000 Dollars in edlen Metallen angekommen. Davon kamen 12 Millionen aus Washoe, 5 Millionen aus Oregon, Idaho, Washington und britisch Columbien; 2 Millionen aus Mexiko, und der Rest 33,500,000 Dollars aus Californien selbst. Der Export betrug 46 Millionen Dollars, wovon 28,500,000 direct nach England, 4 Millionen nach China und 2 Millionen nach Mexiko gingen.

• • •

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 18. Mittwoch den 2. März 1864.


## Malerische Studien

von

R. v. Vincenti.

### Sociales Leben in Spanien.

II.

Das Jahr beginnt in Spanien mit einer Menge Bällen und Festlichkeiten, wo die „motes nuevos“ eine große Rolle spielen. Am 17. Jänner durchzieht die tolle Maulthierprozession der vueltas de San Anton die Stadt, worauf die täglichen Pradocorsos folgen. Der Februar, obwohl seines alten, glänzenden Faschingsprunks entkleidet, hat immer noch seine letzten drei Tage vor Aschermittwoch, wo die ganze Bevölkerung buchstäblich toll geworden zu sein scheint. Darauf folgt am Aschermittwoch selbst der unanständige Spuck des „entierro de la sardina“, d. h. Begraben der Sardelle, wo man seltsamer Weise am Kanal des Manzanares ein Stück Schweinsdarm begräbt, ein Unsinn, dessen Ursprung unbekannt ist.

Wahrhaft prachtvoll und großartig sind dann die religiösen Feste der Osterwoche, ehe der Hof nach Aranjuez geht. Die Königin besucht alle Passionsstationen mit unerhörtem Pomp und die feierliche Prozession aller religiösen Genossenschaften am heiligen Freitag hat vielleicht nur in Rom ihresgleichen. Mitte Mai ist die großartige romeria de San Isidro, dem Madrider Schutzpatron zu Ehren. Juni hat seinen Corpus Christi, d. h. Frohnleichnam, wo während einer Woche die Prozessionen die blumen- und flaggengeschmückten Straßen durchwallen. Kurz darauf hat man das Schauspiel der „Verbenas“, d. h. Volksfeste des heil. Antonio von Padua, des h. Johannes und Petrus. Die tropische Hitze des Juli entflammt die Gemüther zum Besuch der toros (Stiergefechte), welche dann die leidenschaftlichsten aficionados und die wildesten Stiere aufzuweisen haben. August ist der Monat, wo alle Welt die Badesaisons von Sectron, Santander oder Valencia besucht. Die letzte Hälfte des September findet die berühmte feria, die Madrider Messe statt, wo während 14 Tagen ganz Madrid in einen Riesenbazar umgewandelt ist, und Fremde aus allen Weltgegenden eintreffen. Darauf folgt im November die große Hofceremonie des besa manos, welche dem Advent vorausgeht, welcher seinerseits durch den acht Tage dauernden Lusttaumel der noche buena seinen Abschluß findet.

Wie viel Katastrophen birgt aber dieser Gold-Flitterkram! Welche herzzerreißenden Bilder für den, der in die Geheimnisse des Madrider Luxus eingeweiht ist!

Dieselben Feste finden in ähnlicher Weise in der Provinz statt, nur dauern sie, ausgenommen in Sevilla, weniger lange. Dort hat überhaupt das sociale Leben eine weit intimere Färbung und die angenehmen „tertulias de braseco“, so wie die etwas altfränkischen „refrescos“ ersetzen meist die eitlen, aus den heterogensten Elementen zusammengewürfelten, großen Reunions der Hauptstadt. Im Süden insbesondere gibt es nichts Genußreicheres, als ein Abend in einer echt spanischen Familie. Unter den Säulenhallen des maurischen Patio, dem der Sternhimmel als unvergleichliche Dekoration dient, vertheilen sich die Gruppen der Anwesenden. Hier singt eine Andalusierin eine lustige seguidilla oder originelle tanadilla zu den zirpenden Klängen der Guitarre. Ein Clavier steht in der Ecke, wo die Melodien Rossini's, des Lieblingskomponisten der Spanier, nicht selten mit großem Geschmacke ausgeführt werden. Dort wird ein Stück Nationaltanz improvisirt, während die Alten in der Mitte am L'hombretische ihr liebes tresillo spielen. Ueberall lachende, schwatzende, belebte Gruppen, ohne Zwang und Steifheit. Nicht selten habe ich komischen Operetten, d. h. „Zarzuelas“ beigewohnt, wo ich das natürliche Bühnentalent der Spanier bewunderte. Bei alledem herrscht eine Mäßigkeit, mit der sich unsere Buffetmatadoure auf Privatbällen durchaus nicht vertragen würden. Etwas Limonade mit ein paar Teller „azucarillos“ sind die einzigen Erfrischungen.

Bei den „refrescos“, d. h. den Zusammenkünften bei Gelegenheit von Namenstagen (dias del Santo), Taufen, Hochzeiten u. dgl. geht es hingegen weit geräuschvoller und gastronomischer her. Die Dame des Hauses sitzt in großer Toilette auf einem etwas erhöhten Divan, worüber ein Madonnenbild glänzt. Herren und Damen bleiben getrennt, bis alle Geladenen beisammen sind, worauf man sich zu einem tüchtigen Souper niedersetzt. Alle pflegen dann einen homerischen Appetit zu haben, und was sie nicht an Ort und Stelle vertilgen können, bringen sie in den Taschen, Hüten und in Papierdüten unter.

Wer die sonst so mäßigen Spanier kennt, ist nicht wenig über dies Gebahren erstaunt. Bei dem Ball, der immer die refrescos schließt, hat man die beste Gelegenheit, die Nationaltänze und insbesondere den mit Unrecht so verpönten Fandango, diese herrlichste aller Liebespantomimen zu bewundern. Die Liebe hat zur Ausbreitung ihrer Herr-

schaft keine mächtigere Bundesgenossin, als eine Spanierin, die bei einem refresco den Fandango tanzt. Die bezaubernde Grazie und die anständige Zurückhaltung, welche, trotz des erotischen Grundgedankens, diesen interessanten Tanz charakterisiren können, haben durchaus nichts mit den wilden Bewegungen und obscönen Hüftverdrehungen gemein, womit Rigolette und Celeste, Mogador, liebevollen Angedenkens, ihren weltberüchtigten Cancan in der Grande-Chaumière und dem Ranelagh einem blasirten Publikum auftischten, obwohl die Cachucha eine Abart des Fandangos, die Mutter des Cancan sein soll.

Der Unterschied ist jedoch bei öffentlichen Bällen der, daß, während in Paris ein sergent de ville die Moral vertheidigen muß, in Spanien die Polizei ruhig mittanzt, denn auch hier, sowie in allen andern gesellschaftlichen Beziehungen der Spanier, herrscht ein Anstand und eine Selbstbeherrschung, wie sie bei keiner Nation vielleicht angetroffen werden mögen. Diesen Charakterzug möchte ich deshalb zum Schlusse auch als denjenigen bezeichnen, der andern civilisirteren Völkern ganz besonders als nachahmungswerth erscheinen dürfte.

## Studien im Hühnerhof.

Nach „All the year round“ von Dickens.

(Fortsetzung.)

### IV.

—b— Ich bitte auf mein Federvieh nicht ungehalten zu sein, wenn ich mich genöthigt sehe, zu bekennen, daß Grausamkeit ein Charakterzug der Hühner ist. Warum auch daran Anstoß nehmen? Nur die Planeten weichen nicht aus ihrer Bahn, Menschen und Federvieh besitzen die Freiheit, Irrwege einzuschlagen. — Ihre Grausamkeit zeigen die Hühner vorzüglich gegen die Kranken und Siechen ihrer Familie. Sie verfolgen sie und tödten sie, wenn es angeht. Selbst die Mutterhenne faßt zuweilen solche Abneigung gegen die Schwächlinge ihrer Brut, daß sie bei erster Gelegenheit ihren breiten Fuß auf sie setzt, oder ihnen einen tödtlichen Schlag versetzt. Doch so weit hat diese Grausamkeit noch ein Motiv. Auch die Wilden entledigen sich gerne ihrer mißgestalteten oder kränklichen Kinder, die sie aufzuziehen nicht der Mühe werth erachten; möglicher Weise halten auch die Hühner die Existenz der Kranken und Schwachen für unverträglich mit der Wohlfahrt ihres Gemeinwesens. Aber schwerer zu erklären und zu entschuldigen ist die sonstige Grausamkeit der Hühner. Ich hatte ein Paar zahme Rebhühner zum Geschenk erhalten, welche in einem Hühnerhofe aufgewachsen waren, mit denen sich daher, so hoffte ich, meine Hühner gut vertragen würden. Es waren recht liebe, harmlose Kreaturen, welche mit ihren unbeschnittenen Flügeln nicht höher flogen, als zum Leisten eines Fensters, um dort einige Krümchen aufzulesen, und sich Mühe gaben, das Wohlwollen meiner Hühner zu erwerben. Alles umsonst! Letztere faßten einen Groll gegen sie und schienen besonders unwillig darüber, daß jene zum Fensterleisten fliegen konnten. Die Sache hatte ein trauriges Ende. Das arme Paar wurde von meinen Hühnern attakirt und an Kopf und Augen so arg beschädigt, daß es ein Jammer war, und ich übte eine wahre Wohlthat, als ich sie aus dieser elenden Lage befreite. — Ganz artig gezeigt war aber das Betragen meiner Hühner gegen ein Kaninchen, welches noch in zarter Jugend in ihre Mitte gebracht worden. Sie hätschelten es, erlaubten ihm Futter vom Boden mit aufzupicken, ja ließen ihm beim Füttern den Vorrang. Es pflegte in's Wassergeschirr, worin die Mahlzeit angerichtet wurde, zu springen, und da sitzend zu naschen, während die Hühner respektvoll herumstanden und warteten. Was aber sonderbarer, dieses Kaninchen nahm mit der Zeit die Gewohnheiten der Hühner an. Zu Nacht wollte es emporfliegen, und machte, statt seiner Natur gemäß in eine Höhlung zu kriechen, alle Anstrengungen, in die Höhe zu kommen. Es besaß auch Agilität genug, um einen Balken zu erklimmen und von da auf eine nicht benützte Pferdekrippe zu steigen. Später fand ich es aus Reinlichkeitsrücksichten für besser, ihm auf einem Pfahl in der Mitte des Hofes eine Art Taubenschlag machen, und daneben eine Leiter, ähnlich der für Hühner, stellen zu lassen. Dieser Ruheplatz sagte ihm sogleich zu und es schlief da, so lange ich es besaß. Unpassende Gesellschaft thut aber am Ende doch nicht gut. Das Kaninchen, wahrscheinlich um die Hühner sich selber ähnlicher zu machen, begann ihnen den Schwanz abzubeißen; die Hühner, welche auch dies mit größtem Gleichmuthe geschehen ließen, wurden so entstellt, daß ich mich genöthigt sah, das Kaninchen einer Pächtersfrau in der Nachbarschaft zu überlassen.

Katzen und Hunde schließen zuweilen recht intime Freundschaft mit Hühnern. So sah ich vor Jahren zwei Katzen, welche die in der betreffenden Wirthschaft ausgebrüteten Küchlein zu pflegen abgerichtet waren. Eine derselben ließ das Küchlein unter ihren Leib kriechen und brütete über demselben gleich einer zärtlichen Mutter. Bei meinem Nachbar sehe ich fast täglich einen jungen Hahn zwischen den Pfoten einer riesigen Dogge schlafen. Mein zwergkleines Bantamhuhn hat eine Allianz mit einer dicken schwarzen Katze geschlossen, diese tödtet alle Ratten auf dem Boden, wo das Bantam schläft.

Eitelkeit und Stolz besitzen die Hühner reichlich. Sie sind sehr empfänglich für Beifall von Menschen und vermissen es, wenn ihnen gewohnte Aufmerksamkeit entzogen wird. Das Huhn, welches den Preis erhalten, ist dessen wohl bewußt. Die Königin des Hühnerhofes muß die Erste ihr Futter nehmen, und steht während der Fütterung bei ihrem Gemahl. Sie leistet Widerstand gegen jeden Eingriff in ihre Rechte, und macht bei jeder Gelegenheit Anspruch auf den Vortritt. Der Vortritt steht am Hühnerhof in eben solchem Werthe als an den Höfen der Erdenbeherrscher. Rede Alter und Anciennität als Bewohner des Hofes geben nicht minder als Gestalt und Kraft Anspruch auf den Vortritt. Keine alte Kaffeeschwester behandelte je ein Backfischchen verächtlicher als die Matronen des Hühnerhofes die dortige Jugend. — Man erzählt, daß eine Schweizerkuh vor Gram, daß man ihr die Glocke genommen, gestorben ist. Gleiches Schicksal hatte eine meiner Hennen, welche lange die Herrscherin des Hofes gewesen, und den Tod fand durch verletzten Stolz, als eine neue Königin – Gefährtin des neuen Königs, (ich hatte das Paar bei einer Ausstellung gekauft) mit diesem den Hühnerhof betrat. Sogleich beim ersten Begegnen blickten sich die beiden Nebenbuhlerinnen einen Moment fest in die Augen und dann stürzten sie auf einander los. Die ältere Königin focht zwar ganz wacker, aber der neue Ankömmling war stärker. Seitdem verzichtete Miß Merkur, wie wir die alte Königin wegen der Flügel-

artigen Federn an den Füßen nannten, auf jeden weiteren Kampf um den verlorenen Rang, sie gab sich einer völligen Melancholie hin und hörte nach wenigen Tagen zu leben auf. — Ich habe von der Gelehrigkeit der Hühner erzählt; ungeachtet derselben findet man bei ihnen aber auch die größte Hartnäckigkeit und Halsstarrigkeit, wenn man sie nämlich nicht zu überzeugen vermag. Hat eine so störrige Henne ein gewisses Nest einmal zum Eierlegen gewählt, so ist sie im Stande stundenlang ihre Eier bei sich zu behalten, falls man sie nicht in jenes Nest lassen wollte. Eine meiner Hennen, welche zufällig vom Hühnerhause, wo sie die Eier zu legen pflegte, ausgesperrt war, hätte durch diese Zurückhaltung bald den Tod gefunden. Immer findet sich ein Nest, welches von Mehreren bevorzugt. Zuweilen kann man die Hennen vor einem Neste Queue machen sehen, wie in Paris die Leute vor den Theatern, und warten bis sie Eintritt in das beliebte Nest erhalten. Zuweilen gehen zwei oder mehrere in ein Nest; wenn es befreundete Hühner sind, dann mag's noch angehen, wo aber nicht, dann wehe dem Ei oder den Eiern, worüber die Scharmützel entstehen.

(Schluß folgt.)

---

## Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 26. Febr. Bevor wir unsere Bühnenberichte fortsetzen, müssen wir bemerken, daß sich in der sonntäglichen Mnemosyne, bei der Besprechung der Aufführung des „Minister und Seidenhändler", gegen den Schluß derselben, ein sinnentstellender Fehler des Setzers eingeschlichen hat, indem derselbe eine Zeile des Manuskripts übersprungen haben muß, indem es hätte heißen sollen: „Erich wurde von Herrn Bückert mit durchdachtem Spiel ausgeführt und der Ladendiener des Seidenhändlers sehr gut durch Hrn. Döbelin dargestellt. Den 20. ds. wurde das Benedix'sche Lustspiel „Sammelmuth" als Benefizvorstellung für die hiesigen Armen wiederholt und hat bei gut besetztem Hause keine bessere Aufnahme als früher gefunden, was auch bei dieser schwachen Arbeit des sonst beliebten Lustspieldichters nicht anders zu erwarten war. — Den 25. ds. ging „der Jude" von Richard Cumberland über unsere Bühne, in welchem dreiaktigen Schauspiel Herr Marr den Juden Schewa auf das Ausgezeichnetste darstellte. Die künstlerische Lösung dieser Aufgabe ist um so schwieriger, als Schewa alle die lächerlichen Angewohnheiten, welche an der Fußsohle des Schacherjuden kleben, vollkommen ausgeprägt darzustellen hat, aber bei allem diesen ein edles großes Herz hervorleuchten lassen muß, was Herrn Marr auf das Glänzendste gelang, indem er trotz seiner jüdischen Gewohnheiten das Publikum auf das Innigste zu rühren verstand. — Besonders hervorzuheben ist neben dem verehrten Gaste, welcher öfters stürmisch gerufen wurde, Herr Simon als Melchiors Fleisch, dem auch die Ehre des Hervorrufs verdienter Weise zu Theil wurde. Hierauf wurde das kleine allerliebste Schauspiel, „das goldene Kreuz", nach dem Französischen von Georg Harrys mit vielem Beifall gegeben, wo insbesondere Herr Marr durch den Kontrast als Sergent, gegen sein früheres Auftreten als Schewa, das Publikum überraschte; denn das geübteste Auge konnte auch nicht einen Zug des früher Dargestellten mehr erkennen, sowie das Ohr auch ein ganz anderes Organ vernahm, was den vollendeten Meister zeigte, welcher bis in die kleinste Nuance des Charakters eindringt und dem Zuschauer bei jeder Darstellung ein neues vollendetes Bild zeigt. Auch Herr Bückert und Herr Simon als Francis und Nikolaus Bottin leisteten Vorzügliches, sowie die Damen Lehmeier und Becker als Therese und Christine redlich das Ihrige zum schönen Gelingen des Ganzen beitrugen. Möchte uns die Theater-Direktion bald wieder derartige Stückchen, wie das goldene Kreuz, vorführen, das sich nun über 30 Jahre auf dem Repertoir erhalten hat. R.

Würzburg, 29. Febr. Verflossenen 27. ds. ging hier zum Erstenmale das beliebte Intriguenstück „Helene von Seiglière" von Jules Sandeau, bearbeitet von W. Friedrich, über unsere Bühne. Wenn Stücke, in denen sich solche feine und geistreiche Intriguen durchspinnen, und in denen einer unserer gediegensten deutschen Mimen in einer Hauptrolle auftritt, hier ein mittelmäßig besetztes Haus zeigen, indessen ein Jongleur und ein Robert und Bertram überfüllte Häuser machen, dann sind wir weit entfernt, später der Direktion Vorwürfe über die Aufführung solcher Possen zu machen, wie wir es uns zu thun schon erlaubten. Es ist wahr, wir gehen von dem Grundsatze aus, daß eine gute Bühne für Jünglinge und Jungfrauen eine edle Schule des Lebens sein kann, weßhalb die Direktion darüber zu wachen hat, daß dieses dem Publikum und besonders den Vätern der Stadt gegenüber geschehe; doch auch das Publikum muß sich für das Wahre, Edle und Schöne, für das Geistbildende empfänglich zeigen und durch zahlreichen Besuch den veredelten besseren Geschmack bekunden; sonst können wir es der Direktion nicht verargen, wenn sie in Beziehung der materiellen Verpflichtungen einer zahlreichen Gesellschaft gegenüber eine besondere Aufmerksamkeit dem Gedeihen ihrer Kasse widmet. Da die nun zu besprechende Vorstellung, wie schon oben bemerkt, zum Erstenmale gegeben wurde, so werden unsere verehrten Leser es uns freundlichst erlauben, wenn wir zuerst Einiges über die Handlung des Stückes selbst vorausgehen lassen.

Marquis de la Seiglière ist ein eifriger Anhänger der Bourbonen, welcher in der ersten französischen Revolution der 90er Jahre auswanderte und seine Güter unter die Aufsicht eines redlichen, seinem Hause ergebenen Beamten stellte. — Als Napoleon I. die Revolution bemeisterte, Religion und gesetzliche Ordnung wieder einführte, erließ er auch in das Ausland an die Emigration die Verkündigung, daß alle Ausgewanderten Frankreichs, welche sich der neuen gesetzlichen Ordnung unterwerfen wollten, in ihr Vaterland zurück kommen dürften, denjenigen aber, welche nicht zurückkehrten, werde Alles noch in Frankreich liegende Eigenthum konfiszirt werden. — Trotz dieses in Europa allgemein verbreiteten Erlasses traute unser Marquis der Sache nicht und blieb im Auslande, worauf die Güter desselben konfiszirt und verkauft wurden.

Der redliche Beamte hingegen, der mit rastlosem Fleiße das Eigenthum seines früheren Herrn verwaltet und sich selbst ein bedeutendes Vermögen erworben hatte, kaufte um einen sehr mäßigen Preis die Güter für sich. Napoleon wurde gestürzt, die Bourbonen kamen wieder und mit ihnen der alte Adel, welcher nun die Früchte seiner ausgeübten Treue unter den neu erblühten Lilien ernten wollte. — Aber die meisten Güter waren verkauft und Ludwig XVIII. konnte die rechtlichen Käufer, ohne die Nation aufs Neue gegen die neue Ordnung der Dinge aufzubringen, ihres

erkauften Eigenthums nicht berauben. — Der Marquis kam nun zu seinem alten Beamten, welcher ihn freudig empfing und da er glaubte, sein einziger Sohn sei in dem russischen Feldzuge geblieben; so erklärte er dem Marquis, er sollte unter obiger Voraussetzung das Schloß und die Güter ganz wieder als sein Eigenthum betrachten. — Auch gelang es der Baronin Baubert, welche ihren Sohn mit der einzigen Tochter des Barons verbinden wollte, den alten Mann zu vermögen, eine Abtretungsurkunde im obigen Sinne auszustellen. — Bald war von dem Marquis und der Baronin der Edelmuth des ehrwürdigen Alten vergessen, welchem ein kleines Häuschen im Park eingeräumt wurde, wo derselbe zwar gut verpflegt, von dem Marquis und der Baronin aber nicht weiter beachtet wurde. — Anders war es mit Helene, der edelmüthigen Tochter des edelstolzen Edelmannes, welche den alten Mann mit kindlicher Zärtlichkeit pflegte, mit welcher der Greis auch immer über seinen vermeintlich todten Sohn sprach und in deren Armen er, sie segnend, sanft entschlief.

Nun beginnt die Vorstellung, aus deren Dialog das Vorhergehende entnommen, mit dem Marquis und der Baronin, zweier Prachtexemplare der ahnenstolzen bourbonischen Aristokratie, welche der Zuschauer schon in den ersten Scenen Gelegenheit hat, näher zu beurtheilen.

Wir lernen hier auch einen jungen Mann „Bernard" kennen, welcher Militär und sich bei dem Marquis als einen Fremden, der ihn in wichtigen Angelegenheiten zu sprechen wünschte, melden ließ; dieser aber ließ ihm sagen, er möchte warten, indem er im Augenblick keine Zeit hätte, worauf der Fremde sich in den Park verfügte. — Einen Rechtsgelehrten mit Namen Destournelles lernen wir weiter in einer Scene mit der Baronin Baubert kennen, woraus hervorgeht, daß derselbe der Dame früher große Dienste erwiesen, weßhalb er dieselbe um ihre Hand bittet; doch die stolze Baronin weist den Bewerber mit schnödem Hochmuthe ab, was diesen empört und zur Rache entflammt. — In dieser Stimmung trifft der Advokat den Fremden, welcher Letztere entrüstet ist, daß der Marquis ihn so lange warten ließ und nun sogar, auf denselben ganz vergessend, auf die Jagd gegangen war. Der Advokat forschte weiter und erfuhr nun zu seiner Freude, daß der Fremde Major und Niemand Anders; als der in den Eisfeldern Rußlands todt geglaubte Sohn des verstorbenen Käufers des Schlosses und der Güter des Marquis war, worauf er diesem die rechtlichen Ansprüche auf sein Eigenthum kund machte und den Major bestimmte, ihm eine Vollmacht zur gerichtlichen Betreibung seines Rechtes auszustellen, was auch geschah. Der rechtliche Erbe kommt endlich vor den Marquis und die Baronin, wo nun von Letzterer und dem Advokaten ein gegenseitiges Intriguenspiel beginnt, in Folge dessen die Baronin und der Marquis sich höchst zuvorkommend gegen den Major bezeigten und durch diese List den jungen Mann zu gewinnen hofften; doch dieser lehnte alle Einladung ab, bis endlich Helene, die Tochter des Marquis, kommt, welche, als sie vernommen, wer der Fremde ist, demselben auf das innigste entgegenkommt, demselben von seinem edlen verstorbenen Vater erzählt und ihn zu Tische nöthigt. — Der Major, bezaubert von dieser ungeheuchelten Zuvorkommenheit und Herzlichkeit, nimmt die Einladung an und bleibt auf dem Schlosse. Es entspinnt sich nun zwischen ihm und Helene ein inniges Liebesverhältniß. Die Baronin weiß es durch eine von ihr angesponnene Intrigue dahin zu bringen, daß der Advokat nach Paris muß, wo aber derselbe die Sache des Majors laut seiner Vollmacht betreibt, und einen Exekutionsbefehl erwirkt, laut welchem der Marquis in zweimal vierundzwanzig Stunden bei Exekution verpflichtet ist, dem Major sein Erbtheil herauszugeben. Der Sohn der Baronin, Raoul, ein junger Mensch, welchem die Naturwissenschaft lieber als der Stammbaum seiner Ahnen, soll indessen mit Helene verlobt werden, was der Major erfährt und, um dem Glücke der von ihm geliebten Helene nicht im Wege zu sein, geht er nach Paris, entsagt ihr und den Ansprüchen auf die Güter. — Indessen kommt aber der Advokat und der Exequent und eine der interessantesten Scenen entwickelt sich hier, zwischen dem stolzen Marquis und dem Advokaten, welcher Ersterer nun durch den Letztern bewogen wird, die Verbindung seiner Tochter mit dem Sohne der Baronin aufzugeben und dieselbe mit dem Major zu verbinden. Helene zeigt nun die ganze Schönheit einer edlen Seele. — Sie erfährt gerührt, daß Bernard seinem Erbe zu ihren Gunsten entsagt und Raoul verbindet die Hände der Liebenden und theilt dem Major seine Verlobungsrechte ab, und die Baronin rächt sich dadurch, daß sie auf das Haupt ihres Feindes feurige Kohlen sammelt und demselben eine durch sie erlangte Beförderung übergibt.

Was nun die Aufführung dieses Intriguenstückes betrifft, so zeigte unser verehrter Gast in der Auffassung des altadeligen, ahnenstolzen Marquis so viel Originalität und eine bewunderungswürdige Konsequenz in Durchführung dieses Charakters von der ersten bis zur letzten Scene, welche zur allgemeinen Bewunderung hinriß und einen mehrmaligen stürmischen Hervorruf veranlaßte. — Auch Frln. Schütz stund dem Altmeister dramatischer Kunst, Hrn. Maer, würdig zur Seite, sowie Hr. Hahn den Advokaten Destournelles mit einer wahren Meisterschaft darstellte, was uns um so mehr überraschte, indem uns Hr. Hahn in diesem Kunstfelde ganz neu erschien. Hr. Pückert trug wie immer sein Möglichstes zum Gelingen des Ganzen bei; doch die Rolle des Raoul hätten wir in andere Hände gewünscht. R.

## Miscelle.

Man meldet der „Nat. Ztg." aus Petersburg folgende Anekdote, die politisch interessant ist. Annoncen melden seit einigen Tagen den Verkauf einer russischen Karte vom dänisch deutschen Kriegsschauplatze. Wie alle kartographischen Arbeiten, mußte auch diese die Censur des Generalstabs passiren; sie hatte bereits das Imprimatur erhalten und eine gewisse Anzahl von Exemplaren war abgezogen, als — vom Ministerium des Innern, wo sich die Gesammtcensurstelle befindet, der Befehl kam, den Druck einzustellen und keine der Karten zu verkaufen, bis nicht von der Planche, welche zugleich die Aufzählung sämmtlicher Kronprätendenten für Dänemark und die Herzogthümer enthielt, der Name Rußlands weggelassen sei, da dieses — auf jener Karte wenigstens — nicht als Prätendent angesehen werden wolle.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

**№ 19.** Sonntag den 6. März **1864.**

### △ Die Prinzessin im Kloster.

Roman
von
Theodor Scheibe.

**Erstes Kapitel.**

**Wenn man eine schöne Frau hat.**

Der Vollmond gießt aus wolkenloser Höhe sein Silberlicht auf die Wunderstadt Venedig herab und die von der Fluth geschwellten Lagunen glitzern und leuchten magisch inmitten herrlicher, alterthümlicher Bauwerke.

Zu dem Canal grande gleitet unter langsamen Ruderschlägen eine schwarze Gondel dahin und biegt unter dem Bogen einer Brücke in eine engere Wasserstraße ein, wo Haus an Haus unregelmäßig sich drängen und es erkennen lassen, daß man aus der Stadt der Fürsten in die des Volkes gelangt.

Die Nacht mag schon weit vorgerückt sein, denn nirgends sieht man Leute, außer einer Militärpatrouille, die an dem schmalen Rand der Gasse dahinzieht und das Ohr vernimmt kein anderes Geräusch, als den gleichmäßigen Takt des doppelten Ruders.

Noch entdeckt man Licht in den zerstreuten Schenken, an denen die Gondel vorüberfährt, doch ist es in ihnen unheimlich stille.

Sollten die neuesten Nachrichten von der Pariser Revolution dazu beigetragen haben, die düstere Stimmung der schweigsamen Dogenstadt um so greller zu zeigen?

Die Gondel wechselt noch mehrere Male ihre Richtung und steuert nun einem Palaste zu, der stolz wie ein Riese, aus einer Gruppe niedriger Gebäude herausragt und von diesem durch Kanäle abgesondert erscheint.

Unfern von dieser Stelle mag der Bahnhof sich befinden, denn man vernimmt deutlich das Geläute, welches die Ankunft eines Zuges verkündet, und kurz nachher das Schnauben eines eiligen Dampfrosses und das Gerolle der Räder.

Die Gondel hält vor der Treppe des Palastes an, dessen hoher Thorflügel sich knarrend öffnet.

Aus dem Fahrzeuge steigt eine schwarzgekleidete Dame an dem Arme eines ältlichen in einen langen Rock gekleideten Mannes.

Zwei Diener in Livree folgen ihnen nach.

Die Nacht ist rauh, bemerkt der Führer der Dame, obwohl die mildeste Lenzluft weht. Prinzessin, der Schleier ist eine nützliche Erfindung.

Ohne ein Wort zu entgegnen, verhüllt die Frau ihr Antlitz.

In der Thorhalle harrt der Eintretenden ein Diener mit einer Leuchte in der Hand.

Belieben Prinzessin voranzutreten, spricht der ältliche Herr, seinen Arm von ihr zurückziehend, und diese setzt ihren Weg, von der Dienerschaft gefolgt, weiter fort.

Mit lauernden Blicken verfolgt sie der frühere Sprecher, bis sie auf der Höhe der Treppe mit den Anderen verschwindet, und tritt dann durch das Thor wieder in die Gasse hinaus, mit einer Lorgnette nach allen Seiten hinsehend.

Ein anderer Mann, der unfern des Thores unbeweglich stand, nähert sich nun mit abgezogener Kappe demselben und redet ihn mit den Worten an: Illustrissimo principe, ich bin auf meinem Posten.

Hast du nichts Verdächtiges bemerkt? lautete flüsternd die Entgegnung.

Ja, ja! entgegnete dieser. Ein Soldat ging zweimal hier vorüber und sah so verdächtig das Haus an, als wenn er etwas im Schilde führen würde.

Ein Offizier?

Nein, einer von der Mannschaft — ein Dragoner, wenn ich nicht irre.

Das hat wahrscheinlich keine Bedeutung.

He! Es könnte auch ein verkleideter Halunke sein.

War er brünett?

Nein, blond.

Das hat keine Bedeutung. — Doch verdopple deine Wachsamkeit und umkreise eifrig das Haus. Man könnte mit einer Strickleiter —

Natürlich, Illustrissimo principe. Und wenn ein Schurke —

So wirfst du ihn ohne Weiteres in das Wasser.

Natürlich, Illustrissimo!

Ich baue auf dich!

Der Fürst drückte seinem Auflaurer ein Goldstück in die Hand und eilte in den Palast zurück.

In einem seiner Gemächer vertauscht derselbe mit Beihilfe des Kammerdieners seine schmucklose Kleidung mit einer grünen goldgestickten Uniform und läßt an seiner Brust einen großen Brillantstein befestigen. Als er nahe daran ist, seine Toilette beendigt zu haben, sendet er den Kammerdiener mit den Worten hinweg: Melde meiner Frau Gemahlin, daß ich mich in Gala geworfen habe und sie bitten lasse, mich zu empfangen.

Einige Minuten später und der Fürst, an seiner Seite den kostbaren Degen, den Hut unter dem Arm und ein Schmucketui in der Hand, erscheint vor seiner Gemahlin, Prinzessin Hermine, welche ihr schwarzes Kleid gegen eine weiße Spitzenrobe wechselt und einen barretähnlichen weißen Kopfputz von Spitzen und Maraboutfedern, mit einer Agraffa von Diamanten auf's Haupt genommen hatte.

Theure Gemahlin! redet sie der Fürst mit süßem Lächeln an, empfangen Sie aus meiner Hand einen kleinen Beweis meiner frohen Erinnerung an Ihren morgigen Geburtstag und zugleich die Versicherung, daß ich das mir zu Theil gewordene Glück, Ihr Gemahl zu sein, in seiner vollsten Bedeutung empfinde und stets darauf bedacht sein werde, dieses Glück mir zu erhalten und zu bewahren.

Wie sehr erfreut mich Ihre unendliche Güte, entgegnete Prinzessin Hermine mit gleicher süßer Freundlichkeit, indem sie das Schmuckkästchen in Empfang nahm. Es ist entzückend schön, daß mich Eure Durchlaucht mit einer festlichen Huldigung, als die Erinnerung an meinen zwanzigsten Geburtstag, überrascht haben. Da derselbe auf den 29. Februar fällt, so habe ich ohnehin seltener als andere Frauen das Vergnügen, daran freundlich erinnert zu werden.

Der Fürst küßte die Hand seiner Gemahlin, welche ihm diese geboten, und begab sich mit Hermine in den Speisesaal, wo sie dieselben die Tafel zum Souper gedeckt war.

Nur zwei Couverts befanden sich daselbst. Die Teller waren von Silber, und die Schüsseln und die Schalen, in welchen das Mahl aufgetragen wurde, gleichfalls von edlen Metallen und kunstvoll gearbeitet.

(Fortsetzung folgt.)

## Eine weiblich-orthopädische Gymnastin in Würzburg.

Dr. Spl. **Würzburg**, 1. März. Seit mehreren Wochen ist zunächst in den höheren, doch auch in den mittlern Kreisen unsrer Gesellschaft viel von der glücklichen orthopädischen Wirksamkeit einer Dame die Rede, die vor ungefähr 5—6 Monaten so geräuschlos und bescheiden hier aufgetreten ist, daß sie anfangs kaum bemerkt worden. Zwar hat ein hiesiger beliebter Arzt in diesen Blättern auf ihre in die Augen springende, unverkennbare, heilsame Thätigkeit in unserer Stadt aufmerksam gemacht, da aber der Artikel nicht mit seinem Namen unterzeichnet war, so mochte man ihn für eine gewöhnliche Reclame halten. Inzwischen sind die heilgymnastischen Erfolge der Frau **Bernhardine Herold** am hiesigen Platze so schnell aufeinander gekommen und so anregender Natur, daß nicht nur mehrere der beliebtesten Aerzte davon Notiz genommen und die glückliche Heilgymnastin weiblichen Patienten, besonders solchen, die an Deformitäten der Wirbelsäule und der Schultern leiden, warm empfohlen haben und einer der ausgezeichnetsten sie auch bei seinen Kuren andrer weiblicher Kranken als Amanuensis verwendet, sondern auch das gebildete Publikum sich viel davon zu erzählen weiß. Wir nahmen davon Gelegenheit, uns mit Frau Herold in persönlichen Verkehr zu setzen, und fanden in ihr eine gesetzte und würdige Dame, die bereits eine angehende Fünfzigerin, reich an Erfahrungen in ihrem Fache, das bis jetzt von Frauen noch nicht kultivirt worden, so daß sie zweifelsohne die erste Heilgymnastin ist. Zwar spricht sie mit großer Bescheidenheit von ihren Leistungen, doch auch mit derjenigen Sicherheit und Gewandtheit, welche nicht nur ihre Befähigung, sondern auch ihre Meisterschaft verräth. Es hat uns gleich eingänglich eine gute Meinung von Frau Herold erregt, daß sie in der hiesigen Tagespresse Alles vermieden hat, was an Marktschreiereien und Reclame hätte erinnern können. Obgleich sie die glänzendsten ärztlichen Zeugnisse aus andern Städten besitzt, hat sie doch fast keinen Gebrauch davon gemacht, sondern allein ihre Thaten hier für sich sprechen lassen. Dieser Umstand giebt allein schon jedem Denkenden unserer, von so viel Geschrei und Aufschneiderei übersättigten Zeit die Ueberzeugung, daß er es hier mit einer soliden und nicht aufgeblasenen Größe zu thun hat. Die höchst einfache, anspruchslose, wohlthuende Erscheinung der Frau Herold bestätigt sogleich diese Voraussetzung; und wenn man vollends Gelegenheit nimmt, wie wir, ihrer sichern, geschickten und gewandten Behandlung der Kranken beizuwohnen, so wird man sich bald von hoher Achtung für sie erfüllt fühlen; denn diese Behandlung wird nicht allein von geistreicher Kenntniß des Uebels und der praktischen Gewandtheit der Erfahrung, sondern auch und ganz vorzüglich von hoher Begeisterung für ihren Beruf und von der reinsten und schönsten Menschenliebe eingegeben. Die Seele ist dabei, wenn sie ihre so gesegneten Hände an die ihr anvertrauten kranken Kinder legt; ein mütterliches Herz spricht aus jedem Worte, aus jeder Bewegung. So ist es denn kein Wunder, daß alle ihre Schülerinnen für sie schwärmen. Mehr ist wohl noch nie ein Arzt geliebt worden, als Frau Herold. Vielleicht hat aber auch noch nie einer seine Kranken so geliebt, wie sie. Aus allen, zum Theil glänzenden Erfolgen, die Frau Herold bereits hier erstrebt hat, und mit welchen wir uns möglichst genau bekannt gemacht haben, will uns einleuchten, daß der Accent nicht sowohl auf die heilgymnastischen Bewegungen, die unsere Gymnastin unsere Kranken machen läßt, als vielmehr auf die von **ihrer Hand** geleiteten Bewegungen zu legen ist. In ihrer Hand liegt unverkennbar ein starker Heilmoment, eine magnetische Kraft, die durch die Heilgymnastik entbunden auf die Kranke so überraschend schnell und drastisch wirkt. Man wird sich von der Wahrheit dieser Ansicht sogleich überzeugen, wenn man erfährt, daß mehrere ihrer Kranken, auf die sie so sehr günstig gewirkt, früher von Heilgymnasten auf ähnliche Weise ohne Erfolg behandelt wurden. — Auch ist sie durch die fast wunderbare Wirkung ihrer Hand auf kranke Kinder zur Heilgymnastik geführt worden. Frau Herold ist nämlich eine der vorzüglichsten Schülerinnen des größten Pädagogen der Neuzeit, Friedrich **Fröbel's**, und leitete jahrelang eines jener originellen Erziehungs-Institute „Kindergärten" genannt, welche für die Zukunft des deutschen Volkes von der größten Bedeutsamkeit sein werden. Zu den Bildungsmomenten der Kindergärten gehört die Gymnastik, überhaupt die Bewegung, schärfer gefaßt, die rhythmische Bewegung (Tanz mit Gesang), da gewahrte Frau Herold, daß kranke Kinder unter ihren Händen schnell genasen und wie Rosen aufblühten. Sie versuchte es mit erwachsenen Kranken, derselbe erfreuliche Erfolg! Nun ging sie zu den vorzüglichsten Heilgymnasten der Neuzeit in die Schule, zu **Schreber**, **Bock**, **Spieß** und machte sich mit den Arbeiten auf diesem Felde von **Kloß**, **Nietzsche** u. A. vertraut, so daß sie das ganze Feld dieser neuen Heilwissenschaft beherrscht. Wohin sie kam, war ihre Wirk-

samkeit von den schönsten Erfolgen gekrönt und geschickte Aerzte empfahlen sie mit warmer Fürsprache.

Die Thätigkeit dieser Dame beschränkt sich durchaus nicht auf kranke Mädchen und die Deformitäten des Rückgrats, sie behandelt weibliche Kranke jeden Alters, Nerven-, Unterleibs- und Brustleidende, Nerven- und Muskellähmungen, besonders Blutarme und solche, die an sexuellen Störungen leiden, ebenso Unterleibsbrüche &c. Am liebsten ist sie mit der Leitung und Beaufsichtigung eines Arztes thätig.

Seit Jahren hegte sie den Wunsch, in Würzburg der Metropole der heutigen Heilkunst unter den Augen hiesiger Aerzte zu wirken. Dieser Wunsch ist ihr in glänzender Weise erfüllt. Wir fürchten uns nicht zu täuschen, wenn wir dieser seltenen Frau noch eine bedeutende Zukunft prophezeien.

## Studien im Hühnerhof.

Nach „All the year round" von **Dickens**.

(Schluß.)

### V.

—b— Eifersucht, dieser mächtige Hebel menschlicher Uebelthaten, wirkt ebenso gewaltig in der Welt der Hühner. Wie gut vertragen sich die jungen Bursche, Kinder des heurigen Jahres, anfangs miteinander; sie sind vertraut und befreundet, wie die Zöglinge im Kollegium. So recht in dem „bras dessus bras dessous" Style schlendern sie zusammen herum, stellen sie freundschaftliche Fechtübungen an — Scheinkämpfe, wo sie mit den Schnäbeln gegen einander fahren, sich in die Augen glotzen und wieder von einander wegrennen — legen sich neben einander auf den Boden unter freiem Himmel u. s. w. In diesem Stadium ihrer jungen Kameradschaft affektiren sie beinahe eine Verachtung gegen die Hennen, sie haben ihre eigenen Spaziergänge, ihre eigenen Geheimnisse, und wenn eine alte Henne manchmal zu ihnen hinwackelt, so scheinen sie sehr sarkastische Bemerkungen über sie zu machen. — Doch etwas später, oft nicht lange darauf, wird eben dieselbe alte Henne der Anlaß zu tödtlichem Streit. Die jungen befiederten Gentlemen pflegen nämlich, wie es auch unter Menschen öfter der Fall ist, zum Gegenstand ihrer ersten Flamme eine etwas ältere Dame zu wählen, so eine, welche, im Bereiche der Hennen, der durch Balzac zur Unsterblichkeit gelangten und von allen Gelbschnäbeln der Lyceums angebeteten „Femme de trente ans" entspricht. Sehr wahrscheinlich wird die Helena des Hühnerkrieges gar die Königin des Hofes sein, welche Anfangs dieses Pack von Gelbschnäbeln mit gehöriger Verachtung behandelt, bald aber den Zorn ihres gesetzmäßigen Herrn reizt, indem sie einen unter ihnen zum Liebhaber wählt, oder gar abwechselnd einem nach dem andern ihre Gunst schenkt. Nun, dann ist's aus mit dem Zusammenschlendern, mit dem träumerischen Liegen in der Sonne und mit den Scheingefechten. Dann tritt unter den früheren Kameraden eine Entfremdung ein und dann beginnen wirkliche ernste Kämpfe, Kämpfe auf Leben und Tod. „Nun so mögen sie kämpfen," denkt mancher, aber es ist sehr schmerzlich, den Stolz, die Freude und Hoffnung seines Hühnerhofes so plötzlich ein Auge oder gar das Leben verlieren zu sehen. Eines Tages interessirte es mich, den Ausgang eines Duelles à la mort zu beobachten, welches zwischen zwei solchen jungen Nebenbuhlern stattfinden sollte. Um die Wachsamkeit der Polizei — mich selber und den Gärtner nämlich — zu täuschen, schlichen sie erst umher, einer den andern mit feindseligem Einverständniß im Vorübergehen anblickend. Plötzlich waren sie mir aus dem Gesicht verschwunden und nach langem Suchen fand ich sie in einem Hintergebäude, jeden mit geronnenem Blut bedeckt und beide noch im hitzigsten Kampfe begriffen.

Indem ich einige allen Hühnern gemeinschaftliche Charakterzüge aufgezählt, ist es überflüssig hinzuzufügen, wie wesentliche Unterschiede es aber auch zwischen Huhn und Huhn gibt. Schon ab ovo lassen sich nicht nur an Gestalt und Gefieder, an Kraft oder Schwäche, sondern auch hinsichtlich des Charakters so viele Verschiedenheiten wahrnehmen, daß man sehr bezweifeln muß, ob denn wirklich zwei Individuen derselben Gattung ganz gleich geschaffen zur Welt kommen. Im Neste schon unter den kaum ausgebrüteten Küchlein lassen sich von einander unterscheiden: der Gewandte, der Feige, der Geschickte, der Langsame, der Ernste, der Komische, der Ungeschickte, der Lebhafte, der Schwerfällige, der Schweigsame, der Schwätzer, der Mürrische, der Weinerliche, der Gesellige und der Ungesellige, der sich gerne vom „Mob" losmacht, um die Freuden der Einsamkeit zu genießen; und alle diese frühzeitig hervortretenden Charakterverschiedenheiten mögen später wohl modifizirt, doch nimmer ganz verwischt werden.

Aus meinen bisherigen Mittheilungen mag wohl schon zu ersehen sein, wie instruktiv die Beobachtung der Hühnerwelt ist, und gewiß, man erhält dabei Licht über so manches Problem des animalischen Lebens. Zur Frage der Racenzucht und erblichen Anlagen kann man manchen Aufschluß gewinnen. Ich habe zu wiederholten Malen beobachtet, daß, wenn der Grundstock meines Hühnerhofes nicht immerwährend durch frisches Blut erneuert worden, sich bald eine Tendenz zu Zwerg- und Mißgestaltungen, zu Leiden an Kopf und Rückenmark einstellt; während die rechtzeitige Einführung eines Haushahns oder einer Dorfhenne alsbald frisches Leben und Bewegen, Kraft und Gesundheit zur Folge hatte. In Frankreich wird der Gegenstand zwar so eben durch einige Schriftsteller in entgegengesetzter Weise aufgefaßt, doch gestatten mir die kläglichen Resultate, welche ich beobachtete, keinen Zweifel, daß die sogenannte Inzucht eine tadelnswerthe Praxis ist. Bezüglich der erblichen Uebertragung von Fehlern macht der Beobachter besonders interessante Wahrnehmungen. Eigenheiten pflanzen sich in langer Reihe fort, scheinen dann zu schwinden und kommen plötzlich wieder zum Vorschein. Selbst einen schwarzen Fleck, der mir einmal im Inneren eines Eis auffiel, fand ich wiederholt in den Eiern aller Nachkömmlinge, durch mehrere Kreuzungen herab bis auf die letzte Generation. Bemerkenswerth ist es ferner, wie die Natur strebt gemischte Gattungen zu verhüten und immer auf einen gewissen Originaltypus zurückzukommen. Ich besaß einmal zwei Brahma-Hennen, jedoch keinen Hahn. So sehr ich nun auch wünschte, diese Sorte vermehrt zu sehen, schlug meine Hoffnung doch fehl. Die Hennen, welche sich mit Cochinhühnern paarten, brachten zwar eine ansehnliche Nachkommenschaft, aber nur die Hähnchen waren Brahma, die weiblichen Sprößlinge reine Cochins. Nur erst, nachdem ich einen Brahmahahn angeschafft, stellte sich das erwünschte Verhältniß heraus.

Schließlich möchte ich allen Jenen, welche irgend ein hübsches Steckenpferd nöthig haben — und nervöse, melancholische Leute haben ein solches besonders nöthig — die

Hühnerzucht empfehlen. Selbst die Mühe, die man sich nothwendig aufbürdet, sobald man auch nur im mindesten seine Sorge irgend einer lebenden Kreatur zuwendet, sind gut geeignet trübe Gedanken zu verscheuchen. Und welch freundlichen Anblick gewähren die jungen vier Monat alten Hühnchen, wenn sie an einem Sommermorgen herausgelassen werden, um sich auf ihrem Spielplatz zu vergnügen. Wie sie hinlaufen, so hastig als nur die Jugend laufen kann, wie sie mit den ausgebreiteten Flügeln flattern, wie sie aufs Gebüsch klettern, wo oft eines von ihnen auf dem Zweig sitzt und von den Anderen hin und her gewiegt wird! Wahrlich, mir ist mein Hühnerhof ein Mikrokosmos, an welchem ich in sicherer Entfernung die große Welt studire, bei dessen Beherrschung ich mich selber glücklich fühlen kann, weil es mir gelingt, der größtmöglichen Menge meiner Regierten die größtmögliche Glückseligkeit zu verschaffen.

## Würzburger Stadttheater.

**Mittwoch**, 2. März. „Die Regimentstochter", komische Oper von Donizetti. Eine Schülerin des Münchener Conservatoriums, Frln. **Wellden**, bisher an einer kleineren Provinzialbühne beschäftigt, hat die hiesige Bühne zum ersten Male und zwar in der Titelrolle obiger Oper betreten und im Allgemeinen eine gute Aufnahme gefunden. Im Besitze einer starken frischen Stimme, die einen ziemlichen Umfang zu haben scheint, ist Frln. Wellden eine gut geschulte Sängerin, welche im Verhältnisse zu der kurzen Zeit, seit welcher sie sich auf den Brettern bewegt, schon erhebliche Fortschritte gemacht hat; übrigens konnte sie die Anfängerin doch nicht ganz verleugnen. Der Gesang hat noch keine rechte Abrundung und Politur; neben einzelnen recht brav gesungenen Nummern, zu welchen namentlich die große Arie im 2. Akte zu rechnen ist, trafen wir manche, welche das Gepräge des Schülerhaften noch recht deutlich an sich trugen und oft aller Wahrheit und Natur baar waren. Ein besonderer Mißstand ist der Mangel an Einheit und Gleichförmigkeit im Gesange sowohl, als auch in der Deklamation und im Spiele; das ganze Auftreten der Frln. Wellden war etwas ängstlich und gekünstelt und trotz den rechten Ton und Ausdruck für das resolute frische Soldatenkind, wie solches in der Titelrolle hervortritt, nicht immer mit wünschenswerther Sicherheit.

Es ist freilich auch keine kleine Aufgabe, die Regimentstochter tadellos zu geben; sie will korrekt gesungen und mit Feinheit und Delikatesse gespielt werden, erfordert also eine ebenso tüchtige Sängerin als routinirte Schauspielerin. Wir glauben deshalb auch, daß sich Frln. Wellden eine verhältnißmäßig schwierige Aufgabe gestellt hat, für welche sie noch nicht mit den nöthigsten Mitteln ausgerüstet ist, verkennen aber deshalb durchaus nicht, daß sie in Berücksichtigung ihrer Kräfte Anerkennenswerthes geleistet hat und bei ununterbrochenem Streben zu schönen Erwartungen berechtigt.

Wir wissen recht gut, daß die Unbekanntschaft mit den hiesigen Bühnenverhältnissen, vielleicht auch die Furcht vor dem erstmaligen Auftreten auf einer größeren Bühne wesentlich dazu beiträgt, eine Kunstnovizin in einige Verlegenheit zu bringen, wir wissen, daß unter diesen Umständen Gesang und Spiel von einer gewissen Befangenheit influirt werden, die schon oft ein Fiasko im Gefolge hatte; wir wissen das Alles und wollen deshalb die obigen Mißstände, welche sich bei größerer Vertrautheit mit der hiesigen Bühne mehr und mehr verlieren werden, auch nicht tadeln; auch kein besonderes Gewicht darauf legen, daß Frln. Wellden in der Arie in der 3. Szene des 2. Aktes einmal von ihrer sonst bewährten Correktheit abgewichen und nebenhinausgekommen ist; wir berühren die gesundenen Schattenseiten nur, um Frln. Wellden aufmerksam zu machen, worauf sie vorzugsweise ihr Bestreben zu richten haben dürfte und sind überzeugt, daß es ihr bei dem schönen Gesangstalente, welches sie besitzt und zu einer erheblichen Höhe herausgebildet hat, gelingen werde, nach und nach die nöthige Einheit im Spiel und Gesange herzustellen.

Was die Aufführung im Uebrigen betrifft, so konnte man damit so ziemlich zufrieden sein; unter den Solopartheien verdient Hr. **Schiffbenker** rühmender Erwähnung; er gab den Sergeonten Sulpice mit gewohnter Bravour und hat durch den gediegenen Vortrag eines trefflichen Liedes von Hrn. Homm allgemeinen Beifall sich erworben.

—δ—

**Würzburg**, 4. März. Gestern wurde das Intriguen-Stück „**Helene von Seigliere**" wiederholt, nur wurde die Rolle des **Raoul** dieses Mal von Hrn. **Asché** dargestellt, welcher zwar auch Manches zu wünschen übrig ließ, doch erschien sein Aeußeres wenigstens der darzustellenden Rolle angemessener. — Wenn wir auch Hrn. **Pückert** in manchfacher Beziehung Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen, so besitzt derselbe doch nicht hinlängliche militärische Repräsentation, um die Rolle des **Bernard** würdig genug darzustellen. So bewegt sich kein Schlachten durchkämpfter Krieger, so trägt überhaupt kein Offizier der Ehrenlegion seinen Orden, als wäre derselbe ein breites, langes Pflaster. — Man wird bei allen mit diesem Orden dekorirten Offizieren, wenn sich dieselben in Civil bewegen, ein kleines rothes Schleifchen im linken Knopfloch, oder eine kleine Rosette, aber nie einen solchen rothen Fetzen von einem zum andern Knopfloch gezogen finden.

Wäre es nicht dem Ganzen anpassender gewesen, wenn Hr. **Lohmann** den Bernard und Hr. **Pückert** den Raoul dargestellt haben würde; indessen der Erstere, wiewohl ein recht braver Schauspieler, so wenig und der Letztere wahrhaft überhäuft mit Studien, jeden Abend im Schau-, Lust- und Trauerspiel sich auf den Brettern bewegt? Freudig haben wir hier noch zu sagen, was wie in unserem frühern Bericht, wegen Mangel an Raum nicht mehr verkünden konnten, das heißt, daß Frau **Ritter** als Helene de la Seigliere Vortreffliches leistete und ein seelenvolles Spiel entwickelte. Was wir von unserm verehrten Gast in der ersten Aufführung dieser Vorstellung sagten, daß ist auch in der Wiederholung derselben zu berichten. Herr **Marr** bewährte, wie immer, eine Mimik und ein Geberdenspiel, welches wahrhaft unnachahmlich ist und das Publikum stets zur Bewunderung hinriß; auch bei dieser Wiederholung wurde unser Gast mehrmals gerufen, welche Ehre auch Hrn. **Hahn** als Destournelle zu Theil wurde. R.

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 20. Mittwoch den 9. März 1864.

### △ Die Prinzessin im Kloster.

Roman

von

Theodor Scheibe.

#### Erstes Kapitel.

#### Wenn man eine schöne Frau hat.

(Fortsetzung.)

Der Kronleuchter des Saales und die in den vier Ecken stehenden Kandelaber waren mit einigen hundert Lichtern besteckt, welche die Herrlichkeit des weiten und hohen Saales, dessen Wände mit geschliffenen kararischen Marmor-Fresken, Basreliefs und goldenen Verzierungen bedeckt waren, in seinem vollsten Glanze erscheinen ließen. Der prächtige Mosaikfußboden spiegelte von diesen Lichtern.

Die Dame, welche das erhaltene Schmucketui mit sich genommen, öffnete dasselbe und fand darin eben nichts anderes, als Perlen und Juwelen, die sie ohnehin in Menge besaß. Nichts fiel ihr auf als eine große Broche, welche mit glänzender, schwarzer Schrift die Devise ihr zeigte: Treue bis in den Tod.

Wie rührend, sprach sie, diese Devise laut lesend und ihr Gemahl biß sich vor Aerger in die Lippen, denn er glaubte zu bemerken, daß das Lächeln spöttisch sei, welches, während sie sprach, um ihre Lippen spielte.

Speisen wurden auf- und abgetragen.

Prinzessin Hermine kostete von einer derselben, berührte jedoch keine anderen mehr, obwohl sie ihr Gemahl daran erinnerte, daß er heute die Anordnung getroffen, ein Bouquet von ihren Lieblingsgerichten zusammenzustellen.

Als aber die Gänge der Speisenträger kein Ende nahmen, äußerte sich die Gemahlin: Euer Durchlaucht erweisen mir zur Feier meines Geburtsfestes allzuviel Aufmerksamkeit. Es ist ein Festmahl, als würde man einen Kranz von Gästen um mich versammelt haben.

Vermissen Sie die Gäste ungern? fragte der Prinz, forschend seine Gemahlin anblickend.

Euer Durchlaucht wissen, lautete die Entgegnung, daß zwischen unseren Seelen die vollste Harmonie herrscht. Was meinem Herrn und Gemahl mißfällt, daran könnte ich unmöglich Gefallen finden; doch meine ich, meines Geburtsfestes wegen wäre es nicht nöthig gewesen, aus Mailand zu entfliehen. Wenn man keine Gäste laden will, so unterläßt man es allenthalben.

Vor Gästen hätte man sich schützen können, rief der Herzog zornig, vor unberufenen frechen Gecken, welche an Ihrer Feier nicht das geringste Interesse zu nehmen haben. Dieser infame Conte Gofredi, unser Nachbar in Mailand, hatte schon für die Höhenpartien seines Gartens eine imposante Illumination bestellt und dazu eine lärmende Serenade mit Pauken und Trompeten. O, Sie wissen dies so gut wie ich, aber Sie wollen es nicht wissen und sehnen sich wohl, einen Konflikt herbeizurufen, welcher damit enden könnte, daß mir dieser Schurke einen Degenstich in die Brust applicire.

Herr Fürst, rief die Prinzessin entrüstet, während eine lebhafte Röthe sich über ihr zartes Antlitz ergoß. Ich werde es müde, die entehrende Behandlung länger zu ertragen. Ihre ungegründete Eifersucht wird für mich zu unerträglicher Pein und der Welt zum amüsirenden Skandal. Ich ersuche Sie, nicht zu vergessen, daß Sie eine deutsche Frau geheirathet haben, welche im Bewußtsein ihrer Würde frei sich zu bewegen gewohnt ist, und die der Pflicht in jedem Verhältnisse willig gehorcht, durch Sklavenketten jedoch, wozu man sie verdammt, nicht allein beleidigt, sondern auch empört wird.

Ich bedauere, sprach der Fürst düster, wenn Sie meine Zärtlichkeit und meinen sorgfältigen Schutz für Sklavenketten halten. — Ich weiß es, daß Sie mich nicht lieben — bitte mich nicht zu unterbrechen. Um einer hübschen jungen Frau zu gefallen, müßte man gleichfalls jung und hübsch sein und es verstehen, seiner Dame stets amüsant zu erscheinen. Ich trage eine Perücke, ein Verbrechen im Auge der Damen, ein markirtes Gesicht, der Mangel an Waden und andere lächerliche Thorheiten vergrößern mein Verbrechen zu einem Hochverrathe in den Augen einer jungen Dame von allzu lebhafter Phantasie. Ein treues Herz, zärtliche Gefühle, Treue, Wahrheit und Anbetung des Weibes, das man liebt, das ist Plunder, läppischer Plunder.

Der Fürst lachte mit Ausgelassenheit.

Die Prinzessin seufzte aus tiefer Brust, und ihren Unmuth überwindend, sprach sie: Mein Gemahl, wenn Ihnen unser beiderseitiges Glück theuer ist, wenn Sie die Frau nicht zurückstoßen wollen, die sich wie eine Rebe an ihren Gatten schlingt, o so lassen Sie uns zur schönsten Feier meines Geburtstages einen wahren aufrichtigen Frieden schließen, theurer Luigi!

Der Gemahl ergriff die ihm dargebotene Hand und drückte sie mit Heftigkeit an seine pochende Brust.

Hermine, sprach er in weinerlichem Tone, ich kann nicht anders sein, als ich es bin. Ich lebe nur in dir, und wir

müssen sterben, wenn du mich verräthst. Sei mir gewogen, setzte er sanfter hinzu, und theile meine Freuden und meinen Abschen. Ja mein Kind, wir haben klug gehandelt, dem Elenden zu entfliehen, der mir mein Kleinod rauben wollte. Hier gehören wir uns allein an, und werden von hier auch fliehen, wenn wir von Jemand belästigt werden sollten. O es ist zu süß, das Glück, aus sicherem Hafen in die Welt hinauszublicken. Komm, mein Kind, auf den Balkon hinaus. Die Nacht zeigt sich in ihrer Strahlenglorie, welche dir für eine verrätherische Illumination hinlänglich Ersatz bieten kann. Lauschen wir der Musik der Sphären und freuen wir uns, daß keine lärmende Serenade uns in unserer glücklichen Einsamkeit stört. Ja, hier sind wir sicher.

Der Fürst öffnete die Balkonthüre und warf einen zärtlichen Blick einladend der langsam hinzutretenden Gattin zu, als man plötzlich die hellen schmetternden Klänge einer Trompete vernahm, welche von außen laut und fröhlich in den Saal drangen.

Der Fürst erstarrte und drängte die herbeigekommene Prinzessin mit einer ängstlichen Scheu zurück.

Was soll das bedeuten, flüsterte er mit bebender Stimme, aufhorchend.

Der Trompeter in der Straße setzte seine Produktion fort. Ein unendlicher Schmelz lag in seinen Tönen. Die Melodien wechselten, und auf einen fröhlichen Tusch folgten die Klänge des feierlichen Liedes: Heil dir im Strahlenglanze.

Der Fürst erblaßte vor Zorn.

Das ist Verrätherei, knirschte er und auf den Balkon hinauseilend, sah er auf den Mann hinab, dem er die Nachtmusik zu verdanken hatte.

Derselbe stand unten in der Gasse, und zwar in der Nähe des Kandelabers an dem linken Flügel des Palastes, und deutlich konnte man erkennen, daß er einen weißen Rock und einen glänzenden Reiterhelm trug.

Lorenzo, bist du da? fragte der eifersüchtige Ehemann mit tiefen Blicken.

Ja, Herr, scholl es zu ihm herauf, der verdächtige Dragoner ist da.

Stoß er ihn in den Kanal hinab, klang es heiser von den Lippen des Prinzen.

Corpo di dio, das will ich thun, lautete die Entgegnung.

Der Fürst kehrte in den Saal zurück und warf die Thür hinter sich zu.

Der Kerl hat sich den Tod an den Hals geblasen, sprach er höhnisch und vor Aufregung zitternd. — Er fahre zur Hölle!

Der Trompeter verstummte. — Man vernahm ein Gezänke unten in der Gasse, dann einen Aufschrei und fast in demselben Momente einen schweren plätschernden Fall.

Amen! sprach mit feierlich dumpfer Stimme der Prinz. Der Kerl bläßt meiner Frau kein Ständchen mehr.

Prinzessin Hermine, schreckensbleich und zitternd, wankte zu einem nahen Fauteuil und sank halb ohnmächtig in dasselbe. Ihr Gemahl lief in dem Saale auf und ab und pflanzte sich dann vor Prinzessin Hermine hin, die Worte zeternd: Den Schurken hast du in den Tod geschickt! — So soll es jedem gehen, der die ferner eine Huldigung darbringt.

Und abermals vernahm man die schmetternden Klänge der Trompete. — Mit gleicher lieblicher Tonart, wie ehedem, wurde die Serenade fortgesetzt.

Der Herzog stieß einen gellenden Wuthschrei aus und ballte krampfhaft die Fäuste, einen Blick voll fürchterlichen Hasses auf die Prinzessin schleudernd. Dann riß er den Degen aus der Scheide, lief auf den Balkon hinaus, von dort sogleich zurückkehrend nach der Thüre, die Absicht verrathend, über den Trompeter selbst herzufallen und ihn zu ermorden.

Ich exponire mich nicht, schrie er sodann, sich gegen seine Frau wendend. — Dein Leben soll es kosten, du Verruchte!

Die angsterfüllte Frau faßte, vom Stuhle auftaumelnd, nach dem Glockenzuge und stürmte mit Heftigkeit an demselben, um die Dienerschaft herbeizurufen.

Dieß brachte den Wüthenden zur Besinnung. Er warf den Degen auf das Sopha und ließ sich auf dasselbe nieder.

Männliche und weibliche Domestiken eilten bestürzt in den Saal.

Schafft den Trompeter herauf, sprach der Herzog gelassen. Eilt! Bittet ihn, zu kommen — wenn er nicht willig geht, so braucht Gewalt! Er darf nicht entrinnen!

Die Domestiken verließen den Saal.

Die Prinzessin wollte sich gleichfalls entfernen. Sie bleiben, sprach ihr Gemahl, ihr den Weg vertretend. In die Nische des Fensters! Ich will Sie Ihrer Treulosigkeit überweisen.

Der Fürst zog seine Gemahlin nach der bezeichneten Stelle, nöthigte sie auf dem daselbst befindlichen Stuhle Platz zu nehmen, und zog die leichten Vorhänge zu, welche in Sammtdraperien bis auf den Boden herabflossen. Sie sollen hören und staunen. Die gemordete Ehre meines Hauses fordert Genugthuung. Sie sollen den Fürsten von Lugano kennen lernen.

Man vernahm durch die offene Thüre das Geräusch von Fußtritten auf der Treppe, abgebrochene Worte und ein fröhliches Gelächter.

Im nächsten Augenblicke trat der Kammerdiener ein, seiner Herrschaft meldend, daß der Trompeter sich nicht geweigert habe, ihnen zu folgen.

Matheo, bleibe an meiner Seite, sprach der Herzog zum Kammerdiener, und von dem Sopha sich erhebend, lehnte er sich, seinen Blick der Thür zugewendet, an ein Fauteuil, den Vorgeladenen erwartend.

Ein junger kaiserlicher Dragoner von hohem stämmigen Wuchse mit vollen rothen Backen und lachenden Augen trat in militärischer Haltung auf drei Schritt Distanz zu dem Herzog hin, während die Scheide seines Pallasches an dem Mosaikboden lärmend klirrte.

In der einen straff hinabgehaltenen Hand hielt er seine Trompete, mit der anderen salutirte er vor dem Herrn mit dem großen Brillantsterne an der Brust.

Weiß man, wer ich bin? fragte der Fürst in deutscher Sprache, dem Trompeter forschend in das Auge blickend.

Ja, rief der Gefragte und setzte recitirend hinzu: Herr Ludwig, Fürst von Lugano und Buffalora, Ritter des goldenen Vließes, unangestellter Herr Oberst und, was mir besonders viele Freude macht, Exzellenz sind der Herr Gatte der hochgebornen Frau und Prinzessin Hermine von Kurberg-Reichenfels, geboren in Wien, innere Stadt, Herrngasse, am 29. Februar 1828. — Ein Vivat Hoch der edlen Frau Prinzessin Hermine und ein Vivat Hoch ihrem Herrn Ludwig und Exzellenz dem Fürsten von Lugano!

Diesen mit Begeisterung gesprochenen Worten folgte ein lärmender Trompetentusch, der das Gehörorgan des Fürsten höchst unangenehm affiziren mußte, indem er auf mehrere Schritte sich von dem exaltirten Trompeter zurückzog.

Sie sind sehr genau über meine Person und über die Verhältnisse meiner Frau Gemahlin unterrichtet, sprach der Prinz.

O, ich könnte noch hierüber eine Menge sagen, versicherte der Trompeter in froher Stimmung, denn ich habe das Glück, gewissermaßen ein Verwandter der Frau Prinzessin zu sein.

Was! rief jener verwundert, und sein Kopf hob sich höher.

Wirklich, Herr Prinz. Ich bin Herminens Milchbruder!

Milchbruder!

Ja, Exzellenz, meine Mutter hat die kleine Prinzessin mit mir zugleich an der Brust gehabt.

Ihre Mutter war also die Amme meiner Gemahlin?

Ja! Aber sie war keine von denen, die aus dem Findelhaus hinausspaziren. Ich bin ein Wiener Bürgerskind. Mein Vater war der Sattler Brauner aus der Jägerzeil, der aber jetzt im Himmel logirt. Meine Mutter lebt noch heut zu Tage in Meidling.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Materie, im Lichte der heutigen Wissenschaft,

von

Professor Karl Than.

### I.

* Die Zeit ist glücklicher Weise hinter uns, in der es einer Entschuldigung bedurfte, wenn man dem größeren Leserkreise ein naturwissenschaftliches Thema vorführte. Wir versuchen es daher getrost, durch eine freie Wiedergabe des in der feierlichen Sitzung der Akademie gehaltenen Vortrages des Herrn Professors Than, den Schleier von einer Reihe von Mysterien zu lüften, an deren Enthüllung die Philosophen aller Jahrhunderte und die Naturforscher der fortgeschrittensten Dezennien mit aller Schärfe der Beobachtung und aller Tiefe des Denkens sich versucht haben. Weil er selbst an der Lösung der Probleme über die innere Konstitution der Materie vielfach gearbeitet und noch arbeitet, und in solcher Weise das bezügliche Thema vollkommen beherrscht, war Prof. Than am meisten in der Lage, dasselbe in eine populäre, gemeinverständliche Form zu gießen, ohne ihm gleichwohl das Geringste von seiner die ganze Körper- und Erscheinungswelt umfassenden Bedeutung zu nehmen. Es handelt sich nämlich dabei um die kleinsten, auch durch das schärfste Mikroskop nicht sichtbaren Urelemente der Körper, um ihre Natur und die Art ihres Zusammentretens bei der Bildung der Materie; es handelt sich aber auch zugleich — so sehr sind Sein und Wirken im Leben der Natur untrennbar und so sehr sind es wieder die denkbar kleinsten Stoffelemente, welche die größten von uns täglich von Neuem angestaunten Wirkungen hervorrufen — um eine tiefere Einsicht in die riesigen Kraftäußerungen, deren Zeugen wir, Dank der fortgeschrittenen Benützung des Dampfes, der Electricität zc. täglich sind. — Möge der Leser daher den Vortrag Than's mit einiger Aufmerksamkeit begleiten; Genuß und Belehrung wird er reichlich aus ihm schöpfen. —

Die erste und wichtigste Frage, begann Prof. Than, die uns bei der Würdigung der inneren Konstitution der Materie entgegentritt, ist die, ob die Materie eine homogene, kontinuirliche Substanz, oder aber aus sehr kleinen, von einander getrennten Theilchen besteht, mit anderen Worten, ob die Materie den Raum, den sie einnimmt, vollkommen ausfüllt oder nicht. Diese Frage hat den Philosophen zu zahlreichen und endlosen Diskussionen Anlaß gegeben; ihre wahre Lösung konnte jedoch nur durch das Experiment des Chemikers erfolgen. Sehen wir, wie ihm dies gelungen.

Das Wasser ist bekanntlich aus zwei einfachen Stoffen, Elementen, zusammengesetzt, dem Wasserstoff und Sauerstoff (Hydrogen und Oxygen). Taucht man die beiden Pole einer starken elektrischen Batterie, d. i. die Enden der die Elektrizität leitenden Drähte, in reines Wasser, so werden an beiden Polen sofort kleine Luftbläschen bemerkbar. Setzt man mit Wasser gefüllte Glasgefäße über die Drähte, so wird man, nachdem der elektrische Strom eine kurze Zeit durch das Wasser geleitet worden ist, wahrnehmen, daß in den beiden Gefäßen sich eine beträchtliche Menge einer farblosen Gasart angesammelt, so zwar, daß ihre Menge in dem einen Gefäße, dem über dem negativen Pol angebrachten, genau zweimal so viel Raum einnimmt, wie die Gasart, welche sich in dem anderen Gefäße, am positiven Pol angesammelt. Untersucht man die Eigenschaften der beiden Gasarten näher, so überzeugt man sich sogleich, daß die den größeren Raum einnehmende Wasserstoff ist, jene Gasart nämlich, welche, wie bekannt, wegen ihres geringen Gewichts zur Füllung der Luftschiffe und der kleinen fliegenden Kautschukballons verwendet zu werden pflegt. Die im anderen Gefäß angesammelte Gasart dagegen, deren Rauminhalt nur halb so groß ist, wie jener der ersteren, ist reiner Sauerstoff, in welchem ein glimmender Span mit lebhafter Flamme brennt, jene Gasart, die einen Bestandtheil der Luft bildet, und zur Erhaltung des Lebens unentbehrlich ist.

Durch den Einfluß des elektrischen Stroms ist demnach das Wasser in zwei Bestandtheile zerlegt worden, in Wasserstoff und Sauerstoff, die im Wasser vereint waren. Was aber unser gegenwärtiges Interesse dabei besonders in Anspruch nimmt, ist die durch gediegene Versuchsreihen Regnault's festgestellte Thatsache, daß die Dichtigkeit des Sauerstoffs genau 16mal so groß ist, wie die des Wasserstoffs, d. h. der gleiche Rauminhalt Sauerstoff wiegt 16mal so viel als ein gleicher Rauminhalt Wasserstoff. Da nun bei der elektrochemischen Zerlegung des Wassers auf einen Rauminhalt Sauerstoff stets sich der doppelte Rauminhalt Wasserstoff herausstellt, so ist klar ersichtlich, daß im Wasser 16 Gewichtstheile Sauerstoff mit 2 Gewichtstheilen Wasserstoff vereinigt sind. In der That können wir auch das obige Experiment umkehren: bringen wir nämlich 1 Rauminhalt Sauerstoff und 2 Rauminhalte Wasserstoff in einem Glasgefäß zusammen, so vermischen die beiden Gasarten sich sogleich, durchdringen einander gleichsam, ohne daß jedoch irgend eine Aenderung wahrzunehmen wäre. Sobald man aber einen brennenden Span in das Gefäß einführt, oder durch das Gasgemenge einen elektrischen Funken durchschlagen läßt, so entsteht sofort im Innern des Gefäßes Feuer, das ganze Gasgemenge leuchtet, eine ungeheuere Hitze entwickelt sich, und im Innern der Masse wird eine mächtige Bewegung

wahrnehmbar, die, wenn die Wände des Gefäßes nicht sehr stark sind, dasselbe mit mächtigem Knall auseinander sprengt. Diese Revolution ist indeß nur von augenblicklicher Dauer; schon im nächsten Augenblick ist Alles wieder ruhig, und nachdem das Gefäß erkaltet, erscheinen an seinen Wänden Wassertropfen angehäuft. Als daher die Mischung der beiden Gasarten angezündet wurde, vereinigten sie sich unter der Erscheinung des Brennens zu einem neuen Körper, nämlich zu Wasser.

Wiederholten wir das eben beschriebene Experiment, nehmen aber vom Wasser- oder vom Sauerstoff mehr, als dem obigen Verhältniß entspricht, so werden wir stets erfahren, daß nach der Vereinigung zu Wasser, der Ueberschuß der betreffenden Gasart im Gefäß unverändert zurückbleibt; andererseits können Sauerstoff und Wasserstoff unter keinerlei Umständen zu einer Verbindung vereinigt werden, welche die Eigenschaften des Wassers besäße, ohne daß ihre Bestandtheile mit mathematischer Genauigkeit in demselben Gewichtsverhältniß vorhanden wären. — Man kann allerdings den Wasserstoff mit dem Sauerstoff noch nach einem anderen Gewichtsverhältnisse vereinigen, und zwar derart, daß auf zwei Gewichtstheile Wasserstoff 32 Gewichtstheile Sauerstoff, also gerade noch einmal so viel, als im Wasser, kommen; allein es weichen dann auch alle Eigenschaften dieser Verbindung von jenen des Wassers wesentlich ab. Sie bleicht, um nur Einiges zu erwähnen, die Pflanzenfarben, und färbt dagegen die Lösung von Jodkali und Stärke sofort blau, welche Eigenschaften das Wasser bekanntlich nicht besitzt. — Wie immer aber auch diese Verbindung hergestellt werden möge, — die wegen ihres großen Sauerstoffgehaltes Wasserstoff-Hyperoxyd genannt wird, — auch ihre Bestandtheile werden immer genau nach dem eben erwähnten Verhältniß darin enthalten sein. Eine aus Wasserstoff und Sauerstoff bestehende Verbindung, in welcher die Bestandtheile nach einem von den beiden angeführten Verhältnissen abweichenden Gewichtsverhältniß enthalten wäre, konnte bisher nicht hergestellt werden.

Was wir hinsichtlich des Wasserstoffes und Sauerstoffes in den vorgebrachten Beispielen gesehen haben, ganz dasselbe hat die Chemie in Betriff jedes einzelnen der bisher bekannten einfachen Körper, Elemente, nachgewiesen, und demgemäß als das Gesammtresultat folgende Gesetze formulirt: In demselben chemisch zusammengesetzten Körper ist das Gewichtsverhältniß der elementaren Bestandtheile stets genau dasselbe; — die Elemente, oder einfachen Körper, können ferner mit einander nicht nach allen beliebigen, sondern nur in ganz bestimmten Gewichtsverhältnissen zusammengesetzte Körper bilden, und zwar ausschließlich derart, daß in jedem zusammengesetzten Körper die Zahlen, welche das Gewichtsverhältniß der einzelnen Bestandtheile ausdrücken, bestimmte, für jeden Bestandtheil charakteristische Grundzahlen — Mischungsgewichte — oder Multipla derselben sind. — Wir haben es oben gesehen, daß im Wasserstoff-Hyperoxyd den 2 Gewichtstheilen Wasserstoff 32 Gewichtstheile Sauerstoff, also das Zweifache des Sauerstoffgehaltes im Wasser, gegenüberstehen. — Diese beiden Gesetze werden in der Chemie folgendermaßen bezeichnet: Das erste heißt das Gesetz der konstanten Gewichtsverhältnisse; das zweite, das Gesetz der multiplen Proportionen.

(Fortsetzung folgt.)

## Würzburger Stadttheater.

**Samstag**, 5. März. „Die Zauberflöte“ von Mozart. Herr **Sesselberg** hat dieses klassische Tonwerk zu seinem Benefize gewählt und sich durch diese Wahl ein volles Haus gesichert, indem die Zauberflöte ihren Zauber nicht nur auf Kenner und Freunde guter Musik ausübt, sondern auch bei dem größeren Publikum Eingang gefunden und sich durch den Gehalt und die Reichhaltigkeit ihrer trefflichen Melodieen allgemeine Popularität erworben hat. Leider war die Aufführung dieses Kunstwerkes seines hohen Werthes nicht sehr würdig, machte vielmehr den Eindruck, als ob man es bei den Proben sehr oberflächlich und gleichgültig genommen und sich auf das Nothdürftigste beschränkt habe; dafür sprachen die mitunter ziemlich mangelhaften Leistungen des Orchesters, wir erinnern beispielsweise nur an die ungelenke Durchführung der Figuren in der Ouverture durch die Fagotte, — dafür sprach die Unsicherheit vieler Solisten, der Ensembles und theilweise auch der Chöre; am Auffallendsten ließ sich aber die Vernachlässigung der Proben in dem Mangel an Einheit zwischen dem darstellenden Personale und dem Orchester erkennen; bald setzte das letztere zu früh, bald um ein leichtes Taktheil zu spät ein und bald wieder verfielen die Sänger in diesen Fehler.

Wenden wir uns an die einzelnen Rollen, so treffen wir glücklicherweise auf bessere Leistungen, die uns wenigstens einigermassen für manches Mangelhafte entschädigen. Den ersten Platz erkennen wir gerne dem Herrn Benefizianten zu, da er als Sarastro in der That Alles ausbot, um sich im günstigsten Lichte zu präsentiren; er füllte mit seiner gewaltigen Stimme das ganze Haus und stieg mit Sicherheit bis zum tiefen C, ja sogar bis zum H hinunter; sein Vortrag des bekannten Priesterliedes „In diesen heiligen Hallen“ und im Isischore war von großartiger majestätischer Wirkung und trug ihm reichlichen Beifall ein, der sich zweifellos noch gesteigert haben würde, wenn seine mächtige Stimme sich von dem fortwährenden Vibriren hätte freier machen können. Der nächste Platz neben Herrn Sesselberg gebührt unstreitig Frln. **Rottmaier**; sie hat die Pamina mit sichtlichem Fleiße und entschiedener Vorliebe gesungen und durchweg Gutes geleistet.

Frau **Förster** hat die Schwierigkeiten der Königin der Nacht nicht vollständig zu besiegen vermocht, dem Papageno fehlte der unerläßliche Humor, was wir Hrn. **Schiffbenker**, der in der Zauberflöte von jeher den Sarastro gesungen, freilich nicht verargen können, und die Papagena der Frau **Kißner** litt an demselben Mangel.

Was schließlich den Mohr Monostatos anlangt, welcher vom Hrn. Photographen **Neubauer** aus Gefälligkeit übernommen worden war, so wollen wir uns damit begnügen, seinem guten Willen Anerkennung angedeihen zu lassen, enthalten uns aber einer Kritik seiner Leistungen, da wir Dilettanten nicht gerne in das Bereich öffentlicher Besprechung ziehen.

—δ—

Druck und Verlag der **Stahel**'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Wagner**.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 21. Sonntag den 13. März 1864.

## △ Die Prinzessin im Kloster.

Roman
von
Theodor Scheibe.

### Erstes Kapitel.

### Wenn man eine schöne Frau hat.

(Fortsetzung.)

Wie sind Sie denn auf den Einfall gerathen, fragte der Fürst, vor meinem Palais und in tiefer Nacht Proben Ihrer Kunstfertigkeit zu liefern?

Das galt dem Geburtstag der Frau Prinzessin zu Ehren, die einen Tag nach mir das Licht der Welt erblickte. Das wurde in den hundertjährigen Kalender geschrieben, und daß wir darauf nicht vergessen könnten, dafür hat die Großmuth der Frau Fürstin stets gesorgt. Jedes Jahr reicht meine Mutter in der Hauskanzlei der Prinzessin ein Bittgesuch ein, und immer, währte es noch so lange, folgte eine Antwort darauf in Gestalt von fünf blanken Dukaten.

Wie haben Sie denn erfahren, daß wir hier wohnen? fragte der Fürst von Lugano.

Durch einen Zufall! Gestern Abends besuchte ich einen Postbeamten und sah ihn mit der Ablieferung eines Gepäckes beschäftigt, das Ihre Adresse, Herr Fürst, hatte. Natürlich redete ich deshalb mit meinem Freunde, dem Postbeamten, und dieser mit den Leuten, die das Gepäcke abholten, und bald wußte ich Alles, was ich wissen wollte. Als ich diese Nacht von einer Hochzeit nach Hause ging, wo ich mich sehr gut unterhalten habe, da fiel es mir ein, daß ich gar nicht würdig wäre, der Milchbruder der Prinzessin zu sein, wenn ich nicht die Gelegenheit ergreifen würde, ihr ein Ständchen zu machen und ich eilte hieher und habe mich producirt, so gut ich es konnte.

Das sieht man, daß Sie von einer Hochzeit kommen, sprach der Fürst lächelnd. Sie haben viele Toaste ausgebracht oder wenigstens in dieselben eingestimmt. Ihr Glas wurde oft gefüllt.

Euere Exzellenz, rief der Trompeter, es ist wirklich so, Exzellenz haben einen großen Geist. Ich kann gar nicht begreifen, wie Sie das wissen können.

Durchlaucht, ist der mir gebührende Titel. Es bedarf keiner Sehergabe, um zu wissen, daß Sie in einem ungewöhnlichen Zustande nur auf den Einfall gerathen konnten, die Stille der Nacht durch lärmende Musik zu stören, was um so mehr auffallen muß, da Sie einem Stande angehören, dessen Bestimmung es ist, die Ruhe unter jeder Bedingung aufrecht zu erhalten.

Exzellenz, das heißt Euer Durchlaucht, ich sah die beleuchteten Fenster in Ihrem Hause und konnte daher hoffen, keine unangenehme Störung hervorzurufen. Um die andern Italiani scheere ich mich wenig. Man muß diesen Kerlen stets den Herrn zeigen, dann kommt man prächtig mit ihnen aus.

Man hat mir gesagt, daß Sie einen Mann in das Wasser geworfen haben, der Sie zur Ruhe weisen wollte. Das heißt doch zu viel den Herrn gezeigt.

Zur Ruhe verweisen wollte! erwiderte der Trompeter. Da kam ein Kerl auf mich zu, der ein Stilet in der Hand zu haben schien. Ich machte einen kleinen Seitensprung und packte den Kerl so gut, daß er mir den Teufel anhaben konnte. Da er aber noch immer nicht friedfertig wurde und die Absicht zeigte, sich mit mir in den Kanal zu werfen, so schnellte ich ihn in die Luft und der Kerl nahm ohne mich ein kaltes Bad.

Mit anderen Worten, sprach der Fürst, Sie haben einen Mann ertränkt, der Ihnen verdächtig erschien. Mein Freund, Sie scheinen ein sehr weites Gewissen zu haben.

Ich hätte mir wahrlich kein Gewissen daraus gemacht, die Zahl der italienischen Banditen um einen zu vermindern.

Aber er schwamm wie eine Wasserratte und erreichte glücklich das jenseitige Ufer. Ich habe Viktoria geblasen und dann wieder etwas der Prinzessin Hermine. Der Fürst von Lugano athmete leicht auf, als er wußte, daß sein Vertrauter nicht in dem Kanal seinen Tod gefunden habe.

Für ihn mochte dieser Mann einen großen Werth haben.

Kennen Sie meine Frau Gemahlin? frugte er hierauf den Trompeter.

Keineswegs, antwortete dieser, als Kind habe ich sie wohl gesehen, aber dann kam sie nach Deutschland und weiß Gott wohin. Ich aber blieb in Wien hocken und säße noch dort, wenn sie mich nicht rekrutirt hätten.

Nehmen Sie Platz, mein Freund, sagte der Fürst wohlwollend, seien Sie mein Gast. Ihre Anhänglichkeit an mein Haus macht mir großes Vergnügen. — Trinken Sie ein Glas Wein.

Der Fürst gab seinem Kammerdiener einen Wink und dieser füllte einen Becher von Krystall mit dem Inhalte einer Flasche, welche auf dem Tische stand, und kredenzte ihn dem Trompeter.

Ein Glas, aber nicht mehr! versetzte dieser, auf dem angebotenen Stuhl sich niederlassend. Hoch lebe Prinzessin Hermine und Se. Durchlaucht der Herr Gemahl!

Der Trompeter leerte das Glas.

Sagen Sie mir doch, mein Freund, ergriff der Prinz von Neuem das Wort, welcher Zufall hat Sie nach Venedig geworfen? Wir haben doch hier keine Kavallerie-Garnison.

Meine Station ist Padua, und da ich meinen Freund besuchen wollte, bevor ich nach Ankona abmarschire, so bewarb ich mich um Urlaub, den ich auch erhalten habe. — Es ist eine schöne Stadt, dieses Venedig. Schade, daß es allenthalben noch faulen Fischen stinkt und Italiener drinnen wohnen. — Verdammt, aber dieser Wein ist stark. Es drehe sich Alles — mit mir im Kreise.

Entschuldigen Sie, Herr Kommandant, daß ich abmarschire. — Ich werde morgen mich hier persönlich einfinden — um meinen allerbesten Dank zu sagen. — Es ist die höchste Zeit! Herr Kommandant!

Der Trompeter taumelte von seinem Sitze auf.

Dies für dein Ständchen, sprach der Prinz von Lugano und wollte dem Trompeter Geld in die Hand drücken.

Das wäre zu viel, entgegnete dieser, das Geld zurückweisend. Wenn Eure Exzellenz Durchlaucht mir eine Gnade erweisen wollen, so lassen Sie mich meine Milchschwester, allerhöchste Frau sehen, wenn ich wiederkommen werde. Wenn ich Ihnen mit sonst etwas dienen kann; mit Leben und Blut, Eure Exzellenz. — Ich wünsche allerseits gute Nacht.

Der Trompeter wankte aus dem Saale, von den spähenden Blicken des Fürsten begleitet.

Im nächsten Augenblicke trat ein Domestik mit der Nachricht ein, daß der Trompeter sich auf der Treppe niedergesetzt und schlaftrunken die Augen geschlossen habe.

Laßt ihn, laßt ihn! antwortete der Fürst, ich wünsche, daß dieser Mann in seinem trunkenen Zustande das Haus nicht verlasse. Ihr dürft ihm ein Bett anweisen, wenn es nöthig sein sollte. — Jedenfalls bleibt er so lange hier, bis ich nicht die Erlaubniß gegeben habe, daß er das Haus verlassen darf. — Geht.

Kaum hatte die Dienerschaft den Saal verlassen, als der Fürst seine Gemahlin aus der Nische holte und sie freundlich bat, an seiner Tafel wieder Platz zu nehmen.

Hermine fügte sich, obschon sie auf das Höchste verstimmt zu sein schien, den Anordnungen ihres Gemahls.

Was sagen Sie zu Ihrem Milchbruder, fragte der Fürst mit listigem Lächeln. Ein köstlicher Coup, nicht wahr? — Wissen Sie, meine Holde, der Mann ist eben so nüchtern, als wir es Beide sind. Er ist ein Sendling Ihres Verehrers, des Grafen Goffredi, wie Sie es wohl auch gemerkt haben mögen.

Mein Herr Gemahl, antwortete die Prinzessin kalt, sucht mir meine Geburtsfeier so angenehm wie möglich zu machen!

Was da im Spiele sein mag, der Herr Milchbruder ist sehr verschmitzt, ich werde ihn aber überlisten. Mein Wort zum Pfande.

Ich weiß es, Sie haben großes Raffinement, mich zu quälen, wann wird dieses Elend einmal enden?

Mit unserem Tode, versetzte der Fürst mit dumpfer Stimme. — Madame, ich halte Sie nicht länger zurück, Sie können sich zur Ruhe begeben.

Ich danke für das mir bereitete Freudenfest, antwortete die Prinzessin, sich leicht verneigend, und entfernte sich mit stolzer Haltung aus dem Saale.

Der Fürst versank in düsteres Brüten, in welchem er lange verweilte. Dann zog er die Glocke und sprach zu dem eintretenden Kammerdiener: Wie verhält es sich mit dem trunkenen Soldaten?

Wir haben ihn, Euer Durchlaucht, bereits auf ein Domestikenzimmer gebracht, und er ruht ausgestreckt in seinen Kleidern auf dem Lager.

Der Mann soll nicht genirt sein, gebot der Fürst, doch ohne daß er es merkt, habt Ihr ihn wohl zu bewachen. Verseht Euch mit Waffen, und versucht Euch des seinigen zu bemächtigen. — Ich werde sogleich geweckt, wenn Ihr den geringsten verdächtigen Vorgang bemerkt. — Er darf das Haus nicht verlassen, bevor ich es erlaube. — Und nun rufe mir die Durazzose Grete.

Der Kammerdiener trat ab.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Materie, im Lichte der heutigen Wissenschaft,

von

Professor Karl Than.

(Fortsetzung.)

### II.

Nehmen wir nun mit den Lehrern der Atomistik an, daß in den einfachen Körpern die kleinsten und daher unsichtbaren Theilchen oder **Atome** in ihrer Substanz **untheilbar**, daß sie bei allen chemischen Umwandlungen der Körper **unveränderlich** bleiben, daß ferner das **Gewicht** eines jeden solchen Atoms bei den verschiedenen chemischen Elementen ein **verschiedenes** und zwar ein den obenerwähnten Grundzahlen oder Mischungsgewichten entsprechendes ist: so erscheinen uns die beiden Gesetze vollkommen durchsichtig. Jeder zusammengesetzte Körper erscheint demnach als eine Vereinigung verschiedener, weil untheilbarer, also auch einander nicht durchdringender, sondern nebeneinander befindlicher Atome: die Unveränderlichkeit der Atome bedingt nothwendig, daß das dem Mischungsgewichte entsprechende Gewichtsverhältniß ein konstantes sein muß; die Unveränderlichkeit und Untheilbarkeit der Atome haben aber ebenso zur unerläßlichen Folge das Gesetz der multiplen Proportionen. Denn es leuchtet wohl Jedermann ein, daß zufolge dieser Untheilbarkeit ein oder zwei Atome irgend eines Elementes sich wieder nur mit ein, zwei, drei oder mehreren Atomen eines anderen Elementes, d. h. mit ganzen Atomen und also auch den entsprechenden Mischungsgewichten vereinigen können, nie aber mit getheilten Atomen, also auch gebrochenen Mischungsgewichten.

So bildet der Kohlenstoff mit dem Sauerstoff zweierlei gasartige Körper: der eine, welchen wir **Kohlenoxyd**, im gemeinen Leben **Kohlendunst** nennen, bildet sich beim Verbrennen der Kohle in Oefen mit schlechtem Zug, und hat zufolge seiner tödtlichen Eigenschaften schon zahlreichen Menschenleben ein Ende gemacht; der zweite ist jene Gasart, die sich bei der vollkommenen Verbrennung der Kohle bildet, — sie entwickelt sich bei der Weingährung in großer Quan-

tität, bringt das lebhafte Moussiren des Champagners hervor und verleiht ihm die angenehme Schärfe. Jedermann weiß, daß es diese Gasart ist, welche wir *Kohlensäure* nennen. Die erste der beiden Gasarten, das Kohlenoxyd, enthält auf 12 Gewichtstheile Kohlenstoff 16 Gewichtstheile Sauerstoff; die andere hingegen, die Kohlensäure, auf 12 Gewichtstheile Kohlenstoff 32 Gewichtstheile Sauerstoff, also gerade zweimal so viel vom Sauerstoff. — Die Erklärung hievon ist leicht: das Gewicht des Kohlenstoffatoms verhält sich zu jenem des Sauerstoffatoms wie 12 : 16; im Kohlenoxyd ferner kommt auf ein Atom Kohlenstoff ein Atom Sauerstoff, während in der Kohlensäure auf ein Atom Kohlenstoff zwei Atome Sauerstoff kommen.

Noch mehr, wir können auf Grund dieses Gesetzes der multiplen Proportionen vorhersagen, daß, wenn es den Chemikern gelingen sollte, noch eine dritte chemische Verbindung von Kohlenstoff und Sauerstoff zu Stande zu bringen, diese nur eine solche sein kann, in welcher auf 12 oder 24 G. Th. Kohlenstoff, dreimal, viermal, fünfmal u. s. w. 16 G. Th. Sauerstoff enthalten sind. Andererseits läßt sich zugleich mit aller Entschiedenheit behaupten, daß eine Verbindung von Kohlen- und Sauerstoff, in welcher die Gewichtsverhältnisse der Bestandtheile nicht durch die einfachen Multipeln von 12 und 16 ausgedrückt würden, und die z. B. auf 12 G. Th. Kohlenstoff 17 G. Th. Sauerstoff enthielte, ganz und gar unmöglich ist. — Und daß diese Anschauung von den Atomen und dem damit zusammenhängenden Gesetze der multiplen Proportionen, welche Dalton im Jahre 1803 zuerst aufgestellt, die allein richtige sei, haben jene Chemiker auf's Klarste dargethan, welche auf Grund dieses Gesetzes schon die mögliche Existenz zahlreicher Verbindungen voraussagten, die sie später auch wirklich herstellten.

Wären die Atome veränderlich und theilbar, so blieben alle diese Thatsachen unerklärlich, und es wäre durchaus nicht einzusehen, warum die verschiedenen Elemente nicht miteinander nach allen denkbaren Gewichtsverhältnissen chemische Verbindungen bilden könnten, gerade so wie wir durch das Zusammenmengen verschiedener Körper nach beliebigen Gewichtsverhältnissen mechanische Gemenge bilden können.

Jeder zusammengesetzte Körper ist somit, wie wir gesehen, eine Vereinigung verschiedener neben einander befindlicher Atome. Wenn wir das Wasser bis zur Grenze der sinnlichen Wahrnehmung in immer kleinere Theile trennen, so wird jeder einzelne durch die Trennung entstandene Tropfen, wenn er auch noch so klein ist, vollkommen identisch sein mit dem ursprünglichen Wasser, und auf 2 Gewichtstheile Wasserstoff 16 Gewichtstheile Sauerstoff enthalten. Von dieser Thatsache müssen wir zu der Schlußfolgerung gelangen, daß im Wasser neben jedem einzelnen Sauerstoffatom zwei Atome Wasserstoff sich befinden, denn das Mischungsgewicht des Wasserstoffes ist = 1, jenes des Sauerstoffes = 16, — ferner daß diese drei Atome durch eine gewisse Kraft zusammengehalten werden, so daß sie durch die blos mechanische Theilung nicht von einander getrennt werden können; denn sonst wäre nicht einzusehen, weshalb bei der Theilung der Wasserstoff vom Sauerstoff nicht getrennt wird. Kurz, wir müssen voraussetzen, daß die verschiedenen Atome des Wassers in äußerst kleinen, und deshalb gleich den Atomen selbst sinnlich nicht wahrnehmbaren *Gruppen* vereinigt sind, welche durch mechanische Kraft nicht weiter theilbar sind. Solche Atomgruppen nennen die Chemiker *Moleküle*. Das Gewicht derselben ist gleich der Summe der Gewichte der dieselben bildenden Atome. So z. B. ist das Molekülgewicht des Wassers 18, des Kohlenoxyds 28, der Kohlensäure 44 u. s. w.

Die selbstständige Existenz dieser Atomgruppen oder Moleküle wird aber auch noch durch andere als die eben angeführten Erscheinungen der mechanischen Untheilbarkeit begründet. Unter den Pflanzen- und Thierstoffen entdeckt der Chemiker zahlreiche Verbindungen, welche, obschon aus denselben Elementen in genau denselben Gewichtsverhältnissen zusammengesetzt, trotzdem in ihren Eigenschaften von einander so sehr abweichen, wie was immer für Körper von der verschiedensten chemischen Zusammensetzung. So besitzen Stärke, Gummi, ferner Baumwolle, Leinwand, Papier und Holz, kurz was man im Allgemeinen *Pflanzenfaser* nennt, insgesammt dieselben chemischen Elemente, Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, und zwar genau in den gleichen Gewichtsverhältnissen; wer wüßte aber nicht, wie sehr die Eigenschaften dieser Pflanzenstoffe von einander abweichen? Analoge Beispiele bieten das Zitronen-, Pomeranzen-, Rosmarin- und Terpentinöl, welche, bei der gleichen Zusammensetzung, neben ihren sonstigen, von einander so sehr abweichenden Eigenschaften, so ganz verschiedene Arome haben. *Isomer*, — so nennt nämlich die Chemie die in ihrer Zusammensetzung ganz gleichen, in ihren Eigenschaften aber verschiedenen Körper — sind auch der so angenehme aromatische, oft als Belebungsmittel benützte Essigäther, und die Buttersäure, die der alten Butter den ekelhaften Geruch verleiht.

Einer nicht weniger auffallenden, analogen Erscheinung begegnen wir bei manchen einfachen Körpern. Jedermann weiß, wie sehr *Sauerstoff* und *Ozon* hinsichtlich ihrer Eigenschaften und ihres chemischen Charakters von einander abweichen. Während der Sauerstoff eine geruchlose Gasart ist, die wir mit der Luft fortwährend einathmen, — hat das Ozon, welches sich aus dem Sauerstoff durch den Einfluß der Elektrizität bildet, einen unausstehlichen Geruch, und übt auf den Organismus einen außerordentlich verheerenden, vergiftenden Einfluß aus. Neuestens hat die Chemie durch unumstößliche Thatsachen bewiesen, daß Ozon und Sauerstoff hinsichtlich ihrer Materie gleich, und daß die Verbindungen des einen oder des andern mit einem und demselben dritten Körper identisch sind. — Auch den *Phosphor* kennt der Chemiker in zwei Gestalten, in der gewöhnlichen entzündlichen, und als dunkelrothe Substanz, die an der Luft oder durch Reiben sich nicht entzündet.

Alle diese Thatsachen nun werden erklärlich, wenn wir annehmen, daß gleichwie die zusammengesetzten, so auch die einfachen Körper aus getrennten Theilchen oder *Atomen* bestehen, die ihrerseits wieder zu getrennten Gruppen, *Molekülen*, sich einigen, — mit dem bloßen Unterschiede, daß die Moleküle der zusammengesetzten Körper aus mehreren und verschiedenen Atomen, die der einfachen Körper hingegen gleichfalls aus mehreren, jedoch *einartigen* Atomen bestehen. Die Erklärung der angeführten auffallenden Erscheinungen ist nämlich darin zu suchen, daß auch die *wechselseitige Lage der Atome in den Molekülen* oder die Größe der Moleküle selbst — es sollen die Ozonmoleküle aus einer größeren Anzahl von Atomen bestehen als die Sauerstoffmoleküle — auf die Eigenschaften der Körper Einfluß haben kann. — Beständen die Körper aus einer *kontinuierlichen* Substanz, deren Minimalmassen, anstatt gesonderte

Atome zu bilden, einander durchdringen, so wären Körper von gleicher chemischer Zusammensetzung neben abweichenden Eigenschaften, ein unlösbares Räthsel; von der Erklärung durch die verschiedene wechselseitige Lage der Theilchen könnte dann keine Rede sein.

(Fortsetzung folgt.)

## Würzburger Stadttheater.

**Würzburg**, 10. März. Verflossenen Montag den 7. d. ging das idyllische Familiengemälde „**Hermann und Dorothea**" nach **Göthe**, für die Bühne von Dr. C. Töpfer bearbeitet, über unsere Bühne, worin unser liebe Gast, Herr **Marr**, die Rolle des alten Feldern darstellte und wie durchgehend in allen seinen Gast-Darstellungen den ungetheiltesten Beifall fand. — Es thut dem gebildeten Zuschauer wahrhaft wohl, solche naturgetreue Bilder auf der Bühne an sich vorübergehen zu sehen — wir hören, sehen und fühlen mit denselben, so treu und wahr weiß unser ehrwürdiger Mime Marr seine Charaktere darzustellen, daß man unwillkürlich, keine künstliche Nachahmung, sondern den Vorhang von einem Tableau gezogen glaubt, in welchem man ein Spiegelbild des wirklichen Lebens zu erblicken glaubt. — Frln. **Schütz** als Frau Feldern stand recht rühmlich neben dem berühmten Darsteller, und Hr. **Pückert** als Hermann und besonders Frau **Ritter** als Dorothea, faßten besonders das Poetische ihrer Aufgabe in's Auge und fanden die verdiente Anerkennung. Die übrigen Rollen, des Rektors durch Hrn. **Wiebel**, des Apothekers durch Hrn. **Asché** und des Richters durch Hrn. **Frankl**, leisteten, was immer zu leisten war, so daß man sah, daß auch die Träger der untergeordneten Rollen durch den künstlerischen Geist des Hrn. Marr angefeuert wurden.

**Dinstag** den 8. März erfolgte hierauf zum Benefice der Frln. **Becker** „**Des Königs Befehl**", Lustspiel in 4 Akten von Dr. C. **Töpfer**.

Herzlich freute es uns, diese Vorstellung nicht nur von Seite des Bühnenpersonals, sondern auch von Seite des Publikums gut besetzt zu sehen, und es freute uns ferner, nicht nur wegen der schuldigen Achtung, welche unser Publikum dem verehrten Gast durch diesen zahlreichen Besuch erwies, der aus Gefälligkeit für die Beneficiantin die Freundlichkeit hatte, die Rolle des Königs zu übernehmen, sondern auch wegen Frln. **Becker** selbst, welche in dem gut besetzten Hause einen Beweis finden wird, daß unser Publikum das ebenso schöne Talent wie das eifrige Kunststreben dieser Dame anerkennt und gewiß mit uns den Wunsch hegt, dieselbe möge sie diesen edlen Eifer nie erkalten. — Man war hier um so mehr auf dieses beliebte Lustspiel gespannt, weil es bekannt ist, daß Hr. **Marr** in Maske, Sprache, Mimik und Gestikulation das treueste Ebenbild des großen Friedrich sei. Wiewohl diejenigen in der Welt sehr selten zu finden sein werden, welche aus **Selbstanschauung** sich hievon überzeugen könnten: so sind Bilder und Bildnisse dieses großen Königs und Feldherrn bekannt, in denen er treu getroffen ist und diese belehren uns, über die außerordentliche Aehnlichkeit, welche Herr Marr auf das glänzendste wieder zu geben wußte.

Die Biographen Friedrich des Großen hingegen unterrichten uns über die manchfaltigen Originalitäten, welche diesem großen Fürsten eigen waren, die unser Meister so nachzuahmen verstand, daß Jeder, der mit den besagten Beschreibungen vertraut, sie hier wieder erkannte, und was für den Darsteller gewiß schwierig war, sie alle nachzuahmen, ohne dabei zur Karrikatur zu werden. — Wie herrlich war besonders die Scene mit dem Korporal (den, nebenbei sei es gesagt, so klein die Rolle auch ist, Hr. **Jackson** mit Meisterschaft ausführte), wo Herr Marr alle Mimik und Gestikulation eines **großen Meisters** der dramatischen Kunst entfaltete. — Wie militärisch schön die mit dem Major Lindeneck. — Wie ganz anders wieder, wie fein gebildet zeigte Herr Marr den großen Denker, als derselbe in der Sprache redete, in welcher er seine philosophischen Schriften verfaßte, wer erkannte hier wieder den kurz und bezeichnend sich ausdrückenden deutschen Feldherrn! Kurz, beinahe in jeder Scene wußte Herr Marr eine andere Seite dieses großen Charakters darzustellen, welche zusammen ein vortreffliches, nicht leicht durch einen andern Darsteller nachzuahmendes Ganze bildeten. Neben unserem Altmeister verdient in erster Reihe Herr **Simon** gerühmt zu werden, welcher als Baron Wendel, wie es so manche Untergeordnete so gerne thun, sich bestrebte, die Manieren des großen Königs in seinem Wesen nachzuahmen. — Unwillkürlich werden wir hier an Schiller's Worte (Wallenstein) erinnert: „Wie er sich räuspert und wie er spuckt, das habt ihr ihm wohl abgeguckt, aber ꝛc." weshalb der gute Wendel durch seine Nachahmung zur vollendeten Karrikatur wird, was Herr Simon zur Ergötzlichkeit des Publikums vortrefflich darzustellen wußte. Herr Emil **Hahn** gab den geraden, ehrenfesten Haudegen „Major Lindeneck", dessen gegen die Liebe früher gepanzertes Herz doch den Feuerblicken der bezaubernden Julie nicht widerstehen konnte und endlich, trotz aller Derbheit, ein liebewarmes Herz zeigt. Auch Herr **Pückert** war in dieser militärischen Leistung im Aeußern sehr gut, was auch mit der geistigen Auffassung derselben im vollkommenen Einklang stund. Herr **Döbelin** als Graf de Foley war recht gut und Herr **Asché** als französischer Dichter gab seine Scene mit dem König ausgezeichnet. Schließlich dürfen wir aber des alten Gärtners Sebastian nicht vergessen, der nicht wie auf dem Zettel steht, durch Hrn. **Borbasch**, sondern durch Hrn. v. **Sternwald** gut dargestellt wurde. — Nun bleibt uns nur noch übrig, die Leistungen der Damen zu besprechen, wo unsere reich begabte Beneficiantin Frln. **Becker** in erster Reihe als Julie zu nennen ist, wo sie besonders in der Scene mit Lindeneck dessen rühmliche That erzählt und sehr schön den Uebergang des Patriotismus in Liebe zu dem heldenmüthigen Offizier darstellte. — Auch Frln. **Nindermayer** als Henriette gab ihre Rolle mit vieler Lieblichkeit und angeborner Naivetät. Frln. **Schütz** als die Frau Ordentlich bewährte sich wie immer als eine vielseitig gebildete Darstellerin, welche eben so begabt als Anstandsdame wie als zärtliche Mutter und als zänkische oder komische Alte sich jederzeit zeigte.

So hatten wir schließlich das Vergnügen, diese ganze Aufführung von der ersten bis zur letzten Scene als eine **vorzüglich** gelungene, abgerundete Vorstellung zu begrüßen.

R.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 22. Mittwoch den 16. März 1864.


### Die Prinzessin im Kloster.

Roman

von

Theodor Scheibe.

Erstes Kapitel.

**Wenn man eine schöne Frau hat.**

(Fortsetzung.)

Eine junge Frauensperson, von mittelhohem Wuchse, in dem schwarzen Habit einer Nonne gekleidet, ihr Haupt mit einem weißen Tuche umhüllt, erschien als die Vorgeurtene vor dem Fürsten von Lugano. Ein schwarzer Ledergürtel mit einem lang herabhängenden Rosenkranze gürtete ihre Taille. Ihr schön gezeichnetes Angesicht mit dem Typus einer Tochter Israels zeigte ein weißschimmerndes Kolorit von besonderer Feinheit. Ihre gesenkten, mit langen Wimpern beschatteten Augen hatte sie halb geschlossen. Sie mochte vierundzwanzig Jahre zählen.

Was befiehlt die Gnade Euer Durchlaucht? fragte sie, ohne den Blick zu heben.

Sehr würdige Mater Beate, redete sie der Prinz an, ich kann dem Monsignor Franceßconi nicht genug dankbar sein, welcher Sie im verflossenen Herbste zur Pflege meiner erkrankten Frau Gemahlin aus dem Kloster gerufen und es gütigst veranstaltet hat, daß Sie auch nach erfolgter Genesung zeitweilig hier als Duenna verbleiben, denn dadurch ist mir das Glück zu Theil geworden, wenigstens eine Person im Hause zu haben, auf deren Treue und Ehrlichkeit ich mit voller Beruhigung bauen kann, denn dadurch habe ich für die Prinzessin eine Freundin erlangt, die nicht müde wird, sie an ihre Pflichten zu erinnern und böse Einflüsse von ihr ferne zu halten.

Ich werde nicht müde, antwortete die Klosterfrau, Ihrer Durchlaucht der Prinzessin einzuschärfen: Wachet und betet, damit ihr nicht in Versuchung fallet.

Für den morgigen Tag und zwar nur für eine Stunde sehe ich mich genöthigt, Ihre Güte, ehrwürdige Freundin, zu einer besonderen Dienstleistung in Anspruch zu nehmen. Ich wünsche nämlich, daß Sie sich vor einer Person, welche meine Frau Gemahlin zu sehen wünscht, für dieselbe ausgeben, um sie über ihre eigentlichen Absichten auszuhalen.

Euer Durchlaucht, ich bitte um die Gnade, mir keinen Auftrag zu ertheilen, wodurch ich genöthigt sein würde, eine schwere Sünde zu begehen. Ich pflege nie vorsätzlich eine Unwahrheit zu sagen.

Es handelt sich, ehrwürdige Mater, um die Aufdeckung von Lüge und Betrug, antwortete der Fürst, und ich muß endlich zu den Mitteln gelangen, um meine Feinde zu vernichten. Ich sage Ihnen, Mater Beate, meine Frau komplottirt auch hinter Ihrem Rücken, und da daraus ein unerträglicher Zustand für mich erwachsen ist, so müssen Sie sich bequemen, Mater Beate, die Rolle der Prinzessin auf einige Augenblicke zu übernehmen. Sie können dies um so beruhigter für Ihr Seelenheil thun, da Monsignor Franceßconi hiezu seine Zustimmung gegeben hat.

Dann gehorche ich unbedingt, antwortete die Nonne mit Ergebenheit, ihre Hände faltend.

Gut, würdige Mater Beate, nehmen Sie hier Platz, wir wollen über diese höchst dringliche Angelegenheit nun mit einander weiter besprechen.

Die Nonne ließ sich auf dem angebotenen Stuhle nieder, und horchte mit Aufmerksamkeit auf die Worte, welche der Fürst an sie richtete.

Zweites Kapitel.

**Bedrängnisse einer hübschen Frau.**

Eine unerträgliche Lage, seufzte Prinzessin Hermine in ihrem Schlafgemache, auf einen Armsessel sinkend — und keine Hoffnung auf einen Wandel der Dinge — es muß zu einer Katastrophe kommen. — Ich fürchte sie aber wahrlich nicht, ich wünsche sie herbei — was bietet mir das Leben für Freuden?

Hermine erhob sich wieder, trat vor den beleuchteten Ankleidespiegel, und löste aus ihrem Haare das Brillantendiadem.

Einen grollenden Blick warf sie in den Spiegel.

Sie zürnte ihrer Jugend, ihrer Anmuth.

Wahrlich, die Prinzessin war schön.

Die zarte, schlanke Gestalt wurde auch durch die Reize eines üppigen Busens erhöht. Voll und schwellend drängte sich der Busen aus ihrem gelüfteten Spitzenkleide hervor. Auf ihren weißen Nacken fielen aufgelöst ihre kastanienbraunen Haare, und vom schlanken Halse getragen, hob sich ein wahrhaftes Madonnenköpfchen empor.

Kleine Züge und auch ausdrucksvoll, ein Miniaturbild und doch in seinen kleinsten Nuancen ausgeführt. Wer könnte das kleine liebliche Mündchen zeichnen, das fast herzförmig von Karminlippen umschlossen wird. Ihre Nase hat

eine römische Zeichnung, aber sie springt nicht so markirt wie bei einer Römerin hervor.

Unter der hohen majestätischen Stirne flammen goldbraune Sterne auf glänzend bläulich weißem Grunde hervor.

Sie scheinen nur geschaffen zu sein, um schelmisch zu blicken, und seit sie sich allein befindet, schimmert wieder das rosige Blut durch die weiße durchsichtige Haut hervor, das Furcht und Bestürzung vorher zurückgedrängt hatte.

Kaum vermag die Prinzessin die Melancholie, die sie beherrschte, in ihren Zügen zum Ausdrucke zu bringen, denn sie ist zur Lebenslust geschaffen, und der verlebte alte Mann, Marmor von außen und innen, sollte wahrlich nicht mit ihr rechten, wenn sie, ihrer Natur gehorchend, Trauer und Leid durch ihren Zauberblick in Lust und Wonne verwandeln würde.

Ein leises Pochen dringt an ihr Ohr.

Wieder die Nonne, sprach sie mit einem Seufzer der Wehmuth, und sie sprach zögernd das Wort des Einlasses.

Eine Tapetenthüre öffnete sich geräuschlos, und herein eilt ein junger brünetter Mann von hohem Wuchse, einen braunen Mantel lässig über die Schulter geworfen, welcher flüchtig um sich blickte und dann zu der Prinzessin mit leisen Schritten eilte und sich ihr zu Füßen warf.

Gnade, theure Prinzessin, flüsterte er, nur einen Augenblick schenken Sie mir Gehör.

Keinen Augenblick, sprach Hermine bestürzt und entrüstet zugleich. Fort, oder ich rufe!

Um Gottes willen, hören Sie mich, entgegnete der Knieende. Ich habe ein Recht, hier zu sein. Es muß zu Erklärungen kommen.

Sie sind ein Nichtswürdiger, da Sie meine Ehre gefährden.

Rufen Sie, um einen stolzen Triumpf zu feiern — tödten Sie mich.

Sie sind wahnsinnig, Goffredo!

Theure Hermine, einen Augenblick Gehör, wir sind vor Ueberraschung sicher. Ihr Gemahl hat einen Banditen gedungen, der mir einen Dolch in die Brust stoßen wollte. Nur — o Fügung des Schicksals — Ihr Bildniß hat mich gerettet.

Graf Goffredo zog rasch das in einem ovalen goldenen Rahmen sich befindliche Bildniß aus seiner Brust hervor und küßte dasselbe.

Der Bandit ist in meiner Gewalt und hat Alles gestanden. Fünfhundert Dukaten war der Preis der Blutthat. Ich werde ihn nicht zu Gericht schleppen, aber die Rache ereilt dennoch den Elenden und im Schooße der Nacht bereiten sich furchtbare Dinge vor. — Fliehen Sie, um nicht mit dem Elenden zu Grunde zu gehen. Hermine, ich weiß, daß Sie mich lieben und ich weiß es, daß Sie der Elende schändlich behandelt, daß er Sie geschlagen, daß er Sie seit jener Stunde verfolgt, seit Sie ihm angetraut wurden. Fliehen Sie mit mir, geben Sie mir die Erlaubniß, es auf eine Art zu veranstalten, daß Sie dadurch nicht im entferntesten kompromittirt werden. Fliehen Sie mit mir in einen Himmel aus der Hölle.

Denken Sie an Ihre Flucht, sprach die Prinzessin. Ich liebe meinen Gemahl ebenso sehr, als ich Sie, Herr Graf, verabscheue.

O, durch diese Erklärung bestätigen Sie meine Behauptung vollkommen, ja, Sie lieben mich ebenso sehr, als Sie Ihren Gatten verabscheuen. Hermine, göttliches Weib! setzte er vom Boden aufspringend hinzu und wollte die Prinzessin in seine Arme schließen.

Diese jedoch drängte ihn mit Heftigkeit zurück und stammelte fassungslos und mit bebender Zunge: Beim ewigen Gott, ich liebe Sie nicht. Ihr unseliger Wahn verdirbt uns Beide.

Keine falschen Schwüre, Hermine, rief Goffredo, ihre Hände festhaltend. Opfern Sie nicht Ihre Jugend dem unseligsten aller Vorurtheile. — Gnade mit uns, ich muß Sie entführen, um Ihr Leben zu schützen. Hier schwebt es in höchster Gefahr. Nur noch wenige Stunden und der wilde Ruf braust durch alle Straßen: Tod den Deutschen! Tod den Verräthern! Fürst Lugano ist ein Verräther an seiner Nation, es gibt keinen verhaßteren Namen als den seinigen, und eine Deutsche ist seine Gemahlin. — Deßhalb müssen Sie fliehen!

Goffredo! Ich beschwöre Sie zum letzten Male zu fliehen! Handeln Sie als Mann von Ehre! Ich weiche nicht von meiner Pflicht! — Wenn auch mich und meinen Gemahl Gefahren bedrohen — Gott wird helfen!

So sprechen Sie unter dem Drucke der Sklaverei in der Angst vor Spionen! Aber bei Gott sei es geschworen, bald dämmert die Stunde Ihrer Freiheit! — Fluch dem Barbaren! Leben Sie wohl, Hermine! — Auf ein baldiges Wiedersehen!

Mit raschen Schritten eilte Goffredo der Tapetenthüre zu, kehrte dort noch sein Antlitz der Prinzessin zu, die Hand an sein Herz drückend — und war im nächsten Augenblicke verschwunden.

Lange betäubt stand Hermine da und schwer aufathmend sprach sie dann zu sich: Ein Tollkopf dieser Goffredo.

Sie lauschte hierauf an der Tapetenthüre und als sie kein Geräusch vernahm, öffnete sie dieselbe, mit der Lampe in der Hand, um den Ort zu untersuchen, wohin der Graf sich begeben hatte. Die Thür führte in ein kleines Gemach, worin sich außer wenigen zerbrochenen Statuen nichts befand und von dort auf eine enge Wendeltreppe.

Sie wollte zurückkehrend die äußere Thüre versperren, doch der Schlüssel fehlte an derselben. Auch die Tapetenthüre konnte von innen weder versperrt, noch verriegelt werden.

Der Fürst wurde von seinen Spionen verrathen, flüsterte sie. Ich kann hier nicht länger bleiben. Sie warf ein weißes Seidenkleid um ihre Schulter und begab sich durch die Seitenthüre wieder in den Saal zurück, wo sie den Fürsten verlassen hatte.

Sie fand ihn noch daselbst, und zwar in Gesellschaft der Nonne, welche noch immer ihren Sitz vertraulich an der Seite desselben behalten hatte.

Was soll's? rief der Prinz unwillig emporfahrend, und seinen Ton mildernd, setzte er hinzu: Wen suchen Sie, Frau Prinzessin?

Die Nonne, welche sich beim Eintritte der Dame erhoben hatte, zog sich vom Tische zurück.

Ich wünsche Sie noch zu sprechen, Durchlaucht, versetzte Hermine, und zwar zeugenlos.

Wirklich? klang die Antwort; welche unerwartete Ehre, welche ungewöhnliche Zärtlichkeit.

Er gab der Mater Beate einen Wink, welche ihr Haupt demüthig neigte und sich entfernte.

(Fortsetzung folgt.)

# Die Materie, im Lichte der heutigen Wissenschaft,

von

Professor Karl Than.

(Fortsetzung.)

## III.

Die erste Frage, welche wir hinsichtlich der inneren Konstitution der Materie zu beantworten gesucht, wäre nun gelöst; wir wissen, daß ihre Substanz keine kontinuirliche, daß sie, im Gegentheile, aus gesonderten Theilchen, Atomen, besteht. Eine Frage von nicht minderer Wichtigkeit für uns ist die, ob diese Atome ruhen, oder aber in steter, ununterbrochener Bewegung sich befinden.

Vor Kurzem noch galt in der Mechanik die Ansicht, daß so oft zur Besiegung eines Widerstandes eine Arbeitskraft benützt wird, jener Theil dieser Kraft, welcher den Widerstand besiegt, einfach verloren geht, also vernichtet wird. Wenn also z. B. ein nicht elastischer, in Bewegung gesetzter Körper, etwa eine abgeschossene Bleikugel, auf einen befestigten ruhenden Körper stößt und dort in seiner Fortbewegung gehemmt wird, setzte die Mechanik voraus, daß hiermit zugleich die Kraft, welche die vorherige Bewegung des Körpers bewirkt hat, gleichfalls verloren gehe, also vernichtet werde. Aus der genaueren Untersuchung dieser Erscheinungen erhellte jedoch, daß in all den Fällen, wo ein Theil der bewegenden Kraft scheinbar verloren geht, an dessen Stelle eine gewisse Quantität Wärme entsteht. Jedermann weiß, daß eine mit großer Ladung losgeschossene, also mit großer Schnelligkeit hinfliegende Bleikugel, wenn sie an das Zielbrett stößt, einen hohen Wärmegrad besitzt. Wer hätte nicht erfahren, daß durch das heftige Reiben zweier Holzstücke die Temperatur derselben sich bedeutend erhöht? Unter günstigen Umständen kann die durch das Reiben entstandene Wärme so groß sein, daß leicht brennbare Stoffe sich entzünden. Der Gebrauch unserer Phosphorreibhölzchen, die Vorsicht unserer Fuhrleute, die Räderachsen durch Fett vor den Folgen anhaltender Reibung zu schützen, sind tägliche Belege hiefür. Wenn immer wir mit Hilfe des Feuersteins dem Stahle Funken entlocken, entsteht, indem der harte Stein kleine Theilchen des Stahls herausreißt, eine so große Wärme, daß die auseinanderfallenden Theilchen des Stahls glühend werden und verbrennen. Auch wenn wir in eine schmale Metallröhre einen, an das Ende eines Metallstabes befestigten, luftdicht schließenden Stöpsel kräftig und rasch stoßen, so daß wir die darin enthaltene Luft auf einen sehr geringen Theil ihres ursprünglichen Volumens zusammenpressen, wird die zusammengepreßte Luft so warm, daß ein an die innere Seite des Stöpsels befestigter Schwamm sich entzündet. Bei all diesen Erscheinungen sehen wir also als Wirkung der bewegenden Kraft Wärme entstehen.

Und umgekehrt lehren andere Erscheinungen, daß Bewegung unter geeigneten Umständen als Wirkung der Wärme auftritt. So verdanken die bei der Explosion des Schießpulvers entstehenden Luftarten insbesondere der unter dem Brennen sich entwickelnden großen Wärme jene mächtige Stoßkraft, mittelst welcher sie die Kugel in blitzschnelle Bewegung bringen. Ebenso wenn das Leuchtgas, mit Luft vermengt, angezündet wird und die größere Masse desselben in einem Augenblicke aufflammt, so ist es wieder die durch das Brennen entstandene Wärme, welche jene schreckliche, zerstörende Wirkung hervorbringt, die wir bei der Explosion von in Zimmern und Steinkohlengruben angehäuftem Gas mit Entsetzen gewahren. Soll ich erwähnen, daß bei den Dampfmaschinen gleichfalls die durch das Verbrennen der Kohle entwickelte Wärme es ist, welche auf den Wasserdampf übertragen, durch geeignete Apparate die langen Eisenbahntrains in so schnelle Bewegung bringt?

Die Physik, welche die hieher gehörenden Erscheinungen dem strengsten Studium unterworfen, ist zum allgemeinen Erfahrungssatze gelangt, daß, so oft eine gewisse Quantität bewegender Kraft in solchen Fällen verschwindet, an Stelle derselben eine Quantität Wärme entsteht, welche, durch geeignete Instrumente, z. B. Dampfmaschinen, in bewegende Kraft umgewandelt, wieder dieselbe Arbeit zu vollbringen im Stande ist, wie die verschwundene bewegende Kraft, aus welcher sie entstanden ist. Und umgekehrt: so oft Wärme eine fortschreitende Bewegung hervorbringt, verschwindet die der Größe der vollbrachten Arbeit entsprechende Quantität Wärme. Von welch' weittragender Bedeutung diese Erfahrung für das praktische Leben ist, erhellt daraus, daß, wie die exaktesten Forschungen dargethan, jene Wärmemenge, welche die Temperatur eines Pfundes Wasser nach dem hundertgradigen Thermometer von 0 auf 1 erwärmt, wenn in bewegende Kraft umgewandelt, ein Pfund-Gewicht auf die Höhe von 1400' zu erheben im Stande ist, — daß ferner durch das Verbrennen eines einzigen Pfundes reiner Kohle hinreichend Wärme entwickelt wird, um die Temperatur von 8080 Pfund Wasser von 0 auf 1 zu erwärmen, — daß also die bei der Verbrennung von einem Pfund Kohle entstandene Quantität Wärme die Last eines Zentners auf die Höhe von $4^1/_2$ Meilen zu erheben im Stande ist. Allerdings nun wird in der Praxis die bei der Verbrennung der Kohle freiwerdende Wärme leider nur in einem geringen Bruchtheile in bewegende Kraft umgewandelt, so daß bei den besten Dampfmaschinen etwa $^1/_6$, höchstens $^1/_5$ der Wärme als bewegende Kraft resultiert; aber auch nach diesem Verluste bleibt die Kraft mächtig genug, um uns die riesige bewegende Gewalt der Explosionen von Pulver und Leuchtgas, so wie jene der Dampfmaschinen begreiflich zu machen.

Was aber vom wechselseitigen Verhalten der Wärme und der bewegenden Kraft gilt, genau dasselbe gilt auch hinsichtlich der elektrischen, magnetischen und optischen Erscheinungen; auch bezüglich ihrer haben die exaktesten Forschungen nachgewiesen, daß so oft die in verschiedener Gestalt erscheinenden Kräfte scheinbar verschwinden, an ihrer Stelle das Aequivalent der verschwundenen Kraft in anderer Gestalt erscheint; die Kräfte können daher wohl in Bezug auf gewisse Strömungen wirkungslos werden, in Bezug auf die gesammte Natur aber können sie nie verloren gehen; auch können sie in ihre frühere Gestalt zurück versetzt werden, ohne daß ihre Quantität sich verringert hätte. — Auf diese Thatsachen gestützt, stellte zuerst Carnot, später namentlich der Heilbronner prakt. Arzt Meyer das Prinzip der Erhaltung der Kräfte auf, das in wenigen Worten dahin lautet: In der gesammten Natur ist ein gewisser schon vorhandener Vorrath der wirkungsfähigen Kraft, der in verschiedenen Gestalten eine Wirkung auszuüben vermag und die Gestalt ihrer Manifestation nach Außen zwar zu verändern im Stande ist, deren gesammte Quantität aber in keiner Weise vermehrt oder vermindert werden kann. Mit anderen Worten: Die gesammte Menge der wirkungsfähigen Kräfte der Natur ist immer gleich und unveränderlich.

Seitdem nun das Prinzip der Erhaltung der Kraft im Gebiete der Naturwissenschaften zur Geltung gekommen ist, haben sich die Naturforscher vom Wesen der in den Körpern enthaltenen Wärme einen von dem früheren wesentlich abweichenden Begriff gebildet, und eben dieser Begriff ist es, welcher uns in Bezug auf die innere Konstitution der Materie näher interessirt. Noch vor einigen Jahren glaubte man allgemein, die Wärme sei ein unendlich feiner, unwägbarer Stoff, welcher, je nachdem er in den Körpern in geringerer oder größerer Menge vorhanden, jene Aenderungen hervorbringt, welche wir an denselben bemerken, wenn sie wärmer oder kälter sind. Aus den oben angeführten Thatsachen wird jedoch unumstößlich dargethan, daß die absolute Menge der in den Körpern enthaltenen Wärme durch Schlagen, Reiben oder Zusammenpressen, also durch den alleinigen Einfluß rein bewegender Kräfte vermehrt werden kann. Da andererseits seit dem großen Lavoisier alle Erfahrungen der Chemie unzweifelhaft nachgewiesen haben, daß die absolute Quantität der Materie durch keinerlei Einflüsse vermehrt oder vermindert werden kann, so ist leicht einzusehen, daß die Ansicht, die Wärme sei ein gewisser Stoff, vollkommen unhaltbar ist, und mit den allgemeinsten Gesetzen der Wissenschaft in Widerspruch steht. Vielmehr drängt uns Alles zur Ueberzeugung hin, daß das Wesen der Wärmeerscheinungen nicht im Vorhandensein irgend eines unwägbaren Stoffes, sondern in der vibrirenden Bewegung der gesonderten Theilchen oder Atome des wägbaren Stoffes selbst besteht, welche Bewegung jener gleich, die die Physik zur Erklärung der Erscheinungen des Lichtes und des Schalles schon längst angenommen hat. Demzufolge befinden sich die Atome in einer fortwährenden vibrirenden Bewegung, und von der jedesmaligen Größe dieser Bewegung hängt die Menge der im Körper enthaltenen freien Wärme, die Temperatur der Körper, ab.

Wenn ein Körper auskühlt, d. h. wenn er von seiner Wärme etwas verliert, so vermindert sich eigentlich die Schnelligkeit der Bewegung seiner Atome, und es wird ein Theil davon auf die Atome der umgebenden kälteren Materie übertragen. Würde die vibrirende Bewegung der Atome irgend eines Körpers sich fortwährend vermindern und endlich ganz aufhören, so käme der Körper in einen Zustand, in welchem er gar keine Wärme enthielte; diese Grenze der Temperatur nennt man in der mechanischen Wärmelehre den **absoluten Nullpunkt**, der sich, nach dem Thermometer des Celsius gemessen, — 273.4° unter dem gewöhnlichen Gefrierpunkt befindet. Die Körper auf diesen Grad der Temperatur zu erkälten, ist noch nicht gelungen und wird wahrscheinlich auch niemals gelingen. — Sehen wir dagegen, daß durch Schlagen, Reiben oder Pressen die Wärme eines Körpers sich vermehrt, so rührt dies daher, daß die Bewegung der ganzen Masse, z. B. der Bleikugel, im Augenblicke der Hemmung, auf die vibrirende Bewegung der Atome der Körper, hier der Bleiatome, übergeht und sie vermehrt. Umgekehrt, wenn die Wärme eine fortschreitende Bewegung hervorbringt, wie bei den Dampfmaschinen, verwandelt sich die Bewegung der kleinsten Theilchen, der Wasserdampfatome, in die fortschreitende Bewegung der ganzen Masse.

(Schluß folgt.)

## Würzburger Stadttheater.

**Mittwoch**, 9. März. „Die weiße Dame" von Boildieu. Herr **Hahn** vom Stadttheater in Mainz hat heute ein Gastspiel auf Engagement in der Rolle des Georg Brown angefangen und verspricht nach seinem heutigen Erfolge zu urtheilen, eine gute Acquisition für die Oper zu werden.

Sein Auftreten im 1. Akte war übrigens kein sehr gelungenes; seine Stimme machte Anfangs durch ihren schneidenden Ton, ihre Farblosigkeit und Nüchternheit einen geradezu unangenehmen Eindruck; eben so wenig konnte man sich in den ersten Scenen mit seiner Deklamation befreunden; es scheint, daß das erste Auftreten auf einer noch fremden Bühne seinen Einfluß auch auf Herrn Hahn geltend gemacht hat. Ein Glück für denselben war es, daß er diesen Standpunkt bald zu überwinden wußte; schon im 2. Akte streifte Herr Hahn die Befangenheit ab und gewann dadurch die volle Herrschaft über seinen Gesang und sein Spiel wieder; er war im 2. und 3. Akte um Vieles besser als im ersten und schnellte dadurch die schon gesunkene Wagschale zu seinen Gunsten wieder empor.

Ohne ein endgültiges Urtheil abgeben zu wollen, können wir schon für jetzt versichern, daß Herr Hahn ein brauchbarer Sänger ist, der, wenn auch nicht für große erste Tenorpartheien geeignet, doch für Rollen in zweiter Linie die nöthigen Mittel zu besitzen scheint. Seine Stimme ist eines angenehmen Wohlklanges fähig, vermag ziemlich hoch und sicher in den Brusttönen hinauf zu steigen und bewegt sich auch in den Fisteltönen mit Geschick, wie wir das in der recht brav vorgetragenen Arie „Komm holde Dame" zur Genüge ersehen haben. Auch scheint Herr Hahn eine gute Schule durchgemacht zu haben, da er sich in den Coloraturen ziemlich fest gezeigt hat; wir verweisen in dieser Beziehung auf das Duett mit Jenny im 1. und das schöne Duo im 2. Akte: „Diese Hand und ihr zärtliches Drücken", in welch' beiden Nummern Herr Hahn mit den Figuren und Läufen ziemlich leicht fertig geworden ist.

Hätte er auch Dauerhaftigkeit und Nachhaltigkeit in seiner Stimme, so ließe sich daraus schon etwas machen; allein in dieser Beziehung sieht es nicht sehr glänzend aus, indem die Stimme weder Kraft noch Ausdauer zu besitzen scheint und in der Abspannung und Ermüdung in eigenthümliche das Ohr unangenehm berührende Laute verfällt.

Was das Spiel anlangt, so vermißt man freilich die von dem Vorgänger in dieser Rolle, Herrn Stolzenberg, her bekannte Noblesse und Feinheit; doch ging es damit im Ganzen noch an. Wir behalten uns ein definitives Urtheil für den weiteren Verlauf des Gastspieles des Herrn Hahn bevor und bemerken nur noch, daß die Aufführung der Oper im Allgemeinen eine gelungene genannt werden kann, indem Sänger und Orchester trefflich zusammenwirkten und namentlich Herr **Sesselberg** als Gaveston, Frln. **Rollmeyer** als Jenny, Frln. **Ruhr** in der Titelrolle, sowie Herr **Simon** als Pächter redlich das Ihrige zur befriedigenden Durchführung beitrugen. —δ—

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

**Mnemosyne.**

**Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.**

**№ 23.** Sonntag den 20. März **1864.**

# Maximilian II.

Wohl glaubt das Land die Schreckenskunde kaum,
Und neue Hoffnung gab sich neuen Raum
Beim Ruf: „Der König krank! — Er in Gefahr!" —
Da wollt' es Gott! — und Ach! — der Edle war!
Und Trauer, — tiefe — deckt der Bayern Land,
Denn alle Herzen waren Ihm verwandt
Dem König hehr, dem König gut und mild,
Deß Aeußre glich der Seele edlem Bild! —
So menschenfreundlich war Sein hoher Sinn,
Er gab sich ganz dem Volk in Liebe hin,
Und schaute Er das selbstgeschaffne Glück,
So glänzte hell voll Freude da Sein Blick!
Sein Herz, das für Erhabenes nur schlug,
War ein Juwel, wohl keinen schönren trug
Ein zweiter Fürst, — und dieser Edelstein
Er glänzt am Himmel jetzt mit mildem Schein! —

Den Künsten und den Wissenschaften hold
Lohnt Er ihr Streben nicht allein mit Gold,
Er zierte auch die Brust, die Edles schuf, —
Die Welt erklang von des Mäcenen Ruf.
Drum schaarten gerne sich um Ihn zumal
Die Dichter, Künstler und Gelehrten all,
Die Männer, deren Namen Jeder kennt,
Und späte Nachwelt noch mit Achtung nennt.
Wohl manch' ein edler Wettstreit da entstand,
Wo Waffen waren Geist, Gemüth, — Verstand,
Und wo gepfleget voll Begeistrung sie
Die göttliche, erhab'ne Poesie!

Italia barg jüngst den Königs-Gast,
Und gönnte Ihm nach mancher Sorge Rast,
Dort pflegt' Er der Gesundheit hohes Gut,
Indeß Sein Sinnen in der Heimath ruht, —
D'rum kehrt Er wieder eilig und so gern,
Als rief das Volk dem König, seinem Herrn! —
Nicht lag Ihm mehr am Herzen eig'nes Glück,
Nur nach den Seinen sehnt Er sich zurück.
Und als Er kam, ertönte überall
Der Jubel und der lauten Freude Schall,
Man wußt' es wohl, Er wird der Retter sein
Wenn Einer, — „Maximilian" — allein!

Im Norden droht dem Brudervolk Verrath, —
Wohl rüstet sich der König da zur That, —
Er war's, — der für Bedrängte Recht begehrt
Mit ernstem Wort, bevor Er griff zum Schwert,
Denn nur Despoten scheuen nicht den Krieg,
Das Unglück all, das stets aus ihm entstieg; —
Doch die Entscheidung sollt' Er nimmer sehn,
Es hieß Ihn Gott von Seinen Treuen gehn,
Der Tod zerriß der Liebe schönen Bund! —
Ja lautre Wahrheit geb' es weithin kund,
„Von Eintracht war mit Seinem Volk umblüht
Der König Max, der vielbeweint — verschied.

Auf Bayerns König blickt ihr Fürsten all,
Ihr Fürsten, wahrlich groß ist eure Zahl,
Die ihr statt Liebe — Haß und Zwietracht streut,
Gefühllos bleibt bei eurer Völker Leid,
Auf Bayerns König blickt, nicht schuldbewußt,
Von Unrecht frei und rein war Seine Brust!

Ja Er war Schirm, Er war des Rechtes Hort,
Er machte wahr Sein königliches Wort:
„Nur Friede zwischen Meinem Volk und Mir,
Des Volkes Liebe sei des Königs Zier!"
Ein König, der gesprochen solch' ein Wort,
Nie, — niemals stirbt, — er lebet ewig fort,
Nicht währt so lang ein Monument von Erz
Als warme Lieb' im Volke allerwärts!

Ja, ruh' in Frieden, Maximilian!
Und Gott vergelt' es Dir, was Du gethan! —
Doch Bayerns Volk verzage nicht im Schmerz,
Ermanne Dich und weihe neu Dein Herz
Dem Erben Seiner Tugend, — Seinem Sohn,
In gleicher Treue steh' um Ludwigs Thron,
Und gleiche Liebe sei dem Sohn zu Theil!
Dem jungen König Ludwig! Heil! Heil! Heil! —

**Friedrich Friedreich.**

# △ Die Prinzessin im Kloster.

Roman
von
Theodor Scheibe.

## Zweites Kapitel.

### Bedrängnisse einer hübschen Frau.

(Fortsetzung.)

Nun sind wir ohne Zeugen, sprach er sodann. Ich will es glauben, daß Sie mich aufsuchen wollten, denn ich glaubte Alles, was sie sagten.

Ich wünsche, daß Sie, Herr Fürst, mir ein anderes Schlafgemach anweisen.

Weßhalb? meine hochverehrte Frau.

Die Lage desselben mißfällt mir.

Sie wünschen wohl ein Gemach, dessen Fenster der Straße zugewendet sind? Damit kann ich nicht dienen. Ich bitte Sie, zu bleiben.

Ich habe in meinem Schlafgemach eine geheime Thüre entdeckt, welche auf eine Wendeltreppe hinausführt.

Sie entdecken Alles. Eine andere Frau, mit weniger Unruhe, würde davon keine Notiz genommen haben. Ich weiß von der geheimen Thüre.

Dieselbe kann nicht versperrt werden.

Wie fatal, lächelte boshaft der Fürst. Kehren Sie in Ihr Gemach nur wieder zurück, und seien Sie überzeugt, daß ich genugsam für Sie besorgt bin, damit Sie auch bei unversperrter Thüre ruhig schlafen können.

Ich bin nicht davon überzeugt.

Dann bedaure ich. Ich ändere meine getroffene Bestimmungen nicht.

Euer Durchlaucht, sprach Hermine nach längerem Zögern, wir leben in unruhigen Zeiten, und man muß Besorgnisse hegen, daß in Venedig ein Aufruhr losbricht. Soviel ich weiß, sind Sie nicht beliebt bei Ihren Landsleuten, und ich als Deutsche bin es ebenso wenig. Wir würden wohl daran thun, Venedig unverzüglich zu verlassen.

Und nach Mailand zurückkehren, rief der Fürst von Lugano spöttisch. Der arme Goffredi wird wohl aus Sehnsucht dahinsterben.

In Mailand haben wir eine Revolution nicht minder zu gewärtigen als in Venedig. Ich wünsche daher —

Ich bitte Sie, lassen Sie die Politik aus dem Spiele. Wenn es Ihnen in Venedig mißfällt, um so besser. Eine Emeute fürchte ich nicht, um so weniger, da eine Kaserne in unserer Nähe ist, worin ein ganzes Regiment lagert. Ich fürchte nichts, als die Rebellion in meinem Hause, Ihren Treubruch und Verrath, meine Gute, und muß dafür Sorge tragen, Ihre rebellischen Gesinnungen zu zähmen.

Das geht zu weit, rief Hermine, welche den Losbruch ihres Zornes nicht länger zurückhalten konnte. Sie sind mir Achtung schuldig, Herr Fürst, und wenn Sie mich als berechtigte Frau nicht anerkennen und unvermögend sind, von dem entehrenden Gedanken sich loszusagen, daß ich Andere heimlich begünstige, wohlan denn, dann haben wir keinen anderen Ausweg als ein Eheband zu lösen, das nie geknüpft werden sollte.

Meinen Sie? kreischte der Fürst, vor Wuth zitternd. Ich aber sage Ihnen, daß ich unsere Trennung niemals zugeben werde. Ich schwöre es Ihnen wiederholt zu, unser Bündniß ist für Zeit und Ewigkeit geschlossen worden, ich schwöre es Ihnen, wir werden in einer und derselben Nacht sterben, und in einer und derselben Gruft begraben werden. — Es gibt keine Macht, o, ich habe es nicht um Sie verdient, setzte er mit vorwurfsvoller Stimme hinzu — ich habe Sie wie eine Heilige angebetet, sprach er leise und zitternd — Hermine, erbarme dich doch meiner, fuhr er fort, während ihm unter Thränen die Stimme versagte.

Der Fürst, dessen Herz von den widersprechendsten Gefühlen durchwühlt wurde, fiel vor der Prinzessin auf die Knie nieder und stammelte: Hermine, bei der heiligen Dreifaltigkeit beschwöre ich dich! Bei der Erinnerung an unsere glorreichen Ahnen, bei dem ewigen Fluche ehebrecherischer Thaten — bei der Offenkundigkeit in der Stunde des Weltgerichtes — treibe mich nicht zum Aeußersten — Hermine, sei nicht länger die Verrätherin deines treuen, dich liebenden Gatten.

Gott erleuchte deinen Verstand, armer Mann, antwortete die Prinzessin unmuthsvoll und bitter, und begab sich nach ihrem Schlafgemache zurück.

Dahin berief sie auch ihre Duenna und sagte: Ich fühle mich unwohl, mein Herz ist sehr beklommen, ich bitte Sie, mir diese Nacht Gesellschaft zu leisten.

Demüthig neigte die Nonne ihr Haupt und antwortete: Ihre Durchlaucht haben zu befehlen und ich schätze mich glücklich, Ihnen dienen zu können.

Die Prinzessin, in einem Fauteuil sitzend, durchwachte mit Bangen den Rest der Nacht. Sie lauschte auf jedes Geräusch und ihr Blick heftete sich von Moment zu Moment nach der geheimen Thüre, von der Angst befallen, daß Goffredo von einer verwegenen Rotte begleitet, durch dieselbe Thüre eindringen werde.

Schwere Seufzer entstiegen ihrer Brust.

Die junge Nonne, die sich im Hintergrunde, den Blick nach der Prinzessin gewendet, auf einem niederen Sitze niedergelassen hatte, erhob sich endlich und trat mit zögernden Schritten vor die Prinzessin hin.

Ihre Hoheit, sagte sie leise. Sie leiden viel und ich leide mit Ihnen, da ich weiß, daß Sie mich für Ihre Freundin ansehen, welche hieher berufen wurde, um die Zahl Ihrer Peiniger zu vermehren. — O, daß ich Ihr Vertrauen erringen könnte!

Was wollen Sie von mir für eine Beichte hören? fragte Hermine unwillig.

Ich strebe weder nach Ihrem Mitleide, noch nach Ihrem Wohlwollen, seufzte die junge Nonne, aber was bin ich für ein erbärmliches und elendes Geschöpf! Euer Durchlaucht könnten fragen, warum ich mich als Kerkermeisterin verwenden lasse, und wenn ich hierauf die Antwort ertheilen sollte, müßte ich sagen: Es geschieht deshalb, um keiner Anderen den Platz hier zu gönnen — und deshalb nicht in das Kloster zurückgeschickt zu werden — Gnade, Prinzessin, fragen Sie mich nicht, es wäre um mich geschehen!

Hermine warf einen forschenden Blick auf die Nonne und sah ein thränenfeuchtes Auge, das mit wahrer Herzlichkeit an ihr zu haften schien.

Was haben Sie mit meinem Gemahl verhandelt? fragte die Prinzessin in der Absicht, Mater Beatens Aufrichtigkeit zu prüfen.

Der durchlauchtige Herr hat mir befohlen, morgen mein Kleid mit einem vornehmeren zu vertauschen; denn er will mich einem Soldaten, der sich hier im Hause

befinden soll, als Ihre Durchlaucht Prinzessin vorstellen, um daraus zu erfahren, ob Sie denselben kennen oder nicht.

Ich bewundere den Witz meines Gemahls, sprach die Prinzessin mit bitterem Lächeln, er quält sich ab in Erfindungen, um sich selbst zu täuschen.

Prinzessin, würden Sie es nicht vorziehen, in Ihre Heimath zurückzukehren, als in dieser unglücklichen Ehe länger zu leben, flüsterte die Nonne, in unserer Heimath, hohe Frau — in den deutschen Landen würden sich gewiß Verwandte finden, die Sie gegen einen Mann schützen, gegen welchen ein Othello zu einem Lämmchen wird.

Ich habe keine Verwandten, entgegnete die Prinzessin traurig; einen Halbbruder besitze ich wohl, aber dieser ist weit schlimmer als der Fürst, mein Gemahl; er hat aus niederer Habsucht eine schmähliche Denkungsart für mich gezeigt. Ich wünsche nichts sehnlicher, als daß ich im Stande sein würde, meinen Gemahl von seinem Wahne zu heilen, daß ich treulose Gesinnungen hege. Aber ich fürchte, dazu ist es zu spät! — Ich habe kein Glück mehr zu erwarten, eine bange Ahnung sagt es mir, daß meine Stunden gezählt sind.

Aber, unglückselige Frau, sprach die Nonne traurig, und doch sind Sie glücklicher als ich — ich habe Alles verloren, was mir im Leben theuer gewesen und blicke nun trostlos in die Oede des Lebens hinaus — Gott kann mir nicht helfen!

Mater Beate ging wieder zu ihrem Sitze zurück und ließ sich daselbst nieder. In ihrer Selbstbetrachtung schien sie so tief ergriffen worden zu sein, daß sie den Muth verlor, gegen den Gram und die Melancholie der Prinzessin weiter anzukämpfen.

Endlich ertönte die Frühglocke von einem nahen Kirchthurme und die Nonne sank auf ihre Kniee hin, um ein Gebet zu sprechen. Dann blieb es noch lange stille, bis endlich ein Dämmerlicht in das Gemach eindrang und mit dem Scheine der Lampe zu kämpfen begann, die unbeschirmt von einer matten Glaskugel umschlossen, die ganze Nacht hindurch auf dem Tische gebrannt.

Gottlob, endlich ist es Tag geworden! seufzte Hermine und schloß, von den schwersten Sorgen erlöst, ihre Augen. Der Schlaf fesselte ihre Sinne.

## Drittes Kapitel.

## Der Dragoner-Trompeter.

Beiläufig um jene Zeit, als Hermine entschlummerte, erwachte jener Mann, der ihr zu Ehren ein Ständchen dargebracht und setzte sich, befremdet umherblickend, auf seinem weichen Lager auf. Man hatte ihn in ein Zimmer des Hausinspektors gebracht, welches sich von den anderen in dem Palaste befindlichen nur dadurch unterschied, daß dessen Tapeten veraltet und die Farben derselben durch die Zeit bereits viel gelitten hatten. Freilich sah man keine kostbaren Verzierungen daselbst, aber der Bau war hoch, geräumig und dem edlen Baustyle des gesammten Gebäudes entsprechend, der Fußboden bestand jedoch nicht aus Marmor, noch aus Mosaik, sondern nur aus Ziegeln, wie allenthalben in minderen Wohnungen der Italiener, wo man Parketten nicht kennt.

Der Trompeter rieb sich die Stirne und fragte sich, was denn da mit ihm vorgegangen sei.

Zum Teufel, was hab' ich denn gestern Nachts getrieben? rief er, seine Arme verschränkend. — Ich war bei meinem Freunde Metzel gestern zu Gaste, wo man außer Schwechater Lager auch vielen rothen Italiener getrunken hat. — Und dann ging ich nach Hause — nein, zum Teufel, nicht nach Hause, sondern zu dem Palaste des Fürsten Lugano — dort haben wir geblasen. — Wer denn Alles? Jedenfalls sind ihrer Zwei gewesen — ich und der Andere, den ich mit dem Metzler geholt habe. — Blitzdonnerwetter, ich hatte einen Rausch, und er mag nicht gar so unbedeutend gewesen sein. — Ich habe einen Mann in das Wasser geworfen, der dann wie ein Frosch auf einer Stiege aus dem Wasser herauskroch. — Ah, das scheint mir nur geträumt zu haben und meine Zusammenkunft mit dem Herzog von Lugano scheint auch nichts weiter als ein Traum gewesen zu sein. — Aber wo bin ich denn eigentlich, ich bin so dumm, so vernagelt — daß ich mich in gar nichts zurecht finden kann. — Eine spaßige Stadt, dieses Venedig! — Was Einem da Alles passiren kann!

Der Soldat sprang von seinem Lager auf und wollte sich durch die Thüre entfernen, er fand dieselbe verschlossen und entdeckte jetzt erst, daß der Säbel seiner Scheide fehlte.

Das geht über den Spaß hinaus, rief er erzürnt und machte ein Gepolter, daß die Wände hallten.

Dies war von augenblicklicher Wirkung, ein ältlicher Mann und ein Bedienter in Livree erschienen und suchten ihn zu befriedigen.

Es kam zur Erklärung und der Trompeter erfuhr nun erst den Zusammenhang der Dinge. Wahrlich, ich habe nicht mehr gewußt, sprach er, daß ich wirklich in dem Hause des Fürsten von Lugano bin und den Wunsch geäußert habe, die Prinzessin zu sehen. Der Fürst will mich nicht früher fortlassen, bis dies geschehen sei. Gut, ich warte, ich habe nichts zu versäumen, mein Urlaub währt ohnehin noch 24 Stunden. — Weiß der Teufel, wie es gekommen ist, daß ich gar so benebelt war, ich kann mich über nichts mehr mit Klarheit erinnern, was in der verflossenen Nacht vorgegangen sein mag.

Der Soldat fand Beschäftigung, um die Zeit bis zur Audienz auszufüllen. In die Wohnung des Hausinspektors geführt, plauderte er mit dessen Frau, so gut er es vermochte, in einem kaum verständlichen Italienisch, setzte sich dann an den Flügel, der sich dort befand und versuchte zu spielen, und da das Instrument gänzlich verstimmt war, so begann er den Fehler zu verbessern.

Endlich wurde angekündigt, daß er vor der Frau Fürstin erscheinen dürfe.

Er wurde in das erste Geschoß des Palastes geführt und trat durch mehrere Zimmer in einen Salon ein, wo sich Mater Beate in einem Kleide, das der Garderobe der Prinzessin entlehnt war, befand; sonst sah er Niemanden daselbst.

Ich bitte vielmals um Verzeihung, durchlauchtigste Frau, redete sie der Trompeter an, ich bin eigentlich mit der Thüre in's Haus gefallen und habe gar nicht das Glück verdient, einer so hohen Dame vorgestellt zu werden, welche meiner Mutter so viele Wohlthaten erwiesen.

Das Betragen des Trompeters war ein artiges und schüchternes geworden und er bewegte sich mit weit weniger Sicherheit als zu jener Zeit, wo der Wein ihm im Kopfe gespukt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

# Die Materie, im Lichte der heutigen Wissenschaft,

von
Professor Karl Than.

(Schluß.)

## IV.

Gehen wir einen Schritt weiter und forschen wir nach dem letzten Grunde, welcher alle bisher festgestellten Gesetze der Chemie beherrscht, und auf welchen alle einzelnen chemischen Erscheinungen zurückgeführt werden können, so finden wir ihn in einer allgemeinen Erscheinung der Materie, in der Anziehung der getrennten Theilchen, der Atome der Materie. Noch vor Kurzem glaubten die Naturforscher zur Erklärung zahlreicher Erscheinungen der Materie außer der Anziehungskraft auch noch eine besondere Abstoßungskraft unter den Theilchen der Materie voraussetzen zu müssen. Insofern man aber einem und demselben Theilchen der Materie nicht gleichzeitig Anziehungs- und Abstoßungskraft zuschreiben kann, nahmen sie an, daß jedes Atom vom sogenannten Aether umgeben sei, dessen eigene Theilchen einander abstoßen. Seit jedoch das Prinzip der konstanten Kraft, und auf Grundlage dessen die unausgesetzt vibrirende Bewegung der Theilchen der Materie festgestellt wurde, scheint es immer wahrscheinlicher, daß es überflüssig sei, das Vorhandensein einer von der Anziehungskraft unabhängigen Abstoßungskraft in der Materie vorauszusetzen, und dem zwischen den Theilchen der Materie angenommenen Aether die oben erwähnte Rolle zuzuschreiben — da man mit Hilfe des Prinzips der Erhaltung der Kraft einerseits die kontinuirlich vibrirende Bewegung der Atome, andererseits aber die Abstoßung der Theilchen, also das was man bisher Abstoßungskraft nannte, aus der Anziehung allein vollständig erklären kann.

Denken wir uns nämlich in gewisser Entfernung zwei Atome, die einander anziehen: ist zwischen ihnen kein Hinderniß vorhanden, das ihre Bewegung hemmt, so werden sie unter dem Einfluß der gegenseitigen Anziehungskraft sich einander mit steigender Schnelligkeit so lange nähern, bis sie an einem Punkte ihres Weges zusammenstoßen. Hier entsteht nun die Frage: Was geschieht nach dem Zusammenstoß mit der Bewegung der beiden, in entgegengesetzten Richtungen fortschreitenden Atome? Wird die Bewegung vernichtet, wie die ältere Mechanik voraussetzte, oder besteht diese Bewegung vielleicht in anderer Gestalt fort? Im Sinne des Prinzips der Erhaltung der Kraft müssen wir entschieden behaupten, daß im erwähnten Falle die Bewegung der beiden Atome nicht vernichtet werden kann. Wenn aber die Bewegung fortbestehen muß, so ist dies bei der absoluten Unveränderlichkeit der Atome nicht anders denkbar, als daß die beiden Atome nach dem Zusammenstoß ihre Bewegungen gegenseitig austauschen, d. h. sie auf einander übertragen; wie wir dies auch beim Zusammenstoß zweier vollkommen elastischer Kugeln gewahren. Nach dem Zusammenstoß nehmen also die Atome die einander entgegengesetzten Richtungen an, und entfernen sich von einander mit eben solcher Kraft, mit welcher sie vor dem Zusammenstoß durch die Anziehung sich einander näherten. — Diese Bewegung dauert dann so lange, bis sie durch die in entgegengesetzter Richtung fortwährend wirkende Anziehungskraft behindert wird, was dann eintritt, wenn die Theilchen ihre ursprüngliche Entfernung erreicht haben. Dann tritt wieder die Wirkung der Anziehungskraft in den Vordergrund, die beiden Atome beginnen ihr Spiel auf's Neue, und sind demnach in einer kontinuirlich vibrirenden Bewegung. Die durch diesen Zusammenstoß, resp. Entfernung, entstandene bewegende Kraft, welche mit der ursprünglichen Anziehung gleich, jedoch von entgegengesetzter Richtung ist, genügt zur Erklärung all' jener Erscheinungen der Materie, wegen deren man eine abstoßende Kraft voraussetzte.

Die innere Konstitution der Materie, wie ich sie hier kurz zu skizziren versuchte, genügt, nach meinen durch mehrere Jahre fortgesetzten theoretischen und experimentellen Studien, vollkommen zur Erklärung der allgemeinsten Gesetze der Chemie; sie erklärt ferner aus dem Zusammenhange mit dem Atomgewichte, das Volum, das spezifische Gewicht, ja selbst die Krystallform der Körper; sie harmonirt schließlich mit allen hieher gehörenden festgestellten Thatsachen vollkommen. — Fassen wir unsere Anschauung der inneren Konstitution der Materie in wenige Punkte zusammen, so sind es folgende:

1. Jeder Körper besteht aus äußerst kleinen, nicht wahrnehmbaren Theilchen, welche den bisher bekannten äußeren Einflüssen gegenüber unveränderlich sind, und Atome genannt werden;

2. Diese Atome sind unter dem Einfluß der ihnen innewohnenden Anziehungskraft zu Gruppen vereinigt, welche Moleküle genannt werden, und als von einander getrennte selbstständige Theile der Materie einander ebenfalls anziehen;

3. Die durch den fortwährenden Zusammenstoß entstehende abstoßende Kraft hält der Anziehung der Atome und Moleküle das Gleichgewicht;

4. Von den mechanischen Verhältnissen der das Molekül bildenden Atome hängt die chemische Beschaffenheit des Körpers ab; während die Beschaffenheit des zwischen den Molekülen bestehenden Gleichgewichts die physischen Eigenschaften des Körpers bedingt.

Dies die Materie im Lichte der heutigen Wissenschaft, dies die Prinzipien und Ideen über die innere Konstitution derselben; sie werden, meiner Ansicht nach, die theoretische Chemie einst dahin entwickeln, daß alle möglichen Metamorphosen der Materie, alle Modifikationen ihrer Eigenschaften als mechanische Probleme erklärt und vorausbestimmt werden würden, ähnlich, wie es in der Astronomie geschieht, mit welcher ein geistreicher Heidelberger Professor die Chemie schon vor Jahrzehnten verglich, indem er behauptete, daß für den Chemiker die Atome das seien, was für den Astronomen die in unendlichem Raum vorhandenen Kometen und Sterne sind; dieselben Prinzipien und Ideen berechtigen ferner zur Hoffnung, daß die in dieser Richtung fortgesetzten Forschungen binnen verhältnißmäßig kurzer Zeit uns dahin führen werden, für die uns umgebenden chemischen Erscheinungen, wie das Verbrennen, die materiellen Vorgänge in den lebenden Wesen u. s. w. Erklärungen von bisher kaum geahnter Sicherheit zu finden.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 24. Mittwoch den 23. März 1864.

### Δ Die Prinzessin im Kloster.

Roman
von
Theodor Scheibe.

Drittes Kapitel.

**Der Dragoner-Trompeter.**

(Fortsetzung.)

Wie heißen Sie? fragte die falsche Prinzessin.

Mein Name ist Karl Braun. Ihre Durchlaucht werden sich vielleicht dieses Namens erinnern, da meine Mutter nicht müde wird, Sie zu belästigen.

Ich erinnere mich dessen und freue mich, den Sohn einer braven Mutter zu sehen; haben Sie mir nichts zu übergeben, einen Brief, meine ich, oder eine Nachricht aus der Heimath mir zukommen zu lassen? — Wir sind ohne Zeuge, mein Herr.

Nein, Ihre Durchlaucht, ich habe Sie mit nichts zu belästigen.

Haben Sie auch keinen Wunsch an mich zu richten?

Einen Wunsch hätte ich wohl und durch die hohe Gnade der Prinzessin könnte er mir vielleicht erfüllt werden.

Sprechen Sie ihn aus.

Ich habe die Lust zum Soldatenstande verloren und würde mich glücklich schätzen, wenn ich meinen Abschied erhalten könnte — Ich bin weniger Soldat als Musikant und glaube mir so viel Kunst angeeignet zu haben, daß ich besser im Civilstande als beim Militär mein Fortkommen finden könnte; wenn Sie es daher erlauben würden, hohe Frau, würde ich ein Gnadengesuch schreiben und es Ihren Händen übergeben.

Thun Sie dies, mein Herr, sprach Mater Beate, oder noch besser, übergeben Sie dasselbe meinem fürstlichen Gemahl, der für Sie wohlwollende Gesinnungen hegt. Adieu — grüßen Sie mir, wenn Sie in Ihre Heimath zurückkehren, Ihre Mutter.

Die Dame nickte leicht mit dem Kopfe, der Soldat verneigte sich ehrerbietig und ging. Kaum hatte er sich entfernt, so trat der Fürst hinter einem Vorhang hervor und sagte mit freundlichem Lächeln zu Beate: Wahrlich, Sie haben Ihre Rolle gut gespielt, der Mann scheint in der That nicht gefährlich zu sein. Ich werde den Befehl ertheilen, daß man ihn entläßt und ihm seinen Säbel zurückgebe. — — —

Einige Augenblicke später, und Karl Braun verließ den Palast des Fürsten. In der fröhlichen Laune eilte er zu seinem Freunde, dem Postbeamten, um daselbst ohne Verzug das Gnadengesuch zu schreiben. Auf dem Wege dahin sah er auf den Plätzen, über welche er seinen Weg nahm, viele Leute in Gruppen beisammen stehen, welche mit Lebhaftigkeit mit einander sprachen und dabei heftig gestikulirten.

Eine Militär-Patrouille rieth ihm an, sich ihr anzuschließen, denn es sei bereits zu verschiedenen unruhigen Auftritten gekommen, und die Stimmung der Italiener sei eine sehr aufgeregte.

Man muß kein Hasenfuß sein, antwortete dieser, und setzte eilig seinen Weg wieder fort, die Patrouille hinter sich zurücklassend.

Ungefährdet erreichte er die Wohnung seines Freundes, wo er sogleich daran ging, sein Gesuch aufzusetzen.

Als er damit zu Ende gekommen war, kam sein Freund, der Postbeamte, nach Hause, und brachte die Nachricht, daß in Mailand die Revolution ausgebrochen und daß es auch hier bereits zu Emeuten gekommen sei. Seine junge Frau ängstigte sich darüber, obwohl sie eine Italienerin war, und rieth ihrem Manne, mit ihr die Flucht zu ergreifen.

Seid doch nicht so furchtsam, sprach der Dragoner, es ist Militär genug da, um eine Revolution zu bekämpfen. Die Aufregung wird sich schon wieder legen.

Sieh dazu, daß du von Venedig fortkommst, rieth sein Freund. Später könnte es dir nicht mehr gelingen.

So arg ist es nicht. Ich bin davon überzeugt, daß ihr bald hier schönes Wetter haben werdet. Heute bleibe ich noch dein Gast, denn ich habe mein Entlassungsgesuch dem Fürsten von Lugano zu übergeben. Da ich in ihm einen Protektor gefunden habe, so muß ich diese Gelegenheit wohl benützen. Braun speiste auch mit seinem Freunde und zeigte gute Laune, wo dieser jeden Augenblick auf die Straße blickte und wohl hundertmal ausrief: Es wird immer ärger! Wir sind so gut als geliefert.

Um die Furcht des deutschen Beamten zu vergrößern, kam noch ein anderer Deutscher, gleichfalls ein Beamter, der erklärte, bei ihm zu bleiben, da er zu Hause nicht seines Lebens sicher sei. Das Geschrei und Getümmel in den Gassen wurde immer ärger.

Man sah die Leute unten hin und her laufen, die Gondelfahrt hatte ganz aufgehört.

Gegen 4 Uhr Nachmittags fielen Schüsse in der Ferne, welche die Angst der Beamten vergrößerten.

Wie können Sie nicht mehr länger hier lassen, sagte die junge Frau zu dem Dragoner, die Leute im Hause wissen es, daß wir Sie beherbergen und sind darüber wüthend. Mein Mann soll Ihnen seinen Mantel und einen Hut geben, damit man Sie nicht erkenne, und sehen Sie dazu, in eine Kaserne zu kommen. Eben habe ich gehört, daß man auf dem Markusplatz einen Offizier erstochen hat.

Eure Sicherheit will ich nicht gefährden, sprach der Trompeter. In Gottes Namen, lebt denn wohl!

Ohne eine Verkleidung darfst du von hier nicht fortgehen, sprach sein Freund, das hieße dich dem Tod in die Hände senden, auch mußt du dich gedulden, bis es dunkel geworden ist.

Ein lebhaftes Gewehrfeuer erscholl in der Ferne.

Es geht schon drunter und drüber, rief die deutsche Magd, in das Zimmer stürzend. Gott sei uns gnädig, man hört nichts anderes als das Geheüsle: Tod den Deutschen!

Endlich wurde es dunkel.

Man forderte den Trompeter auf, sich umzukleiden; doch dieser war nicht dazu zu bringen.

In einen Mantel will ich mich meinetwegen hüllen und dazu eine Kappe aufsetzen, aber weiter nichts, — mit meinem Pallasch werde ich mir schon, wenn es noth thun sollte, einen Weg bahnen.

Der dunkle Mantel, den der besorgte Freund um die Schulter des Soldaten warf, verdeckte auch genügend seine Montur und nachdem er auch eine Civilkappe auf den Kopf gesetzt hatte, so hätte man auch nichts von seinem eigentlichen Stand gemerkt, wenn nicht die Säbelscheide unten hervorgeblickt hätte.

Herzlich froh war die neuvermählte Frau, als sie den Freund ihres Mannes endlich los wurde, und dieser spazierte mit festen Schritten aus dem Hause in die nächste Gasse hinaus.

Bald sah er sich auf seinem eiligen Gange genöthigt, seinen Säbel zu ziehen, denn ein ganzer Trupp von bewaffneten Italienern kam auf dem engen Pfade an dem Kanale daher, welche voll Wuth „morte ai Tedeschi!" brüllten.

Der Trompeter mußte sich an die Mauer eines Hauses drücken, um den tollen Schwarm passiren zu lassen.

Er stimmte in ihren Ruf ein und Keiner kümmerte sich weiter um ihn.

Nach langem Dahinirren hatte er auch jede Richtung verloren, er wußte nicht mehr, welchen Weg er nehmen sollte, um zu einer Kaserne zu gelangen.

Seine Lage wurde um so mißlicher, da er zu einem beleuchteten Platze kam, auf welchem mehrere Hunderte Italiener versammelt waren. Hier aber erkannte er, daß er sich unfern des Palastes Lugano befinde, und wenn er denselben passirt haben würde, hatte er kaum vierhundert Schritte zu der großen Kaserne, in der Nähe der Eisenbahn.

Dennoch trug er einiges Bedenken, sich durch die Masse zu drängen, welche er vor sich hatte, da fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf, den er sogleich ausführte. Er zog sich hinter die Ecke eines Hauses zurück, setzte seine Trompete, die er unter dem Mantel verborgen gehalten, an den Mund und blies einen Jägermarsch.

Ein wahres Meisterstück war ihm gelungen, die angesammelte Menge auf dem Platze ergriff in panischem Schrecken die Flucht, und der Dragoner konnte nun ungehindert seinen Weg weiter nehmen.

Bei dem früher erwähnten Palaste, den er nun vor sich sah, herrschte ein großes Getümmel, man schoß aus dessen Fenstern, wahrscheinlich mit Pistolen heraus. Wieder gab es daselbst ein Hin- und Herrennen, und es wurden Todesdrohungen, welche dem Fürsten von Lugano galten, ausgestoßen. Näher gelangt, sah der Dragoner eine Gondel vor der Kanalstiege des Palastes, und dicht dabei auf dem Ufer einen hin und herwogenden Menschenhaufen; Hilferuf eines Weibes schlug an sein Ohr.

Man balgte sich; bei dem Scheine einer Laterne, die von einem hohen Kandelaber ihr Licht herabgab, gewahrte der Trompeter eine Frau in dunklen Kleidern, welche man hindern wollte, in die Gondel einzusteigen, und sah einige Leute, die sich im Handgemenge mit Andern befanden, wahrscheinlich, um jene Frau zu schützen.

Einem Weibe muß man beistehen, sprach der Trompeter und eilte, mit dem gezogenen Säbel in der Hand, frisch voran.

Eben als er jenen Punkt erreichte, fiel der eine jener Männer, welche die Frau zu beschützen suchten. Mit einem Stilet hatte man ihn durchbohrt. Der Mörder, ein verlumpter Kerl mit bärtigem Gesicht, erhielt auf der Stelle den verdienten Lohn, der Säbel des Dragoners, der sausend auf seinen Kopf niederfuhr, warf ihn blutig auf das Steinpflaster hin.

Aber damit war noch wenig gethan!

Noch andere, mit Messern und Degen bewaffnete Leute drängten sich heran, um die Flucht der Frau zu verhindern.

Aber bald wichen sie zurück; der Pallasch des Dragoners, der nach allen Seiten blitzgeschwinde dahinfuhr, führte auch so manchen treffenden Streich und machte es der Frau möglich, in die Gondel zu eilen, bei deren Rudern ein weißbärtiger Fährmann stand. Ihr zweiter Beschützer wollte ihr nacheilen, aber da krachte ein Schuß und jener fiel mit einem Höllengeschrei in das Wasser, in welchem er spurlos verschwand.

Der Dragoner hatte keine Wahl, was er nun zu thun habe, er sprang in die Gondel, da er sich dort sicherer glaubte als an dem Ufer, wo er einen Kampf mit einer bewaffneten Menge hätte weiter fortführen müssen.

In demselben Augenblicke schon setzte sich die Gondel in Bewegung, den Dragoner und jene Frau mit sich fortführend. Die Leute an dem Ufer begleiteten lärmend die Gondel und zwei Schüsse fielen in kurzen Zwischenräumen, die unzweifelhaft dem Gondolier und dem Trompeter galten.

Beide blieben jedoch aufrecht stehen und der Trompeter rief alle Flüche und Verwünschungen mit donnernder Stimme der wuthentbrannten Pöbelmasse zu, welche nicht müde war, sie an den Ufern zu verfolgen und Steine nach den Fliehenden zu schleudern.

Ein überaus günstiger Zufall begünstigte ihre Flucht.

Man gelangte zu einer Brücke, auf welcher eben eine Militärabtheilung von fünf bis sechs Rotten kam.

Nun wichen die Verfolger zurück und die Ufer wurden frei.

Die Gondel schoß pfeilschnell unter dem Bogen der Brücke hindurch, die Fahrt weiter fortsetzend.

Hier angehalten, rief der Trompeter dem Gondolier zu: wir wollen uns mit den Freunden vereinigen.

Der Gondolier gehorchte jedoch nicht, und als ihm Branz von neuem zurief, zu halten, so entgegnete er: Das sind verlorene Leute, sind wir froh, daß wir aus dem Feuer gelangen.

Wirklich fielen von der Ferne Schüsse auf das Militär, welches dieselben mit einer Salve erwiderte.

Die Donna muß gerettet werden, rief der alte Mann, der so kräftig die Ruder führte, nur noch fünf Minuten, und sie ist in Sicherheit.

Innerhalb dieser Frist passirten sie, in verschiedene Gassen einbiegend, mehr als zwanzig Brücken, sie hatten sich von dem Orte des Tumultes eine große Strecke entfernt, finstere Nacht herrschte um sie, keine Laternen waren an dem Kanal zu erblicken; Niemand zeigte sich daselbst und kein nahes Geräusch drang an ihr Ohr.

Es schien, als wenn man in ein unbewohntes Stadtviertel gekommen wäre. Dort landete der Gondolier, er führte die Frau aus der Gondel und rief dem Dragoner zu, daß er ihm folgen solle.

Sie kamen zu einer Thüre, welche der Gondolier aufsperrete und wieder hinter sich schloß, nachdem seine Begleiter mit ihm durch dieselbe geschritten waren.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Der moderne Bediente.

E. K. Am Morgen des 17. Februar fand ich auf meinem Schreibtische ein Billet des Commissionsraths B., verehrten Gönners der Wissenschaften, Künste und Literatur. Noch spät Abends am 16. war es von einem Dienstmann überbracht worden, der sich in der Ueberzeugung, meinem Hause durch Ablieferung desselben einen wichtigen Dienst erwiesen zu haben, nicht allein den an den Nachtwächter für das Oeffnen der Hausthür gezahlten Silbergroschen, sondern auch eine Entschädigung für die Verkürzung seiner Nachtruhe ausgebeten hatte.

Die Person des Ueberbringers, die späte Stunde und die Form des Billets waren gleich abweichend von der Sitte des Absenders. Commissionsrath B. hielt, wie so viele bureaukratische Größen dieses Ranges der Räthe, auf höfischen Anstand; er bediente sich sogar mit einigem Widerstreben der Stadtpost. Seine schriftlichen Meinungsäußerungen und Einladungen wurden für gewöhnlich von einem Bedienten in geschmackvoller Livree, oder von einem älteren Manne in feiner bürgerlicher Tracht übergeben, den man bei geringer Menschenkenntniß leicht für den Vertrauten seines Gebieters im Sinne der Tragödie Corneille's und Racine's halten konnte. Auch bestanden die Einladungen stets in gedruckten Blanketts, in denen nur der Name des Gastes, der Tag und die Stunde des Diners oder Soupers, ausgefüllt zu werden brauchte. Das englische Papier war bläulich satinirt, Oktavformat gestattete die Anlegung der schwarzen Cravate, Quartformat verpflichtete den Eingeladenen zur weißen Halsbinde; der Commissionsrath, als ein Mann von erheblichen Mitteln, schätzte die Etikette, und lud je nach den Umständen seine Gäste vier oder fünf Tage vorher ein. Das Billet des 17. Februar bestand in einem halben Bogen Postpapier, der von der andern Hälfte nur mit dem Briefstreicher getrennt und in der Hast nicht einmal beschnitten worden war. Die Handschrift wich durch auffallende Flüchtigkeit von der sonstigen Sorgfalt des Commissionsrathes ab, der Inhalt war höchst fragmentarisch; der Gönner forderte schon am Tage des Empfanges, also am 17. Februar Abends 8 Uhr, meine Anwesenheit in seiner Behausung. Ausdrücklich war bemerkt, daß außer Prof. Dr. Optativus, in dessen Hause Richard, der einzige Sohn des Commissionsraths, sich in Pension befand, keine weiteren Gäste zugegen sein würden.

Ein ähnlicher Fall war noch nicht vorgekommen; ich las das Billet einmal, zweimal, und vernachlässigte darüber beinahe die Lektüre der Zeitungen; die Einladung glich der Berufung zu einer wichtigen Konferenz. So mag ein Premier seine Collegen versammeln, wenn Drohnoten von Westmächten angelangt sind. Es konnte sich, da Professor Dr. Optativus zugegen war und Ostern heranrückte, nur um ein wichtiges pädagogisches Ereigniß, vielleicht gar um die Versetzung des kleinen Richard nach Untertertia handeln, oder sollten Vater und Erzieher das Engagement eines Clavierlehrers beabsichtigen und meine Rathschläge hören wollen? Ich vermochte meine Spannung nur mit Mühe zu bemeistern, und fand mich mit dem Glockenschlage acht Uhr in der Wohnung des Commissionsrathes ein. Schon daß das Hausmädchen und nicht ein Diener die Thür öffnete, war auffallend, noch mehr, daß im Vorzimmer kein Licht brannte. Die Zofe führte mich in das Arbeitszimmer ihres Gebieters, das Allerheiligste, in dessen traulich düstrem Raum der große Mann sich einst zu jenen Großthaten begeistert, die der Staat mit dem Titel „Commissionsrath“ belohnt hatte. Am Marmorkamin, auf dessen Herd ein lustiges Kohlenfeuer flammte, saß Prof. Dr. Optativus, tief versunken in den Weihrauch einer Cigarre, deren Sorte für den Geldbeutel des Gymnasiallehrer-Standes durchaus unerschwinglich duftete. Der Commissionsrath hatte sich in die Sophaecke gedrückt. Kein freundliches Wort des Empfanges, nur stumme Händedrücke und fieberhaftes Schütteln derselben; in den Mienen des Wirthes ein Gemisch von Schmerz und Entrüstung! Niedergedrückt nahm ich zur Rechten des Wirthes Platz. Ich fürchtete durch ein unbesonnenes Wort die ernste Gedankenentwicklung der beiden Männer zu stören; ich schwieg und betrachtete Dr. Optativus, den ich seit geraumer Zeit nicht mehr gesehen. Der Fortschritt der Jahre hatte ihm nicht viel angehabt und keinen Schnee auf sein Haupt gestreut, aber er war abgenutzt, fast hätte ich gesagt: abgetragen. Die Aehnlichkeit seines Schädels mit einem alten Hute war immer unverkennbar gewesen; jetzt konnte man beide verwechseln. Dr. Optativus' Haar schillerte zart in allen Farben nicht des himmlischen Regenbogens, sondern eines Tuschkastens zu zwei Silbergroschen sechs Pfennige; die Nase hing lebenssatt, wie eine gebrochene Krämpe herab; halb rauchte, halb kaute der seltene Mann an der Havannah. Der ganze Jammer deutscher Schuljahre stieg, wie eine zu schwere Mahlzeit, beim Anblick des für den Trödelmarkt der Menschheit reifen Mannes in mir empor; ich pries mein Schicksal, nicht „Richard“ zu sein!

So verging eine Minute, dann sagte der Commissionsrath: „Meine Herren, Sie verzeihen mir hoffentlich, wenn ich Sie unvorbereitet in Ihren Berufsgeschäften gestört habe, allein ein Gegenstand, ich darf sogar sagen ein Mensch, mit gewissen Einschränkungen gewissermaßen der Vertreter einer ganzen Klasse, durch dessen Betragen und Denkungsart mir und meinem Hauswesen die größten Unannehmlichkeiten bereitet worden sind, hat mich dazu gezwungen. Es lag mir daran, mit zwei Männern Rücksprache zu nehmen, die ich hochschätze, mit Männern, die gleich mir das Volk lieben, es gleich mir zum Studienobjekt gemacht haben. Professor,

Sie sind Erzieher der Jugend! Sie, mein Freund, beschäftigen sich mit den Besonderheiten der Gesellschaft! ich habe mir erlaubt, Sie Beide zu berufen; Sie sollen von mir einen schätzenswerthen Beitrag erhalten, Sie Professor Optalivus für das große wissenschaftliche Werk, von dessen öffentlichem Erscheinen ich die Regeneration unseres verkommenden Geschlechtes zu datiren hoffe, Sie, als Schriftsteller, für ihre Mappe, ihre Sammlungen. Die Benutzung des Stoffes sei ihnen ganz anheimgestellt." Der Pädagoge warf den Cigarrenstumpf in das Feuer, und bemächtigte sich eines frischen Tabaksröhrchens; der Commissionsrath und meine Person folgten dem löblichen Beispiele.

„Sie wissen, meine Herren!" hub der Wirth an, „welche Veränderungen die kriegerischen Ereignisse in den Herzogthümern auch in unserer Mitte hervorgebracht haben. Von den neuen staatsbürgerlichen Verpflichtungen, die allen wahrhaft loyalen Männern dadurch auferlegt worden, von den humanen Leistungen, den gebotenen Honneurs gegen militärische Gäste, lassen Sie mich schweigen; ich beschränke mich auf die Veränderungen im Schooße der Häuslichkeit. Viele von uns — ich spreche von der besitzenden Klasse — sind durch die Einziehung der Dienstpflichtigen um ihre Bedienten gekommen; dies ist mein Fall! Sie wissen, oder Sie wissen vielleicht auch nicht, daß Friedrich, der Vorige, uns Alles geworden war, daß er nicht allein mit uns, seiner Herrschaft, sondern auch mit dem Kutscher und dem Hausmädchen, ja mit der Köchin (!) im besten Einvernehmen stand, und unsere Köchin — ich darf es zum doppelten Ruhme Friedrichs nicht verschweigen — ist eine alte und perfecte, ja eine ungewöhnlich alte und perfecte Köchin! Friedrich wurde uns plötzlich entfremdet — ich ersehe aus den Verlustlisten, daß ihn das Geschick für eine schönere friedliche Zukunft aufgespart hat, — allein unser Haus stand durch seinen Abmarsch verwaist. Die dänischen Generale konnten sich nicht schwerer von Schleswig trennen, wie wir von dem treuen gehorsamen Bedienten. Was sollen wir thun? ohne männliche Hilfe zu existiren, war unmöglich — wir mußten uns nach einem Ersatzmann umsehen!"

„Das kann für einen so ansehnlichen Haushalt doch nicht schwer gewesen sein. Als unser Calefactor am delirium tremens gestorben war, meldeten sich am nächsten Morgen mehr als zwanzig Stellvertreter!" bemerkte der Professor mit etwas wegwerfendem Tone.

„Wir suchten ja nicht einen Calefactor; wir suchten einen Bedienten, Herr Professor!" antwortete belehrend der Commissionsrath, „er war schwerer zu finden, als Sie glauben mögen. Ich mußte seinethalben mehrere Tage lang die Stadt durchfahren."

„Sie? fahren? nach einem Bedienten?" rief Optalivus und machte mit der Hand instinctiv eine schwenkende Bewegung, als verabreiche er einem, nur ihm sichtbaren Lakaien-Phantom einen Backenstreich.

„Ein distinguirter Dienstbote macht keine Besuche, er empfängt nur künftige Principale!" sagte seufzend der Commissionsrath, „meine Frau wünschte zudem einen älteren, nicht mehr von der Einziehung bedrohten Bedienten. Weihnachten war vorüber, und die disponible Mannschaft beträchtlich zusammengeschmolzen; es blieb nach vielen vergeblichen Mühen nichts übrig, als sich an einen Unterhändler zu wenden. Er versprach, mich Nachmittags zu einem für unsere häuslichen Zwecke ganz geeigneten Mann zu führen, und ich holte ihn in meiner Equipage ab. Wir fuhren in die Königstadt, und hielten vor einem dortigen viel besuchten Hotel. Hier dient er also? fragte ich meinen Führer. Er befindet sich außer Diensten und wohnt hier nur so lange, bis sich eine neue Stelle für ihn gefunden hat, antwortete der Unterhändler. Dann erkundigte er sich bei dem Portier, ob Herr Klemmke zu Hause sei. Dieser bejahte die Frage, rieth uns aber ab, Herrn Klemmke aus dem Nachmittagsschlaf aufzuschrecken; er sei reizbarer Natur und liebe nach der Table d'hôte die Stille, weshalb er auch gewohnt sei, den Kaffee auf seinem Zimmer einzunehmen. —"

Hier hielt der Commissionsrath ein wenig inne, der Professor saß mit weit aufgesperrtem Munde da; die Geschichte fing an, mir interessant zu werden.

„Lassen Sie mich die Sache kurz machen," fuhr der Wirth fort, „wir fanden Herrn Klemmke in einem Zimmer des zweiten Stockwerkes, aber glücklicher Weise schon ermuntert und zu geschäftlichen Unterhandlungen leidlich aufgelegt. Das Wohlgefallen war jenseitig, nur erregten die auffallend krummen Beine Klemmke's gerechte Bedenken über seine plastischen Erfolge in der Gesellschaft, doch beruhigte mich der Gedanke seiner Sicherheit vor militärischen Nachfragen über diese bemerkenswerthen Curven. Er erhielt das Handgeld, und erwiderte auf meine Frage nach seinem Vornamen: er sei gewöhnt, nur nach dem Familiennamen genannt und gerufen zu werden. Er halte es für einen überwundenen Standpunkt patriarchalischer Abhängigkeit, wie ein Minorenner behandelt zu werden. Am nächsten Tage langte Herr Klemmke an, und bezog das Bedientenzimmer; ein Möbelwagen brachte seine Effecten."

„Wollen Sie nicht", unterbrach ich den Erzähler, „der Kürze wegen die Bezeichnung „Herr" fortan weglassen? unsere Hochachtung vor Ihrem neuen Hausgenossen wird dadurch nicht vermindert!"

Der Commissionsrath warf mir einen billigenden Blick zu und sagte: „Es wird Ihrem Scharfblick nicht entgangen sein, meine Herren, daß ich in Klemmke mit einem socialen Phänomen zu thun hatte, aber er imponirte mir! Sie kennen mich und wissen, daß ich stets auf Würde und Gemessenheit des äußern Daseins halte. Ein heidnisch einfacheres Zeitalter legte ein ungebührliches Gewicht auf die innere Harmonie des Individuums; in unserem Jahrhundert kommt es nicht darauf an, wie es im Menschen aussieht, wenn er nur nach Außen hin repräsentirt. Immerhin Kraut und Rüben in der Seele, nur Politur, Firniß vor der Welt!"

Zu Ehren des Dr. Optalivus muß ich bemerken, daß er bei der letztern Aeußerung einen unwillig grunzenden Ton ausstieß, aber in Erwägung des gut honorirten Futterlindes Richard seine philosophische Opposition nicht in Worte zu kleiden wagte. Ich für mein Theil war entortet genug, den frivolen Philosophen durch freundlich zustimmende Blicke und Kopfnicken zu ermuntern.

(Fortsetzung folgt.)

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 25. Sonntag den 27. März 1864.


## △ Die Prinzessin im Kloster.

Roman

von

Theodor Scheibe.

### Drittes Kapitel.

### Der Dragoner-Trompeter.

(Fortsetzung.)

Der Gondolier machte Licht und bald brannte eine Lampe, mit ihrem trüben Scheine eine armselige Wohnung beleuchtend.

Dann sank er vor der Frau, die sich auf einer Bank niedergelassen hatte, auf das Knie nieder und küßte mit Rührung ihre Hände, die Worte ausrufend: Gott war uns gnädig, wir sind gerettet! — Ich eile nun, den Fürsten von Allem zu unterrichten und komme mit Soldaten zurück. Ich werde die Thüre von außen versperren, damit Niemand hier eindringen kann.

Der Gondolier, ohne sich auch nur um den zufälligen Begleiter zu bekümmern, oder auch nur ein Wort an ihn zu richten, eilte sodann wieder zur Thüre hinaus; man vernahm das Knarren des zuspringenden Schlosses.

Der Trompeter blickte die Frau an, welche er gerettet hatte, große Bestürzung und Traurigkeit zeigte sie in ihrer Miene; sie war jung und hübsch, hinter einem leichten Tuche, das sie um den Kopf geschlungen hatte, fielen kastanienbraune Locken, halb aufgelöst, herab.

Nach einer langen Pause seufzte sie aus tiefer Brust und sah den Mann mit einem forschenden Blicke an, der in ihrer Nähe stand. Dieser fragte sie auf italienisch, so gut als er sich auszudrücken vermochte, um ihr Befinden und erhielt zu seiner Ueberraschung eine deutsche Antwort.

Ah! das läßt sich hören, rief der Dragoner erfreut, eine Landsmännin also, das hätte ich mir aber auch denken können. Denn heute wird nur auf Kosten der Deutschen die italienische Freiheitskomödie aufgeführt.

Wenn ich mich nicht irre, sprach die Dame, so haben Sie viel zu meiner Errettung beigetragen.

Und wahrlich, da irren Sie nicht, sprach der Soldat, ich habe das Glück gehabt, diese Schurken mit blutigen Köpfen zurückzuschicken.

Empfangen Sie meinen Dank, wackerer Landsmann, antwortete die Dame tief bewegt und mit zitternder Stimme; ich werde —

Ich bitte, wegen einer solchen Kleinigkeit keine weiteren Worte zu verlieren. Ich bin überaus erfreut, daß ich der Prinzessin von Lugano einen Dienst erweisen konnte.

Wie, Sie wissen, wer ich bin? fragte die Dame.

Wenigstens weiß ich, daß Sie verehrte Frau, dem Hause jener hohen Frau angehören, da der Gondolier gesagt, daß er den Fürsten von Lugano von Ihrem neuen Aufenthaltsorte benachrichtigen werde. Auch vermuthe ich, daß Sie aus dem fürstlichen Palaste vor der Revolution geflohen sind.

So ist es auch, mein Herr.

Was mag denn das Schicksal der Prinzessin sein? fragte der Dragoner seinen Mantel ablegend, Hermine ist auch eine Deutsche.

Sie wurde durch einen braven Soldaten den Händen der Aufständischen entrissen, lautete die Entgegnung der Prinzessin, denn diese war es selbst.

Ja, wir Soldaten! antwortete dieser mit Stolz. Es ist mir sehr lieb, daß ich auch die Prinzessin in Sicherheit weiß.

Welchen Antheil nehmen Sie an ihrem Geschicke?

Wir Beide haben die Milch Einer Mutter getrunken. Es besteht daher ein natürliches Freundschaftsbündniß zwischen mir und der Prinzessin; denn selbst wenn ich mit Jemanden gemeinschaftlich und aus einem Pokal Wein trinke, so muß derselbe mein bester Kamerad sein. Dieser Fall jedoch hat noch lange nicht die Bedeutung des früheren.

Zu einem Freundschaftsbündniß gehört aber eine gegenseitige Uebereinkunft, sprach die Dame lächelnd. Kinder jedoch in den ersten Lebensaugenblicken können unmöglich eine solche Bestimmung getroffen haben.

Das ist wohl wahr, sagte der Trompeter, aber der Natur muß man ja auch ein bischen Recht einräumen.

Uebrigens habe ich ja auch heute die Prinzessin Milchschwester gesprochen und diese hat sich sehr wohlwollend gegen mich gezeigt. Sie wird mir sogar behilflich sein, daß ich den Abschied als Soldat erhalte, was ich überaus wünsche.

Ihr Wunsch, mein Herr, soll Berücksichtigung finden, antwortete Hermine, ich werde denselben befürworten.

Ich danke Ihnen herzlich, meine Gnädige, antwortete der Soldat mit Galanterie, die Hand der Prinzessin küssend.

Sie stehen wohl der hohen Frau nahe?

Ich bin ihr Kammerfräulein.

Ah, charmant, rief der Dragoner. Sie befassen sich wahrscheinlich mit der Toilette der Prinzessin. Das ist ein Glück, setzte er lachend hinzu, um das ich Sie aufrichtig

beneide. — Uebrigens bin ich auch mit meinem Schicksale zufrieden. — Sie sind eine höchst interessante und besonders hübsche Landsmännin und ich begreife gar nicht, wie man Ihnen, liebes Fräulein, feindlich begegnen konnte. Die Italiener müssen Kapitalnarren sein.

Sie sind sehr gütig in Ihrem Urtheile, antwortete die Prinzessin mit kühler Freundlichkeit und lenkte das Gespräch auf einen anderen Gegenstand. Sie ließ sich von dem Dragoner erzählen, welcher Zufall ihn vor Kurzem zu dem Palaste des Fürsten geführt und dann von andern Dingen, die sich auf die Verhältnisse des jungen Soldaten bezogen.

Treuherzig entsprach der Soldat dem Wunsche der Dame und that dieses mit sichtlichem Vergnügen, da er für dieselbe ein großes Interesse gefaßt hatte.

Nachdem er geendet und noch immer der Gondolier, wie er versprochen hatte, nicht wiederkehrte, so bat er die Prinzessin, Gleiches mit Gleichem zu erwidern.

Wir sind auf so eine sonderbare Art mit einander bekannt geworden, sprach er, daß Sie es begreiflich finden werden, wenn ich mich, liebes Fräulein, um Ihre Verhältnisse bekümmere. Wer weiß, ob wir uns je im Leben wieder sehen werden. Ich strebe daher, recht viel von Ihnen zu erfahren, damit ich meine Erinnerung an Sie stets wach halten kann. An Sie zu denken, wird mir immer eine frohe Beschäftigung bieten.

Mein lieber Landsmann, ich habe nicht viel zu erzählen, sprach die Dame trübsinnig. Ich bin ein armes verlassenes Geschöpf und habe bisher nur die Bitterkeiten des Lebens genossen. Auch meine Geburtsstadt, wie die Ihrige, ist Wien, doch habe ich dieselbe schon als Kind verlassen, verlebte traurige Tage in Deutschland und müßte mich selbst belügen, wenn ich sagen würde, daß ich in Italien eine frohe Stunde verlebt habe. Mit diesen wenigen Worten habe ich Ihnen Alles gesagt.

Alles, und doch so wenig, antwortete der Soldat. Ich weiß ja nicht einmal, wie Sie heißen.

Mein Name ist Beate.

Mein liebenswürdigstes Fräulein Beate, so Gott will, werde ich bald in glückliche Verhältnisse kommen. Von frühester Jugend an hatte ich Liebe zur Musik. Die Professoren in dem Wiener Konservatorium, das ich besucht habe, sprachen sich dahin aus, daß ich auch Talent dazu habe. Leider konnte ich mich nicht, wie ich es wollte, als Musiker ausbilden. Ich kam zum Militär und wurde auf meinen Wunsch bei der Musikkapelle des Regimentes zugetheilt. Daselbst machte ich glückliche Fortschritte und habe es dahin gebracht, daß mein Freund, der Kapellmeister, mir den Rath gegeben, dahin zu trachten, daß ich vom Militär loskomme und den Versuch mache, von meiner Kunst im Zivile zu leben. Er hält mich für einen Virtuosen und so etwas glaubt die Eitelkeit gerne. Jedenfalls werde ich mir im Zivile eine anständige Stellung als Musiker erringen und um so leichter, da mir auch Kompositionen, die ich ersonnen, nicht mißlungen sind. Vielleicht gelingt es mir wirklich, durch die Gunst meiner Milchschwester, der Prinzessin, vom Militär loszukommen und dann könnte ich auch daran denken, mir mein Leben so angenehm wie möglich zu machen.

Aber mein liebes Fräulein Beate, fuhr der Trompeter nach einer längeren Pause fort, sein blondes Schnurrbärtchen streichend, zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehört jedenfalls etwas mehr als Sorgenlosigkeit und eine glückliche Stellung. Ich möchte ein Wesen um mich haben, das ich vom Grunde meines Herzens lieben könnte. Ich glaube, mein liebes Kammerfräulein, es wäre mit mir gut auszukommen. Darum frisch gewagt und kühn geworben! — Nehmen wir den Fall an, daß mir meine Wünsche gelängen, würden Sie es dann als eine Beleidigung ansehen, wenn ich vor Sie hinträte, um Ihre liebe Hand zu bitten.

Mein Herr! rief Hermine betroffen, und in ihren Blicken lag eine solche lebhaft ausgesprochene Zurechtweisung, daß der Trompeter den Blick zu Boden schlug und dann kleinmüthig sagte: Verzeihen Sie mir, mein Fräulein, ich war zu unbescheiden. — Ich habe geträumt — phantasirt?

Die Prinzessin erwiederte keine Sylbe darauf und der Trompeter zog sich beschämt zurück.

(Fortsetzung folgt.)

## Der moderne Bediente.

(Fortsetzung.)

E.K. „Klemmke imponirte mir, habe ich gesagt", sprach unser Wirth, „aber er setzte mich zugleich als Hausherr in Verlegenheit, da ich selber — nur ausnahmsweise — ihn empfangen hatte. Seine Effecten waren so zahlreich, daß sie in dem Bedientenzimmer nicht untergebracht werden konnten, und theilweise, z. B. das Cylinderbureau — ja, Klemmke besaß ein solches Möbel — auf den Boden getragen werden mußten. Er schien unzufrieden, enthielt sich aber aller ferneren Bemerkungen und trennte sich von mir mit der Frage, ob „Meininger" an der heutigen Börse nicht um ein Procent gefallen seien?"

„Reichte er Ihnen nicht auch seine Stiefel und schickte Sie nach einer Flasche frischen Wassers in den Hof?" fragte Dr. Optativus.

„So viel nahm er sich nun wohl nicht heraus", sagte schwermüthig unser Wirth, „allein eben weil ich auf Würde und Gemessenheit des äußeren Daseins hatte, fühlte ich mich am nächsten Morgen durch den vertraulichen Ton verletzt, den Klemmke anzuschlagen wagte. Die Rechte der Menschheit ehre ich selbst in meinem Markthelfer — Bedienten, wollte ich sagen, dafür soll mein Bedienter die Rechte der Herrschaft ehren! Klemmke traf leider nicht den richtigen Ton der Hochachtung; er detonirte, wenn ich so sagen darf, und sprach mit mir, wie mit einem Manne, dessen Schwächen er seit einem Jahrzehnt nicht allein kennen gelernt, sondern auch genau studirt hatte. Ich begreife schlechterdings nicht, was diesen Menschen zu einer solchen Frechheit veranlassen konnte —."

Unser Wirth hielt ein wenig inne, als beabsichtige er, das schwierige Problem noch einmal zu durchdenken. Mir gelang die Lösung; ich las in Klemmke's Seele. Der große Bediente hatte sein Zeitalter begriffen, er war Menschenkenner, fühlte sich dem Commissionsrath ebenbürtig. Die Ungleichheit des Besitzes und der bürgerlichen Stellung war in den Augen Klemmke's nur ein zufälliger Umstand. Klemmke mochte den Ideen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit huldigen, und den Stand des Bedienten für die einzige gesellschaftliche Form halten, in der es möglich sei, an den Freuden seiner besser situirten Mitbürger theilzunehmen.

„Schon daß Klemmke die Zeitung vor mir las, mißfiel mir im höchsten Grade," setzte der Commissionsrath seine

Rede fort, „ich bin daran gewöhnt, sie an jedem Morgen auf meinem Sophatisch am Kamin zu finden. Ich erhielt sie erst gleichzeitig mit dem Kaffee, die Beilage, die den Courszettel enthält, war augenscheinlich zerknittert; Klemmke hatte wirklich Papiere; ich konnte nicht daran zweifeln. Meine bisherigen Bedienten waren froh gewesen, wenn sie ihr Bißchen Erübrigtes in einem Sparkassenbuche anlegen konnten. Ich enthielt mich aller Bemerkungen und sprach nur mit trockenem Tone den Wunsch aus, die Zeitung schon bei meinem Erwachen vorzufinden, da ich gewohnt sei, das Hauptblatt, vielleicht auch diese oder jene Theaterrecension im Bette zu lesen. Werden sie es glauben, was Klemmke erwiderte? Er bewies mir, wie schädlich es sei, nicht gleich nach dem Erwachen das Bett zu verlassen, er sprach von meinem blassen aufgeschwemmten Aussehen, von mangelnder Bewegung, kurz er gestattete sich Ausdrücke, die sich nur der Hausarzt erlauben darf.“

„Einen solchen Kerl hätte ich auf der Stelle zum Hause hinausgeworfen!“ brummte Dr. Optatious.

„Mir schien es rathsamer, erst das Urtheil meiner Frau zu hören,“ sagte etwas vornehm der Commissionsrath. „Der feine Geist der Frauen findet gewöhnlich zartere Auskunftsmittel. Sie, mein lieber Professor, sind für eine Politik von Blut und Eisen — ich weiß es — leugnen Sie es nicht — in meinem Hause ist die Theorie der Vereinbarungen noch nicht aufgegeben! Es schien mir am zweckmäßigsten, erst den Mittagstisch abzuwarten, und beim Kaffee mit meiner Frau Rücksprache zu nehmen.“

„Bei Tisch fand ich meine Frau ungewöhnlich schweigsam“, sagte unser Wirth, „eine Anwandlung, die mich, als mit ihren glücklichen Anlagen für lebhafte Unterhaltung im Widerspruch stehend, befremden mußte. Sie zerlegte das in der Suppe befindliche Huhn auf eine gewaltsame Weise. Vor ihrer Phantasie schien das Bild eines unangenehmen Geschöpfes zu schweben, dessen Gebeine sie ungleich lieber einer solchen Zerstückelung unterworfen hätte. Wenn meine Frau beim Tranchiren des Geflügels eine lebhafte Action entwickelt, pflegt stets im Haushalte etwas vorgefallen zu sein; in solchen Fällen liebe ich es, mich durchaus abwartend zu verhalten. In der Kriegskunst und im Schachspiel soll, theoretisch betrachtet, durchschnittlich der Angriff vortheilhafter sein, als die Vertheidigung; Frauen gegenüber scheint mir die Initiative niemals rathsam.“

Professor Dr. Optatious nickte mit dem Kopfe; er mochte in den Worten des lebenserfahrenen Wirthes eine tiefe Wahrheit entdecken und an historische Ereignisse, vielleicht gar an Bürgerkriege im eigenen Haushalte erinnert werden. Der Commissionsrath fuhr fort:

„Du scheinst mit unserm neuen Bedienten keine glückliche Wahl getroffen zu haben,“ sagte endlich meine Frau, „es haben sich heute Vormittag schon Meinungsverschiedenheiten gezeigt. Klemmke hat feierlich erklärt, grundsätzlich keine Fenster zu putzen!“

„Ah ha! Fensterputzen gehört zum Departement der auswärtigen Angelegenheiten, und Klemmke hält sich nur für das Innere verpflichtet; mir sind solche vornehme Bediente anderweitig bekannt,“ fügte ich erheitert hinzu.

„Sie haben es getroffen. Nach Klemmkes Auseinandersetzungen besitzt die Thätigkeit eines distinguirten Bedienten einige Aehnlichkeit mit der inneren Mission. Es hieße, die Würde eines solchen Priesters des Hauses beeinträchtigen, wollte man ihn zwingen, sich zu den Fenstern des Gebäudes hinauszulehnen, in einer leichtfertig gymnastischen Stellung vorübergehenden Standesgenossen zu zeigen. Was sollte ich meiner Frau erwidern? ich ermahnte zur Geduld, ich versprach, meine Autorität geltend zu machen, und überreichte ihr zuletzt zwei Billets zum schwarzen Domino. Ein gereiztes Frauengemüth wird gemeinhin durch solche Theaterconcessionen beschwichtigt.“

„Man muß freilich Ihre Mittel haben, um den Hausfrieden auf diese Weise zu erhalten!“ setzte der mürrische Professor hinzu.

„Es gelang mir wirklich, meine, durch Klemmke's Insubordination schwer gekränkte Frau zu beruhigen. Die Zeit für eine so delicate Unterhandlung war außerdem schlecht gewählt, denn Klemmke machte sich fortwährend mit der Aufwartung und dem Büffet zu schaffen, und schien uns nicht eine Sekunde lang allein lassen zu wollen. Meine Frau brach das Gespräch ab, nahm es im Theater aber wieder auf. Die Introduction der Oper und das erste reizende Gesangstück der Artot ist mir natürlich darüber verloren gegangen. Nach Tisch hatte Klemmke sich schon wieder auf die Hinterfüße gesetzt. Bei seiner großen Menschenkenntniß war ihm nicht entgangen, daß unser Hausmädchen zugleich für Madame die geheimen Referate über alle etwaigen Vorkommnisse des Hauswesens besorge und er nichts Besseres thun könne, seine Beschwerden der Principalin kund zu thun, als dieselben in den Busen dieses weiblichen Polizeibeamten auszuschütten. Klemmke hatte beträchtliche Ausstellungen an der Mittagskost gemacht. Das erwähnte Huhn in der Suppe war ihm nicht angemessen erschienen. Er sei daran gewöhnt, das gekochte Fleisch mit einer holländischen Sauce zu verzehren und nicht geneigt, sein Naturrecht durch die Willkür einer, nicht auf der Höhe der Eleganz des Zeitalters stehenden Herrschaft verkümmern zu lassen. Gleich sehr beunruhige ihn die Zahl der Gänge; das Kammermädchen, eine höchst glaubwürdige Person, versichert, er habe feierlich erklärt, ohne sechs Gänge nicht bestehen, oder doch seine für die Verwaltung des wichtigen Amtes nothwendige geistige Spannkraft nicht aufrecht erhalten zu können.“

(Fortsetzung folgt.)

---

## Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 24. März. Das beliebte Iffland'sche Schauspiel „Die Jäger“ hatte sich Herr Direktor Marr zu seinem Benefize ausgewählt, doch am gleichen Tage kam die schmerzliche Nachricht, daß der allgeliebte Landesvater König Max zu Seinen Vätern heimgegangen sei, die Freude verstummte und machte bei Hoch und Nieder, Arm und Reich dem Schmerze Platz. — Doch die mächtige Trösterin „Zeit“ lindert jeden Schmerz und hat auch bei uns denselben in einer dankbaren Wehmuth erhalten, welche dem hohen Vollendeten nimmer welkende Immortellen-Kränze weiht; weßhalb auch der Musentempel Thalias wieder eröffnet und am 21. dieses die an dem verhängnißvollen Tage verkündeten „Jäger“ wirklich über die Bühne gingen. Leider aber ist Hr. Marr nicht mehr in unseren Mauern, weßhalb Hr. v. Sternwaldt mit der Rolle des Oberförsters betraut wurde. Die schnelle Uebernahme derselben war öfters an gewissen Kunstpausen bemerkbar; abgesehen jedoch hiervon, gab Hr. v. Sternwaldt den Oberförster mit seinem waid-

männlichen, äußerlich schroffen Wesen, aus welchem immer eine kräftige und edle Seele leuchtet, was mit seinem geraden Charakter, dem Amtmann gegenüber besonders hervortritt, ganz vorzüglich, was auch von Seite des Publikums in entsprechender Weise Anerkennung fand. Frl. **Schütz** stellte die Obersförsterin mit allen Licht- und Schattenseiten einer deutschen Hausfrau der guten alten Zeit dar, und gefiel besonders in der Scene ausgezeichnet, wo in dem Kampf zwischen Mutterliebe und Bigotterie die erstere den Sieg behält. Beider Sohn „Anton" wurde durch Hrn. **Bückert** mit gewohntem Fleiße gegeben und mit richtigem Verständniß durchgeführt. Fräul. **Lehmaier**, „Friederike", deren freundliches Aeußere sich besonders für derartige Rollen eignet, war wieder allerliebst. — Die feineren Nuancirungen gelangen ihr vortrefflich und die ganze Darstellung verfehlte um so weniger den Eindruck auf das Publikum, da diese jugendliche Kunstnovize die Grenzen des Natürlichen nie überschreitet; ihre Mimik in der letzten Scene, in welcher Anton kommt, um von den Seinigen Abschied zu nehmen, war wirklich ergreifend. Amtmann v. **Zweck** wurde durch Herrn **Asché** und dessen Tochter durch Fräulein **Gläsel** gegeben. Herr Asché verstand es, den feinen Betrüger darzustellen, den Mann ohne Herz und Gefühl, der Alles zu seinem Vortheil auszubeuten sucht und um die Mittel nicht verlegen ist. Recht gut traf auch Fräulein Gläsel die lächerlichen Anmaßungen Cordelchens.

Pastor Sebach, wie er selbst sagt, ein schlichter Landpastor mit nothdürftigem Gehalt, war wohl etwas zu geckenhaft in Bewegung und Sprache. — Schließlich sei noch des Liedes „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsere Reben" rc., erwähnt, welches während der Tischscene vorgetragen wurde; man hätte es im Chore singen, oder ganz weglassen sollen; so wurde durch die falsch gesungenen Soli der Effekt dieser und der nachfolgenden Scene geschmälert. Die „**Jäger**" sind noch ein Stück aus der alten Iffländischen Schule, welches zwar nicht mehr ganz in den Rahmen unserer Zeit paßt, aber bei vorzüglicher Besetzung immer noch gerne gesehen wird und in mancher Scene den Gefühlsmenschen warm ergreift, weshalb die Direktion schon hier und da ein derartiges dramatisches Werk wie z. B. „die Dienstpflicht", „der Spieler" und dergl. mehr vorführen dürfte. R.

## Dramatisches.

**Würzburg**, den 23. März. Der an dem hiesigen Stadttheater angestellte Schauspieler Herr **Bordasch**, welcher im Jahr 1848 bis 1851 den schleswig-holsteinischen Feldzug, wenn wir nicht irren, als Freiwilliger mitkämpfte, hat ein dramatisches Gemälde mit Gesang: „**Der Sergeant und seine Familie**" bearbeitet, welches erst die Presse verlassen und uns durch Zufall zu Gesicht kam, wo wir dasselbe mit vielem Interesse durchlasen und mit Vergnügen berichten können, daß ein edler deutscher Patriotismus dasselbe durchglüht, daß die Handlung **spannend** und die Sprache **edel** gehalten ist.

Nur können wir nicht begreifen, warum der Herr Verfasser in einige Scenen so viel Dänisch verflochten, indem dasselbe doch weitaus von dem größeren Theil unseres Publikums gar nicht verstanden wird; ferner hätten wir weiter gewünscht, daß einzelne Gesänge, wie z. B. gleich in der ersten Scene, wo sich mit Gewalt „geplagt und Nacht", sowie „ausschütten und füttern" reimen sollen, ganz weggeblieben wären, indem sie nur der sonst fließenden Prosa schaden.

Wir glauben übrigens, daß dieses dramatische Gemälde, wenn es mit Kenntniß und Fleiß durch eine tüchtige Regie in die Scene gesetzt wird, auch allgemeinen Beifall findet, zu welchem Ende wir dem Herrn Verfasser den Rath geben möchten, auf ein einzelnes Blatt seinem Werkchen noch die Uebersetzung des in demselben vorkommenden Dänischen beizufügen. R.

## Schmerz und Trost.

(Sonnettenkranz.)

### I. Schmerz.

Laßt uns Alle weinen, trauern, klagen;
Denn es hat der Herr mit herben Leiden
Ueberhäuft uns, ach, in trüben Zeiten;
Maxens Herz, es hört' ja auf zu schlagen! —

Laßt uns Alle Trauerzeichen tragen,
Und verstummen soll der Klang der Saiten;
Es versiegte ja ein Quell der Freuden
Uns in Max, deß Herz für uns geschlagen!

Ja, es fließe jedes Bayern Zähre,
Ob des Königs, der uns früh entrissen,
Der dem Lande Vater, Schutz und Wehre!

Lang und schmerzvoll werden Max wir missen,
Ihn, der blühend machte Bayerns Gauen;
Der nun selig weilt in Edens Auen.

### II. Trost.

Doch, in Maxens Sohn ist Trost verblieben
Bayerns Kindern. — Laßt an Trost uns mahnen! —
Ludwig auch eröffnen Segens-Bahnen
Wird er, Ihn wie Max einst laßt uns lieben!

Immer mehr wird Wahn und Nacht zerstieben
Unter Ludwig's Szepter; treu den Ahnen,
Wird Er lieben alle Unterthanen,
Wie Ihm Vater Max in's Herz geschrieben!

Bayern, das in Trauer tief gehüllt;
Weil sein König, ach, so früh geschieden:
Wird in Zukunft auch wie bisher blühen!

Sicher auch dem Sohn der Wahlspruch gilt:
„Leben will ich mit dem Volk im Frieden!"
Worte, die wie Sternenschrift erglühen!

Reichmannsdorf, den 17. März 1864.

Samuel Maas, Religionslehrer.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 26. Mittwoch den 30. März 1864.


### △ Die Prinzessin im Kloster.

Roman
von
Theodor Scheibe.

#### Drittes Kapitel.

#### Der Dragoner-Trompeter.

(Fortsetzung.)

Stunde um Stunde verging, ohne daß der Erwartete wiederkehrte.

Endlich wurde es heller Morgen.

Das ist doch zu arg, rief der Dragoner. Wir sind hier gefangen und es hat den Anschein, daß der alte Gondelführer auf uns ganz vergessen hat.

Es kann ihm ein Unglück widerfahren sein, sprach die Prinzessin sorgenvoll. Was sollen wir beginnen, wenn er nicht wieder zurückkehrt?

Dann heißt es die Thüre einsprengen und selbst einen Gang machen, um Leute herbeizuführen, welche Sie, mein Fräulein, vor der Volkswuth schützen. Das werde ich sogleich thun, wenn Sie es mir erlauben.

Das erlaube ich wahrlich nicht. Es ist heller Tag, und Sie sind unbekannt in dieser Stadt. Sie dürfen sich nicht muthwillig in neue Gefahr stürzen.

Der Dragoner lächelte vergnügt. Wie gütig Sie mein liebes Fräulein sind, sagte er. Sie sind für meine Sicherheit besorgt, als wenn etwas an mir gelegen wäre. Aber ich versichere Sie, ich würde Sie hier nicht lange mehr traurig sitzen lassen, denn ich kann es mir denken, daß Ihnen der Aufenthalt hier unerträglich sein muß.

Es läßt sich ertragen, entgegnete die Prinzessin lächelnd. Es ist wahrlich nicht die schlimmste Stunde, die ich hier verbringe.

Der Trompeter ging zu der Ladenthüre und versuchte, ob er sie zu öffnen nicht im Stande sei.

Ich wünsche, daß Sie bleiben, sprach mit Lebhaftigkeit die Prinzessin; warten wir nur! unsere Gefangenschaft wird nicht lange mehr währen.

Aber sie währte noch sehr lange.

Es mochte bereits Nachmittags sein und noch Niemand kam durch die Thüre herein.

Durch halb erblindete Scheiben eines kleinen Fensters sah man auf den Kanal und auf die andere Gassenseite hinaus. Gegenüber hatte man eine hohe, alte, graue Mauer, welcher der Einsturz drohte und über dieselbe ragte ein großes Ziegeldach mit einem kleinen Thurm hervor, wahrscheinlich befand man sich in der Nachbarschaft eines Klosters. Das Haus, worin sich der Dragoner mit der Dame aufhielt, hatte jedenfalls noch mehrere Wohnungen, doch herrschte in denselben nicht die laute Munterkeit, die sich allenthalben hören läßt, wo sich Italiener aufhalten. Nur Bettelleute mochte dasselbe beherbergen; denn man sah Leute in dürftigen Kleidern, Krüppel und Sieche, die an dem Fenster vorbeikamen und vernahm darauf ein Geräusch, welches erkennen ließ, daß sie sich in das Haus begaben.

Das Schießen hatte aufgehört, dagegen wurde ununterbrochen Sturm geläutet, woraus man schließen konnte, daß die Revolution Fortschritte mache, denn sonst würden die kaiserlichen Truppen die Aufständischen sicher verhindert haben, auf die Kirchenthürme zu dringen.

Melancholie bemächtigte sich des Soldaten, und schweigsam saß er lange auf einem Schemel bei dem rußigen Kamin, von Moment zu Moment seine Blicke nach der Mitgefangenen richtend.

Ihr Angesicht zeigte sich blässer als vorher, und sie wurde sichtlich von einem Fieberfrost gerüttelt. In der dumpfen, ebenerdigen Wohnung herrschte in der That keine angenehme Temperatur.

Auf diese Wahrnehmungen hin versuchte Braun Feuer im Kamin zu machen, um die Stube zu wärmen, was ihm auch wirklich gelang, da sich einiges Brennmaterial vorfand. Dann lud er sie ein, an dem Kamine Platz zu nehmen, und bat sie, sich seines Mantels als Hülle zu bedienen. Da die krankhafte Affektion des vorgeblichen Kammerfräuleins fortwährte, gerieth er in große Unruhe und wollte von Neuem die Thüre mit Gewalt erbrechen, indem er ausrief: Mein lieber Gott, ich kann Sie ja doch nicht verschmachten lassen!

Nur auf die dringende Bitte, jenes zu unterlassen, ergab er sich in sein Loos. Aber seine Unruhe verließ ihn nicht. Erst als die Dame ihren Krankheitsanfall glücklich überwunden hatte, athmete er leichter auf und sagte: Wenn Sie mir, mein Fräulein, gesund bleiben, dann will ich meine Einkerkerung gerne ertragen.

Sie sind ein sehr gutmüthiger Mensch, sprach die Dame, ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme. — Sie sind durch mich in eine schlimme Situation gerathen, ich kann nicht einmal hoffen, Ihnen jemals nützlich zu werden.

O mein Fräulein, Sie haben mir unbewußt viele Freude bereitet. Das Glück Ihrer Gesellschaft, die Erinnerung, Ihnen einen Dienst erwiesen zu haben, bleibt mir, so lange ich lebe. — Aber nun müssen wir ernstlich darauf bedacht sein, unsere Lage zu ändern. Schon neigt sich die Sonne zum Untergange und der Gondolier läßt sich noch nicht sehen. Der kommt gar nicht mehr. Ich muß hinaus, um Proviant zu besorgen. Meine Soldatennatur kann Hunger und Durst ertragen, aber Sie, mein Fräulein, sollen es nicht.

Harren wir auf den Einbruch der Nacht, sprach die Dame.

Endlich wurde es dunkel. Braun öffnete das vergitterte Fenster, steckte den Kopf auf die Straße hinaus und sagte hierauf zu seiner Genossin: Niemand ist draußen mehr zu sehen. Jetzt frisch ans Werk.

Der Trompeter, mit einem Stück Eisen in der Hand, welches er aufgefunden hatte, begann nun an dem versperrten Schlosse zu arbeiten; ehe er jedoch mit seiner Arbeit zu Ende kam, rief ihm mit Aengstlichkeit die Dame zu: Ich bitte Sie, vermeiden Sie das Geräusch. Eine Menge Leute kommen das Gäßchen herauf.

Der Soldat eilte an das Fenster und sah von dort eine dunkle Schaar auf dem jenseitigen Ufer, welche sich eilig daherbewegte. Auf dem Steinpflaster schallten ihre Tritte einförmig und gleichmäßig.

Das sind Soldaten, rief Braun erfreut. Jetzt ist Ihre schwere Noth, mein Fräulein, endlich vorüber.

Im nächsten Augenblicke hatte er seine Trompete an die Lippen gesetzt und blies aus dem Fenster das in der Armee bekannte Zeichen zum Unterbrechen des Marsches.

Die Truppe hielt an.

Kommt herüber, rief nun der Trompeter aus dem Fenster. Ein Kamerad ist da, den man eingesperrt hat.

Ehe wenige Minuten vergingen, waren der Trompeter und sein Schützling frei. Er hatte selbst die Thüre mit seinem aufgefundenen Werkzeuge geöffnet, da er sich nun nicht mehr in Acht nehmen mußte, ein lautes Geräusch zu machen.

Die herbeigekommenen Soldaten waren kaiserliche Feldjäger, welche bei dem Arsenal Wache gehalten hatten und sich nach erhaltenem Befehle zurückzogen. Ein Lieutenant führte dieselben.

Als er von dem Trompeter mit einigen Worten eine kurze Erklärung erhalten, so sagte er: Wir marschiren nach dem Bahnhofe. Wenn die Frau sich mit uns dahin begeben will, so möge sie es thun. Wir werden vielleicht Straßenkämpfe zu bestehen haben.

Ich schließe mich Euch an, sprach die Prinzessin, denn hier kann ich nicht bleiben.

Wohlan denn, vorwärts! wir haben Eile.

Der Marsch begann und der Trompeter, an der Seite der Dame hinschreitend, wurde der kleinen Schaar nützlich, indem er, wenn man in die Nähe von Insurgenten kam, seine Trompete schmetternd erschallen ließ, was die Wirkung hatte, daß die Italiener, eine zahlreiche Truppe vermuthend, vor den Heranziehenden schnell Reißaus nahmen.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Der moderne Bediente.

(Fortsetzung.)

E. K. Prof. Dr. Optativus stieß einen halb stöhnenden, halb grunzenden Laut aus. Dachte er an die Kohlrüben des heimischen Herdes? Preßte ihm das Mitleid mit seinen mangelhaft beköstigten Pensionären, oder der Gedanke an die Trauer der eigenen Verpflegung diesen Seufzer aus?

„Sie werden mir einräumen," setzte der Commissionsrath seinen Bericht fort, „daß diese Ansprüche auch mich empören mußten! Sie kennen die Solidität — es geziemt mir nicht, einen schmeichelhafteren Ausdruck zu brauchen — unseres Haushaltes. Ein Gast kann sich zu jeder Zeit an meinem Tische niederlassen und wird befriedigt aufstehen. Wir alle unterscheiden zwischen der „täglichen Mahlzeit" und dem „Diner"; es war mir aber neu, daß ein Bedienter zu seiner Existenz regelmäßig des letzteren bedarf."

„Wenn meine Frau Ihren Klemmke in die Mache bekäme!" rief der Professor, und ballte die rechte Faust in der Richtung des Kaminfeuers, aber sofort setzte er einen Dämpfer auf seine allzumittheilsame Zunge. Es wäre unvorsichtig gewesen, den reichen Vater seines Kostknaben einen tieferen Blick in die spartanisch geordnete Haushaltungs-Theorie der Frau Professorin thun zu lassen.

„Die Mittheilungen meiner Frau hatten mir die ganze Vorstellung vergällt; ich kam mit Kopfschmerzen nach Hause. So mag einem constitutionellen Minister zu Muthe sein, der bei einer wichtigen Frage plötzlich die Entdeckung macht, die Abstimmung werde nicht zu Gunsten der Regierungspartei ausfallen. Ich durfte nicht daran zweifeln: durch Klemmke war ein negatives Element in unser sonst so friedliches Haus gekommen!"

Mir schwoll bei den klagenden Worten des Commissionsrathes der Kamm. „An Ihrer Stelle," sagte ich, „wäre ich noch an demselben Abende dem frechen Burschen zu Leibe gegangen und hätte ihm seinen Standpunkt klar gemacht."

„Sie vergessen, mein Lieber," antwortete der Wirth, „daß ein solches energisches Auftreten meinen Principien widerstrebt. Von jeher habe ich mich bei der Beobachtung einer würdigen Repräsentation wohl befunden. Nur Ruh' und Würde macht das Leben schön, sagt der Dichter von Muskau; ich lasse mich nicht gern hinreißen. Von einer gemessenen Haltung prallen selbst die unverschämtesten Zumuthungen zurück; davon habe ich mich oft genug überzeugt. Nicht allein auf dem Throne, auch im Bürgerstande, wirkt die Majestät der Tournure bessernd und reinigend auf die Umgebung. Könige und Philosophen dürfen nicht mit den Händen um sich schlagen, und leidenschaftliche Reden halten. Das Aeußerste ist ein Bonmot; oft genügt ein durchbohrender Blick. Ich darf nicht verschweigen, daß meine Versuche, Klemmke mit Blicken zu durchbohren, fruchtlos ausfielen. Leichter beschädigt man ein Panzerschiff mit Schüssen aus gezogenen Kanonen. Meine Blicke machten ihn vielmehr, wie die Strahlen der Augustsonne eine heranreifende Frucht, erst recht üppig."

„Sie hätten ihn wenigstens mit Arbeit überhäufen sollen," fügte Dr. Optativus hinzu, „ein edles Roß setzt den letzten Hauch an die Erfüllung seiner Pflicht im Reitergefecht, aber ein übermüthiger Ackergaul läßt nach mehrstündiger Arbeit mit dem Pfluge kleinlaut die Ohren hängen.

Ihr Klemmke scheint mir eher zu der letzten Kategorie zu gehören."

„Das möchte ich nicht behaupten," entgegnete der Wirth, „allerdings entschied ich mich anfangs für dieses Verfahren, allein ohne irgend welchen Erfolg. Am nächsten Morgen sandte ich Klemmke mit einem wichtigen Geschäftsbriefe an einen Freund in eine entfernte Stadtgegend. Er fragte gleich, ob es nicht zweckmäßiger sei, das Schreiben einem Dienstmanne anzuvertrauen. Ich erwiderte, daß ich gerade ihn entbiete; um der raschen Ueberbringung gewiß zu sein. Klemmke entfernte sich schweigend, und kam erst nach einer starken halben Stunde zurück, um das Schreiben in Empfang zu nehmen. Er hatte die Livrée ausgezogen und seine bürgerliche Tracht angelegt, neben dem Hute hielt er in der Rechten sogar ein nettes Spazierstöckchen mit einem metallenen Fuchskopfe am Griff. „Ich habe auf Sie gewartet," sagte ich nicht ohne Bitterkeit. „Ich zeige mich nie in Uniform auf der Straße, nie!" antwortete Klemmke, „ich mußte mich also von Kopf bis Fuß umkleiden." Sie werden mich vielleicht für schwach halten, meine Herren, aber Klemmke imponirte mir wieder; in seinem Ton lag etwas von deutschem Mannesmuth. Der günstige Eindruck mochte ihm nicht entgangen sein, denn er sagte noch, indem er den Brief in die Brusttasche des Oberrocks steckte, und diesen sorgsam zuknöpfte, auch die Schöße desselben glättete: „Die Uniform nur im Dienste; Civiltracht im gewöhnlichen Leben, das habe ich bei den französischen Militärs gelernt." Es war ungemein schwierig, ihm ernstlich zu Leibe zu gehen. Ertheilte man ihm eine Menge Aufträge, so that er so viel, als ihm beliebte, nicht einen Schritt, nicht einen Handgriff mehr. Wie das Stubenmädchen aussagte, hatte er aber gewisse Lieblingsbeschäftigungen, die ihn niemals ermüdeten. Im Putzen des Silbergeschirrs konnte man ihm nicht zu viel zumuthen. Mit innigem Behagen spiegelte er Mittags und Abends seine geistreiche Physiognomie in den blanken Kannen und Präsentirtellern; meine Frau nannte ihn den „Narciß" unter den Silberdienern. Im Empfang unserer Gäste war er groß, selbst uns, wenn wir nach Hause kamen, öffnete er mit einem eigenthümlichen Anstande. Mir mißfiel derselbe weniger; meine Frau hingegen war darüber empört. Der Mensch mache sie ganz ungewiß, ob sie bei sich, oder bei ihm wohne! pflegte sie zu sagen. Er stand in der Thür, wie der erste Priester in der Zauberflöte, wenn Tamino um Einlaß bittet und nähere Erkundigungen über Sarastro's Privatcharakter einzieht. Wer ihm mißfiel, wurde ohne Weiteres abgewiesen. Uns erwuchsen in gesellschaftlicher Hinsicht daraus natürlich die größten Unannehmlichkeiten. Unterdessen setzte das Hausmädchen ihre Mittheilungen unermüdlich fort; genoß sie doch das unbegrenzte Vertrauen Klemmke's. In sein einfenstriges Zimmer hatte er sich allmählich gefügt, beim Putzen der Fenster leistete er wenigstens vom Innern der Gemächer aus manuelle Hilfe; wenn er uns Abends aus dem Theater abholte, gestattete er den Livrée-Oberrock, auf die drei Gänge unseres Tisches blickte er mit einer philosophischen Resignation; nur mit den Dimensionen unseres gesellschaftlichen Umganges vermochte er sich schlechterdings nicht zu befreunden. Das Hausmädchen mag sich einige Uebertreibungen gestattet haben, aber auch die mildesten Ausdrücke Klemmke's in Betreff unserer Freunde waren noch immer überaus hart und lieblos. Er entblödete sich nicht, von Pack zu sprechen."

„Und das durfte er sich ungestraft gestatten?" knirschte Dr. Optatious, „ich will nicht hoffen, mein Herr Commissionsrath, daß er Ihnen auch damit imponirt habe?"

„Nein, mein würdiger Freund," sagte der Wirth mit stolzem Ernst, „wenn das Gefäß voll ist, läuft es über. Klemmke's Art sich über unsere Freunde auszusprechen, führte endlich den Bruch herbei."

„Wie konnte sich der tollkühne Mensch aber nur erlauben . . . ?" warf ich ein, da mir Klemmke's Dreistigkeit denn doch unglaublich erschien.

(Schluß folgt.)

# Carlotta Patti.

Vorbericht.

Die künstlerische Gestalt der Carlotta Patti, die sich uns nächsten Samstag vorstellen wird, ist neuerdings aus dem unbestimmten Nebel ihres amerikanischen und englischen Ruhms in etwas klareen Umrissen hervor getreten. Die Urtheile, die aus Paris, Brüssel und andern belgischen Städten uns vorliegen, gründen sich auf einen uns homogenern, musikalischen Geschmack und Kunstverstand, und haben demgemäß wie für uns ein ganz anderes Gewicht, als die Referate englisch-amerikanischer Kritiker. Hiernach steht nun so viel außer allem Zweifel, daß wir etwas wirklich Ungewöhnliches, man darf vielleicht sagen, etwas einziges zu erwarten haben; aber auch nur dies. „Nur dies? Gäbe es etwa noch einen höheen Ruhm, als außerordentlich, als einzig zu sein?" O ja: tadellos, vollendet zu sein — wäre mehr, wäre verdienstlicher, aber allerdings — merkwürdiger, spannender nicht. Denn die Vollendung läßt sich bei zureichenden Talenten mehr oder minder erreichen; die Außerordentlichkeit — nie. Sie beruht auf einer besondern ursprünglichen Begabung, auf einem gewissen Uebertalent, für das es keine Regeln gibt, oder für das wenigstens die gegebenen nicht zureichen, und das sich deßhalb natürlicher und gewöhnlicher Weise auch um keine Regeln kümmert, selbst da nicht, wo es deren bedürfte. Denn es ist dem, der nach einer Seite hin durch ein siegreiches Genie von Triumph zu Triumph getrieben wird, nicht möglich noch zuzumuthen, auf andern Seiten in mühseliger Bescheidenheit zu ringen und zu studiren. Man kann nicht zugleich Cäsar und Augustus, Schöpfer und Schüler sein. Dem üppigen Talent ist es angemessener und leichter, durch Siege etwaige Lücken zu überspringen, als durch Arbeit sie auszufüllen. Freilich aber ist dies auch gefährlicher. Denn mißlingt der Siegessprung, so stürzt der Kühne jählings in jene Gruben, welche der versorgliche Pilger, wenn auch mit Mühe, doch sicher durchwatet. Carlotta Patti vermag, was Niemand vermag, und emporgetragen von dieser außerordentlichen Begabung, versäumt sie zu erreichen, was Tausende besitzen. Im Drang und Triumphe des Fliegens kümmert sie sich nicht um die Sicherheit und Anmuth des Gehens. Je schwebender in den Lüften, je schwankender auf dem Land — ist ja alte Regel in der Vogelwelt. Eine solche Virtuosin, wie Carlotta Patti, kann daher nur entweder siegen oder fallen. Sie ist verloren, wenn irgend eine Schwäche, irgend ein Zufall ihren Triumph zu nichte macht. Von jener Schaar dagegen, die sichern Vorbildern und einer aus Vorbildern abstrahirten Schule mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit

folgt, wird nie Einer ganz versinken, sondern stets in dem Gerüste und Schwimmgürtel der gemeingültigen Doctrin noch ein Mittel finden, sich über Wasser zu halten. Wir nun freilich, die wir selbst in Ruhe lebend die Ruhe lieben, ziehen auch in der Kunst den sichern und beruhigenden Genuß, dem gespannten und aufregenden vor; wir schätzen das Vollendete höher als das Außerordentliche. Allein dennoch und unwiderstehlich fordert auch dieses — sein Recht. Wir brauchen diesen Ausdruck absichtlich, um zu sagen, daß wie die Schule, so auch die Natur befugt ist, dann und wann uns zu zeigen, was sie vermag, welche Kräfte, welche Gaben sie unsern Kunstansprüchen zu Diensten stellt. Nicht alle Diamanten werden geschliffen, nicht alle Goldklumpen verarbeitet; die größten und schwersten stellt man fast unangetastet als Naturwunder zur Schau.

Und für ein solches werden wir denn auch die Carlotta Patti zu nehmen haben, deren Diamantstimme durch den kurzen, kaum einjährigen Bildungsgang nur eben an-, nicht abgeschliffen worden ist. Diese Sängerin hat noch nicht lügen gelernt; sie ersetzt nicht mangelnde Töne durch alle Hülfsmittel der Schule, sie affektirt nicht erhabene Wirkungen durch karg bemessene Opfer, sondern im Gegentheil, sie theilt Perlen aus, sie verschwendet Brillanten, ohne Rücksicht auf den Schmuck, den der Juwelier daraus machen möchte; und verlangt er, was ihm noch zu fehlen scheint, so betheuert sie, daß sie es nicht habe. Kurz, sie arbeitet nicht mit Tönen, sondern sie spielt damit. Sie gibt nicht Gemälde, deren Linien und Farben durch den dargestellten Gegenstand bestimmt sind, sondern sie zeigt Farben und Linien in ungebundener, freier Bewegung; sie singt nicht Bilder, sondern Arabesken; aber Arabesken wie die am Palast der Alhambra, von unvergleichlicher Feinheit und wunderbarem Schwung. Die Mittel, die ihr Gesang uns zeigt, sind zugleich dieses Gesanges Zweck; denn sie sind reich und glänzend genug, um auch ohne Fassung zu entzücken.

Indeß möge man sich von diesem Reichthum keine falschen Vorstellungen machen. Die Stimme der Carlotta Patti ist kein Niagarafall, dessen Donner den Hörer überwältigt; ihre Töne sind nicht Meereswogen, die das Felsgestade erschüttern. Nein, diese Stimme ist im Gegentheil zart und leicht von Körper, allein von seltener Intensivität und Schwungkraft. Sie hat Bewegungen, Modulationen, Cadenzen, die bis jetzt unerhört sind. Man muß sie also qualitativ und nicht quantitativ bemessen, um sie richtig zu würdigen.

---

## Würzburger Stadttheater.

**Montag, 28. März.** „Die Hugenotten" von Meyerbeer. Das Ende der Saison hat der Oper schon ein Mitglied entführt; der Bariton Herr **Otto** hat nach Ablauf seines Engagements in der Oper „Stradella" vor wenigen Tagen Abschied genommen und dadurch für die noch übrige Zeit bis zum Schlusse der Oper eine ziemlich fühlbare Lücke eröffnet. In den Hugenotten hat ein Hr. **Friedeberg** seine Stelle als Nevers eingenommen und sich im Gesang sowohl als im Spiel ziemlich ungenügend erwiesen. Wir wollen zwar demselben nicht absprechen, daß er eine mäßig starke, kräftige Stimme besitzt, welche auch, was sich nach der heutigen Rolle nicht genau bemessen läßt, einigen Umfang zu haben scheint; das allein macht aber bekanntlich den dramatischen Sänger nicht aus. Die Stimme muß auch gebildet sein und in einer guten Schule die natürlichen Härten und Unebenheiten abgeschliffen haben; es muß dem Vortrage die rechte Aufmerksamkeit gewidmet und auf das Spiel, auf Bewegung und Haltung auf der Bühne Bedacht genommen werden. In allen diesen Beziehungen geht Hrn. Friedeberg noch gar Vieles ab und deßhalb glauben wir, daß er den Anforderungen, die man an den Bariton der hiesigen Oper stellen muß, nicht gewachsen sei. Dieses ist unser unter dem ersten Eindrucke niedergeschriebenes Urtheil, welches wir gerne modifiziren werden, sobald wir durch das weitere Auftreten des Hrn. Friedeberg gegen Erwarten dazu veranlaßt werden sollten, was uns sowohl für ihn selbst, als für die Opernfreunde, welche ihn bis zum Schlusse der Oper wohl noch öfters zu hören Gelegenheit haben werden, von ganzem Herzen freuen würde.

Wenden wir uns nun zu der Aufführung der Hugenotten selbst, so treffen wir auf einzelne ganz vorzügliche Leistungen; in erster Linie müssen wir Frau **Förster** als Valentine nennen und ihr das Hauptverdienst an der befriedigenden Durchführung dieser bekanntlich äußerst schwierigen Oper einräumen.

Ihre Glanzpunkte waren das große Duett mit Marcell im 3. und jenes mit Raoul im 4. Akte; unwillkürlich wurde das überaus zahlreich versammelte Publikum zum Applaus hingerissen und drückte der trefflichen Sängerin, welche diese Rolle jedenfalls zu ihren besten Leistungen rechnen kann, durch öfteres Hervorrufen seinen vollkommen gerechtfertigten Beifall aus.

Unmittelbar nach Frau Förster darf wohl Hr. **Wagner** als Raoul genannt werden; er war zwar im Anfange nicht recht disponirt, wurde aber bald von dem Einflusse der prächtigen Musik mitfortgerissen und hat sich im 4. Akte ganz besonders hervorgethan, seine Brusttöne waren voll und selbst in den höchsten Lagen ausgiebig, der Anschlag rein und das Portament schwungvoll; er erntete deßhalb gleichfalls vielseitigen Beifall.

Der Marcell des Hrn. **Sesselberg** erreichte im 3. Akte in dem oben berührten Duette mit Valentine den Kulminationspunkt, weil derselbe hier von seiner oft gerügten unleidigen Manier des fortwährenden Schwankens und Tremulirens abließ; im Schlachtlied von Rochelles dagegen und im Choral des 1. Aktes konnte sich Hr. Sesselberg davon nicht frei machen; es gelang ihm kaum, eine einzige ganze Note ordentlich zu halten, und dadurch verlor der Effekt, welchen die ungewöhnliche Kraft und Tiefe seiner Stimme hervorgebracht, ganz bedeutend bei den Zuhörern.

Schließlich wollen wir noch hervorheben, daß Frln. **Ruhr** die äußerst schwierige Partie der Margaretha von Valois unverkennbar mit vielem Fleiße gesungen, sicherlich aber mit uns die Ueberzeugung gewonnen hat, daß die brillanten und überreichen Coloraturen, namentlich im Terzette „Eintracht und Friede" einer noch sorgfältigeren Feile bedürfen, wenn sie im rechten Glanze dastehen sollen.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 27. Sonntag den 3. April 1864.


## Δ Die Prinzessin im Kloster.

Roman
von
Theodor Scheibe.

### Drittes Kapitel.

### Der Dragoner-Trompeter.

(Fortsetzung.)

Ohne einen Kampf bestanden zu haben, erreichte man den Bahnhof. Es war der einzige Punkt in Venedig, der sich noch in der Gewalt der Kaiserlichen befand. Dahin wurde die gesammte Garnison gezogen, um nach Padua abzurücken.

Auf dem Bahnhofe angelangt, wendete sich Prinzessin Hermine an einen Stabsoffizier, mit der Bitte, es ihr zu erlauben, daß sie mit den Soldaten zugleich Venedig verlassen könne, und gab sich auch bei diesem, um jedes Aufsehen zu vermeiden, für ein Kammerfräulein des Herzogs von Lugano aus.

Mit Artigkeit erwilligte der Stabsoffizier das Ansuchen der Prinzessin und gesellte sie deutschen Offiziersfrauen bei, mit der Zusicherung, daß sie mit diesen noch vor Abzug des Militärs werde abreisen können, indem man für das Loos der Frauen die größte Sorge haben müsse.

Dem Trompeter wurde bekannt gegeben, daß er bei den Jägern, denen er sich angeschlossen, zu verbleiben habe, welche die Nachhut der abrückenden Garnison zu bilden hatten.

So müssen wir denn scheiden! sprach die Dame zu dem Trompeter, und ihren Brillantring von dem Finger ziehend, gab sie diesen ihrem Retter mit den Worten: Bewahren Sie dies als ein kleines Angedenken an jene Frau, welcher Sie ebenso herzhaft als großmüthig Ihren Schutz angedeihen ließen. — Wir werden uns nimmer sehen. — Kommen Sie in Ihre Heimath, so grüßen Sie mir Ihre gute Mutter, und sagen Sie es ihr, daß sie ja es nicht vergessen möge, in einer Nothlage die Hülfe der Prinzessin von Lugano in Anspruch zu nehmen. Behalten Sie mich in freundlicher Erinnerung, und auch jene eben nicht glückliche Prinzessin, welcher Sie, wie ich erfahren, von frühester Jugend an zugethan sind.

Der Trompeter küßte die ihm gebotene Hand und sprach mit bewegter Stimme: Leben Sie wohl, Fräulein Beate, ich werde Ihrer nie — nie vergessen!

Die nächste Viertelstunde befand sich bereits die Prinzessin mit anderen Frauen in einem Waggon und verließ Venedig.

Der Trompeter jedoch hatte fast noch einen ganzen Tag in dem Bahnhofe zu bleiben, da wegen Mangel an Transportmitteln der Abzug des Militärs und das Fortschaffen ihres Gepäcks nur langsam vor sich gehen konnte.

### Viertes Kapitel.

### In Ankona — drei Wochen nachher.

Der Dragoner Braun saß Abends um 7 Uhr mit noch zwei anderen Kameraden aus seinem Regimente und einem Kadetten von der Fußtruppe in einer Osteria beim perlenden Weine, und das Glas emporhebend, rief er: Wir haben schon viele Toaste ausgebracht, aber auf Eines vergessen! Es lebe Italien! Und Alles Liebe und Gute, was uns darin begegnete!

Darin stimme ich nicht ein, sprach ein Dragonerwachtmeister, so schreien auch die Revolutionärs. Ein braver Kerl sagt das bleiben! Die Italiener trinken auf den Tod der Deutschen! — Das laß dir gemerkt sein!

Es gibt ganz honette Italiener, antwortete Braun, die in das unvernünftige Geschrei nicht einstimmen.

Er hat Recht, antwortete der Kadet. Wie haben Italiener genug, welche treu zu dem Kaiser und den Deutschen halten. Zum Beispiel der Fürst von Lugano, der steckt mehr in der Festung als in seinem Palast, und hat jedem von der Mannschaft bei seiner Ankunft eine Lira auszahlen lassen.

Wie, der Fürst von Lugano ist hier? rief Braun erfreut, der Ritter des goldenen Vließes, der unangestellte kaiserliche Oberst?

So ist es, mein Freund.

Derselbe, der eine deutsche Prinzessin zur Frau hat?

Ja, derselbe. — Ich habe sie zwar noch nicht gesehen, aber sie soll ein Ausbund der Schönheit sein.

Sie ist hübsch, sprach der Trompeter, aber bezaubernd schön ist das Kammerfräulein der Prinzessin — Beate heißt sie. Von der wirst du wohl gehört haben.

Noch nicht, antwortete der Kadet, aber wenn Beate interessant ist, so könnte man ihre Bekanntschaft zu machen suchen.

Das ist nichts für dich! antwortete Braun, und nichts für uns, setzte er hinzu, doch ist sie interessant schön und

das müssen wir anerkennen. Hollo, die Prinzessin von Lugano soll leben und ihr Kammerfräulein daneben! Hoch!

Das läßt sich eher hören, rief der früher erwähnte Dragoner-Wachtmeister und leerte sein Glas.

Jetzt ist es aber Zeit, setzte er hinzu, daß wir nach Hause gehen.

Da ist noch lange Zeit, antwortete Braun. Wir haben noch eine Stunde, bis man Retraite bläst.

Ich gehe, sprach der Wachtmeister, sich erhebend. Ich habe noch zu arbeiten.

Auch die andern Soldaten, mit Ausnahme des Trompeters, brachen auf.

Du wirst doch nicht allein hier bleiben wollen? sprach der Kadet.

Unzweifelhaft, entgegnete der Gefragte lachend. Ich hab' noch Wichtiges hier zu schlichten.

Nimm dich vor den italienischen Banditen in Acht.

O, mir thun sie nichts, prahlte der Trompeter, ich weiß mit ihnen schon zu diskurieren.

Natürlich, entgegnete der Wachtmeister ärgerlich. Einer der Italien hoch leben läßt und gestern erst uns vorgeblasen hat, wie die Marseillaise klingt, der ist hier ein geborgener Mann.

Gerathen, Kamerad! spöttelte der Trompeter in guter Laune.

Die Soldaten entfernten sich und nur Braun blieb zurück.

Er rief den Kellnerjungen zu sich und parlirte mit ihm, ungeachtet seiner kargen Kenntnisse der italienischen Sprache, längere Zeit, um es ihm verständlich zu machen, daß er ihm einige Soldi zu verdienen geben wolle, wenn er ihn zu dem Hause führe, das der Fürst von Lugano bewohne.

Der Kellnerjunge wies ihn an einen Italiener, der allein an einem Tische saß und seiner Kleidung nach der unteren Volksklasse angehörte.

Dem gebt ein gutes Trinkgeld, sagte er, und er wird sich gewiß nicht weigern, Euch die Gefälligkeit zu erweisen, die Ihr von mir verlangt.

Braun ging zu dem Manne und sprach mit ihm. Derselbe hatte keine einnehmenden Züge. Nase und Kinn traten auffällig spitzig hervor und dazu besaß er einen finstern Blick, der ihm, als er im Gespräche mit dem Soldaten freundlich zu lächeln suchte, den Ausdruck von Verschmitztheit gab. Sein Gesicht umrahmte ein schwarzer gekrauster Bart.

Der Italiener hielt die Hand auf und sagte: Zahlt Signore und ich führe Euch dann zu dem Hause des Fürsten.

Der Soldat gab ihm eine halbe Lira und sagte: Du siehst, daß ich ein Galantuomo bin. Wenn du mir aber durchgehen willst, dann soll dir der Teufel das Licht einhalten.

No, no, Signore, antwortete der Italiener, sich vom Tische erhebend und lud freundlich grinsend den Soldaten ein, ihm zu folgen.

Braun nahm von dem Rechen an der Wand seinen Helm und sein Flügelhorn herab, das er bei sich führte, da er vor Kurzem bei einem feierlichen Leichenbegräbnisse als Musiker mitgewirkt hatte, und schritt mit dem Italiener in die nächtliche Straße hinaus.

Als sie zu einer Laterne kamen, welche an einem Hause befestigt, ihr Licht herabwarf, und der Dragoner seinem Begleiter in diesem Momente in's Gesicht blickte, so sagte er: Wahrlich, so hat der Schelm auch ausgesehen, den ich in Venedig zu einer Schwimmproduktion verleitete. Warst du in Venedig?

No, no, Signore, lautete die Entgegnung.

Hätte auch nichts auf sich, wenn du es gewesen wärest, versetzte Braun lachend. Dieses Mal bin ich nicht beduselt, und daher auch in noch besserer Fassung, feindliche Angriffe zurückzuweisen, als damals.

Der Italiener schritt dem Stadtthore zu.

Wohnt der Fürst außer der Stadt? fragte der Dragoner.

Si, si, Signore, lautete die Entgegnung.

Wenn es allzuweit von hier entfernt ist, dann kehre ich um. Ich habe meine Stunde einzuhalten.

Nicht zehn Minuten.

Nun, wohlan denn, frisch vorwärts.

Bald gelangte man in die freie Natur, der Himmel in tief dunkler Bläue, von tausend Sternlichter blinkend, wölbte sich über eine hügelige Landschaft, auf deren Höhenpunkten Landhäuser zerstreut lagen.

Die Nacht war milde und ein leiser Windhauch trug die Düfte der Rosen und des Flieders aus den benachbarten Gärten auf jenen einsamen Weg, den die Beiden nahmen.

Sie gelangten in einen Hohlweg, der jedoch nur eine kurze Strecke währete, und von dort traten sie auf einen Anger hinaus, auf welchem sich nichts zeigte, als einige Baumgruppen, und hinter denselben ein Licht, das aus dem Fenster eines Hauses dringen mochte.

Sehen Sie! Dort der Palast des Fürsten v. Lugano. Ein schönes Haus, mit lieblichen Gärten umgeben. — Wandeln Sie nur diesen Weg weiter fort. Sie können nicht mehr fehlen.

Gut, sprach der Trompeter. Ich danke dir für das Geleite.

Angenehme Unterhaltung!

Mit verdoppelter Eile jagte Braun dahin, um den Palast des Fürsten schnell zu erreichen. Der Weg lief eben dahin und mochte nicht mit besonderer Sorgfalt kultivirt sein; denn der Wanderer stieß auf viele lose Steine und die Abgrenzungen des Pfades verloren sich allmälig, daß er bald gar nicht mehr wußte, ob er denselben nicht verloren habe.

Ein widerlicher Geruch, wie von faulem Aase, machte sich hier bemerkbar und wahrscheinlich mochte auch wirklich ein gefallenes Thier in seiner Nähe liegen, denn ein Zug von Krähen zog über ihm dahin, die er an ihrem Gekrächze erkannte.

Endlich kam er auf zweihundert Schritte beiläufig in die Nähe jenes Hauses, worin der Fürst wohnen sollte.

Blitz Schwodron! rief der Trompeter, das Ding sieht sich gar nicht wie ein Palast an. Fast sollte man meinen, es wäre ein erbärmliches Gehöfte. — Nirgends markirt sich ein Garten. — Sollte mich dieser Halunke betrogen haben?

Den Weg fortsetzend, vernahm der Dragoner leise melodische Klänge und diese wurden um so deutlicher, je näher er zu seinem Ziele gelangte.

Diese Töne mochten von einer Geige herrühren, sie waren wundersam zart und korrekt.

Endlich stand er vor dem Hause, dem er zugeeilt war. Es war ebenerdig und so kunstlos aufgeführt, als irgend ein Weiler, der nur von armen Bauern bewohnt wird.

Die Façade des Hauses, welches sechs bis sieben Fenster haben mochte, lag frei vor ihm und an dasselbe grenzte eine Mauer, die einen größeren Hofraum umschließen mochte. Eines der Fenster war offen und erleuchtet.

Aus demselben drangen auch die Klänge der Musik.

Den Kerl wollte ich jetzt da haben, rief der Trompeter ärgerlich, der mich hieher gewiesen hat. Ich bin um mein Geld betrogen und kann nun wie ein Narr nach Hause laufen. Eine solche Hütte bewohnt wahrlich kein Fürst!

Aber seinen mächtigen Unwillen bekämpfte die Musik, welche er vernahm.

Sie war so überaus lieblich und schmelzend, als er je mals gehört hatte.

Dem offenen Fenster näher tretend, sah er einen Mann, dessen Oberleib nur mit einem Hemde begleitet war, und dieser war es, welcher einer Geige diese himmlischen Töne entlockte. Der Schein der nahen Lampe fiel auf ein blasses Gesicht von der reinsten römischen Zeichnung. Lange rabenschwarze Haare hingen vom Scheitel des Geigers auf die Schulter herab; ein glänzend schwarzer Vollbart berührte das Instrument, das er so meisterlich spielte. Er mochte dreißig bis fünfunddreißig Jahre alt sein.

Kein Notenblatt hatte er vor sich liegen, und er mochte jene Melodien, die er wach rief, eben nur dichten.

Ein unendliches Leid, eine tiefrührende Wehmuth lag in diesen weichen zitternden Klängen, und wenn sich die Tanart änderte, so folgte dieser weinenden Klage ein wildschönes Rauschen, wie das eines Wasserfalles.

Das läßt sich hören, sprach der Trompeter, ich habe hier meinen Meister gefunden! Ob sich denn das nicht mit meinem Flügelhorn begleiten ließe. Gedacht, gethan!

Schon mengten sich mit den Tönen der Geige jene des Blasinstrumentes, und der Trompeter bewies wirklich, das er dem Metalle überaus weiche Töne zu entlocken verstehe, welche mit den anderen trefflich harmonirten.

Der Geiger mochte an dieser Unterhaltung großes Vergnügen finden, denn er setzte sein Spiel mit verdoppeltem Eifer weiter fort. Endlich verstummte die Geige und verhallten die Töne des Flügelhornes.

Der Mann in dem Hause legte sein Instrument weg, und leuchtete mit seiner Lampe in der Hand zum Fenster hinaus, um die Person zu sehen, welche ihn acompagnirt hatte.

Der Dragoner trat näher.

Gut geblasen, wurde derselbe auf italienisch angeredet.

Noch besser gegeigt, antwortete Braun. Ihr seid ein trefflicher Musikus.

Wer hat Euch hieher geschickt?

Der Zufall, antwortete der Dragoner. Ich habe den Fürsten von Lugana gesucht. Der seid Ihr aber nicht. Doch freut es mich, Euch gefunden zu haben und ich wünsche, Eure Bekanntschaft zu machen.

Meine Bekanntschaft liebt man nicht, versetzte Jener düster: Ich bin der Scharfrichter von Ankona!

Der Scharfrichter! wiederholte der Dragoner, dessen Wörtervorrath im Italienischen ausreichte, dies zu verstehen und ihn überlief es eiskalt, obwohl er Vorurtheilen nicht ergeben war.

Das ist kein gutes Geschäft, sagte er, sich zu guter Laune zwingend. Geht lieber unter die Musikanten, als mit den Delinquenten zum Galgen.

Der Scharfrichter murmelte einige unverständliche Worte und fragte den Dragoner, ob er bei ihm nicht eintreten wolle.

Ein andermal, entgegnete dieser. Ich muß mich beeilen, nach Hause zu kommen. Gute Nacht, Herr Virtuose.

Ohne auf eine Entgegnung zu warten, eilte er mit raschen Schritten von dannen und sah gar bald, daß er von seinem früheren Wege abgeirrt sei.

Er kam an der Richtstätte vorüber, welche sich auf einem Hügel befand und einen Doppelgalgen zeigte.

Der aufgehende Halbmond ließ denselben deutlich erkennen.

Obwohl kein Leichnam daselbst sich im Winde wiegte, so saßen doch auf dem Querholze ein ganzes Dutzend Raben, welche, ohne zu weichen, den Trompeter mit lautem Geschrei begrüßten und mit ihren Schwingen flatterten.

Die Brut ist hungrig, sagte er, und mag einen Braten wittern. — Welcher arme Teufel wohl der nächste sein wird, den man hier baumeln läßt?

Der Trompeter eilte weiter, sorgsam darauf bedacht, vor der Retraitestunde nach Hause zu kommen. Ueber den weiten Anger schreitend, welcher in einer Vertiefung lag, die es verhinderte, daß man über die Hügel hinwegblicken konnte, suchte er nach dem Hohlwege, konnte aber denselben niegends entdecken. Zurückblickend sah er das betrachtete Fenster nicht mehr, das ihm zu seiner Richtung gedient hätte.

Der Scharfrichter, sprach er bei sich, hat entweder seine Lampe ausgelöscht, oder ich bin seitwärts des Hauses gerathen. — Eine verfluchte Geschichte. Ich werde argen Verdruß haben, denn jetzt komme ich nicht mehr vor der Retraitestunde in die Festung. — Ich muß die Höhe zu erklimmen suchen, um eine freie Aussicht zu erhalten. Den Italiener, der mich gefoppt hat, soll der Teufel holen!

Mit Mühe kletterte der Dragoner auf überaus steilem und abrutschendem Terrain die Höhe hinauf und sah dort wirklich, daß er sich, statt sich der Festung zu nähern, von derselben eine bedeutende Strecke entfernt hatte. Im matten Lichtscheine zeigte sich Ankona von ferne hinter einer Hügelkette. Ein weißer, mattblinkender Spiegel ließ das Meer erkennen, an dessen Ufer sich die Stadt erhob.

In der Festung, welche sich hoch über der Stadt erhebt, wurden eben die Trommeln gerühet, um den Beginn der militärischen Nachtruhe anzuzeigen. Ihr dumpfer Schall widerhallte in den Bergen, welche sich landeinwärts dahinzogen.

Braun, der an einem Ausläufer derselben stand, ging nun in gerader Richtung vorwärts und von Terrasse zu Terrasse in den Weingärten herabspringend, kam er endlich an einen gebahnten Weg und erreichte auch ohne weiteres Abenteuer das Festungsthor. Er wurde eingelassen, von dort in die nahe Wachtstube geführt, daselbst examinirt, und nachdem man seinen Namen aufgeschrieben, machte man ihm keine weiteren Hindernisse, sich in die Kaserne zu begeben, in welcher er allein ein Stübchen hatte, da er den manipulirenden Dienst der Musikkapelle zu besorgen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

## Der moderne Bediente.

(Schluß.)

E. K. „Es handelte sich um die Trinkgeldfrage!“ sprach der Commissionsrath sich zu mir wendend. Klemmke behauptete, in unserem Hause nothgedrungen banquerout zu werden. Eine so elende Saison sei ihm in Praxis noch nicht vorgekommen. In seinen früheren Verhältnissen — des Wortes „Herrschaft“ bediente er sich niemals — habe er in dieser Jahreszeit regelmäßig mit dreißig bis vierzig Thalern in

jedem Monate abgeschlossen. Bei uns werde er es höchstens bis zehn Thaler bringen. Er beklagte sich vorzüglich über den Mangel an einträglichen Spielpartien."

„Wo hat der Mensch denn gedient? Da könnte sich ja ein alter Philologe entschließen, in den Abendstunden aufzuwarten," sagte Optativus.

Sein letzter Dienst war bei einem jungen Bonvivant, in dessen Hause sich allerlei Glücksritter und angehende Griechen versammeln und ein nach hiesigen Begriffen hohes Spiel getrieben wird. Da mag es denn nicht an Gelegenheiten gefehlt haben, den Herren Gästen Gefälligkeiten zu erweisen, die nicht unbelohnt bleiben durften. Unser zahmes l'Hombre und Whist wirft nicht so viel ab, das läßt sich nicht leugnen!"

Die lange Erörterung hatte die Kräfte des Wirthes erschöpft, er zog die Uhr und schüttelte den Kopf: „Neun Uhr! wie die Zeit verrinnt — ich glaubte kaum eine halbe Stunde gesprochen zu haben. Meine Herren, wie bedürfen alle drei einer kleinen Erquickung, ein paar Austern, wir schreiben heute Mittwoch, die Temperatur ist vortrefflich und die neueste Sendung aus Holstein angelangt, ich hoffe, die Erinnerung an den verlassenen Bruderstamm wird Ihnen den Verzehr nicht verleiden; hier ist der einzige Punkt, auf dem ich den bekannten Heißhunger der Dänen in Schutz nehme. Wir können unser Gespräch nach Tisch fortsetzen."

Im anstoßenden Zimmer war servirt, ich musterte das mit der Bedienung beauftragte männliche Wesen, aber ich fand an ihm keines der ausgeprägten Merkmale eines Klemmke. Wir hatten höchstens den Kutscher vor uns, einen biderben Gesellen mit einem haferfahlen Gesichte. Wir nahmen Platz.

„Wo ist Klemmke?" rief der Wirth, der seinen „Gold-bedienten" uns erst jetzt hatte vorführen wollen.

„Klemmke liegt zu Bette! Herr Commissionsrath!" antwortete ein niedliches junges Mädchen, das mit dem Champagnerkühler beschäftigt war. Sie konnte nur die erwähnte geh. Referentin der Hausfrau sein, erfreute sich aber, nach dem kecken Tone ihrer Rede zu urtheilen, auch des unbedingten Vertrauens ihres Gebieters.

„Er liegt zu Bette? ich hatte ihm ja absichtlich den Abend freigegeben, und nur gesagt: er solle bei Tisch aufwarten, weshalb hat er sich niedergelegt?"

„Er sagte, er sei nervös, und bitte, ihn entschuldigen zu wollen, in diesem Zustande helfe ihm nichts, als eine horizontale Lage und gänzliche Ruhe."

„Dasselbe Mittel, welches Goethe auf seiner Ueberfahrt von Neapel nach Palermo gegen die Seekrankheit anempfiehlt!" brummte Dr. Optativus und bemächtigte sich des größten und beleibtesten der holsteinischen Schaalthiere.

„Klemmke riecht Lunte; er ahnt, daß Sie ihn einem so ausgezeichneten Kenner der menschlichen Entartung in allen Jahrhunderten, wie Herrn Prof. Optativus, vorstellen wollten, und verbiegt lieber schüchtern sein Antlitz", wagte ich zu bemerken.

Meine Worte gingen verloren, denn auch der Wirth unternahm einen Angriff auf die wehrlose Schaar der Meerbewohner, und begann, gleich dem Philologen, ohne Erbarmen ihre Niedermetzelung; erst zehn Minuten später kam er wieder zu Worte. Die Domestiken hatten auf seinen Wink das Zimmer verlassen.

„Sie wollten uns, wenn ich Ihre Absichten errathen habe, noch von der Katastrophe in Kenntniß gesetzt haben!" sagte ich, mich zu dem Rathe wendend, der mit der Resignation des verurtheilten Sokrates soeben einen tiefen Trunk aus einem Bierglase gethan hatte. Nur enthielt dasselbe nicht einen aus Schierlingsstengeln gepreßten Saft, sondern kunstgerecht erkälteten St. Marceaux.

„Die Katastrophe ist bald erzählt", rief der Kommissionsrath tief athemholend, „durch Einmischung der Frauen kommt es stets zur Peripetie!"

„Sehr wahr", glossirte der Professor, „das läßt sich in Geschichte und Kunst nachweisen, von Ninus und Semiramis an, bis auf Napoleon und Marie Louise, von Antigone bis auf die beiden Königinnen in den Nibelungen!"

„Meine Frau intervenirte", sagte der Wirth, und eine Wolke zog sich auf seiner Stirn zusammen, „es kam zu einer Erörterung mit Klemmke und diese Erörterung wurde zu einer Katastrophe; Klemmke zieht am 2. April! meine gute Frau erklärte, sie beabsichtige nicht, seinem ferneren Glücke im Wege zu stehen, aber in seinem Gesindebuch werde sie sich in der letzten Spalte verewigen, kein Anderer —".

„Corpus inscriptionum!" murmelte Dr. Optativus; er hatte inzwischen das letzte Körnchen Schulstaub aus seiner Kehle zu vertilgen gesucht. „Jetzt ist mir leicht ums Herz, es handelt sich nur noch darum, ob wir Klemmke Lohn und Kostgeld sofort auszahlen, oder bis zum Quartalsschluß warten. Die Unterhandlungen schweben noch; seine Forderungen sind zu unverschämt."

„Kann mir's bei einem Manne denken, der im Hotel wohnen und sein Kostgeld auf sechs Gänge berechnen muß!" bemerkte ich lächelnd.

„Meine Herren", rief der Kommissionsrath und füllte die Gläser, „wenn mein häuslicher Einfluß siegt, wird Klemmke schon morgen entlassen, ich zahle und entledige mich damit aller ferneren Verpflichtungen, aber an Ihnen ist es, die Menschheit vor ähnlichen Täuschungen zu bewahren, Klemmke, diesen Schmarotzer auf unserer verwöhnten Gesellschaft, nachdrücklich zu kennzeichnen!"

„Verdiente nicht vielmehr die besitzende Klasse, welche doch allein die Schuld der Verwilderung solcher Subjekte trägt, statt seiner eine ernste Zurechtweisung?" fragte ich leise, eines schlechten Eindrucks gewiß, doch hatte ich die Feinfühligkeit des Kommissionsrathes überschätzt.

„Machen Sie mit ihm, was Sie wollen!" rief der Wirth und drückte meine Hände, „Klemmke gehört Ihnen!"

Wahrscheinlich war der Kommissionsrath noch Willens gewesen, seinen originellen Bedienten dem Professor zur warnenden Bearbeitung in einem pädagogischen Journal, aber als Stoff für die lateinische Abhandlung eines Programms zu empfehlen, wenn Dr. Optativus sich noch in einem literarisch zurechnungsfähigen Zustande befunden hätte. So blieb nichts anderes übrig, als alle gelehrteren Pläne zur Besserung der männlichen dienenden Klasse aufzugeben, und den modernen Bedienten der schönen Literatur allein zu überliefern. Es schlug elf Uhr, als wir uns trennten. Um Dr. Optativus zum Heil seiner jungen Zöglinge wohlbehalten nach Hause zu schaffen, hatte der Kommissionsrath anzuspannen befohlen.

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 28. Mittwoch den 6. April 1864.

## Die Prinzessin im Kloster.

Roman

von

Theodor Scheibe.

### Viertes Kapitel.

### In Ankona — drei Wochen nachher.

(Fortsetzung.)

„Endlich bin ich zu Hause, sprach er bei sich, wegen meiner Verspätung werde ich einen kleinen Verweis erhalten, und die Sache wird vergessen sein. — Morgen habe ich nichts Eiligeres zu thun, als den Fürsten von Lugano aufzusuchen und ihm mein Gesuch zu übergeben. Bei dieser Gelegenheit werde ich wieder meine Beate sehen. Mein ist sie doch; ob sie will oder nicht! Ich besitze ihr Bild in meinem Geiste und trage ihren Ring an meinem Herzen."

Der Dragoner zog an einem seidenen Schnürchen, das er unter seinen Kleidern an seiner Brust trug, und der Brillantring, welchen ihm die Prinzessin gegeben, kam zum Vorschein.

Mit Entzücken sah er auf denselben; doch nicht die großen blitzenden Steine waren es, noch ihre äußerst künstliche Fassung und ihr hoher Werth, den dieselben haben mochten, was ihn so froh erregte, sondern der Gedanke, daß derselbe von Beaten herrühre, die als Königin in seinem Herzen thronte.

Er küßte den Ring und verbarg ihn wieder an seiner Brust. Dann setzte er sich zu dem Tische und nahm die Notenfeder in die Hand. Der Kapellmeister hatte ihm aufgetragen, die Stimme einer Piece aus der Partitur für die verschiedenen Instrumente auszuziehen, und er trug sich auch ernstlich mit dem Gedanken, einen Theil dieser Arbeit noch dieselbe Nacht zu vollenden. Aber bald legte er das Notenpapier weg und beschäftigte sich damit, seine Empfindungen für die vermeintliche Beate zu Papier zu bringen. Er begann dies in Prosa, aber er fand diese Diktion seinem Hochgefühle nicht entsprechend, und versuchte nun Verse zu schreiben. Und endlich wurde ein Liedchen daraus, für das er auch sogleich eine Melodie erfand.

Das Liedchen lautete:

> Du hast mir keine Hoffnung geschenkt,
> Als ich Deine Hand begehrte;
> Dies hat wohl sehr mein Herz gekränkt,
> Doch bleibst Du die Heißverehrte.
> Dein Ring ist mir ein Talisman,
> Der mich entführt den Schranken,
> Wohl mir, daß ich Dich lieben kann,
> Im Reiche der Gedanken.
> Wehrt mein Leben, ein Machtgebot,
> Je Dich zu erwerben,
> Dann heran, o grauser Tod!
> Ich will für Dich sterben.

Das ist mir gelungen, rief der Dragoner stolz, diese Reime überlesend. Ich habe mich selbst übertroffen und was mir so gut gelang, das will ich ihr ohne Furcht und Zagen verehren. Ich bin damals, als ich mit ihr beisammen war, viel zu blöde gewesen, und was ich da niedergeschrieben habe, ist auch nichts Beleidigendes. Ein Dichter darf kühn sein und dem Kühnen, heißt es, lächelt das Glück.

Mir hat ein Kamerad ein feines Blättchen Papier mit einem Goldschnitte gegeben, damit ich ihm auf dasselbe eine Gratulation für eine Köchin schreibe. Es soll eine edle Verwendung finden. — Frisch daran, meine herrliche Komposition in's Reine zu schreiben!

Braun suchte das Briefpapier hervor, das er von einem Kameraden erhalten hatte und gab sich alle Mühe, so zierlich wie möglich das Gedicht auf dasselbe niederzuschreiben.

Zur Vollendung seines Meisterstückes setzte er auch die Melodie in Noten dazu und versah das Blatt endlich auch mit einer Aufschrift.

Diese war nicht minder poetisch, denn sie lautete: An meine Rose!

Kurz nachher war auch das Papier in eine Briefform gebracht und gesiegelt.

Als Adresse schrieb er: An das Fräulein Beate. Sorgfältig verbarg er den Brief in der Schublade seines Tisches und ging, da die Nacht bereits weit vorgerückt war, zu Bette.

Lange beschäftigte er sich noch im Geiste, wie er seinen Brief, ohne Aufsehen zu erregen, seiner Beate in die Hände spielen könnte, und entschlief endlich, ohne hiezu eine geeignete Person gefunden zu haben.

### Fünftes Kapitel.

### Der Trompeter geräth durch seine Rose auf Dornen.

Am frühen Morgen besuchte Braun seinen Kapellmeister und bat ihn um seine Verwendung, damit sein unbefugtes

Ausbleiben über die Retraitestunde keine üblen Folgen nach sich ziehe.

Der Kapellmeister versprach dies wohl, doch zeigte er sich sehr kalt und mißgestimmt gegen Braun.

Sie machen mir viel Unannehmlichkeiten, sagte er zu ihm. Sie sind höchst unbesonnen und leichtsinnig. Der Oberst stellte mich zur Rede, daß ich keine Zucht übe und meine Leute zu wenig überwache. Man hat ihm gesagt, daß ein Hornist einigen Unteroffizieren die Marseillaise vorgeblasen habe und drohte mir, im Falle der Wiederholung mit einer strengen Untersuchung. Ich wußte gleich, daß Sie dieser Narr gewesen sind, doch habe ich Sie geschont, weil ich es gewohnt bin, Ihnen Rücksichten angedeihen zu lassen. Pochen Sie aber nicht mehr darauf. — Keine Entschuldigung! Ich weiß, was Sie mir sagen wollen und will von der Sache nichts hören. Die Verhältnisse sind nicht darnach, daß man einen Liberalismus zur Schau tragen könnte und erinnern Sie sich daran, daß wirklich Versuche gemacht worden sind, durch aufreizende Schriften, die man im Kasernenhofe aufgefunden hat, das Militär zum Treubruche zu verleiten.

Ich werde Ihnen keine Ungelegenheiten mehr machen, antwortete Braun und bedaure herzlich, daß Sie wegen mir Verdruß hatten.

Er ging seine Wege.

Eine Stunde später wußte er bereits, wo sich das Palais des Fürsten Lugano befinde, und konnte sich das Vergnügen verschaffen, nach Herzenslust dasselbe anzuschauen.

Es stand unfern des Hafens, in der Reihe anderer hübscher Baulichkeiten und zeichnete sich vor diesen durch eine hohe Terrasse aus, auf welcher in der Mitte von exotischen Gewächsen sich ein rundes Zelt in der Form eines chinesischen Lusthauses erhob.

An dem Thore des mit einem Eisengitter umschlossenen Vorgartens, den man passiren mußte, um in das Haus zu gelangen, stand ein Portier.

An diesen wendete sich ohne weiteres der Dragoner und sagte ihm, daß er den Fürsten zu sprechen wünsche.

Und weshalb? fragte dieser.

Die Frau Fürstin hat mir in Venedig erlaubt, ihrem Herrn ein Bittgesuch zu überreichen, und ich trage auch dasselbe bei mir.

Der Portier zog eine Notiztafel aus seinem Rocke hervor und ersuchte den Dragoner, seinen Wunsch auf dieselbe zu zeichnen, da er ihn nicht gut verstanden habe.

Braun that es.

Kommen Sie Nachmittags um die Antwort, sagte hierauf der Portier, ich werde Sr. Durchlaucht die Tafel zeigen.

Sagen Sie mir gefälligst, lieber Freund, fragte der Trompeter: Ist das Fräulein Beate auch hier?

O ja, antwortete dieser. Kennen Sie das Fräulein?

Nein, lautete die Entgegnung des Soldaten, aber ihre Mutter in Wien kenne ich und diese hat mich gebeten, der Tochter einen Brief zu überbringen. — Hier ist er! Wollten Sie ihn nicht derselben gefälligst übergeben?

Warum nicht! entgegnete der Portier und nahm den Brief in Empfang.

Braun kehrte in das Kastell zurück und beschäftigte sich dort mit den begonnenen Auszügen der Partitur und begab sich hierauf zur Wachparade. Von dort kehrte er wieder in die Kaserne zurück, um zu menagiren.

Er war in bester Laune und befand sich schon im Geiste im Palaste des Fürsten, dem er sein Gesuch überreichen wollte. Auch hegte er keinen Zweifel, daß der dem Portier übergebene Brief an seine Adresse gelangt sei und glaubte, seine Sache sehr gut angestellt zu haben.

Wenn ich Beate nicht sehen sollte, dachte er sich, so werde ich gewiß ein Briefchen von ihrer Hand bei dem Portier finden, und es ist gar nicht möglich, daß sie mich mit Entschiedenheit zurückweisen wird, gesetzt den Fall, daß sie ihr Herz nicht schon an einen Andern vergeben habe.

Als er noch bei dem Mahle saß, trat ein Unteroffizier von der Fußtruppe in Begleitung von drei Mann mit aufgepflanztem Bajonnet ein und fragte, dem Tische sich nähernd: Ist der Hornist Braun hier?

Da bin ich, antwortete Jener, ohne sich von seinem Sitze zu erheben. Was ist denn schon wieder los?

Steh auf und komm! ergriff Jener von Neuem das Wort.

Wohin denn?

In das Stockhaus. — Du bist Arrestant.

Weshalb? fragte Braun, mehr erstaunt als bestürzt.

Weiß ich's, sprach der Unteroffizier, ich denke, du hast wohl nicht lange zu fragen, sondern zu gehen.

Zum Teufel, die Sache kommt mir sehr ungelegen, rief Braun und warf ärgerlich den Löffel auf den Tisch.

Dem Trompeter wurde sein Säbel abgenommen und er mußte nun in Begleitung der Wache seinen Gang nach dem Arrestlokale antreten.

In dem Kasernenhofe kam er an seinem Kapellmeister vorüber, welchen er um eine Erklärung ersuchen wollte, dieser jedoch kehrte ihm den Rücken.

Man brachte Braun in einen kasemattirten Kerker, wo der Profoß sogleich erschien, um eine Leibesvisitation bei ihm vorzunehmen.

Diese erstreckte sich nicht allein auf jedes Kleidungsstück, das er trug, sondern man nahm ihm auch seine silberne Uhr, seine Börse, ein Federmesser, sein Gesuch um Entlassung aus dem Militärstande und endlich auch den Brillantring ab, den er an der Brust verborgen hatte.

Das ist doch zu arg, rief Braun! Ich werde so behandelt, als wie ein Spitzbub schwersten Kalibers.

Herr Profoß, sagen Sie wenigstens jenem Herrn, der mich hieher geschickt hat, daß ich gehorsamst um Beschleunigung meiner Untersuchung bitten lasse, denn ich weiß wahrlich nicht, was man an mir auszusetzen hätte.

Der Dragoner blieb nur wenige Stunden im Arreste.

Eine Wache erschien, welche ihn in die Auditoriatskanzlei führte, wo er außer dem Auditor den Festungskommandanten und mehrere Offiziere sah, die ihn mit finsteren Blicken anstarrten.

Auf dem grünen Tische, um welchen diese Herren saßen, lag ein geöffnetes Packet und seitwärts stand mit seiner Mütze in der Hand, ein alter Mann in einer verlumpten Jacke.

Die Sache fängt an, ernsthaft zu werden, dachte sich Braun, der bisher glaubte, daß er nur deshalb in Untersuchung gezogen werde, weil er nach der Retraitestunde nach Hause gekommen war.

Der Auditor stellte ihn jenem Mann in der Jacke gegenüber und richtete zuerst an diesen und dann an jenen die Frage, ob sie einander kennen.

Beide verneinten es.

Dieser Fachino, sprach hierauf der Auditor zu dem Trompeter, hat ein Paket in das Kastell gebracht, welches er Ihnen, Braun, übergeben wollte. Die Aufschrift des Pakets zeigt auch Ihre Adresse und zugleich die Anmerkung, daß sich in demselben Wäsche befinde. Da Sie bereits im Arrest waren, wurde das Paket geöffnet und man fand in Kattun eingewickelt einen Zettel und Drucksorten, theils in italienischer, theils in deutscher Sprache. — Von wem haben Sie diese Sendung erhalten?

Wenn ich je ein Paket erhalten habe, so kam dieses nur von Wien, wo sich meine Mutter befindet, die mir auch wirklich vor einigen Monaten ein Paket mit Wäsche gesandt hat, als ich noch in Klagenfurt stationirt war.

Ich kenne weder den mir geschilderten Mann, antwortete Braun, noch kann ich ahnen, wer so schändlich ist, mich zu verdächtigen.

Der Fachino wurde abgeführt.

Wissen Sie, fragte der Auditor, weshalb Sie verhaftet worden sind? — Durch einen anonymen Brief wurde das Festungskommando in Kenntniß gesetzt, daß mehrere Leute aus der Garnison in der Osteria Philippi auf das Wohl der Revolution Toaste ausgebracht haben. Die Nachforschung, welche gepflogen wurde, hat es dargethan, daß wirklich mehrere Unteroffiziere und ein Kadet mit Ihnen in jener Schenke gewesen sind, und der Fall ist insoferne aufgeklärt, daß Sie es waren, der einen revolutionären Toast ausgebracht, in welchen jedoch die Andern nicht eingestimmt zu haben behaupten.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Der Schilling der Königin.

Br—l. **London**, im März. Cheapside, die reiche Straße der City von London, ist ein unbeschreibliches Gedränge von Wagen und Fußgängern. Es ist zwölf Uhr Mittags. Schritt für Schritt, ja oft nur Zoll bei Zoll schiebt sich die Reihe der Omnibus, Fiacres, Frachtwagen und Karren hin und her. Sie folgen so dicht auf einander, daß die Köpfe der Pferde von einem Omnibus entweder in die offene Thür des vorausfahrenden gucken oder von dem bedienenden Kondukteur seitwärts gebogen werden, bis Luft wird. Das steinerne Standbild Sir Robert Peel's steht hoch über dem Gewühl am Westende dieser Straße, die an der alten St. Paulskirche beginnt und vor der Bank von England endet, unmittelbar an der bronzenen Reiterstatur des Herzogs von Wellington. Wellington hier — Peel dort! Sie standen im Leben oft als Minister zusammen. Sie brachen, wenn auch nicht allzuwillig, Breschen für religiöse und Handelsfreiheit und Mammon wälzt alltäglich seine dienstergebenen Cohorten und Reichthümer unter ihren Augen vorüber. Welch' maßloses Gewühl! Bis unter die Dächer, drei und vier Treppen hoch, reichen die Komptoire und jeder Fußbreit Raum wird mit vielen Guineen bezahlt. Niemand hat Zeit — Jeder tritt dem Anderen fast auf die Fersen. Von einer Minute Säumniß kann eine Börsen-Panik in Konstantinopel abhängen oder der Ruin eines Handelsplatzes an der Südsee. Macht, Kraft, Fülle und Bienenfleiß auf jedem Pflasterstein. Ja, sie können sich stolz auf die Brust schlagen. Alte und neue Siege unter tropischer Sonne haben sich in goldene Sovereigns übersetzt und die „Reichen" so unaussprechlich reich gemacht. Und „das dankbare Vaterland seinen Kriegern" — so steht auf einem Monumente irgendwo im Westend! Halt! — Der Enthusiasmus hat mitunter Jannsangen.

Hier, dicht am Trottoir, in steter Gefahr, von den Karossen zu Boden gestreift, von ungeduldigen Kommis über den Haufen gerannt zu werden, stehen zwei Männer. Ein Kind führt jeder an der Hand. Die Männer sind tief gebräunt im Antlitz und an den Händen — sie haben nur zwei Hände, die Beiden, nicht mehr, jeder eine. Sie tragen eine rothe Soldatenuniform und Soldatenpantalons und eine Soldatenmütze auf dem Kopf und Schmarren auf der Stirn. Und — sieh hier — drei Medaillen auf der Brust, über dem Herzen. Medaillen für „Indien", für „China", für die „Krimm." Und jeder trägt auf der Brust ein Täfelchen, beschrieben: „Entlassen wegen Krankheit!" Das ist eine Feuerschrift für Augen, die sie verstehen. Die Buchstaben sind mit schlechter Kreide gekritzelt, groß und schwer, wie Gram und Sorge zu schreiben pflegt. Die beiden Helden betteln.

Sie hatten das Unglück, im Laufe weniger Jahre in drei Kriegen zu dienen und sie sind zu jung geblieben, um schon unter die vom Staat versorgten Veteranen des Invalidenhauses von Chelsea aufgenommen zu werden, die an schönen Sommertagen ihre Erbsensuppe auf den Knien verzehren, und Alles ohne „Abarbeiten" genießen dürfen, Luft und Sonnenschein, vor der Thüre des großen Versorgungshauses an der Themse.

Aber die Beiden wurden zu schnell „Helden", und wurden krank, entlassen und in die weite Welt — oder was schlimmer in London hineingestoßen. Und das dankbare Vaterland hat ihnen und tausend Anderen die verheißenen Preisgelder von Kertsch, Delhi und so weiter, und so weiter (denn die Reihe der Siege war lang!) fünf, acht, neun Jahre vorenthalten. Und als man zahlte, weil die Presse ein ewiger Mahner geworden, war ein Drittheil der Ueberlebenden im Grabe, Weib und Kind oft verkommen, und die Anderen hatten inzwischen ihre Ansprüche um ärmliches Entgelt an Wucherer verhandeln müssen.

Wie die sechs Medaillen der beiden Einarmigen in der Wintersonne blitzen, wie anklagende Augen! Und sie singen eine Kirchenhymne, die Helden und die Stimmen der Kinder zittern durch die tieferen Töne, wie Klagegeister, wehmüthig, schluchzend — langgezogene Töne! Niemand hört auf sie — und sie wandern weiter, den Tag über, und vielleicht die Nacht hindurch, die barfüßigen entlassenen Soldaten des Königreichs Großbritannien und Irland, die für die Ehre und den Profit ihres Vaterlandes gekämpft in China, Indien und in dem grausigen Winter der Krimm! Andere Kameraden kauften Brod für ihre Silbermedaillen — die Beiden haben es noch nicht gethan.*)

England hat, wie bekannt, keine Konskription. Jeder Soldat ist demzufolge Volontair, obgleich die Freiwilligkeit insoferne eine bedingte genannt werden muß, als der „Mann" nur mit äußerstem Widerwillen, und nachdem er in allen anderen Versuchen, es im Leben zu Etwas zu bringen, Schiffbruch gelitten, endlich nothgedrungen den „Schilling der Königin" nimmt. Damit verbrennt er meistens die Brücke hinter sich. Die vornehmheitsvolle Gesellschaft, selbst

*) Das Gesetz verbietet den Ankauf oder auch nur die Annahme derselben als Pfand. Aber der Schmelztiegel gleicht die Uebertretung aus!

die Kreise der niederen Klassen schließen sich gegen ihn ab, weil er in ihren Augen aufgehört hat, im Vollgenusse des persönlichen self-government zu sein. Das Urtheil ist hart und ungerecht, denn wenn auch meine Bemerkungen leider auf die Gegenwart passen, so lehrt die Vergangenheit doch, daß, wo irgend ein patriotischer Krieg das Ziel bot, auch Freiwillige, die unter keinem Drange des Lebens litten, sich zur Fahne gesellten. Ob nun auch nur „Werbesoldaten" oder „Miethlinge" und „rohes Gesindel" — eine Thatsache steht fest: Diese in die Uniform Gesteckten schlagen sich ganz vortrefflich. Die Kriege in Indien und China haben das bewiesen. Dies ist um so mehr hervorzuheben, da eine Aussicht auf Avancement kaum vorhanden; wenigstens geht sie in Friedenszeiten nicht weiter als bis zum Sergeanten, im Kriege wenig höher, außerordentliche Ausnahmen abgerechnet. Schon die Fähnrichstelle muß „bezahlt" werden; und von da aufwärts hat jeder Rang seine Taxe, die hoch in die Tausende geht. Wer ausscheidet, pflegt das Offiziers-patent an seinen, allerdings geprüften und bestätigten Nachfolger „auszuverkaufen", wie der Ausdruck heißt: ein Geschäft, das durch geriebene Agenten eingeleitet und erledigt wird. Aber der Unbemittelte trägt nicht, wie Napoleons Grenadier, einen Marschallsstab im Tornister. Ein Avancement, wie das Havelock's, der Ostindien den Engländern gerettet, als Subaltern den Dienst begonnen, Jahre lang Subaltern geblieben und dann erst durch die Noth des Moments die Leiter aufwärts gehoben wurde — ist eine Rarität und konnte nur in einem Koloniallande, so und so viele tausend Meilen von dem in „respektablen" Vorurtheilen verknöcherten Mutterlande sich ereignen.

(Schluß folgt.)

---

## Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 4. April. „Die Regimentstochter" von Donizetti. Der heutigen Wiederholung dieser Oper erging es nicht viel besser, als den an den vorhergegangenen Theaterabenden wiederholten Vorstellungen, d. h. sie war nicht minder lückenhaft und locker, als die letzteren; in der ersten Scene war es am Umwersen und im Verlaufe des 1. und theilweise auch des 2. Aktes machten sich Chor und Orchester mehrmals das traurige Vorrecht streitig, am unsichersten und unbeholfensten zu sein. Der Grund dieser Mangelhaftigkeit liegt, wie sich auf den ersten Blick erkennen läßt, in den unzureichenden Proben; man glaubt sich der Mühe überheben zu dürfen, eine vor einigen Wochen über die Bühne gegangene Oper nochmals genau durchzunehmen und verläßt sich auf die Popularität der Musik und die Leistungsfähigkeit des Personals, findet sich aber in dieser Zuversicht, wie sich das heute wieder einmal gezeigt hat, zuletzt doch getäuscht und erkennt dann zu spät, daß jede Vernachlässigung beim Einstudieren sich bitter rächt. Diese Rache hat nicht nur ihre moralischen, sondern auch ihre materiellen Nachtheile im Gefolge, indem der Theaterbesuch, der in Folge des Eintrittes wärmerer Abende ohnehin schon nachläßt, noch flauer ausfallen wird, wenn das Publikum wahrnimmt, wie gleichgültig man es auf der Bühne und im Orchester nimmt. Möchten diese Erwägungen hinreichen, den sich merklich einstellenden Schlendrian zu verbannen und der Vorbereitung wieder die nöthige Aufmerksamkeit zuzuwenden! Zum Glücke machten die Träger der Hauptrollen hievon eine rühmliche Ausnahme, indem sie ihren Part mit jener Sicherheit durchzuführen wußten, welche einem fleißigen und strebsamen Darsteller eigen ist. Frau Stotz, welche die Titelrolle übernommen hatte, verdient in dieser Beziehung obenan genannt zu werden; ihre Marie war das freimüthige voragirte Soldatenkind, welches voll Leben und Lust die Zügel des Uebermuthes schießen läßt und selbst dem alten Sulpice gegenüber seinen Trotzkopf aufsetzt, dabei aber die Anhänglichkeit und Treue niemals vergißt, wenn es Ernst wird und selbst unter dem reichen Spitzenkleide der hochgebornen Erbin das Soldatenherz nicht verleugnet. Frau Stotz hat alle diese Momente zur Geltung zu bringen gewußt und die richtige Grenze nach unserem Dafürhalten nur einmal und zwar in der Scene mit Sulpice im 1. Akte etwas überschritten, indem sie bei Aufkündigung ihres Gehorsams den Trotz etwas zu grell und ohne Beimischung der liebenswürdigen Naivität, welche sich nirgends ganz verwischen sollte, aufgetragen hat. Abgesehen übrigens hievon, war das Spiel der Frau Stotz ein sehr gelungenes und verschaffte ihr im Vereine mit ihrem durchgehends angemessenen, wenn auch mitunter etwas matten und durch Detoniren ein paar Mal beeinträchtigten Gesange lebhaften Beifall. Herr Schiffdenker theilte ihn mit ihr, indem er den Sulpice zur allgemeinen Zufriedenheit durchgeführt hat. Von dem Tonio des Hrn. Laske wollen wir schweigen, um uns durch Recapitulation seiner Rolle nicht nochmals seines steifen Spieles und seines eigenthümlich klagenden Gesanges erinnern zu müssen und schließlich nur noch Hrn. Simon bemerken, daß sein Hortensio, der die Lachmuskeln Vieler krampfhaft in Bewegung gesetzt hat, Anspruch auf ganz besondere Anerkennung haben würde, wenn er mitunter nicht zu übertrieben gewesen wäre, was namentlich von der Scene mit dem Riechfläschchen der Gräfin Rivoggio gegenüber der Fall gewesen ist.

—8—

---

## Carlotta Patti.

Bald geisterhaft tönt Deine Liederweise,
Bald anmuthsvoll weiß sie sich anzuschmiegen
Dem Innersten, daß die Gefühle wiegen
Auf Sonnenhöhe sich im sanften Gleise.

„Wohin führest Du im Sturm auf solcher Reise
Das Herz, — daß zittert es bei Deinen Siegen?"
Denn, wenn Du willst, muß es verblutend liegen
Um Schonung flehend, — wund und klagend leise! —

Ja, Herrin bist du, und mit Zauberklängen
Vermagst ergreifend Du es auszusprechen
In Melodien: was Liebe heißt und Hoffen! —

Doch auch die Leidenschaften, die bedrängen
Das Herz, und seine innersten Gebrechen,
Sie sind kein Hehl, sie werden klar und offen.

Würzburg, 2. April 1864. F. F.

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 29. Sonntag den 10. April 1864.

## △ Die Prinzessin im Kloster.

Roman

von

Theodor Scheibe.

### Fünftes Kapitel.

### Der Trompeter geräth durch seine Rose auf Dornen.

(Fortsetzung.)

Herr Auditor, sprach der Trompeter, die Untersuchung wird wohl gezeigt haben, daß wir auch den FM. Radetzky und andere würdige Herren, welche die Revolution bekämpfen, hoch leben ließen. Ich habe nichts gerufen, als: Es lebe Italien und alles, was uns Gutes darin widerfahren. Das klingt doch wahrlich nicht revolutionär. Ich habe wirklich so Frohes hier erlebt, daß ich es nie bereuen werde, hieher gekommen zu sein.

Dann wahrscheinlich aus Freude hierüber die Marseillaise geblasen?

Solche Dinge, wie Diejenigen, welche in dem Paket enthalten waren, sendet wahrlich keine brave Mutter, rief erzürnt der Festungskommandant. Es sind revolutionäre Proklamationen von Manin und Mazzini und der Zweck, den dieselben haben sollten, ist ein genau ausgesprochener. — Herr Auditor, zeigen Sie diesem elenden Menschen den Brief.

Braun empfing ein Blatt Papier, das auf dem Pakete gelegen, sah frappirt auf dasselbe und las: Unserer gestrigen Besprechung gemäß — bittet deingrud um andere Wäsche — auf Morgen beim Stern.

Brutus.

Das ist mir eine saubere Wäsche, rief Braun, nachdem man ihm auch die Proklamationen gezeigt hatte, welche im offenen Pakete enthalten waren. Das Ganze ist nichts als ein boshafter Streich, den mir Jemand gespielt hat. — Ich kenne weder den Brutus, noch habe ich gestern Jemanden gesprochen, von dem ich vermuthen könnte, daß er mir das Paket zugeschickt.

Auch der Fachino will den Absender nicht kennen und schilderte ihn als einen eleganten Herrn von schmächtiger Statur und Augengläser tragend, der ihm auf der Straße das Paket und einen Scudo gegeben haben soll. — Seid aufrichtig und bietet uns die Mittel, den Zusender gefangen zu nehmen. Das ist der einzige Weg, der zu Eurem Heile führen könnte.

Herr Auditor, ich that es nur vor braven Kameraden, und zwar in der Absicht, sie zu unterrichten, was das verpönte revolutionäre Lied für eine Melodie habe. Der Soldat soll es wissen, der sich in einem aufrührerischen Lande befindet und oft Klänge hört, von welchen er nicht weiß, ob sie verpönt sind oder nicht.

Sehr spitzfindig! bemerkte ein Stabsoffizier.

Der Auditor öffnete eine kleine Schachtel und nahm den Brillantring aus derselben, den man Braun abgenommen hatte. Kennen Sie diesen Ring? fragte er den Angeklagten.

Er ist mein Eigenthum.

Warum haben Sie ihn unter Ihren Kleidern verborgen?

Weil er so eng ist, daß ich ihn kaum an dem kleinen Finger tragen könnte, weil ich nicht gerne prunke und endlich, weil er ein Geschenk von zarter Hand ist, die ich überaus hoch in Ehren halte.

Von wem haben Sie diesen Ring erhalten?

Von einem Fräulein, und zwar aus Dankbarkeit, weil ich sie den Händen eines aufgeregten Pöbelhaufens entrissen habe, der sie vielleicht getödtet hätte.

Wenn es sich blos um einen Akt der Dankbarkeit handelt, so werden Sie wohl auch nicht anstehen, uns Näheres hierüber bekannt zu geben.

Ich kann es und will es auch; denn man hat mich in eine Anklage verwickelt, wo ich den Schutz einer vertrauungswürdigen Person bedarf, um weitere Fatalitäten zu ersparen. Diesen Ring habe ich von dem Kammerfräulein der Frau Prinzessin von Lugano erhalten. Dasselbe heißt Beate und kann es bestätigen, daß ich auf die Italiener tüchtig losgeschlagen habe, welche den Mazzini zu ihrem Patron haben. Der Herr Fürst, welcher sich sehr wohlwollend gegen mich gezeigt hat, wird gewiß die Gnade haben, die Aussagen seines Kammerfräuleins als wahr zu bestätigen.

Wohl Ihnen, wenn es sich so verhält, wie Sie sagen, ich finde es nicht für wahrscheinlich, daß eine Person der dienenden Klasse angehörig, solche Kostbarkeiten besitze und auch in diesem Falle leicht sich derselben entäußere. Der Ring wurde auf siebenhundert Lire geschätzt.

Zufällig ist die hohe Herrschaft hier anwesend und der Herr Auditor wird sich daher leicht die Ueberzeugung verschaffen können.

Um so besser!

Braun wurde in den Arrest zurückgeführt.

Er überredete sich, daß sein Mißgeschick ihm eine glückliche Zukunft anbahnen werde, indem er hoffte, der Fürst von Lugano werde ihn nun protegiren müssen und diese Protektion konnte von großem Vortheil für ihn sein.

Mit Sicherheit rechnete er, in wenig Stunden wieder in Freiheit gesetzt zu werden und dachte bereits daran, auf welche Weise er dem Fürsten seinen Dank abstatten werde.

Seine Lage änderte sich jedoch schon in den späteren Vormittagsstunden des darauffolgenden Tages. Aber diese Veränderung war nicht zu seinen Gunsten.

Der Profoß erschien in Begleitung eines Gehilfen, der eine schwere Fessel trug, und diese wurde dem Arrestanten an die rechte Hand und an den linken Fuß angeschlossen.

Es scheint, sprach der Trompeter mißmuthig, das Auditoriat hat noch immer nicht Zeit gefunden, sich mit dem Fürsten von Lugano in Korrespondenz zu setzen. Ich ersuche den Herrn Profoßen, diese meine Aeußerung dem Herrn Auditor zu rapportiren.

Eine Stunde nachher wurde der Gefesselte von Neuem abermals in die Auditoriatskanzlei geführt, wo ihm von einem Feldwebel, der sich allein dort anwesend befand, ein Schriftstück vorgelesen wurde, welches dahin lautete, daß der Flügelhornist Karl Braun, des Verbrechens des Hochverraths angeklagt, zur weiteren Amtshandlung dem Standgerichte zugewiesen worden sei, und daß dasselbe an dem nächstfolgenden Tage den Straffall in Erledigung bringen werde.

Das ist kolossal, rief der Trompeter, mir scheint, das Auditoriat hat von meinen Aufklärungen noch immer keine Notiz genommen. Man könnte sich wahrlich das Standgericht ersparen. Nachdem er in das Gefängniß zurückgebracht worden war, wurde zu ihm der Feldpater geführt, welcher ihm mit übergroßer Freundlichkeit mittheilte, daß er gekommen sei, ihm den Liebesdienst zu erweisen, sein Gewissen anzuregen, damit er dasselbe um so leichter erforschen könne.

Ein andermal, mein lieber Herr Pater, antwortete ihm der Trompeter. Nächste Woche, setzte er hinzu, haben wir ohnedies die österliche Zeit, welche als die geeignetste anerkannt wird, sich von seinen Sünden zu befreien.

Wissen Sie nicht, lieber Freund, sprach der Feldpater, daß man das Standgericht über Sie verhängt hat, und mir ist unter neunzehn Fällen kein einziger bekannt, wo dasselbe nicht tödtlich abgelaufen wäre.

Dann erleben Sie einen solchen morgen, versicherte der Trompeter. Möge der Hallunke sein Gewissen erforschen, der mich in den Verdacht der Hochverrätherei brachte, und Jene mögen Reu und Leid erwecken, die über mich das Standgericht verhängten. Sie werden sich heillos blamiren.

Ich glaube das nicht, antwortete der Feldpater. — Gescheidt, junger Mann, denken Sie sich, Ihre Angelegenheiten werden gegen Ihre Erwartung schlecht ausfallen, und Sie in die Lage gerathen, die Bekanntschaft des Scharfrichters zu machen.

Die ist schon gemacht, versetzte der Dragoner lachend, ist gar kein übler Mann der Scharfrichter von Ankona, setzte er scherzhaft hinzu, und wenn er so gut henkt, als er geigt, dann muß es ein wahres Vergnügen sein, mittelst seiner Expedition gegen Himmel aufzufahren.

Der Feldpater, ein junger, wohlgenährter Mann, stemmte die Hände in die Seite und rief erstaunt: Mein lieber Freund, Ihre Galgenphysiognomie könnte mir beinahe vor Entsetzen die Haare zu Berge treiben. Sie sind entweder ein Narr oder ein verstockter Sünder.

Ich glaube, ich bin weder das Eine noch das Andere, versetzte der Trompeter entrüstet, aber ich habe das Bewußtsein, ein ehrlicher Kerl zu sein, und glaube fest, daß man auf dem Wege des Gesetzes keinen henkt, bevor man nicht genau weiß, ob er den Strick auch verdiene.

Im Vertrauen gesagt, versetzte der Feldpater, so viel ich erfahren habe, stecken Sie in keiner guten Haut. Kehr um die Hand, wird es mit Ihnen vorbei sein.

Freilich leben wir in einem heidnischen Zeitalter und die modernen Philosophen nehmen sich gerne ein Beispiel an Cato, Plato, Cicero und Sokrates, und wenn es schon einmal gestorben sein muß, dann denken sie, es liege nicht viel an dem „Wie“ und „Wann“, aber der heilige Paulus sagt: —

Hochwürdiger Herr, hören Sie mich vorerst an, was ich Ihnen sagen werde: Wenn Sie die Gefälligkeit haben würden, einen Gang zu dem Fürsten von Lugano zu machen, der an dem Hafendamme wohnt, dann erweisen Sie mir einen wahren christlichen Liebesdienst. O, sagen Sie dem Fürsten, daß ich ihn dringend bitten lasse, sich meiner anzunehmen, indem man mich schuldlos dem Standgericht überliefert habe. Dann, Euer Hochwürden, kommen Sie wieder und benachrichtigen Sie mich von der Antwort des Fürsten.

Ich will es thun, entgegnete der Feldpater, und wünsche herzlich, daß ich vor Ihnen hintreten kann, um zu sagen: Nun danken Sie Gott, es steht besser mit Ihnen, als ich befürchtete.

Der Feldpater ging.

Braun sah mit Ungeduld der Zurückkunft desselben entgegen.

Aber es wurde Nacht und der Erwartete ließ sich noch immer nicht sehen.

Das wird mir schon zu rund, sprach er kopfschüttelnd bei sich. — Es scheint gerade, als ob sich alle Welt verschworen hätte, meiner gemachten Bekanntschaft mit dem Scharfrichter eine Bedeutung zu geben. Die Galgenstätte, zu welcher ich kam — die krächzenden Raben — o pfui. — Ich könnte mich wirklich nicht jetzt mit dem Tode befreunden und geschweige mit einem ehrlosen. Eine verfluchte Geschichte!

Der Trompeter warf sich mißmuthig auf die Pritsche hin.

Endlich rasselte an der Thüre das Schloß. Braun hebt den Kopf empor und sah durch die Thüre nicht den Feldpater, wie er erwartet hatte, sondern den Profoßen eintreten. Derselbe, ein hoher hagerer Mann, trug eine Laterne in der Hand, von deren Schein das düstere Gewölbe erleuchtet wurde, stellte dann dieselbe auf den Tisch und ließ sich auf einem Stuhle neben dem ruhenden Trompeter nieder.

Wie geht es dir, Kamerad? fragte er ihn.

Langeweile habe ich, entgegnete jener.

Willst du vielleicht rauchen? fragte wiederholt der Profoß und bot ihm einige italienische Cigarren an.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Der Schilling der Königin.

(Schluß.)

Nur die Werbetrommel ist es, welche die englische Garde und Linie in Vollzahl erhält — die home-guards, die Coldstreams-guards, die „buffs“, die „dragoons“ und

die „Highlanders". Und die Werbetrommel geht um, tagtäglich im ganzen Lande, von dem Zettelkleber begleitet, der die verlockenden Plakate an Mauern und Bäume heftet, oder sie den Bier- und Schnapswirthen zur Vertheilung und Bewirthschaftung überliefert. Die Trommel geht um in England, Schottland und Irland, auf den fischerbewohnten Caps der Hebriden bis zu der südlichsten Spitze Cornwalls, wo die zähen, finsterblickenden Abkömmlinge eines früheren Strandräubervolkes und die eisenfesten Bergleute*) der Zinn- und Kalkgruben wohnen. Wo immer ein Wirthshaus auf offener Haide, oder auf den Kartoffelfeldern Irlands; wo immer englischer Gin, schottischer Usquebaugh und irischer Whisky geschenkt wird, da ist der Werber nicht weit, sei es in Uniform oder der leichteren Täuschung wegen im Zivilanzuge. Denn der „Rausch" und die „List" sind die erfolgreichsten Helfer des werbenden Sergeanten, der die Pfunde in der Tasche klingen läßt, immer „freihält", ein unerschöpflicher Anekdotenjäger ist, den Müttern den Hof macht, der Braut dem Schatzliebsten als den goldgestickten Kapitän der Zukunft, zehn „weiße Lügen" (white lies) lügt, zehn Eide schwört, die nie gehalten werden, und so viel hundert angenehme Schnurren zu erzählen weiß. Das Leben ist ein Tanz, der Soldatendienst eine Polonaise nach seiner Schilderung. Toast um Toast, Brüderschaft um Brüderschaft, „Hip! Hip! Hurrah!" — der Schilling fällt leise in die Hand und der Vogel ist gefangen. Der Sergeant hat seine Tantième verdient. Und am nächsten Morgen erwacht „Tom" oder „Jack" mit großem Kopfweh und schwerem Herzen und starrt erstaunt auf die flatternde Bänderkokarde in Roth, Blau und Weiß, die ihm während des tiefen Trinkens von der „offiziell bezahlten" Dirne an die Mütze gesteckt worden. Er hat keine Guineen, um sich jetzt noch loszukaufen. Dann geht es zum Doktor, der die Muskeln und Glieder prüft, dann zum Fahneneide und eine Woche später oft schon zum Schiffe, um in West- oder Ostindien die Fieberstationen durchzumachen.

Kaum zweihundert Schritte vom Parlamentsgebäude zu Westminster, einem westlichen an der Themse gelegenen Stadttheile Londons, gibt es „eine" Charles-Street. Ich sage „eine", denn es gibt einige fünfzig desselben Namens in der Millionenstadt. Dort, wo die Kasernen der Garde nicht weit sind, wimmelt es von Werbesergeanten und Bierhäusern. Erstere sind kenntlich an den roth-weiß-blauen Bändern, die von der verwegen und schief auf den Schädel gestülpten Kappe flattern und an dem Rohrstock, dem Zeichen ihrer Würde, da Militärpersonen, wenn nicht in unmittelbarem Dienst, keine Waffe öffentlich tragen dürfen. Am meisten aber spricht ihr behäbiges Wesen, das frische, rothe Gesicht, das humoristische Auge, die pfiffige Vertraulichkeit, mit welcher sie jedem, der nicht feine Kleider trägt, aber gerade Beine hat, auf die Achsel klopfen und auf die prahlerischen Werbeplakate verweisen, die überall die kleinen schiefen, niedergewohnten Häuser zieren; am meisten, sage ich, spricht dies Alles für ihr Gewerbe, und das Gläserklingen, Singen und Lachen in den Tabagien beweist, daß der „Liebe Müh'" nicht „umsonst" gewesen. Auf dem Lande, auf dem Dorfanger, wo zwar Markt gehalten, aber fast nie getanzt wird — der englische Bauer ist selten fröhlich in solcher Weise, — ist das Bild noch farbenreicher; Trommel und Pfeife spielt die nationalen Melodien, vor Allem den „Hornpipe", der am besten von Betrunkenen mit den Hacken gestampft wird. Bier fließt mit erhabener Freigebigkeit; der Platz sieht aus wie ein Jahrmarkt; Alte, Junge, Weiber und Kinder, Gruppen „angeheiterter" Bauersleute, hier und da die gefährlichen bunten Bänder an den Mützen und Shako's der Werber und der Geworbenen; der Sergeant immer rührig hie und da, spaßend, lachend, prahlend! Aber in weiteren Kreisen herum stille, angstvolle Gesichter von Müttern, Schwestern, Bräuten! „Es ist so ewig weit nach Australien, West- und Ostindien, China und Neuseeland!" Wäre es für das eigene Land daheim, neun unter zehn würden nicht klagen oder fürchten!*)

Es ist der Sergeant, der hier einen Burschen erspäht, welcher just mit seinem Treulieb einen Wortwechsel gehabt und schwört, er wolle ihr das Schlimmste „zum Trotz" thun; und ehe sich die erste Hitze abgekühlt, ist der Schilling in seiner Hand und die Kokarde an seiner Mütze. Und das „Treulieb" bleibt daheim, vielleicht auf Nimmerwiedersehen. Es ist der Sergeant, der Frau Kathy ihren betrunkenen Ehemann mit Wort und „That" bearbeiten sieht. Sie hatten sich immer sehr rasch versöhnt, die Beiden. Aber heute ist „Bill" tückisch und fühlt sich geschmeichelt, daß der Sergeant auf seine Gesundheit trinkt, — der liebenswürdige Sergeant, der freigebige Sergeant! Armer Bill! Unter dem Wendekreise wirst du mit Wehmuth an den „Esel" als einen verlorenen Liebesnamen und an die Faust der Kathy zurückdenken, die dann vielleicht im Armenhause die langen Jahre abwartet, weil sie versäumt hat, zur rechten Zeit in gesetzlicher Weise dich als ihren Ernährer zu reklamiren. Und du hast nie geglaubt, wie bald der Herr Sergeant dich einen „geleimten Vogel" heißen würde. Es ist der Sergeant, er und kein Anderer, der am Fenster von Mutter Morris' Hütte steht und horcht, wie die alte Mutter drinnen dem viel geliebten, aber liederlichen Sohn eine thränenvolle Strafpredigt hält. Der aber denkt an feine Kleider und Putz mehr, als an dich. Und er geht aus der Thür, und der Sergeant trifft ihn „zufällig" und fragt ihn spöttisch, „ob er zeitlebens am Schürzenbande der Mutter gehen lernen wolle?" Und er denkt ganz wie der Sergeant, und trinkt sich „unabhängig" und singt und ist über Nacht Soldat. Es hilft ihm nichts, daß er nach 24 Stunden davonläuft und zur Mutter kehrt, die ihn unter das Heu versteckt. Der Sergeant kommt mit drei Grenadieren am anderen Morgen, findet ihn aus, legt ihm Handschellen an, und er wird der Peitsche überliefert. Und dann Lebewohl für viele, viele Jahre! Kehrt er ja heim, vielleicht „wegen Krankheit entlassen", da findet er Alles still im alten Hause, und er geht wohl nach London und wandert, wie andere Kameraden, in gewisser Uniform bettelnd durch die Straßen.

„Der schlanke, der blanke, der kranke Grenadier."

Er hat nie die Beute auch nur von ferne gesehen, die der Sergeant ihm von den Chinesen und den indischen Rajahs versprochen. Das letzte Glas Branntwein, das er trinkt, bezahlt er oft dem Wirth mit seiner Medaille oder seinem Orden, den dieser, das Gesetz mißachtend, irgendwo zu verwerthen weiß. Noch vor sieben oder acht Monaten fiel es einem Obersten auf, daß so viele Soldaten seines Regiments ohne ihre Orden auf der Parade erschienen.

*) Sie sind dennoch meist vor dem vierzigsten Jahre aufgerieben und „stille Männer" unter dem Rasen geworden.

*) Nach englischen Zeitungen wird in je sieben Jahren die englische Armee Ostindiens durch climatische Krankheiten aufgerieben, ein Verlust, dem von drei Waterlooschlachten gleichkommend.

Das Räthsel wurde bald gelöst, und einige zwanzig Bierwirthe wurden genöthigt, die „Pioniere" wieder herauszugeben.

Hin und wieder taucht in der Presse ein „Eingesandt" auf, welches über die Undankbarkeit des Landes sich entrüstet. Aber die „Welt" in England hat keine Zeit, darüber zu diskutiren, denn jeder Tag bringt Neues und löscht Alles von der Tafel des vorigen Tages, nur mitunter eine blutig-kolossale Schauergeschichte auf eine Spanne Zeit verschonend. Der Engländer glaubt zwar dem eisernen Herzog, Wellington, auf's Wort, wenn er sagte: „Gebt mir zehntausend satte Engländer, zehntausend halbverhungerte Schotten und zehntausend halbbetrunkene Irländer, und ich will der Welt die Spitze bieten." — aber der „respektable" Engländer sieht auf seinem „friedlichen" Grund und Boden den Vaterlandsvertheidiger am liebsten durch seine Abwesenheit glänzen.

Der Schilling der Königin, zwei Pfund Handgeld, ein rother Rock und ein Grab in Ostindiens Sümpfen, oder ein Nachtlager auf den Pflastersteinen von London! So endet meine Soldatengeschichte.

## Würzburger Stadttheater.

Mittwoch, 6. April, „Das Gespenst", komische Oper von L'Arronge. Noch am Schlusse der Saison eine Novität, ein Gespenst, das sein Erscheinen so weit hinausgeschoben hat, daß es unmöglich hier die 10 Wiederholungen erleben kann, welche ihm in Berlin nach der hiesigen Tagespresse zu Theil geworden sein sollen.

Eine Berufung auf das Berliner Theaterpublikum ist nach unserer Ansicht keine glückliche Reklame, indem dasselbe seine Befähigung zum Amte eines Kunstrichters in sehr zweifelhafter Art höchstens dadurch manifestirt hat, daß es den meisten neueren Possen, deren Seichtigkeit bekannt ist, den Stempel der Approbation aufgedruckt hat. Wenn man in Berlin wirklich „das Gespenst" zehnmal auf die Bretter beschworen hat, so ist dieser Umstand nicht geeignet, unsere Meinung von dem dortigen Theaterpublikum zu verbessern; denn nach dem allgemeinen Urtheil der hiesigen Kunstfreunde kann „das Gespenst" nicht als eine Erscheinung von hervorragender Bedeutung betrachtet werden.

Schon das Sujet ist darnach geartet, daß Lorbeeren aus seiner musikalischen Bearbeitung nicht ersprießen können.

Ein alter filziger Bauer spekulirt auf Hand und Herz seiner jungen und reichen Mündel, welche aber bereits einem flotten Jägerburschen ihre Liebe geschenkt hat. Um den Alten von seinem Projekte abzubringen, bleibt dem Liebespaar nichts Anderes übrig, als zur List die Zuflucht zu nehmen und den Geist der seligen Muhme aus der andern Welt heraufzubeschwören. Dieser, von der listigen Mündel dargestellt, sucht dem Alten das Heirathen auszureden und könnte auf ein günstiges Resultat rechnen, da letzterer ein Hasenfuß erster Klasse ist, wenn nicht der Dorfschulmeister, welcher dem Jäger einige Schulstreiche nicht vergessen kann und auf die Goldfüchse des Alten spekulirt, zufälliger Weise erlauscht hätte, wie die Mündel sich bei dem Jäger darüber beklagt, daß ihr die Rolle des Geistes beschwerlich falle und sie Gewissensskrupel über den dem Onkel gespielten Spuck empfinde. Mit Noth läßt sie sich bereden, noch einmal, das letztemal das Gespenst zu machen und verspricht dem Jäger zugleich für die Nacht ein Stelldichein vor dem Hause, während der Schulmeister hingeht und dem Bauern gegen schweres Entgelt den Geist zu bannen zusichert.

Außer dem obengenannten Paar besteht aber noch ein zweites, die Großmagd und der Knecht; Erstere, die im Hause des Bauern wohnt, sagt ihrem Liebhaber gleichfalls ein Zusammentreffen vor dem Bauernhause zu und zwar, wenn es anders nicht gehen sollte, als Geist verkleidet.

So kommen denn zwei Gespenster des Nachts aus dem Hause, gerathen aber in die verkehrte Hand, so daß der Jäger die gespenstige Großmagd, der Knecht die vergeisterte Mündel bekommt. Dem gegenseitigen Erstaunen macht gleich darauf der Schulmeister ein Ende, der mit einer Schaar Bauern aus seinem Verstecke hervorbricht, Alles mit Prügeln traktirt und dadurch die Gespenster erlöst, worauf der Großbauer, um nicht ferner mehr von den Geistern molestirt zu werden, die Paare vereinigt. — Eine genauere Würdigung dieses überdies noch sehr langweilig, schleppend, daher wirkungslos verarbeiteten Sujets überzeugt den Kenner alsbald, daß dasselbe eigentlich wenig Material für einen zweckmäßigen Operntext hat. Die Intrigue ist gewöhnlich und effektlos, die komischen Motive kärglich und matt; es fehlt an Spannung und Reiz und der unbedeutende Schluß kommt dem Zuhörer nicht unerwünscht, da er ihn der Mühe des Zuhörens überhebt.

Daß bei solch' einem Text die Musik nicht schwunghaft und komisch sein kann, versteht sich von selbst; es konnte deßhalb nicht Wunder nehmen, daß die ganze Komposition etwas Gemachtes, Gezwungenes hat und ohne Originalität und Natur mühsam zusammengetragen scheint. Eine sehr häufige Anwendung ist von den Tanzrhythmen gemacht, gleich in der Introduktion stoßen wir auf einen vollständig durchgearbeiteten Galopp und nehmen mit einem Walzer von dem Tonwerk Abschied. Wenngleich diese Musik an und für sich Anerkennung verdient, da sie leicht und frisch ist und mitunter schöne Wendungen und prächtige Uebergänge hat, so erscheint sie doch in ihrer zu häufigen Verwendung unpassend und vermag das Charakteristische der komischen Opernmusik nicht zu ersetzen. Was sich außer dem Tanzrhythmus bewegt, ist angemessener und verdient namentlich die Arie der Mündel im zweiten Akte hervorgehoben zu werden, da diese Nummer mit Gefühl und Innigkeit geschrieben ist und für eine tüchtige Sängerin ganz trefflich liegt.

Das Hauptverdienst des Komponisten ist unstreitig seine gediegene technische Behandlung der einzelnen Nummern hinsichtlich der Orchestration und Accordation und die fleißige und elegante Durcharbeitung der Themas, was wir besonders an dem brillanten Walzer, wie nicht minder in dem größern Ensemblestücke im zweiten Akte lobend hervorheben müssen. Wenn wir dem Ganzen auch nicht unseren ungetheilten Beifall zollen können, so verdienen doch die eben hervorgehobenen Spezialitäten alle Anerkennung, die wir gerne dem Fleiße des Komponisten zusprechen. Herr Schifbenker hat das Gespenst zu seinem Benefize gewählt und bei seiner Beliebtheit und seinen mannigfachen Verdiensten um Oper und Schauspiel ein volles Haus damit erzielt; weiter hat aber die Gewalt des Gespenstes nicht gereicht, indem die zweite Aufführung desselben nur sehr schwach besucht war, ungeachtet solche in beiden Fällen eine befriedigende war, indem das Personal nach Kräften bemüht war, das Seinige zum Gelingen beizutragen.

—8—

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

**№ 30.** Mittwoch den 13. April **1864.**

## Δ Die Prinzessin im Kloster.

**Roman**

von

**Theodor Scheibe.**

### Fünftes Kapitel.

### Der Trompeter geräth durch seine Rose auf Dornen.

(Fortsetzung.)

Der Trompeter erhob sich und zündete an der Laterne eine Cigarre an und setzte sich hierauf auf seine Britsche.

Ich bin auf den morgigen Tag neugierig, sprach er hierauf. Du weißt es doch, daß ich morgen vor dem Standgericht zu erscheinen habe. Ist das ein Wahnsinn!

Wahnsinnig ist es wohl nicht, antwortete der Profoß, aber traurig. Das Italien soll der Teufel holen. Du bist nicht der Erste und wirst nicht der letzte sein, der hier elendiglich zu Grunde geht.

Ich kann es nicht glauben, sprach der Trompeter, daß der Prozeß für mich übel ablaufen wird. An den gegen mich erhobenen Beschuldigungen ist ja kein wahres Wort.

Das laß gut sein, sprach der Profoß. — Doch bin ich nicht gekommen, dich auszuforschen, sondern dir einen Gefallen zu erweisen.

Und worin besteht dieser?

Ich weiß, du hast eine Mutter, und es ist doch recht und billig, daß sie erfahre, wann und wie du gestorben bist.

Ich denke nicht an den Tod, antwortete der Trompeter mißmuthig, und ich habe es dir schon ohnehin gesagt, daß es für mich keinen schlechten Ausgang nehmen kann. Warten wir ab, was sich morgen Alles entwickeln wird.

Darauf darfst du nicht neugierig sein. Es ist Alles schon vorhinein bestimmt, wie bei einer Parade. Die dritte Jägerkompagnie rückt aus. Der Scharfrichter ist bereits angewiesen, seine Sachen in Ordnung zu bringen. — Zwischen zwei bis drei Uhr Nachmittags, denke ich, wird Alles bereits vorüber sein.

Die Sicherheit und Kaltblütigkeit, womit der Profoß sprach, raubte dem Trompeter seine Zuversicht.

Siedend heiß und brausend stieg ihm das Blut zum Kopf empor.

Alles vorbei, sprach er langsam die Worte des Profoßen nach, und mit seiner regen Einbildungskraft sah er den Zug der Jäger — den Scharfrichter — den Galgen — und ihm schwindelte es vor den Augen.

Ja, bis zwischen zwei und drei, fuhr Jener in seiner ruhigen Tonweise fort. Um eilf Uhr beginnt das Gericht, und die Verhandlungen werden wohl eine Stunde in Anspruch nehmen. Bis du gebeichtet haben wirst, wird es eins werden, und bis man zu dem Richtplatze hinaus kommt — und die Exekution selbst. — Es verläppert sich schon immerhin eine hübsche Zeit.

Also gehenkt soll ich werden, rief der Trompeter mit Heftigkeit, das ist infam.

Gewiß, antwortete der Profoß. Weniger infam wäre es gewesen, wenn man mit Pulver und Blei die Exekution vornehmen würde. Aber dein Verbrechen ist zu groß, und ich glaube kaum, daß es noch in der Möglichkeit liege, deine Begnadigung zu Pulver und Blei zu erwirken, du weißt ja, Kamerad, wenn bei uns einmal etwas angeordnet ist, so geht man davon nicht mehr ab. — Doch probiren könntest du es. Lege ein reumüthiges Geständniß ab und sage, wie der Kerl heißt, der dich verführt hat.

Sage mir doch, weißt du denn nicht, ob man den Fürsten von Lugano von meiner Verhaftung benachrichtigt habe?

Ich denke, man wird es gethan haben, meinte der Profoß. Der Fürst ist heute Nachmittags hier gewesen und zwar in seiner Oberstuniform. Ich weiß es, er war bei dem Festungskommandanten. Nachdem er denselben verlassen, kam der Exekutionsbefehl.

Dann steht es im Ernste schlimm mit mir, sprach der Dragoner erblassend.

Heftig pochte seine Brust und seine Augen füllten sich mit Thränen.

Man hat mich so angeschwärzt, sprach er, daß der Fürst seine Hand von mir abzog.

Verflucht und verdammt! schrie er zornig aufspringend. Sollte es mir nicht möglich sein, das Gewebe der Niederträchtigkeit zu zerreißen, in das man mich verwickelt? Wem erweist man einen Gefallen, wenn man mich ermordet? — Mann, du hast mehr Praxis als ich, sage mir doch, was ich unternehmen soll, damit die Exekution wenigstens aufgeschoben werde.

Der Profoß zuckte mit den Achseln und sagte dann nach längerer Pause: Es ist nichts mehr zu machen — wenn du willst, so gib mir die Adresse deiner Mutter bekannt, damit man ihr schreiben kann.

Meine Mutter! sprach Braun weichherzig. Weißt du denn, was das heißt Mutter? Ein Wesen, das für schwere Sorgen, erduldete Schmerzen, unermüdliche Wachsamkeit kein

anderes Glück kennt, als das ihres Kindes. Die für dich sieht und hört, arbeitet, weint und betet. Deren Dasein zur trostlosen Kluge wird, wenn sie den Sohn verliert, und nur darin eine Erleichterung findet, das Grab desselben mit Ehrenkränzen und Thränen der Wehmuth zu schmücken. Und du, Profoß, glaubst dich berufen, meiner Mutter die Kunde mitzutheilen, daß man ihren Sohn als Verräther verurtheilt und gehenkt habe. Das hieße ihr das Messer mit teuflischer Lust in die Brust stoßen und sie um die letzte Freude zu betrügen, das unglückliche Kind, das Todesopfer der Büberei und des Verrathes, beweinen zu dürfen. Nein, Profoß, ich danke dir für deinen Liebesdienst.

Hm, sie wird es doch erfahren, daß du an dem Galgen gestorben bist.

Aber nicht durch dich! rief der Dragoner. Es gibt einen Menschen in der Welt, der ein tiefes Gefühl besitzt und meinen Worten glauben wird, daß ich unschuldig bin. Dieser wird meiner Mutter schreiben und ihr das Recht bewahren, mich beklagen zu dürfen.

Und wer ist denn dieser so gefühlvolle Mann? fragte der Profoß. Es kümmert sich doch kein Kamerad um dich.

Wer dieser Mann ist? sprach der Trompeter lächelnd. Warum sollte ich es dir nicht sagen? Wenn ich wirklich standrechtlich verurtheilt werden sollte, so wird man einen Mann zu mir senden, welcher die Bestimmung hat, mir das Leben zu nehmen. Diesen Mann werde ich bitten, meiner Mutter zu schreiben.

Der Scharfrichter also, sagte, aus vollem Halse lachend, der Profoß. Das ist also der Gefühlvolle?

Ja, entgegnete Braun. Ich habe ihn Violinespielen gehört und weiß aus seinem Spiele, daß er ein edles und empfindsames Herz besitzt.

Ich weiß, wohin das hinaus will, sagte der Profoß, die Augenbrauen pfiffig in die Höhe ziehend. Du willst dich für einen Narren ausgeben, um dadurch dem Standrecht zu entgehen. Recht wäre es mir, denn jede Exekution durch den Scharfrichter kostet dem Profoßen mindestens sechs Gulden, die man an ihn zu bezahlen hat. — Aber glaube mir, es wird dir nichts nützen. Unser Auditor ist wahrscheinlich nicht auf den Kopf gefallen! — Nun schlaf wohl, wenn du kannst. Morgen um die Zeit schläfst du anderswo.

Der Profoß ergriff seine Laterne und entfernte sich.

Dunkelheit herrschte wieder in dem Kerker, die dadurch gemildert wurde, daß der Mond sein mattes Licht durch das kleine Gitterfenster in das Gewölbe warf.

Mit ängstlich pochendem Herzen durchirrte der Gefangene seinen Kerker, während seine Fesseln schaurig klirrten.

Dann stellte er sich dem hochangebrachten Fenster gegenüber, und den Mond in's Auge fassend, richtete er an ihn die Frage: Was meinst du wohl, Kamerad, wird es morgen zu einem fröhlichen Abschlusse kommen? — Der Feldpater weiß unter neunzehn standrechtlichen Fällen keinen einzigen, welcher nicht, wie er gesagt, tödtlich abgelaufen wäre. — Auch ich habe in meiner dreijährigen Dienstzeit höchstens in Romanen solche Coups gefunden. — Ich habe so viele Schändlichkeiten, wie sie sagen, begangen, daß ich nicht einmal werth bin, den Soldatentod zu sterben.

Der Fürst war hier und ich werde dennoch standrechtlich behandelt! — Arme Mutter! — Was meine Beate von mir denken wird, wenn man ihr sagt, was die dumpfen Trommeln, die sie vielleicht hören wird, zu bedeuten haben. — O, Mond! guter Kamerad in so manchen freuden- und leidenvollen Nächten, erwecke doch in ihr die Gefühle, daß sie mir eine Thräne des Mitleids schenke. — Es war mir nicht gegönnt, mein Lied zur That werden zu lassen. — Ich sterbe nicht für sie, wie ich gesungen. Ich sterbe, weil es ein Halunke haben will, den ich gar nicht kenne! Möge ihn Gott verdammen! Lebe wohl, du bleicher Wanderer am Firmamente. Grüße mir die Mutter — grüße mir Beate — Lebewohl! Wir sehen uns nimmer wieder.

Der Mond zog von dannen und dichter wurde der Schatten in dem Gefängnisse.

Der Dragoner sank auf sein Lager.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Ein Stiergefecht in Madrid.

K—r. Das Stiergefecht zählt nicht nur zu den Vergnügungen, welche der Spanier hoch über alle anderen Freuden dieser Erde stellt, sondern er kann auch über diese seine Lieblingspassion am ehesten mit dem Andersdenkenden in heftigen Streit gerathen. Man wage es nicht, einem echten Spanier gegenüber den Stab zu brechen über dieses anziehende Schauspiel, wo der beherzte Kämpfer den furchtbaren Angriffs- und Vertheidigungswaffen des wuthentbrannten Thieres nichts Anderes als seinen Muth entgegenzusetzen hat. Was übrigens den barbarischen Charakter dieses Schauspiels anbelangt, so wurde derselbe schon von Philipp V. erkannt, der die Stiergefechte untersagte; später indeß wurden sie theilweise in Erfüllung des Volkswillens, theilweise aber aus politischen Gründen wieder eingeführt, um sich von da ab bis auf heute und wohl noch längere Zeit zu erhalten, zumal dieses Vergnügen eine bedeutende Einnahmsquelle für wohlthätige Zwecke bildet. So z. B. hat der Pächter der Arena (Ort, wo die Gefechte stattfinden) in Madrid bedungenermaßen 120.000 Realen, beiläufig 90,000 Frcs. an das große Hospital abzugeben. Dafür ist ihm das ausschließliche Recht, diese Gefechte veranstalten zu dürfen, so wie seinen verwundeten Kämpfern unentgeltliche Pflege im Krankenhause zugesichert. Außerdem werden dem Unternehmen ein Geistlicher und ein Arzt am Kampfplatze zur Verfügung gestellt. Neben diesem hohen Pachtschilling ist noch die große Besoldung der Fechter und der Angestellten zu bestreiten, nichtsdestoweniger findet der Unternehmer reichlichen Gewinn, da ein hohes Entrée gezahlt wird, und die Arena stets überfüllt ist. Wenn man die Aufregung wahrnimmt, welche dieses Schauspiel in allen Schichten der Bevölkerung hervorruft, so könnte man fast annehmen, man habe es mit einem nur selten eintretenden Ereignisse zu thun, und doch ist dem nicht so, da von Ostern bis Mitte Oktober wöchentlich ein, zuweilen auch zwei Stiergefechte stattfinden, früher gingen an den dazu bestimmten Tagen sogar zwei Gefechte vor sich, eines des Morgens und das andere des Nachmittags. Die Fechter, welche sich dem Metier ausschließlich widmen, sind in der Regel Leute von geringer Bildung, nichtsdestoweniger sind sie allgemein beliebt, die Espadas werden sogar im ganzen Lande gefeiert.

Zwei Tage vor dem Gefechte wird in zwei Hauptstraßen, in den zu diesem Behufe eigends bestellten und stark belagerten Bureaus (despachos genannt), mit dem Verkauf der Eintrittskarten begonnen, die natürlich einen

reißenden Absatz finden. Am Tage des Schauspieles selbst ist daher nur selten ein annehmbarer Sitz zu erlangen, und werden für solche oft Preise bezahlt, wie sie in Paris kaum bei den Vorstellungen außergewöhnlicher Gesangskünstler vorkommen dürften. Ist die Witterung am bestimmten Tage günstig — denn an diese Bedingung ist stets das Vorsichgehen des Gefechtes geknüpft — so beginnt schon um die zweite Nachmittagsstunde nach dem zur Arena führenden Hauptstadttheil durch die „Calle de Alcala“, einer Straße, von welcher sich die bevölkertsten Gassen der Stadt abzweigen, und welche gleichzeitig nach dem einzig in seiner Art dastehenden ganz nahen Prado führt, eine wahre Völkerwanderung, und zwar sind es nicht nur die dem Gefechte Beiwohnenden, welche sich in Bewegung setzen, viel größer noch ist die Zahl Jener, welche die Rolle der müßigen Gaffer übernehmen. Ist der Tag des Schauspiels ein Sonn-, Fest-, oder gar ein Jahrmarktstag, so entwickelt sich ein Gewühl, dem an Buntheit der Farbentöne nichts Anderes zu vergleichen ist, und wo der Maler die Verschiedenheit der Volkstrachten studiren kann. Da gibt es Fuhrwerke aller Art, Omnibusse mit 6—8 Maulthieren bespannt, phantastisch aufgeputzte und ungesattelte Maulthiere, Esel, die mitunter eine ganze Familie, (Mann, Frau und Kind) tragen.

An einem solchen, vom schönsten Wetter begünstigten Sonn- und Jahrmarktstage im September v. J. riß auch mich der allgemeine Menschenstrom nach der Arena. Der aus Mauerwerk aufgeführte weiß übertünchte Bau stammt aus dem Jahre 1479 und bietet äußerlich gar nichts Bemerkenswerthes. Ein großer Theil des Publikums hielt die Eingänge umstellt, um den Anblick der Anlangenden zu genießen; während ein anderer Theil die in Menge aufgerichteten Erfrischungsbuden belagerte. — Durch eine Unmasse von Thüren und Gängen führt der Weg nach dem amphitheatralisch für 12,000 Personen erbauten Inneren der Arena, wo bereits dichte Gruppen die Mitte des eigentlichen Fechtplatzes, allerlei Späße treibend, einnehmen. Auf dem der Sonne exponirten Theile dieses Platzes gibt sich ein noch regeres Leben kund, welches durch Anbot und Abnahme von Erfrischungen, sowie der eigens zu diesem Schauspiele fabrizirten farbigen papierenen Fächer, einem in Madrid unfehlbaren Dinge in weiblicher Hand, hervorgerufen wird. Die Plätze, durchgehends und deutlich numerirt, sind leicht einzunehmen und ebenso auch in kürzester Zeit ohne die mindeste Störung zu verlassen. — Es gibt hier drei Hauptränge: nämlich der der „Sonne“, der „Sonne und des Schattens“ und endlich des „Schattens“ allein, außerdem zerfallen die Sitze und Logen wieder in 4 Haupt- und 16 Unterabtheilungen. — Nur ein Dachvorsprung umgibt das Innere in der ganzen Runde, und es bleibt sonach der größte Theil des Publikums, sowie die Fechtbahn selbst unter freiem Himmel.

Den eigentlichen Fechtplatz umkreiset eine etwa 6 bis 7 Fuß hohe hölzerne blutroth angestrichene Barriere (las tablas) an welcher ungefähr 2 Fuß über der Erde nach Innen ein hölzerner Vorsprung angebracht ist. In einer Entfernung von circa 6 Fuß reiht sich eine etwa 2 Fuß hohe hölzerne Barriere, einen Gang bildend, theilweise zum Schutze ermüdeter, theilweise aber zum Aufenthalte der zum Ersatze bestimmten Mitwirkenden. Oberhalb der letzterwähnten Barriere zeigt sich ein noch höher reichendes Geflecht von Stricken, das die Bestimmung hat, dem erbitterten Thiere als Hinderniß zu dienen, falls es versuchen sollte, auch diese Barriere zu überspringen, — was bezüglich der ersten nicht zu selten vorkömmt. Von der ersten Barriere münden 4 Thore aus, wovon 2 dem allgemeinen Dienste, eines dem Eintritte des Stieres, das letzte endlich zur Abfuhr der Cadavra bestimmt ist. Nächst der enormen Ausdehnung dieser Arena und der großen Anzahl des Publikums, ist es die Loge der Königin, die durch ihre prachtvolle Ausstattung ganz besonders auffällt. Dicht nebenan befindet sich die Loge der amtirenden Magistratsbehörde, und in ziemlicher Nähe eine Militär-Musikkapelle. Das Tagesprogramm fast in Jedermanns Hand, zumeist um in den auf der Rückseite angebrachten acht Rubriken mit gewissenhafter Genauigkeit die Ergebnisse des Gefechtes zu verzeichnen, versprach für 4 Uhr den Beginn des Schauspieles. In der That gewahrte man, je mehr sich diese Stunde näherte, eine erhöhte Erregtheit, die in dem lebhafteren Getümmel am Fechtplatze sowie in mehrfachen Freudenrufen ihren Ausdruck erhielt. Durch ein Thor des allgemeinen Dienstes marschirten nun 15 Mann berittener Munizipalgardisten, an ihrer Spitze 2 Alguazils (Magistratspersonen) zu Pferde, in schwarzem Kostüme nach dem eigentlichen Fechtplatze, um die Säuberung desselben vorzunehmen.

Nachdem dies geschehen, begaben sich die Alguazils zu den Toreros (Fechtern), um sie dem Publikum vorzuführen. Hierauf öffnete sich das Thor der Cadavra und unter Trompetenschall geleitet von den beiden Alguazils durchschritten im feierlichsten Aufzuge die verschiedenen Mitwirkenden den Fechtplatz, ihren Ausgang durch ein Thor des allgemeinen Dienstes nehmend. In erster Reihe die „Picadores“ zu Pferde, Männer von schönem und starkem Schlage in malerisch alt-spanischer Reitertracht. Sie halten in der Linken den Zaum des Pferdes, in der rechten Hand dagegen als Waffe eine Lanze, die in eine dreizöllige Eisenspitze endet, und somit blos geeignet ist, das herannahende Thier zu reizen und ferne zu halten, keineswegs aber dasselbe erheblich zu beschädigen. Ihre Beinkleider und hohen Stiefel, beide von Leder, sind nach Innen mit leichtem Eisenblech gefüttert, die pantoffelartigen in eine Eisenspitze auslaufenden Steigbügel dienen dazu, um die fast leblos gewordenen Pferde fühlbar anzuspornen. Hierauf folgten die Chulos zu Fuß. Junge Männer von bewunderenswürdiger Agilität in verschiedenfarbiger andalusischer Tracht, d. i. Schuhe und Strümpfe, Beinkleider bis an die Knie, und eine bis an die Hüfte reichende Jacke aus Seide. Eine Art Seidenmantel (Capa) in der Hand getragen, hat die Bestimmung, dem Stiere aufgerollt und vorgeflattert zu werden, um ihn zu blenden und zu erbittern, theils aber auch, um ihn nach einer anderen Richtung abzulenken.

In derselben Tracht sind die „Banderilleros“ gekleidet, welche die Aufgabe haben, eine Art eisenbeschlagener mit färbigem Papierflitter umhüllter oft mit Pulver gefüllter Stäbe (banderillas) in die Schultern des Thieres zu pflanzen, um dessen Wuth zu steigern. — Nun kamen mit ihren Ersatzmännern die „Espadas“ (zu Fuß, ehedem Matadores genannt) an die Reihe. Wie schon diese alte Benennung zeigt, sind sie die Hauptpersonen des Schauspieles. — Im Kostüm der Chulos machen sie sich nur durch eine höhere Eleganz und die zuweilen hellrothseidenen Beinkleider, und ein kleines fingerlanges Haarzöpfchen bemerkbar. — In der rechten Hand den blanken Degen, in der linken ein kleines Stäbchen und ein Stück Tuchstoff (muleta) von hellrother, dem Stiere widerlichsten Farbe. Den Zug beschließen in

raschem Trabe und unter den Jubelrufen der Menge zwei Züge zu je 4 Maulthieren, die Haare zur Hälfte abrasirt an Stricken, deren Enden mit Widerhaken versehen, die Köpfe mit Blumen, Federn, sowie vielfachem Zierath aufgeputzt, sie sind bestimmt, zur Zeit die Cadaver der Arena zu entführen.

Während nun der zum Ersatze bestimmte Theil der Picadores in dem früher erwähnten Gange verblieb, erschienen ihrer Zwei, begleitet von den Chulos am Fechtplatze, vereinigten sich vor der Loge der Behörde, und nahmen da den Schlüssel des Stierbehälters entgegen, um ihn den Alguazils zu überreichen. Dies geschehen, placirten sich die Picadores in gemessener Entfernung von einander hart an der Bretterwand (las tablas), ganz bereit den Angriff des Stieres aufzunehmen, die anderen Fechter hingegen zerstreuten sich nach vielen Richtungen des großen Kampfplatzes. Diesen Moment benützte meine dunkeläugige Nachbarin, um einer in der Nähe sitzenden und eben auch zum ersten Male dem Schauspiele beiwohnenden französischen Dame für den bevorstehenden Moment die Nerven zu stählen, was auch auf den freundlichen Leser dieser Zeilen hiemit seine Anwendung finden möge.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Würzburger Stadttheater.

Samstag, 9. April. „Violetta" von Verdi, Benefice für Frln. Ruhe.

Wer die Violetta, die Dame mit den Kamelien, wie man die Traviata umgetauft hat, zum ersten Male hört, wird sich eines eigenthümlichen frappirenden Eindrucks nicht erwehren können, weil in dieser Oper zwei Elemente zu einem Ganzen vereinigt sind, die einander ganz fremd sind und nur mit Widerstreben sich gegenseitig dulden; der ganze Apparat der Musik für die große italienische Oper, der sog. opera seria, in welchem sich gewöhnlich nur antike Heldengestalten wie Belisar, Semiramis, Norma u. s. w., oder romantische Ritterstücke wie die Puritaner, Lucia, u. a. bewegen, ist für einen ziemlich schlüpfrigen französischen Roman in Roccoco zugestutzt worden, deren Heldin eine Grisette von höchst zweideutigem Herkommen ist. Dieser Kontrast zwischen Sujet und Musik bringt jenen sonderbaren oben erwähnten Eindruck hervor und macht es erklärlich, daß die Oper eine sehr verschiedene Beurtheilung und Aufnahme gefunden hat; in Paris wurde sie ziemlich gleichgültig, in London enthusiastisch aufgenommen, während man sich in Deutschland, wo die Oper ohnehin weniger bekannt ist, noch nicht definitiv über ihren Werth geeinigt hat.

Den meisten Anstoß hat, und nicht mit Unrecht, das Sujet gefunden; dasselbe, der dame aux camelias von Dumas entlehnt, ist eine Apologie eines gefallenen Engels, indem es uns eine Dame, welche als Zeichen ihres Geschäftes die auffallende Camelie im Haare trägt, im Glanze einer heroischen Entsagung vorführt, die jede Spur ihrer früheren Erniedrigung vertilgt und ihr die Strahlenkrone einer duldenden Heiligen aufdrückt.

Dagegen wäre an und für sich nichts einzuwenden, wenn uns nicht der 1. Akt in das Treiben des Jedermann zugänglichen Salons der Dame mit den Kamelien hineinführen würde, was, wenn es auch mit aller Decenz geschieht, doch zu Reflexionen Anlaß gibt, welche im Theater, als dem Tempel der Kunst und Bildung, gewiß nicht am Platze sind.

Folgen wir übrigens der Violetta in ihre Appartements, so treffen wir einen jungen Marquis, Alfred Germont, bei ihr, welcher auf dem besten Wege ist, sich und sein Vermögen total zu ruiniren; sein Vater eilt herbei, um den verlornen Sohn aus der Gewalt der Sirene zu befreien. Zufällig trifft er mit Violetten selbst zuerst zusammen; es erfolgt ein für den Zuhörer peinlicher Auftritt, dann aber gelingt es ihm, von derselben, welche mit inniger Liebe an den jungen Germont gefesselt ist, das schwere Opfer der Entsagung zu erringen, um dadurch die Ehre der Familie, insbesondere das Leben einer durch die Extravaganzen ihres Bruders, des Marquis, aufs tiefste gekränkten Schwester zu retten. Ohne Abschied eilt Violetta fort, weil sie ihrem, dem alten Germont gegebenen Versprechen sonst untreu zu werden fürchtet und schreibt ihrem Geliebten nur wenige kurze Worte des Abschieds. Dieser aber, ohne Ahnung von dem gebrachten Opfer, hält die Entfernung Violettens für Untreue und fügt ihr später bei einem zufälligen Zusammentreffen eine schreckliche Kränkung zu, indem er ihr im angefüllten Gesellschaftssaale zur Bezahlung für ihre Liebesdienste die volle Börse vor die Füße schleudert. Violetten bricht die Entsagung auf den Geliebten das Herz; es stellt sich eine tödtliche Krankheit ein und sie siecht dahin. Bevor der Tod an sie herantritt, führt die Reue den Marquis Alfred, der inzwischen von ihrem Edelmuthe Kenntniß erhalten, zu ihren Füßen und sie stirbt versöhnt mit ihm in seinen und seines Vaters Armen.

Dieser Schluß und schon vorher die Wendung in den Verhältnissen söhnt mit der Frivolität, die im Anfange des Stückes hervortritt, aus und macht einen besänftigenden Eindruck, der um so wohlthuender wirkt, als auch die Musik namentlich im 3. Akte eine ganz vortreffliche ist.

Wir behalten uns vor, in unserem nächsten Referate hierüber uns etwas weiter auszulassen und schließen für heute mit der Bemerkung, daß der wegen ihrer Verwendbarkeit und ihres Fleißes allgemein geschätzten Benefiziantin ein zahlreicherer Besuch zu wünschen gewesen wäre, als dieses der Fall war. Möge sie sich einigermaßen in dem ihr gespendeten lebhaften Beifall entschädigt finden. —d—

---

## Steinröschen.

Wenn einsam auf der Berge Höhen
Der Schütze nach den Gemsen jagt,
Ergraute Felsen um ihn stehen
Und lauschen, wie er trauernd klagt:
Von Liebe, die gewelkt dahin,
Von Blumen, — die nun nicht mehr blühn, —
Da ruft in der Tiefe mit lockendem Laut
Steinröschen — die arme verwunschene Braut, —
Da schwindelt's dem Schützen am Felsenrand,
Es zieht ihn hinunter die steile Wand.

Friedrich Friedreich.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 31. Sonntag den 17. April 1864.

## △ Die Prinzessin im Kloster.

Roman
von
Theodor Scheibe.)

### Sechstes Kapitel.

### Der Scharfrichter von Ankona erhält einen Besuch.

(Fortsetzung.)

Drei Männer arbeiteten Nachts bei Laternenschein auf der Richtstätte und hatten vollauf zu thun. Der Eine von ihnen beschäftigte sich, mit der Spathe eine Grube zu graben und fluchte dabei, da er an viele Steine stieß, welche seine Arbeit beschwerlich machten.

Der Zweite stand auf einer an den Galgen gelehnten Leiter und setzte daselbst in den Querbalken eine neue Rolle ein, da die alte bereits unbrauchbar geworden war. Die Laterne, an einer Spitze der Leiter hängend, spendete ihm karges Licht zu seiner Arbeit. Der Dritte hatte die Erde an dem empor:steigenden Balken fester zu stampfen.

Noch war eine vierte Person anwesend, und zwar ein Mann, in einer leichten blauen Jacke gekleidet, der einen runden Hut auf dem Kopfe trug und der, eine Cigarre schmauchend, den Beschäftigten müßig zusah.

Urbini, Ihr seid ein fleißiger Mann in Eurem Geschäfte, sprach Letzterer, seinen Blick auf den Scharfrichter heftend, der oben auf der Leiter stand. So flink seid Ihr, daß es eine wahre Freude ist, Euch zuzuschauen.

Ich liebe aber keine Zuschauer, antwortete jener mürrisch, sonst würde ich nicht die Nacht zu meiner Arbeit gewählt haben. Schert Euch zum Teufel!

Mit Verlaub, Herr Urbini, entgegnete der Mann in der Jacke, ich gehöre zu Euerem Metier. Mein Großvater war Freimann in Bologna, und ich werde wieder zu dem Geschäfte zurückkehren, wenn die Zeiten so bleiben, wie sie sind. Es scheint sogar, daß es noch besser kommen wird. Die Revolution macht sich!

Und Ihr helft sie mitmachen?

Vielleicht. Man muß seine Geschäftskunde unterstützen. Wißt Ihr, wer morgen hier zappeln wird?

Ein armer Sünder.

Ein Deutscher, Herr Urbini! Und weil er das ist, habt Ihr nicht nöthig, ihm das Ende sanft zu machen.

Im Gegentheile, sprach der Scharfrichter. Dieser Deutsche wird gehenkt, weil er es mit den Italienern hält.

Wer weiß, ob es wahr ist, sprach lachend der Mann in der Jacke. Es ist sogar höchst unwahrscheinlich, denn derselbe hat vor Kurzem viele Italiener in Venedig umgebracht.

Von wem wißt Ihr das?

Man hat es mir erzählt. Der Kerl soll sich vorgestern Nachts herausbemüht haben, um sich die Galgenstätte anzusehen, und man sagt, daß sie ihm so gefallen habe, daß er hier zu musiziren begann.

Was sagt Ihr da? fragte Urbini mit großer Lebhaftigkeit, indem er von der Leiter herabstieg. Vorgestern Nachts hat hier wirklich Jemand musizirt und zwar ein Trompeter.

Das war derselbe, der morgen als Delinquent ausgeführt wird, rief der Mann in der Jacke.

Corpo di Dio! Woher wißt Ihr das, versetzte der Freimann mit steigender Aufregung, und ging auf den Mann in der Jacke los.

Dieser retirirte eiligst und sagte: Man hat davon in einer Osteria gesprochen. Ich sage nur, was Andere sagten.

He, du Neuigkeitskrämer, was hat man denn gesprochen?

Daß Ihr eine Belohnung von zehn Scudi erhalten sollet, wenn Ihr es bei der Hinrichtung so ungeschickt anstellet, daß der Trompeter wenigstens eine Viertelstunde lang Gesichter schneide.

Maledetta Canaglia! kreischte der Scharfrichter wuthentbrannt, und wollte sich auf den Mann in der Jacke stürzen, der jedoch schnellfüßig Reißaus nahm, um der drohenden Züchtigung zu entgehen.

Erst in weiter Entfernung von der Richtstätte machte er Halt und rief von dort dem Freimann zu, welcher zurückgeblieben war: Man weiß ja ohnehin, daß Ihr der geschickte Matteo Urbini seid. Wahrlich ich wollte Euch nicht beleidigen. — Nichts für ungut, Freund, aber zehn Scudi wären auch gut mitzunehmen gewesen. — Gute Nacht!

Nimm dich wohl in Acht, daß ich dir nicht einmal das Genick breche, rief der Zornige ihm nach und kehrte dann zu seiner Arbeit zurück.

Diese war endlich beendet.

Matteo sprach zu seinem Knechte, der den Boden zu stampfen hatte: Hilf nun dem Pietro graben; und wenn Ihr fertig seid, so geht schlafen. Hierauf wandelte Matteo seinem Hause zu und begab sich in dasselbe.

Nachdem er in seinem Zimmer Licht gemacht hatte, nahm er seine Violine aus dem Kasten, stimmte diese und begann zu spielen.

Dies währte jedoch nicht lange.

Sichtlich fehlte ihm hiezu die Lust.

Er legte sich dann in das offene Fenster und starrte lang in die Nacht hinaus.

Dann ging er von dem Fenster weg, warf sich in einen Stuhl und verfiel in ein düsteres Brüten. Von Neuem ergriff er dann sein Instrument und spielte, aber nicht liebliche Töne, sondern wilde, schrille waren es, welche er hervorrief.

Eine Frau trat ein, welche einige Jahre jünger sein mochte als Urbini.

Sie war hübsch und drall, aber ihre Reize wurden durch ihre unreinlichen Kleider und ihr verrupftes Haar, das ihr lose herabhing, überaus beeinträchtigt.

Sie befand sich in dem unanständigsten Negligee.

Er hat schon wieder die verdammte Fidel in der Hand, zürnte sie. Wahrlich, ich habe keine größere Feindin, als dieses Hexeninstrument und werde sie verbrennen müssen, damit du endlich Ruhe gibst. Matteo, setzte sie sanfter hinzu, geh' doch schlafen! Ich warte halbe Nächte vergebens auf dich. Böser Mann! Ich dächte doch, dein Weib soll dir lieber sein als diese abscheuliche Fidel. Mir gellen es die Ohren, wenn ich sie höre.

Ich möchte doch nur wissen, sprach das Weib des Henkermanns, warum du heute so trübselig vor dich hinglotzest. Steckt dir gewiß ein Frauenzimmer in dem Kopfe, denn du mußt so etwas in dem Schilde führen; sonst wüßte ich wirklich nicht, was dich so melancholisch machen könnte; aber ich sage dir, Matteo, nimm dich vor mir wohl in Acht, ich bin eine Pisanerin. Wenn ich dich bei einer Untreue ertappe, dann mußt du sterben.

Ich fürchte nicht den Tod, mein Schätzchen, antwortete der Scharfrichter trübsinnig. Aber ich fürchte den Tod, den ich morgen einem Andern weihen soll.

Es ist traurig, wenn dich dein Beruf nicht mehr freut.

O, seufzte Matteo, morgen soll ich meinen Bruder ermorden.

Wie, du hast noch einen Bruder? Das ist für mich etwas Neues.

Ein leiblicher Bruder ist er freilich nicht; aber seine Seele ist mit der meinigen verwandt. Er ist ein Spielmann von den kaiserlichen Soldaten, welche vor Kurzem hieher gekommen sind. Ein junger, lebensvoller Mann, voll Kraft und Gefühl, und ich soll ihn tödten, weil er ein Freund der Italiener ist.

Einer mehr oder weniger auf der Welt, das bleibt sich wohl gleich, antwortete die Frau. Die Hauptsache ist, Geld zu verdienen. Was du treibst, das soll mich freuen. Willst du noch nicht zu Bette gehen?

Noch lange nicht, antwortete Matteo, ich habe für den morgigen Tag noch Vieles in Ordnung zu bringen.

Sei doch so gefällig und hantiere heute nicht weiter mit der Fidel, sonst müßte ich glauben, daß du mit den Saiten derselben deinem Bruder die Kehle zuschnüren willst. Doch, ich kann mich mit dir länger nicht befassen, du weißt es, morgen gehe ich nach Sinigaglia, um meine Schwester zu besuchen, und will mich nicht verschlafen auf den Weg machen.

Grüße mir deine Schwester.

Schönen Dank, rief die Frau verdrießlich, und wendete sich der Thüre zu, welche sie hinter sich mit Heftigkeit zuschlug.

Der Scharfrichter athmete leichter auf — er mochte sein Weib nicht lieben. Wieder ergriff er sein Instrument und küßte dasselbe wie eine liebe Braut.

Du gibst mir für Alles Ersatz, flüsterte er, aber heute muß ich dich wohl ruhen lassen, sonst gibt es noch ein Donnerwetter. Er legte dann die Geige in den Kasten, den er sorgsam versperrte.

Das Geräusch leiser Fußtritte in dem Sande vor dem Hause regte seine Aufmerksamkeit an.

Er ging an das offene Fenster und sah zwei Gestalten in langen weiten Kleidern, welche sich näherten.

Wer da? fragte er, aus dem Fenster blickend.

Ist hier das Haus des Scharfrichters? lautete die Gegenfrage einer weiblichen Stimme.

Zu dienen, antwortete Matteo. Was sucht man hier?

Ich habe mit dem Scharfrichter zu sprechen.

Gedulden Euch einen Augenblick.

Urbini ergriff seine Lampe und schritt aus dem Zimmer in den Hausflur, wo er die Thüre öffnete.

Zwei weibliche Gestalten traten ihm entgegen.

Die Voranschreitende trug einen schwarzen, seidenen Mantel, der nicht hinreichend lang war, um ihr rosafarbenes Moirekleid zu verbergen. Ein grauer runder Hut deckte ihr Haupt, von welchem ein dichter schwarzer Schleier bis über die Brust herabfallen. Ihr Wuchs war schlank und stolz; er reichte jedoch nicht über das Maß der weiblichen Anmuth hinaus.

Ihre Begleiterin war viel kleiner, die Statur gedrungener, ihre gleichfalls schwarze Mantelbegleitung einfacher. Sie war ebenfalls verschleiert.

Womit kann ich dienen? fragte Urbini.

Ich ersuche Sie um eine kurze Unterredung, sprach die erstgeschilderte Dame.

Matteo führte sie in seine Stube, wo er sich gewöhnlich aufzuhalten pflegte, und bot den Besucherinnen Sitze an.

Die Beiden leisteten der Einladung Folge.

Mein Herr, sprach die Dame von schlankerem Wuchse mit bewegter Stimme, wie ich erfahren habe, soll morgen ein Soldat hingerichtet werden. Man sagt, er habe sich verleiten lassen, der revolutionären Partei sich anzuschließen. Ich zweifle lebhaft, daß diese Anklage eine gerechte sei, und bin darauf bedacht, dem wahren Grunde derselben nachzuspüren. Dies jedoch erfordert Zeit, aber da die standrechtliche Hinrichtung auf morgen angesetzt ist, so fürchte ich, daß ich mit meiner Beweisführung zu spät kommen würde. Wie es sich aber immerhin mit der Beschuldigung verhalten möge, Eines ist gewiß: Dieser Mann ist gutmüthig, treuherzig und besitzt einen edlen Charakter. Ebenso weiß ich, daß er den Zorn eines hartherzigen und ungerechten Kavaliers wachgerufen, der mit Bosheit und Schadenfreude dem kommenden Tag entgegensieht. Durch Verhältnisse gebunden, kann ich in dieser Angelegenheit nicht offen zu seiner Vertheidigung auftreten, und in der Angst meines Herzens sah ich mich genöthigt, einen Weg zu suchen, zu dem mir die Liebe gerathen. Mein Herr, ich bin zu Ihnen geeilt, um Sie zu bitten, mich in meiner Angelegenheit zu unterstützen. Durch Ihre Hilfe soll der brave Mann gerettet werden.

Was kann ich thun? sprach Urbini. Soll ich zu Gerichte gehen und die Behauptung aufstellen, daß der Delinquent schuldlos sei? — Ich will es thun! Doch zweifle ich, daß man meinen Worten Glauben schenken wird, wenn ich meine Aussage nicht mit wichtigen Gründen

unterstützen kann. Erhalte ich jedoch von Ihnen Beweise, so ...

Ich kann Ihnen jetzt noch keinen Beweis liefern, unterbrach ihn die Dame, und wünsche nichts Anderes von Ihnen, als es zu verhindern, daß morgen nicht der Angeklagte gerichtet wird.

Wie kann ich das verhindern? fragte der Scharfrichter.

Ich bitte Sie, selbst darüber nachzudenken, auf welche Art es geschehen kann.

Die Dame nahm ihrer Begleiterin ein gefülltes Säckchen ab und stellte dasselbe auf den Tisch.

(Fortsetzung folgt.)

# Ein Stiergefecht in Madrid.

(Fortsetzung und Schluß.)

K—r. Das eigentliche Gefecht nahm jetzt seinen Anfang. Die Alguazils übergaben dem Beschließer des Stierbehältnisses den Schlüssel desselben, und machten sich eiligst aus dem Staube. Tiefe Stille tritt jetzt ein, und jeder Brust bemächtigt sich ein Gefühl höchster Spannung. Aller Augen waren unausgesetzt nach dem Thore des Stierbehältnisses gerichtet, denn was nun erfolgen sollte, bildet den interessantesten Abschnitt des Schauspiels. Auf ein durch Trompetenschall gegebenes Zeichen des Präsidenten der Behörde öffnete sich das Thor des Käfigs und unter dem Gejauchze der Massen stürzte ein prachtvoller Stier auf den Kampfplatz. Verblüfft durch die Tageshelle, die große lärmende und zujauchzende Menschenmenge, bleibt der Stier einige Augenblicke stehen, unruhig den Kopf hin- und herwerfend. Plötzlich gewahrte er einen Picador, und wie mit einem Satze stürzte er auf ihn los. — Der Picador, bekannt als Bester seines Metiers (Don Manuel Lerma, auch el Corlno genannt) trachtete, den raschen Angriff mit der Lanze zu pariren (vorgeschriebenermaßen nur mit einer Hand), doch vergebens, denn schon wühlten und vertieften sich die Hörner des Stieres in den Weichen des mit sammt seinem Reiter in die Lüfte geschleuderten und auf ihn gestürzten Pferdes.

Ungeheueres Zischen und Pfeifen verhöhnte diesen Unfall und sogleich sprengte ein anderer Picador zum Ersatze nach dem Kampfplatze, die herbei gelaufenen Chulos aber gaben sich durch Entfalten der Capas alle Mühe, den Stier zum Loslassen seiner Beute und zum Einschlagen einer anderen Richtung zu veranlassen, wodurch es endlich gelang, den unglücklichen Picador aus seiner unbequemen Lage zu befreien. — Uebrigens gehörte dieser Unfall auch zu den minder gefährlichen, da der Reiter durch das Pferd vor den Hörnern des Stieres geschützt war. Das zusammengestürzte Pferd aber, mit seinen heraushängenden Eingeweiden, war erbärmlich anzusehen; dem Verenden nahe, erhielt es von der Hand eines Dieners den Gnadenstoß und wurde schnell seines Riemen- und Sattelzeuges entfertigt, während der Reiter, wiewohl körperlich unbeschädigt, den Fechtplatz verließ. Besser erging es dem zweiten Picador (Don Francesco Calderon), auf welchen sich mittlerweile das gereizte Thier mit aller Wuth geworfen, ihm gelang es, den Stier mit einem wohlberechneten, vorschriftsmäßig nach der Schulter geführten Lanzenstiche von sich fern zu halten, wofür ihm unendlicher Beifall und Ovationen aller Art gespendet wurden. Noch zwei Picadores und ihre Pferde theilten in jeder Beziehung das Schicksal des Ersten in diesem Kampfe, obgleich sie mit aller Festigkeit dem Thiere die Lanze ansetzten. — Der fünfte von dem Stiere angegriffene Picador wußte seine Lanzenstiche mit besonderer Kraft und Sicherheit zu führen, und rauschender Beifall war der Lohn seiner Geschicklichkeit, plötzlich aber wurde der Bauch seines Pferdes von den Hörnern des Stieres derart aufgeschlitzt, daß die heraushängenden Eingeweide fast bis an die Erde reichten. Ein entsetzlicher Anblick, welcher den Neuling solcher Schauspiele meinen läßt, das beschädigte Pferd sei nun ganz und gar untauglich und der Reiter werde sich zurückziehen. Weit entfernt, dieser gibt im Gegentheile dem Pferde, welches noch Spuren des Lebens zeigt, die Sporen in einer um so empfindlicheren Weise und benützt das jämmerlich zugerichtete Pferd noch mehrere Stunden und nach geschehener Heilung vielleicht bei manchen Gefechten.

Die nach dem Unfalle des ersten Pferdes schnell herbeigeeilten Chulos entfalteten die Capas und sahen sich nun durch den Stier wüthend verfolgt. Durch die bewunderungswürdigsten Wendungen wußten sie, ja einige sogar ohne Zuhilfenahme der Capa, den schon bis auf eine gefährliche Nähe herangerückten Hörnern zu entgehen und sodann durch fortwährendes Entfalten der Capa den Stier nach einer anderen Richtung zu drängen. So ging das fort, bis das Thier seinen Chulos entweder ermüdete, oder in der Verfolgung bis an die Bretterwand jagte, wo dann der behrezte Kämpfer sich mit Staunen erregender Agilität über die hohe Barriere schwang, um so geschützt das verdutzte Thier hinter sich zu lassen und gleich wieder auf demselben Wege nach dem Fechtplatze zu gelangen. In seiner Erbitterung versuchte nun der Stier die Barriere zu überspringen, schon hatte er mit den beiden Vorderfüßen das oberste Ende derselben erreicht, doch gab er zu sehr geschwächt diesen Versuch auf, um sich nach einem Ruheplätzchen (querencia) zu flüchten und daselbst ein wenig niederzukauern.

Kaum war dies geschehen, als die Chulos schon wieder herbeirannten, um den Stier vermittelst der Capa fortzulocken. Mit einer Heftigkeit, wie sie dem ermatteten Thiere kaum zugetraut wurde, raffte sich dasselbe auf und stürzte auf einen Picador los; die geschickte Lanze hielt jedoch den ergrimmten Stier ferne und vermehrte die Zahl seiner Wunden, die fortwährend Blut triefend, manchen Stellen der Haut ein schwärzliches Aussehen gaben. Wieder eilte der Stier nach seinem Ruheplätzchen, da erschallt die Trompete zum Zeichen, daß die Banderilleros an die Tour gelangen, worauf das Publikum vor Freude in die Hände klatschte. Von seinem Lieblingsplätzchen aufgescheucht und in Gefechtsstellung gesetzt, hatte der Stier nun den Angriff eines Banderilleros auszuhalten, der sich etwa zwei Schritte vor dem Kopfe des Thieres postirte und denselben mit ihren Händen durch die Hörner fahrend, in die beiden Schultern gleichzeitig zwei mit Eisenspitzen versehene Stäbchen bohrend, sich sodann flink abwendend. Auf dieses gelungene Manöver erschallte rauschender Beifall, der sich jedoch in Mißfallen umwandelte, als der Nachkommende mit minderem Erfolge versuchte. Einer der Banderilleros, etwa der vierte an der Tour, ging in seiner Verwegenheit so weit, sich in Entfernung von etwa 5 Schritten dem Stiere gegenüber auf einem Stuhle gemächlich niederzulassen und so das Anrennen desselben abzuwarten. Mit ausgestreckten Händen und in herausforderndster Weise die Banderillas haltend, lauerte er den ersten Moment der Bewegung des Stieres

ab, sprang von seinem Sitze und pflanzte ihm dieselbe regelrecht ein.

Hierauf folgte ein kaum zu beschreibender Enthusiasmus, welcher sich durch Zuwerfen einer Unmasse von Hüten, Cigarren, sowie durch lärmende buenos (gut), viva (er lebe) Luft machte. Geehrt und erfreut ob dieser Kundgebungen brachte der Banderilleros einen „Brindi" (Toast) auf das Wohl des Publikums, dankte für die Auszeichnung und schleuderte die inzwischen aufgehobenen Hüte sich stets verneigend ihren Eigenthümern zurück, während die zahlreichen Cigarren durch Mithilfe schnell aufgesammelt und bei Seite geschafft wurden. — Ungefähr 12—14 Stäbchen wurden dem Stiere auf diese Weise beigebracht, deren Spitzen, je mehr das Thier in seinem Schmerze herumrannte, nur um so tiefer in dessen Schultern eindrangen und die Wuth auf das Höchste und Fürchterlichste steigerten. Wiederum ertönte jetzt ein Zeichen der Trompete, auf dasselbe verließen die Picadores den Fechtplatz, wogegen sich unter nicht enden wollendem Enthusiasmus der berühmte Espada (Don Antonio Carmona, auch el Gordito präsentirte. — Mit der hellrothen Muleta den blanken Degen bedeckt, verneigte er sich vor der Magistratsloge, das Erlegen des Stieres ansuchend. — Dies bewilligt, eilte er raschen Schrittes und frohen Muthes dem Stiere entgegen, um wiederholt und hart vor dem Kopfe desselben die Muleta zu schwingen, das gereizte Thier stürzt mit Heftigkeit auf den Espada und dieser vereitelt mit einer äußerst flinken Wendung des Körpers die gefährliche Absicht. So wiederholte sich dieser schreckliche Versuch einige Mal, ohne daß der Stier selbst nur im Stande gewesen wäre, die mit seinen Hörnern oft genug berührte Muleta zu durchlöchern, was unendlichen Beifall zur Folge hatte. — Jetzt folgt der höchste Moment des Festes und die allgemeine Aufregung und Spannung erreicht den Kulminationspunkt; fortwährend die Muleta vor dem Kopfe des Thieres mit seiner Linken schwenkend, hielt der Espada in der Rechten den Degen horizontal, die Spitze etwas über die Höhe der Hörner gerichtet, und wie mit Blitzesschnelle pflanzte er ihn in den beiden Schultern dem Stiere tief ein, worauf derselbe unter Ausstoßen fürchterlichen Gebrülles auf allen Vieren gleichzeitig leblos zusammenstürzte.

Dieser Stoß äußerst schwierig und eben so gelungen, als strenge regelrecht nach dem Anfangspunkte der Wirbelsäule ohne einen Tropfen Blutes zu vergießen, geführt, hatte wieder ein Zuschleudern von Hüten und Cigarren, so wie ein Erschallen von Bravo's, bueno's, viva's el Gordito zur Folge, und erreichte nur durch das den Tod des Stieres verkündende Erschallen der Musikkapelle sein Ende. — Nun öffnete sich das Thor der Cuadra und in gestreckt em Galopp sprengten heran die schon erwähnten zwei Maulthierzüge, um die bis jetzt am Fechtplatze gelegenen verendeten Pferde und dann den erlegten Stier der Arena zu entführen, was selbstverständlich einen schauerlichen Eindruck hervorruft. — Ein Diener ist unterdeß damit beschäftigt, die blutgerötheten Stellen der Arena mit Sand zu überschütten, er entfernt sich auf das Eintreten zweier Picadores, denen auf das gegebene Trompetenzeichen sogleich ein neuerdings losgelassener Stier folgte. — So wiederholte sich das Schauspiel mit mehr oder minder glücklichem Erfolge durch noch weitere 5 Nummern, um im Ganzen 14 Pferde in zufälliger, und 6 Stiere in obligater Weise ihrem Ende zuzuführen. — Bei der 3. Nummer, die — nebenbei gesagt — ohne wesentliche Pause vor sich ging, ereignete sich der Fall, daß der Stoß des Espada nicht regelrecht gelungen, und der Stier unter einem Blutverguß aus dem Munde niederstürzte, ohne sein Ende gefunden zu haben. — Unter entsetzlichem Geschrei von bravo Toro (Stier), so wie von Zischlauten verfolgt, verließ der beschämte Espada die Arena, heimlich näherte sich sodann dem Stiere ein hiezu bestimmter schwarz gekleideter Mann, und überzeugt, daß derselbe nicht mehr die Kraft habe, sich aufzurichten, gab er durch einen Dolchstich am geeigneten Platze dem Thiere den Garaus. Sobald der letzte Stier erlegt war, gegen 6½ Uhr Abends stürzte Alles nach den Straßen, um sich in Freundeskreisen je eher über die verschiedenen Ergebnisse des Gefechtes auszusprechen, und diese Diskussionen währen wohl so lange, als bis das nächste Schauspiel mit seinem für den Spanier immer grünen Reize wieder an die Tagesordnung tritt.

---

## Die Perle.

Einst sah ich eine Perle
Von wundersamer Art
Mit zaubervollem Glanze
So lieblich und so zart.

Wohl liegt so manche Perle
Auf dunklem Meeresgrund,
Und, wenn sie kömmt zu Tage,
Glänzt sie im weiter Rund;

Und Glück, dem kühnen Taucher
Er macht sich reichen Lohn,
Denn eines Königs würdig
Prangt sie in goldner Kron.

Doch so, — wie meine Perle,
So schön ist diese nicht,
Nicht ist ihr Schein so helle,
Nicht ist so mild ihr Licht; —

Nicht dringt sie so zum Herzen
Als wie die Perle mein,
Die drang mit Zauberstrahlen
Mir tief zum Herzen ein.

Dort bleibt sie ewig ruhen
Mit Ihrem Bild vereint,
Denn Sie hat einst die Perle
Dem Scheidenden geweint.

**Friedrich Friedreich.**

---

## Der Mensch.

Der Mensch ist wenig und viel zugleich, —
Der Mensch ist dürftig und dennoch reich, —
Sein Wissen ist klein und doch sehr groß, —
Sein Streben beschränkt und grenzenlos, —
Sein Werk hinfällig und dauerhaft, —
Sein Arm ohnmächtig und doch voll Kraft, —
Sein Leben kurz und dennoch lang, —
Sein Herz verzagt und ohne Bang, —
Er ist ein Körper in Raum und Zeit
Und aber ein Bürger der Ewigkeit.

**Friedrich Friedreich.**

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 32. Mittwoch den 20. April 1864.

## △ Die Prinzessin im Kloster.

Roman

von

Theodor Scheibe.

### Sechstes Kapitel.

### Der Scharfrichter von Ankona erhält einen Besuch.

(Fortsetzung.)

Ich bringe Ihnen tausend Dukaten, sprach sie, und diese sollen Ihr Lohn sein, wenn Sie Rath zu schaffen wissen.

Wenn ich Rath zu schaffen weiß! sprach der Freimann und versank in Nachdenken.

Ich kann nicht helfen, sprach er, mit einem Seufzer nach längerer Pause.

Ich habe gehört, sprach die Dame, wenn der Strick bei der Hinrichtung reißt, so wird der Delinquent pardonirt.

Matteo schüttelte den Kopf. Das ist nicht so, sagte er, wenn der Strick zerreißt, dann nimmt man einen zweiten.

Erkranken Sie plötzlich, sprach die Dame. Wenn kein Scharfrichter da ist, kann man den Delinquenten nicht richten.

Wenn kein Scharfrichter da ist! versetzte Urbini. Wenn ich nicht bin, so wird es ein Anderer sein. In diesem Handwerk vermag man leicht zu pfuschen. Schließlich kommandirt man einen Soldaten, der bringt den armen Teufel vom Leben zum Tode.

Ach, Sie rauben mir jede Hoffnung, sprach die Dame mit bewegter zitternder Stimme. Ich beschwöre Sie bei Gott und bei den Heiligen, nehmen Sie sich des Unglücklichen an. Wagen Sie Alles, ich will Ihren Lohn um das Dreifache vergrößern und würde Ihnen mehr Geld gebracht haben, wenn ich augenblicklich über eine größere Summe disponiren könnte.

Ach, was liegt am Gelde, sprach der Scharfrichter. Ich habe mehr, als ich benöthige, und würde ohnehin reich belohnt sein, wenn ich den Soldaten zu retten vermöchte. Wenn er stirbt, hat die Welt viel verloren. Er ist ein großer Künstler auf seinem Instrumente.

Wie, kennen Sie ihn?

Ich habe ihn musiziren gehört. Meine Seele hing an seinen Tönen und —

Der Henker verstummte plötzlich, seine Züge erheiterten sich und sein dunkles Auge sprühte von ungewöhnlichem Feuer.

Er darf nicht sterben! rief er — er wird es nicht, betonte er mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit. — Ich wage Alles. Ich biete meinen Kopf zum Pfande, daß es gelingen wird.

O, dann war uns Gott gnädig! rief die Dame froh bewegt. — Gott hat mir den Gedanken eingegeben, mich an Sie zu wenden.

Sie werden mich von der entsetzlichen Pein befreien, um nicht immerwährend denken zu müssen, daß ich an dem Tode des Unglücklichen Schuld getragen habe.

Ist es mir erlaubt, zu wissen, fragte Matteo, aus welchen Ursache Sie an dessen Tode Schuld tragen würden?

Meine Verhältnisse erlauben mir nicht, Ihre Frage jetzt zu beantworten, aber ich beschwöre Sie, erfüllen Sie mir die gemachte Zusage. In kürzester Frist werde ich die Ihnen gespendete Summe verdreifachen.

Wahrlich, dies verlange ich nicht, versetzte Matteo. Ich diene mir selbst, wenn ich Ihnen diene. Doch, wollen Sie mir meine Bitte bewilligen, schlagen Sie den Schleier zurück. Ich will jene Frau kennen lernen, welche der Schutzgeist des Unglücklichen geworden ist.

Ich will es thun, sprach die Dame zögernd, doch müssen Sie mir versprechen, in keiner Lage des Lebens, wenn Sie mir jemals wieder begegnen sollten, es verrathen zu lassen, daß Sie mich erkennen.

Ich schwöre es, antwortete der Henker mit erhobener Hand.

Die Dame schlug den Schleier zurück. Das blasse, edle Antlitz einer jugendlichen Frau von ungewöhnlicher Schönheit wurde Matteo sichtbar. Wahrlich, sprach derselbe, in ihren Anblick versinkend, solche Mienen haben nur Schutzgeister. Ohne Ihr Erscheinen wäre ich nie auf den rettenden Gedanken verfallen.

Ich habe Ihr Wort, sprach die Dame, daß Sie meinem Schützling nicht den Strick um den Hals legen werden?

Sie haben mein Wort, sprach Urbini, daß der Delinquent nicht sterben wird. Ist Ihnen das genug?

Es ist mir genug. Ich empfehle dem Himmel Ihr rettendes Werk.

Die Dame erhob sich und verhüllte ihr Antlitz. Ich scheide, sprach sie, mit erleichtertem Herzen von Ihnen.

Wie aber werden Sie es erfahren, wenn mir bei meiner Unternehmung Fortuna gelächelt? fragte Urbini. — Es darf hievon nichts offenbar werden.

Sie werden mich durch ein Zeichen verständigen, sprach die Dame. An der rechten Seite des Galgens in der Höhe von vier Fuß werden Sie, gesetzt den Fall, daß Sie Ihr Wort gelöst haben, drei Einschnitte machen.

So soll es geschehen, antwortete der Scharfrichter — es wird geschehen — und es muß geschehen.

Mit Gott, Herr Urbini!

Die beiden Damen entfernten sich aus der Wohnung des Freimannes.

## Siebentes Kapitel.

### Das Standgericht.

Horn'ist Braun, rief der Profoß, von der Wache begleitet an der Schwelle des Kerkers erscheinend, und der Gerufene trat zu der Wache, die ihn in ihre Mitte nahm und mit sich fortführte.

Zwischen dem Profoßen und dem Gefangenen wurde kein Wort gewechselt.

Der Trompeter zeigte große Fassung, was daraus ersichtlich war, daß er mit Bezugnahme auf seine Alterndöe Fessel sprach: Das ist auch ein Musikinstrument und könnte mit weit größerem Effekte benützt werden, als die Teranzel.

Denkt an das Ende, entgegnete düster der vor ihm schreitende Profoß.

Was hilft das Spekuliren, entgegnete der Trompeter. Ich darf meinen Kopf nicht erhitzen, sonst könnte man mir leicht einen argen Streich spielen — Takt gehalten — und das Andere wird sich finden.

Mehr als die Hälfte der Garnison sah Braun in den Gängen des Gebäudes versammelt.

Es war eine freiwillige Ausrückung, welche durch das Interesse, welches man an seiner Person nahm, hervorgerufen war.

Aber dieses Interesse ging nicht über die Neugierde hinaus und man merkte an ihren Mienen, daß es allen nur darum zu thun war, den Delinquenten zu sehen.

Nun war das Gerichtszimmer erreicht, die Thüre that sich auf und der Trompeter erschien vor seinen Richtern.

An einem langen Tische sah er außer dem Auditor und einem Stabsoffiziere eine Menge anderer Offiziere, Leute aus dem Chargenstande und endlich zwei Gemeine.

Unter den Chargen bemerkte er seinen besten Kameraden, mit dem er in den Tagen der Kindheit in die Schule gegangen und welcher nun als Wachtmeister in seinem Regimente diente.

Dieser, sein Name war Georg Ritter, warf dem Eingetretenen einen Blick des tiefsten Mitleids und der Betrübniß zu.

Dann schloß derselbe fast gänzlich seine Augen, um zu verhindern, nicht in Thränen auszubrechen; aber dennoch liefen ihm zwei große Perlen über sein gebräuntes Antlitz in den Bart.

Der Auditor erhob sich und verkündete in der üblichen Form die Eröffnung des standgerichtlichen Verfahrens wider den Flügelhornisten Karl Braun, angeklagt des Treubruches und Hochverrathes.

Der Moment war feierlich, denn sämmtliche Richter hatten sich von ihren Sitzen erhoben und die tief ernsten Mienen entsprachen dem in scharfem, schneidenden Tone gehaltenen Vortrage des Auditors.

Die gewählten Richter setzten sich hierauf, und nach einer längeren Pause trug der Auditor den Thatbestand, wie ihm derselbe bekannt gegeben worden war, in bündiger Fassung vor.

Zu den bekannten Anschuldigungen kam nun eine neue hinzu, welche weit schwerer als die anderen in die Wagschale des Gerichtes fallen mochte.

Der Ausdruck „Wäsche", sprach der Auditor, wurde von dem genannten Benlus gebraucht, um damit die aufrührerischen Schriften zu bezeichnen, und da in dessen Briefe verlangt wird, daß der Angeklagte, Braun, gleichfalls Wäsche, wie er versprochen, senden solle, so konnte man annehmen, daß Braun sich mit der Absicht trage, einen straffälligen Gegenstand dem Briefsteller zu senden. Es wurden sein Bett und seine Effekten durchsucht, ohne daß jedoch das geringste Verdächtige aufgefunden wurde. Als jedoch gestern das Flügelhorn des Angeklagten einem anderen Mann von der Musikbande übergeben wurde, und dieser damit blasen sollte, so zeigte es sich, daß sich ein Hinderniß in demselben befinde. Dieses Hinderniß bestand aus zusammengelegtem feinen Papier, das entfaltet eine Zeichnung zur Anschauung brachte, in dem Abriß der fortifikatorischen Werke dieser Festung bestehend, welcher mit ziemlicher Genauigkeit ausgeführt war.

Der Auditor zeigte die erwähnte Zeichnung vor, welche hierauf im Kreise der Richter von Hand zu Hand kursirte.

Dies ist eine neuerliche Thatsache des Hochverrathes, denn diese Zeichnung konnte nur in der Absicht verfaßt worden sein, dem Feinde einen vielleicht projektirten Angriff auf die Festung zu erleichtern. — Dieser Abriß rührt um so gewisser von dem Angeklagten her, indem die wenigen Worte, welche sich als Erklärung dabei befinden, ganz genau den Charakter der Handschrift des Angeklagten an sich tragen.

Braun verlangte die Zeichnung zu sehen und fand, daß dieselbe eine flüchtige und ohne jede Geschicklichkeit entworfene Skizze war.

Wahrlich, sagte er, ich würde mich schämen, eine solche Sudelei zu Papier zu bringen. Meine Handschrift ist schlecht nachgemacht, der Elende, der auf mich den Schein des fluchwürdigsten Verrathes geworfen, hat meine Kenntnisse sehr gering angeschlagen. Auf die Art könnte ich gar nicht zeichnen, wenn ich auch wollte.

Der Auditor faßte die Anklage zusammen sowie die Vertheidigung des Angeklagten, und nachdem er erklärte, jene aufrecht halten zu müssen, erlaubte er dem Flügelhornisten noch einmal zu sprechen.

In der Voruntersuchung wurde auch jener Ring als verdächtig beanstandet, den ich an meiner Brust getragen. Ich muß mir erlauben, vor allem Anderen auf diesen Gegenstand zurückzukommen.

Wozu? sprach der Auditor. Sie haben sich gegen nichts weiteres zu vertheidigen, als gegen jene Anklagen, die Ihnen heute vorgehalten worden sind. Die Unbedenklichkeit des Ringes ist außer Zweifel gestellt, und jener vornehme Herr, auf den Sie sich bezogen haben und dessen Namen auch gar nicht hier erwähnt werden soll, hat die Erklärung abgegeben, daß er Sie als einen exzessiven Trunkenbold kennen gelernt, der in seinem berauschten Zustande hochverrätherische Aeußerungen laut werden ließ. Jedenfalls haben Sie sich mit Ihrer Berufung auf den vornehmen Herrn weit mehr geschadet als genützt.

(Fortsetzung folgt.)

# Von Flensburg nach Gravenstein.

I.

Sch, Graf B. — ein schleswig-holsteinisches Landeskind —, der Spezialartist eines illustrirten Blattes ersten Ranges, ein englischer Offizier auf Urlaub und ich hatten einen gemeinschaftlichen Ausflug von Flensburg nach Düppel verabredet. Wir waren uns der Schwierigkeiten einer derartigen Expedition wohl bewußt, allein wir hofften, daß das schwere Geschütz unserer Empfehlungen, persönlicher Bekanntschaften und Proviantvorräthe uns eine Bresche eröffnen werde.

Mit Fernröhren, Karten, Pelzen, Decken, Lebensmitteln und Hafer auf mehrere Tage ausgerüstet, verließen wir das Hotel Hamburg, den Sitz der preußischen Prinzen, der Journalistik, der Hilfskomité's und der augustenburgischen Propaganda, unser Hauptquartier, in einer offenen viersitzigen Kalesche, welche die Bestimmung hatte, uns nöthigenfalls als Nachtherberge zu dienen. Die Sonne stand hellleuchtend am Himmel und ein wahres Frühlingswetter erfreute Leib und Seele; von Osten herüber hallten dumpfe Schläge — der Kanonendonner von Broacker, dessen Pulverdampf wir mit lüsterner Nase heute zu schlürfen alle Aussicht hatten. Wir waren zwar alle bereits zu wiederholten Malen im Lager gewesen, aber jedesmal nur nach Ueberwindung der mancherlei Annäherungshindernisse, durch welche der Prinz Friedrich Karl sich gegen ungebetene Besuche zu schützen bemüht ist. Die spanischen Reiter, Wolfsgruben und Verhaue, welche den Rücken der preußischen Aufstellung gegen die Berichterstatter zu decken bestimmt sind, werden von denselben klugerweise nicht in der Fronte zu forciren versucht, sondern vorsichtig auf Schleichwegen umgangen. Aber dem Scharfblicke des prinzlichen Feldherrn blieb diese Taktik nicht lange verborgen und die Schwierigkeit des Durchkommens steigerte sich nach und nach zur Unmöglichkeit.

Meine Reisegefährten, weniger vertraut mit dem strammen Reglementismus der preußischen Armee als ich, waren über das Gelingen unseres Unternehmens außer Sorge und unerschöpflich im Erfinden von Kriegslisten zur Täuschung der königlichen Hauptquartier- und Lagerpolizei. „Im Nothfalle — rief Graf B. aus — gebe ich mich für einen Verwandten des Generals G. aus, und Sie, meine Herren, für meine Vettern, die mit ihm eine wichtige Familienangelegenheit zu besprechen haben. Wenn man mich durchläßt, kommen Sie auch mit, wir gehören zusammen wie die vier Haimonskinder." Der Spezialartist war der siegesfreudigste von allen; „ich habe einen Passirschein von Vater Wrangel für beide Armeen — selbst der Prinz Friedrich Carl wird sich vor dem Siegel des Oberkommando's — wenn auch knirschend — beugen; jeder einzelne Posten wird achtungsvoll vor mir das Gewehr präsentiren und jeder Gardelieutenant wird sich's zur Ehre rechnen, von mir für die Ruhmeshalle abkonterfeit zu werden."

„Goddam — sagte der Sohn Albions in fließendem Französisch — ich korrespondire zwar nicht für die „Times", aber der Oberstlieutenant Graf M., der Flügeladjutant des Prinzen, hat mit mir auf den Gütern meines Vaters gejagt — er kann für mich und meine Freunde, und als solche werde ich Sie ausgeben, einstehen, und er wird es thun — verlassen Sie sich darauf."

Als ich versuchte, den Nachweis zu liefern, daß es Umstände geben könne, unter welchen die Unterschrift des Feldmarschalls, die selbst amtlich beglaubigte Vetterschaft mit dem Grafen G. und der beste Wille eines hochgräflichen Flügeladjutanten sich als unzureichend erweisen, wurde ich als ein Schwarzseher und Gotteslästerer verschrieen. Der Engländer übte sich in der richtigen Aussprache des Namens seines Gastfreundes, der Spezialartist spitzte seine Bleistifte und der Graf wappnete sich mit der Photographie des „Generals" G., der auf seinem Konterfei übrigens noch die Oberstenuniform trug, was der Besitzer als einen Beweis für die lange Dauer ihrer gegenseitigen Beziehungen geltend zu machen hoffte.

Wir hatten einen sehr bequemen Wagen, ein Paar prächtige Pferde und ein Original von Kutscher, der uns von seinem Bocke herab mit wahrer Herablassung behandelte. Seine Manier — seine Zügel- und Peitschenführung — waren ebenso distinguirt, als seine Toilette; sein Haupt krönte ein Cylinder, aus einer hohen weißen Halsbinde entwickelten sich ein Paar schwanenfederartige Vatermörder, und seine Hände paradirten in weißen Handschuhen, während ein vielkragiger gemsfarbiger Mantel seinen Leib umhüllte. Es stack etwas vom Hofkutscher in unserem Rosselenker, welcher uns durch das Gewühle der Vorspannswagen mit wahrhaft staatsmännischer Würde und Ruhe durchdirigirte. Von Zeit zu Zeit ließ er unverständliche Rufe ertönen, denen die Bauern jedesmal achtungsvoll Folge leisteten; die meisten grüßten ihn mit einer gewissen hohen Achtung, während er durch ein graziöses Erheben der Peitsche dankte. Es war uns schon in den Vorstädten Flensburgs aufgefallen, daß sich bei unserem Vorüberfahren viele Hüte zum Gruße lüfteten und wir Gegenstand freundlicher Blicke wurden. Wir erklärten dies als eine Folge unserer eleganten Equipage und der sorgfältigen Toilette unseres Kutschers; die Neugierigen mochten uns, so glaubten wir, nach unserem glanzvollen Auftreten für Felddiplomaten oder für eine Abart von königlichen und kaiserlichen Civilkommissären halten. Die weiße Feldbinde der verbündeten Armee, welche wir am linken Arme trugen, gab uns in der That einen offiziellen Anstrich. Die Achtung, die man uns bezeugte, schmeichelte unserem Stolz und wir spielten, so gut es eben anging, unsere offizielle Rolle. Leider zerstörte der Spezialartist diesen Nimbus durch die wenig diplomatische Energie, mit welcher er eine riesige Feldflasche an seine Lippen setzte und dann dem Kutscher darbot, der lange zwischen Annehmen und Ablehnen schwankte, aber sich schließlich für Letzteres entschied, was den Künstler gewaltig erzürnte.

„Können Sie keinen Schnaps vertragen?" frug er den Peitschenschwinger.

„Im Gegentheile, Herr", erwiderte dieser, „aber hier darf ich es nicht thun, denn ich bin zu bekannt."

„Leidet vielleicht Ihre Kutscherehre darunter, wenn Sie auf dem Bocke aus einer Feldflasche einen Schluck thun?"

„Ja wohl, mein Herr", antwortete mit unerschütterlichem Phlegma der Gefragte; „Sie werden mich entschuldigen, wenn Sie wissen, daß mich hier jedes Kind als ehemaligen Leibkutscher des alten Herzogs von Augustenburg kennt, der ich gar oft in diesem Wagen von Flensburg nach dem Schlosse Gravenstein kutschirt habe. Das waren bessere Zeiten, meine Herren, aber so Gott will, wird der junge Herzog, wenn er

einmal zu seinem Rechte gekommen ist, auf den treuen Diener seines Vaters nicht vergessen.

Der herzoglich schleswig-holsteinische Leibkutscher in partibus hat durch diese Mittheilung uns zugleich über die Ursache der uns gezollten ehrerbietig herzlichen Grüße aufgeklärt, die Flensburger vermutheten in den Passagieren des von dem ihnen wohlbekannten, so feierlich aufgeputzten herzoglichen Kutscher geführten Wagens, Mitglieder oder Freunde der herzoglichen Familie; da sahen wir nun in unserem mich durchbohrenden Gefühle, als entlarvte Eindringlinge auf herzoglichem Stühle; doch unser Kutscher war uns geblieben und mit ihm die Hoffnung, in Gravenstein einen imponirenden Einzug in das Schloß seiner Väter zu halten — denn die Wurzeln des kutscherlichen Stammbaumes verlieren sich in dem Dunkel des herzoglichen Marstalls. — Aber selbst diese Hoffnung sollte den Sanguinischen unter uns etwas vergällt werden, denn der Rosselenker machte die wenig tröstliche Mittheilung, daß alle Passagiere, die er seit den letzten zwei Tagen im Schloßhofe abgesetzt habe, unverrichteter Dinge wieder die Rückfahrt angetreten hätten. Es begegneten uns in der That einige von Gravenstein zurückkehrende Wagen, deren Fahrgäste so ärgerlich aussahen, als ob sie Essig gefrühstückt hätten, während eine gewisse Schadenfreude aus ihren Augen leuchtete, denn sie erblickten in uns neue Opfer preußischer Unzugänglichkeit; sie stellten uns in eine Parallele mit sich selbst, nur lag dieselbe nicht vor Düppel, sondern in Gravenstein.

## Würzburger Stadttheater.

**Würzburg**, 18. April. Am vorigen Samstag ging „Figaros Hochzeit“ und am andern Tage, zum zweitenmale in kurzer Zeit wiederholt, „Violetta, die Dame mit den Camelien“ über die Bühne. Ueber die Aufführung der ersten Oper läßt sich nicht viel Gutes berichten, denn mit Ausnahme weniger Nummern, zu denen wir die große Arie der Gräfin und jene des Grafen im 3. Akte: „So schlürf ich denn mit vollen Zügen,“ die Romanze des Pagen, das Briefduett und die Arie des Figaro: „Nun vergiß u. s. w.“ rechnen, wurde durchschnittlich nur Mittelmäßiges geleistet, in den Ensemblestücken des 2. Aktes, besonders dem großen Terzette zwischen dem Grafen, der Gräfin und Suzanne blieben die Leistungen sogar hinter der Mittelmäßigkeit zurück, ja das Finale dieses Aktes war so confus, daß das kunstvolle Gefüge desselben fast auseinander gefallen wäre; es wurde mit unverantwortlicher Nonchalance gesungen und gespielt und dem Mozart'schen Meisterwerke wenig Rücksicht geschenkt.

Von diesem Vorwurfe können wir sogar Frau **Förster**, deren Sorgfalt in Gesang und Spiel bekannt ist, nicht freisprechen; sie war es namentlich, welche in dem oben erwähnten Terzette durchschnittlich etwas zu hoch gesungen und dem Spiele durch ungenaues Einsetzen und geradezu fehlerhaftes Singen in seinem Gesammt-Effekte sehr erheblich geschadet hat. In den Solis war sie glücklicherweise etwas besser, was mit ihren Fehlern im Ensemble einigermaßen wieder ausgesöhnt hat.

Herr Grünewald hat als Graf auch nicht vollständig befriedigt; in den Recitativen nicht sicher, setzte er einmal ganz falsch ein und konnte der tiefer gelegenen Partien seiner Rolle nicht ganz Herr werden. Seine Stimme, in den mittleren und höheren Registern vortrefflich, war dort matt und klanglos; im Spiele vermißte man Sicherheit und Gewandheit; die Deklamation ließ auch manches zu wünschen übrig, indem sie nicht flüssig genug war, überhaupt hätte in dem ganzen Auftreten des Grafen mehr Noblesse und Routine entwickelt werden sollen. Bei Alledem sind wir weit entfernt die wirklichen Verdienste des Hrn. Grünewald zu unterschätzen und konstatiren deshalb gerne, daß er mitunter, z. B. in der Arie des 3. Akts, vortrefflich gesungen hat.

Befriedigt hat nur Frln. **Ruhr** als Gräfin, Fräulein **Rottmeier** als Page und Hr. **Schiffbenker** als Figaro, obgleich auch ihre Leistungen nicht durchweg strengeren Anforderungen entsprochen haben.

Gelungener war die Wiederholung der Verdi'schen Oper „Violetta“ am Sonntage. Wir haben uns bezüglich dieser Oper schon in unserem letzten Referate des Näheren ausgesprochen und haben nur hinsichtlich der Musik noch nachzutragen, daß sie bei allen Eigenheiten und Exzentrizitäten, die dem italienischen Opernstile mit Recht zum Vorwurf gemacht werden, neben manchen sehr schwachen Stellen und häufigen Reminiscenzen an den übrigen Compositionen Verdi's, doch des wirklich Guten und Schönen recht viel hat und mit Recht unter die besseren Erzeugnisse seiner Muse gezählt werden kann. Am besten ist der 2. Akt gearbeitet; die Duette zwischen Germont dem Vater und Violetta sind trefflich geschrieben und enthalten einen in den Opern Verdi's sonst seltenen Schatz von Gefühl und Innigkeit; auch im 4. Akte findet sich noch manches Gute und erwähnen wir hierzu namentlich das schöne Duett zwischen Violetta und Alfred.

Unter diesen Umständen konnte es um so weniger wundern, daß die Oper Glück gemacht hat, als die Titelrolle durch Frln. **Ruhr** eine Vertretung gefunden, wie man sie nicht besser wünschen kann; sie hat sich darin zu einer Höhe erschwungen, welche die Krone ihrer bisherigen Leistungen genannt werden kann. Mit richtigem Takte hat sie die schwierige delikate Rolle erfaßt, und mit voller Hingebung durchgeführt. Fast beständig auf der Bühne, hat sie ein so lebendiges und wahres Bild von dem Seelenkampfe und dem Opfermuthe der gefallenen Cameliendame gegeben, daß man unwillkürlich mit reger Theilnahme die Situation verfolgte und sich gerne der schönen Illusion hingab, welche Frln. Ruhr so gelungen hervorzubringen wußte. Eine sehr wesentliche Stütze hatte dieselbe übrigens in den Darstellern des Vaters und Sohnes Germont, den HH. **Grünewald** und **Wagner**, denn beide haben mit rühmenswerthem Eifer ihre Rollen durchgeführt und im Gesange sich ganz besonders hervorgethan. Wir fühlen uns deshalb verpflichtet, von dem allgemeinen Beifall, welcher Frln. Ruhr und den genannten Herren zu Theil wurde, besondere Erwähnung zu thun, da derselbe in der That ein wohlverdienter war.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Weegwerl

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 33. Sonntag den 24. April 1864.

### △ Die Prinzessin im Kloster.

Roman
von
Theodor Scheibe.

#### Siebentes Kapitel.
#### Das Standgericht.

(Fortsetzung.)

Das habe ich nicht erwartet, sprach der Trompeter mit einem tiefen Seufzer. Die Wahrscheinlichkeit steigt, daß man mich wirklich verurtheilen wird. Das Lügengewebe wurde mit großer Geschicklichkeit um mich gesponnen, und wenn ich in der Reihe der Herren Richter sitzen würde, möchte ich vielleicht auch „schuldig" sprechen — gesetzt den Fall, ein Fremder stände hier an meiner Stelle als Angeklagter.

Aber, meine Herren, fuhr Braun weiter fort, und seine Rede wurde wärmer und schwunghafter, ich bin Ihnen kein Fremder, sondern ein Kamerad, den einige von Ihnen sogar bis in den tiefsten Grund des Herzens genau kennen, welchen Grund hätten wir Oesterreicher zu einer Verschwörung mit den Italienern, welche gegen die Deutschen einen unversöhnlichen Haß in sich tragen? Kommt es Ihnen, meine Herren, nicht wie eine Parodie vor, wenn man ein gemüthliches Wiener Kind mit seinen bekannten Neigungen und Wünschen mit einem italienischen Brutus in geheime Verbindung bringt, dessen Aeußeres schon erkennen läßt, daß er die Fähigkeit besitze, den höchsten Grad politischer Leidenschaftlichkeit zu erreichen. Ich kann thatsächlich meine Anschuldigungen nicht anders widerlegen. Ebensowenig kann man mir die Richtigkeit der Anklage beweisen. Es fehlen glaubwürdige Zeugen; was gegen mich vorgebracht wird, könnte auch auf jeden Andern Bezug nehmen. Meine Herren, ich wünsche gar nicht, daß Sie mich für schuldlos erklären, doch wenn Sie die Hand auf's Herz legen, so müssen Sie sagen: Wir wissen es nicht, ob Braun schuldig sei oder nicht. Jedenfalls ist es ein Gegenstand, welcher einer reiflichen Prüfung bedarf und sich nicht mit einem flüchtigen Standgerichte abthun läßt. Vielleicht nächster Tage schon könnte sich es herausstellen, daß Sie über mich getäuscht worden sind. Aber das aufrichtigste Bedauern könnte mich dann nicht mehr lebendig machen! — Sonst weiß ich nichts zu meiner Vertheidigung zu sagen.

Nachdem Braun seine Rede geendet hatte, erhob sich noch einmal der Auditor und sagte gegen die Beisitzer gewendet: Mit hohlen Phrasen läßt sich nicht eine wohlbegründete Anklage widerlegen. Es ist Thatsache, daß die italienische Partei fortwährend Versuche macht, die kaiserlichen Soldaten zum Treubruche zu verleiten, und dieser Mann ist nicht der erste, welcher so einer schändlichen Verführung zum Opfer gefallen. Auf die einzelnen Anklagepunkte zurückzugehen, halte ich ferner nicht nöthig und ich fordere Sie auf, nach Pflicht und Gewissen, unbeirrt von jeder Rücksicht, Ihr Urtheil nach Ihrer eigenen Ueberzeugung auszusprechen.

Der Angeklagte wurde aus dem Gerichtszimmer geführt, in welchem man sofort zur Abstimmung schritt.

Braun, von Neuem in das Zimmer gerufen, ließ seine Blicke an den Mienen der Richter dahingleiten, um aus denselben sein Urtheil zu lesen.

Aber ach, es waren so wenig beredte Mienen, Gleichgiltigkeit und Ungeduld paarten sich mit dem militärischen Ernste.

Noch konnte er nicht wissen, ob das Urtheil für ihn günstig oder ungünstig ausgefallen sei; aber nun sah er seinen ehemaligen Schulgenossen Ritter — und ein eisigkalter Schauer durchschüttelte ihn.

Er war verloren.

Ritter warf ihm einen Blick des tiefsten Mitleids und der Hoffnungslosigkeit zu, der ihn schwerer als ein Basiliskenblick verwundete.

Der Auditor sprach mit feierlicher Stimme das Todesurtheil.

In einem hohlen Brausen, das Braun durch den Kopf rauschte, vernahm er nichts als die Worte: **Standgericht einstimmig — durch den Strang — vom Leben zum Tode — ohne weiteren Verzug zur Ausführung zu kommen hat.**

Er glaubte sich auf dem Borde eines vom Sturme hinweggetragenen Schiffes zu befinden.

Der Richtertisch, der Auditor mit dem Todesurtheil in der Hand, schwankte in fahlem Lichte vor seinen Blicken, aber eigentlich wankte er nur; der Verurtheilte taumelte und würde zu Boden gefallen sein, wenn ihn nicht der Profoß, der mit ihm eingetreten war, an dem Arme festgehalten hätte.

Draußen im Gange verkündete ein dumpfer Trommelwirbel den Beschluß der standgerichtlichen Exekution. Braun ermannte sich und rief, vom höchsten Schmerz ergriffen, mit lallender Stimme: Gott soll helfen! — **Ich sterbe unschuldig!**

Betäubt von diesen schrecklichen Eindrücken, zerknirscht wie ein Sünder, schwerfällig mit der Bewegung einer mecha-

nischen Puppe, verließ er das Gerichtszimmer. — Er sah in undeutlichen Formen Gesichter und Holzmützen — aufgepflanzte Bajonnete, man brachte ihn über eine Treppe hinauf und dann in ein Zimmer zu einer Bank, auf die er sich setzte. Leute waren um ihn und so nahe, daß er eine kleine Narbe sogar auf der Wange eines derselben bemerkte. Aber es war nichts mit Klarheit seinen Sinnen faßlich — sie verwirrten sich immer mehr und mehr und plötzlich vernahm er ein höllisches, grauenvolles Geklirre und es schien ihm, als stürze er rücklings in einen Abgrund.

Er wurde ohnmächtig und man labte ihn mit Wasser.

Das Geklirre, das er vernommen, war das seiner Kette, welche ihm abgenommen wurde.

Als er die Augen wieder aufschlug, trug man sie eben hinweg.

Die Ohnmacht erschien ihn ebenso erfrischt zu haben, wie der Schlaf den Müden. Seine Sinne waren von ihren Fesseln befreit.

Hell blickte der Tag durch ein vergittertes Fenster, das auf einen offenen Gang hinausging.

Er sah auf dem Gange einen Geistlichen, das weiße Rochette über den schwarzen Talar und einen zweispitzigen Hut auf dem Kopfe, an dem Fenster vorüberschreiten und er fragte sich, wohin denn der Feldpater gehen möge. Seine Erinnerungskraft war noch nicht zurückgekehrt, aber als der Feldpater nun in das Zimmer trat, sich ihm näherte und mit der Hand ein Kreuz schlug, da erschrack er zusammen und Alles, Alles war ihm klar.

Armer Sünder, sprach der Feldpater, über eine kurze Zeit und wir werden dich nicht mehr sehen. Ueber eine kurze Zeit, und dein Herz steht still. Ueber eine kurze Zeit, und der Staub und die Erde hat dich aufgenommen, um dich in Staub und Erde zu verwandeln. Denke an dein Seelenheil, armer Sünder, dein letztes Stündchen ist gekommen.

Der Trompeter hatte sich gefaßt. Ja, sprach er, ich weiß es, daß ich heute mit meiner Leiche gehen werde. Ich verliere viel, ich verliere die Welt und das Leben. Die blühende, sonnige Welt lasse ich hinter mir zurück und die Freuden rauschen über mein Grab, worin ich modern werde. — Was liegt daran. — Das Leben ist nicht eine Thräne werth, es ist ja Alles Lüge und Trug, Bosheit und Verleumdung, Fluch und Verwesung. In Gottes Namen, Herr Feldpater, bereiten Sie mich zum Tode vor, aber ich meine, ich bin es schon ohnehin.

Beichte! ermahnte ihn der Feldpater.

Und mit einer Innigkeit, wie in den Tagen der Kindheit bekreuzte sich der Soldat, ließ sich auf ein Knie nieder, beichtete — und hatte nichts anderes zu beichten, als er in den Tagen der Kindheit gebeichtet. Er hatte sich des Guten gefreut, so lange er lebte, Niemanden zu schaden und zu kränken gesucht.

Er hatte seine Pflichten erfüllt.

Er hatte dem Gott gedient, der ihn zu Freuden geschaffen, indem er die Freuden lieben in seine Arme geschlungen. Er hatte sich in den Tagen des Kummers an den gütigen Gott erinnert und ihn in den Stunden der Angst durch Gelübde geehrt. Braun war ein Menschenkind, wie in der Regel alle, mehr zum Guten als Bösen geneigt, der sich in der Welt dahinbewegte, wie er sich seiner Organisirung nach dahin bewegen mußte und bisher das Glück gehabt, nicht in arge Kollisionen mit den bestehenden Einrichtungen zu gerathen, weil ihn das Glück auf günstige Bahnen gelenkt.

Dieses Menschenkind beichtete mit Aufrichtigkeit und rief in seiner Todesstunde sehnsuchtsvoll nach Gott, um nicht in eine traurige Oede der ewigen schonungslosen Vernichtung trostlos hinüberblicken zu müssen — er betete und gedachte seiner Mutter und suchte seinen Schmerz mit jenem zu vergleichen, den er empfunden, als er den Vater dahin sterben sah — als er ihn zu Grabe geleitet hatte.

Noch auf die Hauptsache, armer Sünder, hast du vergessen, sprach der Feldpater. Dein Verbrechen ist zugleich eine Sünde. Du mußt es nie vor Gott bekennen, sonst kann ich dir keine Absolution ertheilen.

Ich habe die Thaten nicht begangen, deren man mich beschuldigte, antwortete Braun. Gott verzeihe denen, die mich durch eine schändliche Anklage an den Galgen bringen. Ich kann ihnen aber wahrlich nicht verzeihen.

Der Geistliche drang wiederholt in den Delinquenten, die Wahrheit vor Gott zu bekennen und seine Missethaten zu bereuen, worauf der Trompeter mit Heftigkeit rief: Hochwürden, verlieren Sie keine Worte. Was ich gesagt habe, gilt vor Gott und der Welt.

Von Neuem öffnete sich die Thüre und der Scharfrichter Matteo Urbini trat mit dem Profoßen ein.

Braun, welcher ihn alsogleich erkannte, schritt ihm entgegen und redete ihn höchst aufgeregt mit den Worten an: Eure Bekanntschaft ist mir verhängnißvoll geworden.

Der Henker antwortete dem Verurtheilten nicht, sondern wendete sich an den Feldpater mit dem Ersuchen, sich von demselben zurückzuziehen, indem er ihn zu untersuchen und ihm Riemen anzulegen habe.

Der Feldpater verließ mit dem Profoßen die Stube.

Matteo trat nun dem Delinquenten näher und forderte ihn auf, seinen Rock und seine Halsbinde abzulegen.

Dieser gehorchte schweigend.

Matteo ergriff die Hand des Delinquenten, drückte sie, und flüsterte ihm die Worte zu: Muth, mein Freund, Ich werde dich nicht tödten. Du wirst die Exekution überstehen. Gott wird uns helfen.

Was sagt Ihr? fragte der Trompeter zusammenzuckend.

Ruhig, entgegnete Jener, die Brust des Delinquenten entblößend, und legte hierauf einen Riemen dicht unter den Schultern um die Brust des Soldaten, den er hierauf mit einem anderen Riemen, der an den Halswirbel reichte, in Verbindung setzte.

Du wirst gerettet, fuhr der Freimann fort, du bist es schon, baue auf mich.

Was soll geschehen?

Keine weitere Frage. Ein schönes Weib ist dein Schutzgeist geworden — verrathe es nicht, was ich dir verkünde.

Braun wurde von einem so heftigen Gefühlssturme ergriffen, daß er zu weinen und zu schluchzen begann. Der Profoß trat zur Thüre herein und rief: Endlich wird das Herz in ihm warm. Hat er Euch schon angegangen, Herr Scharfrichter, einen Brief an seine Mutter zu schreiben?

Er hat es gethan, lautete die Entgegnung des Henkers. Doch das gehört nicht zu meinem Geschäfte. Schreibe seiner Mutter, wer da wolle.

Ein Soldat eilte zur Thüre herein.

Rasch rief er, die Zeit ist da — die Jäger sind schon ausgerückt. — Der Delinquent wird erwartet.

Der Scharfrichter rief nun seine Knechte, welche vor der Thüre geharrt, in das Zimmer und übergab ihnen den Delinquenten mit den Worten: Verfahret mit ihm, wie es der Brauch ist.

Die Knechte des Freimannes, national-italienisch gekleidet und sich von anderen nur durch rothe Zipfelmützen unterscheidend, banden dem Delinquenten vorne die Hände mit einem langen Stricke und traten, die Enden desselben in ihren Händen behaltend, an seine beiden Seiten.

Der Feldpater, mit einem Kruzifix in der Hand, ging ihnen voraus und hinter dem Delinquenten folgte der Scharfrichter, auf dem Haupte einen Kalabreserhut und um seine Schultern einen langen Mantel geworfen, den er auf eine Art trug, daß seine Rechte, in einem weißen Hemdärmel steckend, frei blieb.

Als der Zug in den Kasernenhof kam, wo eine Jägerkompagnie aufgestellt war, kam die Aufwärterin der Cantine, eine dunkelbrünette Italienerin, heran und steckte dem Delinquenten einen großen Blumenstrauß in die Hand.

Die Jägerkompagnie formirte sich in zwei Abtheilungen, welche den Delinquenten und dessen Begleiter in ihre Mitte nahmen und sich dann auf das Kommandowort ihres Hauptmannes in Marschbewegung setzten.

(Fortsetzung folgt.)

# Von Flensburg nach Gravenstein.

II.

Sch. Je näher wir dem Sitze des preuß. Hauptquartiers kamen, desto lauter und — einladender hallte der Donner der Geschütze über die Bucht. Hinter den Hügeln von Broacker, von den Batterien am Wenningbunde her, sahen wir Wolken von Pulverdampf aufsteigen; der Spezialartist behauptete, die Luft schmecke nach Salpeter und Schwefel. Unsere Ungeduld machte uns gleichgiltig gegen die Reize der wirklich wunderlieblichen Landschaft; wir achteten nicht der kriegerischen Scenerie, an der wir vorüberflogen; nicht die von 30—50 Pferden gezogenen, im Sonnenlichte goldig funkelnden 24-Pfünder; nicht der endlosen Züge von Projektilen, von Pulverfässern — wir lechzten nach einschlagenden Kugeln, nach einem feuersprühenden Monitor, nach krepirenden Granaten, nach flatternden Danebrogs auf riesigen Wällen. Keines Blickes würdigten wir die kleinen Boote mit weißen Wimpeln, die schwimmenden Ambulanzen — die Verwundete nach Flensburg bringen; jeder Schuß gab uns einen Stich ins Herz, denn er schien uns eine Mahnung zur Eile, er könnte der letzte an diesem Tage sein und wir hätten nun Düppel und den Wenningbund gesehen ohne Kanonendonner und Pulverdampf. Der Engländer und der Spezialartist hatten sich vorgenommen, die Feuerwirkung aus unmittelbarer Nähe zu studiren.

„Es gibt keine Kugel", sagte der letztere, „die die Ungezogenheit so weit treiben würde, einen nur mit Bleistiften bewaffneten Künstler in seinen Studien zu stören!"

„Ja, es werden die dänischen Granaten den Engländer respektiren", wispelte der Sohn Albions.

„Ich", sagte der Graf, „werde mir einen sicheren Winkel aussuchen um gleichzeitig die Landschaft und Eure Heldenthaten im Auge zu behalten; ich bin meiner Frau für meine geraden Glieder verantwortlich."

„Was werden denn Sie machen?" frug mich der Kriegsschauplatz-Raphael.

„Ich werde Freud' und Leid mit Ihnen theilen", antwortete ich melancholisch, denn ich war mehr als je von dem Mißlingen unserer Expedition überzeugt, wagte es aber, um im Angesichte des Feindes, nicht, mich kleinmüthig zu zeigen.

„Colonnenweg nach Ekensund", lautete die Inschrift eines Wegweisers; wir bogen rechts ab, um gegen das Ufer des Nübelnoors zu fahren; nach wenigen Schritten wurde uns von einem Posten bedeutet, den Wagen auf die Chaussee zurück zu schicken und zu Fuß unseren Weg zur Brücke fortzusetzen. Wir erhalten Passage über die Brücke, jauchzte dreistimmig der Chorus; Victoria! Einmal am Ufer von Broacker und wir wären Herren des Schlachtfeldes gewesen. Mit geflügelter Eile langten wir am Brückenkopfe an und standen im Begriffe, denselben im Sturm zu nehmen, aber ein königlich preußisches Bajonnet bildete einen Gedankenstrich zwischen Absicht und Ausführung. An dem Bajonnett hing ein Zündnadelgewehr, dies ruhte in der Hand eines Füsiliers, hinter welchem ein Offizier sichtbar wurde, der unsere Passirscheine abverlangte. Das noch nicht eingeschüchterte Trio sang sein Terzett, vom General S., vom Flügeladjutant M., von der Unterschrift des Vaters Wrangel. Aber das Ständchen fand kein musikalisches Ohr, denn der Brückenhüter erklärt, bedauernd, er habe den Befehl, Niemanden die Brücke passiren zu lassen, ohne einen vom Obersten Blumenthal gefertigten Erlaubnißschein. Alles Bitten und Flehen war umsonst und unsere Situation wurde nicht erfreulicher durch die Mittheilung, daß zwar ein Passirschein des gedachten Herrn Obersten den Weg ins Jenseits öffnen würde, aber ein solches Dokument seit 2—3 Tagen mit eiserner Konsequenz Jedermann, selbst preußischen Offizieren, versagt bleibe, die nicht im dienstlichen Auftrage im Broackerlande zu thun haben.

Der angebliche Vetter des General S. entwickelte — leider vergebens — eine Beredsamkeit, die den Neid eines Cicero, Demosthenes, Giskra, Herbst hätte erwecken können, aber die Pflichttreue verwandelte den Offizier in einen Monitor.

„Auf Wiedersehen!" rief der ergrimmte Illustrator.

„Ich fürchte fast, auf dies Vergnügen verzichten zu müssen!" erwiderte lächelnd der Offizier.

Wir fuhren nun, so rasch die Pferde laufen konnten, aus Schloß Gravenstein und pochten eine Viertelstunde später klopfenden Herzens an der Thüre des Obersten.

„Sie wollen gewiß Passirscheine?" frug ein höflicher Unteroffizier mit maliziösem Lächeln.

Das Terzett jauchzte voll froher Hoffnung: „Ja, ja!"

„Da müssen Sie sich an den Herrn Major So und So melden."

Ein kleines, boshaft und kalt aussehendes Männlein in Generalstabshose und einem steirischen Jagdrocke trat uns aus der bezeichneten Thür mit der Anfrage entgegen: „Sie wünschen?"

Der Spezialartist präsentirte seinen Wrangel'schen passepartout, Graf [illegible] sich nach seinem Verwandten und der Engländer begehrte nach dem Flügeladjutanten.

„Sie wünschen wahrscheinlich die Erlaubniß zum Besuche des Lagers?" frug der scharfblickende Mann in den

Generalstabshosen. Er hat wohl nie in seinem Leben ein in reinerem Unisono gesprochenes Ja gehört.

„Dann bitte ich die Herren — fuhr der Grausame fort — in drei bis vier Tagen wieder anzufragen; denn Se. kgl. Hoheit der Herr Corpskommandant Prinz Friedrich Karl hat den gemessensten Befehl ertheilt, vor dem 28. März Niemanden, wer er immer sei, den Besuch des Lagers zu gestatten. Bemühen Sie sich nicht weiter, meine Herren, alle Ihre Schritte wären vergebens.“

Der Mann des Befehles stand im Begriffe, sich zurückzuziehen, da trat eine Künstlergestalt, die den Stempel des Correggioismus auf der Stirne trug, zu ihm mit den Worten: „Ich ersuche um Ausfolgung meines Passes.“

„Wenn ich nicht irre — erwiderte der Generalstäbler in der Jagdjacke — sind Sie der Maler, der heute dem Prinzen ein Empfehlungsschreiben des Großherzogs von . . . übergeben ließ, höchstwelcher sich für Sie um Zulassung ins Lager verwendete. Ich habe den Auftrag, Sie zu bedeuten, daß am 28. dieses Monats Ihnen der Zutritt gewährt werden wird; bis dahin bitte ich sich zu gedulden.“

Unsere Batterien waren demaskirt, wir strichen deshalb die Flagge und ergaben uns in das Unvermeidliche. Nur ein Trost war uns geblieben, der Inhalt unseres Lebensmittelkorbes, der uns doppelt willkommen entgegenlächelte, da in dem ausgefressenen Gravenstein kein Bissen aufzutreiben gewesen wäre.

„Da sind die Oesterreicher doch andere Leute,“ rief der Spezialartist, „die hätten die Kunst nicht so schnöde vor die Thüre gesetzt, oder als edelste Alliirte wenigstens die Unterschrift des armen Vater Wrangel respektirt.“

„Wenn ich dem General Gablenz gesagt hätte,“ rief der Edelmann aus den meerumschlungenen Herzogthümern, „daß ich im Lager einen Vetter habe, der ein K o r p o r a l ist, so hätte man mich mit einer Ehreneskorte zu ihm geleitet.“

„Ich — rief der Engländer — werde dem Flügeladjutanten schreiben, wie man seine Freunde behandelt; da ich die Geschichte nicht von hüben ansehen kann, werde ich mir sie von drüben betrachten.“

„Was wird — wimmerte der schwäbische Horace Vernet in Wasserfarben — mein Großherzog dazu sagen, daß seine Empfehlung so wenig gefruchtet hat? Mich und Ihn läßt man büßen für das, was Roggenbach verbrochen hat!“

„Nun, was sagen Sie dazu?“ frug mich der Vetter des Generals S.

„Ich kenne meine Pappenheimer — von der Spree,“ war meine lakonische Antwort.

Unser Hofkutscher, der uns mit triumphirendem Lächeln empfing und mit bitterem Accente mit den Worten begrüßte: „Habe ich es Ihnen nicht gesagt, meine Herren, daß mit den Preußen nichts anzufangen ist?“ gab uns im Interesse seines Geschäftes den Rath, in Flensburg nicht zu erzählen, daß wir abgewiesen worden seien.

Am folgenden Morgen sah ich ihn vor der „Stadt Hamburg“ mit seinem Wagen halten. „Wohin fahren Sie?“ frug ich ihn theilnahmsvoll.

„Ich fahre vier Hamburger Herren nach — D ü p p e l — antwortete er mit verschmitzter Miene — wo Sie gestern waren!“

## Vor den Düppeler Schanzen.

(Melodie: Zu Mantua in Banden.)

Zu Düppel vor den Schanzen
Im Jahre Sechzig Vier,
Wie da die Waffen tanzen
Zu Deutschland's Ehr' und Zier!
Der Däne stürzt mit aller Macht
Hervor zur blut'gen Preußenschlacht.
Ade, mein Lieb, leb' wohl,
Wenn ich hier sterben soll!

Gar finster hing der Himmel
Auf's dunkle Feld herab.
Im nächtigen Getümmel
Stand offen manches Grab.
Der „Hauptmann“ schleicht stumm heran,
Meint, daß man ihn nicht hören kann.
Ade u. s. w.

Der Preußen Posten spähte
Hinaus mit wachem Blick,
Der Preußen Säbel mähte
Und trieb den Feind zurück.
Ha, Däne, gingst gar tapfer vor!
Zurück, zurück ins Schanzenthor!
Ade u. s. w.

Und bis zum Festungswalle
Stürmt auf dem Feind der Preuß,
Da ruft's mit Hörnerschalle
Aus dem Gefecht ihn heiß.
Die Nacht verstummt nach blut'gem Spiel,
Am Schanzengraben wimmert's still:
„Ade, mein Lieb, leb' wohl,
Da ich hier sterben soll!

Den Tod im warmen Herzen,
Lag dort ein Korporal.
Ihn kümmern keine Schmerzen,
Ihn kümmert keine Qual.
„O wärst Du da! O drücktest Du
Mein brechend Auge mir noch zu!
Ade u. s. w.“

Fern sind der Preußen Schritte,
Sie helfen ihm nicht mehr.
Der Dänenwache Tritte
Hört man vom Walle her
„Ich sterbe gern für deutsches Recht;
Wär' ich in deutsches Grab gelegt!
Ade u. s. w.“

Da huscht es längs dem Graben
Und sucht den Korporal,
Noch sterbend ihn zu laben,
Und küßt ihn tausendmal.
„Verließ mich auch die ganze Welt,
Bist Du bei mir, ist's wohl bestellt.
Ade u. s. w.“

Sie hob ihn in den Armen
Und hat ihn fortgebracht.
O Däne, hab' Erbarmen!
Da — blitzt es durch die Nacht.
Die Kugel traf ein treues Herz,
Für Beide war nun aus der Schmerz,
Und früh beim Morgenroth
Fand man vereint sie todt.

**M. F. Chemnitz.**

• • •

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Magarr.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 34. Mittwoch den 27. April 1864

### △ Die Prinzessin im Kloster.

Roman

von

Theodor Scheibe.

#### Siebentes Kapitel.

#### Das Standgericht.

(Fortsetzung.)

Als der Zug aus dem Festungsthore nach der Stadt hinabschritt, da begannen die Sterbeglocken von allen Thürmen der Stadt ihr Geläute.

Schon von dort begann die Aufstellung des Volkes und als man in die Straße hinabgelangte, bildete dasselbe eine dichte Spalier.

Es schien, als ob sämmtliche Bewohner von Ankona ausgerückt wären, um den Delinquenten zu sehen.

Kein Volksfest mochte je eine größere Menge in den Straßen versammelt haben, als dieser Exekutionszug, und man hätte darauf wetten können, daß keine gesunde Frau in den Häusern zurückgeblieben, obwohl es Mittagszeit war, wo die Frauen gewöhnlich durch häusliche Beschäftigungen in Anspruch genommen werden. Diese zollten auch dem Delinquenten unverhohlen das lebhafteste Mitleid. Povero Tedesco, povero Soldato!

Die Ausrufe: Beim Leibe Christi, ein schöner Mann! wurden auch häufig gehört.

Als man zum Kaffeehause am Stadthause gelangte, wo die Zahl der Männer jene der Frauen überstieg, kam es daselbst zu einer lauten politischen Demonstration.

Viva Italia! brüllte man daselbst. Nieder mit den Tyrannen! Es lebe der brave Deutsche! Sein Ruhm ist unsterblich! Fluch den Verräthern!

Nach diesen Aeußerungen konnte man schließen, daß die Ursache, weshalb Braun zum Tode verurtheilt worden war, kein Geheimniß geblieben.

Die Jägerkompagnie marschirte jedoch ruhig weiter und die Italiener machten auch keine Miene, ihnen den Delinquenten zu entreißen.

Man bewunderte die Fassung und Kaltblütigkeit des armen Sünders. Sein Blick heftete sich nicht an den Feldpater, der den größten Theil des Weges rückwärtsschreitend zurücklegte, sich mit dem Delinquenten beschäftigend, indem er unausgesetzt das Sterbegebet laut sprach und das Kruzifix, das er trug, öfters an seine Lippen drückte.

Brauns Auge schweifte an den Reihen des Volkes dahin und blickte auch zu den Fenstern der Häuser und den Balkons empor, welche alle besetzt waren.

Er suchte Beate, jedoch vergeblich.

Die Worte des Freimannes hatten seine Hoffnung, die schon geschwunden war, lebhaft wieder angefacht.

Obwohl er nicht wußte, auf welche Art man ihn retten werde, und die Schwierigkeit seiner Lage erkannte, so erfüllte ihn doch der Gedanke, daß man ihn retten werde.

Endlich war die Richtstätte erreicht.

Viele Tausend Menschen hatten sich daselbst angesammelt, und als er von dem Hügel, wo sich der Galgen befand, auf das Volk herabblickte, so sah er nichts als Köpfe, von welchen einer an den andern sich reihte, und die Massen wogten hin und her, von den Hinterleuten gedrängt und von den Soldaten, welche unter dem Hügel in einem Carrée sich aufgestellt, zurückgewiesen.

Der Feldpater ermahnte den Delinquenten, nieder zu knieen, und dieser that es auch, inbrünstig Gott bittend, daß das in Aussicht gestellte Rettungswerk gelingen möge.

Der Priester forderte den armen Sünder noch einmal auf, reumüthig die Wahrheit zu bekennen, und abermals betheuerte dieser seine Schuldlosigkeit.

Wohl dir, wenn es sich so verhält, sprach der Feldpater, denn dann wirst du zum Himmel emporfahren. Wehe dir aber, wenn du gelogen hast, denn dann wirst du in Ewigkeit die Qualen der Hölle zu erdulden haben.

Er ertheilte hierauf dem armen Sünder die Absolution.

Nun trat der Henker mit seinen Knechten heran, nahmen den Trompeter in ihre Mitte und führten ihn unter den Galgen.

Bange Zweifel waren in der Seele des Trompeters aufgestiegen. Er hatte seine Lage überdacht und für höchst unwahrscheinlich gefunden, daß er die Exekution überleben werde.

Die Henkersknechte brachten ihn in eine Gurte, und im nächsten Augenblicke schon wurde er in die Höhe gezogen.

Der Freimann, welcher auf der Leiter stand, raunte ihm die Worte in das Ohr: Gib kein Lebenszeichen von dir, sonst bist du verloren!

Während er dies sprach, schlang er, wie es gewöhnlich bei Hinrichtungen der Fall ist, die eine an den Galgen befestigte seidene Schnur um den Hals des Delinquenten und fuhr mit den Händen, kaum für die Zuseher merklich, dem Delinquenten über das Gesicht.

Lasse den Kopf fallen! — das Kinn an die Brust — stelle dich todt. —

Diese Worte richtete Urbini an den Trompeter, welcher unverzüglich gehorchte.

Die Freiknechte ließen die Füße des Exequirten los, welche sie gehalten und er baumelte nun zwischen Himmel und Erde.

Aber die Schnur um seinen Hals beengte nicht seinen Athem, denn es war eine Vorrichtung an derselben, welche mit dem Riemen zusammenhing, der unter dem Hemde verborgen um die Brust unter den Achseln sich schlang.

Die Wucht des Körpers hing wohl an der Halsschnur, doch zog sich diese als Schlinge nicht zusammen, um den Delinquenten zu erdrosseln.

Die Farbe des Gesichtes hatte sich bei dem Delinquenten plötzlich geändert, man sah ein Gemisch von schwärzlicher Bläue und fahler Blässe. Dies rührte jedoch von nichts Anderem her, als einer Farbe, welche der Scharfrichter von seinen Händen, die damit bestrichen waren, auf das Gesicht des Trompeters übertragen hatte.

Noch einmal stieg der Scharfrichter die Leiter empor, welche er bereits verlassen hatte und hing ein weißes Tuch über den Delinquenten, wodurch dessen Gesicht vollständig bedeckt wurde.

Dies kommt bei Hinrichtungen nicht selten vor und findet gewöhnlich dann Anwendung, wenn das Antlitz des Delinquenten durch die Erdrosslung ein so schreckliches Aussehen erhalten hat, daß es die Anwesenden mit Grauen und Entsetzen erfüllen muß.

Durch dieses Tuch wurde die Situation des Trompeters wesentlich erleichtert; denn es ist eine höchst schwierige Aufgabe, auch mit dem stärksten Willen die Aeußerung der Lebensthätigkeit zu verbannen.

Ebenso finden sich bei jeder Hinrichtung immer Personen, welche so nahe wie möglich zu dem Delinquenten zu kommen suchen, um ihm genau in das Gesicht zu sehen.

Auch hat ein verhülltes Antlitz des Hingerichteten weit weniger Interesse für die Zuseher als ein offenes, und im ersteren Falle verweilen sie auch nicht so lange Zeit an der Richtstätte, als im letzteren.

Die Exekutionstruppe erhielt den Befehl zum Abmarsche und sie zog unter dem Klange der Feldtrompete ab.

Nur eine Wache von vier Mann und einem Unteroffizier blieb zurück, welche das Volk abwehrte, auf den Galgenhügel hinaufzudringen.

Obwohl Braun nichts sah, so wußte er doch aus dem Getöse, welches er vernahm, daß lange nach der Exekution die Menge auf dem Richtplatze blieb.

## Achtes Kapitel.

## Der Scharfrichter von Ankona und sein Delinquent.

Der Trompeter mußte mit aller Macht ringen, seine ihm von Urbini zugewiesene Rolle weiter zu spielen. Das an ihn gestellte Verlangen, sich unbeweglich zu verhalten, war in seiner Haltung eine Aufgabe, welche er kaum für lange Zeit zu vollführen für möglich hielt.

Eine Stunde schien ihm von endloser Dauer zu sein und auf die eine Stunde folgte eine zweite und eine dritte.

Es bedurfte einer ungeheueren Selbstüberwindung, sich reglos zu verhalten und unausgesetzt schwebte er in Angst, daß er genöthigt sein werde, seinem natürlichen Drang nach Bewegung nachzugeben.

Er empfand einen Reiz zum Husten, und als er dies unterdrückte, so verlor er den Athem und er mußte den Mund öffnen und auf die höchste Gefahr hin Luft zu gewinnen suchen.

Hätte das Tuch nicht sein Antlitz bedeckt, würde er verloren gewesen sein.

Endlich erbarmte sich der Himmel seiner Qualen. Es begann zu regnen, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß der Delinquent der Hoffnung Raum schenken konnte, daß sich die versammelte Menge endlich vom Richtplatze verlieren werde.

Ein brennender Durst hatte ihn befallen, die gebundenen Hände, durch den Strick hinabgezogen, schmerzten ihn auf das Unerträglichste.

Wie willkommen war ihm der niederfallende Regen, welcher seine Glieder näßte.

Der Regen wurde zur Fluth und große Schloßen mengten sich in denselben, auf das Haupt des Delinquenten hagelnd.

Es war für ihn ein erquickendes Eisbad. Seine Besorgnisse, daß die Regenmasse, welche rauschend zur Erde fiel, das Tuch ihm vom Haupte hinwegschwemmen werde, gingen nicht in Erfüllung.

Urbini hatte es gut befestigt.

Braun flehte zu Gott, ihm Kraft zu verleihen, seine Leiden mit Standhaftigkeit zu ertragen, denn er hoffte, daß man ihn nicht länger an dem Galgen hängen lassen werde.

Aber zu jener Zeit bereits hatte der Scharfrichter aus seinem Hause einen zweiräderigen Karren, von einer elenden Mähre bespannt, in Begleitung eines Knechtes nach der Galgenstätte entsendet und folgte diesem mit einem zweiten Knechte nach.

Der Platzregen hatte alle Zuseher von der Richtstätte vertrieben bis auf einen einzigen, welcher auf einem Steine in der Nähe der aufgestellten Wache saß und die Hände in seiner Hosentasche stecken hatte. Er zitterte wie ein nasser Pudel und dennoch wich er nicht vom Platze.

Als Matteo in seine Nähe kam, grinste ihn jener Mann freundlich lächelnd an und winkte ihn mit der Hand zu sich.

Urbini, welcher in ihm jenen Mann erkannte, der ihn verflossene Nacht an der Galgenstätte besucht hatte, lenkte einige Schritte von seinem Wege ab und trat zu demselben hin.

Was soll's? fragte er.

Signore, ich habe Euch Geld zu geben, antwortete der Gefragte. Zehn Scudi, lieber Urbini. Ihr habt Euch gut ausgeführt, wie ich höre. Der Kerl ist so kohlschwarz geworden, wie ein Mohr. — Muß viel gelitten haben, dieser Birbante, und ich wünsche von Euch, daß Ihr mir irgend ein Glied von seinem Leibe verkaufet, das ich im Spiritus aufbewahren will. Ich weiß es, Signor, daß so etwas Glück bringt und bedinge mir dies als Lohn für das Euch gemachte Geschäft, denn ich habe Euch zu zehn Scudi verholfen. Das verdient Anerkennung.

Der Italiener schüttelte den Regen ab und zog hierauf einen Lederbeutel aus seiner Brust, den er öffnete und seines Inhaltes zu entleeren begann. Blanke Thaler schüttete er aus demselben in seine Hand.

Das gehört Euch, Signor Urbini, sprach er, und ich bin zu aufrichtig, um Euch ein Stück weniger zu geben, als Euch gebührt.

Matteo strich sich nachdenklich sein Kinn.

Dieser Mann, der mir schon einmal zugemuthet, dem Delinquenten zu martern, und nun ein Glied von demselben begehrte, war ihm höchst ungelegen. Hatte dieser Kerl sich dem Regenwetter ausgesetzt, und zeigte sich erbötig, zehn Skudi zu zahlen, wird er sich nicht so leicht durch ein zürnendes Wort des Freimannes von der Galgenstätte hinwegschaffen lassen.

Durch diesen Mann drohte die höchste Gefahr, denn er wird sicher nicht von dannen weichen, bevor er nicht genau weiß, was es mit dem Hingerichteten für ein Ende genommen habe.

Aber Matteo hatte eine erstaunliche Geistesgegenwart. Er packte den Kerl beim Genicke und ohne ein Wort zu sprechen, schleppte er denselben mit seinem starken Arme zu dem Unteroffizier der Wache, welchen er mit den Worten anredete: Den Halunken nehmt da mit, er wollte mir Glieder des Delinquenten abkaufen, von welchem er sagt, daß er als Märtyrer der heiligen Freiheit gestorben sei, und diese Glieder sollen wahrscheinlich als Reliquien in den Handel kommen. Corpo di dio, setzte er hinzu, fast hätte ich Lust, den einen Halunken zum Andern zu knüpfen.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Die schöne Marie von Karlstadt.

**Eine fränkische Erzählung aus der Zeit des Schwedenkriegs**
von
**Richard Wanderer.**

Wenn der Wanderer durch das Frankenland fünf Stunden abwärts von Würzburg an den Ufern des Mains wandelt, so gelangt er an ein ehrwürdiges Städtchen, welches sich rühmen kann, von dem Großvater des Stifters germanischen Reichs, Carl Martel, begründet worden zu sein, weshalb es auch Carlsstadt genannt wurde.

Viele wollen die Erbauung zwar erst von Carl dem Großen ableiten; doch haben es mehrere Geschichtschreiber nachgewiesen, daß nicht er, sondern Carl Martel der Erbauer von Karlstadt und Karlsburg war.*)

Ueber dem Flusse auf dem linken Mainufer thront auf einem Hügel, welcher reich mit Reben bekränzt ist, die einen vortrefflichen Frankenwein erzeugen, die alte Karlsburg und steht als eine trauernde Ruine in das Mainthal herab. — Könnten die alten Mauersteine reden, wie manches Herbe wüßten sie zu erzählen, während Geschlechter auf Geschlechter durch mehr als ein Jahrtausend an denselben vorübergegangen sind.

Im Jahre 1631 den 12. Oktober, da saßen in der Wirthsstube zur Judenschule**) Karlstadts eine Anzahl Bürger, in deren Mienen sich größeren Theils Angst und Besorgniß spiegelten.

„Gevatter Glock, bring mir noch eine Kanne Wein, aber vom Besten!" rief Meister Jakob Schaab dem Wirthe zu, „es ist jetzt alleins, der Schwed' kommt doch bald und nimmt uns unser bischen Erworbenes, d'rum lustig gelebt und selig gestorben, heißt dem Teufel die Rechnung verdorben; was so viel sagen will als dem Schweden, denn der böse Feind selbst kann nicht ärger hausen, als wie nach den eingegangenen Berichten der Schwede in den geistlichen Landen hantiren soll!"

„Noch ist nicht Alles verloren!" rief Meister Brecht, der Schreiner, „der General Tilly ist in vollem Anzug und wird den Schwedenkönig mit seinen Leuten wieder aus Franken jagen."

„Fehl geschossen, lieber Meister Brecht," sagte Hans Heinrich, ein angesehener Bürger Karlstadts, „'s ist alles Lug und Trug; der ehrsame Rath unserer guten Stadt, welcher wirklich Sitzung hält, hat leider sichere Nachricht erhalten, daß das schwedische Heer nicht nur Arnstein, sondern auch schon Gemünden eingenommen und vielleicht schon morgen haben wir die saubere Bescheerung der Schweden auf dem Halse."

„Da sei Gott für!" riefen Alle.

Da kam der Rathsdiener herein und sang nach dem Stadtboten Hans Walther, welcher sein „Hierl" hinter dem Tischlein am Ofen hervorrief.

„Du sollst sogleich auf's Rathhaus," rief der Kommende eilig dem Stadtboten zu, welcher sich sogleich mit ihm entfernte, ohne daß Ersterer auf die Fragen der Bürger, was vorgefallen, anders als mit einem traurigen Achselzucken antwortete.

Die Bürger sahen sich verdutzt an und mancher Seufzer entfloh der beklemmten Brust sorgsamer Hausväter, worauf einige Minuten ein ernstes Schweigen in dem sonst so lebhaften Kreise der Bürger herrschte; da sprang Meister Schnäbelein, der Schneider, ein spindeldürres Männchen, auf die Bank und rief:

„Wie, was? Ihr Bürger und Männer von Karlstadt wollt verzagen und feig Euch der Angst preisgeben?! Schämt Euch, werft die Furcht von Euch und seid Männer, würdig des großen Karl des Hammers, der unsere Stadt erbaut, seid wie er ein Hammer, der die Schweden, wenn sie es wagen, vor unsere Stadt zu ziehen, erschlägt, ergreift mit kräftiger Mannesfaust die Waffen, erschlagt den Feind und werft ihn, als einen Fraß der Fische, in den Main!" Hier hatte ein Windstoß das Fenster aufgerissen, und mit einem donnerähnlichen Schlag die Thüre so heftig zugeworfen, daß das heldenmüthige Schneiderlein vor Schrecken von der Bank fiel, wodurch selbst der besorgteste der Bürger das Lachen nicht unterdrücken konnte, Schnäbelein aber sich beschämt und schweigsam wieder an seinen Platz setzte.

Da sagte Martin Glock, der Wirth: „Jetzt werden wir Näheres hören, denn so eben sehe ich die wohlweisen Herren Bürgermeister Hans Rehberger und Georg Gerhard aus dem Rathhause zu uns kommen, und kaum hatte der Wirth ausgesprochen, so kamen auch schon die Benannten zur Thüre herein. — Die Bürger grüßten ehrerbietig und räumten den Bürgermeistern die Ehrenplätze des Tisches ein.

„Wir kommen noch in dieser späten Stunde zu Euch, Ihr lieben Mitbürger," sagte Rehberger, „um Euch zu sagen, daß wir soeben den Stadtboten Hans Walther mit einem Schreiben an den hochwürdigsten Fürstbischof Franziscus gesendet und denselben in unserer großen Bedrängniß um Rath und Hilfe angerufen haben. Der frühere fürstbischöfliche Amtmann zu Neustadt kam vorgestern an und stieg in diesem Wirthshause, wie die meisten von Euch gesehen haben, ab; er war bei dem Amtskeller Tobias Honn und lieh von demselben 20 Thaler, um, wie er sagte, nach Würzburg zum Fürstbischof ad referendum zu reisen, doch

---

*) Siehe das Schloß Karlsburg bei Karlstadt a. M. von Dr. Clemens Müller. Würzburg 1852.

**) Jetzt Wittelsbacher Hof.

nach einigen Stunden kam er schon wieder zum oberen Thore herein gefahren, indem er berichtete, er müsse nach Gemünden, um daselbst für das kaiserliche Heer Brod backen zu lassen. — Ich traute diesem Sebastian von Fox nicht recht, denn man erzählte sich von demselben, als er noch Amtmann war, gar mancherlei Geschichten. So viel ich nun höre, soll der saubere Herr v. Fox ein Abtrünniger und zum Feinde übergegangener Verräther sein, der in Gemünden wirklich Brod backen ließ, aber nicht für die kaiserliche, sondern für die schwedische Armee!"

„Der Schurke, der Vaterlandsverräther!" riefen die empörten Bürger, der Bürgermeister Rehberg aber fuhr fort: „Leider, meine lieben Mitbürger, sind die Verhältnisse der Art, daß ich Jedem von Euch den Rath geben muß, sich für das Aeußerste vorzusehen; denn wenn uns unser Fürstbischof nicht Hilfe sendet, so ist unsere gute Stadt zu schwach, sich gegen die mächtige Armee des Schwedenkönigs zu halten, denn es fehlt uns an nichts, als Allem, was zur Vertheidigung einer Stadt gehört. — Unsere Stadtmauern und Thürme sind zwar fest genug, um einem ersten Anlauf Stand zu halten, doch fehlt es uns an Munition und Proviant, um eine Belagerung aushalten zu können; auch, gestehen wir es offen, fehlt es uns, außer Tobias Henn, an waffenkundigen Führern."

„Ich!" schrie der muthige Schnäblein.

„Haltet's Maul," sagte Meister Precht, „sonst fallt Ihr wieder über die Bank!"

Schnäblein setzte sich still wieder nieder. Der Bürgermeister sprach weiter: „Was, meine lieben Mitbürger, war in dieser kritischen Lage anders zu thun, als Hilfe bei unserem Fürsten zu suchen?"

„Ja," sagte Jakob Schaab, „Ihr thatet weise und recht; doch ich fürchte, es wird nichts helfen, denn der Krummstab des Bischofs ist im Frieden eine mächtige geistliche Waffe, aber im Kriege habe ich mehr Vertrauen auf Tilly's Schwert, und dieser ist leider weit von uns entfernt."

So berathen sich die Bürger noch einige Stunden und gingen endlich mit schwerem Herzen nach Hause.

(Fortsetzung folgt.)

## Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 26. April. „Aschenbrödel", Feenoper von Isouard.

Um dem Publikum etwas Besonderes zu bieten, hat man das längst verschollene Aschenbrödel neu einstudirt und zum ersten Male als Benefice der Soubrette Frln. Rottmaier gegeben, damit jedoch, wie vorauszusehen war, kein besonderes Glück gemacht. Wenn man doch einmal zu den älteren Tonwerken zurückgreifen wollte, so hätte man bei der Auswahl vorsichtiger verfahren und nicht ein Werk hervorholen sollen, welches bei seinem ersten Erscheinen sich nur einer kurzen, kärglichen Blüthezeit zu erfreuen hatte, bald vergessen und antiquirt wurde.

Das Aschenbrödel macht mehr den Eindruck eines musikalischen Curiosums denn eines Kunstwerkes. Die Reminiscenz an die Kinderjahre, welche bei jedem Zuhörer hervorgerufen wird, und die dekorative Ausstattung sichert der sog. Feenoper zwar eine nachsichtigere Beurtheilung, demungeachtet wird doch jeder Unbefangene zugeben müssen, daß die Wahl des Aschenbrödels, dessen Stoff ganz dem bekannten Kindermärchen entnommen ist, kein glücklicher Griff war. Es gibt in der musikalischen Antiquitätenkammer gar manche echte gute Edelsteine, deren Glanz so leuchtend ist, daß man der alten Facon, in welcher sie gefaßt sind, ganz vergißt; bei der Isouard'schen Oper ist das aber nicht der Fall, sie bietet nur wenige mattgeschliffene Steine, bei deren Betrachtung sich das Auge nur kurz aufhält, und deshalb tritt die barocke, antiquirte Fassung um so unbehaglicher hervor; erst in der zweiten Hälfte der Oper vermag man sich mit derselben vertrauter zu machen, sie aber niemals zu befreunden.

Wer mit dem Fortschritte der Tonkunst nur einigermaßen bekannt ist, kann das schnörkelhafte, überladene, zopfartige Wesen der Isouard'schen Komposition nicht goutiren und hat gewiß der Wiederholung am letzten Sonntage nicht mehr beigewohnt, wenn er mit uns im Benefice der Frln. Rottmaier gewesen ist.

An der Aufführung war außer einer sehr schön gesungenen Arie der Frln. Ruhe (Clorinde) und des Herrn Grünewald (Alidor) im 2. Akte, der fleißigen aufmerksamen Durchführung der Titelrolle durch Frln. Rottmaier und der gelungenen Vorführung des Traumbildes am Ende des 1. und Anfang des 2. Aktes nicht viel zu loben. Die vielfachen Deklamationspartien wurden ohne Ausnahme matt und ausdruckslos gegeben, wie auch durchweg ziemlich indifferent gesungen wurde. Hr. Simon hat den Stallmeister Dandini zwar trefflich dargestellt und durch gute Witze gewürzt, doch war seine Komik mitunter etwas zu übertrieben. Die wenigen Chöre waren kaum zum Anhören und das Orchester stand mitunter noch hinter denselben zurück; beide leiden seit einiger Zeit an Schwindsucht, indem bald da, bald dort ein Mitglied unsichtbar geworden ist, und die dadurch entstandenen Lücken machen sich sehr fühlbar; berücksichtigen wir dabei, daß sich gegen Ende der Saison eine allgemeine Abspannung und Gleichgültigkeit einzustellen pflegt, so fällt die Beantwortung der Frage, warum das Orchester bei Aufführung obiger Oper so weit hinter seinen früheren Leistungen zurückblieb, gewiß nicht schwer. —δ—

## Gruß.

„Grüße Mira die scheidende Sonne,
Glühender scheint sie im Heimathland,
Grüße mit unbegrenzt inniger Wonne
Schwellende Fluthen, blumigen Strand!"

„Grüße Mira die duftenden Matten,
Grüße das Plätzchen am Dattelbaum
Unter heimlich erquickenden Schatten,
Grüß' mir den kleinen, den lieben Raum!"

„Grüße Mira die goldenen Sterne,
Grüße die Quelle, den Berg, das Thal —
Grüße Alles von mir aus der Ferne,
Grüße Dich selber vieltausendmal!"

Friedrich Friedreich.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 35. Sonntag den 1. Mai 1864.


### Δ Die Prinzessin im Kloster.

Roman

von

Theodor Scheibe.

#### Achtes Kapitel.

#### Der Scharfrichter von Ankona und sein Delinquent.

(Fortsetzung.)

Der Unteroffizier, welcher ziemlich gut italienisch sprach, ersuchte den Freimann um einen Strick, welchen dieser auch bereitwilligst ihm gab und die Hände jenes Mannes, der sich so sehr für das Ende des Trompeters interessirte, wurden ihm hinter dem Rücken zusammengebunden.

Derselbe betheuerte auf das Lebhafteste seine Unschuld und schwur, daß der Henker ihn mißverstanden haben müsse. In den Abgrund der Hölle verwünschte er den Delinquenten, den Scharfrichter und endlich alle Revolutionen.

Dies jedoch befreite ihn nicht aus den Händen der Wache.

Während dies geschah, war der zweiräderige Karren, auf welchem sich ein kistenähnlicher Verschlag befand, auf den Hügel zu dem Galgen gefahren, und der Kutscher lehnte hierauf die Leiter wieder an den Galgen, welche nach der früheren Benützung auf den Boden niedergelegt worden war.

Was geschieht da? fragte der Unteroffizier den Freimann.

Nichts von Bedeutung, entgegnete dieser. Ich habe den Todten der chirurgischen Schule zur Sektion abzuliefern, was gewöhnlich zu geschehen pflegt. Es gibt hier einen geschickten Professor und sehr fleißige Studenten. Diese tranchiren die Leiche ebenso schnell, als Andere einen Kapaun.

Habt denn Ihr auch die Bewilligung hiezu? fragte der Unteroffizier.

Gewiß! antwortete der Freimann. Der Festungskommandant glaubt sogar, daß ich einen guten Gewinn aus dem Geschäfte ziehe, und hat erst neulich zu mir solches gesagt. — Uebrigens, mein Freund, wäre auch keine Bewilligung nothwendig. Ein Gerichteter gehört Niemanden mehr an, als dem Freimann, und dieser kann mit ihm nach seinem Belieben verfahren. — Euer Wachtdienst währt nur so lange, als der Delinquent am Galgen bleibt.

Das weiß ich ohnehin, antwortete der Unteroffizier.

Nun, so zieht ab! Ich nehme ihn vom Galgen herab. Wegen des Spitzbuben, den ich Euern Händen überliefert habe, werde ich selbst in die Festung kommen, denn ein Kerl, welcher mit den Gliedmaßen eines Delinquenten einen Handel treiben will, der verdient, daß er selbst gehenkt wird.

Der Scharfrichter schritt von der Wache hinweg und wandelte mit den Knechten an dem Hügel hinauf.

Die Knechte des Scharfrichters nahmen den Trompeter von dem Galgen herab, warfen ihn in die Kiste und schlugen den Deckel zu.

Die Wache marschirte von der Richtstätte ab, den Gefangenen mit sich führend, welcher sich wüthend geberdete und, seinen Bart raufend, den Freimann verwünschte.

Der Karren setzte sich wieder in Bewegung und rollte langsam der Behausung des Scharfrichters zu, welche sich vier- bis fünfhundert Schritte von jener Stätte befand.

Der Trompeter lag noch eine längere Zeit in dem Behältnisse.

Endlich öffnete sich der Deckel und das Tuch wurde ihm von dem Gesichte gezogen. Noch verhielt er sich regungslos. Seine Augen waren geschlossen. Er zog den Athem an sich.

Man ergriff seine Hände, befreite sie von dem Stricke und fühlte dann seinen Puls.

Nun hurtig aufgestanden, vernahm der Trompeter hierauf die Stimme des Freimannes und seine Augen aufschlagend, erblickte er denselben über sich gebeugt, und wurde von seinen Armen in die Höhe gezogen, damit er sich desto leichter aufraffen könne.

Im nächsten Augenblicke hatte er die Kiste verlassen und sah, daß er sich im Vorhause befinde.

Urbini führte ihn in ein Zimmer und reichte ihm einen Becher Wein.

Braun trank mit durstigen Zügen.

Ha, das erquickte, sprach er hierauf. — Es war ein entsetzlicher Tag.

Es ist noch nicht vorüber, entgegnete Urbini. Wir müssen auf der Hut sein.

Der Scharfrichter brachte Kleider herbei und zeigte sich in Eile behilflich, damit der Trompeter diese mit seiner Montur vertausche.

Ach, ich bin todeskrank, sprach Braun. Alle meine Glieder sind fast gelähmt. — Ich weiß mich gar nicht zu fassen.

Wir müssen dazu sehen, um von hier fortzukommen, versetzte der Henker, welcher große Unruhe zeigte. Es sind

so viele Verstöße gegen die Ordnung geschehen, daß ich fürchten muß, man schicke mir eine Wache hieher, um eine Untersuchung vorzunehmen. Meine Knechte sind Halunken. Sie müssen es ahnen, was da geschehen ist. Trinke noch ein Glas Wein und dann mußt Du mit mir weiter ziehen.

Braun suchte sich zu ermannen und durchmaß einige Mal das Zimmer. In Gottes Namen, sagte er dann. — Ich denke, es wird gehen. Die frische Luft wird mich erquicken.

Urbini nahm seine Geige und das Geldsäckchen, das er als Lohn erhalten, aus dem Kasten und verbarg diese Beiden unter seinem Mantel, den er um seine Schulter hängen hatte, dann gab er dem Trompeter einen italienischen Hut und einen Stock, damit er sich auf denselben stützen könne.

Nun vorwärts, sagte er. Wir haben einen tüchtigen Marsch.

Der Scharfrichter und der Trompeter schritten durch die hintere Thüre des Gehöftes und nahmen den Weg über eine Haide gegen eine waldbewachsene Höhe zu.

Wie ein Träumender schwankte Braun dahin. Der Regen hatte aufgehört, der Himmel sich ausgeheitert, und im flammenden Lichte strahlte die Sonne auf jener waldigen Höhe, gegen welche sie den Weg nahmen.

Zwei Bauern begegneten ihnen, nachdem sie an 700 Schritte zurückgelegt hatten.

He, ist es wahr, fragte der Eine Urbini, daß heute ein Soldat gehenkt worden ist?

Freilich ist es wahr, entgegnete Dieser. Wenn Ihr Euch beeilt, könnt Ihr ihn noch an dem Galgen sehen. Die Bauern schritten weiter.

Je länger der Trompeter wandelte, desto gelenkiger wurden seine Glieder, desto freier sein Kopf.

Sein Begleiter hatte nicht mehr nöthig, ihn zu ermahnen, munter auszuschreiten.

Frisch ging es dahin, und nachdem die Sonne gesunken, hatte man bereits den Saum eines Gehölzes erreicht, das sich von dem Berge bis in die Ebene hinabzog. Den Fußweg in einer Schlucht passirend, gewann man bald wieder freie Aussicht, und sah ein veränrertes Panorama vor sich. Das Städtchen Morra lag vor ihnen, und über demselben zeigten sich Gebirgshöhen, aus welchen zerklüftete Felsenmassen hervortraten, einer Schaar von Ungeheuern ähnlich, welche sich der Reihe nach auf der Höhe gelagert und in das Thal hinabzustürzen drohten.

Das Städtchen vermeidend, kam man mit dem Einbruch der Nacht nach einem Gehöfte, dessen Thor geschlossen war.

Matteo klopfte an das von innen behängte Fenster einer beleuchteten Stube. Dasselbe wurde geöffnet und hinter dem Fenstergitter sah man den Kopf eines Mannes.

Was wollt Ihr?

Maulthiere, entgegnete Urbini. Laßt schnell satteln. Wir müssen um Mitternacht in Rocca Contrata sein.

Ei, so spät in das Gebirge, lautete die Entgegnung. Wollt Ihr haben, daß ich meine Muli verliere? Signor Asfertio liebt es nicht, wenn man seine Ruhe stört.

Gebt uns nur Muli, ich bin ein Freund des Signor Asfertio, sprach Urbini.

Wirklich, antwortete der Mann in dem Fenster mit übergroßer Freundlichkeit. Es gereicht mir zum größten Vergnügen, Euch, meine Herren, einen kleinen Dienst erweisen zu können. Geduldet Euch einen Augenblick. Der Bewohner des Hauses zog sich vom Fenster zurück.

Wer ist dieser Asfertio? fragte der Trompeter, welcher sich auf einer Bank vor dem Hause niedergelassen hatte.

Ein Bravo! antwortete Matteo. Habe schon wenigstens dreißig von seiner Bande aufgeknüpft, und noch immer ist er mächtig genug, um die Einwohner, wie Ihr es selbst gehört habt, in Respekt zu erhalten. Wahrscheinlich werdet Ihr einige seiner Helden zu sehen bekommen.

Nun, wo die Macht der Räuber anfängt, sprach der Trompeter, da hat es mit jener der Obrigkeit sein Ende, und da dies hier der Fall zu sein scheint, so dürfte die Gefahr endlich überwunden sein.

Ich denke dies auch, antwortete der Freimann.

O, dann gestattet mir, endlich meinen Dank zu sagen!

Das gestatte ich Euch nicht. Die Sache ist viel zu ernst, um viele Worte darüber zu verlieren. Daß es Euch nicht unlieb sein mochte, an dem Galgen das Leben zu erhalten, das versteht sich wohl von selbst.

Scharfrichter von Ankona, sprach der Exdelinquent mit gehobener Stimme, indem er die Hand auf die Brust legte; mein Leben gehört Euch.

Auch das versteht sich von selbst, versetzte Jener kalt. Ich habe Euch vom Militär losgekauft, und Ihr müßt nun mir dienen.

Als Freiknecht? fragte Braun.

Wahrlich nein. Ihr seid der Letzte gewesen, an dem ich eine Exekution vollzog. — Mein Freund, siehst Du dort über der Anhöhe jene graue Schanze? Es ist der obere Theil des Festungsthurmes, der die Höhe überragt. Von jener Höhe würde man mein Haus genau noch sehen. Blinkt doch der Vollmond an dem Himmel. — Was meint Ihr wohl, was jetzt in meinem Hause vor sich gehen mag? — Meine Frau ist von Sinigaglia heimgekehrt und ärgert sich, daß sie mich nicht zu Hause findet. Sie ist ungehalten darüber, daß man für sie kein Mahl in Bereitschaft gehalten und wird mit Lärm nach ihrer Gewohnheit die Nacht erfüllen. Da ich auch die nächste Stunde nicht heimkehren werde, steigert sich ihr Zorn, und wenn die Nacht vorübergeht, ohne daß ich vor ihr erscheine, dann wird sie schwören, Rache an mir nehmen zu wollen, denn sie ist ein sehr eifersüchtiges Weib, das überall Verrath wittert.

Wenn es sich so verhält, sprach der Trompeter, dann reicht mir die Hand zum Abschiede und beeilt Euch, nach Hause zu kommen. Gott wird mir weiter fortheifen.

Matteo seufzte aus tiefer Brust.

Wenn man Jahre lang Fesseln getragen hat, sprach er düster, dann werden auch die Fesseln zur Gewohnheit.

Noch einmal seufzte er und sprach dann ruhiger: Es ist vorbei! Ich werde nach Ankona — zu meinem Weibe nie wieder zurückkehren. Der Scharfrichter ist eben so todt, als es der Dragoner Braun ist. Alle unsere Verhältnisse sind aus den Fugen gehoben. — Eine neue Bahn liegt vor uns — eine schimmernde, und so Gott es will, eine fröhliche. — Deutscher, wir bleiben beisammen und werden vereint ein gemeinsames Ziel verfolgen.

Das Thor des Gehöftes wurde geöffnet. Ein Mann trat aus demselben, welcher die Reisenden freundlich einlud, sich in seine Wohnung zu begeben.

Die Herren müssen noch warten, sprach er, denn die Muli sind noch nicht abgefüttert, aber es wird nicht lange mehr währen, so werden sie gesattelt vor dem Thore stehen.

Wir werden hier warten, antwortete Matteo barsch. Ich liebe die freie Natur, und es ist äußerst selten, daß ich mich in eine dumpfe Wohnung verkrieche. Eilt Euch; wir sind mit der Bezahlung nicht knauserig! Hier habt Ihr zwei Dukaten!

Matteo gab dem Maulthierbesitzer Geld, welches dieser aufmerksam besichtigte.

Der Mond schien so hell, daß er erkennen mochte, wirklich Goldstücke erhalten zu haben.

Allen Respekt! rief er. Die Herren zahlen wie Fürsten! Daraus erkennt man Arsettos Freunde. Darf ich Euch nicht mit einem Glas Wein aufwarten?

Nicht nöthig. Sorgt dafür, daß wir bald von hier fortkommen.

Unverzüglich, meine Herren!

Der freundliche Mann eilte von dannen und im nächsten Augenblicke kamen schon drei stattliche Muli daher.

Der Scharfrichter und der Trompeter bestiegen zwei derselben und auf den Rücken des dritten schwung sich der Treiber.

Langsamen Schrittes zogen die Muli einen steilen Bergpfad hinauf.

(Fortsetzung folgt.)

## Die schöne Marie von Karlstadt.

### Eine fränkische Erzählung aus der Zeit des Schwedenkriegs von Richard Wanderer.

(Fortsetzung.)

Hans Heinrich, den wir so eben in der Schenkstube der Judenschule kennen gelernt haben, ging in düsteren Gedanken in seine am Markte gelegene Behausung, wo sein liebes Töchterlein Marie — wiewohl der Nachtwächter schon die eilfte Stunde gerufen hatte — noch an dem schnurrenden Spinnrädchen beschäftigt war und auf den Vater wartete. — Das holde Kind zählte zwar erst 18 Jahre, doch beseelte Marie ein starker Geist, welcher nicht beim häuslichen Kreise stehen geblieben, sondern über denselben hinausblickte und seine Zeit erfaßte. Früh hatte Marie ihre Mutter verloren, weßhalb auch schon seit Jahren die Last eines großen Haushaltes auf ihr ruhte, dem sie mit eifriger Umsicht vorstand, was ihrem ohnedies hellen Geist eine frühe Reife gab, was auch ihr Vater, dessen einziges Kind sie war, dankbar anerkannte, der sie als sein theuerstes Kleinod liebte und schätzte. — Deshalb, weil er wußte, daß seine Marie ein geistesstarkes Mädchen war, nahm er keinen Anstand, ihr sein sorgenschweres Herz zu eröffnen und sie über die der Stadt und ihren Bewohnern drohenden Schicksale zu unterrichten.

„Vater," sagte das gefaßte Mädchen, „hier gilt es vor Allem, unser Silbergeräth und Eure Baarschaft in einem sichern Versteck zu bergen, damit, wenn das Aeußerste kommt, wir uns doch zu helfen wissen."

„Ja, du hast recht," erwiderte der Vater; „doch wohin, mein Kind?"

„Komm, bester Vater, laß uns Alles von Werth in einige Kisten packen, unter unserem alten Hinterhause ist ein Keller und in dessen finsterstem Grunde ist, wie du weißt, eine eiserne Fallthüre, durch welche man in eine kleine unterirdische Kammer gelangt. — Leicht können wir diese eiserne Fallthüre, wenn das Beste unter ihr geborgen, mit Erde und Sand überdecken und jedem unberufenen Auge unsichtbar machen. — Gehe Vater, hole den Tobias, der wackere Freund wird uns helfen, was wir heute Nacht thun, ist morgen gethan und wer weiß, ob es auch morgen noch Zeit dazu wäre."

Tobias Honn war nämlich ein junger Mann, welcher die allgemeine Achtung seiner Mitbürger genoß und so jung er war, er zählte 29 Jahre, so wurde er doch schon bei allen wichtigen Stadtgeschäften in Berathung gezogen.

Selbst der Fürstbischof Franziskus von Hatzfeld hielt große Stücke auf ihn und dessen Vorfahr, Fürstbischof Adolph von Ehrenberg, hatte ihn schon mit manchfaltigen Geschäften betraut und ihm in Karlstadt die damals wichtige Funktion des Amtskellers ertheilt. Doch abgesehen von dieser äußerlich günstigen Stellung, war Tobias Honn eine schöne männliche Erscheinung und was noch mehr sagen will, ein durchaus edler, Recht und Wahrheit liebender Mann. Dieser edle junge Mann hatte sich schon seit längerer Zeit mit der schönen Marie von Karlstadt, wie dieselbe weit in der Umgegend, hinauf bis Würzburg und hinab im Frankenlande bis Lohr, genannt wurde, verlobt. Diese beiden Menschen, welche sich auf das innigste liebten, waren in ihren Gefühlen und Neigungen wie für einander geschaffen, die Vermählung hätte auch bald sein sollen und war nur wegen der gefahrvollen Zeiten verschoben worden. Der alte Heinrich wollte dann sein Hauswesen aufgeben und den Herbst seines Lebens bei seinen lieben Kindern zubringen.

Eilig brach der Vater auf, wiewohl es schon Mitternacht war, um den Amtskeller noch zu holen, welcher auch sogleich mit demselben zu seiner Braut eilte, worauf alle Drei vereint alles Werthvolle von Schmuck, Silber, Gold und Geld sorgsam einpackten und in den Versteck brachten; dann die Fallthüre sowie den Boden des ganzen Kellers mit Erde und Sand bedeckten, und über erstere Balken als Weinlager brachten, auf die sie mit Mühe einige mit Wein gefüllte Fässer legten, desgleichen auch Kisten mit gedörrten Schnitzen und Zwetschgen aufstellten. Der Tag war längst angebrochen, als sie mit ihrer schweren Arbeit fertig waren und Vater Heinrich ging nach eingenommenem Frühstück auf das Rathhaus, um zu sehen, was sich während der Nacht Neues begeben; doch leider waren hier die Nachrichten nicht zum Besten; der Stadtbote Vollher hatte zwar sein Schreiben durch das Thor in das Schloß unseres lieben Frauenberg, wo der Bischof residirte, abgegeben, doch keine Antwort erhalten, und war also unverrichteter Sache zurückgekehrt.

So war nun der Rath und die Bürgerschaft in Karlstadt verlassen von Demjenigen, der in jedweder Noth und Gefahr der treue Hirt seiner Heerde hätte sein sollen; ja, man sprach sogar davon, der Fürstbischof sei aus dem Schlosse entflohen. — Ein wahrer Fürst darf, wenn er ein Vater des Vaterlandes sein will, nicht von seinem Volke fliehen, er darf nicht nur in Tagen des Friedens seine Einkünfte, welche ja vom Volke fließen, unter demselben verzehren, sondern er muß auch in den Tagen des Unglücks dieses mit ihm theilen und zu erleichtern suchen; wie wahr singt ein alter deutscher Meister-Sänger:

„Ein wahres Fürsten Herz
Sei edel und gerecht,
Fühl mit des Volkes Schmerz
Fühl mit dem ärmsten Knecht;
Ist so sein Herz bestellt,
Dann segnet ihn die Welt
Dann wird er auch genannt
Vater vom Vaterland!"

(Forts. folgt.)

## Würzburger Stadttheater.

**Mittwoch**, den 27. April, Gastspiel der Frln. Sophie **Stehle**, Sängerin am kgl. Hoftheater zu München, als Margaretha in der Oper „Faust“ von Gounod.

Das Ende der Saison macht selbst den eifrigsten Theaterbesucher erfahrungsgemäß gegen die Genüsse der Bühne kälter, namentlich wenn der Frühling mit seinen schönen verlockenden Abenden mit im Bunde ist und deßhalb macht die Kasse dermalen gewöhnlich schlechte Geschäfte; es bedurfte unter diesen Umständen eines ganz besonderen Magnetes, wenn sich Angesichts der erheblichen Preiserhöhung, welche der Theaterzettel in seiner souveränen Autorität gelegentlich des Gastspiels der Frln. Stehle über alle Plätze verhängt hatte, das Haus füllen sollte. Der Name der hochgefeierten Künstlerin hat sich aber als starker Magnet bestätigt, denn schon einige Stunden vor dem Beginn der Vorstellung waren die meisten Plätze ausverkauft und die Introduktion begann vor einem in allen Theilen angefüllten Hause, ein Beweis, daß Würzburgs Bewohner die Kunst zu schätzen wissen und sich gerne einem Opfer unterziehen, wenn es gilt, etwas wirklich Gutes zu hören. In der That kann das Gastspiel der Frln. Stehle als ein seltener Genuß bezeichnet werden, denn ihre Margaretha im Faust steht unseres Dafürhaltens in vielen Beziehungen unerreicht da. Sie feierte einen Triumph, wie er auf der Bühne nicht oft vorzukommen pflegt. Sie, deren Talent noch vor wenig Jahren im Verborgenen schlummerte, bis es, wenn wir nicht irren, in Sigmaringen, ihrem Geburtsorte, entdeckt und am Münchener Konservatorium in überraschend kurzer Zeit zu reicher Blüthe entfaltet wurde, sie, die sodann in rapider Schnelligkeit die höchste Stufe in der künstlerischen Laufbahn beschritten hat und nunmehr der entschiedene Liebling des Münchener Theaterpublikums ist, sie hat auf ihrem durch reichliche Erfolge ausgezeichneten Zuge auf mehreren Bühnen Mitteldeutschlands auch auf den Brettern der hiesigen Bühne den Beweis geliefert, daß die natürliche Begabung unter der richtigen Leitung und bei entsprechendem Eifer alle Hindernisse schnell und leicht überwältigt, und im Sturme erringt, was dem ausdauerndsten Fleiße allein niemals zu erreichen gelingen wird.

Mit Befriedigung haben wir deßhalb auf die zahlreichen Ovationen gesehen, mit welchen die hochbegabte Künstlerin gefeiert wurde; die vielfachen Blumenspenden, die ihr zu Theil wurden, der anhaltende Beifall, welcher bei ihrem Erscheinen und Abgehen von allen Seiten ertönte, sie waren wohlberechtigt und kamen vom Herzen, denn selten hat eine Sängerin lediglich durch die Kunst solche Erfolge sich errungen wie sie.

Frln. Stehle bezaubert durch ihre Darstellung, ihren Vortrag und Gesang; sie ist eine vorzügliche Darstellerin der Margaretha und diese Rolle hinwiederum die beste im Repertoire der Künstlerin; wir hatten Gelegenheit, sie schon mehrmals zu hören, haben aber in keiner Rolle eine solche Vollendung gefunden, als in ihrer Margaretha. Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen der mädchenhaften duftenden Erscheinung in den ersten Akten; eine halb verschlossene Rosenknospe steht sie staunend und schüchtern dem Faust gegenüber und läßt sich aus dem Himmel ihrer kindlichen Unschuld, ihrer liebenswürdigen unnachahmlichen Naivität, sich selbst unbewußt, nur langsam und widerstrebend durch den Zauber der Liebe zur vollen Hingebung fortreißen. Das erste Zusammentreffen mit Faust, die Scene im Garten, die Erzählung von ihrem Brüderchen, alle diese Situationen, wie edel und schön, wie wahr und natürlich wurden sie gegeben; bis in's kleinste Detail stimmt die Mimik mit der Handlung überein und kann nur einer ganz rigorosen Kritik zu der Bemerkung Veranlassung geben, daß die Ueberraschung beim Auffinden des Schmuckkästchens etwas mehr hätte markirt werden sollen.

Neben der Hingebung an den Geliebten war die instinktmäßige Abneigung gegen dessen diabolischen Begleiter ohne klares Bewußtsein über den Grund derselben ganz meisterhaft dargestellt; ebenso trefflich kam die bange Erwartung der Rückkehr des Geliebten und die fieberhafte Ungeduld, die sich in beständigem Aufhorchen auf jedes Geräusch, sowie in der Unfähigkeit, der gewohnten Beschäftigung nachzugehen, so natürlich dokumentirt, zum Ausdrucke; wie tief war dann wieder die Reue, das Schluchzen und Jammern vor dem Altare in der Kirche, aus dem ihr der Weheruf entgegenschallt und sie mit Verzweiflung erfüllt, während sie Trost und Hilfe im Gebet gesucht hatte; diese Scene wurde von dem geschätzten Gaste so erschütternd und wahr dargestellt, daß sie selbst den ruhigsten, gleichgültigsten Zuhörer zu Herzen gehen und ihn mit fortreißen mußte. Sehr bezeichnend war aber auch der Ausdruck des Abscheus, welcher sich gegenüber der Wittwe Schwertlein, als dieselbe der gebrochenen Margaretha zum Beistand herbeigeeilt war, bemerklich machte. Das Zusammentreffen der Margaretha mit dem sterbenden Bruder und die zermalmende Wirkung seines Fluches wurden nicht minder trefflich dargestellt und dem Ganzen die Krone aufgesetzt durch die vorzügliche Durchführung der Wahnsinnsscene im letzten Akte. Die Schilderung der schönen Stunden des ersten Zusammentreffens mit Faust war ebenso rührend als der unermeßliche Schmerz und die Verzweiflung in der letzten Scene erschütternd und wahr.

Die ganze Darstellung war in den Grenzen der Wirklichkeit gehalten, ohne Künstelei und Raffinement und diejenigen, welche Manches, namentlich die Scene in der Kirche, für etwas übertrieben gehalten haben, werden, wenn sie unparteiisch sind und sich in die Lage eines unglücklichen, verlassenen, von allen Seiten verstoßenen Mädchens, wie Margaretha, hineindenken können, der Wahrheit das Zeugniß geben müssen, daß das Spiel der Frln. Stehle durchweg motivirt und am Platze war, daß sie die Rolle der Margaretha nicht blos gespielt, daß sie vielmehr mit derselben sich vollkommen identifizirt und nur dem Gefühle Ausdruck gegeben hat, von welchem sie selbst vollständig beherrscht war.

Soviel von Frln. Stehle als Darstellerin; was ihre Leistungen als Sängerin anlangt, so sind solche dem Spiele vollkommen ebenbürtig und rechtfertigen den hohen Ruf, der der geschätzten Künstlerin vorangeht in jeder Beziehung; wir behalten uns vor, hierauf bei unserer nächsten Besprechung zurückzukommen, da Frln. Stehle sich noch zu einem weiteren Gastspiele am nächsten Sonntag herbeigelassen hat, und können schließlich nur noch den Rath beifügen, diese letzte Gelegenheit, ein so seltenes Talent zu hören, nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 36. Mittwoch den 4. Mai 1864.


## △ Die Prinzessin im Kloster.

Roman

von

Theodor Scheibe.

### Neuntes Kapitel.

### Der Fürst von Lugano.

(Fortsetzung.)

Die Duenna, Mater Beale wurde zu dem Fürsten gerufen, und zwar mochte es zu jener Zeit gewesen sein, als Urbini mit seinem Schützlinge sich bereiten machte, um desto schneller aus der Gegend von Ankona fortzukommen.

Der Fürst saß einsam in einem Gemache und las mit Aufmerksamkeit in Papieren, welche vor ihm ausgebreitet lagen. Ohne sich von seinem Sitze zu erheben, bot er mit einem Winke der Nonne einen Stuhl an, und sprach zu ihr:

Wahrlich, kurios geht es in der Welt zu! Dieses kleine Sardinien hat sich überaus groß gemacht, und ganz Italien steht in Waffen zu demselben. Der heilige Vater hat die Waffen gesegnet, welche gegen die Oesterreicher geschwungen werden und den General Durando mit einem auserlesenen Hilfskorps den Oesterreichern auf den Hals geschickt, um sie gänzlich zu vernichten. Ich nehme hier eine eigene Stellung ein. Ich bin österreichischer Offizier und italienischer Prinz. Als österreichischer Soldat habe ich mit großen Gefahren zu kämpfen, während ich, wenn ich die Fahne der Nationalität ergreife, von meinen Landsleuten auf den Händen getragen würde. — Und doch, ich habe meine Wahl getroffen. Das bedrängte Oesterreich braucht Generale, und ich bin davon überzeugt, daß das Wiener Kabinet meine Person und meine Talente wohl zu schätzen weiß. Ich werde wahrscheinlich sehr bald in Aktivität treten.

Dann ist Oesterreichs Glücksstern noch nicht untergegangen, sprach die Nonne. Wenn Eure Durchlaucht als österreichischer Feldherr einen Kommandostab führen, dann wird auch Italien bald zur Ruhe gebracht sein.

Hoffen wir das, antwortete der Prinz mit Stolz. Ich liebe es zwar nicht, mich zu exponiren, aber das soll auch kein Feldherr. Man soll den Krieg so wie das Schachspiel betreiben, und ich habe schon mittelst Korrespondenzen sogar die schönsten Parthien gewonnen. — Doch davon wollte ich eigentlich nicht reden. Ich habe Sie rufen lassen, hochwürdige Mater Beale, um Ihnen Aufklärungen zu geben, damit Sie die neue Situation in meinem Hause erfassen und meine Frau Gemahlin genauer kennen lernen. Die Gute kann Alles früher begreifen, als ihre Pflichten, und der Sinnlichkeit im hohen Grade ergeben, würde sie in einem Tage zehn Mal fallen, wenn man sie davon nicht abhielte. — Denken wir an Venedig zurück! dort hat sie es veranlaßt, daß ich unter einem Vorwande aus dem Hause gelockt wurde, und während meiner Abwesenheit sollte sie — natürlich auf ihren Wunsch — unter einem plausiblen Vorwande von den Revolutionären entführt werden. In wieferne sie sich an dieser Angelegenheit betheiligt, ist mir freilich heutzutage noch ein Räthsel, doch ich glaube, daß sie sich unter den Revolutionärs sehr wohl befunden haben mag. Endlich hat sich doch selbst meine Frau Gemahlin einem österreichischen Trompeter angeschlossen und in seiner Gesellschaft und ohne lästige Zeugen Tag und Nacht verbracht. Sie hüllte sich gegen denselben in ein sonderbares Inkognito, das ihren Galan zutraulich machen mußte, und hatte noch dazu die Hartirnigkeit, mir diese Dinge offen zu bekennen.

Es waren unglückliche Stunden, die wir in Venedig erlebten, sprach die Nonne. Die Bösewichter, welche in den Palast gedrungen waren, trennten mich von der durchlauchtigsten Frau und sperrten mich in ein Gewölbe ein. Ach, wenn ich doch nur damals an der Seite der Fürstin gewesen wäre! Ich konnte sie nur dem Schutze des Himmels anempfehlen.

Ich mußte dies erwähnen, sprach der Fürst, um Ihnen zu zeigen, daß ich berechtigt war, diesen Trompeter als einen gleichfalls begünstigten Verehrer meiner Frau Gemahlin zu betrachten, und um so mehr, als er hier erschien und von Neuem in mein Haus eindringen wollte, was ihm jedoch der Portier nicht gestattete. Er übergab demselben ein Briefchen, an das Fräulein Beale lautend. Ich erlaubte mir, dieses Briefchen zu konfisziren, und kann Sie versichern, daß unter dieser „Beale“ nicht Sie, meine Hochverehrte, sondern meine Frau gemeint war, welche unter diesem Namen mit dem Trompeter Liebeshändel angesponnen hatte. Hier ist dieser Brief. Lesen Sie denselben gefälligst meiner Frau Gemahlin vor, und sagen Sie ihr, daß ich den elenden Versemacher zum Henker geschickt habe. Sagen Sie ihr, künftighin Niemanden zu dergleichen Thorheiten zu ermuthigen, und zwar nicht aus Rücksicht für ihren eigenen Stand und meine Person, sondern vielmehr aus Mitleid für solche unglückliche Verehrer. Meine Rache ereilt sie Alle, und ihre Strafe kommt nur auf die Rechnung meiner lieben Frau. So auch der Tod des vorgeblichen Milchbruders der Prinzessin. Man hat ihn gehenkt.

Euer Durchlaucht sind höchst gerecht, antwortete die Nonne. Eine Frau, welche einen so würdigen und hohen Herrn zu hintergehen vermag, verdient den schmählichsten Tod.

Gewiß, antwortete der Prinz. Die Verworfenheit dieses Weibes hat mich bereits aus ihrer Nähe verbannt, ich kann sie gar nicht mehr sehen, ohne im Grimme zu erbeben.

Euer Durchlaucht, da Ihre Frau Gemahlin unbußfertig bleibt, sprach die Nonne, so trennen Sie sich gänzlich von Derselben. Sie verdient nicht das Glück Ihres Anblickes. In ihre Heimath möge man sie zurücksenden, zu ihrem Halbbruder, den sie haßt und fürchtet, und ich übernehme es mit Freuden, mich den Beschwerden der weiten Reise zu unterziehen, damit sie in strenger Ueberwachung bleibe. Alles zur Ehre Gottes und zur Ehre Euer Durchlaucht.

Gut, antwortete der Fürst, ich habe schon ein Plänchen, wodurch ich am besten meine Frau zu strafen und zu bessern hoffe. Ich will es vor Ihnen nicht geheim halten. Hören Sie mich denn an: —

Der Kourier aus Wien ist da, meldete der Kammerdiener eintretend.

Endlich! rief der Fürst erfreut. Sendet ihn sogleich zu mir! — Wir sprechen uns später. Ich habe wichtige Nachrichten in Empfang zu nehmen.

Die Nonne verbeugte sich demüthig und verließ den Fürsten.

Der angemeldete Kourier trat ein. Derselbe, der Güterdirektor des Fürsten, Namens Crepoli, war von seinem Gebieter von Ravenna nach Wien gesendet worden, um mehrere Briefe an hohe und höchste Personen zu übergeben und die erfolgende Antwort ihm wieder zurückzubringen.

Fürst von Lugano, unangestellter kaiserlicher Oberst, hatte nämlich den Wunsch, in Aktivität zu treten und General zu werden, und die abgesendeten Briefe sollten diesen Wunsch unterstützen.

Der Fürst erhielt aus der Hand seines Güterdirektors, eines sehr gefügigen Mannes, die mit Sehnsucht erwarteten Schreiben.

(Fortsetzung folgt.)

## Die schöne Marie von Karlstadt.

**Eine fränkische Erzählung aus der Zeit des Schwedenkriegs**

von

**Richard Wanderer.**

(Fortsetzung.)

Flüchtige kamen stündlich durch Karlstadt, welche von den Grausamkeiten und Erpressungen der Schweden erzählten, was die Angst und Besorgniß der Bewohner unseres Städtchens auf's Höchste steigerte.

Die Furcht vor einem Uebel, welches man zu erwarten hat, ist immer, wenn dasselbe auch fern von uns ist, stärker, als es, auch noch so groß, erscheint, wenn es wirklich seine Einkehr bei uns genommen hat.

Die Thore wurden geschlossen, die Kirchen waren gefüllt mit Andächtigen, welche vom Himmel zu erflehen suchten, was ihre Kraft zu schwach war, abzuwenden. Es ist leider nur zu wahr, daß bei dem größeren Theil der Menschheit erst dann sogenannte religiöse Gefühle erwachen, wenn sie großes Unglück bedroht; doch dieses sind dann keine wahren religiösen Gefühle, sondern solche, welche aus dem Eigennutz und Egoismus entspringen.

Wenden wir uns jetzt wieder in das Haus des wackeren Heinrich's auf dem Markte, wo wir die beiden Liebenden, Hans und Marie, traulich beisammen finden, doch waren es nicht kindische Tändeleien gewöhnlicher Liebesleute, welchen sie sich hingaben, sondern Besprechungen ernsterer Art.

„Wie aber," sprach Hans, „theure Marie, findest du es nicht unrecht, daß in dieser Zeit der allgemeinen Noth und Gefahr wir nicht den Muth haben, dieselbe mit unseren Mitbürgern zu theilen, sondern unser Eigenthum bergen; ist dies nicht eine Handlung der Selbstsucht?"

„Doch nicht, mein Freund!" erwiderte Marie, „denn abgesehen davon, daß es die meisten unserer Mitbürger auch so machen werden, wie wir —, könnten wir denn sonst, wenn einst dieser bittere Kelch des Kriegs an uns vorübergegangen sein wird, und uns Alles verloren gegangen wäre, denjenigen, die auch von Allem entblößt, unter die Arme greifen? Kann ihnen nicht mehr durch unseren materiellen Beistand, als wenn wir ihre Armuth theilen, geholfen werden?"

„Ich muß dir recht geben," sagte Hans, „doch wäre es nicht besser, liebe Marie, wenn du in dieser trüben Zeit mein Weib würdest, damit du in mir als deinem Gatten auch einen rechtlichen Beschützer hättest?"

„Nicht doch, mein Theurer," rief Marie, „wie könnte ich mir es vergeben, daß ich in dieser Zeit der höchsten Noth unseres Vaterlandes nach einem Glücke strebte, das ich für das höchste des Lebens halte. — Bist du nicht als mein Bräutigam ebenso gut mein rechtlicher Beschützer, wie du dieser als mein Gatte wärest; oder glaubst du uns fester oder inniger durch des Priesters Segen verbunden, als wir es durch die Triebe unserer Herzen, durch die Gedanken unserer Seelen sind? Laß, theurer Freund, diesen gefürchteten Feind, welcher das Glück dieses Landes zu zerstören droht, uns zuerst in der Nähe besehen, laß den ersten Sturm vorübergehen, dann, mein geliebter Freund, bin ich mit Freuden dein Weib."

„Wie du willst, mein treues Herz," sprach der Bräutigam, „denn," fuhr er fort, „dein Glück ist meines und —"

Hier ertönte der Klopfer der Hausthüre und als die Magd geöffnet, traten, mit dem frommen Gruße: „Gelobt sei Jesus Christus," zwei Kapuziner herein.

„In Ewigkeit," erwiderten die Brautleute; als der Aeltere der Ankömmlinge seine Kapuze zurückschlug und Herrn Hans und Marie freundlich die Hand bot, rief dieselbe überrascht aus:

„Wie, hochwürdiger Vater, Ihr seid es! Ich glaubte Euch in Aschaffenburg. — Wo kommt Ihr in dieser angsterfüllten Zeit her?"

„Von Aschaffenburg mit diesem würdigen Freunde, wir sind, um den wilden Kriegsvölkern auszuweichen, auf unbekannten Gebirgswegen über den Spessart bis hierher gedrungen. — Seid mir herzlich willkommen, Herr Amtskeller, und auch du, Marie; doch wo ist dein Vater? Ich habe Eile und muß sogleich auf dem nächsten Wege nach Würzburg, möchte aber deinem Vater noch hier diesen meinen Freund auf's dringlichste empfehlen, denn er ist plötzlich krank geworden und kann nicht weiter. — Ich weiß, Ihr habt in Euerm geräumigen Hause schon ein Plätzchen für denselben; außer dem Gotteslohn, welcher dem Menschen für jede gute That nicht ausbleibt, soll Euch, wenn Ihr meinen Freund pflegt, auch der irdische Lohn nicht ausbleiben."

„Sprecht und denkt nicht so klein von uns, Hochwürdiger! Es wird meinem Vater nur Freude machen, wenn wir einen Freund von Euch bei uns beherbergen können, weshalb er uns innigst willkommen ist.“

Bei diesen Worten reichte sie dem Gefährten des Paters recht herzlich die Hand, welcher dieselbe dankbar drückte, und ernst und traurig mit dem Haupte nickte.

Pater Leopold war in dem Kapuzinerkloster zu Würzburg Guardian, und wiewohl ein geb. Freiherr v. Gumpenberg, war bei ihm Armuth und Demuth nicht nur ein äußerliches Gepräge, sondern er suchte in That und Wort, nach dem erhabenen Vorbilde seines Herrn, diese im Leben zu üben. — Ueberall im Lande war er als einer der vortrefflichsten Prediger bekannt, der in der Hütte, wie in dem Palaste, durch seine Welt- und Menschenkenntniß, durch seine echte Frömmigkeit und Gerechtigkeitsliebe, Hilfe, Rath und Trost spendete, also auch von allen besser gesinnten Menschen, weß Standes und Glaubens sie waren, geliebt wurde. Der Fremde, welcher mit P. Leopold gekommen, war eine edle majestätische Gestalt, welcher man es auf den ersten Anblick ansah, daß dieselbe nicht für die Kutte geschaffen war. Sein Angesicht war bleich und seine Augen matt; doch leuchtete durch das Fieber, das ihn ergriffen zu haben schien, hier und da, wenn ihn etwas zu interessiren schien, eine edle Gluth aus denselben. Mit vieler Aufmerksamkeit hatte ihn Herr Honn beobachtet, und seine Züge schienen ihm bekannt, wiewohl er sich nicht sagen konnte, wo und wann er dieselben gesehen. Seine Antworten waren kurz, lakonisch, aber schlagend, weshalb er dem gleichfalls geistesbegabten Amtskeller um so interessanter erschien.

Endlich kam Vater Heinrich, welcher den P. Leopold sowie den Fremden herzlich begrüßte, und dem letzteren sogleich ein freundliches Gemach im dritten Stockwerke seines Hauses anwies, wo nach einem längeren Zwiegespräch P. Leopold sich von dem Freunde und dann von den Andern verabschiedete, doch zuvor noch dem Vater Heinrich und seiner holden Tochter den edlen Fremden, wie er ihn benannte, auf das Dringendste empfahl und nachdem er Allen seinen Segen ertheilt, eilte er fort, ließ sich über den Main schiffen, um auf dem linken Ufer, auf so viel als möglich verborgenen Wegen zur Festung Marienberg zu gelangen.

Ach, dunkel liegt die Zukunft vor dem Seelenauge des Sterblichen, wenn euch manchmal eine ahnende Stimme des Innern warnt, so geben wir nur zu oft derselben kein Gehör. — So hatte auch P. Leopold, wie er seinen Freunden in Heinrich's Hause zu Karlstadt mitgetheilt, eine Ahnung, daß ihn in Würzburg Trübes erwarte, doch er gab dieser inneren Stimme kein Gehör und glaubte einzig in der Erfüllung seiner Pflicht, d. h. in der Ausführung höherer Winke, die befohlen, auf die Festung Marienberg zu dem Kommandanten derselben, Keller, zu gehen, den Zweck seines Berufes zu erfüllen.

Der Fremde hatte sich's indessen auf die freundlichen Bitten Heinrich's und seiner Tochter in seinem Stübchen bequem gemacht und die wenigen Habseligkeiten, welche er in einem Reisesack trug, in einer Truhe verwahrt und seinen durch Krankheit und Müdigkeit ermatteten Leib dem wärmenden Bette übergeben.

(Fortsetzung folgt.)

## Würzburger Stadttheater.

Sonntag, 1. Mai. „Die Regimentstochter“. Das zweite leider letzte Gastspiel von Frln. Stehle war von einem nicht minder glänzenden Erfolge gekrönt wie das erste; ihre Regimentstochter, obgleich einem ganz anderen Genre angehörig, als ihre neuliche Rolle in „Faust“, war ein in ihrer Art ebenso vollendetes Kunstgebilde als Letztere; Frln. Stehle bewegt sich eben auf dem gesammten Gebiete der dramatischen Kunst mit gleicher Leichtigkeit, sie ist eine ebenso gute Sängerin als Schauspielerin und Meisterin im tragischen wie im komischen Gebiete der Oper.

Da wir schon bei unserer letzten Besprechung der künstlerischen Leistungen des geschätzten Gastes im Spiele besonders gedacht haben, so begnügen wir uns, in dieser Beziehung zu konstatiren, daß sie auch heute wieder durch ihre treffliche, lebendige Darstellung excellirt, namentlich bei der Darstellung der Ungebundenheit, Keckheit und des Trotzes des freimüthigen Soldatenkindes die richtigen mitunter schwer zu treffenden Grenzen eingehalten und immer das rechte Maß zu beachten gewußt hat, ohne deshalb monoton und matt zu werden; jeder Wechsel in der Gemüthsstimmung, welche bei der etwas verwöhnten, leicht erregbaren Marie schnell umspringt, drückte sich meisterhaft in Blick und Geberde aus, und wurde mit seltener Anmuth und Feinheit nuancirt; der übersprudelnde köstliche Humor, aus dessen unerschöpflichem Fonde sie jede Scene mit fast verschwenderischer Hand ausschmückte, brachte eine elektrische Wirkung auf die Zuhörer hervor und zeigte sich um so hinreißender, als er ganz natürlich, wahr und ohne eine Spur von Künstelei war.

Schließen wir hiemit unsere Bemerkungen über das Spiel der gefeierten Künstlerin und gehen wir nach der kurzen Bemerkung, daß auch ihr Dialog durch seine Deutlichkeit, Verständlichkeit und Wahrheit zur Bewunderung hingerissen hat, zu einer kurzen Betrachtung der Gesangsleistungen der Frln. Stehle über. Wir haben schon neulich darauf hingewiesen, daß dieselbe eine Sängerin ersten Ranges ist und können diesem Urtheile nur noch unsere Ueberzeugung beifügen, daß sie mit ihrer ungewöhnlich reichen, umfassenden, kraftvollen Stimme einer großen Zukunft entgegengeht. Ihrer Stimme kann man das seltene Lob spenden, daß sie in allen Registern gleich stark und wohllautend ist; dieselbe ist ein wahres Kleinod, ein Schatz ächter Perlen, die in den prächtigsten Farben erglänzen, wenn sie in überreicher Fülle der Kehle entströmen. Wenn man eine solche Stimme hört, dann kann man es begreifen, was der Dichter den Sänger sagen läßt: „Das Lied, das aus der Kehle kommt, ist Lohn, der reichlich lohnet.“ Frln. Stehle findet unzweifelhaft im Gesange die höchste Aneiferung, denn sie singt mit Lust und Hingebung; das Singen macht ihr offenbar ebensoviel Vergnügen, als dem Publikum, ein Umstand, der wesentlich dazu beiträgt, das letztere zu begeistern; ein fröhlicher Gesang findet willige Ohren, ein gezwungener oder nirgends Eingang. Ein weiterer Vorzug ihrer prächtigen Stimme ist die vorzügliche Schule, welche den Perlen, mit welchen wir die erstere verglichen haben, die rechte Fassung gibt. Diese Schule, und eine solche kann bekanntlich selbst das entschiedenste Talent nicht entbehren, muß eine ebenso ungewöhnliche, wie die Stimme selbst gewesen sein, denn Fräulein Stehle scheint keine technischen Schwierigkeiten zu kennen; sie singt die schwersten Passagen mit solcher Leichtigkeit, daß der Laie deren Bedeutung gar nicht ahnt;

ihr Ansatz ist so leicht und unmerklich, ihr Vortrag so deutlich und graziös, ihr Gesang so voll und rein, daß man mit Ueberraschung an der Lippe der Künstlerin hängt und sich gar nicht satt hören kann. Wir haben selten so reine Triller, Läufe und Coloraturen gehört, wie von Frln. Stehle; keine Note geht verloren, im zartesten piano ist jeder Ton verständlich und im gewaltigen forte beherrscht ihre Stimme Chor und Orchester und übertönt sie beide, ohne daß man ihr eine Anstrengung anmerkt; eine solche unermüdliche, ausdauernde Stimme wird man selten finden; von Anfang bis zu Ende überall dieselbe Frische und Klangfarbe, derselbe angenehme Ton, der gleiche seelenvolle, natürliche Vortrag.

Alle ihre heutigen Nummern wurden mit gleicher Virtuosität gesungen; überall zeigte sie sich als Künstlerin von hervorragender Bedeutung, ein Stern erster Größe am musikalischen Himmel. Wenn wir in der bekannten Arie: „Auf dem Felde der Ehre" die Energie und die Kraft bewunderten, so haben wir im Abschied im Finale des 1. Aktes den seelenvollen Vortrag und die elegische Weihe, welche Frln. Stehle so schön zu treffen wußte, angestaunt, kurz, es war Alles vortrefflich und über alles Lob erhaben und mit Vergnügen stimmen wir deßhalb in den enthusiastischen Beifall ein, mit welchem die ebenso begabte, als einfache und liebenswürdige Künstlerin beehrt wurde. Möge sie auf der glänzenden Laufbahn, welche vor ihr liegt, gerne an die zwei Abende ihres Gastspiels in Würzburgs Mauern zurückdenken und oft wieder hieher zurückkehren; sie wird sich immer einer warmen, freundlichen Aufnahme zu erfreuen haben.

Hiemit scheiden wir zugleich von der Bühne, denn zum letzten Mal für diese Saison ist der Vorhang gefallen. Er fiel unter dem Beifallssturme des befriedigten Publikums; so wollen denn auch wir diesen Eindruck beim Abschied mit fortnehmen und im Angedenken an die Künstlerin, die der letzten Vorstellung die Weihe gab, der Fehler und Schwächen vergessen, welche Ohr und Auge so manchmal beleidigt haben, und Allen, die in Oper und Schauspiel nach Kräften redlich gewirkt haben, um der Kunst eine bleibende Stätte auf den Brettern der hiesigen Bühne zu verschaffen, unseren Dank aussprechen. Wenn auch nicht Alles, ist doch Vieles gelungen und dadurch die Hoffnung begründet, daß die kommende Saison, welche den Kern der dermaligen Bühnenmitglieder wieder vereinigt sehen wird, hinter der verflossenen nicht zurückbleiben werde. —8—

---

## Max der Gütige.

Das war der Funkelstern des Tags,
Den wir im Liede feiern;
Das war der edle König Max,
Der Stolz der Lande Bayern,

Die Blicke Höchstem zugekehrt,
In Lehr' und Kunst erfahren,
Hat er die heil'ge Gluth genährt,
Des Guten, Schönen, Wahren.

Erfahrung war ihm Lehrerin
In allen Lebenskreisen,
Gern neigte sich sein hehrer Sinn
Den Dichtern und den Weisen.

Die Alpnatur, sein liebst Geleit,
Verlieh ihm Kraft und Stärke;
Der Demuth voll in Einsamkeit
Anstaunt' er Gottes Werke.

Wo der gewalt'ge Alpengeist
Ausruht im Gletscherschooße,
Der Adler hoch in Wolken kreist,
Am Bergrand glüht die Rose;

Beim Donnersturz des Wasserfalls,
In Wald und Flur und Haide,
Sann er der Harmonie des All's
In echter Seelenfreude.

Das Hochgeschenk der Freiheit gab
Der Gütige dem Lande,
Zum Dank um seinen Herrscherstab
Das Volk ihm Rosen wande.

Er wirkte Großes viel und still,
Ob aufzog manche Wolke;
Er sprach das hehre Wort: „Ich will
Frieden mit meinem Volke!"

Und dieses Spruchs so tapfre That,
Was wirkte sie für Triebe!
Das Reichste, was ein Herrscher hat,
War sein: des Volkes Liebe.

Da kam's, der deutsche Löwe hob
Ingrimmig Haupt und Tatze,
Er warf die Mähne, brüllt' und schnob:
„Wart', tückische Dänenkatze!"

Er brüllte für sein gutes Recht,
Man hielt ihn fest in Banden;
Wer war es, der da recht und echt
Dafür ist eingestanden?

Das war der Funkelstern des Tags,
Den wir im Liede feiern,
Das war der edle König Max,
Der Stolz der Lande Bayern.

Doch ach! an Schicksalswürfeln hängt
Der Mensch, das Völkerleben,
Heil, wer, ob auch Gewalt ihn drängt,
Bewahrt ein rühmlich Streben!

O Wehgeschick! durch Land und Meer
Hin eilt die Trauerkunde:
„Der beste König todt!" — Kein Speer
Bohrt tiefre Schmerzenswunde.

Traun, als der Tod ihm nah' gerückt,
Nach ihm die Arme streckte,
Da rief er noch, und hochbeglückt,
Eh' tiefe Nacht ihn deckte:

„Daß ich das Beste war gewillt,
Sahst Du, mein Gott, im Schwachen;
Wenn auch so früh dein Ruf mir gilt,
Du, Herr, wirst recht es machen!" —

Die Trauerklänge sind verhallt,
Verbrannt die Todtenkerzen;
Des Volkes Liebe wird nicht kalt,
Fort glühen unsre Herzen.

Ignaz Hub.

---

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 37. Sonntag den 8. Mai 1864.

## Δ Die Prinzessin im Kloster.

Roman
von
Theodor Scheibe.

Neuntes Kapitel.

### Der Fürst von Lugano.

(Fortsetzung.)

Er öffnete einen Brief um den andern, las mit Raschheit und Aufmerksamkeit, und Haß und Aerger schwellte ihm das Herz. Abscheulich! rief er dann. Crepoli! in Wien legt man gar keinen Werth auf meine Person. Man denkt nicht einmal daran, mich in Aktivität zu setzen — mäkelt sich über meine Gemüthsbeschaffenheit und erlaubt sich feine Anspielungen, als würde ich zu dem gewünschten Posten nicht fähig sein. So hat Friedrich von Preußen den Laudon, so hat Ludwig XIV. den Eugen, so hat das Wiener Kabinet den Fürsten von Lugano zurückgewiesen. Ich werde denselben beweisen, daß sie in mir einen Laudon und Eugen verstoßen haben. Es soll diese Beleidigung mit den Thränen der bittersten Reue bezahlen. — Crepoli, triff Anstalten, wir gehen nach Turin!

Der Fürst setzte sich an seinen Schreibtisch und beschäftigte sich, einen Brief an den König Karl Albert von Sardinien zu verfassen und ihm seine Dienste anzutragen, als man ihn benachrichtigte, daß der Adjutant des Festungskommandanten ihn zu sprechen wünsche.

Bestürzt hierüber, verbannte er das Konzept und ging dann in das Vorzimmer hinaus. Mit größter Freundlichkeit hieß er den Adjutanten willkommen, worauf er ihn in den Empfangssaal führte.

Der Adjutant sprach von dem Manne, welchen der Henker als Aufwiegler der Militärwache überliefert hatte.

Dieser Mensch, sprach der Adjutant, betheuert seine Schuldlosigkeit und bezieht sich auf Euer Durchlaucht mit dem Bemerken, daß Hochdieselben sein Patron wären und Ihnen seine Gesinnung nicht allein bekannt, sondern daß Sie für ihn auch Bürgschaft leisten werden. Der Mann heißt Lorenzo Benedi.

Ist ein braver Mann sprach der Fürst. Ich leiste für ihn Bürgschaft. Der Scharfrichter muß ein Narr sein. Ich wünsche, daß man Lorenzo entlasse.

Ich zweifle, Euer Durchlaucht, daß das Militärgericht in Folge Ihrer Erklärung den Angeklagten frei geben werde und um so weniger, da derselbe gotteslästerliche Reden geführt hat. Meine Sendung hat blos einen vertraulichen Charakter, um Sie von diesem traurigen Fall zu benachrichtigen. Jedenfalls wird man den Scharfrichter vor Gericht laden und seine Anklage anhören.

Lorenzo ist ein braver Mann, wiederholte der Fürst, und ich glaube eine Persönlichkeit zu sein, der man sich in jeder Beziehung willfährig zeigen soll.

Euer Durchlaucht, antwortete der Adjutant, die Militärgerichte halten sich weniger an die Personen, als an die Objekte. Ich habe meinen Auftrag vollzogen und wünsche Euer Durchlaucht angenehme Ruhe.

Der Offizier entfernte sich.

Der Fürst überdachte den Fall und wurde äußerst unruhig.

Der Henker hat jedenfalls die Wahrheit ausgesagt, sprach er bei sich. Lorenzo ist ein einfältiger Mensch und es wird zu Tage kommen, daß ich ihm als Belohnung für den Scharfrichter zehn Scudi übergeben habe. Das war ein dummer Streich! — Es wird aber noch mehr zu Tage kommen, fuhr der Fürst geängstigt fort. Lorenzo ist ein Dummkopf. Ich schwebe in der Gefahr, daß es bekannt wird, daß ich mit diesem Lorenzo unter einem Hütchen spielte, um den Trompeter an den Galgen zu bringen. Das Militärgericht wird sich in diesem Falle nicht allein an das Objekt, sondern an die Personen halten, und ich laufe Gefahr, daß man mit mir kaum besser verfahre, als mit diesem impertinenten Kerl, den ich zum Galgen verurtheilt habe. — Diese Oesterreicher sind zu Allem fähig! — Das ist deutsche Dankbarkeit! Warum habe ich meinen Nacken gebeugt, warum die österreichische Uniform getragen? Das findet Alles keine Anerkennung! Ein Fürst gilt ihnen nicht mehr, als ein gemeiner Mensch. — Ein schändliches Volk! Es ist die höchste Zeit, daß ich mich aus dem Staube mache.

Der Fürst zog die Glocke.

Der Kammerdiener erschien.

Augenblicklich wird gepackt! befahl er. — Wir reisen.

Wohin, Euer Durchlaucht? fragte der Kammerdiener.

Wir reisen! rief der Fürst und stampfte unruhig mit dem Fuße. Ich wünsche, von den Werthgegenständen so wenig als möglich zurückzulassen. — Vorwärts, die Reisewagen in Bereitschaft gesetzt. In einer Stunde will ich Ancona im Rücken haben.

Ich werde mich beeilen, dem Befehl Euer Durchlaucht nachzukommen.

Der Fürst schrieb sogleich ein Billet an seine Gemahlin, worin er sie von seiner Absicht benachrichtigte und ihr befahl, Anstalten zu treffen, damit sie die nöthige Reise, welche in einer Stunde bereits unternommen werden müsse, nicht verzögere.

Das Billet wurde abgeschickt, und als Antwort kam zurück, daß sich die Fürstin unpäßlich befinde, daher nicht sogleich abreisen könne.

Wüthend hierüber, stürzte der Fürst von Lugano in das Zimmer, wo sich seine Frau mit der Duenna befand.

Sie saß in einem Fauteuil und hatte den Kopf in die Hand gestützt. Ist meine Frau Gemahlin krank? fragte er die von ihr abseits stehende Nonne.

Ihre Durchlaucht sagte es, antwortete diese, und ich bemerke wirklich Symptome, die auf inneres Leiden schließen lassen. Ihre Durchlaucht klagte über Herzbeklemmung.

Ja, dieses Herz! betonte der Fürst, höhnisch lächelnd. — Gegen Herzbeklemmungen, setzte er mit Lebhaftigkeit hinzu, gibt es aber kein besseres Mittel als Luftveränderung. Wir reisen ganz gewiß und ohne Aufschub. — Der Krankheitszustand meiner Frau Gemahlin beunruhigt mich. Wir müssen schon deshalb so schnell wie möglich von Ankona fortzukommen suchen, denn hier gibt es eigentlich gar keine Aerzte, sondern nur unwissende Charlatane. Oder sollte es sich um ein Komplott handeln? zischelte er die Frage, nachdem er sich der Prinzessin genähert. — Um ein verruchtes Komplott, um mir meine Zärtlichkeit mit maßloser Bosheit zu vergelten? Aber bei dem ewigen Gott sei es geschworen, ich werde vor nichts zurückbeben, um das Komplott zu vereiteln! — Madame, geben Sie der Klugheit Gehör. — Aus dem Briefe an Fräulein Beate, welchen Ihnen die Duenna wahrscheinlich schon bekannt gegeben hat, müssen Sie ersehen haben, daß es einen für uns Beide sehr unliebsamen Zusammenhang gibt, zwischen einem Trompeter, den man heute aufgeknüpft hat, und einer durchlauchtigen Frau. Das Militärgericht hat diesen Fall aufgegriffen und die durchlauchtige Frau kann einer Kompromittirung nur dadurch entgehen, daß sie äußerst schnell die Luft verändert. — Da ich aber für die Ehre meines Hauses zu wachen habe, so werde ich im Nothfalle das letzte Mittel ergreifen, wenn mir von Ihrer Seite eine verrätherische Opposition gemacht werden sollte, und dieses Mittel heißt der Dolch.

Erhitzen Sie sich nicht, antwortete die Prinzessin ruhig, indem sie ihr Haupt erhob.

Ich weiß es, was ich meiner Ehre schuldig bin, und auch der Ehre eines Schurken, setzte sie leise hinzu. — Ich werde mit Ihnen von hier abreisen.

Der Fürst erblaßte vor Zorn und knirschte mit den Zähnen.

Nun sind endlich alle Schleier gefallen, sprach er düster. Wir kennen uns gegenseitig, doch dies verändert die Sachlage nicht. — Wir reisen!

Der Fürst schritt aus dem Gemache.

Ach, Ihre Durchlaucht, sprach die Duenna besorgt. Sie haben den Tiger gereizt.

Ich fürchte nicht seine Wuth, versetzte Jene lebhaft aufgeregt. Er soll es wissen, daß ich ihn verachte. Doch ich sehe ein, daß ich in Ankona nicht bleiben kann, wenn es bekannt geworden ist, daß der Soldat das Opfer eines Eifersüchtigen geworden ist. Es muß vermieden werden, daß man die [illegible] kennen lerne, welche ich angesetzt habe, um den Trompeter zu retten. Ob er auch gerettet worden ist? fragte die Prinzessin. — Da wir noch diese Nacht abreisen müssen, so können wir uns nicht einmal überzeugen, ob der [illegible] das [illegible]zeichen in den Galgen gemacht hat. Jedenfalls ist es gewiß, daß an dem Trompeter die Exekution vollzogen worden ist. — Ob es dennoch dem Henker gelungen sei, ihm trotz der Exekution das Leben zu erhalten, das ist eine Sache, die mich mit bangem Zweifel erfüllt.

Ihre Durchlaucht, hoffen wir das Beste. Urbini scheint ein charaktervoller Mann zu sein und nach dem, was man über die Exekution erfahren hat, steht noch immer der Fall offen, daß derselbe sein gegebenes Wort gelöst haben möchte.

Die Prinzessin seufzte tief.

Die Ungewißheit belastet mein Herz, sprach sie, doch ich will sie tragen. Wir reisen.

Eine Stunde nachher und das Fürstenpaar stieg in das Coupé der Reisekutsche, in welchem auch die Duenna ein Platz angewiesen wurde.

Wohin, Euer Durchlaucht, geht die Fahrt? fragte der Kutscher.

Nach Rom! lautete die Entgegnung.

(Fortsetzung folgt.)

## Die schöne Marie von Karlstadt.

**Eine fränkische Erzählung aus der Zeit des Schwedenkriegs**

von

**Richard Wanderer.**

(Fortsetzung.)

Wir aber wollen uns wieder nach dem Gasthause des Judenhofes wenden, den wir heute so zahlreich besucht finden, daß nicht Alle Platz in demselben fanden, und bei welchem die meisten in Gruppen vor demselben standen. Mehrere Zünfte waren unter ihnen mit ihren Zunftmeistern, welch' Letztere durch männliche Reden die Ihrigen zu ermuthigen suchten; doch man sah es diesen Zunftmeistern, ja dem Rathe der Stadt selbst, leicht an, daß dieselben größtentheils verzagt waren, denn man erwartete von den anziehenden Schweden das Aergste. — Die Nachricht, daß nun auch das feste Königshofen vor zwei Tagen von den Schweden eingenommen worden sei, trug zu dieser allgemeinen Verzagtheit nicht wenig bei. So suchte man sich gegenseitig zu ermuthigen und schon war längst die Nacht angebrochen und vor den Fenstern der Bürgerhäuser hingen Laternen heraus — doch die Nacht ging ohne weiteres Unheil vorüber, und am Dinstag den 14. ging die Jeremiade von vorne an und die Nacht fand wie am vorigen Tage die Bürger theils auf dem Rathhause, theils auf ihren Zünften versammelt, da ertönte plötzlich die Sturmglocke, von dem unteren Thore kamen die Thorwärter und mehrere Stadtsoldaten, mit dem Rufe: „Die Schweden! die Schweden!"

Graf Thurn mit einer Abtheilung schwedischen Fußvolkes war vor dem unteren Thore angelangt und begehrte Einlaß. Er gab an, er habe 1200 Mann bei sich und drohte, wenn man ihm das Thor nicht sogleich gutwillig öffne, dasselbe einhauen zu lassen, womit er auch wirklich schon beginnen ließ.*) Da begab sich der größte Theil

*) Wir haben hier, sowie durch unsere ganze Erzählung das gediegene Werkchen: „Denkwürdigkeiten aus der Zeit des

der Bürgerschaft, an deren Spitze der Schultheiß Kaspar Carpzinger, die beiden Bürgermeister Georg Gerhard und Hans Rehberger, nach dem untern Thore und ließen dasselbe durch den Thurschließer Peter Mengstieder aufschließen und gingen dem Grafen bis an das äußere Thor entgegen. Wie wunderte sich aber hier der hochweise Rath, sammt der ehrsamen Bürgerschaft zu finden, daß der hochgeborene Herr Graf gelogen hatte; denn statt der 1200 Mann hatte derselbe nur 2—300 Mann bei sich; da es dunkel war, so konnten sich die Bürger von dieser Lüge erst überzeugen, als das Thor geöffnet war. Der Graf v. Thurn hatte seine Mannschaft in Ordnung und mit glimmenden Lunten *) in den Händen, aufgestellt, um einem etwaigen feindlichen Vorhaben der Bürgerschaft sogleich kräftig zu begegnen.

„Warum, Ihr verfluchten Mauerschwalben, habt Ihr denn vor mir und meinen Leuten die Thore gesperrt? Ich hätte gute Lust, Euch Euer Nest über den Köpfen zusammenbrennen zu lassen. Wir sind tapfere Soldaten Sr. Majestät des Königs von Schweden, wer vor uns die Thore schließt, den sehen wir als einen Feind unseres allergnädigsten Königs an; Ihr habt dieses gethan, folglich seid Ihr unsere Feinde und wir thun nicht mehr als was Rechtes, wenn wir Euch strafen."

Die Väter der Stadt entschuldigten sich damit, daß sie berichteten, der Stadtschreiber Lerdhal sei davon gelaufen, und sie hätten erst später vernommen, daß der gnädige Graf wartete, weßhalb sie des Verzugs wegen hiemit unterthänigst um Verzeihung gebeten haben wollten, wobei sie zugleich baten, die Stadt vor Brand und Plünderung zu verschonen; ohne, wie unser Berichterstatter meldet, auf die wohlgedrechselte Rede zu antworten, schrie der Graf seinen Soldaten zu, ob sie „ein Stück Geld" haben wollten, was dieselben, wie sich's von selbst versteht, mit einem donnernden „Ja" beantworteten. Hierauf verlangte der Graf die sofortige Auszahlung von 2000 Reichsthaler, welche durch inständiges Bitten des Bürgermeisters Rehberger endlich auf 1800 Reichsthaler herabgebracht wurden, die noch in der gleichen Nacht ausbezahlt werden mußten. Der Graf übernachtete nun in der Judenschule, wo er eine Zeche von 50 Thalern aufschreiben ließ, welche natürlich die gute Stadt auch zahlen mußte; doch die Soldaten kampirten auf dem Marktplatze, wohin ihnen Brod und Wein gebracht wurde. Nach einem Gottesdienste, welchen die Schweden den andern Morgen im Freien hielten, zog der Graf mit seinen Leuten gegen Würzburg. — Doch schon Nachmittags kamen andere Regimenter, welche wieder 1600 Thaler erpreßten; so kamen Schaaren auf Schaaren und alle erzwangen Gelder von der armen Stadt.

Bis endlich sechs Regimenter kamen und abermals große Summen forderten, aber Alles, was man noch zusammen bringen konnte, waren 1000 Thaler, welche den übermüthigen Soldaten aber zu wenig waren, weßhalb sie in die Stadt zogen. „Es kamen," wie unsere Quelle angibt **), „bei manchem Bürger 20 bis 30 Mann zwei Tage und Nächte lang in's Quartier. Diese plünderten Häuser und Keller, durchsuchten Truhen und Kisten, ja sie schlugen auch die Leute und henkten sie — wahrscheinlich mit einem Stricke, der unter den Armen befestigt war — um Geld und Silbergeschmeide zu bekommen."

Doch wir wollen unsere Leser nicht weiter mit der Beschreibung dieser Grausamkeiten, welche im Allgemeinen in der Stadt ausgeübt wurden, ermüden, sondern wieder zu dem Verlaufe unserer Erzählung zurückkehren.

In das Haus des Meisters Heinrich auf dem Markte kamen außer 20 Mann Soldaten auch noch der Oberst Wierdon als Einquartierung. Bei Todesstrafe ließ der habgierige Oberst den Bürgermeistern der Stadt verkünden, daß sie von Haus zu Haus zu gehen hätten, um Alles, was von Werth an Silber und Gold daselbst zu finden wäre, in seine Wohnung abzuliefern, wer etwas verhehlte, wäre des Todes schuldig und müßte ohne Gnade sterben. Die auf diese Weise geraubten Gegenstände betrachtete der unwürdige Krieger als eine ihm von Rechtswegen gehörende Kriegsbeute.

Der Oberst befahl, den Meister Heinrich zu rufen; als dieser entblößten Hauptes vor ihm stand, fuhr er ihn heftig an: „Schurke, sage, wo hast du dein Geld und Gut verborgen; wenn du es nicht gleich bekennst, so lasse ich dich so lange peitschen, bis du sprechen lernst."

„Herr Oberst," sagte Meister Heinrich fest, „für's Erste bin ich ein ehrsamer Bürger dieser Stadt und kein Schurke, merkt Euch das, und zweitens ist Karlstadt von Euch und Euren Landsleuten schon so sehr heimgesucht worden, daß uns nichts als das nackte Leben blieb."

„Wie," rief wüthend der Oberst, „du willst noch raisoniren; herein, ihr Leute, bindet den Hund und zählt ihm einmal ein paar Dutzend Hiebe aus dem Salze über, vielleicht weckt dieses ihm das Gedächtniß!"

Die Soldaten packten den armen Meister und banden ihn, und ein Anderer wollte soeben den grausamen Befehl ausführen; da sprang die Thüre auf und Marie stürzte herein und rief:

„Haltet ein, um Gotteswillen haltet ein! — Wie, Herr Oberst, sind dieses die gepriesenen Heldenthaten der Schweden, einen wehrlosen Greis so grausam mißhandeln zu wollen? Entehrt Ihr nicht durch solche Thaten Eure Waffen — doch was weiß ein solcher Wütherich von Ehre?! — Hier nehmt diese Kette nebst Kreuzchen, es ist von gediegenem Golde, vielleicht sättigt dieses einstweilen Eure Habgier!"

Der Oberst sah erstaunt und mit lüsternen Blicken nach dem schönen Mädchen.

„Ah, Alter, siehe einmal, hab' ich nicht wahr gesprochen, als ich dir sagte, du hättest einen verborgenen Schatz? Behalte deine Kette nebst Kreuz, mein holdes Kind, und gib mir lieber dein Herzlein — doch ihr," rief er zu den Soldaten, „macht den Alten los und führt ihn hinab in seine Stube bis auf Weiteres." — Marie wollte auch mit fort, doch der Oberst herrschte sie an: „Du bleibst noch!"

Kaum waren die Soldaten mit Meister Heinrich zur Thüre hinaus, so wollte der Oberst Marie umarmen; doch das kräftige Mädchen gab dem entnervten Wüstling einen so derben Stoß, daß derselbe zurück und an die Tischecke taumelte, wobei er einen furchtbaren Fluch ausstieß, aufsprang

[illegible]

Schwedenkrieges", insofern dasselbe die unterfränkische Stadt Karlstadt berührte, „von Dr. Müllerklein. Würzburg 1850", benutzt; da diese werthvolle historische Schrift nach den besten Urkunden verfaßt ist und der Herr Verfasser selbst ein geborener Karlstadter ist, der daselbst die authentischsten Quellen zu benutzen wußte.

*) Es wird jedem unserer Leser bekannt sein, daß zur damaligen Zeit die sogenannten Radschlösser an den Gewehren sich befanden, welche mit Lunten abgebrannt wurden.

**) Siehe Dr. Müllerklein's bekannte Schrift Seite 16.

aus dem Mädchen, welches schon die Thüre öffnete, nachstürzte.

Doch da stand plötzlich der Kranke, den wir mit dem P. Leopold kennen lernten, vor demselben; doch war er nicht mehr mit der Kapuzinerkutte, sondern mit einem schwarzen Ueberwurf bekleidet, hob die eine Hand wie segnend über Marie, indessen er drohend die Rechte gegen den Obersten erhob.

„Wie," schrie dieser Angst erfüllt, „gibt das Grab seine Todten wieder! Seid Ihr es selbst, hoher Herr, oder ist es Euer Geist?"

„Gehe, Nichtswürdiger, wenn dir dein Leben lieb ist, sogleich von diesem Orte und lasse dieses Haus, das unter meinem Schutze steht, in Frieden," sprach mit Gravität der Fremde und streckte den Arm nach ihm aus; doch entsetzt wich Jener zurück, und als er wieder aufblickte, war die Thüre zu und Marie und der Fremde verschwunden. Der Oberst schlug sich vor die Stirne, gab aber sogleich Befehl zum Aufbruch und verließ mit seinen Leuten und dem geraubten Gute noch zur selben Stunde Karlstadt; doch hatte er die Unverschämtheit und ließ sich zuvor noch 100 Thaler Geschenk vom Rathe auszahlen. In dem Hause des Pfarrers Johann Gräggens ließen die Soldaten, bevor sie abzogen, allen Wein auslaufen und bestahlen die Schulen.

Dieser Oberst Wierdon war mit seinen Schaaren zwar abgezogen; doch kam nun der General der Kavallerie, Wolf Heinrich v. Baudiß, der sich zwar nicht, wie sein Vorgänger, selbst zum Dieb herabwürdigte; doch ließ er, da vor ihm schon Alles in den Bürgershäusern aufgeräumt war, durch seinen Hofmeister, einen böhmischen Adeligen mit Namen Leonhard v. Steinbach, aus den Kirchen das Gold- und Silbergeschmeide, worunter sich noch zwei prachtvolle Monstranzen befanden, nehmen. So suchte es in dem armen Karlstadt Einer immer ärger als der Andere zu machen; daß die Bewohner dieser so schwer bedrängten Stadt beinahe ein Raub der Verzweiflung wurden, ist ganz natürlich.

Hier und da war es unserer guten Marie vergönnt, wenn sie mit Hilfe des Amtskellers von Zeit zu Zeit aus ihrem Versteck einige Baarschaft holte, ihren unglücklichen Nachbarsleuten Hilfe leisten zu können; da verbreitete sich die Nachricht, der König Gustav Adolph würde nach Karlstadt kommen. Marie, welche vor dem geheimnißvollen Fremden, vor dem sogar der Wütherich Wierdon sich beugte, eine große Ehrfurcht hegte, erzählte demselben die sich im Städtchen verbreitende Neuigkeit, worauf ihr dieser befahl, sogleich dem Amtskeller einen Brief zu geben, den, wenn der König komme, dieser demselben überreichen sollte, wobei der Rath dem Könige das Elend der hart bedrängten Stadt schildern und um eine Salva guardia bitten sollte.

Da trat aber der Amtskeller selbst in das Zimmer, grüßte ehrerbietig den Fremden und sagte ihm, er sollte sich fassen, indem er ihm eine betrübende Mähre zu erzählen hätte.

„Fahret immer fort, ich bin auf das Aeußerste gefaßt," sagte der Fremde, worauf der Amtskeller fortfuhr:

„Gestern wurde die Feste Marienberg (den 18. Oktober) von den Schweden gestürmt und eingenommen, wie dem Bürgermeister Rehbeger und mir soeben ein Augenzeuge berichtete, wobei viel Gräuel verübt wurden, doch was Euch und uns am meisten schmerzen wird, ist, daß zwei Geistliche in der Kirche ermordet wurden. Der Eine dieser Martyrer ist unser theurer Freund, der fromme Guardian der Kapuziner, P. Leopold, und der Andere sein Ordensbruder Simeon. *) Wer hätte dieses gedacht, als uns noch vor ein paar Tagen der fromme Priester den Segen gab."

„Also auch du, edler Gumpenberg, bist als Opfer dieses verderblichen Krieges gefallen — du, dessen reines Leben eine Kette edler Handlungen war, der mit mir sich einigte, um diesem brudermörderischen Kampfe einen Damm zu setzen; — unser Wille war gut — sanft ruhe deine Asche — jetzt ist dein Geist schon in den Gefilden eines ewigen Friedens. Auch ich — ich fühle es, werde dir bald folgen!"

So sprach der durch diese Nachricht noch tiefer gebeugte Fremde, wie für sich hin — und stützte schwermüthig den Kopf mit der Hand, dann fuhr er fort:

„Laßt mich jetzt allein, meine Lieben, damit ich dem Andenken des edlen Ermordeten einige Stunden weihe."

Mit diesen Worten winkte er Abschied nehmend mit der Hand, worauf sich der Amtskeller und Marie ehrfurchtsvoll entfernten.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus Shakespeare's Jugend.

Bei Stratford, tief im Forste, in grüner Schatten Nacht,
Durchwebt es rings die Bäume, da lebts in stiller Pracht.
Da huscht das Reh im Busche, der Vogel singt am Ast,
Da steht ein ernster Jüngling, vom Zauber rings erfaßt.
Er war zum Wald geschlichen, zu heimlich stillem Ort,
Ein Wild sich einzufangen; doch steht gebannt er dort.
Er lehnt an einem Baume, schaut schweigend in die Pracht,
Die leuchtet durch das Düster in lichter Waldesnacht.
Das große dunkle Auge, es schwimmt in süßem Traum,
Es zittert wonnetrunken im reizdurchwebten Raum.
Und wie sein Blick so haftet im dufterfüllter Luft,
Da ringt verklärtes Leben vor ihm sich aus dem Duft.
Was je die Welt bewegt in Liebe und in Zorn
Es taucht in Lichtgestalten, wie aus der Schöpfung Born;
Was je die Welt entzückte, was schmerzhaft sie durchbebt,
Steht vor ihm in den Lüften, so wie aus Duft gewebt;
Was er geschaut im Leben in seiner Seele Drang,
Verklärt sieht er es schweben, umtönt von hehrem Klang.
Begeistert schaut er lange in der Gestalten Traum;
Dann geht, im Tiefsten bebend, er heim, und — weiß es kaum.
Der Herr des Waldesgrundes sah wohl das alles nicht;
Der kecke Waldesgänger, er mußte vors Gericht.
Der arme Angeklagte die Fassung nicht verlor,
Er schrieb dem bösen Kläger ein Witzwort an das Thor.
Doch tief in seiner Seele erstand bald hohe Kraft,
Die in gewalt'gem Ringe Gestalten dichtend schafft.
Und immer weiter breitet sein Geist die Flügel aus,
Er faßt des Daseins Kern und webt ein Bild daraus.
Er blieb der kühne Jäger mit Augen feurig mild,
Im weiten Wald des Lebens jagt er der Schönheit Wild.
In flammendem Verlangen, voll edler Leidenschaft
Warf aus er goldne Netze ins Leben zauberhaft.
Dem einst im Wald erschienen der Geist war der Natur,
Er folgte, heiter sinnend, des Lebens tiefster Spur.
Mit kühnem Riesenschwunge drang er ins Nest des Aars,
Des Aars der Weltgedanken, — der William Shakespeare ward.

**Hermann Rollett.**

*) Man sieht heute noch zur rechten Seite des Hochaltars der Festungskirche die Blutspuren des Mordes. Der fromme Glaube des Volkes sieht in denselben ein Wunder, doch ist es natürlich, daß der poröse Stein, der das Blut eingesaugt hat, die Spuren desselben nicht wegwaschen läßt, weil sie zu tief in denselben eingedrungen sind.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 38. Mittwoch den 11. Mai 1864.

## Die Prinzessin im Kloster.

Roman

von

Theodor Scheibe.

### Zehntes Kapitel.

### In den Appeninen.

(Fortsetzung.)

In der Nähe von Secca Conicada bei einem Marmorbruche angelangt, an welchem sich die Bergstraße dahinzog, wurden der Scharfrichter und der Trompeter einige Kerle gewahr, welche seitwärts aus dem Gebüsche traten und auf einem Nebenwege die Reisenden begleiteten.

Signor, das sind Eure Leute, versicherte der Maulthiertreiber seine Passagiere. Ich kenne sie auf fünfzig Schritte. — Seht nur, sie tragen Büchsen unter ihren Mänteln. Man sieht jedoch die Läufe hervorgucken. Corpo di bacco, soll ich sie anrufen?

Thut es.

Der Treiber erhob schreiend seine Stimme, die verdächtigen Männer, die sich in einer Entfernung von beinahe fünfzig Schritten befinden mochten, herbeizurufen.

Diese rührten sich jedoch nicht von der Stelle.

Der Treiber wiederholte seinen Ruf und setzte hinzu: Asserto e un bravo nomo. Evviva Signore Asseeto. — Gran Capitano Asserto! Evviva, Evviva!

Endlich kamen die Kerle heran.

Was soll dieses Eselsgeschrei, fragte Einer von ihnen. Was habt Ihr mit dem Asserto zu schaffen?

Wir sind seine Freunde, sprach Matteo. Sagt uns, wo wir ihn finden können, denn wir wollen ihn aufsuchen.

Wenn es so ist, dann wollen wir Euch begleiten, lautete die Entgegnung.

Ich nehme Euer Geleite an. Ziehen wir weiter!

Eine Stunde nachher und die Reisenden befanden sich auf einer Waldwiese, wo sich einige Hirtenhäuschen zeigten und fanden in einem derselben eine Gesellschaft von fünf Personen, welche um einen Tisch saßen und Karten spielten.

Ist Asserto da? fragte einer der Begleiter der Reisenden.

Wer sucht ihn? fragte einer der Spieler, ohne die Karten wegzulegen, und Matteo Urbini trat mit dem Trompeter durch die offene Thüre in den kleinen Wohnungsraum.

Die hier Anwesenden waren Prachtexemplare der wiedererwachten italienischen Brigantenschaft.

Hohe, kräftige Gestalten mit schwarzen oder rothen Vollbärten, aus deren Miene man die kaltblütige Entschlossenheit las, jeden Augenblick ihr Leben auf das Spiel zu setzen und ferner den Stolz, sich ihr Geschäft als eine hohe Ehre anzurechnen.

Sind das Spione, welche man hieher geschickt hat, unseren Kapitän auszuforschen, fragte ein Spieler, die beiden Reisenden scharf in das Auge fassend.

Dio elemento! rief ein Zweiter entsetzt. Das ist ein schlimmer Gast, den wir hier vor uns sehen. Ich will zur Hölle fahren, wenn das nicht Matteo Urbini ist.

Urbini, Freimann von Ankona! riefen die Banditen bestürzt, sich von ihren Stühlen erhebend. Was wollt Ihr von uns?

Wie könnt Ihr Euch denn vor einem Manne scheuen, welcher Euch wahrscheinlich den letzten Liebesdienst einst erweisen und Euch die Augen zudrücken wird, sagte der Freimann. Ich habe den Fra Bartolo gehangen und dieser, sage ich Euch, ging in den Tod ebenso gefaßt wie ein Anderer zum Ballspiel und wir haben mit einander wie Freunde gekost, als ich ihm die Schnur um den Hals geschlungen.

Was wollt Ihr hier? wiederholte man die Frage.

Mit dem Kapitän Asserto habe ich zu sprechen und zwar im Auftrage des Fra Bartolo. Es handelt sich um ein wichtiges Geheimniß.

Asserto ist in Rom, sprach ein Räuber, und wird so bald von dort nicht wiederkehren.

Dann will ich mich nach Rom wenden. Gebt mir bekannt, wo ich ihn dort finden kann.

Dazu sind wir nicht ermächtigt, doch wenn es Euch beliebt, so werdet Ihr aus unserer Mitte einen Gefährten erhalten, der Euere Zusammenkunft mit Asserto vermitteln wird.

Und nun gebt uns zu essen und zu trinken, sprach Urbini, denn wir haben Hunger und Durst.

Wenn Ihr auch der Scharfrichter seid, sprach ein Bandit, so sollt Ihr doch an unserem Tische speisen, denn Ihr wollt unserem Kapitän einen guten Dienst erweisen, und sogar die weite Reise nach Rom nicht scheuen, das verdient Anerkennung. Matteo, Ihr sollt von dem besten Weine trinken, den wir haben.

Auch ich habe ein Verlangen, sprach der Trompeter, gönnt mir ein Plätzchen, wo ich mich hinstrecken kann, um zu ruhen. Ich bin todtmüde.

Wer ist dieser Mann? fragte ein Bandit.

Mein Bruder, antwortete der Freimann, dir Seele meiner Seele und ein großer Künstler, dessen Ruhm die Welt erfüllt.

Kurz nachher lag Karl Braun, in eine Decke eingehüllt, vor der Hütte und seine Sinne entwichen ihm, während noch Andere mit ihm sprachen.

Er versank in einen tiefen Schlaf und als er endlich erwachte, da flammte die Sonne bereits mit blendendem Lichte über dem Hügel, von hohen Kastanienbäumen umschlossen, an welchen er geruht hatte. Niemand war zu sehen, wohin er auch den Blick richtete.

Eine heilige Stille herrschte in der Waldeseinsamkeit. Braun, auf dem Rasen sitzend, stützte den Kopf in die Hand und begann über seine letzten Erlebnisse nachzudenken.

Was ist denn mit mir vorgegangen? fragte er sich. Es kömmt mir so vor, als wenn man mich in Ankona standrechtlich zum Tode verurtheilt und an den Galgen geknüpft hätte. — Bah, das hab' ich nur geträumt! Wahrlich, das war ein häßlicher Traum, der mir im Schlafe gar nicht einfallen sollte. — Aber es ist doch etwas Seltsames mit mir vorgegangen. Wie kam ich hieher? — Wer hat meine Montur mit den Zivilkleidern verwechselt? — Ich wüßte für Alles Erklärungsgründe, aber sie sind ebenso falsch, wie alles andere närrische Zeug, das mir im Kopfe spukt und diese Träume drängen sich mit einer solchen Lebhaftigkeit in mein Gedächtniß, als wenn sie dennoch nichts anderes als Wahrheit wären. Sollte ich rasend geworden sein?

Da zitterten weiche, elegische Saitenklänge durch die Luft; sie flüsterten mit dem leisen Lüftchen, das mühsam die Blätter in dem Busche schaukelte, sie schienen voll Muthwillen sich von Wipfel zu Wipfel zu schwingen, um den Wolken zu spotten, welche langsam an dem blauen Himmel dahinzogen.

Dann aber wurden sie tief ernst und irrten voll Melancholie, wie die Klage der Sehnsucht, in der stillen Waldeinsamkeit umher.

Der Trompeter erhob sich und forschte nach der Quelle dieser Töne. Kaum hatte er seinen Standpunkt verändert, so sah er einen Mann, welcher hinter dem Hirtenhause saß und Violine spielte. Braun näherte sich ihm langsam und erkannte denselben als den Henker von Ankona.

Der Geiger unterbrach sein Spiel und trat freundlich lächelnd Braun entgegen.

Mein Bruder, Du hast lange geschlafen, redete er ihn an.

Der Trompeter seufzte aus tiefer Brust. Nun kann ich mich keiner Täuschung hingeben, sprach er. Ich habe das Entsetzliche erlebt. Ich habe das Leben unter Entsetzen nicht verloren, — obwohl die finsteren Mächte mich dem Verderben überlieferten, so blieb ich unversehrt. Gott segne meinen Genius, Gott lohne es Euch, edler Mann.

Urbini drückte die Hand des Trompeters.

Was nun beginnen? sprach Braun. Unter den ungünstigsten Verhältnissen stehe ich nun da.

Im Gegentheile, mein Freund, versetzte Urbini.

Ich darf es nicht mehr wagen, zu meinem Regimente zurückzutreten.

Ihr seid ein freier Mann geworden.

Ich habe meine Heimath verloren.

Und dafür seid Ihr Weltbürger geworden.

Im Elende werde ich als Flüchtling umherschweifen.

Im Gegentheile, mein Bruder, antwortete Matteo. Ihr werdet ein herrliches Leben führen. Man wird Euch gleich einem siegreichen Feldherrn bekränzen, denn jeder Tag soll Euch einen neuen Triumph bringen. Dies ist nicht räthselhaft. Ihr seid ein Virtuose, und Virtuosen werden vergöttert. Ich glaube gleichfalls ein Künstler in meinem Fache zu sein. Und wir werden uns in großen Städten gemeinschaftlich produziren und Geld und Ruhm ernten.

Eine gute Idee, rief der Trompeter. Hiermit öffnet Ihr mir eine recht artige Zukunft. Ich glaube selbst, daß ich ein ungewöhnliches Talent für Musik besitze und wenn ich in Eurer Gesellschaft bleibe, dann werde ich mich noch weit mehr ausbilden. Ihr seid ein großer Meister.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Die schöne Marie von Karlstadt.

## Eine fränkische Erzählung aus der Zeit des Schwedenkriegs

von

**Richard Wanderer.**

(Fortsetzung.)

Nach der Eroberung der Festung Marienberg bei Würzburg zog der König auch wirklich mit einigen Reitern nach Karlstadt; doch bevor er in das Innere desselben kam, besah er die Stadt erst von außen. Er ritt nun in die Stadt und stieg in der Amtskellerei ab. Als es sich verbreitete, daß der König selbst in dem Städtchen wäre, versammelte sich der Rath und verfügte sich zu demselben in das Fürstengemach der Kellerei, woselbst er vor dem König einen Fußfall that; Gustav Adolph schien sehr ernst, befahl dem Rathe, aufzustehen und nur vor Gott seine Knie zu beugen; der Rath übergab hierauf eine Bittschrift, desgleichen händigte der Amtskeller dem König einen Brief ein, welche beide der König sogleich öffnete und durchflog; doch als er den Brief des Kellermeisters erbrochen, war er überrascht, rief den Herrn Tobias Honn und frug ihn: „Durch wen und wo habt Ihr dieses Schreiben erhalten?“ worauf der Befragte ehrfurchtsvoll erwiderte, daß der fromme Guardian der Kapuziner von Würzburg, P. Leopold, welchen erst bei der Eroberung von Marienberg ein so trübes Schicksal ereilte —

„Wir wissen es leider,“ sagte finster der König, „es ist Uns leid, doch der Krieg hat Schreckliches in seinem Gefolge, wo nur zu oft der Unschuldige für den Schuldigen leiden muß, — doch was hat P. Leopold mit diesem Schreiben gemein?“

„Verzeihen Ew. Majestät,“ erwiderte der Amtskeller, „Allerhöchstdieselben fragen mich, wer mir dieses Schreiben gegeben; und so wollte ich pflichtgetreu mittheilen, daß besagter P. Leopold vor einiger Zeit einen Kranken, wir hielten ihn Anfangs für einen Ordensbruder P. Leopold's, in das Haus meines künftigen Schwiegervaters brachte, wo derselbe seit dieser Zeit still und Gott ergeben weilt, gepflegt wird und seine Genesung abwarten will, um dann weiter zu ziehen; dieser gab mir das Schreiben; sollte es etwas enthalten, was Ew. Majestät ungnädig aufnehmen könnte, so bitte ich tausendmal um Verzeihung —“

„Nicht doch,“ sagte begütigend der König, „Eurer Stadt, wie Mir in beiden Briefen gemeldet wird, wurde in kurzer Zeit viel, unendlich viel Drangsal zugefügt; leider kann

ein König nicht überall zugleich sein, weshalb gar viel in und auf des Herrschers Namen gesündigt wird. — Ich werde der Stadt, um sie in Zukunft vor solchem Unbill zu schützen, eine „Salva guardia“ geben. Der Rath kann sie, wenn Wir wieder in Würzburg sind, bei Uns holen lassen.“

Er winkte verabschiedend dem Rathe, der sich tief gebückt entfernte und froh über die Huld des Königs war; doch Herrn Honn befahl er, noch zu warten.

„Sagt dem Rathe,“ fuhr er zum Amtskeller zu sprechen fort, daß nicht Wir, sondern der Fürstbischof selbst an diesen Drangsalen Schuld sei; denn wäre derselbe nicht als Unser Feind geflüchtet, es wäre weder ihm noch seinem Lande was Hartes begegnet; doch dem Schreiber dieses Briefes sagt, daß Wir acht Tage hier verweilen würden, wo Wir ihn dann selbst aufsuchen werden, wenn es ihm seine Kräfte nicht erlauben, zu Uns zu kommen. — Seht zu, Herr Amtskeller, daß diesem Manne ja nichts abgeht — und sorgt für ihn, als wie wenn Wir es selbst wären.“

Der Amtskeller verbeugte und entfernte sich; doch erwachten gar mancherlei Gedanken in ihm, wer und was wohl der räthselhafte Fremde sein möchte, der auf der einen Seite mit dem P. Leopold, auf der anderen sogar mit dem König von Schweden selbst so befreundet schien. Den andern Tag Abends ließ der König den Amtskeller rufen und befahl ihm, ihn in das Haus seines Schwiegervaters, des Meisters Heinrichs, zu führen, wo er den Fremden sprechen wollte. Ehrerbietig führte der Amtskeller den König nach Heinrichs Behausung, wo derselbe durch ihn und Marie bis an die Thüre des Fremden geleitet wurde, an welcher der König sowohl dem Amtskeller wie dessen Braut befahl, ihn, bis seine Unterredung mit dem Fremden beendigt, im untern Stocke zu erwarten. Gehorsam verfügten sich Beide hinab, wo der König erst nach Verfluß einer halben Stunde etwas aufgeregt wieder herab kam, Marie freundlich grüßte und dann mit dem Amtskeller der Kellerei zuschritt.

Der König reiste wieder ab, seine Anwesenheit hatte die gute Stadt Karlstadt mit neuen Hoffnungen belebt, weshalb der Bürgermeister Hans Rehberger und der Rathsherr Hans Schaaben erwählt wurden, zu dem König, der in dem Hofe des jüngst verstorbenen Bischofs Philipp Adolph seine Residenz genommen, zu gehen, und daselbst die versprochene Salva guardia zu erbitten. Als Soldaten verkleidet, traten die Herren ihre Wanderung an, und waren auch so glücklich, den erbetenen Schutzbrief nach einem Aufenthalte von fünf Tagen zu erhalten. Wir geben diese Salva guardia, wie dieselbe sich nach unserem Gewährsmanne*) noch heute in dem Stadtarchive von Karlstadt vorfindet:

„WIR Gustav Adolf von Gottes Gnaden der Schweden, Gothen und Wenden König, Großfürst von Finnland, Herzog zu Ehesten &c. &c. Entpieden unsern Generalen, Obristen, Leutenanten, Obristen Wacht- und Quartiermeistern, Rittmeistern, Capitän-Leutenanten, Fähnrichen, Quartiermeistern, Fourirern, auch allen Andern unsern Befehlsleutchen, Soldaten und Angehörigen, zu Roß und Fuß, Waß Würdens, Und Condition die seyen, Unsere Gnade: Und dabei zu Vernehmen, daß Wir die Statt Carol Stadt, im Bißthum Würtzburg gelegen, auß Sonderbarer Königlichen Milte Und gnad: Sambt allen Pertinentien, In Unsern Special-Schutz, Schirm, Protektion Und Salva guardia auf- und Ahngenohmen. Thun daß auch hiemit und Kraft dieses befehlen, ordnen, wollen, Euch obgedachten Sambt und Sonders befehlen, daß Ihr bemelte Stadt, an Persohnen, Gebäuen, Vorrath, Getränk, Klein- und Groß-Vieh, und Andern An- und Zugehörigen, wie daß Immer Namen haben mag, allerdings Ruhig und Unverstrückt Seyn, Und verbleiben lassen, Und Hierunter Unter waß Schein und Prätextes auch Seyn möcht, im geringsten nit betrüben, Pressiren, hemmen noch Beleitigen, Viel weniger mit eigen Williger Exation, Einquartierung, Bestraffung, Brandt, Raub oder ander Gewaltsamb Belästigen, Beunruhigen, Infestiren, oder die Salva guardia einiger Weiß violiren. Sondern selbige allweg gebürendt respektiren Und Ehren; darnach sich Jeder zu richten Und vor Unsere schwere Ungnade und Unablässige gegen Leib- und Lebensstraff zu hüden wissen wird. In Urkunth haben Wir dieß mit eigenen Handen Unterschrieben Und Unser Königlich Insigel beglaubigen lassen.

Gegeben Würtzburg den 15. Oktobr s.**)

(L. S.) Gustavus Adolphus.
m. p.“

(Fortsetzung folgt.)

*) Siehe Dr. Müllerkleins „Denkwürdigkeiten aus der Zeit des Schwedenkriegs“ 8. 1830. S. 21.

**) Alten Kalenders, welcher bekanntermaßen ungefähr eine Woche früher datirt.

---

# Im dänischen Quartier.

## Erlebtes aus dem Feldzuge in Schleswig.

Sch. „Heute werden Sie mit Ihrem Quartiere zufrieden sein, meine Herren; machen Sie nicht viel Umstände mit dem Spitzbuben von Hausherrn, es gibt keinen fanatischeren Dänen zwischen Eider und Königsau und keinen grimmigeren Deutschenfresser unter allen Unterthanen Christian's IX.“

Mit diesen Worten empfing uns der quartiermachende Offizier am ersten Hause von Hadersleben. Das Quartierbillet war in dänischer Sprache verfaßt; nur die Hausnummer und die deutsch geschriebenen Worte: „Vier Offiziere und vier Diener“, waren uns verständlich.

Der erste Vorübergehende, an den wir uns um Auskunft wandten, verzog, nachdem er das Billet gelesen, sein Gesicht zu einer abscheulichen Grimasse — einer unzmüthlichen Mischung von Haß und Trauer — und deutete uns mit dem Finger die Richtung an, die wir einzuschlagen hätten. Die Verhandlung wurde pantomimisch geführt, da unser vermeintlicher Auskunftgeber nur der dänischen Sprache mächtig zu sein vorgab.

Wir verfolgten den Weg, den er uns angedeutet hatte, sahen aber bald, daß er uns, statt in die Stadt, aus derselben hinausführte. Ein Deutscher, den wir um richtige Instradirung baten, wies uns an, den Weg zurückzukehren, den wir gekommen waren.

„Wer hat denn die Herren hierher dirigirt,“ frug er, „in eine Gegend, die gerade in entgegengesetzter Richtung von der Straße des Ihnen angewiesenen Quartiers liegt?“

Inzwischen hatte er einen Blick auf den ihm dargereichten Quartierzettel geworfen.

„Jetzt ist mir Alles klar,“ rief er aus, „ein Däne hat sich einen Spaß mit Ihnen erlaubt und Sie absichtlich falsch bedeutet, aus Zorn darüber, daß Sie beim Haupte der Danske einquartiert wurden, denn Sie müssen wissen, meine Herren, daß Herr J., Ihr Hauswirth, trotz des deutschen

Blutes, das in seinen Adern fließt, seit Jahren mit Wort und Feder, als Deputirter und Schriftsteller mit wahrer Berserkerwuth als Vorkämpfer des Eiderdanismus thätig ist und deshalb bei den Dänen ebenso beliebt als bei uns Deutschen verhaßt ist. Seien Sie in diesem Hause auf Ihrer Hut und zurückhaltend in Ihren Gesprächen, denn hier haben die Wände Ohren!"

Diese Andeutungen machten uns wenig lüstern nach der Bekanntschaft eines Mannes, unter dessen Dach wir unsere Zelte aufschlagen sollten.

In einer unscheinbaren Seitenstraße fanden wir endlich die gesuchte Nummer, an einem ebenerdigen, ziemlich geräumigen Hause mit kirschrothem Oelfarbenanstrich. Wir waren erstaunt, Freund Hanemann so wenig luxuriös untergebracht zu sehen und begannen schon zu fürchten, daß wir durch diese Einquartierung mehr zu leiden haben würden, als der Mann nach dem Herzen Hall's und Orla Lehmann's.

Ein energischer Zug an der Klingel und die Thüre that sich auf; wir standen in einem mit Teppichen belegten und mit einer bronzenen Hängelampe geschmückten Vorplatze mit getäfelten Wänden. Als genius loci präsentirte sich ein geblümter Schlafrock, auf dem ein käsebleiches Gesicht mit kleinen Aeuglein saß, die hinter goldenen Brillen gar tückisch und pfiffig hervorlugten.

„Sie wünschen, meine Herren?" lautete in affektirt schlechtem Deutsch die naive Frage.

„Quartier!" antwortete unser vierstimmiger Chor, der mit den vier Burschen im Hintergrunde den kleinen Raum vollständig ausfüllte.

„Meine Herren," sprach, sich leicht verbeugend, Freund Hanemann, der sichtlich Mühe hatte, sich in den Schranken der Mäßigung zu halten, „ich muß Sie auf Mehreres aufmerksam machen. Ich habe nämlich in Erfahrung gebracht (wahrscheinlich durch den Dänen, der uns absichtlich einen falschen Weg gezeigt hatte), daß man Ihnen von mir eine sehr unvortheilhafte Schilderung entworfen hat; ich weiß, daß Sie mein Haus mit einer gewissen Voreingenommenheit betreten, aber ich halte Sie für gebildete Menschen und hoffe, daß Sie sich als solche benehmen werden; ich werde Alles thun, was in meinen Kräften steht, um Ihre Forderungen zu befriedigen; betrachten Sie sich als die Gebieter; nichts soll, nichts kann Ihnen verweigert werden, denn Sie sind hier die Herren. Sie stehen hier als Sieger," sprach er voll Bitterkeit, „wir sind die Besiegten. Der Gott der Schlachten hat gegen uns entschieden. Sie sollen empfangen werden, als ob Sie Dänen seien, und nun, meine Herren, verfügen Sie über mein Haus nach Ihrem Belieben; ich habe Ihnen Platz gemacht und mich mit meiner Familie in eine Mansarde zurückgezogen, und hoffe, daß wir dort ungestört verbleiben können."

Sprach's und verschwand hinter einer faltigen Portière. Die unbehaglich wirkende Beredsamkeit des Mannes, der Hohn, Stolz, Fanatismus und zugleich Unterwürfigkeit in so eigenthümlicher Mischung zum Ausdruck gebracht hatte, sowie sein plötzliches Verschwinden verblüffte uns im ersten Augenblicke nicht wenig; wir waren im Anfang im Zweifel darüber, ob wir seine Aeußerungen als Beleidigungen oder als unabsichtliches Ueberströmen eines durch Niederlagen und Invasion gekränkten patriotischen Gemüthes aufnehmen sollten. Lag in dem Versprechen, daß wir, die Sieger von Oeversee und Oeversee, wie „Dänen" behandelt werden sollten, versteckter Hohn oder eine zwar wenig passende und ungeschickte, aber gutgemeinte Begrüßung? Der Hauptmann von Kapernaum, dem seine Dienstjahre das Recht gaben, als Rächer unserer korporativen Ehre aufzutreten, war nur allzu geneigt, Freund Hanemann auf irgend eine Weise für seine „Anzüglichkeiten" zu züchtigen. Ehe er Zeit hatte, die Schleusen seiner Entrüstung aufzuziehen, um dem mächtigen Schwalle seiner negativen Komplimente und Segenswünsche einen Durchbruch zu eröffnen, raunte ich ihm die Worte in die Ohren: „Wir werden uns, wenn eine Beleidigung vorliegt, Genugthuung verschaffen; Hanemann muß uns Abbitte leisten — aber früher müssen wir etwas in den Magen bekommen — nur keine Uebereilung!"

Die Burschen hatten unterdessen unsere Bagage abgeladen und fragten an, wie wir eigentlich die zur Verfügung stehenden Lokalitäten vertheilen wollten. Eine gemeinschaftlich vorgenommene Rekognoszirung derselben ergab folgendes Resultat: aus dem Vorplatze trat man in ein großes zweifenstriges Zimmer, an welches sich ebenfalls auf die Gasse gehend ein kleineres anschloß. In dem letzteren standen zwei hübsche Betten und im ersteren zwei Verschläge aus rohen Brettern, mit Strohsäcken und Pferdedecken. Das große Zimmer, offenbar der Speisesaal des Hauses, war sehr hübsch auf pompejanische Weise ausgemalt, aber die bemalten vier Wände konnten uns unmöglich für den absoluten Mangel an Möbel und Komfort entschädigen, der uns begreiflicher Weise sehr unangenehm berührte. Außerdem waren keine Oefen vorhanden und fehlte es an Läden oder Vorhängen, um unsere Häuslichkeit gegen die neugierigen Blicke der Gegenüberwohnenden und Vorübergehenden zu schützen. Unserer Mißstimmung machte sich im vertrauten Kreise in kräftigen Ausdrücken Luft, die wenig Schmeichelhaftes für den Hausherrn enthielten.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Die Brücke.

Drei Theile hab' ein Meister Acht,
Der eine Brücke baut,
Damit dem eignen Werke er
Mit Zuversicht vertraut.

Zum Pfeiler ist als fester Fels
Der Glaube einzig gut.
Er wanket nicht, wenn stürmisch wühlt
Des Lebens hohe Fluth.

Der Meister, der solch' Grund gelegt,
Kann dreist darauf und kühn
Die Hoffnung wölben Stein an Stein
Zum hohen Ziele hin.

Doch Oben füg' zum Ganzen er
Der „Liebe" festen Hort, —
Den Schlußstein, der des Lebens Last
Pflanzt bis zum Grunde fort.

Die Brücke hält, — drauf wandle Mensch
Mit Ruhe in dem Blick,
Sie führt Dich übern Lebensstrom
Zu Deinem Heil und Glück.

Friedrich Friedreich.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 39. Sonntag den 15. Mai 1864.

## Am Grabe von Heinrich Müller.

Allzufrüh entführetet ihr ihn, ihr neidischen Götter,
Fürchtend, daß uns sein Aug' euer Geheimniß enthüllt.

**V.**

---

## Δ Die Prinzessin im Kloster.

Roman
von
Theodor Scheibe.

### Zehntes Kapitel.

### In den Appeninen.

(Fortsetzung.)

Die beiden wurden in ihrem Gespräche durch die Ankunft eines Mannes unterbrochen, welcher gleich einem reisenden Engländer gekleidet war.

Braun erkannte in demselben einen jener Banditen, welche er des Nachts in der Hütte gesehen hatte.

Er war der Einzige von allen seinen Kameraden, welcher ein bartloses Gesicht hatte.

Seine Kleidung bestand in einem lichtbraunen Kaput, welcher fast bis an die Knöchel reichte, in einem hohen Zylinderhut und einem auffallend großen Halskragen, welcher ihm ein karrikirtes Aussehen gab.

Ich bin bereit, sprach er, Euch nach Rom zu begleiten. Seht, dort kommt unser Fuhrwerk.

Ein zweiräderiger Karren, mit einem runden Dach von Leinwand überspannt, rollte heran.

Ein hohes, stämmiges Pferd, durch die Peitsche eines Burschen angetrieben, zog denselben.

Wo sind Euere Freunde? fragte Matteo.

Sie sind ihrem Geschäfte nachgegangen, lautete die Antwort. Es läßt sich in den Appeninen noch immerhin einiges Geld verdienen, wenn man eifrig ist.

Urbini steckte seine Geige in das Futteral und bestieg hierauf mit dem Trompeter und dem falschen Engländer den Wagen.

Nachdem man eine halbe Tagreise auf schlecht gebahnten Gebirgswegen zurückgelegt hatte, erreichte man bei Fossato die Poststraße.

In dem Orte Strettura, wohin man bei Einbruch der Nacht gelangte, sah man vor dem Einkehrgasthause zwei Reisekutschen stehen und dabei mehrere livrirte Bedienten, welche dieselben bewachten.

Urbini und Braun machten gleichfalls hier Nachtstation. Sie mußten sich begnügen, in einem Stalle ihr Lager zu nehmen, da die Passagierzimmer nach der Aussage des Wirthes von einer hohen Herrschaft besetzt waren.

Als sie am frühen Morgen ihre Reise fortsetzen und bereits ihr Fuhrwerk vor dem Gasthause von Neuem bestelgen wollten, machte man die Entdeckung, daß dasselbe schadhaft geworden sei. Es mußte der Schmied des Ortes gerufen werden, welcher an einem Rade eine Reparatur vornahm.

Braun setzte sich auf die Bank vor dem Hause, während Urbini in den Laden eines Krämers ging, um daselbst einige Einkäufe zu machen. Da fiel ein Blumenbouquet dem Trompeter in den Schooß. Er ergriff dasselbe, und von seinem Sitze sich erhebend, lenkte er seinen Blick nach einem Fenster des oberen Stockwerkes, aus welchem das Bouquet gefallen sein mochte.

Ein freudiger Schreck durchzuckte ihn.

Er sah in jenem Fenster die junge Dame, welche er in Venedig dem wüthenden Pöbel entrissen und der er später in Ankona ein Gedicht geweiht hatte, das er unter ihrer Adresse dem Portier des Fürsten von Lugano übergeben.

Ja, es war jene wunderliebliche Frau, für welche er die glühendste Leidenschaft genährt hatte.

Ein wehmüthiges Lächeln schwebte um ihre Züge. Versteinert starrte sie Braun an und über seine Lippen kam halblaut das Wort: Beate!

Die Dame gab ihm ein Zeichen zum Schweigen, indem sie einen Finger an ihre Lippen legte und zog sich hierauf von dem Fenster zurück.

Einige Minuten später und ein Blättchen Papier nahm gleichfalls den Weg aus dem Fenster und Braun erhaschte es noch in der Luft.

Auf diesem Blättchen waren mit zierlicher Frauenhand die Worte geschrieben: Gott hat Sie geschützt! — Leben Sie froh und glücklich — wir dürfen uns nimmer sehen! — verrathen Sie sich nicht.

Keine Unterschrift enthielt dieses Billet; der Trompeter wußte aber, daß dasselbe nur von der Hand seiner Herzenskönigin herrühre, obwohl sie nicht wieder ihr Angesicht an dem Fenster ihm zeigte.

Braun verbarg das Zettelchen in seiner Rocktasche, als er einen Domestiken sah, welcher, aus dem Hause tretend, nach allen Seiten hin spähende Blicke richtete.

Er redete hierauf mit dem Schmiede, welcher an dem Wagen des falschen Engländers arbeitete.

Nachdem der Domestik sich wieder in das Haus zurückgezogen hatte, ging der Dragoner zu dem Handwerker und fragte ihn, was Jener mit ihm gesprochen habe.

Er erkundigte sich, antwortete Dieser, ob man den hier stationirten Karabineris Vertrauen schenken könne, und sagte mir, daß sechs Mann derselben seine Herrschaft bis nach Rom begleiten werden.

Ich sollte das wissen! fuhr der Schmied fort. Ein päpstlicher Soldat geht der Gefahr nicht so leicht in den Weg und wenn es zu einem Ueberfalle kommt, dann laufen sie, wie die Schneider vor dem Teufel.

Urbini und der verkleidete Bandit kamen heran.

Der Schmied, welcher mit seiner Reparatur zu Ende gekommen war, erhielt seine Bezahlung und ging.

Es ist ein sehr reicher Kavalier hier, sprach der Bandit. Wenn ich nur einige meiner Kameraden da hätte, so könnte man sich heute hübsch Geld schneiden. Der Kavalier führt wenigstens hunderttausend Dukati mit sich, sonst würde er sich nicht mit einer starken Schaar Karabineris umgeben. Diese wären aber nicht zu fürchten. Wenn Ihr, meine Herren, mich gefälligst unterstützen wollt, so könnte man einen Versuch machen, dem vornehmen Herrn sein Geld abzunehmen. Wollt Ihr von der Parthie sein?

Ich danke höflichst, lachte der Dragoner.

Wir sind entschieden nicht von der Parthie, setzte Matteo hinzu.

Schade! seufzte der Bandit, dessen Name Berrella war. Ich werde aber für den Kavalier mich weiter interessiren. Wenn nicht auf der Straße, so läßt sich vielleicht in Rom etwas gegen ihn in Ausführung bringen, wohin sich unser Kapitän auch nur in Geschäftsangelegenheiten begeben hat.

Das Pferd wurde vor den zweiräderigen Wagen gespannt und ohne längeren Aufenthalt die Weiterreise fortgesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Die schöne Marie von Karlstadt.

Eine fränkische Erzählung aus der Zeit des Schwedenkriegs

von

Richard Wanderer.

(Fortsetzung.)

Seit der Abreise des Königs von Karlstadt sah man öfters Botschaften von demselben kommen, welche durch Vermittlung des Amtskellers dem Fremden überbracht wurden, und von demselben wieder mit Gegenschreiben an den König beantwortet wurden, ohne daß der Vermittler im Geringsten den geheimnißvollen Schleier, welcher die Handlungen seines räthselhaften Bekannten umhüllte, zu lüften vermochte. Schon vor der Abreise des Königs kam ein Oberst v. Wildenstein, der schon früher das arme Städtchen mit 1600 Reichsthaler gebrandschatzt hatte, nun mit dem Grafen Thurn, vom König mit der Verwaltung der Aemter Karlstadt und Remlingen betraut.

Dem Obersten v. Wildenstein wurde auch die Stadtkommandantschaft von Karlstadt übergeben. Leider zeigte sich dieser Krieger trotz der Salva guardia um kein Haar besser, als es die Meisten seiner Vorgänger waren.

Es war an einem stürmischen Abend im Monat November, als mehrere verhüllte Männergestalten sich um das Haus des Meisters Heinrich herumschlichen, und sich an den beiden Seiten der Thüre lauschend aufstellten. Nach einiger Zeit öffnete sich dieselbe und Marie trat arglos heraus; kaum hatte sie das Haus verlassen, so stürzten sich die Vermummten auf sie, indem der Eine ihr einen Knebel in den Mund stopfte, indeß die Andern sie umschlangen und emporhoben und mit ihr über den Markt dem Maine zueilten. Hier wartete ein Nachen, in welchen sie gelegt wurde, doch diesen Augenblick benutzte das Mädchen, indem sie schnell den befreiten Arm dazu benutzte, um den Knebel aus dem Munde zu reißen und in den Fluß zu werfen, und mit voller Kraft ihrer Stimme um Hilfe zu rufen; vergebens hielt ihr einer der Entführer den Mund zu, der Hilferuf war von Männern vernommen, welche eben auf einem Kahn vom jenseitigen Ufer nach Karlstadt herüberfahren wollten. Mit aller Kraft wurde nun von denselben nach der Stelle gerudert, von welcher der Hilferuf ertönte.

Als sie daselbst angekommen, sprang ein junger, großer Mann, der der Herr der Angekommenen schien, zu dem geraubten Mädchen, deren Mund eben wieder verstopft wurde, und führte einen kräftigen Hieb nach dem Haupte des Räubers, der denselben bewußtlos niederstreckte, indeß die beiden Andern über den Jüngling herfielen; doch dessen Leute waren herbeigesprungen und in wenigen Minuten war der Kampf entschieden und die Räuber entwaffnet.

In dieser Zeit hatte Marie sich von ihrem Knebel befreit und bat ihren Befreier, sie wieder in ihre Behausung zu bringen. Die Räuber wurden gebunden, und indessen der Erschlagene im Kahne liegen gelassen, führte man die beiden Andern mit Marie in Meister Heinrichs Haus, woselbst man durch die Hausmagd, welche ihre Jungfrau mit der Laterne geleiten wollte, aber etwas zu spät die Treppe herabkam und nur noch sah, wie ihre Herrin fortgeschleppt wurde, den Raub vernommen, denn sie machte sogleich Lärmen. — Der Fremde kam eiligst herab zu Meister Heinrich, welcher eben mit ein paar herbeigelaufenen Nachbarn und dem Fremden trotz dessen Krankheit den Räubern nacheilen wollte, als Marie mit den gebundenen Räubern gebracht wurde. Weinend schloß der Greis seine ihm wieder gegebene Tochter in die Arme, und eben wollte er ihrem Retter danken, als er denselben mit dem Fremden ehrfurchtsvoll, aber heimlich sprechen hörte.

„Gut, Junker,“ sagte der Fremde, „laßt nun einmal die Räuber näher betrachten.“

Dieselben wurden vorgeführt und gestanden sogleich, daß sie Soldaten des Obersten Vicedon wären, welcher sie mitgenommen, um diesen Raub auszuführen.

„Wo ist Euer schurkischer Anführer?“ frug der Fremde die Gefangenen.

„Er wurde von diesem Manne verwundet und liegt betäubt oder todt im Kahn,“ sagte finster einer der Gebundenen, auf den Retter Mariens deutend.

Sogleich wurde nach dem Amtskeller gesendet, welcher auch schnell kam, worauf die Gefangenen nebst einem Schreiben vom Amtskeller dem Stadtkommandanten übermacht wurden. Man eilte nun mit dem Retter Mariens und seinen

Leuten nach dem Main, doch war hier nirgends weder von dem Kahne des Jungfrauen-Räubers, noch von ihm selbst etwas zu sehen. wahrscheinlich war derselbe wieder zu sich gekommen und hatte sich den Main hinab gegen Gemünden treiben lassen.

Der Retter Mariens war der Junker Stoffel Albert Voit von Rieneck zu Zellingen, welcher mit mehreren seiner Leute eben nach Karlstadt wollte, und durch einen außerordentlichen Zufall der Retter Mariens wurde; doch wer kann die geheimnißvollen Wege der Vorsehung Zufall nennen? —

Der Amtskeller nebst dem Junker gingen wieder zu dem Fremden, den sie eifrig am Schreiben fanden, weshalb sie derselbe ersuchte, so lange zu warten, bis er seine Briefe beendigt; als dies geschehen, sagte er zu dem Junker Voit:

„Wenn Ihr Euer Vaterland liebt, so werde ich Euch, den ich schon eine Reihe von Jahren als einen edlen Mann kenne, Gelegenheit geben, demselben nützlich zu sein.“

„Mein Leben gebe ich ihm gerne zum Besten, hoher Herr, und werde mich jeder Zeit bestreben, mich der guten Meinung, die Ihr von mir hegt, würdig zu zeigen,“ erwiderte der Junker und verneigte sich gegen den Fremden, worauf der Erstere fortfuhr:

„Der König hat in der besten Absicht dem Obersten v. Wildenstein und dem Grafen Thurn die Verwaltung der Aemter Karlstadt und Remlingen übergeben; doch der Erstere kann sein Raubsystem nicht lassen so wie die Kommandanten von Gemünden und Schönrain, weshalb ich Euch, lieber Junker, dem König als Amtmann dieser Bezirke empfehlen will. — Nehmt diese Briefe, gebt den einen dem geheimen Kriegssekretär Sattler, welcher Euch vor den König führen wird, dem Ihr dieses zweite Schreiben übergebt, worauf Ihr ohne Zweifel Eure Bestallung als Amtmann erhalten werdet. Lebt wohl und sorgt dafür, daß diese Schreiben unfehlbar morgen an ihre Bestimmung gelangen.“

„Wie Ihr befehlt, ich werde noch diese Nacht aufbrechen.“

„Gut, mein Freund!“ sagte der Fremde und nahm vom Junker und Amtskeller durch einen herzlichen Händedruck Abschied.

Als die beiden Männer unten in Meister Heinrich's Stube waren, eilte Marie auf den Junker zu, sowie ihr Vater und Verlobter und dankten demselben in den herzlichsten Worten; doch dieser lehnte allen Dank ab und sagte, daß sie nicht ihm, sondern der Schickung Gottes zu danken hätten, welche ihn eben zur rechten Zeit diesen Weg geführt, um die schändlichen Plane der Verworfenen zu zernichten; dann sprach der Amtskeller, welcher ein Freund des Junkers war, zu demselben:

„Ich bitte Euch, Junker Voit, sagt mir doch, wer ist dieser edle Fremde, der uns Anfangs ein armer Klosterbruder schien, und nun über die Obersten des schwedischen Heeres gebietet, als wären es seine Untergebenen?“

„Verzeiht, er ist ein eben so mächtiger, als frommer und edler Herr; doch mehr darf und kann ich Euch vor der Hand nicht sagen. Er scheint Euch Alle herzlich zu lieben und zu schätzen und wird jedenfalls, wenn es Zeit ist, gegen Euch den Schleier lichten, weshalb Ihr mir schon erlauben werdet, über das Weitere einstweilen zu schweigen.“

„Wie Ihr wollt, edler Junker!“ sagte Herr Honn, dem Marie hinzufügte:

„Sei der Fremde, wer er wolle, er ist ein edler, vortrefflicher Mensch und dieses sei uns genug. Nicht wahr, mein theurer Freund?“

„Ja wohl,“ erwiderte dieser, „doch,“ fuhr er, zu dem Junker gewendet, fort, „kommt zu mir, ich werde Euch mein Pferd geben und für Eure Leute sorgen, damit Ihr noch in der Nacht nach Würzburg aufbrechen könnt; als ehemaliger schwedischer Hauptmann, mit einem Schutzbrief des Königs in der Tasche und als Protestant kommt Ihr zu jeder Stunde des Tags und der Nacht unangefochten von dem schwedischen Heere nach Würzburg.“

„Das denke ich auch,“ sagte der Junker, nahm von Meister Heinrich und der schönen Marie, die ihm nochmals danken wollte, Abschied, ging dann in die Gesindestube, wo er seinen Leuten für die Zeit seiner Abwesenheit Verhaltungsbefehle gab, sich dann mit Herrn Honn in die Kellerei begab, das Pferd satteln ließ und unter den Segenswünschen des Freundes den Ritt nach Würzburg antrat.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Im dänischen Quartier.

## Erlebtes aus dem Feldzuge in Schleswig.

(Fortsetzung.)

„Ich will dem Burschen zeigen,“ rief zornschnaubend der Hauptmann von Kapernaum, „daß ich wie ein Oesterreicher und nicht wie ein Däne behandelt sein will!“

Wir beschlossen, Freund Hanemann vor unser Tribunal zu zitiren. Da trat er, wie gerufen, von selber ein, uns ersuchend, ihm anzugeben, wie wir unsere Zimmer eingerichtet wünschten. Unsere Anforderungen beschränkten sich auf das Allernöthigste, bestanden dagegen mit besonderem Nachdrucke auf reiner Bettwäsche und entsprechenden Waschrequisiten. Unser Reinlichkeitstrieb, der allerdings durch unser vernachlässigtes Aussehen nicht gerade in glänzendster Weise dokumentirt wurde, frappirte den Hausherrn, der offenbar eine Bemerkung machen wollte, aber sie rasch unterdrückte.

„Wie steht es mit der Beheizung?“ frug der umsichtige Hauptmann.

„O, Sie werden in diesen Zimmern nicht frieren,“ gab der Hausherr lächelnd zur Antwort; „Sie werden auch ohne Oefen warm haben — lassen Sie das meine Sorge sein.“

In der That erfüllten sich in wenigen Minuten unsere Gemächer mit behaglicher Wärme, deren Quell wir in einem Wasserheizungssystem entdeckten, dessen Röhren durch das ganze Haus geleitet waren. Bald stellte sich heraus, daß die uns zu Gebote stehenden Räumlichkeiten zu klein seien; die zwei Riesenbetten aus ungehobelten Brettern füllten allein die Hälfte des großen Zimmers aus; es wurde deshalb beschlossen, vom Hausherrn entweder kleinere Bettstätten, oder noch ein Zimmer zu verlangen. Noch ehe wir darüber mit ihm gesprochen hatten, erschienen einige Individuen in Holzschuhen mit Werkzeugen, die die Demolirung der provisorischen Einquartirungs-Nachtlager, die so riesig waren, daß sie nicht durch die Thüren transportirt werden konnten, in wenigen Minuten vollendeten. Eine alte Frau, von mehreren rothhaarigen Mägden unterstützt, schmückte die Fenster mit Vorhängen, und nach und nach wurde es heimlich und wohnlich in diesen Räumen, die uns voraussichtlich längere Zeit

beherbergen sollten. Cigarrenrauchend auf den Betten hingestreckt, besprachen wir Vergangenes und Zukünftiges, aber bald unterbrach der „Wächter unserer Ehre" unsere Unterhaltung durch die Bemerkung, daß er sich verpflichtet fühle, unseren Hausherrn wegen seiner zweideutigen Begeisterungsphrasen zur Rechenschaft zu ziehen; ihm hatten dieselben wie Hohn geklungen und dies wollte er sich nicht gefallen lassen, am allerwenigsten von einem rothhaarigen und blauäugigen Danske. Es entspann sich über das Thema eine sehr lebhafte Diskussion, die durch die Meldung eines der Burschen, daß der Hausherr uns zu sprechen wünsche, unterbrochen wurde. Dieser präsentirte sich, bleicher und kalt-ceremoniöser als je, im Frack, mit dem Hut in der Hand, mit der Bemerkung, er käme, anzufragen, ob wir mit der Einrichtung unseres Quartiers zufrieden seien? was bejaht wurde, und wie wir es mit unserer Verpflegung gehalten wünschten? ob wir es vorzögen, unsere Mahlzeiten an seinem Familientische oder in unseren Zimmern einzunehmen? Für heute bäte er uns, im Namen seiner Frau, die er uns vorzustellen wünsche, zu Tische. Obgleich er dies Alles mit essigsauerer Miene und affektirter Kälte vorbrachte, so glaubten wir dennoch, diese Artigkeit nicht ablehnen zu sollen, wobei allerdings der Wunsch, die Dame des Hauses kennen zu lernen, und die Sehnsucht nach einem gutgedeckten Tische bestimmend einwirkten. Der Mann mit den drei Sternen drechselte ein Kompliment und sagte in unserem Namen zu. Wir verabredeten uns, in unseren Tischgesprächen selbstverständlich Alles zu vermeiden, was „die Besiegten" und deren Nationalgefühl verletzen könnte, und Alles aufzubieten, um durch unsere Liebenswürdigkeit Verzeihung dafür zu erlangen, daß wir so frei waren, bei Oberselk und Deversee die Landsleute unserer Wirthe nicht mit jener Höflichkeit zu behandeln, die in Kopenhagen eine freundliche Anerkennung gefunden hätte. Der Hauptmann mußte bei seiner theuersten Hoffnung — der goldenen Stabsoffiziersborte — geloben, daß er sich vorkommenden Falles weder durch Siegerstolz, noch durch sein etwas pointirtes Ehrgefühl zu Repressalien hinreißen lassen würde.

„Meine Herren," sagte etwas gereizt der Hauptmann von Kapernaum, „seit 32 Jahren wird in der Konduitenliste mein „Benehmen mit dem Civile" als zuvorkommend und liebenswürdig geschildert; und ich gedenke in Hadersleben mich nicht zu ändern, und selbst als Stabsoffizier — so Gott und das Militärverordnungsblatt es wollen! — der offiziell mir seit 23 Jahren nachgerühmten Liebenswürdigkeit Ehre zu machen!"

In ziemlich tadelloser Toilette bewegten wir Einquartierten uns zur festgesetzten Stunde gegen die Thüre, die der Hausherr uns als jene des Salons bezeichnet hatte, in welchem wir erwartet wurden. Auf dem Vorplatze angelangt, hörten wir den Gesang eines kräftigen Sopran- und zweier Kinderstimmen mit Klavierbegleitung. Die Melodie hatte den Charakter eines Volksliedes, aber da der Text dänisch war, blieb er uns unverständlich.

Unser Klopfen wäre ungehört verhallt, wir verschoben dasselbe deshalb bis zum Ende des Verses. Kaum hatte unser Hauptmann Kapernaum seine Fingerknöchel schüchtern an die Thüre gelegt, so begann das Terzett den zweiten Verses. Wie hätten wir es wagen dürfen, durch unangemeldeten Eintritt den Vortrag der Dame zu stören und uns damit als musikalische Barbaren zu legitimiren?

So harrten wir denn geduldig bis zum Ende des zweiten Verses — aber, o Schrecken, ehe auf das Klopfen des Hauptmanns das „Herein" erfolgte, war schon der dritte Vers im Gange. Um nicht eventuell bis zur zehnten Strophe musikalisch antichambriren zu müssen, benützten wir eine viertelstaktige Pause — mit deren Eintreffen wie bereits vertraut waren — zur Forcirung der durch Musik verbarrikadirten Schwelle.

Die Sängerin begrüßte uns mit einer kalten Verbeugung und sang die Strophe mit aller Seelenruhe zu Ende. Inzwischen war der Hausherr eingetreten, der uns gegenseitig mit den Worten vorstellte:

„Die Sieger von Deversee, — unsere Einquartierung. Meine Frau!"

An Liebenswürdigkeiten wurde uns seitens der Dame nichts zu Theil, als eine kalte Verbeugung und der pantomimische Hinweis auf die gedeckte Tafel, an der wir uns niederließen. Der Zufall hatte mich zwischen die Hausleute placirt und ich hatte somit Gelegenheit, sie aus nächster Nähe zu studiren. Die Dame mochte 32 Jahre alt sein und frappirte vor Allem durch die Eleganz einer Taille, die durch ein schwarzes Seidenkleid auf das Vortheilhafteste hervorgehoben wurde, und einen Teint von seltener Reinheit. Daß ihre Haare lichtblond und ihre Augen hellblau waren, versteht sich bei einer Dänin ziemlich von selbst; ihre Haltung war kühl und gemessen, nicht etwa aus Rücksicht auf die ungebetenen Gäste, denen sie die Honneurs zu machen hatte, sondern offenbar aus Gewohnheit und in Folge von Erziehung. Sie war durchaus nicht befangen, sondern bewegte sich mit jener Sicherheit, wie sie nur hochgestellten und solchen Personen eigen zu sein pflegt, welche ein gewisses Maaß von berechtigtem Selbstbewußtsein mit weltmännischer Gewandtheit in sich vereinigen. Doch verrieth sich in dem Benehmen unserer Dame ein leiser Zug von Blaustrumpfthum, gepaart mit Energie, einer gewissen Herbe und sehr viel Schlanheit. Ihr Blick hatte so zu sagen etwas Aufsaugendes.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Lebensstern.

Ein jedes Herz am Himmel
Hat seinen eig'nen Stern,
Der bleibet sein Begleiter
In gottgeweihter Fern'.

So lang am Himmel oben
Der Stern noch blinket hell,
So lange darf auf Erden
Das Herz beim Herzen weil'!—

Drum seh' ich, ob dort oben
Mein Sternlein heiter blinkt,
Mein Herz hat ausgeschlagen,
Wenn es zur Erde sinkt.

Friedrich Friedreich.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 40. Mittwoch den 18. Mai 1864.


## Die schöne Marie von Karlstadt.

### Eine fränkische Erzählung aus der Zeit des Schwedenkriegs

von

Richard Wanderer.

(Fortsetzung.)

Die Unzufriedenheit und der Druck, welchen die Bewohner von Karlstadt unter der Amtsführung des Obersten v. Wildenstein empfanden, hatte die höchste Stufe erreicht, denn dieser Bedrücker hatte den König vermocht, Karlstadt zu befestigen, wobei nicht nur die Bürger dieses Städtchens, sondern auch jene benachbarter Orte auf eigene Kosten wie Sklaven frohnen und arbeiten mußten;*) da gelangte plötzlich, Montag den 1. Dezember, ein Schreiben des Junkers Voit von Rieneck an den Rath, welches demselben anzeigte, daß er vom König der Schweden als Amtmann für Karlstadt, Gemünden und Schönrain bestimmt sei, weshalb den darauffolgenden Tag Zwei des Raths und der Stadtschreiber bei ihm zu erscheinen hätten, um zu vernehmen, was er weiter befehlen würde. Der Rath und die Bürgerschaft frohlockte, denn obwohl der Junker Voit bekanntlich früher in schwedischen Diensten als Hauptmann gestanden, und da unter Horn gegen die Polen tapfer gekämpft hatte, so war es doch eben so bekannt, daß er ein fränkischer Patriot war, der sein Vaterland liebte. Demungeachtet hielt es der Rath für nöthig, ihren gewaltthätigen Machthaber, den Obersten v. Wildenstein, von diesem Briefe Kenntniß nehmen zu lassen. Als dieses geschah, tobte der Oberst und sagte, daß der König ihm und dem Grafen Thurn die Aemter Karlstadt und Remlingen übergeben habe. Der Junker müsse ihm deshalb seine Instruktionen zeigen, bis dieses geschehen und die Sache von ihm, dem Obersten, als richtig befunden, dürfe bei Strafe dem Junker keine Folge geleistet werden, übrigens könne der Rath demselben dieses berichten, was auch geschah, worauf am folgenden Tag wieder zwei Schreiben von dem neuen Amtmann einliefen, eines an den Obersten v. Wildenstein und das andere an den Rath selbst; worauf der Oberst zum bösen Spiel eine gute Miene machte und als Stadtkommandant erlaubte, daß Zwei des Raths und der Stadtschreiber sich nach Zellingen begeben durften.

Wir könnten hier noch eine Menge unrechtlicher und unwürdiger Handlungen dieses Obersten erwähnen, wie er ein Schinder der Bürger bei den Schanzenarbeiten war, wie er die vorräthigen edlen Frankenweine in Beschlag nahm, wegführen, verkaufen und das Geld für sich behielt, wie sein Weib eine würdige Gehilfin seiner Erpressungen war u. dgl. mehr; doch da diese trüben Scenen im dreißigjährigen Kriege allgemein bekannt und wir dieselben in dieser Erzählung schon so viele zu beschreiben gezwungen waren, so fürchten wir, mit einer fortgesetzten derartigen Schilderung unsern Lesern monoton zu werden und berichten nun, daß den Stadtverordneten den andern Tag, als sie nach Zellingen kamen, von dem neuen Amtmann seine Bestallung vom König selbst vorgezeigt wurde und daß er ihnen verbot, weder an den Obersten v. Wildenstein noch an irgend eine andere Person weiter, möge es unter einer Form sein, welche es immer wolle, Gelder auszuzahlen.

Der Oberst war wüthend darüber, daß ihm diese Stelle abgenommen wurde und schwur, sich an den Urhebern dieser Ungerechtigkeit, wie er es zu nennen beliebte, furchtbar zu rächen. — Er vernahm auch bald durch Spione, die er aufgestellt, daß der Junker Voit vor einigen Tagen lange bei einem Fremden, welcher schon einige Zeit ganz geheimnißvoll in dem Hause des Meisters Heinrich wohne, gewesen wäre, und von diesem Schreiben nach Würzburg erhalten, welche er noch in der Nacht, wozu ihm der Amtskeller sein Pferd geliehen, dahin gebracht habe; er erfuhr ferner, daß es der Junker gewesen wäre, der seinen Freund, den Obersten Biedon, bei seinem Liebesabenteuer verwundet, welcher aber wieder zu sich gekommen, nach Gemünden entflohen war, aber später vom Heere entlassen wurde.

„Ha, den Spion,“ rief er zornig, „der ohne Wissen in dem ohnehin mir verdächtigen Hause dieses Heinrich wohnt, will ich aufgreifen und in den Kerker werfen lassen.“

Er ließ nun mehrere seiner Soldaten nebst einem Offizier kommen, führte diese an Heinrichs Haus, stellte hier die Mannschaft auf, nahm zwei Mann derselben und den Offizier mit, und forderte nun ungestüm von dem Meister Heinrich, ihn sogleich zu dem verdächtigen Fremden zu führen; als dieser sagte, der Fremde wäre krank, und seine Tochter Marie sei eben bei ihm, um ihn abzuwarten, rief der Oberst:

„Was geht mich das an, führt mich sogleich zu ihm, ich befehle es Euch bei Eurem Leben als Kommandant dieser Stadt.“

Bei diesen Worten kam der Amtskeller herein und wollte den Obersten gleichfalls beschwichtigen und von seinem Vor-

*) Siehe Dr. E. Müllerkleins „Denkwürdigkeiten aus der Zeit des Schwedenkriegs“. S. 34.

satze, zu dem Fremden zu gehen, abbringen, was diesen aber nur noch heftiger stimmte, weshalb er zornig rief:

„Hütet Euch, auch Ihr seid mir verdächtigt, im Komplott mit dem Spion zu sein, fort also, hinaus!“

Mit diesen Worten riß er heftig die Thüre auf und stieg, von seinen Leuten, dem Amtsleiter und Meister Heinreich gefolgt, die Treppe empor, wo er streng forderte, daß man ihm die Thüre zeigte, und als Heinrich nach derselben deutete, ging er mit seinen Leuten hin, öffnete sie und trat mit allen in das Gemach des Fremden. Derselbe saß ruhig in einem großen gepolsterten Lehnstuhle, das Haupt so mit der Hand gestützt, daß man sein Gesicht nicht sehen konnte; hinter ihm stand Marie, welche dem Leidenden so eben eine kräftige Brühe gebracht hatte.

Als der Oberst lärmend hereingestürmt war, blieb der Kranke ganz ruhig in seiner Stellung, als wie wenn Niemand gekommen wäre, was den Eingedrungenen noch heftiger reizte.

„Erhebe dich, Mann, der du hier heimlich weilst, deine Verräthereien sollen ausgespielt sein, du bist mein Gefangener!“

Ruhig und majestätisch erhob sich der Fremde und sagte: „Wer erkühnt sich, dieses zu sagen?“

„Ich! der Oberst und Kommandant dieser Stadt — doch“ — bei diesen Worten schaute er dem Fremden neugierig in's Gesicht, dann sagte er weiter — „wer seid Ihr — welche Aehnlichkeit!?“

„Wer ich bin, das solltest du wissen, der du mich früher oft gesehen; doch ich will deinem schwachen Gedächtniß zu Hilfe kommen, ich bin der Herzog Friedrich von Holstein, der nahe Vetter deines Herrn und Königs, der auf dem Schlachtfelde bei Frankfurt an der Oder für todt gehaltene General, welcher durch die freundliche Pflege eines frommen Priesters dem Leben noch auf einige Zeit gegeben wurde. Kennst du mich nun?“

„Durchlauchtigster Herr! verzeiht — doch der Schein — Verdächtigungen —“, hier wollte der Oberst sein Knie beugen.

„Genug, gehe, ich fühle mich unwohl, gehe, sage ich und lasse mich mit diesen guten Menschen allein — fort! du verpestest mir die Luft!“

(Fortsetzung folgt.)

# Im dänischen Quartier.

## Erlebtes aus dem Feldzuge in Schleswig.

(Fortsetzung.)

Freund Hanemann, ihr Gemahl, war der in Spiritus konservirte politische Fanatismus, ein künstliches Präparat von Galläpfeln, Scheidewasser, Knallquecksilber, Phosphor und Arsenik. Um seine Mundwinkel spielte, selbst wenn er lachte, jener fatale Zug, der den Fanatikern und großen Spitzbuben eigen ist; wie eine Schlange sich kalt und schlüpfrig anfühlt, so sah er sich „kalt-feucht“ an; dabei lag etwas vom Basilisken in seinem Blick. Seine Rede hatte zugleich etwas an sich vom Doctrinarismus eines Professors, von dem scharfen Accente eines Kriminalinquirenten und dem schrillen Klang einer Dampfpfeife. Man sah ihm auf den ersten Blick an, daß man einen Mann vor sich habe, dem der Kampf Lust, Gewohnheit und Bedürfniß ist, daß er von Haus aus eine aggressive Natur sei, vertraut mit allen Kniffen und Pfiffen eines gewandten Parteigängers. Das Mißgeschick, welches die Dänen damals im Feldzuge verfolgte, und das Scheitern aller Hoffnungen auf Einmischung Schwedens oder Englands hatte offenbar auf das Gemüth unserer Hausleute einen schmerzlichen Eindruck gemacht, denn ihre Züge und ihr ganzes Wesen verriethen eine mühsam unterdrückte Aufregung, eine große Bekümmerniß. Aus dem finsteren Gewölke ihres Unmuthes zuckte von Zeit zu Zeit zur Entladung der Elektricität ein Blitz, ein Blick, eine krampfhafte Bewegung, eine Phrase.

Wir speisten in einem sehr freundlichen, elegant mit Mahagoni möblirten Salon, der sich auf eine Terrasse öffnete, von welcher man in den hügeligen Garten hinabsteigt, der sanft zum Fiords abfällt. Aus einem Beete am Fuße der Terrasse ragte eine mächtige verwaiste Flaggenstange, die heute vergebens nach dem gewohnten Danebrog seufzte, der in irgend einem sichern Winkel versteckt, hoffentlich den Motten und Schaben zur Beute wird.

Unsere Konversation war begreiflicher Weise im Anfange ziemlich gemeinplätzlicher Natur; die Gegner studirten sich; die Dame führte das Wort und mit großer Gewandtheit vermied sie alle Klippen, an denen das Schifflein der Unterhaltung gescheitert wäre. Wir Gäste hielten uns auf der Defensive, ohne noch zu ahnen, daß wir Angreifer uns gegenüber hätten. Allmälig belebte sich das Gespräch; das Ehepaar begann seine Fühler auszustecken.

„Was sind die Herren eigentlich für Landsleute?“ fragte die Dame.

Mit größter Arglosigkeit bekannten wir uns zu den drei kaiserlichen Kronländern und dem deutschen Königreiche, in denen unsere respektiven Wiegen standen. Der Zufall wollte es, daß Ungarn, Böhmen, Steiermark und Schwaben in uns ihre mehr oder weniger würdigen Repräsentanten hatten.

„Es ist merkwürdig, wie gut deutsch Sie alle sprechen,“ fuhr die Hausfrau fort; „man sieht, Oesterreich ist als Sprachlehrer glücklicher, wie Dänemark; die Herzogthümer sind gar ungelehrige Schüler im Dänischen gewesen.“

„Das heißt,“ bemerkte berichtigend Freund Hanemann, „die Holsteiner und Südschleswiger. Mit den Ersteren haben wir es aufgegeben, uns zu plagen, die Letzteren dagegen haben in den letztern Jahren große Fortschritte in der richtigen Aussprache der Reichssprache gemacht. Wir haben im Schleswig'schen den Sprachunterricht nach der österreichischen Methode vorgetragen; Uebung macht den Meister und mit der Grammatik allein geht es nicht, je häufiger man Veranlassung hat, sich einer Sprache zu bedienen, desto rascher erlangt man in Folge der Uebung die Geläufigkeit. In drei Viertheilen des Herzogthums Schleswig wird der Deutschredende nur sporadisch angetroffen und herrscht das Dänische; leider tritt es in einem Patois auf, der uns Kopenhagenern beinahe unverständlich ist. Es liegt offenbar nur im Interesse der Einwohner des Landes, die Sprache der Hauptstadt zu verstehen und darum ist die Regierung verpflichtet, zur Verbreitung richtiger Aussprache, so viel in ihren Kräften liegt, beizutragen. Es wurden deshalb als Beamte, Geistliche und Schullehrer nur Männer angestellt, die der reinen dänischen Sprache mächtig sind. Durch den dort ausschließlich geltenden Gebrauch des Dänischen wurden Amt, Kirche und Schule zu Sprachübungs-Plätzen. Selbst der trotzigste Deutsche entschließt sich am Ende freiwillig dazu,

sich der dänischen Sprache zu bedienen, wenn er weder von den Behörden, noch von dem Lehrer seiner Kinder, noch von dem Geistlichen in einer andern angehört und verstanden wird. Wir haben nicht, wie uns von feindlicher Seite vorgeworfen wird, mit Gewalt dänisirt, wir haben nur der Landes- und Reichssprache jene Pflege angedeihen lassen, die ihr vermöge ihrer Ausbreitung und politischen Bedeutung gebührt. Wie viel schwieriger ist es für Slaven, Ungarn und Italiener, sich das Deutsche anzueignen, als für die plattdeutsch- und plattdänischredenden Schleswiger das sprachverwandte Dänische zu erlernen, und welche Fortschritte haben nicht die ersteren Nationen im Wiener Dialekte gemacht," rief mit boshaften Hintergedanken Freund Hanemann.

„Das kömmt von der zweckmäßigen Methode her," rief mit erheuchelter Naivetät die Dame; „wir hätten das österreichische Unterrichtssystem früher bei uns einführen sollen, dann hätten wir bessere Erfolge erzielt und mit der Zeit wäre Holstein ebenso gut dänisirt worden, als (risum teneatis, amici!) Venetien germanisirt wurde."

„Venetien germanisirt?" frug ich staunend meine Nachbarin.

„Gewiß," antwortete sie entschieden; „meine Hochzeitsreise führte mich in die Stadt der Dogen, die trauernde Königin der Adria, das Palmyra der Meere. Ich suchte dort Italien und fand zu meiner schmerzlichen Ueberraschung, daß die Nachkommen der Dandolo's, Morosini's vollständig germanisirt sind. Auf Dampfschiff und Eisenbahn, im Postbureau, im Hotel, im Arsenale, in den Café's, auf dem Markusplatz und in den Gewölben hörte ich fast ausschließlich deutsch reden. Meine Seele lechzte nach den Lauten der Sprache Dante's, nach den Stanzen Tasso's, gesungen im Mondschein von Gondolieren, und was bekam ich zu hören: Strauß'sche Walzer, gespielt von den Regimentsmusiken am Markusplatz, und Flotow's „letzte Rose", gewinselt von lungensüchtigen Leierkasten. Tief enttäuscht flüchtete ich mich mit meinem Manne auf den Lido di San Nicolo, wo einst Byron in finsteren Nächten am Meeresstrand auf- und abgaloppirte, und wo einst der Doge sich mit dem Meere vermählte. An Italienern traf ich dort — eine deutsche Handwerkerfamilie, die im Grase gelagert, kalte Backhühner verzehrte! Oesterreich ist der Moloch der Nationalitäten und Venedig ist von ihm erbarmungslos verschlungen worden; die Dogenstadt ist germanisirt und der Gondoliere von San Marco ruft nicht mehr dem Fremden zu: andiamo in gondola a respirar, sondern genuzt wie der Wiener Fiaker sein widerliches: Fahr'ma Euer Gnaden!"

(Fortsetzung folgt.)

## Literatur.

Gedichte von **Ludwig Bauer.** Zweite Auflage. Würzburg, **A. Stuber.** 1864.

Stoff und vermittelnde Kräfte zu echter Poesie sind wahrlich im anmuthigen, sonnenwarmen und weinlieblichen Fürstenthum Würzburg so reich und schön vorhanden, wie in den übrigen Provinzen Frankens, und doch entbehrte es im geistigen Aufschwunge der Neuzeit seines Dichters, der Zunge für den Ausdruck seines innersten Wesens, und die Stadt, deren Namen schon poetisch ist, konnte nicht ohne Neid auf die beiden Nachbarstädte blicken, deren Namen nichts weniger als poetisch klingen und die doch jede einen großen hochgefeierten deutschen Dichter der Neuzeit hervorgebracht hat. Aber Leute, die ein wahres Verständniß des Zeitgeistes haben, durften hoffen, daß der immer wärmere Flügelschlag des deutschen Genius, der sich so unverkennbar schon auch in den so lange in trüber Gedrücktheit niedergehaltenen Geistern dieses sonnigen Mainlandes kund gibt, auch den würdigen Dichter hervorrufen werde, der an der Spitze seiner speziellen Landsleute ruft in den Chor des Frankenlandes und mit diesem dann in den des großen deutschen Vaterlandes einstimmen werde, um das Erbe des großen Schwaben, des Dichterfürsten Deutschlands, anzulegen, durch das deutsche Gedicht die deutsche Mit- und Nachwelt sittlich und ästhetisch zu stärken und zu erheben, die erstrebte Einheit und Ehre des großen Vaterlandes zu fördern und den übrigen Völkern endlich die volle Ehrfurcht vor dem deutschen Geiste abzunöthigen.

Diese Hoffnung ist glänzend in Erfüllung gegangen. Der Hauch des deutschen Idealismus, der seit Schiller und Göthe still wirkend und befruchtend Geist und Seele der Deutschen durchweht, der in Wissenschaft und Kunst bereits Heroen hervorgerufen hat, um die uns die auf ihre höhere politische Ausbildung so stolzen Nachbarvölker zu beneiden alle Ursache haben, jener Geist, der auf Bayerns Königsthron zu so herrlicher Erscheinung kam, daß die Mitwelt nichts Gleiches zu bieten vermag und deren Segnung der späten Nachwelt noch zu gut kommen wird, dieser poetische Geist ist nun auch in Würzburgs Gauen eine reizende Incarnation eingegangen und hat Deutschland einen ebenbürtigen Dichter gegeben, der seinem kleinen speziellen Vaterlande eben so große Ehre machen wird, wie Friedrich Rückert Schweinfurt und August von Platen Ansbach macht. Ja ich fühle mich gedrungen, die Ueberzeugung offen auszusprechen, daß Ludwig Bauer, der Sohn des würzburgischen Dorfes Ingolstadt, seinen Platz neben seinen eben genannten fränkischen Landsleuten würdig einnehmen und behaupten wird. Wer ein tiefes wahres Verständniß von Poesie hat und die Bauer'schen Lieder liest, wird mir gewiß unbedingt beistimmen.

Man sollte meinen, bei der auffallend großen Fruchtbarkeit Deutschlands an lyrischen Produktionen müsse der Kreis der Lyrik vollständig ausgefüllt und Originalität auf diesem Felde eine Unmöglichkeit sein. Ludwig Bauer hat das Gegentheil durch die That schlagend bewiesen. Er ist im hohen Grade originell und unterscheidet sich scharf von seinen Vorgängern. Worin aber besteht seine Originalität? In der musikalischen Conception des poetischen Gedankens. Zum ersten Mal ist in ihm der spezifische Geist der deutschen Lyrik, das vollständige Durchdringen des poetischen Schöpfungstriebes vom musikalischen Gefühl, das innigste Zusammenschmelzen beider, das vollständige Aufgehen beider in einander zur Erscheinung gekommen. Gedanke, Bild, Musik sind bei B. eines, und aus diesem Guß springt sein Lied leicht und anmuthig, ein auch mit den Tonschwingen gebornes Flügelkind, hervor. So scheint sein Lied ein Doppelflügelpaar zu haben, ein poetisches und ein musikalisches, wenn man aber genau hinsieht, gewahrt man bald, daß der scheinbare Doppelflügel doch nur einer ist.

Die deutschen Componisten werden sich mit Hast auf die Bauer'schen Lieder stürzen, und wir werden sie bald ge-

nug überall uns entgegenflattern sehen in den Salons, auf der Straße, in den Gesangvereinen und Liedertafeln, in den Dorfschenken, in Wald und Flur. Es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn sie nicht bald das ganze deutsche Volk sänge. Und doch bin ich überzeugt, würde Hr. Bauer der beste Componist seiner Lieder selbst sein, wie der Dichter der Marseillaise auch ihr bester Componist war. Ich glaube sogar, mit dem Liede springt Herrn Bauer zugleich die ächte Singweise desselben aus der Seele, ja er kann eigentlich gar nicht anders, als mit dem Liede zugleich den Gesang zu schaffen; denn beide sind ja e i n s in ihm und er dichtet singend. Er wird kaum wissen, ob die Töne, oder die Gedanken und Bilder den Vortritt haben; sie sind eben in e i n e m Guße da. Daß diese Spitze der Lyrik mit vollstem Rechte die Originalität beansprucht, wird Niemand läugnen können. Die Bestätigung meiner Behauptung wird man überall in dem kleinen netten Buche finden, man mag es aufschlagen, wo man will. Es bietet einen ungemeinen Reichthum, einen üppigen Liederfrühling, glänzend, duftend, klingend.

Am schönsten hat der so hoch und reich begabte Dichter den unterscheidenden Charakter seines Liedes selbst in dem kleinen einer süß duftenden, von einer Nachtigall umflöteten zarten Rose gleichen reizenden Liede ausgesprochen:

„Wie eine Glocke muß es läuten,
So sabbathfromm, das echte Lied,
Das alle Welt in Lust und Freuden
Zum hellen Dom der Dichtung zieht.

Und blühen muß es, wie ein Garten,
Drin Lust und Leid auf e i n e m Beet,
Und wo mit flatternden Standarten
Der Frühling durch die Räume geht.

Und kommen muß es, wie die Sonne,
Vor deren Strahl das Leben keimt,
Verhallen wie ein Traum der Wonne,
Den man so gern noch einmal träumt.“

Dem Besprecher dieser Liedersammlung wird es ungemein schwer, eine Probeauswahl zu treffen; denn es sind blutwenig Stücke darin, von welchen man sagen könnte, sie wären etwas schwächer als die übrigen; bei weitem die große Mehrzahl entzückt durch Form und Gehalt, Musik und Poesie. Um aber wenigstens noch eine Probe zu geben, die den Leser überzeuge, daß der Verfasser dieser anerkennenden Besprechung nichts übertrieben, möge gleich das erste Lied der Sammlung hier stehen:

„An die Leser.

Nun hältst Du sinnend in den Händen
Wohl diesen bunten Liederstrauß,
Den ich gewagt als Gruß zu senden
Zu Dir aus meinem stillen Haus.

Ach, Du empfängst ihn fast zerknittert, —
Wo ist die Frische drüber her,
Die Thräne, die darauf gezittert? —
Ich selbst erkenn' ihn schon nicht mehr!

Ahnst Du an seinem milden Scheine,
Ahnst Du an seinem stillen Duft,
Ob ich ihn pflückt' am grünen Raine,
Ob ich ihn pflückt' an einer Gruft?

So hört der Wandrer Glockenklänge,
Und lauschend hemmt er seinen Gang,
Gilt's Grabgeleit, gilt's Festgepränge,
Ihm ist es gleich, er hört den K l a n g.

Dann neu gekräftigt zieht er weiter,
Zum Glück führt ihn sein Wanderflug,
Indeß man einen müden Streiter
Einsam und still zu Grabe trug.“

Wenn nun auch der süße Hauch poetischer Schwermuth, das charakteristische Element aller wahren Poesie, auch den Grundton der Bauer'schen bildet, ja nothwendiger Weise bilden muß, so ist B. doch auch wie jeder echte Dichter, für die Freuden des Lebens im hohen Grade empfänglich und versteht so kindlich froh zu lachen, zu scherzen, so heiter, ja so ausgelassen lustig zu sein, daß man mit ihm trinkt, singt, jubelt und ihn ans Herz drückt. Seine Liebeslieder schlagen in der Scala der Herzensgefühle alle Töne an vom tiefsten Schmerz und der zartesten Sehnsucht bis zur buntesten Schmetterlingsflatterhaftigkeit. Seine Trinklieder erinnern stets an Hafis. Ein ganz besonderes Verdienst hat er sich in dieser Abtheilung um sein kleines weinreiches Vaterland erworben. Noch vor einem halben Jahre beklagte ich in einem vielgelesenen Blatte, daß die zu so hoher Trefflichkeit gebrachten Würzburger Weine ihren Dichter und Verherrlicher noch nicht gefunden hätten. Als ich jenen Artikel schrieb, kannte ich Bauers Weinlieder noch nicht, die meinen Irrthum auf die glänzendste Weise widerlegt haben. Sein „Trinklied am Main“, sein „Fränkisches Weinkleeblatt“ sind den schönsten Rheinweinliedern ebenbürtig. Sein „Hörsteiner Ausbruch“ ist eine ungemein köstliche Verherrlichung der edelsten Frankenweine, ein so schmackhafter und duftender poetischer Scherz, wie der herrliche Wein selbst, dessen Namen er sich beigelegt.

Daß unser Dichter aber auch für das große deutsche Vaterland, seine Noth und seine hohen Ziele das rechte Gefühl hat und diesem das rechte Wort, den echten Klang zu geben vermag, das beweisen seine schönen Gedichte „Deutsches Herbststurmlied“, „Germania“, „Reiterlied vor der Schlacht“.

Und so sehen wir den Dichter die Ansprüche, die man an sein reiches Talent zu machen berechtigt ist, nach allen Seiten glänzend erfüllen. Und so schließt er sich über sechs Jahrhunderte hin an seinen großen Landsmann Walther von der Vogelweide an, dessen Vielseitigkeit auch ihm eigen ist. Um das Urtheil über unsern Dichter in ein kurzes bezeichnendes Wort zusammenzufassen:

L u d w i g B a u e r i s t e i n e c h t e r d e u t s c h e r M i n n e s ä n g e r u n s r e r Z e i t.

Es ist Pflicht des bejahrten Dichters, diese Anerkennung öffentlich auszusprechen.

Würzburg, am sonnigen Pfingstsonntagmorgen 1854.

Ludwig Storch.

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 41. Sonntag den 22. Mai 1864

## Δ Die Prinzessin im Kloster.

Roman

von

Theodor Scheibe.

### Elftes Kapitel.

### Ein zärtlicher Gatte.

(Fortsetzung.)

Der Fürst erreichte ohne irgend ein Reiseabenteuer mit seiner Gemahlin und dem Gefolge die ewige Stadt Rom und nahm sein Absteigequartier in einem öffentlichen Hotel auf dem spanischen Platze.

Während der Reise war bereits in dem Betragen des Fürsten gegenüber seiner Gemahlin eine auffallende Veränderung eingetreten.

Er behandelte sie mit größter Rücksicht und Delikatesse und es schien, als wenn seine frühere Zärtlichkeit vom Neuem erwacht wäre.

Bei seiner Ankunft in Rom besuchte er mit ihr die vorzüglichsten Kirchen, zeigte sich überaus andächtig und lud seine Gemahlin ein, mit ihm zu beichten, als er in der Lateran-Kirche die Beichtstühle besetzt fand.

Ich bin hiezu nicht vorbereitet, antwortete jedoch die Prinzessin, worauf der Fürst allein zum Beichtstuhl trat und nachher auch an der Kommunion mit den anderen Frommen gemeinsam Theil nahm.

Man fühlt sich wie neugeboren, sprach er hierauf zu Hermine. Ich trug so manches auf meinem Gewissen, was mir mein Dasein verbitterte. Es ist eine sehr ernste Zeit, und wenn man, wie ich, fest entschlossen ist, große Dinge zu unternehmen, um den Glanz meines erhabenen Geschlechtes zu restauriren, so muß man trachten, sein Schuldbuch abzuschließen, denn der Todesengel kann mich bald überraschen.

Einige Stunden später trat er mit einer Pergamentrolle in der Hand vor die Prinzessin und sagte: Erlauben Sie es mir, Ihnen mein Testament zu überreichen, denn ich habe in demselben Verfügungen zu Ihren Gunsten getroffen.

Ich wünsche Sie nicht zu beerben, antwortete Hermine, und eben so wenig auch zu überleben. Ich will sogar Ihr Testament nicht lesen.

Ich werde es Ihnen nicht aufdringen, antwortete der Fürst, aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich dasselbe nicht abändern werde.

An demselben Tage lud er sie ein, mit ihm in Begleitung der Dueña das Nonnenkloster Santa Magdalena zu besuchen.

Hermine weigerte sich auch nicht, ihm dahin zu folgen.

Dieses Kloster, in der Nähe des Kolosseums auf einer einsamen Stelle gelegen, wo man fast mit jedem Schritte ruinenhaften Zeugen des alten Roms begegnet, steht mit seiner hohen schwarzen Umfangsmauer und seiner hohen gothischen Pforte, die stets verschlossen gehalten wird, einer Zwingfeste weit ähnlicher, als einem Frauenkloster, und machte auch von Außen bereits einen sehr trüben Eindruck auf die Prinzessin.

Der Fürst zog die Glocke, worauf sich ein vergittertes Fensterchen in der Thüre öffnete und mit grabeshohler Stimme die Worte tönten: Was hat man hier zu suchen?

Der Fürst zog ein Zettelchen hervor und steckte es in das Fensterchen, wo dasselbe in Empfang genommen wurde.

Es währte lange Zeit, bis sich endlich das Thor öffnete.

Eine alte Nonne, in eine graue Kutte gekleidet, empfing die Eintretenden mit einem frommen Spruche und schloß hinter denselben, einen schweren Schlüsselbund handhabend, die Pforte ab.

Durch einen niederen, gewölbten Gang, ähnlich einer Kasematte, rauschten die Sandalen der Nonne, welche die Gesellschaft in das Sprechzimmer führte.

Die andere Thüre eines aus engen Eisenstäben zusammengefügten Gitters öffnete sich, und eine tief verschleierte graue Nonne von hoher Statur trat heraus, deren Füße gleichfalls mit schweren Sandalen bekleidet waren, die in der Hand einen langen Rosenkranz und an der Brust ein großes Kreuz mit Reliquien unter Glas gefaßt, hängen hatte. Ich habe den Zettel gelesen, sprach sie, und werde dem hohen Auftrag gehorchen.

Sei mir gegrüßt, Du Kind der Welt, sprach sie zu der Fürstin. Es soll Dir Gelegenheit werden, Deine schweren Sünden hier abzubüßen. — Auch Dich grüße ich, Beate! Freue Dich des Glückes, daß Du gleich der Frau, die man mir geschickt, in ein Kloster der strengen Observanz nun aufgenommen bist, denn Dir ist dadurch ein höherer Grad der Begnadigung zu Theil geworden.

Was soll das heißen? fragte die Prinzessin befremdet.

Gestatten Sie mir, Ihnen Erläuterungen zu geben, sprach der Fürst höhnisch lächelnd. Italien ist in Waffen aufgestanden, um die Ketten der Deutschen, der Tyrannei zu brechen. Ich bin ein italienischer Fürst und habe mit Unwillen stets einer Herrschaft gedient, welche kein anderes Ziel kennt,

als das Große in Staub zu treten. Der italienischen Sache will ich nun meinen Degen und meinen Kopf weihen. Ich reise nach Turin und von dort in die Lombardei, um den Sieg Italiens zu vollenden. Ich gelüste mich mit einem Radetzky zu messen und die Welt wird bald Gelegenheit erhalten, es zu beurtheilen, wer von uns Beiden ein besserer Feldherr ist. Aber auf dem Felde, wo ich blutige Lorbeeren sammeln werde, kann ich nicht meine Gemahlin mit mir nehmen, um so weniger, da sie aus einem Volke entsprossen ist, das ich nun bekämpfen muß.

Da sie mir jedoch ein hohes Kleinod ist, fuhr der Fürst fort, so mußte ich vorher daran denken, dieses wie sicher zu bewahren, und ich habe, unabhängig von den Wechselfällen des Krieges, das Gelübde geleistet, drei Jahre hindurch auf das ewige Glück Verzicht zu leisten, dessen ich in hohem Grade bisher theilhaftig gewesen. Meine Bemühungen, für Sie, Prinzessin, ein sicheres Asyl zu finden, waren von dem besten Erfolge begleitet. Sie werden für mich als fromme Büßerin beten, damit der Himmel meinen Waffen Sieg und Ruhm verleihe. Ich kann nun ungestört der Kriegsgöttin folgen, von dem quälenden Gedanken befreit, daß meine Frau Gemahlin, wie es oft der Fall war, keinen wiederholten Anfechtungen ferner Preis gegeben wird. — Sollte ich auf dem Felde der Ehre fallen, oder unter den Dolchen österreichischer Spione verbluten, so werden Sie noch weitere drei Jahre hier im Kloster bleiben, und man wird dann mein Testament übergeben und es Ihrer freien Wahl anheimstellen, den Schleier für die Dauer beizubehalten, oder in die Welt zurückzukehren. Dies ist Alles ausgemachte Sache und nun, meine holdselige Frau, reichen Sie mir zum Abschiede die Hand.

Herr Fürst, sprach Hermine erstaunt und unwillig, gegen Ihre eigenmächtige Verfügung, meine Person betreffend, erlaube ich mir, mit Entschiedenheit zu protestiren. Ich habe Sie nicht geheirathet, um mich in ein Kloster sperren zu lassen, und Ihre Ideen, als Feldherr glänzen zu wollen, sind ebenso bizarr als bedauerlich. Doch ich will Sie nicht abhalten nach Lorbeeren zu streben, suchen Sie jedoch nicht Ihren Siegesglanz darin, Ihre Frau auf das Schmählichste zu tyrannisiren.

Ein ehrlicher Arzt kümmert sich nicht um den Widerwillen seines Patienten gegen eine bittere Medizin. Ich bin der Arzt meiner Ehre. Ihr Protest hilft Ihnen nichts. Sie sind der Gewalt der Frau Oberin des Magdalenenklosters überliefert und die hochwürdige Frau wird es schon veranlassen, Ihren weltlichen Sinn der Buße geneigt zu machen. Mater Beate, welche ich für ihre redliche Aufopferung in meinem Testamente gleichfalls bedacht habe, bleibt auch ferner Ihre Gesellschafterin und sie wird unsere Korrespondenz leiten, wenn überhaupt eine Korrespondenz nöthig sein sollte. Ich habe die Ehre mich zu empfehlen!

Der Fürst, voll höhnischer Freundlichkeit grinsend, verbeugte sich vor der Prinzessin und sagte hierauf zu der Oberin: Schließlich bitte ich noch um ein zeugenloses Gehör.

Die verschleierte Nonne nickte mit dem Haupte und verließ mit dem Fürsten zugleich das Sprechzimmer.

Die Prinzessin, die sich nun in einem Gefängnisse begraben sah, wohin sie ihr Gemahl gelockt hatte, zitterte unter der heftigsten Gemüthsaufregung. Zorn und Schrecken stritten in ihr um die Herrschaft.

Er hat sein Werk vollendet rief sie mit Heftigkeit. Die Ehe ist gelöst. — Gott sei mein Zeuge, daß ich nun Alles aufbieten werde, um die Absichten des Elenden zu vereiteln.

Ruhig, Prinzessin, flüsterte Beate, einen Blick des Argwohnes nach der vergitterten Thüre werfend, man kann uns belauschen.

Beate, fragte die Prinzessin leise, willst Du mich hier zu Grunde gehen lassen?

Ebensowenig, als ich hier zu Grunde gehen will, lautete in der früheren Tonweise die Entgegnung. — Prinzessin, wir wollen kein Mittel unversucht lassen, um uns den Weg in die Freiheit zu bahnen. Muth, Du Opfer der Grausamkeit; nun wird die Duldung zur Sünde.

Wirst Du mir treu bleiben? fragte Hermine.

Bis in den Tod und über das Grab hinaus, antwortete Beate, die Hand der Prinzessin küssend.

(Fortsetzung folgt.)

## Die schöne Marie von Karlstadt.

Eine fränkische Erzählung aus der Zeit des Schwedenkriegs

von

[illegible]

(Fortsetzung.)

Der Oberst schwieg eine Weile, doch der Fremde, den wir nun als einen Herzog von Holstein haben kennen gelernt, setzte sich ermattend in seinen Lehnstuhl und sprach zu den Umstehenden:

„Hat mich doch dieser Auftritt mehr angegriffen, als ich glaubte; doch, meine Freunde, verzeiht, daß ich Euch erst heute sagte, wer ich bin, aber in dem Stande, in welchem ich geboren, da thut es dem Herzen so wohl, seiner selbst willen und nicht wegen des Standes, den uns der Zufall der Geburt verliehen, sich geliebt und geachtet zu sehen. Ich fühle es, daß meine Zeit gemessen ist, deshalb, meine lieben Freunde, will ich es nicht verschieben, Euch meine Geschichte zu erzählen. Ja, ich bin ein naher Verwandter des Königs Gustav Adolph, wurde von meinem 15. Jahre mit demselben erzogen; doch waren unsere Neigungen oft sehr verschieden, er war, wie sein erlauchter Großvater, Gustav Wasa, der Augsburger Konfession zugethan, und ich hing durch Grundsätze, welche mir in frühester Jugend an einem süddeutschen katholischen Hof durch die Verwandten meiner Mutter eingepflanzt wurden, an der katholischen Religion. Ich lernte als Mann später ein armes Fräulein kennen, erwarb ihre Liebe und heirathete sie gegen den Willen meiner stolzen Familie. Ich lebte glückliche Tage — da fehlte eines Tags plötzlich meine Gattin — vergebens waren meine Nachforschungen, bis ich endlich nach Jahresfrist ihre Spur auffand. Meine Verwandten hatten sie entführt und an einem entfernten Orte in Gefangenschaft gehalten — ich fand den Ort ihrer Verbannung, aber nur noch — ihren Grabhügel. Ich wurde menschenscheu; mein Verwandter, der König, wußte nichts von der Schändlichkeit, die an meinem Lebensglück begangen wurde; der eigentliche Thäter war seit Kurzem meiner Rache durch den Tod entrückt. Ich kämpfte mit meinem Vetter seine Schlachten in Rußland, Polen und Dänemark und suchte den Tod; doch wenn ich mich auch in das dichteste Schlachtgetümmel stürzte, der Tod floh mich lange. Ich war stets gegen diesen Kampf, der schon so zahl-

reiche Opfer gekostet, und die schönsten Provinzen Deutschlands mit Blut düngte; denn keine religiösen Tendenzen liegen ihm zu Grunde, sondern rein egoistisch-politische, welche unter religiösen Formen Staatsumwälzungen bezwecken. Genug hiervon — ich war deshalb entzweit mit dem König, zog aber doch mit ihm nach Deutschland, hatte das Glück, bei Frankfurt an der Oder dem König, als unter demselben das Pferd erschossen wurde und ihm ein Kaiserlicher den Kopf spalten wollte, das Leben zu retten und ihm mein Pferd anzubieten — doch ich wurde hier so schrecklich von den Feinden zerfetzt, daß ich für todt auf dem Platze liegen blieb. Schlechtes Gesindel beraubte mich, und so lag ich als nackter, von Wunden entstellter, mehr todt als lebendiger Krieger auf dem Schlachtfelde. Man hatte mich fallen sehen, doch Niemand erkannte in dem nackten verhackten Leichnam den Herzog von Holstein. Es war Nacht um mich her, da erwachte ich, die Zunge klebte am Gaumen und ein entsetzlicher Durst plagte mich mehr, als mich meine Wunden schmerzten; plötzlich sah ich ein Licht über mir schimmern, ein Kapuziner beugte sich auf mich herab, legte die Hand auf mein Herz und träufelte aus einer Flasche einige Tropfen in meinen Mund, welche mich wunderbar stärkten. Einer seiner Begleiter wickelte mich schnell in einen alten Mantel und so wurde ich fortgetragen. Ich fiel wieder in eine lange Ohnmacht; als ich erwachte, lag ich auf einem Bette, meine Wunden waren verbunden und neben mir saß wieder der ehrwürdige Kapuziner, welcher sogleich meine Hand in der seinigen hielt und mir den Puls fühlte. Ich wollte ihm danken, doch er sprach: „Stille, stille, mein Sohn!" — Mit der Liebe und Sorge eines zärtlichen Bruders pflegte mich der Geistliche, ohne mich im Entferntesten zu kennen, denn mein nackter Körper war, wie jeder andere, und trug kein besonderes Gepräge an sich, was ihn von Natur schon als Fürsten stempelte — der liebe Gott hat seine Menschenkinder, den Fürsten wie den Bettler, alle vom Weib Geborenen, männlich oder weiblich, gleich geschaffen und nur der Geist und die Seele ist es, welche den Menschen über den Menschen erhebt. Ach jetzt, da ich am Grenzsteine des Lebens stehe, fühle ich erst recht die Nichtigkeit aller irdischen Größe! — Der Kampfplatz verzog sich aus jenen Gegenden, meine Wunden wurden geheilt, doch mein Körper blieb krank. Mein sorgsamer Pfleger war Niemand anders, als der P. Leopold, welcher von den Obern seines Ordens in Geschäften in jene Gegenden gesendet war. Ich theilte meinem Freunde mit, wer ich wäre, und dieser wollte schon an den König schreiben; doch ich bat ihn, dieses nicht zu thun und wir vereinigten uns dahin, Alles zu thun, um diesem verderblichen Kampfe ein Ziel zu setzen, er bei geistlichen Fürsten, wo er mit Einigen innigst befreundet war, und ich beim König von Schweden. Wir nahmen von dem guten Kloster Abschied, kamen in kleinen Tagreisen in diese Gegend, wo wir in dem Hause des Junkers Voit in Aschaffenburg eine längere Verpflegung fanden; obwohl der Junker Protestant, so war er doch mit dem edlen P. Leopold auf das herzlichste befreundet. Von ihm wurde dem Amtskeller berichtet, daß P. Leopold in Aschaffenburg sei; doch schwieg der edle Mann über mich, weil ich ihn ersuchte, nichts von meinem Dasein, bevor ich es selbst thäte, zu berichten. — Nun, meine Freunde, wißt Ihr, wer ich bin, doch ich werde bald meinem Freunde Leopold in das bessere Land folgen und glaubt mir, ich scheide gerne; denn hier auf Erden sind ja die meisten Menschen gegen ihre Mitmenschen ärger, als die Thiere der Wüste gegen ihres Gleichen. — Doch verlaßt mich nun, meine Lieben, und glaubt mir, wenn es mir auch nicht gelang, in Deutschland den Frieden wieder zu begründen, so soll es mir doch gelingen, wenigstens Euch geborgen zurück zu lassen, denn Ihr werdet dann noch in spätesten Zeiten mein Andenken segnen!"

Marie weinte und küßte innigst ergriffen die Hand des Kranken. Auch die beiden Männer, Herr Hann und Meister Heinrich, waren von der Erzählung des Fürsten gerührt. — Er bot ihnen zum Abschied die Hand, dann entfernten sich Alle wieder hinab in das untere Stockwerk.

(Schluß folgt.)

# Im dänischen Quartier.

## Erlebtes aus dem Feldzuge in Schleswig.

(Fortsetzung.)

Wir gaben uns vergebene Mühe, diese Uebertreibungen der Dame auf das richtige Maß zurückzuführen und ihr zu erklären, daß sie in ihrer Eigenschaft als Fremde eben nur mit „Venetianern aus Deutschland" in Berührung gekommen sei; ich bemerkte ihr, daß der Fremde in Turin überall französisch, in Rom überall englisch traktirt werde, ohne daß deshalb sich behaupten ließe, die Siebenhügelstadt sei britannisirt, oder die Residenz des König-Ehrenmannes (ein Titel, der allerdings aus der Mode gekommen ist!) französirt worden. Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß eine Frau durch logische Beweisführung in Angelegenheiten der Politik oder des Herzens vom Irrthum zur Wahrheit belehrt werde; dies wird vollends unmöglich, wenn ihre Anschauungen mit etwas Fanatismus versetzt und gerade à la mode sind.

Auch in Prag — das sie sich wahrscheinlich als czechische Metropole vorstellte, hatte sie die schmerzliche Beobachtung gemacht, daß österreichische Sprache und Sitte das „Hussitenthum" — diese Blüthe czechischer Civilisation, wie sie es nannte — vollständig absorbirt hätten.

„Wie kann uns Oesterreich," rief sie aus, „einen Vorwurf daraus machen, daß wir in unserem Lande ein System zur Anwendung bringen, das auch seine Regierungsmaxime bildet?"

Ich fühlte nicht den Beruf in mir, mich mit der Dame in staatspolitische Deduktionen einzulassen, die sie eben so wenig zu richtigeren Anschauungen umgestimmt haben würden, als es ihr geglückt ist, mich davon zu überzeugen, daß Oehlenschläger mit Goethe und Shakespeare der dritte im Bunde, und daß Thorwaldsen Michael Angelo ebenbürtig sei.

Mein Kompliment über ihre vollständige Beherrschung der deutschen Sprache suchte die Hausdame durch die Erklärung zu pariren, daß sie englisch, französisch und italienisch noch besser spräche, da sie häufiger in die Lage kam, in diesen Sprachen zu konversiren.

„Seit fünf Jahren," bemerkte sie schnippisch, „rede ich heute zum ersten Male deutsch, denn ich habe keinen Umgang mit Deutschen."

Freund Hanemann war, wie wir später bestätigt erhielten, der Sohn deutscher Eltern; er ist in Kopenhagen geboren und gibt sich deshalb für einen Stockdänen aus. Wahrhaft komisch war die Mühe, die er sich gab, recht schlecht deutsch zu sprechen. Wenn er in Affekt gerieth, was

häufig genug geschah, dann floß seine Rede so lange mit strömender Leichtigkeit dahin, bis ein mahnender beinahe strafender Blick seiner Ehehälfte ihn wieder auf einige Zeit schülerhaft stottern machte. Der gutmüthige Hauptmann Capermann beschäftigte sich viel mit den Kindern des Hauses, die, wie die Mutter gleich Anfangs bemerkte, nicht deutsch sprachen.

„Was werden die jungen Herren machen, wenn sie einmal durch Deutschland reisen werden," frug ich ganz harmlos; „ohne Sprachkenntniß werden sie nicht eindringen in das Wesen des Volkes?"

„Ich will keine Ethnographen aus ihnen machen," entgegnete der Vater, „sondern sie sollen in die dänische Armee eintreten, und in den Gasthöfen von Deutschland kommt man glücklicherweise recht gut mit Englisch und Französisch fort."

Es ist eine alte Sitte, an die Hausfrau aus Dank für die Leckerbissen, die sie ihren Gästen auftischt, von Zeit zu Zeit ein mehr oder weniger aufrichtig gemeintes Kompliment zu richten.

Einer von uns Einquartirten lobte ihre häusliche Einrichtung, die in der That Comfort und Eleganz vereinigte; er erklärte, sich ganz angeheimelt zu fühlen von dem Geiste deutscher Häuslichkeit, der im Hause walte.

Die Dame fühlte, daß sie von dem Vergleiche mit einer deutschen Hausfrau, vielleicht gar mit der Citation aus der Schiller'schen „Glocke" bedroht sei. Sie kam dieser „Beleidigung" durch die Bemerkung zuvor:

„Wir Däninnen sind in der Regel gute Patriotinnen, aber die werkthätige Theilnahme, die wir den Geschicken unseres Vaterlandes widmen, hält uns nicht ab, gute Hausfrauen zu sein; wir haben deshalb größere Sorgen und schwerere Pflichten zu erfüllen wie die deutschen Frauen, aber mit der größeren Aufgabe wachsen unsere schwachen Kräfte."

An Wien, das das Ehepaar besucht hatte, fand es viele, zum Theil begründete, Ausstellungen zu machen; es war dies ein Thema, das uns allen lieb und theuer war; die Unterhaltung darüber bot deshalb ein wohlthuendes Intermezzo, obgleich die Reiseeindrücke der dänischen Touristen im Ganzen genommen mit Vorliebe bei den Schattenseiten der Kaiserstadt verweilten, die sie mit Schärfe hervorhoben und geißelten, während ihre Vergleiche mit Kopenhagen — theilweise freilich mit vollem Rechte — meist zum Nachtheile Wiens ausfielen.

„Was hat Ihnen eigentlich in meiner schönen Vaterstadt am besten gefallen?" sagte der ob des vielen Bekrittelns etwas ergrimmte Hauptmann zu der Dame.

„Lachen Sie mich nicht aus," antwortete diese mit einem vielsagenden Blicke auf Freund Hanemann, „die Menagerie scheint mir das Interessanteste in Wien."

Wie von einer Natter gestochen, fuhr der Hauptmann auf, denn er und wir Alle fühlten, daß diese Anspielung auf „wilde Bestien" Hohn und absichtliche Beleidigung in sich schloß.

Hanemann's Augen schlossen sich unwillkürlich vor Schreck, nur die Dame des Hauses bewahrte ihre vollständige Fassung und erzielte durch ihre ruhige Haltung die Wirkung, daß wir zu zweifeln begannen, ob wir ihrer Aeußerung nicht einen Sinn untergeschoben hätten, der ihr in der That ferne lag. Aber das Unbehagen verschwand nicht mehr aus unseren Mienen; wir fühlten uns von unsichtbaren Pfeilen umschwirrt, und obgleich die Gläser bereits zum dritten Male mit St. Julien gefüllt wurden, hatte doch Niemand den Muth, einen Toast auszubringen. Es schien mir, als ob die Könige von Dänemark, die Herren Orla Lehmann, Monrad, der radikale Ploug und die Kopenhagener Casinomänner, deren Konterfei's an den Wänden hingen, uns höhnisch ansähen und boshaft kicherten.

Die preußische Garde stand in jenen Tagen vor Kolding und das österr. Corps kantonnirte zwischen der jütländischen Grenze und Hadersleben. Es hieß, daß die Dänen von Fridericia aus die Offensive ergreifen und versuchen würden, die Austro-Preußen zurückzudrängen.

(Schluß folgt.)

## Anklänge.

Schön ist das Leben, Gottes Hauch ist's, der das Schöpfungs-All beseelt,
Der das Gute mit dem Schönen unzertrennlich hat vermählt.
Sieh den Bach, ein Bild des Lebens, fließen durch die Auen hin,
Sieh die Blumen auf den Fluren, die in stiller Schöne blüh'n,
Millionen Welten kreisen nach den Regeln der Gewalt,
Die dem Meer, das tobt und brauset, beut als Machtgebot ein „Halt!"

Schön ist das Wissen, wo es leuchtet, wird es hell in tiefer Nacht,
Ahnen läßt es, wie beim Schaffen alles Wissens Born gedacht,
Warum also ferne Welten folgen müssen höherm Ruf,
Warum so das Thier, den Menschen, Gott der Herr, zum Dasein schuf;
Freiheit bietet uns das Wissen, es gebeut dem Wahn der Zeit Halt,
Und als Leiter der Gedanke zieht voran zur Ewigkeit.

Schön ist das Wort, denn es belebet, was im dunklen Schacht liegt,
Wenn als Körper des Gedanken kündet laut des Geistes Licht;
Mächtig ist es, wenn Begeist'rung wirkt belebend auf die Saat,
Daß erwacht der Keim zum Guten und ersteht zur großen That;
Heilig ist es, denn gesprochen steht es unauslöschlich da,
Tönt wider in den Tiefen aller Herzen fern und nah.

„Schön ist der Glaube und die Hoffnung", ein herrlich göttlich Schwester-Paar,
Gott, Unsterblichkeit und Tugend hält der Glaube treu und wahr,
Trost und Hilfe allwärts spendend, wenn die Wetter drohend zieh'n,
Leitet er zu jenen Sternen, die im Hoffnungsschimmer glüh'n;
Und die Wetter zieh'n vorüber, wieder strahlt des Himmels Blau,
Wieder seh'n die Hoffnungssterne freundlich auf des Lebens Au.

„Schön ist die Liebe" Allumfassend hält sie viele Millionen,
Und beherrscht mit süßen Sorgen Alle, die hienieden wohnen,
Tausendfältig, allgewaltig schlingt sie ihren Zauberkreis
Um die Erde, um den Himmel auf des Ewigen Geheiß; —
„Liebe hat die Welt geboren," — Alles fühlt der Liebe Weh'n,
Alle Herzen fühlen einstens durch die Liebe Auferstehn!

Friedrich Friedrich.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redacteur: Dr. Nagler.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 42. Mittwoch den 25. Mai 1864.

## Die Prinzessin im Kloster.

Roman

von

Theodor Scheibe.

### Elftes Kapitel.

### Ein zärtlicher Gatte.

(Fortsetzung.)

Die Oberin kehrte zurück und gebot den Beiden, ihr zu folgen. Durch die Thüre des Sprechzimmers nahm sie ihren Weg und die Prinzessin mit ihrer Duenna gelangte, nachdem sie das Sprechzimmer verlassen, in einen breiten gewölbten Gang, wo sich nach der einen Seite hin, kleine Fenster, nach der andern schmale Thüren der Reihe nach befanden. Ueber jeder dieser Thüren war eine kleine Tafel angebracht, an welcher der Name einer Nonne zu lesen war.

In der Tiefe des Ganges sah man eine Flügelthüre und zu beiden Seiten derselben die Erzengel Michael und Gabriel mit blanken Schwertern den Eingang bewachend. Die Oberin hatte daselbst ihre Wohnung, in welche sie nun die Prinzessin und die Duenna führte.

Sie gelangten in einen weiten, hohen Saal, dessen Wände mit alterthümlichen Oelgemälden bedeckt waren, in Nonnenporträts bestehend. Und nachdem man einen zweiten Saal passirt hatte, in dem nichts als hohe Schränke standen, kam man in die eigentlichen Wohnzimmer der Aebtissin.

Hier erst enthüllte diese ihr Antlitz und man sah, daß dieses mit dem einer Todten weit mehr Aehnlichkeit hatte, als mit dem einer Lebendigen.

Die Wangen waren so hohl, daß sich die inneren Seiten fast berühren mochten. Die Augen lagen in tiefen Höhlen und stachen fremdartig und unheimlich hervor. Ihr Teint war gelblich blaß, ihre Lippen zeigten keinen Schimmer von Röthe mehr.

Hustend ließ sie sich in einem Schaukelsessel nieder und nachdem sie durch einige Minuten Ruhe ihren freien Athem wieder gewonnen hatte, sprach sie zu der Prinzessin: Meine gute Tochter, es hat mich nicht sehr erfreut, was ich aus dem Munde des Fürsten v. Lugano über dich vernommen habe. Wie gütig ist doch der liebe Gott, denn woher mochte der Fürst seine Geduld genommen haben, als von dem lieben Gott. Deine Sünden sind so zahlreich, wie die Sterne am Himmel und der Sand im Meere, aber die Gnade Gottes ist ein unerschöpflicher Quell, welcher dich von allen deinen Sünden befreien wird, wenn du dich wahrhaft bessertst.

Ich habe keine Sünden begangen, antwortete die Prinzessin, die eine schwere Buße verdienen würden.

O, mein Kind! antwortete die Aebtissin, du bist von einem argen Wahne befangen.

Setzt Euch auf diese Stühle hier, fuhr sie dann fort; wenn ich mit Euch zufrieden sein werde, so sollt Ihr oft in meine Zelle kommen dürfen, um mir Gesellschaft zu leisten. — Ach, das Leben, sage ich Euch, ist so traurig, und ich begreife nicht den Muth der Menschen, es zu ertragen. — Ich fühle mich seit einiger Zeit kränklich, und man hält mich ab, die strengsten Bußübungen wie vorher vorzunehmen. Wenn ich mich geißle, so werde ich gewöhnlich von Ohnmacht angewandelt, und wenn es sich nicht bald mit mir bessert, so werde ich kaum ein hohes Alter erreichen.

Die Aebtissin richtete hierauf mehrere Fragen an Beate, sich um das Rituale der Klarissernnen erkundigend, welchem Orden jene angehört.

Beate, welche sich vor der Aebtissin überaus ehrfürchtig zeigte, beantwortete diese Frage zur Zufriedenheit derselben.

Was mir an dir gefällt, sprach hierauf Maria Claudia, das will ich vor dir nicht verborgen halten. Du brüstest dich nicht mit deinen Verdiensten, noch hebst du deinen Orden auf Kosten Anderer hervor. Du nimmst dir nie das Wort, bevor man es dir erlaubt hat.

In der Kardinalverordnung, fuhr die Aebtissin fort, die ich erhalten habe, wird mir bekannt gegeben, daß du, gute Beate, in unseren Orden aufzunehmen bist, und daß man deine Abschreibung in dem Mailändischen Kloster unabhänglich hohen Ortes veranlassen werde. Bist du aber auch mit diesen Anordnungen zufrieden?

Ich habe dich gesehen, ehrwürdige Mutter, antwortete Beate, und dein Anblick erhebt und erquickt meine Seele. O, vergönne es mir, in deiner Nähe weilen zu dürfen, denn dir entströmt die Gnade und das Heil. Lasse mich der Stab sein in deiner Hand und gestatte es mir, den köstlichen Balsam zu bereiten, der dich gewiß gesund machen wird.

Ich gestatte dir Alles, um was du mich ersuchest, sprach die Aebtissin, und werde deines Balsams mich bedienen.

Noch habe ich folgende Bitte an dich zu richten, versetzte Beate, nachdem sie die dürre, knöcherige Hand der Aebtissin geküßt. Von Monsignor Francesconi beauftragt, habe ich mich zur Frau Prinzessin von Lugano begeben und ihr Gemahl, der Herr Fürst, hat mich gebeten, sie wachsam im

Auge zu behalten und mit ihr eifrig zu beten und ihr nützlichen Unterricht zu ertheilen.

Ich bitte deshalb, hochehrwürdige Mutter, mir zu gestatten, daß ich mit dieser Frau, welcher ich meine Dienste geweiht habe, eine gemeinsame Wohnstätte erhalte.

Die Oberin nickte. Ich werde es heute im Kapitel vortragen, sprach sie, daß unser Hausstand sich um zwei Seelen vermehrt habe. Die Prinzessin wird fortan den Namen Gabriele führen und sich den Regeln einer Novize mit Pünktlichkeit unterwerfen. Du aber, geliebte Schwester, du sollst noch heute in die Rolle der Magdalena-Nonnen eingezeichnet werden.

Die Oberin zog eine Glocke, welche von außen laut ertönte, und kaum verstummte dieselbe, so trat eine Laienschwester in die Zelle, welche sich vor der Oberin tief verneigte.

Führe diese Beiden in den Chor, sagte sie, damit sie daselbst ihre Andacht verrichten und rufe mir Mater Bibiana, damit ich ihr Weisungen ertheile.

Noch heute hoffe ich, sprach sie zur Prinzessin und ihrer Duenna, werdet Ihr Euere Kleidung mit dem Habite der Magdalena-Nonnen vertauschen können. Geht und bittet den Herrn, daß er es Euch hier wohlergehen lasse.

Prinzessin Hermine und Beate folgten der Laienschwester.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Die schöne Marie von Karlstadt.

**Eine fränkische Erzählung aus der Zeit des Schwedenkriegs**

von

**Richard Wanderer.**

(Schluß.)

Der neue Amtmann Junker Voit zog in das Haus des Herrn Sebastian Sepler „auf der Straße beim oberen Thor", wodurch die Bürger Karlstadt's hofften, nun wieder einer ruhigeren Zukunft entgegensehen zu können, denn alle Handlungen, die der Junker unternahm, zeugten für seine wohlmeinenden Gesinnungen. Den 3. des Monats Dezember zog auch schon des Generals Bauditz Hof- und Stallmeister, dessen Arzt und sein ganzer Stab nebst allen hier noch gelegenen Reitern auf, und zogen theils nach Hammelburg, theils nach Frankfurt. Und wie sehr sich der Stadtkommandant v. Wildenstein vor dem neuen Amtmann zu scheuen schien, geht schon daraus hervor, weil dieser Stallmeister noch eine Summe vom Rath erpressen wollte, was aber der Oberst v. Wildenstein dem Rathe verbot, auszuzahlen. (Unser Gewährsmann berichtet: „Hier setzt der alte Geschichtschreiber bei: es ist leider zu vermuthen, daß er dachte, Alles nur in meinen Sack!")

In dem Hause des Meisters Heinrich war Alles sehr betrübt; denn wiewohl der König Gustav Adolph von Würzburg seinen ersten Arzt sendete, der beinahe nicht von dem Krankenbette des Herzogs wich, so wurde derselbe doch immer schwächer und schwächer.

Den 11. Dezember ließ der Kranke den Amtskeller, den Junker Voit und den Meister Heinrich an sein Lager rufen, wo er Allen für das ihm erwiesene Gute dankte, und eine Abschrift seines Testaments in die Hände des Amtmanns Voit legte und ihn bat, dieselbe sogleich nach seinem Tode zu eröffnen, das Original hätte er bereits dem König übermacht. Ferner wünschte er, daß in dem Städtchen Niemand weiter mehr erfahre, wer er eigentlich gewesen, und daß seiner irdischen Hülle, welche der König holen und in die Gruft seiner Väter bringen lassen würde, von seinen Lieben, dem Amtskeller, der schönen Marie, dem Junker Voit, dem Meister Heinrich bis zur Einschiffung auf dem Maine das Geleite gegeben werden möchte. Hierauf nahm er von Allen Abschied, denn er wollte nun allein mit dem Pfarrer von Hofstetten, seinem Seelsorger, sein. Marie weinte heftig, denn sie hatte den edlen Fremden wie ihren Vater geliebt und verehrt. Bald rief auch der Pfarrer die Freunde wieder herauf. Der Dulder hatte vollendet. — — —

Der Arzt balsamirte den Körper ein und schickte eine Staffette an den König nach Würzburg, worauf sogleich von dort mehrere Abgeordnete kamen, welche beauftragt waren, die Leiche in deren Heimat zu geleiten; zugleich wurde der Meister Heinrich mit seiner Tochter, Junker Voit und der Amtskeller zum König befohlen.

Zuvor wurde nach dem Willen des Verblichenen dessen Testament eröffnet, in welchem der schönen Marie von Karlstadt, ehelichen Tochter des Meisters Hans Heinrich daselbst, 20.000 Reichsthaler mit dem Bemerken vermacht wurden, ganz damit zu schalten, wie sie es immer für gut und zweckmäßig erachte. Dem Junker Voit von Rieneck, sowie dem Amtskeller Honn wurde jedem ein Legat von 10.000 Reichsthaler bestimmt, mit der Bestimmung, nach Beendigung des Krieges dasselbe zum Wiederaufblühen der durch die Drangsale desselben verarmten Gegend zu verwenden, doch ohne alle Vorschrift nach ihrem eigenen freien Willen und Ermessen zu schalten und zu walten, wie sie es immer für zweckmäßig hielten, indem hierüber weder von Seite Schwedens noch von anderer Obrigkeit eine Einsprache zu machen sei.

Der Amtmann, Amtskeller, Meister Heinrich und die schöne Marie standen, bevor die Leiche zu Schiffe gebracht, trauernd um dieselbe. Betrachtungen über das Nichtige aller irdischen Größe füllten ihre Seelen; denn was ist Reichthum, Rang und Ehre? — Merkurius im Tiegel des Adepten! Bunte Seifenblasen, deren goldner, farbenreicher Schimmer wie durch einen Lufthauch zerrinnt, wenn Freund Hain drohend seine Hippe schwingt! Nur das Bewußtsein, diese Spanne Zeit, die uns zu leben vergönnt, als ein edler Mensch vollbracht zu haben, ist der mächtige Talisman, der uns, wenn wir an dem Grenzsteine des Daseins angekommen, die Wanderung von hier nach jenem unbekannten Lande erleichtert; denn fragt der hundertjährige Greis, ob er alt geworden, wenn er an diesem Scheidepunkt angelangt, so liegt die Vergangenheit hinter ihm, ob dieselbe nun aus einem Jahrhundert oder nur aus wenigen Lustren bestanden. Wie schön sagt der [illegible]:

Eine Welle sprach zur Andern:
Ach wie kurz ist doch das Wandern!
Und die Zweite sprach zur Dritten:
Kurz gelebt, heißt kurz gelitten.

Noch bis zum westphälischen Frieden (1648) dauerte der mörderische Kampf des dreißigjährigen Krieges fort; doch unsere Freunde hatten ungefochten und unter der Protektion des Königs Gustav Adolph ihre Vermächtnisse angetreten, der Amtskeller seine schöne Marie geheirathet und im Kreise an Geist und Körper gesunder Kinder und Enkel ein hohes Alter erreicht.

Die Erbschaft des hohen Verstorbenen wurde auf das Trefflichste verwendet und noch einer Reihe von Jahren

blühte das Städchen Karlstadt und seine Umgegend auf's Neue auf, und noch lange blieben die Wohlthaten, welche die Familie Honn der Gegend erwiesen, in dankbarer Erinnerung des Volkes und dasselbe segnete das Andenken der schönen Marie von Karlstadt.

## Im dänischen Quartier.

### Erlebtes aus dem Feldzuge in Schleswig.

(Schluß.)

Freund Hanemann wollte wissen, daß England und Schweden in den nächsten Tagen interveniren werden, so daß die Dänen zu dieser Operation 15.000 bis 20.000 Mann verfügbar haben könnten.

„Unsere jütländischen und seeländischen Regimenter werden sich tapfer schlagen," bemerkte seine Gemahlin; „Sie werden einen schweren Stand haben, meine Herren!"

„Wir haben bei Oberselk und Oeversee gesehen, daß wir einen tüchtigen Gegner vor uns haben," antwortete der Hauptmann.

„Bei Missunde," entgegnete die Hausfrau, „haben Ihre Alliirten eine schmähliche Niederlage erlitten, und die Oesterreicher danken ihre Siege nur ihrer unverhältnißmäßigen Ueberzahl."

„Was Missunde betrifft," bekam sie zur Antwort, „mögen die Dänen allerdings einen „Sieg" davongetragen haben; aber bei Oberselk und Oeversee hatten Ihre Landsleute nicht blos die Vortheile äußerst günstiger Stellungen, der Terrainkenntniß, sondern auch die Uebermacht auf ihrer Seite."

„Gesetzt, die Verbündeten werden bei Kolding geschlagen", fuhr die Dame mit gerötheten Wangen fort.

„Diese Voraussetzung kann ich nicht gelten lassen," erwiderte flammenden Blickes der Hauptmann.

„Gesetzt," wiederholte die aufgereizte Dame, „die Verbündeten werden bei Kolding geschlagen, — und sie werden es, wenn Gott die gerechte Sache nicht verläßt, denn —"

„Lassen wir diese Voraussetzung und den lieben Herrgott aus dem Spiele, gnädige Frau," bat der Hauptmann, dessen Zornader auf der Stirne mächtig anschwoll; „Ihre Annahme schließt einen Zweifel an der Tapferkeit unserer Truppen in sich, den ich als Offizier nicht einmal einer Dame verzeihen kann."

Aber die gereizte Löwin ließ ihre Beute nicht los; der lange verhaltenen Wuth die Zügel schießen lassend, rief sie aus: „Daß die Oesterreicher geschlagen werden können, haben die Jahre 1848, 1849 und 1859 bewiesen und wird, so Gott uns beisteht, das Jahr 1864 auf's Neue beweisen; Solferino und Magenta können auch in's Dänische übersetzt werden!"

Dieser Hohn machte das Maß der Beleidigungen voll. „Herr J.", sagte der Hauptmann, sich erhebend, „da Ihr Hausrecht nicht so weit geht, Ihre Gäste gegen die Beleidigungen aus dem Munde Ihrer Gemahlin zu schützen, so bleibt uns nichts übrig, als für eine Gastfreundschaft zu danken, die uns als Dessert in beleidigender Absicht die Erinnerung an unsere Niederlagen auftischt und uns frohlockend neue Schläge in Aussicht stellt. Das Schicksal der Schlachten steht in Gottes Hand — von Männern, die uns beleidigen, fordern wir Genugthuung; dem Hohn der Weiber können wir nur Stillschweigen und das Bewußtsein unserer Würde entgegensetzen."

Freund Hanemann blieb stumm, seine Frau verzog keine Miene und mit kalten Verbeugungen verließen wir das enragirte Dänenpaar. Im Vorplatze angekommen, hörten wir das, durch einen Baß verstärkte, wohlbekannte Terzett, das die fünfte Strophe uns als Abschiedsgruß nachsendete. Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen — die Melodie war mir gleich Anfangs bekannt vorgekommen, es war das Lied vom „tapperen Landsoldaten", das „dänische Volkslied", voll Beleidigungen für den Deutschen! Die Hausleute hatten uns durch List gezwungen, drei Strophen stehend auf dem Vorplatze anzuhören und jetzt eskortirten sie uns mit derselben musikalischen Kriegserklärung in unsere Gemächer zurück! In der That, eine Impertinenz ohne Gleichen! Der „tappere Landsoldat" wird zum Verräther an seinen Landsleuten, denn es machte uns klar, daß man eine förmliche Hohnkomödie mit uns gespielt hatte; viele Aeußerungen des Ehepaares, die uns hirnlos geschienen hatten, erschienen uns nun in ihrem wahren Sinne; das ganze Diner entpuppte sich als eine geschickt arrangirte Diatribe gegen das deutsche Wesen; unter der Maske zurückhaltender Höflichkeit kühlte das Pärchen — mit seltenem Raffinement — an uns seinen Haß und Rachedurst.

Wie mögen sie innerlich über unsere Gutmüthigkeit gelacht haben, die sich so arglos als Zielscheibe ihres Witzes darbot! Herr und Frau Hanemann gaben sich ein Diner — auf unsere Kosten! — Wir besprachen — in welcher Stimmung läßt sich denken! — die Details unseres Tischgespräches und konnten nicht umhin, die Keckheit und Schlauheit zu bewundern, denen wir unwissentlich als Zielpunkt gedient hatten. Wir beschlossen, jeden Verkehr mit unseren Hausleuten abzubrechen und jede Berührung mit denselben zu meiden. Dies Programm wurde pünktlich durchgeführt; unsere Begrüßungen bei zufälligen Begegnungen wurden immer steifer und hörten zuletzt gänzlich auf. Einer der Burschen hatte inzwischen die Entdeckung gemacht, daß die Köchin des Hauses, trotz ihres Abläugnens deutsch spreche; er gewann ihr Vertrauen; sie verrieth ihm, daß ihre Herrschaft Anstalten zur Flucht nach Kopenhagen träfe. Diese wurde denn auch in der nächsten Nacht von uns unbelästigt und ohne gegenseitigen Abschied glücklich ausgeführt. Die Köchin blieb allein zurück und er erfuhr von ihr zufällig, daß die verschiedenen Räume des Hauses durch Sprachrohre in Verbindung standen, und daß Herr und Frau Hanemann und ein ihr unbekannter Mann aus Mansarde und Keller unsere Gespräche regelmäßig belauscht hätten.

Diese Mittheilung machte uns vieles klar! Wie mögen sich die Hanemann'schen vergnügt die Hände über unser Gespräch nach dem verwünschten Diner gerieben haben, denn sie konnten sich überzeugen, daß ihre Pfeile, wenn auch erst nachträglich — getroffen hatten. Den Tag vor der Flucht des Ehepaares wurde gerüchtweise in unserem Zimmer erzählt, daß der preußische Stadtkommandant den Bürgermeister und ein Paar Hauptspitzbuben „dänischer Farbe" zu arretiren beabsichtige. Der am Sprachrohr lauernde Hanemann mag im Gefühle seines Werthes sich bedroht geglaubt und den nützlichen Wink befolgt haben. Zu spät wurde uns der eigentliche Sinn der Warnung des ehrlichen Deutschen klar, der uns sagte:

„Seien Sie auf Ihrer Huth, meine Herren, denn in jenem Hause haben die Wände Ohren!“

---

## Miscellen.

† (Volks-Urtheil über Meyerbeer.) Einem Privatbriefe aus Paris entnehmen wir folgende Stelle als von allgemeinem Interesse: „Sie werden wohl von dem großen Trauerzuge gelesen haben, der die Leiche Meyerbeers zur Bahn begleitete. Ich habe nahe am Nordbahnhofe dieses großartige und traurige Schauspiel gesehen und dabei folgendes Gespräch zwischen einer jungen Arbeiterin und einer älteren Frau aus dem Volke mit angehört. Die Arbeiterin fragte: Wer war denn eigentlich der Meyerbeer? Darauf antwortete die ältere Frau: Er war Einer, der Wunder in der Musik geschaffen hat; aber keine Musik, wie die Theater-Lieder und Gassenhauer, sondern eine Musik von Gott, und Meyerbeer war einer seiner Propheten.“

† (Eine Handarbeit der weiland Erzherzogin Hildegarde.) Die Erzherzoginnen Therese und Mathilde machten dem Kloster der englischen Fräulein zu B. sh ein sehr kostbares Geschenk, ein Meßgewand nämlich, welches noch ihre selige Mutter, die Erzherzogin Hildegarde, kurz vor deren Hinscheiden im Vereine mit den Kindern gestickt hatte. Diejenigen Theile des Gewandes, an denen die hohe Verblichene selbst gearbeitet, bezeichnete die Erzherzogin Therese mit schwarzgeränderetem Papier, worauf sie eigenhändig beiläufig die Worte schrieb: „dies die letzte Arbeit meiner Mutter, die sie noch kurz vor ihrem Ableben beschäftigte.“

•• (Eine Schwester der Goßmann.) In Hamburg im Variété-Theater debutirte Fräulein Marie Goßmann, eine Schwester der Friederike, unter außerordentlichem Beifall. Die kleine Hexenschwester bewegt sich im Soubrettenfach.

## Der Traum von Schleswig-Holstein.*)

Von der Heimath, der trauten, vertrieben
Weit, weit in die Fremde hinaus,
Gedacht' ich im Kummer der Lieben,
Die daheim ich gelassen zu Haus.

Mir träumte — versunken in Jammer,
Wie wurden die Kissen mir hart!
Stets hör' ich in dunkeler Kammer
Die Mähr von der traurigen Fahrt.

Es waren einmal zwei Brüder,
In Schmerz und Freuden vereint,
Sie waren so fromm, so bieder,
Und Jeder war ihnen Freund.

Sie fuhren den Strom hinunter
Und banden zusammen den Kahn,
Die Vöglein sangen so munter,
Und die Sonne, sie lachte sie an.

Die Wellen spielten zur Seite
Und hemmten den fröhlichen Lauf.
Die Fischlein gaben Geleite
Und hüpften am Ruder hinauf.

Doch als der Abend sich neigte,
Da regten die Fluthen sich wild,
Und es breitet die Nacht, die feuchte,
Den Schleier über das Bild.

Sturmvögel kommen gezogen,
Denn nahe ist schon das Meer,
Und auf lichten schäumenden Wogen
Fährt Donner und Blitz daher.

Die Fischer kämpfen im Nachen
Und lassen einander nicht los,
Bis die Brandung mit gierigem Rachen
Ihn zerreißt in gewaltigem Stoß.

Ach, getrennt in den schaukelnden Schiffen,
Wie grimm hat der Tod sie gemahnt!
Bald auch brach an den tückischen Riffen
Das eine entzwei und verschwand.

Doch der Andre mit starken Armen
Hat den sinkenden Bruder erfaßt,
Und er hebt aus des Todes Erbarmen
Die geliebte, die liebende Last.

So haben sich wieder umschlungen
Die Brüder im einzigen Kahn,
Im vereinten Gebete gerungen
Um Rettung, um sichere Bahn.

Doch die Wogen, sie rollen gleich Mauern
Von allen Seiten heran,
Wie im tobenden Strudel, sie lauern
Und verschlingen das Schiffchen im Nu.

Nun rang mit den brausenden Fluthen
Arm in Arm der Brüder Paar.
Mit Schaudern mußt' ich vermuthen,
Daß Rettung unmöglich sehr wär.

Denn ob sie die Stimmen erhoben,
Es heulte der Sturm noch mehr.
Ob kräftig die Wogen sie hoben,
Sie schleuderten hin sie und her.

So treiben die rasenden Wogen
Sie mächtig kämpfend hinab.
Ich seh', wie die Wogen stets steigen,
Wie sie wühlen und wölben ihr Grab.

Da mit pochendem Herzen erwach' ich,
Im Fieber woget die Brust,
Und am Morgen vergeblich frag' ich
Nach des Lebens Liebe und Lust.

D'rum fürcht' ich mich Tags vor dem Abend,
Vor dem bösen, dem schrecklichen Traum.
Ob die Sonne erquickend und labend,
Ich freue der Strahlen mich kaum.

Denn Nachts in einsamer Kammer,
Da beginnen die Leiden auf's Neu';
Ich sehe den ewigen Jammer,
Es ist stets die alte Litanei.

M. F. [illegible]

*) Vorgetragen am 19. Mai 1864 in der musikalisch-deklamatorischen Soirée des Hrn. Borbasch, Mitglieds des hiesigen Theaters, von diesem.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Wegner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 43. Sonntag den 29. Mai 1864.

### Δ Die Prinzessin im Kloster.

Roman
von
Theodor Scheibe.

#### Zwölftes Kapitel.
#### Bandit Afferto.

(Fortsetzung.)

Am Prato del Populo, einer mit Bäumen bepflanzten Wiese in der Nähe des Monte de Testaccio, dem Volksgarten von Rom, der eben so wenig gepflegt als besucht wird, harrte der Scharfrichter von Ankona mit seinem Kunstgenossen Karl Braun auf die Ankunft des Banditen Afferto, der ihm dort zur Mittagsstunde ein Stelldichein durch Barrella zugesagt hatte.

Die Harrenden hatten sich auf einer steinernen Bank niedergelassen, von einer Platane gegen den Brand der Sonne geschützt, und blickten mit Ungeduld nach dem Eingange des öffentlichen Gartens, denn die anberaumte Stunde war bereits vorüber und Niemand näherte sich ihnen, den sie für den erwähnten Bravo halten konnten.

Wir werden hier nicht viele Zeit verlieren, sprach Urbini. Wenn Afferto nicht bald kommt, so verlassen wir den Garten, ich werde noch heute in Rom un'ere Einkäufe besorgen und dann geht es nach Ostia, wo wir gewiß ein Schiff finden werden, das uns aus Italien führt. Ich wünsche meine Heimath zu verlassen, theils um den wahrscheinlichen Nachstellungen meiner Frau zu entgehen, theils deshalb, weil ich das Sprichwort beherzige, daß in dem Vaterlande ein Prophet nichts gilt.

Habt Ihr denn wirklich dem Afferto etwas zu sagen? fragte Braun. Ich dachte, es sei Euch nur darum zu thun gewesen, Euer Geld gegen räuberische Angriffe zu schützen, weshalb Ihr vorgegeben, daß Ihr mit Afferto nothwendig zu sprechen habt.

In der That, sprach Urbini, war es mir besonders darum zu thun, daß wir die Reise mit Sicherheit und guten Transportmitteln in den Gebirgen fortsetzen konnten. Dennoch habe ich nicht eine Unwahrheit gesagt, als ich erklärte, dem Anführer der Banditen etwas Wichtiges mittheilen zu wollen. Ich erinnerte mich daran, als ich von dem Maulthiervermiether hörte, daß Afferto die Gegend unsicher machte.

Ehe wir Rom verlassen, sprach der Trompeter, möchte ich doch vorher meine liebenswürdige Beate noch einmal sprechen. Die Gute ist es sicher gewesen, welche Euch gebeten hat, mir das Leben zu retten. Ich habe sie, wie ich Euch gesagt, in Stretturà gesehen, und das Blättchen Papier, das sie mir zukommen ließ, beweist es deutlich, daß sie noch immer den wärmsten Antheil an meinem Schicksale nimmt. Ihr Betragen bleibt mir freilich räthselhaft. Sie liebt mich und dennoch hält sie sich mit Konsequenz von mir ferne. Daß der Herr Fürst ein Hallunke ist, der mir statt zu nützen nur geschadet hat, davon ist sie noch mehr überzeugt, als ich selbst. Aber warum bleibt sie bei dieser Herrschaft? — Ich muß ihr wahrlich grollen, daß sie eher die Liebe eines braven Kerls aufgibt, als ihren Dienstplatz.

Wer kennt die Verhältnisse? sprach Urbini.

Wir müssen sie aber kennen zu lernen suchen, erwiderte der Trompeter. Vielleicht sind wir dann im Stande, den gordischen Knoten zu zerhauen. Ich bitte Euch, lieber Urbini, um die häuslichen Verhältnisse des Fürsten. Ich kann mich nicht vor ihm und seinen Domestiken sehen lassen, weil ich Verrath zu besorgen habe, aber Ihr müßt Nachforschungen anstellen. Wollt Ihr Euch nicht in das Haus wagen, nun so schickt man andere Personen dahin. Ich bitte Euch, mein theuerer Wohlthäter, nehmt Euch doch mit Wärme meiner Sache an. Ich kann gar nichts fühlen und denken, als Beate.

Ich will Euch in jeder Beziehung behilflich sein, sprach Urbini. Wir wissen bereits, wo der Fürst sich einlogirt hat und können daher um so leichter operiren, aber ich sage Euch im Vorhinein, gebt Euch keinen großen Hoffnungen hin. Euere Beate ist zu hübsch, als daß man nicht vermuthen könnte, sie habe noch immer keine Bekanntschaft gemacht. Dann besitzt sie auch Vermögen und zwar ein sehr beträchtliches. Ich weiß dies ganz genau, denn sie hat sich Ausgaben gemacht, die mit dem Einkommen eines gewöhnlichen Kammerfräuleins gar nicht harmoniren.

Das Gespräch der Beiden verstummte, als sie zwei Männer auf sich zuschreiten sahen, von welchen sie den Einen als den falschen Engländer erkannten.

Sein Begleiter war ein mittelgroßer, wohlproportionirter Mann, dessen Körperbau keine besonders starke Muskelentwicklung zeigte. Er war elegant nach einem Pariser Muster gekleidet, trug goldene Augengläser, rauchte eine Cigarette und führte ein dünnes Spazierstöckchen in der Hand.

Braun hielt ihn für einen Mann von 40 Jahren.

Seid mir gegrüßt, sprach dieser, mit kalter Höflichkeit seinen Hut lüftend. Was bringt Euch, Herr Urbini, hieher?

Der letzte Wunsch des Fra Bartolo, welcher Euer Kompagnon gewesen ist.

Er war mir mehr als Kompagnon, entgegnete Afferto mit einem Anflug von Gefühl. — Doch, es ist schon ziemlich lange her, daß er verunglückte.

Acht Monate werden es sein, antwortete Matteo.

Da habt Ihr lange gezögert. Es mag nicht viel Interessantes in Fra Bartolos letztem Wunsch enthalten sein.

Hierüber könnt nur Ihr entscheiden, sprach der Scharfrichter. Ich hätte wahrscheinlich mich noch länger besonnen, Euch aufzusuchen, wenn wir nicht die österliche Zeit hätten. Man soll sich von seinen Sünden befreien und auch von seinen Gelübden, wenn man sie auch unbesonnener Weise irgend Jemanden gemacht hätte, gesetzt den Fall, daß diese Gelübde nicht gegen Gottes Gebote verstoßen.

Also laßt hören, was es ist. — Gehen wir die Alleen entlang hinab, wenn es nöthig ist, daß ich Euch ohne Zeugen anhören soll.

Es ist nicht nöthig, daß wir uns absondern, antwortete der Scharfrichter, und ich werde auch so kurz wie möglich mich meines Auftrages entledigen. Also, hört: Als ich Fra Bartolo die Hände band, so sagte er zu mir: Ich habe etwas verscharrt, so wie der Fuchs seine Beute, und nun bin ich nicht mehr in der Lage, es wieder auszuscharren. Vor fünfundzwanzig Jahren beiläufig habe ich einem verbannten französischen Prinzen, der sich an der Revolution betheiligte, das Leben gerettet. Seine Mutter, welche sich damals in Ankona aufhielt, glaubte nicht mehr ihren Sohn zu sehen, welcher den päpstlichen Soldaten in die Hände gefallen war. Ich war aber damals auch päpstlicher Soldat und habe zu dem Prinzen gesagt: Der Teufel hole den Soldatendienst, ich desertire und helfe Euch durch. Das ist auch geschehen. Die erfreute Mutter, welche sich damals nicht bei voller Kassa befand, schenkte mir ein in Juwelen gefaßtes Armband und sagte zu mir: Wenn Du einmal in Noth geräthst und ich, oder mein Sohn, Dir helfen kann, so zeige uns das Armband vor und es soll Dir geholfen werden.

Die Frau, die dies gesagt, ist schon lange todt, aber ihr Herr Sohn wird vielleicht sein Glück in der Welt machen, und ich höre oft seinen Namen nennen, wenn es sich um große politische Dinge handelt. Ich glaube, er beansprucht einen Thron, den sein Verwandter einst besessen haben soll. Vielleicht gelingt es ihm wirklich, sich in die Höhe zu bringen. Er ist ein entschlossener und überaus kühner Mann. Jedenfalls wird er so viel schon errungen haben, daß er das mir verehrte Armband einzulösen im Stande wäre. Niemand außer mir weiß es, wo ich diesen Schmuck verborgen habe. Bei demselben befinden sich auch zweihundert Ducati und vierhundert Scudi.

Niemand außer mir und meinem Freunde Afferto weiß den Ort bei Nona Candeata, wo wir gemeinschaftlich unsere Barschaft stets versteckt hielten. Afferto möge tiefer in den Versteck dringen und den Stein herausheben, auf welchen wir schon manches Geldstück geworfen haben. Dort findet er dann meine Spezialkassa. Sage ihm dies, Matteo, und erinnere ihn daran, daß ich eine arme Schwester habe, welche in Velletri vom Orangenverkaufe sich und ihre Kinder ernährt. Es ist aber eine elende Nahrung, und mich reut es, daß ich für meine nahen Verwandten bisher gar nichts gethan habe. Mein Freund Afferto möge mit ihnen meinen Nachlaß theilen und das insbesondere, was er aus dem Juwelen-Armbande für einen Nutzen ziehen wird. — Dies hat mir Fra Bartolo erzählt, als ich ihm im Gefängnisse die Hände gebunden, und ich habe ihm versprochen, mit Euch hierüber zu reden.

Ich kenne den Namen dieses Prinzen, sprach Afferto. Hm, es wird sich bei dem Geschäfte nicht viel verdienen lassen. Fra Bartolo hat ein Kapital angelegt, das seine arme Schwester wahrlich nicht reich machen wird. Doch habt Ihr auf den letzten Wunsch meines Freundes geachtet, so will ich dies auch thun. Die Kosten Eurer Reise nach Rom sollt Ihr bezahlt erhalten.

Laßt das gut sein, sprach der Scharfrichter, einen solchen Dienst lasse ich mir nicht bezahlen. Und nun scheiden wir!

Ich wünsche, sprach Afferto, Euch einen Gegendienst zu erweisen. Für die gegenwärtige Zeit muß ich jedoch darauf Verzicht leisten, denn ich verlasse Italien und werde wahrscheinlich längere Zeit nicht hierher zurückkehren.

Dann wünsche ich Euch eine glückliche Reise, entgegnete Urbini. Es wird mich freuen, wenn mir die Gelegenheit benommen bleibt, Euch unangenehm zu werden.

Und mich wird es überaus freuen, sagte Afferto scherzhaft, wenn ich nie in den Fall komme, der Gegenstand Eurer besonderen Aufmerksamkeit zu werden.

Der Banditenkapitän wendete sich mit Barello dem Eingange zu.

Urbini und Braun schritten ihnen langsamer nach.

Sie sahen, wie Afferto einer prächtigen Equipage sich näherte, wie ihm ein Herrschaftsjäger den Schlag öffnete und wie derselbe mit dem falschen Engländer in das Coupé stieg.

In dem nächsten Augenblicke rollte die Karosse von dannen.

Das sind prächtige Eisenschimmel, sprach Braun, seinen Blick auf das Gespann gerichtet, welches die Kutsche des Banditen in Bewegung gesetzt. Der Held der Appenninen lebt hier fein, wie man sieht.

Afferto scheint sein Geschäft zu verstehen, sprach der Scharfrichter, aber der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. Mit dem Afferto, meine ich, wird es auch kein besseres Ende nehmen, wie mit anderen Banditen.

Urbini und Braun gingen hierauf in die Strada Felice, wo der Instrumentenmacher Alberti sein Verkaufsgewölbe hatte. Alberti stand in dem Ruf, vorzüglich gute Metallblasinstrumente zu verfertigen.

Braun verlangte ein Flügelhorn. Der Instrumentenmacher, der sich daselbst anwesend befand, legte einige Flügelhörner vor ihm hin; dieser jedoch fand sie durchaus für schlecht und zog es in Zweifel, daß man in Italien ein brauchbares Instrument, wie er dasselbe benöthige, zu fabriziren im Stande sei.

Der Instrumentenmacher, der dieses hörte, brachte nun ein anderes Flügelhorn herbei, welches Braun nach vorgenommener Prüfung für überaus vorzüglich erkannte. Urbini kaufte dasselbe um 50 Dukaten.

Das Instrument wird Euch Glück bringen, sprach Alberti. Es ist mein Meisterstück gewesen, und ich hätte es Euch nicht verkauft, wenn ich nicht sehen würde, daß Ihr besonderer Musikkenner seid.

Aus dem Laden des Instrumentenmachers begaben sich die Beiden über den Corso, um auf dem nächsten Wege in das Gasthaus zu gelangen, wo sie eingekehrt waren.

Ueber den Corso rollte eine offene Kalesche, und in derselben sahen sie abermals den Bravo Afferto. Ihm gegenüber saß eine verschleierte Dame und an deren Seite ein alter Herr. Die Vorüberwandelnden grüßten ihn ehrerbietig. Der alte Herr winkte ihnen freundlich mit der Hand zu.

Urbini richtete an Einen derselben die Frage, der besonders tief seinen Hut abgezogen hatte, wer denn der Gegenstand seines Respektes gewesen sei.

Der Minister Libali, antwortete dieser. O, das ist ein gar vorzüglicher Herr. Das Haupt des Polizeidepartements, der großen Reichthum besitzt und dabei nicht so wie Andere kargt.

Der Herr, der ihm gegenüber saß, war vielleicht auch ein hoher Polizeibeamter, fragte Urbini.

Das war ein Marchese, antwortete dieser. Er heirathet die Nichte des Ministers, die eine hohe Aussteuer zu erwarten hat.

Nun, wir wünschen dem Marchese Glück zu dieser Partie, sprach Urbini, von dem Römer sich hinwegwendend, und mit seinem Genossen den Weg weiter fortsetzend.

Es ist doch abscheulich, was dieser Asserto treibt, sprach Braun. Man sollte den Minister und dessen Nichte warnen, um sie vor Schmach und Unglück zu bewahren.

Ich will aber auch Asserto nicht unglücklich machen, sprach der Scharfrichter. Wir sind als gute Freunde von ihm geschieden und es ist ja möglich, daß er sein Handwerk aufgibt, um ein braver Mann zu werden. Will er doch Italien verlassen. Ich glaube nicht, daß er in einem fremden Lande sich auf das Straucheldiebthum gleichfalls verlegen wird, denn zu diesem gehören umfassende Vorkenntnisse. So lange wir hier von ihm nichts Schlechtes hören, wollen wir ihn toleriren.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Aus den Papieren eines Unstäten.

Von
R. de Vincenti.

## Die Roseninsel.

Una nox fuit inter urbem
magnam et nullam.
Seneca.

Es war an einem leuchtenden Frühlingsmorgen, als ich das himmlische Chios verließ, um mich über Smyrna nach Rhodus einzuschiffen. Meine Geschäfte riefen mich nach Beirut und die Gesundheit meiner theuren Gefährtin war durch unsern langen Aufenthalt in Stambul so sehr angegriffen, daß ich mit Vergnügen den liebenswürdigen Vorschlag meines Freundes, des Doktors Bicchi, meine liebe Rosita, während meines Aufenthaltes in Syrien, in seiner Familie unterzubringen, angenommen hatte. Da mir früher schon mehrere Aerzte angerathen hatten, die junge Frau eine Zeit lang die herrliche Luft von Rhodus genießen zu lassen und diese Insel im Oriente allgemein als ein für Brustleidende heilsamer Aufenthaltsort bezeichnet wird, so kann ich hier nicht umhin, diesem Irrthum entgegenzutreten, wozu ich durch eigene Erfahrung einiges Recht haben dürfte. Die Luft dieser Insel ist zwar ungemein rein und wohlthuend, zu Zeiten aber so durchdringend scharf, wie ich sie nur auf einigen mittelspanischen Hochebenen angetroffen habe, weshalb nur Kranken im ersten Krankheitsstadium dieses Klima zu empfehlen wäre. Der empfindliche Mangel sodann an jedem Komfort, und die Unmöglichkeit, wenn man anders keine Freunde an Ort und Stelle hat, unterzukommen, machen für alle Jene, welche mit den endlosen Plackereien des Lebens im Oriente nicht ganz vertraut sind, eine Reise nach dieser Insel zu einem gewagten Unternehmen.

Die aufgehende Sonne des nächsten Tages vergoldete die grandiosen Bergterrassen, welche Smyrna's gastliche Bucht umkränzen. Im Hintergrunde tauchten die hochstrebenden Felsenkegel des Sypilus und Pagus aus einem Purpurschleier und vor uns lag sie, die Perle Joniens, das Auge Anatoliens, das rosige Izmir, üppig und träg um die alte, müde Castellruine gelagert, von dem ewig grünen Cypressenmantel umschlungen. Es war der erste Bairamtag und durch die Lüfte zog es wie feierliche Harmonie, während die festlich gekleidete Menge die Gassen durchwogte. Wir hielten uns diesmal nur kurze Zeit hier auf, um die nöthigen Einkäufe zur Installirung in Rhodus zu machen und einigen Freunden die Hand zu drücken, worauf wir gegen Abend das französische Paquetboot „Meandre" bestiegen.

Lange noch flammten die prächtig beleuchteten Minaretnadeln wie riesige Feuersäulen und glühten die strahlenden Koransprüche über den lichtbekränzten Kuppeln, bis wir die Lazarethbauten und den Konak des Paschas passirt hatten und uns der bergigen Halbinsel näherten, wo einst Clazomene gestanden.

Hoch stand die Sonne im Zenith, als wir Tags darauf der Insel Rhodus ansichtig wurden, des gnadenspendenden Eilands, wo Rosita vielleicht Gesundheit und Heiterkeit wiederfinden sollte. Links thürmten sich goldverschleiert die Felsenhörner der karamanischen Küste wie hohe Wächter der einst dem Sonnendienste geweihten Insel, während zur Rechten der 5000 Fuß hohe Tairos mitten aus dem Eilande emporwuchs. Weithin funkelte das ewige Schneediadem des Bergriesen und um seinen felsigen Rumpf floß eine grünende Hülle üppigster Vegetation, ein stolzer Königsmantel mit farbensprühenden Lorbeerrosen und flammenden Granatblüthen, wie mit Juwelen gesäumt, aus dessen malerisch-reichen Falten Reihen von weißglänzenden Villen wie Perlenstickereien hervorblitzten. Wir hatten indeß die mit Windmühlen gekrönte sandige Nordspitze der Insel erreicht, und vor uns entrollte sich nun das ganze Prachtpanorama von Stadt und Insel. Reiche Oliven-, Feigen- und Citronenpflanzungen, welche die sanften Abhänge bedecken, bilden den Hintergrund. Ein Villenkranz umschlingt in weiterem Umkreise die trotzigen Befestigungen der Stadt, welche amphitheatralisch mit ihren niedrigen, massiven Steinhäusern die Felsenterrassen bis zur Nordwesthöhe, wo die düstere Masse der unerschütterlichen Citadelle emporragt, erklimmt. Ernst und achtunggebietend schaut von hier der massiv viereckige Thurm der früheren Ordenskathedrale auf die spärlichen Minarete, die wie einsame Marmorlilien aus dunklen Platanengruppen emporschießen, während hie und da über den malerischen Profilen der Moscheenkuppeln die stattlichen Federbüsche der Palmen schweben.

Nachdem wir am alten Galeerenhafen, der früher Flotten aus allen Zonen empfangen hat, jetzt aber in einem kläglich vernachlässigten Zustande der gänzlichen Versandung entgegensieht, vorbeigekommen, traten wir in den westlicher gelegenen Neuhafen ein, der von dem alten, wohlgeschützten Bassin durch einen langen Felsenkamm, auf dessen äußerster Spitze ein massiver Rundthurm und ein schlankes Fanal hängen, getrennt wird.

Jedermann kennt die Fabel vom Koloß von Rhodus. Hier am Eingang dieses Bassins soll die Riesenstatue des

Meisters Chares von Lindos mit ausgespreizten Beinen eine Art Hafenthor gebildet haben, bis sie durch ein Erdbeben im Jahre 224 v. Chr. umgestürzt wurde. Man braucht nur einen Blick auf den Ort zu werfen, um das Absurde dieser Sage zu begreifen, so sehr sich auch die spekulativen Rhodenier abquälen, den leichtgläubigen Touristen unter dem Wasser zwei Felsen zu zeigen, auf welche der berühmte Koloß sich gestützt haben soll. Nordwestlich, rechts am Hafeneingang, steigt ein etwa hundert Fuß hoher, zierlicher, viereckiger Thurm in die Höhe, dessen von lustigen Eckthürmchen umgebene Plattform von einem eleganten achteckigen Belvedere gekrönt wird. Dieses malerische Monument aus der Johanniterzeit, der Michaelsthurm genannt, hat als Gegenstück einen plumpen geschmacklosen Thurmbau türkischer Konstruktion, der mit ihm den Hafen bewacht. Beide schienen durch das Erdbeben vom Februar 1852 nur wenig gelitten zu haben.

Wir hatten kaum den Fuß auf den engen, mit Platanen bepflanzten Kai zur Rechten gesetzt, als wir von Vicchi und seiner Frau, einer jungen Griechin aus Naxos, auf das Herzlichste empfangen wurden.

Hier herrschte ein reges Leben in Krambuden und Kaffeehäusern, angefüllt mit schläfrigen Türken und heftig zankenden und gestikulirenden Griechen; geübte Bettler bestürmten uns inmitten der türkischen, baarfüßigen Zollbeamten, aus deren lauer Visitation die Hoffnung auf einen Bakschisch zu erkennen war.

Weiterhin lungerten zerlumpte Soldaten am Eingange der ärmlichen Polizeibude, an deren Thüre ein behäbiger Effendi in knappem Nizamrocke uns zunickte, als wolle er uns zum Eintritte in seine Barake einladen, die mir den Eindruck machte, als müsse sie ein Wachsfigurenkabinet enthalten. Wir betraten die Stadt durch das imposante, von zwei Seitenthürmen flankirte Katharinenthor.

Da der Doktor im Judenviertel, d. h. im Nordwesten der Stadt wohnte, so hatten wir ein ordentliches Stück Weg vor uns, weshalb ich für Rosita, die sehr angegriffen und erschöpft war, einen Reitesel miethete. Das Innere der Stadt ist noch weit interessanter, als die äußere Physiognomie. Ueberall die solide, kastellartige Bauart des fünfzehnten Jahrhunderts in Italien, christliche Tempelruinen hier, türkische, in Trümmerhaufen versunkene Bethäuser dort, meist aber breitere, regelmäßigere Straßen, als in den übrigen orientalischen Städten. Nach einer kleinen halben Stunde kamen wir im Judenviertel an, wo ich nicht wenig über das saubere, wohnliche Aussehen der kleinen, massiven Häuser erstaunt war, indem sonst die Juden überall im Oriente das Privileg des schändlichsten Schmutzes zu haben scheinen.

Das Haus Vicchi's lag auf einem kleinen Platze und beherrschte mit seiner blumigen Terrasse einen großen Theil der Stadt und den Hafen. Madame führte uns in zwei geräumige mit Palmmatten belegte Zimmer, wo wir als einzige Möbel einen schmalen rothen Divan, zwei Rococoschränke und eine Wandfontaine vorfanden. Die Fensterscheiben waren zur Hälfte abwesend, die Thüre geborsten und das hintere Fenster mit Muscharabis garnirt. Unten aber blühte ein hängender Miniaturgarten, wo die lebende Myrthe und die ewig jugendliche Rose eine trauliche Laube umschlangen.

Ich war glücklich, meiner Gefährtin ein so stilles, duftiges Plätzchen anbieten zu können, weshalb mir die kleinen Uebelstände und Unbequemlichkeiten weniger unangenehm erschienen. Nach und nach jedoch gelang es mir, einige unentbehrliche Komfortgegenstände in den tiefverborgensten Winkeln der ärmlichen Bazare zusammenzusuchen und bald war unser kleines Nest für einen leidlichen Sommeraufenthalt ausgefüttert und ausgeschmückt. Eine Woche nach meiner Ankunft erhielt ich von meinem Korrespondenten in Beirut die angenehme Nachricht, daß meine Anwesenheit in jener Stadt vielleicht bis Monat September erst nothwendig sein dürfte, indem die Person, an welche ich Briefe von Sir Henry Bulwer persönlich zu übergeben hatte, auf mehrere Monate abwesend sei.

Ein Sommer in Rhodus ist über alle Beschreibung erhaben und sein Genuß kann in lieber Gesellschaft zu einem wahren Glücke gesteigert werden. Nirgends aber sind die Kontraste schmerzlicher, als auf diesem Inseljuwel, welches zu allen Zeiten von seiner wunderbaren Menge farbentrunkener Rosen den poetischen Namen der „Roseninsel" erhalten hat.

Der gute Doktor stand natürlich in Verbindung mit allen Notabilitäten der Stadt, insbesondere dem französischen und englischen Konsul, sowie den reicheren Griechenfamilien, die alle in der schönen Vorstadt Neomaras ihren Wohnsitz hatten.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Das Wort.

„Horch, so oft die Stunde schlägt
Mahnend von dem Thurme,
Horch dem Wort, — die Zeit enteilt
Allzurasch im Sturme!" —

„Lausche stets an Deiner Brust,
Lausch' an jedem Orte,
Gottes heiligem Gebot,
Gottes heil'gem Worte!" —

„Der das Wort in Dich gelegt,
That's nicht zum Verderben, —
That's, damit dereinstens Du
Ruhiger kannst sterben!"

„Folge d'rum dem Wort, dann wird's
Dir um's Herz nicht enge,
Wenn vom Thurme dumpf herab
Schallen Trauerklänge!" —

**Friedrich Friedreich.**

---

## Berichtigung.

In dem in der Mittwochsnummer erschienenen Gedichte „Traum von Schleswig-Holstein" hat sich ein sinnstörender Druckfehler eingeschlichen. Es soll nämlich in der 4. Strophe vom Ende heißen:

„So treiben im rasenden Reigen
Sie nächtig kämpfend hinab."
(nicht mächtig.)

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Magner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 44. Mittwoch den 1. Juni 1864.

## Δ Die Prinzessin im Kloster.

Roman
von
Theodor Scheibe.

### Zwölftes Kapitel.

### Bandit Asserto.

(Fortsetzung.)

Matteo begab sich mit Braun in sein Quartier, speiste gemeinsam mit ihm und ging dann ohne denselben hinweg, um, den Herzenswunsch seines Freundes beachtend, über Beate Erkundigungen einzuziehen.

Während seiner Abwesenheit unterhielt sich Braun auf dem Flügelhorn und blies gar vielmals das Lied, das er ihr in Ankona gewelht hatte.

So sehr war dasselbe in seinem Gedächtniß eingeprägt, daß es ihn keine Mühe kostete, es in der ursprünglichen Fassung zu Papier zu bringen.

Endlich kam Matteo heim.

Nun, was hast du von Beate erfahren? fragte dieser, dem Scharfrichter entgegeneilend.

Nichts, was dich erfreuen wird, entgegnete Urbini. Die Donna Beate ist mit der Prinzessin von Lugano in ein Kloster gegangen und wird dasselbe vor vielen Jahren nicht wieder verlassen.

Das ist eine schlimme Nachricht, sprach der Trompeter. Jetzt erst ist Beate für mich verloren.

Ich habe gehört, daß sich die Prinzessin in das Nonnenkloster St. Magdalena zurückgezogen habe.

Es ist wahrlich nicht löblich von ihr, mein Schatzkind, meinen Engel, welcher nur geschaffen worden ist, um die Welt zu zieren, der Welt schnöde entrissen zu haben. Ich will von meiner Milchschwester gar nichts mehr wissen, sie hat mir einen Streich gespielt, der mich tief verletzt.

Noch etwas Neues, sprach Urbini. In dem Gasthofe, wo der Fürst sich aufhält, herrschte große Verwirrung, und ich sah Sbirren daselbst in Menge, die Kellnerin wurde von diesen festgenommen, dann der Hausknecht und ein alter verdächtiger Kerl, der sich in dem Stalle des Hauses herumgetrieben. Dem Fürsten von Lugano ist seine Schatulle gestohlen worden, und man hat außer den verhafteten Personen noch einen jungen Engländer in Verdacht, der jedoch nicht aufgefunden werden konnte.

Der Engländer, rief Braun, willst du wetten, daß ist niemand Anderer, als jener Bacello, der auf der Reise uns bereits eingeladen hat, dem Fürsten sein Geld zu stibizen.

Möglich — wahrscheinlich sogar, antwortete Urbini. Doch kümmern wir uns nicht um Dinge, die uns gar nichts angehen. Der Fürst von Lugano hat als Schuft an dir gehandelt, und wenn man ihm seine Schatulle gestohlen hat, so ist es nur eine gerechte Strafe. Doch nun gehe ich auf die Post, um für morgen Früh uns als Passagiere für Ostia einzeichnen zu lassen.

Und ich gehe indessen, mich zu erkundigen, wo sich das Magdalenenkloster befindet, sprach der Trompeter. Vielleicht ist es mir doch gegönnt, ehe ich Italien verlasse.

Die beiden Freunde besuchten die Peterskirche, ohne jedoch daselbst einen längeren Aufenthalt zu nehmen, und dann ließen sie sich den Weg zeigen, auf dem man nach dem Magdalenenkloster gelangt. Als sie dasselbe erreicht hatten und Braun seine Blicke bald auf die Pforte, bald nach den hohen Mauern schweifen ließ, die das Kloster umgaben, richtete Urbini an ihn die Frage: Wollen wir nun nicht weiter gehen?

Weshalb? stellte Braun die Gegenfrage. Sind wir nicht eben gekommen?

Es ist nichts Rares an dem Kloster zu sehen, bemerkte Urbini. Eigentlich ist von demselben gar nichts zu sehen, als das letzte Stockwerk und das Dach. Die Fenster sind so dicht vergittert, daß man Niemanden hinter denselben zu erblicken vermag.

Lieber Freund, sprach Braun. Wie könnte man es anstellen, um in das Kloster zu gelangen?

Da läßt sich gar nichts anstellen, sprach Urbini lächelnd.

Du bist aber ein Wundermann. Das Stückchen, das du mit mir vollbracht hast, beweist Genialität.

Ich glaube, du bist aus Liebe verrückt geworden, entgegnete Urbini. Wenn deine Beate keine Liebe für den geistlichen Beruf hätte, würde sie nicht in das Kloster gegangen sein. Du hast mir ihr Abschiedsbillet gezeigt, und es ist genau daselbst zu lesen: Auf Nimmerwiedersehen! Willst du deinen Anblick ihr aufzwingen? Willst du ihr Unannehmlichkeiten schaffen?

Braun seufzte.

Es ist wahr — ich sollte sie in Ruhe lassen. Aber, weiß Gott, mit einer geheimnißvollen Kraft zieht sie mich an. Wenn ich unabhängig von dir wäre, würde ich mir in der Nähe des Klosters ein Quartier miethen und alle Tage hier herumspazieren.

Das würde langweilig.

Ich würde das Kloster als eine Festung ansehen und dasselbe förmlich belagern. Am Ende würde Beate doch die weiße Fahne ausstecken und sich ergeben.

Scherze, wenig passend, bemerkte mißgestimmt Matteo.

Ach, mir ist verzweifelt ernst zu Muthe, versetzte der Trompeter.

Die Zeit wird dich kuriren.

Das wird ihr wohl nicht gelingen.

Neue, freundliche Erscheinungen werden die früheren verdrängen.

Möglich, Eines verschlingt und vertilgt das Andere, sei es in Liebe, sei es in Haß. Die Einrichtungen der Welt gefallen mir nicht. Nicht einmal den heißesten, wahresten und innigsten Gefühlen ist die Dauer verliehen — und dann sprechen sie von einer Unsterblichkeit! — Nein, ich werde nicht dich, mein Engelsherz, vergessen! rief der Trompeter, die Hand nach dem Kloster hin ausstreckend. Ich weiß es, daß du mir gewogen bist, und daß ich noch athme, habe ich nur dir allein zu verdanken.

Lieber Freund, sprach der ungeduldige Urbini, ich werde indeß auf das Postamt gehen, um Fahrbillets zu lösen, von dort komme ich wieder hierher und hoffe, daß du bis dahin mit deinem poetischen Abschiede schon zu Ende sein wirst. Ich ehre deine Gefühle, ich kann sie begreifen, aber ich weiß dir nichts anderes zu sagen, als trage sie. Ich habe auch geliebt — ich liebe noch, und meine geheime Liebe wird nie verrauschen, dennoch füge ich mich dem Schicksale. Ich werde von meiner Liebe nie Abschied nehmen, denn ich lebe ihr mit allen meinen Empfindungen, und wenn du meine Geige lieblich ertönen hörtest, so glaube mir, es waren süße Erinnerungen, welche die Töne wach gerufen. — Aber ich füge mich dem Schicksale!

Du bist ein guter Pfarrer, sprach Braun lächelnd. Ich soll mich an deine Worte und nicht an deine Handlungen kehren. So sagen Viele. Es gibt keinen Menschen in der Welt, der mit größerer Entschlossenheit dem Schicksale eine Nase gedreht hat. Dieses hat dich angewiesen, mir den Hals zuzuschnüren, und du hast es unterlassen. Es hat dich für Lebensdauer mit einem Weibe verbunden und du bist ihr davongegangen.

Das war eben mein Schicksal, sprach Urbini unverdrossen. Ich habe erreicht, was ich wollte. Du aber wirst es nicht, wenn du daran denkst, deine Ideen zu realisiren. Willst du in dieses Gefängniß eindringen, um deine Beate zu entführen?

Was ich will? — ich weiß es nicht. — Wie wäre es denn, guter Matteo, wenn ich den Glockenring an der Klosterpforte ziehen würde? — Es gibt ein Sprechzimmer in den Klöstern — und es ist ja nicht verboten mit Erlaubniß der Oberin.

Lieber Braun, versetzte Urbini, meinst du, daß man Jedem ohne Ausnahme den Eintritt in ein Kloster gestattet. Deine Beate ist keine unabhängige Person und es würde von der Prinzessin zu bestimmen sein, ob dich ihr Fräulein hinter dem Sprechgitter empfangen darf.

Auf dein Ansuchen würde man dich wahrscheinlich abweisen und du hättest das Bewußtsein, Beate kompromittirt zu haben. Thue dies nicht! Außerdem würdest du, woran nicht zu zweifeln ist, von der Prinzessin erkannt und verrathen werden. Wenn die hohe Dame auch dir geneigt wäre, so würde es ihr doch zu pikant erscheinen, daß sie einem Menschen begegnet ist, den man kürzlich gehangen, — sie würde es weiter erzählen, und es könnte dir leicht passiren, daß an dir zum zweiten Male die tödtliche Exekution vorgenommen würde, aber nicht zum zweiten Male würde diese für dich so günstig ablaufen, wie vorher. Sei klug und störe nicht den Frieden der Frommen.

Ich will dir folgen, antwortete Braun mit schwerem Herzen.

Gib mir dein Wort darauf.

Mein Wort und meine Hand.

Komme dann mit mir.

Ich werde dich bei der Ruine erwarten, welche sich dort seitwärts vom Kloster erhebt. Es ist ein großartiger alterthümlicher Bau und ich glaube ihn schon im „Pfennigmagazine" und auf Spielkarten gesehen zu haben. Laß mich denselben näher besichtigen.

Nun gut, ich gehe. In einer halben Stunde bin ich wieder bei dir.

Die beiden Freunde drückten sich die Hände und schieden von einander.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus den Papieren eines Unstäten.

Von

R. de Vincenti.

### Die Roseninsel.

(Fortsetzung.)

Unter allen meinen Bekannten in Rhodus war ein gewisser Signor Caramuele der interessanteste. Ich erinnere mich kaum, einer Persönlichkeit auf meinen so mannigfachen Streifzügen begegnet zu haben, in welcher sich so viele Widersprüche vereinigt fanden. Seine Erscheinung frappirte schon auf den ersten Blick. Eine herkulische, wundervoll ebenmäßige Gestalt, ein Löwenkopf von einer verworrenen Masse blauschwarzer Haare gekrönt und ein sanftes, mattes Gesicht, dessen klassische Regelmäßigkeit durch eine so vollkommene Stumpfnase, wie sie nur einem Vollblutmongolen zu tragen erlaubt sein kann, einen ungemein bizarren, aber durchaus nicht unangenehmen Ausdruck erhielt. Seine Toilette war ein Gemisch von levantinisch-europäischer Tracht, seine Manieren rasch, leidenschaftlich und oft abstoßend, seine Stimme jedoch von einem wahrhaft melodischen Zauber. Er bewohnte am äußersten Ende Kromaras eine sehr elegante Villa in einem köstlichen Garten gebettet. Niemand wußte, von was er lebte, Jedermann hielt ihn jedoch für sehr reich, denn obwohl er unverheirathet war, machte er doch ein großes Haus und lud oft die Notabilitäten der Stadt zu glänzenden Festen ein.

Das erste Mal, als wir uns sahen, gefielen wir uns, und bald waren wir beinahe täglich zusammen. Auffallend schienen mir seine ungeheuren Kenntnisse in archäologischer und sprachlicher Beziehung, und zu gleicher Zeit ein gewisser Mangel an Erziehung, der jeden Augenblick hervortrat. Er sprach ein Dutzend Sprachen, hatte, wie er sagte, als Karavanen-Dolmetscher die fernsten Gegenden des Ostens durchzogen, war in London erzogen worden, und hatte in seinem fünfunddreißigsten Jahre Rhodus als seinen bleibenden Aufenthaltsort gewählt.

So lange ich ihn persönlich kannte, war mir sein Ursprung, sowie seine Nationalität im Dunkeln geblieben, da er immer lachend behauptete, in seiner Person die Ingredienzien aller Nationalitäten zu vereinigen. Im Allgemeinen galt er als ein impraktischer Grieche, indem er sich beinahe immer des Griechischen bediente. Später erfuhr ich in Malta durch einen seltsamen Zufall seine Geschichte, die ich mit Nächstem in einem Stückchen anglomalteser Chronik den Lesern erzählen will.

Hier nur so viel, daß Caramuele der Sohn einer in Valetta bekannten Engländerin Mistreß D . . . . und einem Malteser war, dessen sociale Stellung eine nichts weniger als glänzende gewesen sein muß, indem er unter keinem andern Namen, als dem „del Camuso" (des Stumpfnäsigen) bekannt war. Die Chronik berichtet ferner, daß der Camuso ein schlauer Patron gewesen, der von dem Fehltritte der stolzen Dame einen so geschickten Vortheil zu ziehen gewußt, daß das Kind in seinen Händen eine Henne ward, die immer fort goldene Eier legte. Doch darüber andern Orts. Soviel ist also gewiß, daß die Stumpfnase nicht die einzige Erbschaft war, die der Malteser Plebejer seinem glücklichen Sohne hinterließ; und so schmutzig auch die Erwerbsmittel seines Vaters gewesen sein mögen, Caramuele war deswegen nicht minder reich. „Glücklich die Kinder, deren Eltern den Strick verdient haben," sagt ein Stück englische Volksweisheit im Gewande eines Sprichworts von tiefer Wahrheit. Der Sohn des Camuso war einer dieser Glücklichen, ob er aber seinen Ursprung kannte, weiß ich nicht.

Doch, wenn ich auch alle diese Umstände während meines Aufenthalts in Rhodus gewußt hätte? Wer bekümmert sich im Oriente, wo sich alle Nationen, alle Racen und alle Religionen tagtäglich begegnen, um den Ursprung eines Individuums! Es kommt, es geht, es glänzt und ist verschwunden, wie der Dichter so schön sagt: „Il file, file et desparaît."

Caramuele gefiel mir, seine Gesellschaft war anregend, sein Gebahren originell und seine Art liebenswürdig, dies genügte mir. Anders verhielt es sich mit Rosita, die gegen diese Persönlichkeit eine Abneigung hatte, welche sie nicht anders zu motiviren wußte, als dadurch, daß ihr der Mann Furcht einflöße.

Eines Morgens an einem jener Tage, wo die Insel der Rosen der strahlenden Sonne zu lieb ihren schönsten Farbenschmuck angelegt hatte, brachen wir nach Zimboli auf. Zimboli, vom arabischen Zambulu, d. h. Hyacinthe, hat seinen poetischen Namen von der Menge dieser Blumen, die vermischt mit sammtblüthigen Pensees den ganzen Ort mit einem Wunderteppich bedecken. Weithin beherrscht die platanenbeschattete Platform einen unendlichen Horizont, dessen reichwechselnde Bilder einst die zahlreichen Schüler der berühmten Redeschule, welche Aeschines an diesem unvergleichlichen Orte gegründet hatte, begeistern mußten. Cato, Cäsar, Pompejus und manche andere Größe des Alterthums haben diese Schule besucht und in ihr eine kostbare Vorbildung genossen.

Wir waren eine kleine Gesellschaft von etwa zehn Personen, Caramuele fehlte diesmal, was ich sehr bedauerte, denn er pflegte bei solchen Gelegenheiten eine solche Menge amüsanter Citationen und klassischen Wissens auszukramen, daß man glauben konnte, er habe einmal in seinem Leben sein Gehirn für ein Doktor-Examen in Göttingen abgerichtet. —

(Fortsetzung folgt.)

---

## Das Seegefecht bei Helgoland.

* Einem aus „Cuxhaven, im Mai, am Bord Sr. Maj. Fregatte Schwarzenberg" datirten, uns gütigst mitgetheilten Briefe eines österreichischen Seefahrers*) an seine Eltern entnehmen wir nachstehende Schilderung der Seefahrt von Brest nach Helgoland und des Seegefechtes bei der letztgenannten Insel:

Nach Beendigung des Gefechts, das wir den Dänen bei Helgoland am 9. d. M. Nachm. von $1^3/_4$ bis $3^3/_4$ Uhr geliefert haben, beeile ich mich sogleich Nachrichten darüber zu geben. Fürs erste also bin ich gesund und habe außer einigen Contusionen, welche ich beim Niederstürzen, durch das Vorbeifliegen von Kugeln oder Granaten verursacht, erhalten habe, keine weiteren Verwundungen erlitten. Da Ihr nun wißt, daß ich gesund bin, so werde ich jetzt meine Reisebeschreibung von Brest aus weiter fortsetzen.

Also am 16. oder 17. April liefen wir in Brest ein. Dort blieben wir bis zum 22sten, weil wir der übrigen Eskadre Zeit geben wollten, nachzukommen. Brest sieht von weitem aus wie eine unserer Fabrikstädte in Oberschlesien, denn die Marine-Arsenale bilden fast einen ganzen Stadttheil; sie erstrecken sich fast eine halbe deutsche Meile weit ins Land hinein, längs einem halb natürlichen, halb künstlichen Kanal. Die übrige Stadt ist uneben, aber sehr hübsch und das Leben ist billig. Bemerkenswerth ist ein Theater aus der Zeit Ludwigs XIV., das aber gegenwärtig nicht viel werth ist. Am 22. April erhielten wir Befehl, uns nach England einzuschiffen. Am 26sten früh 1 Uhr kamen wir in Deal an, wo wir auf der offenen Rhede ankerten und Kohlen und frische Lebensmittel einnahmen, während unser Kommodore sich nach London zu einer Unterredung mit unserem Gesandten, Grafen Appony, begab, zu welcher er eingeladen war. Den nächsten Tag kam er wieder und überbrachte uns den Befehl, augenblicklich nach Texel zu gehen, von wo wir, durch die preußischen Kanonenboote verstärkt, nach Cuxhaven abgehen sollten.

Mit Zurücklassung des Kanonenbootes „Seehund", das während der Ebbe bei Ramsgate an der Themsemündung aufgefahren war, liefen wir am 30sten 7 Uhr Abends aus und kamen am 1. Mai Nachmittags in Newdiep an. Dort vereinigten wir uns mit den drei preußischen Schiffen „Blitz", „Basilisk" und „Adler", nahmen neue Kohlenvorräthe ein und am 3ten ging es weiter. Während der Fahrt nach Cuxhaven mußten wir täglich gewärtig sein, auf die dänische Flotte zu stoßen. Aber ungestört, aber vielmehr mit unbefriedigter Kampflust, liefen wir am 4ten Abends unter dem Jubel der Bevölkerung in Cuxhaven ein; aber wir sollten nicht lange Ruhe haben, denn schon den nächsten Tag meldete ein Telegramm aus Helgoland, die Dänen zeigten sich zwischen der Insel und der Elbemündung. Sogleich wurde geheizt und am 6ten Abends liefen wir aus, dem Feinde entgegen. Am nächsten Morgen bereits meldete der Auslug-

*) Der Schreiber ist in Breslau geboren.

ger eine Fregatte. Sogleich wurde „allgemeine Jagd“ telegraphirt, alle Kessel erhielten Feuerung, die Segel wurden gesetzt und nun gings wie Lützow's wilde Jagd. Der „Schwarzenberg“, ein ausgezeichneter Läufer, war den anderen Schiffen bald voraus und bereits um 11 Uhr Mittags war uns das fremde Schiff so nahe, daß wir es als die englische Fregatte „Aurora“ erkennen konnten, welche wir schon in Deal gesehen hatten. Nun wurde natürlich Kehrt gemacht, und nachdem wir uns wieder mit den anderen Schiffen vereinigt hatten, steuerten wir gegen Helgoland.

Während des nächsten Tages blieben wir dort; der Adler wurde nach dem Hafen beordert, um zu erforschen, ob sich etwa dort dänische Schiffe gezeigt hätten; der Blitz ging mit demselben Befehl nach der Elbemündung, der Basilisk nach der Weser. Nicht lange dauerte es, so kehrten alle drei mit der Nachricht zurück, die Dänen seien nach der Nordsee gegangen. Sogleich setzten wir uns also wieder in Bewegung und ankerten Abends vor Cuxhaven. Am nächsten Tage im Begriff, einzulaufen, wurden wir durch den österr. Konsul daran verhindert, der uns mit der Nachricht entgegen gefahren kam, daß Dänen gesehen worden seien. Sogleich wendeten wir wieder und steuerten hinaus. Um 11 Uhr (ich war gerade auf Wache) erblickte ich am Horizont drei Rauchwolken, nach welchen man auf meine Meldung sogleich Kurs nahm. Um 12½ Uhr erkannte man 2 Fregatten und eine Korvette. Um 1 Uhr konnte man mit dem Fernrohr bereits die dänische Flagge unterscheiden. Jetzt begab ich mich hinunter zu unserem gewöhnlichen Aufenthaltsort (contracarré), verzehrte mein Mittagessen mit großem Appetit und ging dann bewaffnet mit Säbel, Dolch und — Cigarren, um während des Gefechtes zu rauchen, in die Batterie, wo ich von einem furchtbaren Hurrah meiner Sektion (von 8 Kanonen, zwei 30pfündigen und sechs 60pfündigen Granatgeschützen) empfangen wurde. Sogleich ließ ich Alles klar zum Gefecht machen. Die dänischen Fregatten kamen, in der Richtung nach West-Süd-West steuernd, immer näher, während wir Nord-West hielten. Als wir auf eine Entfernung von 15 Kabeln (1½ Seemeile, ⅜ deutsche Meilen) herangekommen waren, gab unser Kommandant den Befehl zum Feuern, und unser erster Schuß, welcher das Gefecht begann, erlönte 3 Minuten vor 2 Uhr. Da zündete ich mir eine Cigarre an, um bei dem erstickenden Pulverdampf immer genug Speichel im Munde zu haben. Als wir uns bis auf 11 Kabeln einander genähert hatten, erhielt ich die Erlaubniß zum Feuern und sogleich sandte ich den Dänen einige eiserne Feindschaftsboten in den Leib. Sie erwiderten das Feuer zwar, jedoch reichten ihre Kugeln nicht bis zu uns. So ging es ungefähr 30 Minuten fort, bis das Feuern unserem Kommandanten zu langweilig wurde und er beschloß, näher zu gehen. Wir näherten uns also nach und nach bis auf 1½ Kabeln (150 Klafter) und jetzt begann ein mörderisches Feuer. Da ich der Mitte des Schiffes am nächsten war, so war meine Sektion am meisten der Zielpunkt der Kugeln; kein Wunder also, daß von 54 Mann, welche 4 Kanonen bedienten, nur 15 oder 20 gesunde übrig blieben, während die anderen verstümmelt, ohne Köpfe, Hände oder Füße umherlagen. Nun mußte ich selbst Hand anlegen, theils um die Verwundeten bei Seite zu schaffen, theils um selbst die Kanonen zu bedienen.

Der Schweiß lief mir von der Stirn von der furchtbaren Hitze und Arbeit; ich glaubte zu ersticken, und meine Gurgel war wie ausgetrocknet, obgleich ich eine Cigarre nach der anderen zerkaute. Endlich nach zwei Stunden, welche mir wie fünf Minuten vergingen, hörte unser Schießen auf, da die Leute beim Löschen des Eckmastes, welcher lichterloh brannte, nöthig waren. Nun erst hatte ich genug Muße, das ganze grauenvolle Bild anzusehen. Es war aber auch wirklich schaudervoll. Der Boden war fingerdick mit geronnenem Blute bedeckt, verschiedene Arme, Beine, Hände ohne Eigenthümer lagen herum, dazu das furchtbare Schmerzgeheul der Verwundeten, das ordentlich betäubend war; ich war ganz mit Knochensplittern, Gehirn und Blut bedeckt, der Pulverdampf hatte uns alle so geschwärzt, daß wir ganz unkenntlich waren. Aber auch jetzt noch keine Ruhe! Jetzt mußten erst die Verwundeten weggeschafft und das Feuer gelöscht werden. Das erste war schnell beendet, nicht so schnell das zweite. Zuerst aber beglückwünschte man sich, und dabei erfuhr ich erst, daß der Auditor vom Bord gefallen und bereits todt sei, und ein Kadet das Bein verloren habe.

Bald hätte ich vergessen, das Ende des Kampfes zu beschreiben. Als wir aus der Schlachtordnung hinausfuhren, um das Feuer zu löschen, fuhren die Dänen ab; wir schickten ihnen zwar noch einige Schüsse nach, die aber der zu großen Entfernung wegen keinen Schaden thaten. Da erst sahen wir, daß die Dänen hielten, Schlepptaue ausbrachten und sich mit Nils Jarl im Schlepp schnell entfernten. Nun ankerten die anderen Schiffe unter Helgoland, wir aber fuhren auf einige Seemeilen weg, damit wir nicht, wenn wir etwa in die Luft gingen, andere Schiffe beschädigten.

Wir löschten also, kappten ꝛc. so schnell als möglich, und endlich in der Nacht um 11 Uhr war der Brand gelöscht und wir hatten uns schon wieder mit den anderen Schiffen vereinigt, mit welchen wir nach Cuxhafen steuerten; früh 3 Uhr liefen wir dort ein. Den nächsten Tag wurde Auditor Kleinert und den Tag darauf unter den Beileidsbezeigungen der ganzen Bevölkerung unsere 34 Todten, sowie die 5 Gefallenen vom „Radetzky“, unter denen ein Kadet, begraben. Die hiesigen Einwohner haben sich überhaupt für den kleinen Dienst, den wir ihnen erwiesen haben, sehr dankbar bewiesen, indem sie nämlich alle Schwerverwundeten in das Hamburger Spital aufnahmen, dann in 5 — 6 Stunden 55,000 Mark Silber, theils für die Verwundeten, theils für die Eltern der Gebliebenen sammelten. Auch hatten sich die Bewohner von Cuxhafen und Umgegend erboten, die Leichtverwundeten bei sich zu pflegen, was von uns natürlich mit Dankbarkeit angenommen wurde. Ueberhaupt sind die Leute hier so gefällig und nehmen uns bei unseren Besuchen an Land so freundlich auf, daß wir nicht wissen, wie wir ihnen genug danken können.

Während der Pfingstfeiertage sind mehrere Dampfer aus Hamburg mit Besuchern hier angekommen, welche alle nur durch die Fregatte „Schwarzenberg“ angezogen worden waren. Die ganze Fregatte war die gedachten Tage hindurch immer mit Fremden angefüllt, so daß wir Kadetten, sowie die Offiziere von Früh bis Abends genug zu thun hatten, um ihnen das Schiff mit seiner Einrichtung, sowie die Löcher, die uns Kugeln und Granaten geschlagen hatten, zu zeigen.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

**№ 45.** Sonntag den 5. Juni **1864.**

## Δ Die Prinzessin im Kloster.

Roman
von
Theodor Scheibe.

**Zwölftes Kapitel.**

**Bandit Afferto.**

(Fortsetzung.)

Der Trompeter streifte an der hohen Ringmauer des Klosters dahin und wendete sich der Ruine zu.

Kaum vierzig Schritte lag diese von jenem entfernt und da die Ruine auf einer Erhöhung stand, so erhob sich für Braun das Kloster immer mehr und mehr aus der Umfangsmauer hervor, je näher er zu dem halbzerstörten Mauerwerke gelangte.

Braun blickte aus einem Bogenfenster des alterthümlichen Gebäudes nach dem Kloster zurück. Die untergehende Sonne warf ihre Strahlen in ein hohes gothisches Fenster des Klosters, das dem Trompeter von seiner Aussicht auf einem erhöhten Punkte sichtbar geworden war, und dieses warf das empfangene Licht mit blendendem Glanze zurück.

Dort mag die Prinzessin wohnen, sprach der Trompeter bei sich. Vielleicht befindet sich auch ihr Fräulein Beate in diesem Augenblicke daselbst. O, wenn ich doch Flügel hätte!

Auf Nimmerwiedersehen! Ein hartes Wort — ein hartes Gebot — in Gottes Namen! — Ich will mich von hier beurlauben. Wäre ich ein reicher Mann, könnte ich ihr ein glänzendes Loos bieten, dann würde ich nicht meinem Schicksale weichen. — Wer bin ich denn eigentlich? — Ein todter Mann! — Ein Gerichteter!

Man hat meinen Namen aus der Liste gestrichen und von dem Regimente wird in meine Heimath der Bericht gesendet werden, daß ich aufgehört habe zu sein.

Ich habe keinen Namen mehr — keine Heimath. Ich bin der Sklave des Mannes geworden, dem mich mein Regiment zur Hinrichtung überlieferte. Ich werde mit ihm die Welt durchschweifen und auf neuen Bahnen als ein neues Wesen mich bewegen.

Wahrlich, der Leibeigene des Freimanns von Ancona hat das Recht verloren, es wagen zu dürfen, sich um das stolze Fräulein einer erlauchten Prinzessin zu bewerben. Lebe wohl — du schönes Weib, dein Bildniß will ich in meinem Herzen eingeschlossen tragen, so lange ich lebe.

Dein geistiger Besitz sei mein einziges Kleinod. Weiteres anzustreben, wäre Entweihung meines Ideals. — Ich darf es nicht wünschen, das leuchtende Gestirn in den Abgrund meiner Schmach zu ziehen. Lebe wohl!

Der Trompeter wurde in seinem schwärmerischen Selbstgespräche durch einen Auftritt gestört, welcher nothwendigerweise seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen mußte. Leute kamen daher gelaufen. Sie waren bewaffnet und uniformirt.

Ihnen voran jagte ein Zivilist in einem lichtbraunen langen Kaput daher.

Seine Kopfbedeckung war ihm entfallen.

Er wurde von Andern hart verfolgt, welche, wie es sich nun zeigte, päpstliche Sbirren waren. Sie nahmen ihren Lauf nach der Ruine.

Ein Häscher war bereits dem Fliehenden so nahe gekommen, daß er die Hand, um ihn zu ergreifen, schon ausstreckte. Aber der Mann in dem langen Kaput machte einen langen Satz, und es gelang ihm, den Eingang der Ruine zu erreichen.

Ich könnte darauf schwören, dachte sich Braun, daß der Fliehende jener Bandit ist, mit dem ich und Matteo nach Rom reisten. — Was der Kerl angestellt haben mag? — Blitz, hat mir nicht Urbini gesagt, daß ein junger Engländer in dem Verdachte steht, den Fürsten von Lugano ausgeplündert zu haben — und hat nicht jener Schelm uns den Antrag gemacht, mit ihm gemeinschaftlich den Fürsten anzufallen?

Er kömmt auf mich zu — sein Strick ist ihm gedreht. Schon hat ihn der Sbirre am Krogen gefaßt — ich werde mich hüten, dem Hallunken Hilfe zu leisten.

Alle Wetter, der versteht sein Geschäft!

Borella hatte eine Pistole gezogen und schoß den Sbirren nieder, der ihn bereits ergriffen hatte.

Dies geschah kaum fünfzehn Schritte von Braun entfernt.

Der Bandit blickte unschlüssig umher, einen Ausweg zu entdecken, um den anderen Sbirren und einen Haufen Lazaroni's, die sich denselben angeschlossen hatten, zu entgehen. Er sah den Trompeter und mochte ihn wohl erkannt haben, denn er lenkte nach ihm seine Schritte.

Die Bekanntschaft mit dem Banditen drohte Braun verhängnißvoll zu werden.

Da krachte ein Schuß.

Borella taumelte und drückte seine Rechte in die Seite.

Da fiel abermals ein Schuß, und der Bandit stürzte in seinem Blute zusammen.

Im nächsten Augenblicke war der Gefallene von Sbirren und Lazaroni's umringt.

Auch Braun näherte sich dem Haufen.

Der Verwundete mochte tödtlich getroffen sein. Er wälzte sich auf dem Boden und stieß kläglich die Worte hervor: Asserto ist ein Schurke! Er hat mich im Stiche gelassen. — Wehe mir! — Mit mir ist es aus.

Der Bravo streckte sich — röchelte; und ein Blutstrom drang aus seinem Munde. Er hatte geendet.

Ein Sbirre mochte Verdacht gegen Braun geschöpft haben, da der Bravo vorher gegen diesen seinen Lauf genommen hatte.

Er trat vor ihn hin, musterte ihn vom Kopf bis zum Fuße und richtete an ihn die Frage, wer er sei.

Ich verstehe Euch nicht, antwortete der Trompeter, der seine Fassung nicht verloren hatte, in deutscher Sprache.

Was tragt Ihr unter dem Arme, fragte der Sbirre von Neuem und ergriff sogleich jenen Gegenstand, den dieser in einem Lederfutteral trug. Er öffnete dasselbe und sah das Flügelhorn, welches dieser gekauft hatte. Ein Musikant also — und dazu ein Deutscher. Ihr seid keiner von denen, die wir suchen.

Der Trompeter erhielt sein Instrument zurück.

Mehrere Lazaroni hoben den Gefallenen vom Boden auf, luden ihn auf ihren Rücken und trugen ihn aus der Ruine. Die Sbirren folgten ihnen, ohne sich weiter um Braun zu bekümmern.

Er war einer großen Gefahr entgangen.

Braun blieb in der Ruine zurück und blickte dem Zug nach, bis derselbe hinter dem Kloster verschwand. Von dort streifte sein Auge von Neuem nach dem Kloster. Das hohe gothische Fenster war geöffnet worden und mehrere Frauen in Nonnentracht zeigten sich den Blicken des Trompeters.

Die gefallenen Schüsse mochten sie dahin gelockt haben.

Ob nicht Beate bei diesen ist? fragte er sich.

Jene könnte es sein, die dort den linken Flügel einnimmt.

Wenn sie es wäre, so soll sie aber auch wissen, daß ich ihr nahe bin. Sie soll es ahnen, daß ich hieher gekommen bin, um von ihr Abschied zu nehmen.

Braun schwang sich auf die Brüstung des Fensters hinauf und, frei in demselben stehend, brachte er das Flügelhorn an seinen Mund und begann demselben Töne zu entlocken. Er blies die Melodie jenes Liedchens, das er der vermeintlichen Beate geweiht hatte.

Wie klang es so sanftklagend, so weich und schmelzend — so betrübt, so hoffnungslos.

Alle seine Gefühle schienen sich in diesen Tönen zu verweben.

War es Täuschung — war es Zufall?

Eine Hand mit einem wehenden weißen Tuche schien sich gegen ihn zu bewegen.

In dem nächsten Augenblicke aber war nicht allein das Tuch, sondern auch die Nonnen an dem Fenster verschwunden. Das Fenster wurde geschlossen. Die Strahlen der Sonne blinkten nicht mehr in dessen Scheiben. Düster und undurchdringlich, als wären sie schwarze Eisenplatten, starrten sie in die nahe Landschaft hinaus.

Die Klänge des Flügelhorns verstummten. Der Trompeter wischte sich die Thränen aus den Augen, welche seinen Blick umdüsterten, und sprach mit gepreßter Stimme: Lebe wohl, für immer!

Langsamen Schrittes verließ er die Ruine.

Der Freimann von Ancona kam ihm entgegen.

Er wies ihm die Fahrbillets, welche er in der Hand hielt und sagte: Nun fort, mein Freund! — Die Zeit drängt! — In einer Stunde verlassen wir Rom.

Schweigsam wandelte der Trompeter an der Seite seines Freundes dahin.

[illegible] und [illegible]anden in eine Gasse.

Ende des ersten Theiles.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Aus den Papieren eines Unstäten.

Von
R. de Vincenti.

### Die Roseninsel.

(Fortsetzung.)

Wir frühstückten in den Ruinen des Feenkiosk, den der Pascha errichtet und das letzte Erdbeben zerstört hatte. Darauf den Krümmungen eines Gebirgsbachs folgend, kamen wir bald in der Tiefe eines kühlschattigen Thalgrundes an, wo inmitten einer überreichen Vegetation riesige Felsblöcke in chaotischer Verwirrung, wie durch eine furchtbare vulkanische Convulsion hingestreut, emporstarren. Unter ihnen bäumt sich ein Monolith, hoch wie eine Kathedrale und ganz überwachsen mit wilden Rosen und Opunzien. Dieser Riese ist hohl und steht bei der ganzen Bevölkerung der Insel im allerschlimmsten Rufe; die Türken besuchen ihn nie und die Griechen nur unter wiederholten Bekreuzigungen. Warum? weil sie behaupten, daß die Ginns (Geister) darin ihr Wesen treiben und man nie ungestraft diese Patrone aus ihrer Ruhe störe. Ist dies nicht analog mit den Pulpiquets und Korigans der Bretagne, jene originellen Zwerge, die auch die uralten Dolmens bewohnen? Ein dornenverwachsenes Thor führt in das Innere, welches ich mit Staunen betrachtete. Eine Riesenkuppel wölbt sich in unabsehbarer Höhe, ringsum auf roh in den Felsen gehauenen Halbsäulen ruhend, zwischen denen Gras und üppiges Farrenkraut herauswuchern. Die Gelehrten sagen, einst sei es ein Cerestempel gewesen, doch das Ganze ist so gewaltig, daß es wie von Gnomenhänden geschaffen aussieht.

Ich war mit Rosita bis in die Tiefe des Felsensaales eingedrungen, als diese plötzlich einen erstickenden Schrei ausstoßend, auf einen Winkel deutete, wo mehrere Felsblöcke aufgeschichtet lagen. Ich machte nur einen Sprung nach diesem Punkte, in der Meinung, daß irgend ein Reptil meine Begleiterin erschreckt hätte, fand jedoch nichts, als einen ungeheuren Haufen von Schutt und Schlacken und eine kleine mit Dorngestrüpp verwachsene Oeffnung, die übrigens kaum zugänglich schien. Als ich mich dennoch anschickte, dieselbe zu untersuchen, bat mich Rosita auf das inständigste von meinem Vorhaben abzustehen, indem sie die Ueberzeugung habe, daß mich irgend eine Gefahr bedrohe. Lachend fügte ich mich ihrem Wunsche, worauf sie mir gestand, daß sie hinter einem Felsenvorsprung ganz deutlich den charakteristischen Kopf Caramuele's mit seinem üppig schwarzen Haarwuchs und zwei glühenden Augen, die uns beobachteten, gesehen habe. Meine Heiterkeit ward durch diese Versicherung keineswegs vermindert und ich blieb gegenüber der

wiederholten Betheuerungen meiner Schöhetis, so vollkommen ungläubig, daß sie in großen Zorn gerieth und ich sie nur durch das Versprechen, der Gesellschaft gegenüber Schweigen darüber zu beobachten, besänftigen konnte. Ich nahm mir jedoch vor, Caramuele den Vorfall zu erzählen, um mit ihm noch ganz besonders zu lachen.

Einige Tage darauf saßen wir auf der Terrasse unseres Hauses mit einigen Bekannten, unter welchen auch Caramuele. Unser Blick beherrschte den Hafen, wo in der Nähe des Michaelsthurmes ein Dampfer der „Messageries impériales“ vor Anker lag. Bichi bemerkte, daß es der „Mahmudieh“ sei, der von Konstantinopel käme, um die Schellen Syriens zu berühren. „Ich habe heute früh — fügte er hinzu — den Schiffsarzt besucht, und erfahren, daß die türkische Regierung vor hat, mit Nächstem einen höheren Polizeibeamten auf die Inseln und insbesondere nach Rhodus zu schicken, um der Fabrikation falscher Kaimes (Banknoten), welche von den Inseln aus die Hauptstadt seit mehreren Jahren überschwemmen, auf die Spur zu kommen. Denn man sagt, diese verborgene Industrie werde, besonders in der letzten Zeit, so im Großen betrieben, daß sie unter dem griechischen Kaufmannsstand in Stambul eine bedeutende Anzahl von Hehlern unterhalte, von denen vor einigen Tagen mehrere in Verhaft gebracht worden sind.“

Zufällig fiel in diesem Augenblick mein Blick auf Caramuele, dessen Aufmerksamkeit sehr gespannt schien, obwohl er sein Fernglas auf den Hafen gerichtet hatte. Während einer Sekunde fiel mir der leidende, ja angstvolle Ausdruck seines Gesichtes auf, und ich weiß nicht warum, doch unwillkürlich dachte ich an die obenerzählte Vision Rositas im Felsentempel der Ceres. Caramuele hatte indeß die gewöhnliche gewinnende Ruhe seines Gesichtes wieder erlangt und wandte sich unbefangen an den Doktor mit der Frage: „Wissen Sie, Bichi, einen der neuerdings Verhafteten zu nennen, kleine, miserable Winkelserraffs (Wechsler) ohne Zweifel?“ — „Im Gegentheil, bester Freund, man nennt den bekannten Theopulos in Galata, der bei der letzten Krisis der Schims (d. h. Banknoten) 500,000 Piaster gewonnen hat.“ Ich hatte Caramuele beobachtet. Eine rasche Bewegung war ihm bei dieser Antwort entschlüpft und sein Gesicht war bleicher geworden.

Wenn ich heute an diese Scene denke, die mir wie alle meine Erlebnisse auf Rhodus unvergeßlich geblieben ist, so kann ich meinen damaligen Geisteszustand, der mir nicht erlaubte, in diesen seltsamen Anzeichen ein Schuldbewußtsein Caramuele's zu finden, kaum begreifen; gewiß ist aber, daß ich keinen Augenblick ernstlich daran dachte, diesen Mann von so großartiger Geistesbildung und so untadelhaften Sitten mit einem Falschmünzerprozeß in Verbindung zu bringen.

Während längerer Zeit nach dieser Scene war Caramuele auf einer Geschäftsreise in Smyrna abwesend, nach welcher er, wie mir schien, düster und sorgenvoll zurückkam. Kurze Zeit darauf verbreitete sich das Gerücht, daß der türkische Untersuchungsbeamte in Angelegenheit der Falschmünzerexpedition auf Samos vergiftet worden sei. Kein Zweifel mehr, daß die Verbrecher weitverzweigte Verbindungen haben mochten und dem Uebel schwer abzuhelfen war.

Caramuele war indeß in meinem Hause fast täglich zu sehen, und ich scherzte oft über seine häufigen Besuche mit Madame Bichi und Rosita, wobei ich die Letztere beschuldigte, den Smyrnioten durch ihre Koketterie anzuziehen. Merkwürdigerweise nahm die Abneigung der jungen Frau gegen diesen Mann in dem Maße zu, als seine Besuche sich vervielfältigten. Sie schien ihn, so zu sagen, instinktmäßig zu hassen und verließ häufig das Zimmer, wenn er eintrat, was ihm wirklich Kummer zu machen schien. Da ich hier keinen Roman, sondern eine selbsterlebte Geschichte erzähle, so füge ich hinzu, daß ich Rosita zu gut kannte, um ihr die Schmach anzuthun, unter ihrer zur Schau getragenen Abneigung eine geschickt verborgene Intrigue zu argwöhnen, denn sie, das Kind der Natur, aufgewachsen im Innern der Insel Korfu, hatte durchaus keine Idee von der traurigen Heuchelei und den galanten Kniffen der civilisirten Salondamen unserer Zeit.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Die Schlesischen Extrazügler an der Adria.

Am Freitag den 20. Mai, früh 8 Uhr, langten hundert Schlesier, welche Herr Stangen von Wien aus zu einer Vergnügungsreise nach dem Süden vereinigt hatte, in Triest an. Als geborener Schlesier konnte ich es mir nicht versagen, der Ankunft meiner lieben Landsleute beizuwohnen und mich während ihres Aufenthaltes in Triest und ihres Ausfluges nach Venedig und Padua ihnen anzuschließen. Die Stimmung der Ankommenden war eine durchgängig heitere, ja bei einzelnen ganz rosenfarbene. Die Gesellschaft war eine buntgemischte, fast alle Stände waren vertreten, was erheblich dazu beitrug, den Habitus der ganzen Gesellschaft gemüthlich zu machen. Gerade solch ein Mischmasch pflegt das kreuzfidele Element in alle öffentlichen Festlichkeiten zu bringen, und eine größere Vergnügungsreise kann man ja wohl als eine Festlichkeit betrachten. Als Chorführer des Humors und der frischesten Laune figurirte ein schon ziemlich bejahrter Herr aus der Jauer'schen Gegend, der durch seine drolligen Einfälle und seine naturwüchsige Komik sehr viel zur Erheiterung der ganzen Gesellschaft beitrug. Er hatte von den Mitreisenden den Titel „Oberbürgermeister“ erhalten, und machte ihm alle Ehre. Ehe die Reisegesellschaft (welcher das von Schlesiern begründete Triester Platzdiener-Institut seine Dienstmannschaft während des hiesigen Aufenthaltes zu seiner Verfügung gestellt hatte) an ein ernsteres Studium der Stadt ging, kam man überein, Herz und Nieren durch einen angemessenen Imbiß zu stärken, um so wohlgerüstet an Leib und Seele die weiteren Forschungen anzutreten. Man begab sich zu dem Ende in das sog. Steyrische Weindepot am Johannisplatze, dem Vereinigungsort der hiesigen deutschen Turner, und machte hier gründliche Bekanntschaft mit den Triester Beefsteaks und den entsprechenden Flüssigkeiten. Hierauf fand ein allgemeiner Spaziergang behufs der Besichtigung aller merkwürdigen Punkte statt. Da die ganze Reisegesellschaft en masse auftrat, so verfehlte dies nicht, großes Aufsehen hervorzurufen, und mancher Triester blieb stehen, um die Söhne des Nordens in genauen Augenschein zu nehmen. So wälzten wir uns, einer Caravane gleich, durch die ganze Stadt und besichtigten zunächst den Hafen, einige Kirchen und das Tergesteum. Nachmittags fand eine Promenade nach dem reizend gelegenen Belvedere statt, von wo man eine herrliche Aussicht auf Stadt und Meer genießt. Abends kam man wieder in der deutschen Turnkneipe

zusammen und hier stieg die Heiterkeit allmälig so in's Ungeheuerliche, daß man sogar einen kleinen Ball improvisirte, was in Triest um so mehr Sensation machen mußte, als hier nur während des Karnevals getanzt zu werden pflegt. Ob dann Alle unmittelbar in ihr Nachtquartier gegangen, davon schweigt des Sängers Höflichkeit.

Am andern Tage machten wir eine Morgen-Promenade in den Boschetto, dem Triester Prater, stiegen bis zum sog. Jäger, einem großartigen Vergnügungslokale auf der Spitze des Boschettihügels hinan, genossen hier die weite Rundsicht über Triest und seine Umgebungen und machten am Nachmittag einen Ausflug nach Miramar, dem Palaste des Kaisers von Mexiko Maximilian I., der durch seine imponirende Lage auf einem Felsen am Meere, durch seine architektonische Schönheit und die ihn umgebenden reizenden Parkanlagen allgemeine Bewunderung fand. Abends fand natürlicher Weise wieder gemüthliche Kneiperei statt. „Zu mitternächtlicher Stunde“ bestiegen wir einen Lloyddampfer, um die Ueberfahrt nach Venedig anzutreten. Wir hatten Anfangs eine günstige Reise. Bald aber verdunkelte sich der bisher sternenklare, tiefblaue Himmel, und Aeolus ließ einen ziemlich heftigen Notus (hier zu Lande Sirocco genannt!) wehen. Dieser hatte kaum eine halbe Stunde angehalten und schon war aus manchem lauten Redner ein stiller Mann geworden. Das frische Bier-Carmin machte auf den meisten Gesichtern immer blasseren Tinten Platz, die Unterhaltung wurde immer einseitiger und fing bald an, sich fast ausschließlich um die für gewisse Eventualitäten bestimmten Waschbecken zu drehen. Nur etwa 25 Personen spitzten noch die Starken und verhöhnten alle die, die bereits schwach zu werden anfingen. Aber nemo ante mortem beatus — auch von dieser alten Garde sollten die meisten zu Rittern von der traurigen Gestalt werden. Nur sehr wenige der Herren, und zwar seltsamer Weise die Corpulenten und nur eine einzige von den Damen (eine liebenswürdige Falkenbergerin) mußten darauf verzichten, mit der Seekrankheit in persönliche Beziehungen zu treten. Sonst aber war der Katzenjammer allgemein; zum Schluß verfiel auch noch einer der wenigen stark gebliebenen Corpulenten, ein alter Breslauer, dem allgemeinen Schicksal und da eben der Tag anbrechen wollte, so konnte man von ihm sagen: „Und so lag er eine Leiche eines Morgens da“ rc. Sonderbares Ding, diese Seekrankheit. Vor ihr muß sich jede menschliche Größe beugen, um dem Meere seinen Tribut zu zollen, vor ihr verstummt der Spott der wildesten Gemüther, sie macht alle gleich in den Augen des seetüchtigen Matrosen. Mit sehr bleichen Gesichtern langten wir in Venedig an, aber die stolze Lagunenbraut mit ihren herrlichen Palästen, ihren zauberischen Kirchen, ihrem Markusplatz, mit ihrer unendlichen Majestät und ihrer tiefsinnigen Schwermuth erweckte unsere Lebensgeister bald zu neuer Regsamkeit, und in einer Stunde war die maritime Misère abgeschüttelt. Der für diese Zeilen engbemessene Raum erlaubt mir nicht, auf die Einzelnheiten unseres Aufenthaltes in Venedig einzugehen. Wir besichtigten die wichtigsten Kirchen, Paläste und übrigen Sehenswürdigkeiten und durchfuhren die Stadt auf den zahllosen Kanälen in allen Richtungen. Der Kirchenbesuch, muß ich in Parenthese bemerken, wurde meist, zum Erstaunen der Italiener sehr flüchtig und oberflächlich vorgenommen. Die Schlesier schienen den Wirthshäusern und den lebenden Sehenswürdigkeiten weit mehr Interesse zuzuwenden. Namentlich wurden mehrfach Vergleiche zwischen den Triestinerinnen und Venetianerinnen angestellt, und allgemein vereinigte man sich dahin, daß jene von größerer und üppigerer Statur, diese aber zarter, formenschöner und namentlich von feinerer Gesichtsbildung sind, daß aber jedenfalls der Kopf einer Venetianerin und der Rumpf einer Triestinerin ein herrliches Ensemble bilden würden.

Abends wurde eine große Gondelfahrt veranstaltet, bei der 25 italienische Sänger auf einer mit buntfarbenen Lampions beleuchteten Barke Nationallieder vortrugen, indem sie immer in Mitte unserer Gondelreihe blieben. Diese Fahrt wird auf die meisten Theilnehmer der Reise wohl einen unvergeßlichen Eindruck gemacht haben; denn der magische Zauber Venedigs in einer lieblichen Mondnacht, wie wir sie hatten, und dazu der Klang lieblicher Melodien müssen die Seele selbst eines nüchternen Menschen unendlich weich stimmen.

Am Montage wurden die Besichtigungsfahrten fortgesetzt. Wie wir die Venetianerinnen bewunderten, so darf ich auch nicht vergessen, anzuführen, daß unter den Damen unserer Reisegesellschaft namentlich eine reizende Breslauer Blondine (so ein Klärchen aus Egmont) den Beifall der Italiener in hohem Maße errang. Sie gefiel namentlich einem reichen venetianischen Patricier unverkennbar, und es sollte mich nicht wundern, wenn von Venedig nach Breslau der Telegraph sehr bald die Worte beförderte: „Reich' mir die Hand, mein Leben, komm' in mein Schloß (am Canal grande) mit mir!“ So ergibt sich zuweilen aus dem Angenehmen einer Vergnügungsreise das Nützliche einer Heirath.

Ich bemerke noch, daß wir in Venedig im deutschen Hotel Bauer einquartiert waren und hier gutes Logis, aufmerksame Bedienung und preiswürdige Verpflegung fanden.

Am Dinstag Morgen fuhren wir auf der Eisenbahn nach Padua, besichtigten im Fluge die dortigen Merkwürdigkeiten, hielten uns längere Zeit im weltberühmten Caffé Pedrocchi auf und kamen um 7 Uhr Abends wieder nach Venedig zurück. Die ursprünglich beabsichtigte Rückfahrt mit dem Dampfschiff wurde in Erinnerung der erfahrenen Leiden aufgegeben und beschlossen, den Weg nach Triest per Eisenbahn zurückzulegen. Herr Stangen bewies hier viel Energie und Eifer, insofern er es, trotz der früher mit dem Lloyd hinsichtlich der Rückfahrt getroffenen Uebereinkunft in kurzer Zeit durch eine telegraphische Unterhandlung, bei der sich die Südbahndirektion sehr gefällig bezeigte, durchsetzte, daß wir zu ermäßigten Preisen die Eisenbahn benutzen konnten. — Die Italiener haben die Schlesier, und namentlich ihre preußischen Thaler, unstreitig gern gesehen, und ihr uns oft zugerufenes „a rivederci“ war ohne Zweifel ganz ehrlich gemeint, denn die Breslauer und Schlesier lassen sich selbst mit Gracie ausplündern, wenn sie sich nur gut dabei amüsiren. Dies ist nun allerdings der Fall gewesen, und allen meinen lieben Landsleuten, die Italien noch nicht kennen, kann ich daher mit gutem Gewissen zurufen:

Kennst Du das Land, wo die Citronen blüh'n?
Dorthin mußt Du, mit Breslau's Stangen zieh'n!

Triest, Ende Mai 1864. Ferdinand S—.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

**Mnemosyne.**

**Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.**

**№ 46.** Mittwoch den 8. Juni **1864.**

## △ Die Prinzessin im Kloster.

Roman
von
Theodor Scheibe.

### Zweiter Theil. — Erstes Kapitel.

### Schutzlose Frauen.

(Fortsetzung.)

Ein Mann von stämmigem Wuchse, mit einem struppigen Barte irrte in den Abhängen der Appeninen in der Nähe von Rocca-Contrada unter den daselbst befindlichen gigantischen Felsblöcken umher und ließ sich dann auf den Boden nieder und begann mit einem eisernen Instrumente einen großen Stein, welcher platt in der Erde lag, zu rütteln und wegzuschieben. Eine Höhlung wurde sichtbar.

Der Mann stieg in dieselbe hinab. Der Raum in der Erde erweiterte sich und war hinlänglich groß, ein Dutzend Menschen zu verbergen. Diese Höhle war wohnlich eingerichtet.

Man sah ein Lager aus frischem Maisstroh, Bänke um einen Tisch, ein Fäßchen mit geschlossenem Deckel und ein anderes geöffnetes, das Reis enthielt. Ein drittes Faß lag, mit einer Pipe versehen, in einem Winkel und dabei stand ein Gefäß mit einer Neige von rothem Wein. An den Bänken in dieser Höhle hingen mehrere Pistolen und Säbel. Auf dem Tische lag eine Perrücke und ein falscher Bart, daneben ein Spiel Karten und ein Dolch.

Der Mann musterte alle diese Gegenstände, drehte dann die Pipe, um das Gefäß zu füllen und trank, als er seine Absicht erreicht hatte, mit durstigen Zügen. Hierauf kniete er auf den Boden nieder, scharrte mit seinem Instrumente ein Loch und kam auf ein Kästchen, worin sich, als er es öffnete, einige Bajocci befanden. Er hob das Kästchen heraus, dann einen zweiten Stein und fand daselbst Gold- und Silbermünzen und außer denselben ein goldenes Armband mit weißen und blauen Juwelen gefaßt.

Sein Auge leuchtete vor Freude über diesen Fund. Er nahm das Armband, besichtigte es, zu dem von Oben einfallenden Lichte tretend, wo er die Steinplatte hinweggeschoben und las, in den inneren Ring gravirt, das Wort Napoleon.

Hierauf verbarg er das Bracelet in seiner Tasche und steckte dann auch die aufgefundenen Gold- und Silbermünzen zu sich.

Nachdem er dies gethan, verließ er die Höhle und wollte wieder den Stein vor den Eingang schieben, als in Eile bewaffnete Kerle in italienischer Bauernkleidung sich ihm näherten. Der Mann erhob sich und blickte ruhig den Heranstürmenden entgegen.

Zum Teufel, was hast du hier zu suchen? rief einer von ihnen zornig. Warte, ich will dir deine Spürnase aus dem Gesichte schneiden. Er zog ein Messer aus dem Gürtel und ging auf ihn los.

Dieser machte einen Seitensprung, erfaßte die bewaffnete Hand, die ihm gedroht hatte, wendete den Angreifer und warf ihn mit einem Kniestoße rücklings zu Boden.

Die Andern sahen staunend diesem Manöver zu und einer von ihnen sagte erfreut: Wenn das nicht Asserto ist, so will ich baumeln.

Diesmal baumelst du nicht, entgegnete der Mann. Ich bin Asserto und finde es höchst unanständig, daß Ihr mir die Nase abschneiden wollt.

Eviva Asserto! riefen die Kerle wie aus einem Munde und beeilten sich, dem Genannten die Hände zu drücken.

Der Mann, welchen der Bravo niedergeworfen hatte, erhob sich mit komischer Grimasse und sagte: Wahrlich, Ihr habt Euere unvergleichlichen Volten noch nicht vergessen.

Wollen wir in die Höhle hinabsteigen, fragte ein Bandit.

Ich nicht, antwortete Asserto, gesetzt den Fall, daß wir auf der Oberfläche sicher sind.

Wie das Kind im Mutterleibe, lautete die Antwort. Seit Eurer Abwesenheit haben sich die Zustände bedeutend gebessert. Vor Sbirren und Soldaten haben wir endlich einmal Ruhe, und wir könnten unsere Bande, wenn wir wollten, leicht auf fünfhundert Köpfe bringen; denn heutzutage weiß sich hier Niemand anders zu ernähren, als mit dem Dolch in der Hand.

Nun denn, so wollen wir uns hier lagern. Antonio soll Wein heraufbringen.

Die Banditen setzten sich und begannen hierauf zu trinken.

Wer kommandirt Euch jetzt? sprach Asserto.

Rufello, lautete die Entgegnung. Ein guter Kerl, wie er ist, aber entsetzlich freigeistig. Ich habe ihn noch nicht beten gesehen.

Hält aber gutes Regiment, und sein Wort gilt wie heilig — doch es ist eigentlich an Euch, Asserto, uns zu erzählen. — Wo habt Ihr Euch denn herumgetrieben?

In der weiten Welt, antwortete dieser. Ich habe als Cavalier in Wien und Paris gelebt — fein gelebt, und die

köstliche Erfahrung gemacht, daß die Banditen in den Apenninen ehrliche Dummköpfe und erbärmliche Stümper gegen die Banditen der Großstädte sind, die in prächtigen Karossen dahinfahren, Paläste bauen, Pferdegestüte anlegen und auf dem Geldmarkte mit Millionen Aktien spekuliren — dorthin müßt Ihr wandern, wenn Ihr unter dem Schutze des Kapitals die Taschen Eurer Nächsten mit kolossalen Gewinnen leeren wollt — der allerdümmste Kerl, sage ich Euch, ist heutzutage der Straßenräuber. Auf dem Parket müßt Ihr rauben — Papiergeschäfte etabliren, sogenannte gemeinnützige Industrie betreiben — und Aktien in einer Menge auswerfen, daß darunter die gesunde Vernunft erstickt.

Ja, wer dazu die Bildung hätte, wie du! sprach der Bandit Antonio. Wir haben noch nicht viel gelernt in der Welt.

Man braucht nichts für dieses Fach gelernt zu haben, antwortete Afferto. Sitzest du auf einem Pferd, so hast du sechs Füße, und hältst du dir einen Sekretär, dann hast du seinen Verstand.

Plötzlich knallte ein Schuß. Die Banditen erhoben sich rasch und starrten nach dem Dickicht, das sich unfern von ihnen zeigte und über die nahen und fernen Höhenpunkte ausdehnte.

Ein zweiter und dritter Schuß fiel: Hölle und Teufel! rief Antonio. Das schallt von der Straße herüber. — Rufelio ist dahin gezogen mit mehreren Kameraden. Es scheint, daß er einen Fang gemacht hat. — Vorwärts! Freunde, sonst kommen wir zu kurz.

Die Banditen stürzten nach dem Walde. Afferto folgte ihnen zögernd und sprach bei sich: Es fällt mir nicht ein, mich mit Reisenden herumzubalgen. Fra Bartolo's Erbe befindet sich in meinem Besitze, und somit ist der Zweck meiner Reise nach Italien vollständig erreicht. Nun fort, wieder nach Paris!

Afferto schlug einen anderen Pfad ein als jenen der anderen Bravo's und näherte sich zwischen Gebüschen einem Gehölze von hohen Kastanienbäumen. Er wollte sowohl seinen Nachfolger als Kapitän, als auch jene Leute vermeiden, mit welchen dieser wahrscheinlich in einen Kampf gerathen war, und glaubte auf dem eingeschlagenen Wege sich von diesen zu entfernen.

Aber nun hörte er Hilfegeschrei, Flüche und Verwünschungen, die von annähernden Personen herrührten. Es rauschte in dem Dickichte, und Afferto schlüpfte hinter einen Busch, um sich daselbst zu verbergen; denn die nächste Minute bereits mochte jene Leute zu ihm herbeiführen.

Aus dem Walde kam eine Frau, welche ihrer Kleidung nach den besseren Ständen angehören mochte, und die mit keuchender Brust seinem Verstecke sich näherte.

Ihr folgte eine zweite Frau in einiger Entfernung. Die Erste blieb stehen und harrte auf die Andere.

Der Anblick der Frauen, welche, der Situation nach, geängstigte Fliehende waren, bestimmte Afferto, aus dem Gebüsche hervorzutreten. Die Frauen eilten auf ihn zu und die größere der Beiden redete ihn mit den Worten an: Schützen Sie uns, mein Herr, wir werden von Räubern verfolgt.

Die Sprecherin war die Prinzessin von Lugano und ihre Begleiterin Beate.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus den Papieren eines Unstäten.

Von

A. de Vincenti.

### Die Roseninsel.

(Fortsetzung.)

Eines Tages jedoch fand ich Rosita in einer solchen Aufregung und zwar, wie es schien, in Folge eines Besuches von Seiten Caramuele's daß mir der Gedanke kam, als möge der Instinkt der jungen Frau in diesem Manne wirklich einen Feind wittern, weshalb ich auf die Bitte Rositas hin den Entschluß faßte, meinen Verkehr mit Caramuele nach und nach abzubrechen. Der Zufall schien mir darin zu Hilfe zu kommen, indem der Smyrniot abermals die Insel auf unbestimmte Zeit verließ. Rosita schien freier aufzuathmen und ihr Gemüthszustand verbesserte sich sichtlich. Ihre Gesundheit hingegen war durchaus nicht befriedigender, als vor einigen Monaten, und ich war gezwungen, meine Streifzüge in und um die Stadt gar häufig allein zu machen. Oft trieb mich die Sorge hinaus in die fernsten Gegenden der Insel mit ihren wechselvollen Panoramen und idealen Thälern. Aber selbst in der nächsten Nähe der Stadt fand ich viele Stellen, wo ich mich meinen Träumen überlassen konnte.

Die ungeheure Necropole von Kalamaeas zwischen den westlichen Befestigungen und dem Stephansberg hatte besonders einen großen Reiz für mich. Was jetzt Todtenfeld, war früher Schlachtfeld, wo alle Nationen des Südens sich die reiche Insel streitig gemacht hatten, bis sie aus der zum Tode ermatteten Hand der Johanniter in ein Meer von Blut stürzte, wo Barbarei und Fanatismus alle seine Lebenskräfte nach und nach ertränkt hatten. Weiterhin auf dem Wege nach dem Dorfe Koskinu, machte ich oft Halt auf dem kühngehauenen Felsenspitter, der unter dem Namen vodi (Ochse) weit in das Meer vorspringt und nicht selten überraschte mich die Ave-Mariaglocke, die aus dem hochgelegenen Kloster der barmherzigen Jungfrau zu mir herüber tönte. So schön und lebenskräftig die Natur jedoch auf dem offenen Grabe, welches man Rhodus nennt, prangt, so gleichgiltig und moralisch gebrochen wandelt der Mensch auf dieser gesegneten Erde und die Bevölkerung schwindet langsam dahin, während der Himmel ewig lacht und die Flur ewig grünt und blüht.

„Der Himmel lächelt, die Flur blüht und es mäht der Tod!“
„Le ciel sourit, le champ fleurit, la mort moissonne.“

Nach der Stadt zurückkehrend, umritt ich oft die stolzen Bastionen, die in ein Felsbett gehauenen tiefen Laufgräben, die mächtigen Böschungen, hinter welchen vergessen und verstummt ein paar alte Kanonen verrosten. Ueberall Spuren von Vandalismus und conservirender Apathie zu gleicher Zeit, ein Theil der massiven Mauern, wie durch ein Wunder erhalten, ein anderer unter Schutt und Dornengestrüpp vergraben.

Gehen wir nach der Ritterstraße, die von der Johannes-Kathedrale, welche jetzt ihres blendenden Schmuckes entkleidet, die Kinder des Islams in ihren majestätischen Hallen beten sieht, in sanftem Abhange zum Hafen hinabsteigt. Einsam schläft Fabricio Caretti unter seiner weißen Marmorplatte, der einzige von allen Großmeistern, dessen Grab der Sieger verschonte. Wo aber ist der berühmte Saal im nahe liegenden Palast der Großmeister, den Soliman, mit Blut befleckt, zuerst betrat? Ein Gemüsegarten ist er heute, wo

Artischoken und Tomaten wachsen. Und die Kapelle? Sie beherbergt die kurdischen Rosse des Disdars oder Platzkommandanten. Selbst in dem Zustande aber, wie die Ritterstraße nach dem letzten Erdbeben stehen geblieben ist, gehört sie noch zu den interessantesten der Welt. Eine „via dolorosa“ ist's, wie in Jerusalem, denn auch hier starben Glaubenshelden den Martyrertod. Sie fielen, und andere traten an ihre Stelle und Europa hat seine Vorkämpfer ohne Hilfe verderben lassen. Klosterkastelle erscheinen die massiven Quaderhäuser, so recht würdig der heldenmüthigen Mönchsoldaten, die sie bewohnten. Ein Strebebogen spannt sich gleich am Eingang über die Straße. Wie auf dumpf dröhnenden Grabsteinen verhallt der Tritt auf dem schwarzweißen Marmorpflaster, dessen Trottoirs sich an breiten Eingangstreppen, reichgehauenen Portalen und unter delikat gemeißelten gothischen Fenstern, wo die dichtgeflochtenen Gitternischen der Türken hängen, hinziehen.

Dort grüßt Frankreichs zarte Königslilie vom weißmarmornen Wappenschild der französischen Priorei, dessen Portal des heiligen Ludwigs Feldgeschrei: „Montjoie Saint Denis“ trägt, mit der Jahreszahl „1495“. Heute hat der türkische Zolldirektor diese Wohnung inne. Wo ist Deutschlands Aar? Dort neben dem springenden Löwen Arragoniens und den englischen Leoparden. Ueberall lateinische Epitaphen, altfranzösische Inschriften, Kreuze und Wappenschilder. Stolze Namen sind hier genannt worden, Aubusson, Villeneuve, Amboise und Goson, der Drachentödter! Etwas weiter hinab finden wir einige lustige, gothische Spitzbogen, Alles, was von d'Aubusson's prächtiger Siegeskapelle Santa Maria della Vittoria, zum Gedächtniß der ruhmwürdigen Vertheidigung von 1480, erbaut, übrig geblieben ist. Nicht weit davon schimmert das malerische Profil der Ruinen der Markuskirche und dabei die pittoreske Façade der ritterlichen Burgvogtei mit ihren zierlichen Arabesken und Gesimsen aus weißem Marmor, und endlich am Ende der Straße, gegen einen freien Platz gekehrt, das Ordensspital, das heute ein Marinedepot geworden. In der Nähe meiner Wohnung bewunderte ich oft die Augustinerkapelle mit ihren Sarazenenogiven und dem luftigen Thurme. Sie ward zur Eisenmoschee Mustapha's, wie die stolze Apostelkirche in die Soliman's Moschee verwandelt wurde, und aus der Franziskanerkirche ein öffentliches Bad gemacht worden ist.

Es war Anfangs Oktober. Ich erwartete jeden Tag Nachrichten von Beirut. Caramuele war die ganze Zeit, d. h. über sechs Wochen schon, wie vom Erdboden verschwunden, und ich gestand mir manchmal, daß ich vielleicht unklug gehandelt hatte, diesen Menschen in manche Verhältnisse eingeweiht zu haben, die ganz persönlich waren. Da erhielt ich eines Tages einen Brief von meinem Korrespondenten, daß er mich in zehn Tagen in Beirut erwarte. Der Abschied war schwer, und eine düstere Ahnung lag mir wie Alpdrücken auf dem Herzen. Rosita schien sich jedoch bei Madame Vicchi so in Sicherheit zu fühlen, daß ich meine Gefühle in meine Brust verschloß. Schon hatte ich den Lloyddampfer bestiegen, als ich in einem Individuum, welches von einem vor Anker liegenden türkischen Paquetboot aus in einer Jolle dem Hafendamm zuruderte, Caramuele zu erkennen glaubte. Dieser Gedanke verfolgte mich hartnäckig während der ganzen Ueberfahrt.

(Fortsetzung folgt.)

## Une fille de marbre.

Die sozialen Schäden der englischen Gesellschaft geben seit einiger Zeit den englischen Journalen viel zu schaffen, insbesondere sind es die agrarischen Fragen, und die mit ihnen in innigster Verbindung stehende Bestimmung der Erstgeburt, die neuerdings stark angegriffen werden. Nun veröffentlichte sogar ein Mitglied der Demi-Monde zur Kritik der sozialen Verhältnisse einen Abriß der eigenen Lebensgeschichte, die mit einer solchen Naivität die gesellschaftlichen Zustände Altenglands photographirt, daß wir keinen Anstand nehmen, denselben mitzutheilen. Es ist ein Brief an den Herausgeber des Londoner Morning Star, den wir hier folgen lassen:

Sir! Der Zufall führte mir eine Nummer Ihres geschätzten Blattes in die Hände, in welcher Sie mit so viel Kraft und Wahrheit die übeln Wirkungen des englischen Gesetzes über Primogenitur auseinandersetzen. Obwohl wenig mit derartigen Fragen beschäftigt, kann ich doch Ihre Argumente würdigen. Ich kann wohl verstehen, was die Folge eines Prinzips werden muß, das eine Klasse von jüngern Söhnen Ihrer „Noblesse“ existiren läßt, welche alle den Geschmack und die Leidenschaft für den Luxus besitzen, ohne die Mittel, ihre mächtigen Begehren in berechtigter Weise zu befriedigen. Sie haben die übeln Resultate davon erwogen, die politischer Art sind. Ich könnte Ihnen die übeln Resultate angeben, die soziale sind. Schelten Sie mich nicht der Anmaßung, wenn ich es wage, Ihnen einige der Folgen auseinanderzusetzen, die dem politischen Verstand entgehen könnten. Das Uebel, das wir beide anklagen — Sie in Ihrer Eigenschaft als Journalist, ich in meiner verschiedenen Kapacität in sozialer Richtung — als Weib bin ich vielleicht ein Opfer dieses Uebels. Obwohl Französin, wage ich die Beschreibung dennoch in Ihrer ausdrucksvollen englischen Sprache.

Ich bin Eine jener Klasse, von welcher Leute in England nicht öffentlich sprechen mögen. Ich bin im vollen Sinn des englischen pathetischen Wortes eine „unfortunate“ (eine Unglückliche.) Wohlerzogen, kam ich als Gouvernante nach dem Westend von London, um französisch und italienisch zu lehren. Ich beschäftigte mich so einst unter den ersten Familien. Dort traf ich viele der jüngern Söhne der Aristokratie — besonders Einen, dessen Namen ich verschweige. Er schenkte mir Aufmerksamkeiten — er weihte mir seine Zuneigung unbemerkt. Ich liebte ihn und hatte Grund, an eine Heirath zu glauben. Vielleicht beabsichtigte er solches; denn noch jetzt glaube ich nicht, daß sein Herz bös war. Aber seitdem sagte er mir, bewies er mir, daß er mich nicht ehelichen könnte. Als jüngerer Sohn hatte er kein Vermögen, nicht so viel sogar, als mancher Commis in einem Ihrer großen Handelsetablissements. Er sagte mir oft, daß es jüngern Söhnen in England ergehe wie Töchtern; wenn sie heirathen, müssen sie es thun zu einem hohen Preise und für eine Carrière, oder sie müssen arm und verachtet bleiben. Ich habe solche Worte jetzt vor mir in einem Briefe, die, glauben Sie mir, ich nicht verfehlte, immer aufzubewahren. Er disputirte mit mir, überredete mich — was wollen Sie noch? Ich gab alles auf für ihn. Betrachten Sie mich als verloren — damals und noch lange nachher rechnete ich die Einbuße für nichts.

Er nahm eine Wohnung in Brompton, wohin er oft gekommen. In jener Zeit, ich erröthe, es zu sagen, war

ich glücklich und fühlte keine Gewissensbisse. Aber bald sah ich, daß seine Wege nicht die meinigen waren. Auferzogen zum reichen Mann, war er arm, dennoch aber konnte er nicht mit Oekonomie leben. Er mußte seinen Klub besuchen, er mußte sein Jagdrevier miethen, er mußte nach Baden-Baden und Homburg gehen, er mußte mit großen Freunden diniren und Bälle besuchen, und seine Eltern verlangten sogar, daß er Mitglied des Unterhauses werden solle. Er sprach oft zu mir (namentlich wenn er im Spiel verloren hatte oder von Gläubigern bedrängt wurde) mit Bitterkeit von Ihren schlechten sozialen Gesetzen, welche es verweigern, des Vaters Eigenthum in billiger Weise unter die Söhne zu vertheilen, und, indem sie es zugeben, daß „alle" Söhne gleichmäßig in der Vorliebe für Luxus und Glanz aufwachsen, dennoch dem „einen" nur allen Grundbesitz und alles Vermögen zutheilen, und die übrigen zurücklassen, ungelehrt zur Arbeit, verurtheilt, Müßiggänger, vielleicht Bettler zu werden. Wir sprachen oft darüber, Sir, ich weiß nicht, wie oft. Ich wußte, er konnte nichts für mich thun. Er sagte mir so. Er sagte mir oft, wie sehr er sich meinethalben gräme, und ich glaube, daß er dieß that. Er sagte, Frauen, wie ich, wären Opfer in England, wie er selbst. Ich habe oft Gelegenheit gefunden, dies zu beobachten, und weiß, daß es wahr ist. War er nicht auch ein Opfer? War es nicht das schlimme System, das ihn zu dem machte, was er war? Wäre er als armer Mann erzogen worden, er hätte mich zu seinem Weibe genommen und wir würden glücklich gewesen sein. Hätte er einen Antheil an der Erbschaft gehabt, wäre dies nicht durch die böse Gesetzgebung verhindert worden, so hätte er mich geheirathet, wie mir meine Ueberzeugung sagt. Meine Geschichte ist die von Hunderten, ja von Tausenden!

Aber er wurde seines Lebens müde. Ich sah es. Er lebte nur noch für Vergnügungen und sank tief, tief in Schulden. Sie häuften sich über ihm, zermalmten ihn. Er füllte unsere Wohnung mit Freunden, jung und leichtfertig wie wir. Wir hatten brillante kleine Soupers, wir hatten Vergnügungstouren nach Richmond, nach dem Krystallpalast, nach Gemäldeausstellungen. Wir besuchten die Theater, die Oper, ich weiß nicht, was alles. Wir ritten in Rotten-Row spaziren. Ich bin dunkelroth geworden, seinen Schwestern dort zu begegnen. Er, er lachte nur und sagte, englischen Mädchen fingen an, die Welt zu kennen und erwarteten nicht mehr, daß ihre Brüder tugendhaft seien.

Seine Freunde schmeichelten mir, viele von ihnen. Er beschwerte sich nicht darüber. Ich sah mit Kummer, daß er keine Eifersucht fühlte. Er wollte meiner ledig werden — er hatte eine Aussicht, gut zu heirathen, Rang zu gewinnen, und ein Regierungsamt zu erhalten. Ich stand in seinem Wege. Ich machte ihn frei. Ich sah ihn seitdem; und eine Zeit lang waren wir keine bösen Freunde, aber jetzt spricht er nicht mehr mit mir.

Ich schäme mich, zu gestehen, daß ich in eine andere „protection" überging. Ich fesselte mich an einen seiner Freunde. Ich blieb dabei nicht stehen. Ich ging die Bahn abwärts; doch ich habe keine Neigung, an Sie im Tone der sentiments zu schreiben, oder einen Roman zu verfassen, oder sensation mit meinem Unglück zu machen, das ohne Zweifel nur zu wohl verdient ist. Aber, wohin ich auch kam, überall fand ich die nämlichen Episoden wiederholt. Wo immer die jüngeren Söhne Ihrer Aristokratie, da lehren Sie Müßiggang, Luxusliebe, Hilflosigkeit, Schulden, Verschwendung, Liederlichkeit. Was heißt das? es sollte anders sein? Was wollen Sie erwarten, wo ein System in „Einer" Person „alle" Laster der Aristokratie und „alle" Uebel des Pauperismus vereinigt? Ich habe viele Fälle gekannt, die dem meinigen gleich sind — Mädchen, die Opfer geworden, wie ich, für die, welche, selbst wenn sie wollten, ihnen keine honnete und dauernde Neigung schenken konnten. Sir, es hat arme Mädchen gegeben, die Grand-Seigneurs geheirathet haben, die geliebt wurden und glücklich waren, wie die Gemahlin Lord Burghley's — ich glaube, so war es — in der Romanze Ihres großen lebenden Dichters. Aber wenn Lord Burghley nur ein Aristokrat dem Namen nach gewesen wäre und kein Schloß, kein Land, kein Gold besessen hätte, wohl aber alle erdenklichen Passionen für Luxus, alle Leidenschaften des Ehrgeizes, wenn er sich selbst seine Laufbahn zu brechen gehabt, während große Freunde auf ihn mit spöttischem Finger wiesen, weil er arm blieb, dann, glaube ich, hätte die Geschichte nicht wie in der Ballade geendet. Das arme Mädchen mag den Lord wahrhaftig geliebt haben, aber der Lord würde nie mit seiner Hand das arme Mädchen geehrt haben, die ihm nichts zubrachte.

Sir, ich glaube, Sie verzeihen mir diese „Geschichte eines Weibes". Vielleicht dient sie nicht schlecht dazu, Ihre Argumente in ein neues Licht zu stellen. Verzeihen Sie mein unvollkommenes Englisch, worauf ich in besseren Tagen so stolz gewesen! Fragen Sie nicht nach meinem Namen, noch weiter nach meiner Lebensbahn! Denken Sie an mich als an Eine, die, erst ein Opfer, jetzt

Une fille de marbre.

## Seejungfrau.

„Tauche Deine schlanken Glieder
Wieder in die Tiefe nieder,
Seh mich nicht so traurig an, —
Habe Dir ja nichts gethan!"

„Kehre heimwärts mit den Wogen,
Ruhig sind sie fortgezogen,
Lasse meinen morschen Kahn, —
Habe Dir ja nichts gethan!"

„Will nicht lauschen Deinem Singen,
Würde mir nur Unheil bringen,
Locke mich nicht immer an; —
Habe Dir ja nichts gethan!"

„Willst Du denn, daß ich auch schliefe
Bei Dir in der nassen Tiefe?
Seh' mich nicht so traurig an; —
Habe Dir ja nichts gethan!" —

Friedrich Friedreich.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

# Mnemosyne.
## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 47. Sonntag den 12. Juni 1864.

## △ Die Prinzessin im Kloster.

Roman
von
Theodor Scheibe.

### Zweiter Theil. — Erstes Kapitel.

### Schutzlose Frauen.

(Fortsetzung.)

Die beiden Frauen hatten das Kloster verlassen, angeblich um eine Pilgerreise anzutreten und, bereits sechs Miglien von Rom entfernt, ihre Pilgeranzüge abgelegt und sich in Kleider geworfen, welche ihrem Stand entsprachen. Mit der Diligence hatten sie ihre Reise fortgesetzt, zum Ziele sich Pesaro wählend, eine Hafenstadt an dem adriatischen Meere, von wo sie sich nach Triest überschiffen wollten.

Bald machten sie aber die Entdeckung, daß Graf Goffredo ihre Spur verfolge.

Sie hatten ihn in Spaletto gesehen, wohin er mit einer Reisekutsche kam, und mußten ihre Absicht, die Poststraße weiter zu benützen, schnell aufgeben, um nicht von ihm entdeckt zu werden.

In einem Landstädtchen zu Fuße angelangt, hörten sie, daß zwei Vetturini mit Reisenden nach Ancona unverweilt abgehen werden und suchten mit dieser Gelegenheit ihre Reise weiter fortzusetzen.

Vierundzwanzig Stunden später begegneten sie auf dem einsamen appeninischen Gebirgswege Banditen, welche die kleine Expedition anfielen, um die Reisenden zu plündern.

Bei diesen jedoch befanden sich einige bewaffnete Grundbesitzer, die sich, um ihre Baarschaft zu retten, gegen die Räuber vertheidigten.

Während des Kampfes suchten Hermine und Beate sich durch die Flucht zu retten, und kamen auch glücklich bis zu jener Stelle, wo ihnen Afferto entgegentrat.

Mit flammenden Augen musterte dieser die jungen schutzlosen Frauen und fand an ihnen so viel Interesse, daß er auf die gute Gelegenheit, ihre nähere Bekanntschaft zu machen, nicht Verzicht leisten wollte.

Kommt mit mir! sprach er, so Gott will, wird es mir gelingen, Euch, holde Frauen, zu retten.

Wohl bekannt mit jedem Pfade im Gebirge, brachte er sie, ohne seinen ehemaligen Kameraden zu begegnen, in eine Waldhütte, welche ein Ziegenhirt bewohnte, der zu seinen intimsten Freunden zählte.

Der Tag war bereits verglommen, als sie daselbst anlangten.

Der Ziegenhirt, ein alter Räuber, der sein liebgewohntes Handwerk aufgeben mußte, weil man ihn lahm geschossen hatte, schüttelte seinem früheren Kameraden freundlich die Hände und erklärte sich bereit, den flüchtigen Frauen ein Nachtquartier zu geben. Ein altes zahnloses Weib stellte ihnen ein karges Mahl vor, brachte hierauf Stroh in die Stube und bereitete ihnen ein Ruhlager.

Afferto sprach sehr einnehmend mit den Frauen und gab dann dem hinkenden Hirten einen Wink, sich mit ihm aus der Stube zu entfernen.

Beate, aus dem Fenster blickend, sah die beiden hinter einen nahen Ziegenstall treten, wohin sich bald darauf auch das Weib des Hirten begab.

Die ermüdeten Frauen, keinen Argwohn schöpfend, dachten daran, sich der Ruhe hinzugeben, als sie auf dem Stroh einen großen Skorpion bemerkten, dessen Anblick sie mit Furcht und Grauen erfüllte.

Beate eilte sogleich aus der Hütte, um die Bewohner hievon zu benachrichtigen, und schritt ebenfalls nach dem Ziegenstalle, an dessen Ecke sie jedoch stehen blieb, als sie sich nähernd, ein Gespräch vernahm, welches sie ebenso sehr überraschte, als auch mit Bestürzung erfüllte.

Wir sind hier nicht sicher, daß Ruselio hierher kommt, sprach die Alte, und wenn etwas geschehen soll, so machen wir die Sache schnell ab. Die Frauen haben schöne Kleider, sie werden wohl auch Geld haben.

Ihr dürft sie nicht ermorden, sprach Afferto. Das Angenehmste wäre mir, wenn man ihnen einen Schlaftrunk geben könnte, oder wenn Ihr dies nicht vermögt, so denkt daran, wie man es anstellen müsse, ihre Sinne zu betäuben oder aufzuregen. Schafft Rath, ich zahle Euch mit Gold.

Macht kein Federlesens! sprach der Ziegenhirt. Braucht Gewalt!

Beate hatte genug gehört.

Angstvoll schlich sie sich von dem Stalle hinweg und kam unbemerkt von den Elenden zu der Prinzessin zurück, welche sie mit todtesblasser Miene rasch von der Gefahr unterrichtete, in der sie sich befanden.

Die Beiden beschlossen, sogleich zu fliehen, aber schon kamen die Männer hinter dem Stalle hervor.

Beate wußte in ihrer Todesangst keinen andern Rath, als die Thüre zu verriegeln und griff nach der Flinte des Hirten, welche in einer Ecke lehnte.

Man kam an die Thüre und versuchte sie zu öffnen. Dann pochte man an dieselbe und verlangte mit Freundlichkeit Einlaß.

Wir begeben uns schon zur Ruhe, sprach die Prinzessin, deren Herz vor Schrecken zitterte. Seid so gütig und gönnt sie uns.

Die Bösewichter gebrauchten Vorwände, um die Frauen zu bestimmen, ihnen die Thüre zu öffnen.

Als diese jedoch fruchtlos waren, kam Asserto vor das vergitterte Fenster und versicherte die Frauen, daß er den Hirten nicht abhalten könnte, die Thüre einzuschlagen, wenn man sich dessen Wunsche nicht fügte.

Versucht es nicht, rief Beate und trat mit der Flinte, dessen Hahn sie spannte, an das Fenster.

Da sie mit der Führung der Waffe jedoch nicht vertraut war, schnappte der Hahn zu, mit einem heftigen Knalle entlud sich der Schuß.

Corpo di Dio! schrie der Bandit. Ihr habt mich verwundet! Das zahlt Ihr mir mit Euerer Liebe!

Er stürzte von dem Fenster hinweg und bald krachte die Thüre in ihren Angeln.

Die Frauen hatten ihre Fassung verloren.

Sie wollten Widerstand leisten und erkannten doch, daß sie die nöthige Kraft hiezu nicht besaßen.

Schon wankte die Thüre und eines der Bretter, aus denen dieselbe zusammengefügt war, begann zu weichen.

In demselben Augenblicke aber eilten Männer an dem Fenster vorüber und die barschen Worte: „Was geht hier vor?“ wurden von den Bedrohten von Außen vernommen. Die Frauen, von der Hoffnung erfüllt, daß Retter ihnen nahten, erhoben ein Hilfsgeschrei.

Oeffnet! gebot man mit barscher Stimme und Beate beeilte sich, zu gehorchen. Hierauf trat ein hochgewachsener Mann mit blassem Gesichte und schwarzem Knebelbarte zur Thüre herein. Andere folgten ihm. Es waren bewaffnete Männer, welche nach Art der Gebirgsleute gekleidet waren.

Mit ihnen kamen Asserto und der Ziegenhirt.

Beate empfahl sich dem Schutze des hochgewachsenen Mannes und gab ihm bekannt, weshalb sie sich mit ihrer Freundin zum Widerstand entschlossen habe.

Sie klagte den Banditen sowohl als den Hirten der schändlichsten Absichten an.

Ich will es zugeben, daß es wahr ist, wie Ihr sagt, sprach Asserto, der von einem Streifschuß an der Wange blutete. Hier wohnen keine Heiligen. Aber glaubt ja nicht, daß Ihr durch Euere Anklage etwas gewonnen habt. Ihr seid meine Gefangenen und ich werde mit Euch nach Herzenslust verfahren. Meine Verwundung sollt Ihr schwer büßen!

Mit dieser Drohung hat es seine gewissen Wege, sprach der Mann mit dem schwarzen Knebelbarte. Was habt Ihr denn hier zu schaffen, Freund Asserto? Die Frauen gehören mir zu. Sie sind mir entlaufen. Es fällt mir wahrlich nicht ein, sie Euerer Gewalt zu übergeben. — Sie hätten Euch nicht verwunden, sondern mausetodt schießen sollen.

Ei, Ihr seid ein lieber Kamerad, Freund Ruselio, sprach Asserto.

Ihr seid ein Lump, Freund Asserto, der seine Leute im Stiche gelassen hat, um in der Welt zu vagabundiren, entgegnete ihm jener kaltblütig. — Wie viel Geld habt Ihr uns denn eigentlich gestohlen? — Nichts war in der Kasse, als ich die Führerschaft übernahm. So ist das, Schuft!

Ruselio! stammelte der Angeklagte, sichtlich von heftiger Wuth ergriffen. Ihr übernehmt Euch! Vergeßt nicht, daß ich Kapitano bin und bleibe.

Wollt Ihr einen Gang auf das Messer wagen? fragte Ruselio, die genannte Waffe aus seinem Gürtel ziehend.

Gut, antwortete Jener, und zog einen Dolch hervor. Draußen auf der Wiese, wenn es gefällig ist — und eilte zur Thüre hinaus.

Ruselio legte seine Flinte weg und lud seine Genossen ein, Zeuge des Zweikampfes zu sein.

Ich werde den Kerl todtstechen, sagte er. Asserto ist nichts als ein Charlatan, der so unschuldig zu einem Namen gekommen ist, wie der Esel auf das Rathhaus.

Vielleicht könnte man doch sich in Güte vergleichen, sprach ein anderer Bandit. Kapitano Asserto ist als Gegner nicht zu verachten.

Eher können zwei Hähne sich in Güte vergleichen, als zwei Kapitäns, rief Ruselio pathetisch und begab sich mit stolzen Schritten, von seinen Genossen gefolgt, auf den vor der Hütte befindlichen Anger. Die gefangenen Frauen hörten, daß man den Namen Asserto rufe, und Hermine sprach zu Beate: Wenn Asserto siegt, dann sind wir verloren! Warten wir das Ende nicht ab, sondern ergreifen wir die Flucht.

Das werde ich zu verhindern wissen, sprach der Ziegenhirt, welcher in der Stube anwesend, diese Worte gehört hatte. Euer Brod ist gebacken. Ruselio ist ein Prahlhans, Asserto wird ihn über den Haufen stechen.

Von Außen vernahm man höhnische Rufe und ein lautes Gelächter.

Die Banditen schienen sich zu belustigen. — Im nächsten Augenblicke erfuhren die Frauen die Ursache dieser mit den Umständen kontrastirenden Aeußerungen.

Asserto hatte sich aus dem Staube gemacht, ohne sich mit Ruselio gemessen zu haben, und die Banditen waren hierüber erfreut, denn sie zollten beiden Rivalen ihre Hochachtung und wünschten keinem den Tod.

Ruselio ersuchte mit Höflichkeit die Frauen, sich zu setzen, und begann sie hierauf zu examiniren. Er wünschte Namen, Stand und den Zweck der Reise zu erfahren.

Die Beiden gaben sich für Kaufmannsfrauen aus, die in Geschäften Rom besucht hatten und sich nach Venedig, ihrem Domizil, begeben wollten.

Meine verehrten Damen, sprach der Kapitän, ich sehe, daß Sie Geschmack haben und werden sich auch zu der Weiterreise, damit es Ihnen auch nicht an Comfort gebreche, mit einem hübschen Taschengelde versehen haben.

Sie irren, entgegnete Beate. Wir besitzen nur eine geringe Baarschaft.

Meine verehrten Damen, sprach Ruselio, Sie haben das Unglück gehabt, in die Hände von Banditen zu fallen, welche nicht um Gottes Lohn, sondern um irdischen ihr Geschäft in diesen Bergen treiben. Obwohl ich finde, daß Sie sehr angenehme Frauen sind, so nöthigen mich doch die Interessen meiner Gesellschaft, welche ich gewissenhaft stets im Auge behalten muß, ein Lösegeld von Ihnen zu fodern. Sie haben uns zweitausend Dukaten zu zahlen. Billiger können wir Sie nicht taxiren.

Das vermögen wir nicht, sprach Beate. Ich schwöre es bei der heiligen Jungfrau, daß wir kaum den zehnten Theil der von uns geforderten Summe besitzen.

Ich will es glauben, entgegnete Rufelio, doch dies gefährdet nicht unsere Interessen. Ihr werdet genöthigt sein, unter verwilderten Heiden zu leben. — Doch vielleicht werdet Ihr Behagen daran finden. Ihr bleibt bei uns so lange, bis Eure Schuld gezahlt ist.

Laßt uns als Euere Schuldner von hier abziehen. Wir leisten das Gelöbniß, Euch bald und sicher zu zahlen.

Baares Geld, antwortete der Kapitän, ist uns lieber als jeder Schuldbrief. Uebrigens, wenn Ihr die Sachen nicht betreiben wollt, so sind wir darüber gar nicht verdrießlich. Euere gute Gesellschaft wird uns entschädigen. Nun bleibt in der Stube und ruhet von Eueren Beschwerden und Drangsalen aus. Mein Wort zum Pfande, daß man Euch nicht in Euerer Ruhe behelligen wird.

Rufelio wünschte den Frauen gute Nacht und entfernte sich mit den Anderen aus der Stube.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Aus den Papieren eines Unstäten.

Von

R. de Vincenti.

## Die Roseninsel.

(Fortsetzung.)

Drei Tage darauf war ich in Ras-Beirut, etwa zehn Minuten von der Stadt bei meinem alten Bekannten Kara Dimitri im behaglichen Bellevue-Hotel installiet. Den folgenden Tag begab ich mich zu meinem Correspondenten Derval, der in der Nähe des Ostthors wohnte. Man sagte mir, daß er in Jaffa sei und erst nach 10—14 Tagen zurück erwartet werde. Ich war auf das höchste erstaunt und fragte den Diener, wann sein Herr abgereist sei. „Vorgestern", antwortete dieser. Ich konnte nicht begreifen, was meinen Freund vermocht haben konnte, mich so dringend nach Beirut zu rufen und dennoch meine Ankunft nicht zu erwarten. Als ich nach meinem Hotel zurückritt, war es mir so seltsam zu Muthe, daß ich auf die tollsten Gedanken verfiel, wobei sich das Bild Caramueles merkwürdigerweise immer und immer meiner Einbildungskraft aufdrängte, so daß ich einen Augenblick entschlossen war, sogleich nach Rhodus zurückzukehren. Bald jedoch gelang es mir, diese quälenden Gedanken Herr zu werden und der köstliche Goldwein meines guten Wirthes verjagte mir vollends die Grillen. Konnte nicht Derval plötzlich nach Jaffa gerufen worden sein und zwar in Sachen seines Chefs, des französischen Banquiers Mr. Truilhier de Rostand, dessen Faktotum er war?

Ich wartete geduldig. Da trat eines Morgens Derval zu mir ein, mit dem freudigüberraschten Ausrufe: „Ah, Sie hier, Chevalier, welche angenehme Ueberraschung; gestern Abend bin ich von Jaffa zurückgekommen und die erste Nachricht, die mich beim Betreten meines Hauses empfängt, ist eine angenehme, nämlich die Ihrer Ankunft. Seien Sie willkommen!"

„Sie erwarteten mich doch," antwortete ich, etwas erstaunt, „und ich gestehe, daß ich mir Ihre Abwesenheit nicht erklären konnte, nachdem Sie mich so schleunig nach Beirut gerufen hatten."

Derval sah mich groß an. „Ich habe Sie nach Beirut gerufen?" fragte er mich mit Erstaunen, „scherzen Sie, lieber Freund?"

Statt aller Antwort zog ich seinen Brief aus meiner Brieftasche und hielt ihn dem jungen Mann vor die Augen, indem ich lachend hinzufügte: „Derval, Sie sind zerstreut, wie ein Geschäftsmann, lesen Sie."

Kaum hatte er einen Blick auf den Brief geworfen, als er zurücktrat und mit großem Ernste erwiderte: „Chevalier, der Brief ist nicht von mir; meine Handschrift ist zwar wunderbar nachgeahmt; aber, ich wiederhole Ihnen, er ist falsch."

Ich sprang auf. Von einer wirklichen Angst befallen, wühlte ich in meinem Portefeuille, um den letzten Brief Dervals mit diesem zu vergleichen. Dieser Brief fand sich nicht! Wo mochte ich ihn verloren haben? Ich war niedergeschmettert.

Derval beobachtete einen Augenblick Stillschweigen, dann fragte er mich theilnehmend: „Chevalier, wissen Sie Niemanden auf Rhodus, dem Ihre Abwesenheit nothwendig sein konnte? besinnen Sie sich!"

Auf diese Frage trat plötzlich die Gestalt Caramueles vor meinen Geist. Diesmal hielt ich das Bild fest und ich verfiel in ein tiefes Nachdenken.

„Sie sind," fuhr mein Freund fort, „für den Augenblick jedenfalls Jemanden auf Rhodus im Wege, der sich nicht gescheut hat, zu Ihrer Entfernung seine Zuflucht zur Nachahmung meiner Schrift zu nehmen. Rosita...."

Bei diesem Namen machte ich eine so heftige Geberde, daß Derval erschreckt zurückwich. In meinem Gehirne dämmerte ein böser Gedanke, der sich mir mit einer entsetzlichen Hartnäckigkeit aufdrängte. Es war klar, daß ich das Opfer eines Verrathes geworden war! In welcher Absicht konnte jedoch Caramuele der Urheber des falschen Briefes gewesen sein? (denn er allein hatte Kenntniß von meiner Privatmission nach Syrien.) Offenbar um einen Anschlag gegen Rosita auszuführen. Und so viel Zeit war verloren, was konnte Alles unterdessen geschehen sein? Meine Gedanken verwirrten sich, eine unbeschreibliche Angst beschlich mein ganzes Wesen und eine Zeit lang war ich unfähig, einen Gedanken zu haben. Derval zog sich delikater Weise zurück und ich blieb lange am Fenster, das brennende Auge auf den Hafen gerichtet. Als ich aus meinen Träumen erwachte, stand Kara Dimitri neben mir.

„Eh, Signore," begann er, „wie fühlen Sie sich, beim heiligen Georg, was haben Sie? Sind Sie krank? Aderlassen vielleicht, he?"

Ich schaute ihn an und erinnerte mich. Dimitri fuhr fort, „danken Sie der heiligen Jungfrau, daß Sie hier in Ras-Beirut sind, denn Sie wissen nicht..."

Derval trat in diesem Augenblicke hastig ein und rief dem Wirthe, dessen letzte Worte er noch gehört hatte, zu: „Schweig!"

Ich erhob mich mit einem Sprunge. „Was gibts, Kara, ich will es wissen, was ist geschehen?

Derval machte eine verneinende Geberde, während Dimitri ausrief: „Teufel, warum soll ich den Signor nicht beglückwünschen, er verläßt Rhodus und vierzehn Tage darauf existirt die Stadt nicht mehr, die ganze Insel von einem fürchterlichen Erdbeben zerstört und die Stadt durch die Explosion des Pulverthurms in einen Trümmerhaufen verwandelt; eine englische Yacht hat heute die Nachricht gebracht, das heiße ich einen besondern Schutzheiligen haben, he?"

Ich war, wie von einer Kugel ins Herz getroffen, zusammengebrochen.

Einige Tage später befand ich mich, zwar schwach und abgemattet von dem Fieber, welches mich in Folge der unheilvollen Nachricht befallen hatte, an Bord des Lloyddampfbootes. Es war von nichts die Rede, als der grauenvollen Katastrophe, welche die Roseninsel heimgesucht hatte. Der explodirte Pulverthurm, der durch den Blitz entzündet worden war, hatte das ganze Juden- und Türkenviertel zerstört, das Arsenal, den Konak des Paschas, die Kathedrale und selbst die unerschütterlichen Bastionen der Nordwestseite dem Boden gleichgemacht.

Die Katastrophe, von der ich hier spreche, hat, wie bekannt, am 6. November 1856 stattgefunden und das schreckliche Erdbeben schien sich mit der Pulverexplosion das Wort gegeben zu haben, Rhodus aus der Zahl der Städte zu streichen. Der Leser erinnert sich, daß des Daline Birchis Haus im Judenstadttheil war. Wozu soll ich den Todeskampf beschreiben, den meine Seele während dieser grausamlangen Ueberfahrt durchkämpfte. Jede Minute schien mir ein Tag und die Tage selbst dünkten mir Jahre zu sein. —

Es war in der Nacht des 15. Novembers, als wir auf der Rhede von Rhodus Anker warfen. Stadt und Insel waren in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt und eine unheimliche, geisterhafte Stille brütete auf Meer und Land. Wie ein blutig Auge schaute das Leuchtfeuer des auf steiler Klippe hängenden Signalthurmes zu uns herüber und in matten, eintönigen Cadenzen schlugen die Wellen an unser Schiff, daß es klang wie ein Todtenlied.

Der Hafen war geschlossen und es war natürlich an keine Landung zu denken. Noch einmal zählte ich im Fieber die Stunden der Nacht.

Endlich dämmerte es; nebelverhüllt erhob die Sonne langsam das Haupt, zögernd und melancholisch schien sie emporzusteigen. Wir standen Alle auf dem Verdeck und ein Schrei entrang sich unserer Brust, als die Stadt vor unsern Blicken langsam aus den Nebelschleiern hervortrat. Die Verwüstung war vollständig. Die ganze obere Ritterstadt war ein Trümmerhaufen, die Türkenstadt zeigte nichts als rauchende geschwärzte Mauern und ebenso das Judenviertel. Kein Minaret war mehr zu sehen, sie waren geknickt, wie junge Bäume, über die der Sturm dahingerast. Die stolzen Kuppeln waren eingestürzt, die Bastionenmauern lagen darnieder und die mächtigen Hafenthürme waren von unten bis oben geborsten. So lag sie da die schöne Stadt, eine stille, stumme Leiche, verstümmelt und unkenntlich.

Ich hatte längst den Fuß auf den Kai gesetzt und war über Trümmer, Schutt, und von heulenden Hundeschaaren verfolgt, der Ritterstraße zugerannt. Keine Seele in den Straßen, kein Muezzin, der die Gläubigen zum Gebete riefe, kein Lebenszeichen; eine Todtenstadt, eine verwünschte Stätte der Zerstörung! In der obern Stadt begegnete ich den ersten lebenden Wesen. Eine türkische Familie, die auf den Trümmern der Markuskirche saß. Der Mann lag auf seinem Teppich und betete sein Morgengebet, die Frau und zwei Kinder schienen leblos. Ich war auf der Höhe der Kathedrale angekommen, ringsum lag Alles darnieder, nur der riesige Thurm stand aufrecht und der Zeiger seiner Uhr zeigte, wie ein flammender Finger, die Stunde der entsetzlichen Katastrophe — 5 Uhr!

Mir war so seltsam zu Muthe, daß ich einen kalten Angstschweiß am ganzen Körper fühlte, das Fieber aber hielt meine Kräfte aufrecht. Hin und wieder begegnete ich Türken, die mit unbegreiflichem Phlegma auf Schutt oder halbverbrannten Balken sitzend, ihren Rosenkranz durch die Finger gleiten ließen, wobei sie ausriefen: „Gott ist groß! Allah akbar! Allah ghalyb! Gott ist Sieger! Allah kerim! Gott ist großmüthig!" u. s. w. Ich verwünschte diese frommen Automaten im Tiefsten meines Herzens.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Orgel zu St. Maria in Trient.

In Trient lebt' ein Meister,
Geliebt vom ganzen Land,
Und wo man sprach von Ehre,
Sein Name ward genannt.

Er schuf wohl viele Orgeln
Zu Gottes Preis und Lob,
Ihr Ton zum Himmel strebend,
Das Herz zum Herrn erhob.

Und seiner Orgeln beste
Erklang im heil'gen Ton,
Sie stiftete der Meister
In Sankt Maria's Dom.

Und viele Pilger kamen
Von Nah und Fern daher,
Und priesen ihren Schöpfer
Beim Orgelton so hehr.

Doch Neid und Mißgunst hetzten
Den Trientiner Rath,
Den Meister zu verderben,
War schon bereit die That.

Im Höllenpfuhl der Sünde,
Da ward der Plan erdacht,
Zur nächtlich scheuen Stunde
Die Schandthat dann vollbracht.

„Der Meister werd' geblendet!"
So sprach das Blutgericht —
„Geblendet in dem Kerker
Glänz' ihm kein Sonnenlicht!"

Wohl schmachtete der Arme
In jahrelanger Haft,
Bis seine Pulse stockten,
Allmälig schwand die Kraft.

Da bat der blinde Meister:
„Laßt meiner Orgel Ton
Mich nur noch einmal hören,
Mich preisen Gottes Lohn!"

Die Bitte ward gewähret, —
Der Meister spielt und sang
In himmlischen Akkorden
Mit ahnungsreichem Klang.

Doch, als sein Lied verstummte,
Da war er kalt und bleich. —
Die Seele war entflohen
In ihres Gottes Reich.

Die Orgel war verklungen
Mit wehmuthsvollem Ton, —
Und ist seither verschwunden
Aus Sankt Maria's Dom.

Friedrich Friedreich.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 48. Mittwoch den 15. Juni 1864.


### Δ Die Prinzessin im Kloster.

Roman
von
Theodor Scheibe.

#### Zweiter Theil. — Erstes Kapitel.

#### Schutzlose Frauen.

(Fortsetzung.)

Wir sind in einer unglückseligen Lage! rief Hermine betrübt, auf welche Art sollen wir das Lösegeld schaffen? Was würde geschehen, wenn ich meinen Namen und Stand den Banditen verrathen würde? Könnte man da nicht hoffen, daß sie uns dann im Vertrauen auf mein Wort der Haft entlassen würden?

Frau Prinzessin würden dadurch nur erreichen, sprach Beate, daß man dann eine zehnfach höhere Summe als Lösegeld verlangte. Es gibt nur ein Mittel, das uns retten kann, und dies muß man ergreifen.

Und dieses wäre?

Schreiben Sie einen Brief an den Grafen Goffredo.

Welcher Einfall! rief Hermine bestürzt. Wenn ich mich an den Grafen Goffredo wende, dann bin ich durch ihn verloren.

Das wäre noch immerhin besser, als hier unter Banditen leben zu müssen. Erfassen Sie doch die Gefahr in ihrer vollen Größe, welche uns hier inmitten von Räubern droht. Die zügellosen Leidenschaften derselben sind weit mehr zu fürchten, als die Liebe eines Kavaliers, welcher, leugnen wir es nicht, allzu grausam von Ihnen behandelt wurde.

Gott schütze mich vor Goffredo! sprach Hermine mit Aengstlichkeit. Alle meine Gefühle empören sich gegen diesen Vorschlag. Sinne auf einen anderen Rettungsplan.

Ich weiß keinen anderen.

Theuere Prinzessin, ich beschwöre Sie, handeln Sie nicht gegen die Klugheit. Eine weitere List wird Sie vor der Zärtlichkeit Goffredo's bewahren. Man muß das kleinste Uebel wählen.

Unaufhörlich drängte Beate die Prinzessin, die Hilfe des Grafen Goffredo anzusuchen, und als diese ihr entgegnete: Ich ziehe es vor, in das Kloster zurückzukehren, da wurde sie zornig und rief: Sie sind undankbar, Prinzessin! Sie wollen mich einer Grille wegen vernichten, und mich um den letzten Rest aller meiner Hoffnungen bringen. Mein Leben ist bisher ein Labyrinth im Elende gewesen, und ich habe einen unüberlegten Schritt durch eine lange Reihe von Jahren zu beklagen gehabt. Nein, bei meinem Leben! Ich werde selbst an Goffredo schreiben, wenn Sie sich dessen länger weigern.

Die Prinzessin schwieg, das ungestüme Betragen Beata's hatte sie verletzt.

Diese trat an das offene Fenster und beobachtete die vor der Hütte gelagerten Banditen, welche ein Wachfeuer angezündet hatten.

Nach einer langen Pause rief sie grollend: O, Sie erreichen es, Prinzessin, mich in einem Kerker lebendig zu begraben. Prinzessin, ich beschwöre Sie, verhindern Sie unser Unglück! — Sie müssen von Goffredo das Lösegeld verlangen.

Signor Rufelio! rief sie mit lauter Stimme aus dem Fenster. Kommt heran, ich habe Euch Wichtiges zu sagen.

Will Beate mich verrathen, fragte die Prinzessin.

Keine eitlen Empfindeleien! entgegnete Jene. Ich muß uns retten. Rufelio!

Was wollt Ihr von mir?

Schickt uns einen Boten. Ich habe ihm eine Sendung anzuvertrauen.

Laßt hören, worin diese besteht?

Ich will Euch behilflich sein, damit Ihr das von uns verlangte Lösegeld erhaltet. Gestern Abends hat ein Kavalier Spaletto gegen Ancona zu passirt und wird sich wahrscheinlich jetzt in letzterer Stadt befinden. Dieser Kavalier, sein Name ist Graf Goffredo, den der Bote aufsuchen soll, wird sich ein Vergnügen daraus machen, für uns zu bezahlen.

Habt Ihr ein Schreiben an ihn gerichtet?

O es bedarf keines Schreibens. Der Bote möge ihm nur sagen, daß Beate und deren Freundin Hermine ihn bitten lassen, sie aus ihrer unangenehmen Lage zu befreien.

Das läßt sich hören, rief Rufelio. Wir haben die Freude, in Euch unsere Glücksgöttinnen zu erblicken, was uns überaus gefällt, da Ihr eben so schön als liebenswürdig seid.

Ein Bote wurde gerufen und mit einem anderen Banditen nach Ancona abgesendet.

Rufelio gestattete den Frauen, die Stube zu verlassen, als er von ihnen gehört, daß sie einen Skorpion in derselben erblickt hatten, und bereitete ihnen mit ritterlicher Galanterie ein Lager an dem Wachfeuer.

Jene nahmen die angebotenen Plätze an, während die Banditen in einiger Entfernung von ihnen in zwei Gruppen

sich lagerten und sich mit Würfel- und Moraspiel unter einander unterhielten.

Hermine verharrte in ihrem grollenden Schweigen Beaten gegenüber.

Diese zeigte sich wenig bestrebt, die Prinzessin mit sich zu versöhnen. In dumpfes Brüten versunken, saß sie an ihrer Seite und schien im Gemüthe sehr unruhig zu sein. Die Nacht war überaus milde und, ohne vom Winde bewegt zu werden, schlug die Flamme des wohlgenährten Feuers gegen den gestirnten Himmel empor.

Es mochte Mitternacht sein, als die Banditen sich mit frohem Geschrei erhoben, um die Ankunft Anderer zu begrüßen, welche beladene Mauleseln mit sich brachten. Nun war Rufelio's Bande vollzählig beisammen. Die Angekommenen hatten eine glückliche Expedition vollführt, welche darin bestand, eine Weinsendung aus Rom den Karabiniers abzujagen, welche dieselbe zu begleiten hatten. Im nächsten Augenblicke gab es in der Nähe des Wachfeuers ein Zechgelage.

Rufelio füllte einen goldenen Kelch mit Wein, welcher mit diesem zugleich erbeutet worden war, und kredenzte ihn den Damen.

Die Prinzessin setzte den Kelch an ihre Lippen und gab ihn wieder, ohne davon genippt zu haben, dankend zurück. Beate jedoch trank mit einem hastigen Zuge, und sprach hierauf: Das erquickt. Rufelio, Ihr seid ein wohlerzogener Mann, da Ihr für unsere Labung sorgt.

Und auch für Unterhaltung ist gesorgt, sprach der Kapitän. Bald werdet Ihr Mandoline und Pfeife zu hören bekommen.

Dies geschah auch. Bald erschallte Musik, und die Bravo's begannen zu singen und zu tanzen.

Rufelio kam oft zu den Frauen, um ihnen von Neuem Wein zu bringen.

Beate wies den ihr gebotenen Trank niemals zurück und wurde allmälig gegen Rufelio gesprächig.

Ihr seid nicht auf dem Weg zum Himmel, sprach sie zu ihm, aber wer kann sagen, daß er sich auf diesem befinde?

Ich suche mir hier den Himmel zu schaffen, sprach der Bandit, und kümmere mich nicht darum, was später kommen wird. Ich habe mir einen Beruf gewählt, der viele Gefahren in sich schließt, aber die Gefahren sind es eben, welche dem Leben den größten Reiz verleihen. Ich bin so glücklich, großer Leidenschaften fähig zu sein, und würde auch treu und heiß lieben, wenn ich eine Donna gewänne, die Euch gleichen würde.

Dann sucht Euch eine Donna, die mir gleicht, entgegnete Beate, und Ihr werdet vielleicht bei Eurer Werbung glücklich sein, wenn Ihr Euch einen anderen Beruf wählt, als Euren jetzigen.

Beate gestattete dem Kapitän, ihre Hand zu küssen und hörte ihm freundlich zu, als er betheuerte, sein Brigantenleben der Liebe eines Weibes opfern zu können. Als sich derselbe von den Frauen hinweg begab, richtete Hermine Worte der Mißbilligung an ihre ehemalige Duenna.

Ihr Betragen ist unklug, sprach sie, denn Sie ermuthigen den Banditen zu einem Liebesgeständnisse.

Ist das ein Unglück? fragte Beate und ihr Auge flammte dämonisch. Ich habe vor Jahren viele Liebesgeständnisse gehört und nur dann mich davon verletzt gefühlt, wenn der Mann häßlicher war als seine Worte.

Ich beschwöre Sie, sprach die Prinzessin ängstlich, als Beate von Neuem nach dem Becher griff, der vor ihr stand, trinken Sie nicht mehr von dem Weine. Er verwirrt Ihren Geist.

Beate lachte ausgelassen und leerte den Kelch.

Was wollen Sie von mir? sprach sie. Ich weiß keine Stunde, wo mein Herz voller dem Leben entgegen geschlagen hätte als diese Nacht. Mein Ziel war ein verfehltes und ich habe alle meine Pläne geändert und hoffe, auf neuen Wegen Glück und Zufriedenheit zu erlangen. Und auch Sie, Prinzessin, müssen sich gründlich ändern. — In schäumender Lust will ich den Rest meiner Jugend genießen.

Beate hob den Kelch empor und rief mit lauter Stimme: He, Rufelio, was kargt Ihr mit Eurem Tranke? — Vergeßt Ihr auf uns?

Mein Himmel, sie ist trunken, rief Hermine bestürzt.

Die Unterhaltung der Banditen drohte in eine Orgie auszuarten.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Aus den Papieren eines Unstäten.

Von

R. de Vincenti.

## Die Roseninsel.

(Fortsetzung.)

Endlich hatte ich das Judenviertel erreicht; da war keine Straße mehr zu erkennen, Trümmer, Ueberreste aller Arten, zerbrochene Geräthschaften versperrten in schrecklichster Verwirrung den Durchgang. Mühsam bahnte ich mir einen Weg, hin und wieder Zelten begegnend, die auf Schutthaufen aufgepflanzt waren, um den unglücklichen Einwohnern als Obdach zu dienen. Doch hier herrschte schon einiges Leben und die Hände der Ueberlebenden waren beschäftigt, zu bauen, zu repariren und unter Dach zu bringen, doch die da arbeiteten, waren Alle Juden.

Ich stand vor dem Hause des Doktors, vor mir starrte eine schwarze Mauer — alles Uebrige ein ungeheurer Schutthaufen. Einen Augenblick glaubte ich, daß mir die entsetzliche Gewißheit den Verstand rauben würde, und halb wahnsinnig stierte ich die Trümmer an. Lange, lange stand ich da in einem Zustand, der an Stumpfsinn grenzte. Endlich raffte ich mich auf, die Krisis war vorüber und ich begann wieder zu denken. Instinktmäßig schickte ich mich an, die steile Judenstraße nach Neomaras hinabzusteigen. Merkwürdigerweise war mir die Idee, daß die Einwohner des Hauses, dessen Trümmer vor mir lagen, während der unheilvollen Katastrophe möglicherweise abwesend sein konnten, bis jetzt noch gar nicht in den Sinn gekommen, indem mein Geist sich im Gegentheil, anstatt an den besten Fall, vielmehr an den schlimmsten gleichsam angeklammert hatte. Jetzt erst Angesichts der Zerstörung sandte mir das Geschick diesen tröstenden Gedanken.

Gegenüber unserer Wohnung hatte ein türkischer Chalwaverkäufer an der Stelle seiner eingestürzten Bretterbude sich mit Palmgeflecht eine Art Zelt improvisirt, wo er auf einem Holzblock seinen unvermeidlichen Sesamkuchen ausgestellt hatte, ruhig die Käufer erwartend, als wäre nichts von Bedeutung vorgefallen.

Ich redete ihn mit der Frage an, ob er mir keine Auskunft über die Bewohner unseres Hauses geben könne. Der brave Mann schaute mich lange mitleidig an, und stieß dann nach einem frommen Seufzer die Worte aus: „Allah bilir, ben bilmem“ (Gott weiß es, ich weiß es nicht). Wer zählt die Tage des Menschen? er, dessen Name auf ewig gepriesen sei (der Prophet), weiß es.“

Man begreift, daß die fatalistischen Gemeinplätze dieses schicksalsergebenen Mosleme von gar geringem Troste für mich sein mußten. Eine fixe Idee drängte mich hinab nach Neomaras. Kaum hatte ich hundert Schritte gemacht, als ein kleiner runzeliger Türke mit einem riesigen monumentalen Turban auf dem Kopfe aus seinem Bretterverschlag hervor, mir mit eiligen Schritten entgegenkam und mich mit der Frage anhielt: „Du suchst den Hekim (Arzt) Effendim? Allah ist groß! Allah kerim! Er ist großmüthig. Alle, die das Haus des Hekim bewohnten, sind durch die Gnade Allah's gerettet; yazilmysch idi, es stand so geschrieben. Dank sei ihm!“

Ich starrte den kleinen Alten wie im Traume an. Seine ungeheuer groteske Kopfbedeckung, welche, ich erinnerte mich mit Bedauern, gar oft das Entzücken der spottsüchtigen Rosita ausgemacht hatte, schien mir in diesem Augenblick die einzige, wirkliche Krone des Islams und ich fühlte eine wahre Lust, dem bescheidenen Träger derselben um den Hals zu fallen. „Ja, Gott ist groß! er ist großmüthig!“ jauchzte ich mit den Worten des Türken und Freudenthränen stürzten aus meinen Augen und, ohne nur daran zu denken, dem Alten für seine Freudenkunde zu danken oder bezugs der Geretteten eine Frage an ihn zu richten, rannte ich dem Amboisethor zu.

Plötzlich hielt ich inne. Mir war's, wie wenn aus einer entzückenden Harmonie ein süßer bekannter Ton zu mir herabstiege; es kam mir vor, als hörte ich meinen Namen rufen mit jenem weichklingenden Accente der Korfioten, der Rosita ganz besonders eigen war — und in demselben Augenblicke zog es wie eine Vision vor meinem Auge vorüber, als ob mehrere Personen die Thorgasse hastig emporkletterten, nach und nach verwirrten sich Gebilde und Klänge in meinem Gehirne und ich hörte nur ganz deutlich: „He, Chevalier! Chevalier!“ und dazwischen „Charles! Charles!“ und sank, meiner Sinne beraubt, nieder.

Es war ein Augenblick tiefster Rührung, als ich nach kurzer Zeit wieder zu mir kam; wir schwiegen Alle, denn Niemand konnte ein Wort finden, so sehr waren wir mit Dank erfüllt gegen das wunderbare Geschick, das uns dem sichern Tode entrissen hatte, der beinahe die ganze Bevölkerung dieser Stadttheile so unerwartet ereilt hatte.

Ich bedurfte einiger Tage, um mich von den Erschütterungen dieser Kette von Erlebnissen etwas zu erholen, während Rosita in einer Weise von der fürchterlichen Katastrophe in ihrem Nervensystem zerrüttet worden war, daß sie lange nachher noch fortwährend das unbeschreiblich peinliche Gefühl empfand, als wanke der Erdboden unter ihren Füßen.

Wie die Familie Bicchi und die junge Frau mich am Eingange der Thorgasse gefunden hatten, erklärt sich einfach dadurch, daß sie, sobald sie die Ankunft des Dampfers von Beirut in Erfahrung gebracht, an den Hafen zu meinem Empfang geeilt waren, indem kein Zweifel existiren konnte, daß ich mit der ersten Gelegenheit herbeieilen würde. Dort hatten sie mich nicht mehr gefunden, vermutheten jedoch ohne Mühe, nach welchem Orte ich meine angstbeflügelten Schritte gerichtet haben mußte. Ungleich interessanter wird es dem Leser sein, zu erfahren, was während meiner Abwesenheit in Beirut auf der Roseninsel vorgefallen war.

Caramuele erschien einige Tage nach meiner Abreise wieder im Hause des Doktors, wobei er nicht versäumte, über meine plötzliche Abreise sich ganz außerordentlich erstaunt zu zeigen. Rosita wich ihm aus, sein Betragen jedoch blieb in jenen Grenzen des Wohlanstandes, die er in meiner Gegenwart nie überschritten, ein Umstand, der insbesondere Schuld daran gewesen war, daß ich über die Natur seiner Gefühle gegen Rosita durchaus nicht beunruhigt sein konnte. Madame Bicchi schilderte mir indeß sein ganzes Benehmen während dieser kurzen Zeit ungeheuer aufgeregt und seltsam, wobei er manchmal mit einem heftigen Entschlusse zu kämpfen schien. Da erhielten eines Morgens Bicchis und Rosita eine Einladung zu einem glänzenden Feste, welches Caramuele am 6. November auf einer Villa zu geben beabsichtigte. Diese Feste waren von der Art, daß die Rhodenser der guten Gesellschaft sie nicht gerne versäumten. Man acceptirte also mit Vergnügen.

Die prächtige Villa des Smyrnioten lag auf dem Wege nach den Ruinen des Eliasklosters, etwa eine kleine halbe Stunde von Neomaras. Der malerische Bau beherrschte von einer hochgelegenen Plattform das weite Meer, während seine auf sanften Abhängen terrassirten Wundergärten bis zum felsigen Gestade hinabstiegen. Hier verbarg sich in einer traulichen Bucht zwischen zwei riesigen Felsen, auf denen uralte Maulbeerbäume hingen, eine reich vergoldete, zierliche Yacht von wunderlicher Form, ähnlich der, auf welcher einst Cleopatra den heiligen Nil hinabzog. Monumentale Marmortreppen führten von hier zu einem hochstämmigen Citronenhain, wo zwischen Heliotropen und Judasbäumen ein mächtiger Springstrahl zu kühler Ruhe auf weißen Marmorbänken einlud. Farbentrunkene und duftberauschte Tropenkinder glühten und blühten auf den Terrassen bis zur luftigen Pavillonkolonnade der Villa.

Das Fest Karamuris sollte einen ganzen Tag dauern und Abends in einem prachtvollen Feuerwerke seinen Abschluß finden. Der Tag war ungemein drückend für die späte Jahreszeit, wie dies übrigens oft auf den Cykladen der Fall ist, und die Atmosphäre schien verschleierter und weniger rein als sonst. Früh Morgens schon fanden sich zahlreiche Gäste ein und ein glänzendes Dejeuner wurde aufgetragen, bei dem die zahlreiche Dienerschaft des Hausherrn in malerisch reicher Albanesentracht erschien. Edle Rosse standen reichgezäumt zur Verfügung der Gäste im Hofe, goldarabeskengezierte Sänften warteten der zarten Rhodenserinnen und eine Bande Sänger produzirte sich mit griechischen Liebesliedern.

(Schluß folgt.)

## Der Traum eines Patrioten.

Ich befand mich auf einem Höhenpunkte, von wo aus sich mir ein freier Ueberblick, gleichsam aus der Vogelperspektive, zunächst über einen ausgedehnten Bahnhof mit prachtvollem Hauptgebäude bot, an welchem sich zu beiden Seiten luftige Säulenhallen anschlossen, unter denen eine große Menschenmenge der ankommenden und abgehenden Züge

harrte. Gegenüber dem Bahnhofe, in mäßiger Entfernung, breitete eine freundliche Stadt mit vielen schlanken Thürmen ihre Häuserreihen aus, welche gruppenweise von frisch grünem Baum- und Strauchwerk angenehm unterbrochen wurden. Der ferne Hintergrund der Stadt lag jedoch gleichsam hinter magischem Schleier verborgen.

Dem Bahnhofe gegenüber, welcher von der Stadt durch eine breite Straße getrennt war, befand sich ein schöner großer Platz, einen gegen das Bahnhofgebäude offenen Halbkreis bildend, von dem aus sich drei Straßen in verschiedenen Richtungen nach der inneren Stadt zogen und in welchen ein sehr geschäftiges Treiben sichtbar war. Die Straße links zog sich nach einer schönen Kirche hin, jene in der Mitte hatte dagegen mehr die Richtung nach dem Herzen der Stadt und schien sich dorten mit einer großen Straße zu vereinigen. Die Straße zur rechten Seite aber schien sich gleichsam in einen nahen Park zu verlieren.

Der Platz selbst war mit schönen hohen Gebäuden umgeben, an deren Fronten sich wenig erhöhte Terrassen hinzogen, welche ihrerseits mit Blumen und Buschgewächsen reich geschmückt waren. Auf mehreren dieser Terrassen waren zahlreiche Personen sichtbar, welche sich gegenseitig lebhaft unterhielten und an verschiedenen Erfrischungen sich labten.

Die Mitte des weiten schönen Platzes zierte eine mächtige Fontaine, welche ihren Wasserstrahl hoch in die Lüfte trieb, sich dort in Millionen Tropfen auflösend, und, durch die Sonnenstrahlen in schimmernde Regenbogenfarben gekleidet, in das große Bassin zurückfielen. Das Wasserbecken war außerdem abwechselnd mit herrlich blühenden Blumenbouquets, saftig grünen Rasenpartien und Statuen höchst malerisch umgeben, zwischen denen eine fröhliche Kinderschaar ihren Spielen oblag. Die Einen ließen kleine Segelschiffchen auf dem Wasserspiegel des Bassins nach dem Lustzug treiben, die Anderen belustigten sich mit Reifteeiben, Bällen, Schnurspringen und anderen Spielen, das Ganze aber bot ein bezaubernd belebtes Bild, dessen besonderer Reiz durch die harmonisch schönen Klänge eines vollen Orchesters, die aus einem nahen Lustgarten herüber zu tönen schienen, noch wesentlich erhöht wurde.

Zwischen den Terrassen des Halbkreises und den eben beregten Anlagen war der Platz von einer breiten Fahrstraße umgeben, welche zu beiden Seiten an die den Bahnhof umziehende Hauptstraße anschloß. Von diesen beiden Punkten ausgehend, zogen sich rechts und links Doppel-Alleen längs der Hauptstraße hin, unter deren schützendem Laubdache eine große, bunte Menschenmenge sich lustwandelnd bewegte. Im Hintergrunde wurden diese Alleen von imposanten Häuserreihen überragt. An der von der linken Seite des Platzes ausgehenden Allee war außerdem noch ein schlankes, tempelartiges Gebäude mit bunter Glaskuppel sichtbar, welche, von den Sonnenstrahlen berührt, weithin magisch erglänzte.

So im Anschauen dieses herrlichen Panorama's vertieft, wurde ich mit einem Male eine holde, von lichten Gewändern umwallte Frauengestalt gewahr, welche schwebend sich mir nahte. — „Wie heißt diese herrliche Stadt?“ drängte sich, von Entzücken und Ehrfurcht zugleich erfüllt, die Frage aus mir heraus, und mit der zarten Rechten nach Süden zeigend, sprach die Erscheinung mit wunderlieblicher Stimme: „Erkennst du jene Höhen?“ ich blickte hin, der ferne Hintergrund hatte sich plötzlich erhellt, „diese Burg?“ sprach sie weiter. — „Marienberg“, rief ich voll Entzücken aus. „Und jene Kapelle?“ — „Auch diese erkenne ich, auch sie ist der allgütigen Mutter geweiht.“ „Siehe, dies hier ist das Bild deiner Vaterstadt, der Stadt der Franken, in nächster Zukunft, welche ich meines besondern Schutzes werth halte!“ — „Und jener Tempel, dessen buntes Dach so herrlich in der Sonne erglänzt?“ frug ich weiter. — „Dieser schützt das werthvollste Kleinod meiner treuen Stadt, den unversiegbaren Quell, an dem sich täglich viele Tausende meiner Kinder laben und stärken — der mächtige Schutz gegen alles Uebel — wovon ich diese meine Stadt vor allen Anderen stets bewahrt habe.“ — In diesem Momente war die Stadt und Umgebung von magischem Rosenlichte übergossen, das goldene Bild auf dem Marienthurme strahlte purpurn herüber, ich war im beseligenden Anschauen vertieft. — In dem Augenblicke aber, als ich mich der holden Erscheinung wieder zuwenden wollte, um ihr für den unendlich liebevollen Schutz zu danken, war plötzlich Alles verschwunden, tiefe Nacht umgab mich — ich fühlte, daß das, was mich einige Augenblicke so sehr beglückte, — ein Traum war.

In frühester Morgenstunde trieb es mich hinaus nach der Oertlichkeit meines Traumes, ich bestieg den Wall. Die Stadt lag noch in tiefster Ruhe, auf dem neuen Bahnhofe dagegen war schon reges Leben, Tausende von Händen waren beschäftigt, das große Werk fördern zu helfen.

Dein schöner Traum möchte zur vollen Wahrheit werden, sagte mir eine innere Stimme, wenn wir nur erst zur Erkenntniß kommen und alles das vollkommen erfassen und benützen würden, was uns die Vorsehung in so reichem Maße zugetheilt hat, — wenn wir Patriotismus und Gemeinsinn, aufrichtig und ausschließlich, zur Grundlage und zur Richtschnur unseres gemeinsamen Strebens zu machen im Stande wären. — Ich verließ den Ort, beseelt von dem Wunsche und erfüllt von der Hoffnung, daß sich auch in dieser Angelegenheit noch Alles zum allgemeinen Besten wenden werde. — —r—

## Miscelle.

* Der Prozeß zwischen der Familie Montmorency und dem Grafen Talleyrand-Perigord hat zu allerlei Uebertreibungen Anlaß gegeben: so hatte man behauptet, der Kaiser habe mehrere bonapartistische Familien mit altadeligen Namen beschenkt. So weit ist man noch nicht. Die Sache ist einfach diese: der Herzog von Valencay (Herzog von Sagan in Schlesien), Gemahl der verwittweten Gräfin v. Hatzfeld (geb. Castellane), war in erster Ehe mit der Prinzeß Aliz de Montmorency vermählt gewesen. Sein ältester Sohn ist der Graf Talleyrand (Prinz von Sagan in Schlesien). Es ist wahr, daß er den Kaiser gebeten hatte, seinem Sohne die Erlaubniß zu ertheilen, den Namen seiner Mutter (Montmorency) zu führen, und daß der Kaiser seine Einwilligung hierzu gab, aber vorbehaltlich der gerichtlichen Sanktion im Falle eines Widerspruchs der Familie Montmorency. Alle Rechtsgelehrten sind überzeugt davon, daß Letztere den Prozeß gewinnen werde, welchen sie dem Grafen Talleyrand wegen Annahme ihres Namens gemacht hat.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 49. Sonntag den 19. Juni 1864.


### Δ Die Prinzessin im Kloster.

Roman

von

Theodor Scheibe.

Zweiter Theil. — Erstes Kapitel.

Schutzlose Frauen.

(Fortsetzung.)

Die Prinzessin sah Beate im Tanze mit Ruselio, und hörte sie lachen und singen. In dem Schwalle der Banditen trieb sie dahin, verschwand in demselben und näherte sich dann wieder der Prinzessin, die Worte ihr zurufend: Warum so trübselig? Freuen wie uns, so lange uns noch die Freuden winken.

Die Prinzessin sah sich im nächsten Augenblicke gleichfalls von Verehrern umringt. Aber sie ging in der Gefahr, welche sie bedrohte, nicht unter. Ein ernster Fall störte die Bacchanalien und machte bei den Banditen andere Leidenschaften rege, welche sie von dem Genusse abzogen.

Als Ruselio sich an Beatens Seite gelagert hatte und den Arm um sie geschlungen, den Pokal mit einem frohen Ausrufe emporschwang, da krachte ein Schuß in dem nahen Gebüsche und der Kapitän rief mit schmerzbewegter Stimme die Worte: Ich bin getroffen! Auf den Tod verwundet. Asserto ist der Meuchelmörder.

Mit einem Wuthgebrülle stürzten die Banditen nach jener Stelle, wo Asserto, wie man vermuthete, seine Meuchelthat vollbracht haben mochte, und suchten daselbst mit allem Eifer.

Dieser war nicht aufzufinden.

Ruselio hatte eine Brustwunde erhalten, auf welcher ein Verband angelegt wurde.

Sein Zustand jedoch gab nicht der geringsten Hoffnung Raum, und man erwartete von Moment zu Moment sein Verlöschen.

Stille wurde es an jenem Orte, wo vorher die lauteste Freude geherrscht, und die Banditen trauerten an dem Sterbelager, als würden sie ihren Vater verlieren. Aber auch Beate trauerte um ihn. Sie ging nicht von seiner Seite hinweg, und rief wiederholt klagend seinen Namen.

Mit dem Anbruch des Tages verschied Ruselio.

Beate rief alle Banditen zu seinem Lager und forderte sie auf, dem Mörder Rache zu schwören. Beate schien der Prinzessin seit jener Nacht ein anderes Wesen geworden zu sein.

Sie hatte die Sache der Banditen zu ihrer eigenen gemacht.

Nach Ruselio's Tode wurde ein anderer Anführer gewählt und die Wahl traf einen kleinen flinken Mann, welcher vorher als Korporal der Karabinieri vom Papste gedient hatte.

Eben als die feierliche Installation desselben zu Ende war, kamen auf flüchtigen Rossen der Bote und Goffredo dahergesprengt.

Der Graf sprang vom Pferde ab, eilte auf Hermine zu und begrüßte sie mit den frohen Worten: Meine theuere Schwester, wie glücklich bin ich, dich endlich gefunden zu haben.

Dann eilte er zu seinem Pferde zurück, von dem er ein Säckchen losband, das er den Banditen übergab.

Zählt, wenn es Euch beliebt, sagte er. Hier habt Ihr das verlangte Lösegeld.

Die Prinzessin sah sich genöthigt, Goffredo für seine guten Dienste zu danken und ersuchte ihn, seine Großmuth dadurch zu krönen, daß er sie an einen sicheren Ort geleite, wo sie gleich einer Wittwe in bescheidenen Verhältnissen leben wolle.

Frau Prinzessin, sprach Goffredo, ich beabsichtige nicht, Sie in eine Dunkelheit zu vergraben, und den Wittwenschleier an Ihre jugendliche Gestalt heften zu lassen. In Mailand besitze ich einen schönen Palast und in dessen Umgebung herrliche Villen. Dahin wollen wir ziehen, theuere Hermine. — O, entziehen Sie mir nicht Ihre Hand. Mein Name ist nicht minder achtbar, als der eines Fürsten von Lugano, und meine Liebe, welche die Zeit nicht abgeschwächt hat, bürge Ihnen dafür, daß ich stets darauf bedacht sein werde, Ihr Glück zu fördern. — O, Hermine, erlauben Sie es mir, Sie in den nächsten Pfarrort zu führen, um dort mit Ihnen vor den Traualtar zu treten.

Herr Graf, entgegnete Hermine, ich bin eine Katholikin und als diese kann ich nicht willkürlich Ehebande lösen und neue knüpfen. Mein Gemahl ist der Fürst von Lugano.

Wie, Sie wissen nicht, sprach Goffredo, daß der Fürst nicht mehr unter den Lebenden wandelt?

Wie, mein Gemahl wäre todt?

Seit zwei Monaten. Er ist in Turin gestorben.

Wie kommt es, daß man mich hievon nicht unterrichtet hat?

Goffredo zuckte die Achseln.

Es scheint, daß man dies nicht für wichtig genug gefunden habe, um Sie hievon unverzüglich zu benachrichtigen. Uebrigens hat man in Turin zu viel mit Politik zu thun, als daß man für andere Dinge Zeit gewinnen würde.

Mein Gemahl todt! sprach Hermine verwundert. Ich kann es nicht glauben. Noch bin ich an ihn, den Wahnverbündeten, gefesselt.

Auf Kavaliersehre schwöre ich Ihnen, theuerste Prinzessin, daß Ihr Gemahl wirklich aus der Welt gegangen ist, in die er gar nicht gehörte. Endlich sind Sie von dem Tyrannen erlöst und können mit Ihrer Hand frei verfügen.

Herr Graf, sprach Hermine, ich bitte mir vor allem Andern unzweifelhafte Dokumente von dem Ableben meines Gemahls zu verschaffen.

Sie sollen Sie erhalten, sprach Goffredo. Wir wenden uns von hier nach Livorno und senden dann zu Schiffe einen Boten ab, um die gewünschten Dokumente zu erheben.

Ein Schuß fiel und mehrere Banditen eilten an Goffredo vorüber, um zu erfahren, was derselbe zu bedeuten habe.

Bald kamen sie zu den Andern mit der Nachricht zurück, daß ihr aufgestellter Avisoposten unfern der Fahrstraße geschossen habe. Bald erfuhr man auch die Ursache dieses Signals.

Carabinieri in beträchtlicher Anzahl kamen herangezogen und hatten jedenfalls die Absicht, das Gebirge von den darin hausenden Banditen zu räumen.

Die Straße verlassend, lösten sie sich in eine Kette auf, welche die höheren waldigen Gebirge emporstieg. Bald krachte Schuß auf Schuß. Die Banditen, über den Tod Rusetto's mißgelaunt und in dem Wahne, daß dessen Mörder die Carabinieri herbeigeführt hatte, wichen dem Kampf nicht aus, obwohl ihnen ihre Gegner an der Zahl weit überlegen waren.

Goffredo nahm kein Interesse daran, was der Kampf für einen Ausgang nehmen werde. Im Gegentheile kam ihm jenes Zusammentreffen erwünscht, weil er sich ohne Weiteres von den Banditen losmachen konnte, um der Gefahr zu entgehen, weitere Gelderpressungen bei ihm zu versuchen. Er führte die Frauen zu der Begleitung, welche seiner harrte. Selbe bestand aus mehreren berittenen Domestiken, welche auch zwei Damensättel bei sich führten, diese waren für Hermine und Beate bestimmt. Er hatte sie in Ankona angekauft, als er von dem Boten gehört, daß sich die Frauen in einer mißlichen Lage befinden.

Langsam zog man in nördlicher Richtung dahin. Der Graf befand sich in einer entzückten Stimmung.

Sein ganzes Wesen war sichtlich von dem Gedanken durchglüht, daß er endlich sein heißersehntes Ziel erreicht habe. Er wußte Hermine tausend Dinge zu erzählen und suchte sie besonders in den schönsten Träumen einer frohen Zukunft zu erhalten.

Die Prinzessin war jedoch ihrem Verehrer nicht im entferntesten gewogen und sie mußte daher sich großen Zwang auferlegen, um nicht aus der Rolle zu fallen, die darin bestand, sich in seiner Gesellschaft wohl zu befinden.

Die Nachricht, daß ihr Gemahl gestorben sei, glaubte sie nicht, obwohl sie der Graf mit seinem Ehrenworte bestätigt hatte.

Sie kamen zu einer Osteria an dem Waldpfade, wo sie Erfrischungen einnahmen.

Dort hatte der Graf auch eine längere Unterredung mit seinem Kammerdiener, worauf er ihm Geld gab und ihn absendete.

Ich habe ihn nach Ubania geschickt, sprach Goffredo hierauf zu Hermine, ein Städtchen, das keine Stunde Weges von hier entfernt ist. Der dortige Bürgermeister war vor kurzer Zeit noch ein Freund des Vaterlandes, welcher der Sache des Volkes mit Eifer Vorschub geleistet. Theuerste Hermine, es wird Ihnen wahrscheinlich bekannt sein, daß durch die Siege der Oesterreicher in Italien und durch die Bekämpfung des republikanischen Roms durch die französische Waffenmacht eine großartige Reaktion allenthalben eingetreten ist. Seit jener Zeit hat mein Name seinen guten Klang verloren und ich muß mit Vorsicht das Terrain wohl prüfen, bevor ich einen Schritt darauf thue. Ich habe in Rom nicht den Namen Goffredo geführt, wie Sie vermuthen werden, sondern einen fingirten, und es ist nur ein höchst glücklicher Zufall gewesen, daß der Bote mich aufgefunden, denn ich reiste unter dem Namen Marchese di Aronda. In Ubania werde ich mir neue Päße geben lassen, wenn der dortige Bürgermeister die alte Freundschaft gegen mich bewahrt hat.

Man verweilte in der Osteria mehr als drei Stunden, auf die Zurückkunft des Kammerdieners wartend.

Endlich kam er und versicherte mit froher Miene, daß seine Sendung einen glücklichen Erfolg gehabt habe.

Er hatte den Bürgermeister gesprochen, und aus dessen Munde gehört, daß er sich nicht fruchtlos an ihn gewendet habe.

Der Bürgermeister hatte versprochen, Goffredo mit allen nöthigen Reisedokumenten zu versehen und für seine Weiterreise nach Toskana bestens Sorge zu tragen.

Nun wurde die Reise nach Ubania weiter fortgesetzt, und diese Stadt auch beim Einbruche der Nacht erreicht.

Goffredo brachte die Frauen in ein Hotel und begab sich hierauf zu dem erwähnten Bürgermeister, um sich mit ihm zu besprechen.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Aus den Papieren eines Unstäten.

Von

R. de Vincenti.

### Die Roseninsel.

(Schluß.)

Caramuele schien sich zu vervielfältigen, er war überall und überall schien er die Wünsche seiner Gäste zu errathen. Nachmittags fand ein glänzender Ball statt, denn nie können sich die Rhodenser zusammenfinden, ohne zu tanzen, während ein Theil der Gesellschaft sich in die weitläufigen Gärten rings um die Villa zerstreute. Rosita war unter den Letzteren, während Bichis im Saale zurückblieben. Gegen drei Uhr bemerkte der Doktor eine plötzliche Aenderung in den Manieren Caramueles, und als einige Minuten darauf ein Diener, der besonders mit ihm vertraut schien, plötzlich zu seinem Herrn trat und ihm einige Worte zuflüsterte, bedeckte sich sein Gesicht mit Leichenblässe. Einige Minuten darauf verschwand er aus dem Saale. Rosita war indeß auf der untersten Terrasse des Gartens angelangt und hatte sich auf einer Bank ihren Träumen überlassen. Ihr Blick irrte hin-

aus auf das Meer, dessen unruhige Welle fieberhaft an dem Felsufer hinaufkletterte. Plötzlich legte sich eine Hand auf ihre Schulter; sie fuhr erschreckt auf; — vor ihr stand Caramuele in einen Mantel gehüllt. Sein bleiches, sanftes Gesicht hatte einen unbezähmbar wildentschlossenen Ausdruck. „Rosita“, begann er mit seinem weichschmeichelnden Organe, „Rosita, Du weißt, daß ich Dich liebe und fühlst es längst, weil Du mich fliehst. Ich stehe an dem Wendepunkte meines Geschickes. Dort, draußen auf dem unendlichen Meer ist die Freiheit, das Glück! Hier in dieser Prachtwohnung erwartet mich der Tod! Ich habe so lange gegen die Gefahr angekämpft, als ich konnte; ich hätte längst entfliehen können, wenn Du, wenn Dein Bild mich nicht hier auf dieser Insel festgebannt hätte. Der Augenblick drängt, ich kann nicht leben ohne Dich, fliehe mit mir und meinen Reichthümern und ich will Dir ein Leben bereiten, daß alle Deine glühendsten Träume vor der magischen Wirklichkeit erblassen sollen. Folge mir, Rosita, folge mir.“ Plötzlich hielt er inne und horchte, aus der Villa drang ein verworrenes Getöse herüber. Er machte eine rasche Bewegung, und mit der einen Hand eine Pistole unter dem Mantel hervorziehend, und mit der anderen Rosita um den Leib fassend und wie ein Kind davon tragend, sprang er mit mächtigen Sätzen nach der Felsenbucht, wo die Yacht vor Anker lag. Auf der Höhe des Felsvorsprunges angekommen, rief er hastig: „Marco, Marco, schnell eingeschifft!“ In demselben Augenblick jedoch prallte er mit einem Fluche zurück. — Die Yacht war mit türkischen Soldaten angefüllt, die von einem verschmitzt aussehenden Griechen angeführt wurden. „Ah, Canaille“, brüllte der Verrathene dem Griechen zu, „Du hast mich verkauft?“ — Ein Knall, und der Verräther stürzte kopfüber in die See, während Caramuele, die ohnmächtige Rosita niedergleiten lassend, mit einem Tigersprung die nächste Terrasse erkletternd, vor den Augen der erschrockenen Polizeisoldaten verschwand. Einige Augenblicke darauf erschien von der Villa her eine zweite Abtheilung Soldaten, gefolgt von einem großen Theil der Gäste. Rosita lag wie leblos auf dem Felsen, von Caramuele aber war nichts zu sehen.

Zur Erklärung dieser Vorfälle Folgendes: Caramuele war durch die Geständnisse des Theopulos in Galata der Regierung als das Haupt der gefährlichen Falschmünzer, die seit mehreren Jahren auf den Inseln im Großen arbeiteten, denunciirt worden. Es war dem Manne gelungen, den ersten Untersuchungskommissär in Samos aus dem Wege zu schaffen. Der Zweite jedoch, den die Pforte in dieser Angelegenheit nach Rhodus gesandt hatte, war so geschickt gewesen, einen der Vertrauten und Mitschuldigen Caramueles, nämlich den Cyprioten Marco, zu gewinnen, der sich verpflichtete, für vollkommene Gnade und eine Summe den Chef auszuliefern. Caramuele hatte die Ankunft des türkischen Kommissärs erst gegen Mittag auf dem Ball erfahren, und so heftig war die Liebe dieses Menschen zu Rosita, daß er, um sich ihren Besitz zu sichern, die letzten kostbaren Augenblicke, die ihm zur Flucht übrig blieben, auf das Spiel setzte. Während der Gartenscene zwischen dem Falschmünzer und Rosita waren die türkischen Soldaten in die Villa eingedrungen, während ein anderer Haufe unter Marco's Führung die Yacht, welche, mit Geld und Werthsachen beladen, zur Flucht und Entführung Rosita's bereit stand, besetzte. Das Fest selbst war vielleicht ein ironischer Abschied Caramueles an die Rhodenser, gewiß aber ein Mittel, Rosita anzulocken und sich ihrer bequem bemächtigen zu können. — Wir haben den Ausgang gesehen; jetzt zum Schluß.

Während die türkischen Soldaten sich eilig nach dem Innern der Insel zur Verfolgung Caramueles zerstreuten, kam Rosita nach langer Ohnmacht wieder zu sich. Die Bestürzung war unbeschreiblich und alle Gäste schickten sich an, nach der Stadt zurückzukehren. —

Es war gegen fünf Uhr; ein drohendes Gewitter hing am südlichen Himmel und das Meer stöhnte ängstlich in den Felsenbuchten. Draußen gingen die Wellen höher und aus weiter Ferne kamen sie in mächtigen Sprüngen daher, wie wilde Rosse die schaumgekrönten Mähnen schüttelnd. Schwere Tropfen fielen aus der unheimlich schwülen Luft und ferne Donner zogen rollend und grollend gegen die Insel heran. Da bebt die Erde, das Meer weicht entsetzt von dem Gestade zurück, hoch aufgebäumt springt die Woge, die Felsenwurzeln der Berge erzittern, tausendjährige Riesenstämme knicken zusammen, von den schwindelnden Höhen lösen sich furchtbare Felsblöcke, lauter rollen die Donner, angstvoll, gluthgepeinigt berstet die Erde und aus ihren Tiefen quellen Feuerströme und das königliche Haupt des alten Tairos wankt in dunklem Wolkenschleier.

Nur ein grauenvoller, übermenschlicher Schrei gellt über die Insel dahin:

O sismos! O sismos!

Das Erdbeben! Das Erdbeben!

Rettung! Rettung! Nacht ringsum, und entsetzliche Nacht in dem Geiste des Menschen. Die Angst wird zum Wahnsinn; — die stürzen jammernd in die Wagen, die zertreten ihre Brüder in der tollen Flucht, im entsetzlichen Kampf um das Leben!

Da erscheint eine furchtbare Feuerschrift am dunkeldrohenden Firmament, ein betäubender Donnerschlag — ein entsetzlicher Knall, eine grauenhafte Vision! Hoch auf steigt eine gigantische Feuersäule und Leichen, Steine, Trümmer und Schutt bedecken in entsetzlichem Chaos Meer und Land! Rhodus ist nicht mehr! Rhodus ist gewesen! Es war 5 Uhr Abends! Tausende sind auf ewig begraben, glücklich die, welche ein Wunder gerettet!

Die meisten der von Caramuele Geladenen hatten dieses Glück; einige wenige wurden von herabfallenden Steinen erschlagen, die andern erreichten in wilder Flucht Neomaras, das weniger, als die eigentliche Stadt selbst gelitten hatte. Bicchi fand sein Haus durchaus zerstört und verbrannt, und war genöthigt, die Gastfreundschaft des französischen Consuls in Anspruch zu nehmen. Rosita war einige Stunden wie starr vor Schrecken und erholte sich nur langsam.

Wenige Tage nach dieser fürchterlichen Katastrophe wurden im Innern der Insel von der Regierung Nachsuchungen angestellt, um die Verluste zu konstatiren. Man fand nicht weit von Zimboli Felsstücke, die wohl eine halbe Stunde weit geschleudert worden waren. Im Thale traf man den Cerestempel geborsten und einen Theil davon eingestürzt. Ein türkischer Soldat, der erschlagen in der Nähe aufgefunden wurde, gab Veranlassung zu weiteren Forschungen, wobei die Leichname Caramueles und mehrerer Polizeisoldaten unter den Trümmern hervorgezogen wurden. Zu gleicher Zeit entdeckte man eine Masse Schlacken, Mineralien, Fragmente von Druckmaschinen, Eisenrädern, Schmelztiegeln und anderen Werkzeugen, die bewiesen, daß ein unbekannter Theil des durch den Volksaberglauben ohnedem verschrieenen Felsentempels der Aufenthaltsort der Falschmünzer gewesen sein

mochte. Ich erinnerte mich nun der Scene mit der Vision Rositas an diesem Orte, welche mir damals so viel Stoff zur Heiterkeit gegeben hatte, und es schien mir natürlich, daß Caramuele sich im letzten Augenblick an diesen geheimen Ort geflüchtet hatte.

So hatte sich das Geschick der Person Caramuele's bedient, um die Einwohner des Bicchi'schen Hauses sowohl, als mich selbst vor einem beinahe sicheren Tode zu retten. Er war es, ich konnte nach dem Geschehenen keinen Zweifel mehr darüber haben, der sich durch Entwendung eines früher von Derval an mich geschriebenen Briefes eine genaue Kenntniß meiner Relationen mit meinem Korrespondenten zu verschaffen wußte, während ihm der Musterbrief zu gleicher Zeit zur Anfertigung des falschen Briefes, der mich vom Schauplatz seiner verborgenen Pläne nach Beirut abrief, zum Nutzen gereichte. Die Einladung sodann zu seinem Feste an die Familie Bicchi und Rosita entfernte diese aus der Stadt an einem Tage, der sonst zu Spaziergängen nicht einladend gewesen wäre. Es gibt göttliche Fügungen! was man auch sagen mag.

* * *

Es war Ende November. Das Meer war ruhig, der Himmel wolkenlos und die Sonne mild und wohlthuend, sie lächelte, aber sie lächelte auf Ruinen herab.... Rosita stand neben mir auf dem Verdeck des Dampfers; sie war stumm, bleich und krank wie vorher und ich warf einen letzten traurigen Blick nach der „Insel der Rosen."

---

## Der Häring.

In diesen Tagen, wo alle Anzeigeblätter die lange erwartete Kunde bringen, daß „frische, zarte Matjes-Häringe" angekommen seien, erwacht gewiß bei vielen unserer Leser und Leserinnen die in den vergangenen Monaten sehr zurückgetretene Zuneigung zu dem biederen Seebewohner wieder, der in seinem gegenwärtigen Zustande unstreitig mit zu den angenehmsten und am leichtesten zu beschaffenden Delikatessen gehört. Der arme Häring — er hat gewiß nicht gerne die Salzfluth verlassen, um in Tonnen gepackt und Hunderte von Meilen weit gefahren zu werden. So lange er in seiner Heimath schwimmt, ist er ein lustiger Fisch, der sich die Welt um die Ohren schlägt und Fünf gerade sein läßt. Gar wenig macht er sich aus den unzähligen Feinden, die ihn unablässig verfolgen. Erwischt ihn ein solcher, so läßt er sich mit der größten Ruhe verschlucken; ja er zappelt kaum, wenn einer seiner gefiederten Gegner sich seiner bemächtigt, ihn aus dem ihm angewiesenen Elemente emporhebt und forträgt, um ihn auf irgend einer Klippe zu zergliedern. Oft gleiten die Schwärme so nahe unter der Meeresoberfläche dahin, daß diese gefurcht und gekräuselt wird, wie von einem lokalen heftigen Stoßwinde. Ein eigenes Brausen will man während solcher Erscheinungen beobachtet haben, vielleicht in Folge des, wie vor dem Kiele eines großen Schiffes, mit Kraft verdrängten Wassers. In hellen Nächten verbreiten die Schwärme in ihrer ganzen Ausdehnung einen phosphoreszirenden Glanz, das sogenannte Häringsblinken. Der nordische Name des Härings, Silfr, Sill, Sild bedeutet eigentlich „Silber;" in Wirklichkeit vertritt der Häring den norwegischen Bauern die Stelle des baaren Silbers. Mit dem Häring bezahlt er seine Schulden, und die Zeit zwischen den Fischereien lebt er hauptsächlich auf Borg. Nur zu gewiß ist es, daß manche Flecken und Städtchen sich bevölkert und wieder entvölkert haben, je nachdem der Häring sich einfand oder sich absentirte. Ein norwegischer Dichter besingt geschmackvoll diese nationalökonomische Bedeutung des Härings:

> Wie das Feuer die Fliege zum Leben erweckt,
> So der Häring den Bürger zur Thätigkeit schreckt.

Diese poetische Ergießung würde bei uns, wo man außer dem gesalzenen und geräucherten nur noch an der Nordküste den äußerst alltäglichen und nüchtern aussehenden „grünen" Häring kennt, schwerlich möglich gewesen sein; in Scandinavien hat sie nichts Befremdendes. Denn hier ist der Häring ein nicht bloß viel delikateres, sondern auch ein bei weitem vielseitigeres Nahrungsmittel als bei uns. Friedrich IV. von Dänemark ward einst bei einer einzigen Mahlzeit mit vierundzwanzig Gerichten bewirthet, deren jedes aus Häring bestand. Gleichwohl verschmähten die Vornehmen dort durchschnittlich den frischen Häring, und halten sich fast ausschließlich an den „Spegesild", den gesalzenen. Schon vor 200 Jahren stand dieser aber auch bei Dichtern und Denkern, damals ausschließlich Leuten aus den höheren Ständen, in verdienter Achtung. Der alte Schonvelde preist den „Spegesild" als ein celebre pridianae crapulae antipharmacum, ein berühmtes Mittel gegen den Katzenjammer, der deshalb von denen bibulis ein Gesundheitsmacher genannt werde. „Man könnte deshalb", sagt Kröyer, „mit Recht sich über Thomasium Bartholinum wundern, diesen warmen Patrioten, der so begeisterte Lobsprüche über alle andern dänischen Nationalgerichte im Munde führt, und der seine Dissertation de potu Danorum mit den gewichtigen Worten beginnt: potandi ingens in Septentrione necessitas (im Norden muß der Mensch furchtbar viel trinken), daß dieser Mann den „Spegesild" mit so stiefmütterlicher Kürze abfertigt." Welch eine ungeheure Masse Salzhäringe zu allen Zeiten im Norden verbraucht zu werden pflegte, das bezeugen die Inventarlisten von Schlössern und Klöstern, die Speiseregiments ꝛc. Beispielsweise sei hier nur angeführt, daß für eine Klosterjungfrau jährlich außer andern gesalzenen und frischen Lebensmitteln, Fleisch, Fisch ꝛc., eine Vierteltonne gesalzener Häringe (3 bis 400 Stück) ausgeworfen zu werden pflegte, obwohl doch hier von einem Antipharmacum crapulae pridianae gewiß nicht die Rede sein konnte. Unter allen Bewohnern des Nordens hat übrigens wohl kein Stamm es zu einer solchen Virtuosität im Vertilgen des Härings gebracht, wie die Bornholmer. Die Bornholmer „Skongaard" berichtet: „Zum Frühstück speist der gemeine Mann tagtäglich Salzhäring; man ißt ihn mit Gräten und Rückgrat, mit Flossen, Milch und Rogen, ohne etwas übrig zu lassen. Ein völlig ausgewachsener Mann vertilgt zum Frühstück oft seine sechs ja acht Salzhäringe und die Frauen nicht minder, Kinder von 10—12 Jahren bewältigen zumeist gleich ansehnliche Portionen. „Potandi ingens necessitas!"

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

**№ 50.** Mittwoch den 22. Juni **1864.**


## △ Die Prinzessin im Kloster.

Roman
von
Theodor Scheibe.

### Zweiter Theil. — Erstes Kapitel.

### Schutzlose Frauen.

(Fortsetzung.)

Eine Viertelstunde später und der Kammerdiener des Grafen stürzte in das Zimmer der Frauen, mit dem Schreckensrufe: Der elende Kerl hat Verrath geübt. Goffredo wurde in der Wohnung des Bürgermeisters gefangen genommen. Päpstliche Soldaten haben ihn fortgeführt. — Wir müssen fliehen.

Was kann man unternehmen, um den Grafen zu retten?

Der Graf hat zu mir gesprochen: Nach Florenz mit den Frauen! Er hofft mit Sicherheit, bald seine Freiheit zu erlangen. Doch ich traue diesem elenden Schuft nicht, der seinen Freund verrathen. Verlieren wir keine Zeit, um unsere Reise fortzusetzen. Ich habe schon den Befehl ertheilt, daß man die Pferde sattle.

Als der Kammerdiener mit den Frauen über die Treppe hinabschritt, kamen ihnen päpstliche Soldaten entgegen und der Unteroffizier, welcher dieselben anführte, erklärte den Damen sowohl als dem Diener, daß er sie gefangen zu nehmen habe.

Ob man sich nicht besser unter den Banditen befunden hat, als unter den Männern der gesetzlichen Ordnung? sprach Beate zornig; was will man mit uns beginnen?

Hermine und Beate wurden von dem Kammerdiener und den anderen Domestiken getrennt und in ein Gefängniß gebracht, in dem man ihnen aus Stroh das Nachtlager bereitete.

Ein alter Mann kam zu der Thüre herein, sagte, daß er Kerkermeister sei und fragte die Frauen, ob sie nicht zu speisen wünschen, in welchem Falle sie ihm Geld geben möchten, um die gewünschten Speisen zu bezahlen.

Sagt mir, sprach Hermine, wo befindet sich der Kavalier, welcher in der Wohnung des Bürgermeisters verhaftet wurde?

Auf dem Wege nach Rom, lautete die Entgegnung. Man hat ihn mit seinem Kammerdiener auf einem Wagen vor wenigen Minuten hier abgeführt. Beiden wurden schwere Fesseln angelegt und den Soldaten befohlen, genau Acht auf sie zu haben, damit sie nicht entwischen können. Es sollen große Verräther sein.

Was will man aber mit uns beginnen, fragte Beate. Wir haben doch Niemanden verrathen und uns nur aus Zufall der Reisegesellschaft des Grafen angeschlossen.

Das wird wohl in den Verhören ersichtlich werden sprach der alte Mann.

Der Herr Bürgermeister ist unparteiisch und wird Sie gewiß in Freiheit setzen, wenn er erfährt, daß Sie mit politischen Händeln nichts zu schaffen haben.

Das kann aber noch lange währen, sprach Beate. Ihr sollt uns in Freiheit setzen. Wir haben einiges Geld, das wir gerne mit Euch theilen wollen, um von hier fort zu kommen. Fünfzig Dukaten könnt Ihr an uns verdienen.

Das läßt sich hören! sprach der Alte. Ich werde ohnehin nicht mehr lange das Amt eines Kerkermeisters versehen, und die Gelegenheit wäre uns günstig.

Nun denn, so führt uns aus dem Gefängnisse.

In zwei Stunden soll es geschehen, wenn wir uns wirklich mit einander vergleichen. — Wie steht es denn mit der Bezahlung aus?

Beate öffnete ihre Handtasche und zog aus derselben eine Rolle Dukaten.

Mit Hast ergriff sie der alte Mann, küßte sie inbrünstig und sagte: Wie es scheint, hat Euch mein Schutzpatron hierher geführt.

Es bleibt dabei, meine schönen Damen, fuhr der alte Mann fort. Die hohe Gerechtigkeit hat in ihrer Weisheit erkannt, daß ich meines vorgerückten Alters wegen an den Fähigkeiten meiner Sinne eine starke Einbuße erlitten habe. Die hohe Obrigkeit behauptet, mein Trommelfell im Ohr sei schon so schlaff gespannt, daß es gar nicht mehr klingt, und meine Augenlaterne habe so erblindete Fensterscheiben, daß man mich gar nicht zur Verantwortung ziehen könne, wenn ich die nöthige Obsorge für die Gefangenen außer Acht lasse. Ein Advokatenschreiber soll mein Nachfolger werden und obwohl der Kerl von dem Gefängnißwesen keinen blauen Dunst hat, so ist doch die Sache schon im vorhinein zu seinen Gunsten entschieden. Denn seine Geliebte ist die Köchin des Bürgermeisters. — Ja, es bleibt dabei! Um Mitternacht könnt Ihr ausziehen!

Lieber Freund, wie werden wir von hier weiter gelangen? fragte Beate.

Der alte Kerkermeister sann nach.

Ich werde mit meinem Schwager, einem Töpfer, reden, sprach er hierauf. Der hat Wagen und Pferd, und Nie-

mand wird Verdacht gegen ihn haben, weil es häufig geschieht, daß er zur Nachtszeit mit einer Ladung Töpferwaaren Ubania verläßt.

In einer Stunde werde ich hier sein, um Euch zu sagen, ob es bei unserer Verabredung bleibt. Das erhaltene Geld gebe ich Euch keinesfalls mehr zurück.

Der Kerkermeister entfernte sich und es währte sehr lange Zeit, bis er endlich wiederkehrte.

Der Mann war so ehrlich, die Frauen nicht um ihr Geld zu betrügen.

Angelweit stieß er die Kerkerthüre auf und sagte: Kommt nur geschwind! Niemand wird uns begegnen.

Die Frauen folgten dem Kerkermeister. Sie hatten nur wenige Schritte zu einem gesperrten Thore zurückzulegen. Der Alte öffnete dieses, und sie befanden sich nun in einem gewölbten Vorhause.

Dort sahen sie durch ein großes Fenster in die matt erhellte Portierswohnung und erblickten daselbst in einem Lehnstuhle einen Mann, der seinen Kopf in die Hand gestützt hatte, das Gesicht gegen das Fenster gewendet.

Wir werden bemerkt, flüsterte Hermine erschrocken.

Keine Sorge, antwortete der Kerkermeister. Eine Puppe sitzt dort im Sessel und der, den sie vorstellt, sitzt im Wirthshause und läßt sich den Wein munden. So foppt er mich seit dreiviertel Jahren und ich lasse mich foppen, weil ich auch des Nachts selten hier bin, was eigentlich auch gegen die Vorschrift ist.

Der Alte schob den Riegel an dem Thore zurück, auf welches er losgegangen war, und schon waren die letzten Hindernisse beseitigt.

Man passirte eine vereinsamte Straße, in welcher die tiefen Schatten der Nacht durch keine Beleuchtungsobjekte bekämpft wurden, bog dann in ein Gäßchen und gelangte zu einem kleinen Platze, wo man in dunklen Umrissen einen Wagen bemerkte.

Wenige Augenblicke später und die Prinzessin saß mit ihrer Begleiterin auf dem Vordertheil des Wagens, der mit einem Leinwanddache überspannt war. Der Töpfer hatte sich vor ihnen seinen Platz gewählt und zog an den Zügeln seines Pferdes. Der alte Kerkermeister wünschte den Frauen auf das Freundlichste gute Nacht und der Wagen rollte langsam über das Steinpflaster dahin.

Ohne angehalten zu werden, passirte man ein Stadtthor und befand sich nun auf freiem Felde.

Wohin geht unser Weg? fragte Beate.

Nach Sinigaglia, antwortete der Töpfer. Dort könnt Ihr Euch einschiffen lassen, wenn es für Euch nicht rathsam sein sollte, auf päpstlichem Gebiete länger zu bleiben.

Lieber Mann, Ihr fahrt zu langsam und wir kommen dadurch in Gefahr, von Verfolgern eingeholt zu werden, bevor wir die Meeresküste erreichen.

Keine Sorge, meine Frauchen, antwortete der Töpfer. Vor zehn Uhr Morgens wird es nicht publik, daß Ihr aus dem Gerichtshause fortgegangen seid und bis dahin haben wir auch den Marktplatz von Sinigaglia erreicht.

Befürchtet Ihr nicht, fragte Hermine, von Wegelagerern überfallen zu werden, deren es nirgends so viele gibt, als in den Kirchenstaaten?

Uns geschieht nichts, entgegnete der Töpfer. Wir in Ubania sind mit den Banditen abgefunden. — Es ist auch das Gescheidteste, was man thun konnte. Polizei kostet viel Geld und nützt nichts. Bezahlt man jedoch die Beutelschneider, so braucht man sonst nichts zu geben, um sie zu erhalten. Leben müssen sie doch.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Thierbändiger-Dilettant.

E. V. Berlin, im Juni.

Es gehört zu den größten Annehmlichkeiten unseres Residenzlebens, die Vormittagsstunden eines schönen Sonntages im zoologischen Garten zuzubringen. Ob man im Schatten eines kühlen Laubganges lustwandeln und seinen Gedanken nachhängen, oder sich in unterhaltender Gesellschaft bewegen will, zu beidem ist stets der Ort und die Gelegenheit vorhanden. Man begegnet Freunden und Bekannten, man sieht Reisende aus allen Ländern, und wem es um das Studium eines Originals zu thun ist, hier wird er bei einigem Glück noch immer ein Exemplar dieser, dem Aussterben nahen Gattung antreffen.

Ein Besuch des zoologischen Gartens um diese glückliche Stunde gehört um so mehr zu meinen Liebhabereien, je seltener meine Berufsgeschäfte mir denselben gestatten. Nur eine besondere Kombination der Verhältnisse gönnt mir gewöhnlich diese Freiheit. Es war einer der letzten, vom Himmel bevorzugten Sonntage, als mir nach langer Unterbrechung durch schlechtes Wetter und Arbeitssorgen der ersehnte Genuß wieder zu Theil wurde. Vor der Pforte des Gartens hatte sich schon ein Häuflein von Equipagen angesammelt, Kutscher und Bediente nahmen vor der Bude des Marketenders die ersten Erfrischungen des Tages ein; es war auf zahlreiche Gäste zu rechnen.

Der Gewohnheit aller Besucher folgend, richtete ich meine Schritte zunächst nach dem Affenhause. Jeder berliner Zoologe hält es für seine Schuldigkeit, vor allen Dingen jener Familie, aus der sich nach der neuesten naturwissenschaftlichen Theorie das menschliche Geschlecht allmählich entwickelt hat, seine Aufwartung zu machen. Auffallender Weise war Niemand als ein Herr in reiferen Jahren zugegen. Nach seiner Tracht zu urtheilen, gehörte er zu den soliden Leuten älterer Schule; sein Aussehen flößte ein unbedingtes Vertrauen ein. Auffallend war nur sein weiter Oberrock, da innerhalb der ungewöhnlich langen Schöße desselben zwei große und breite Taschen hingen, die mit unbekannten, aber gewichtigen Dingen angefüllt waren, auch die unförmliche Busentasche des altfränkischen Kleidungsstückes strotzte von einem räthselhaften Füllsel. Langsam wandelte der Herr an dem Gitter auf und ab, indem er sanfte und melancholische Blicke auf die Insassen warf, und von Zeit zu Zeit seltsam schnalzende Töne ausstieß, welche die Affen zu verstehen schienen. Sie näherten sich dem Gitter, hielten ihrem Gönner die Köpfe hin, um eine Liebkosung zu empfangen und wurden durch einige Rosinen und Mandeln belohnt. Ich glaubte einen weichherzigen Waisenhausinspektor unter seinen Pfleglingen zu sehen. Die Sprossen der tropischen Zone befleißigten sich in Gegenwart des Herrn eines sichtlich geregelteren Betragens, und als einer jener zottigen Unholde, die keine Gelegenheit versäumen, durch heftiges Läuten an Meerkatzenschwänzen sich von der dauerhaften Befestigung derselben zu überzeugen, eben wieder eine gleiche Ausschreitung beging, genügte ein strafender Laut, den Unruhestifter zur Ordnung zu rufen.

„Merkwürdig!“ sagte ich, in unverhohlener Bewunderung mich dem gütig blickenden Herrn nähernd.

„Nicht, wahr?“ schmunzelte der Gönner der Affen, „fähige Thiere, allerlei Spuren von Intelligenz, aber ein allzugroßer Ueberschuß von Temperament!“

Die Bekanntschaft war angeknüpft, ich beschloß, bei dem Unbekannten zu bleiben; der Vormittag versprach ergiebig zu werden. Gemächlich begaben wir uns zu dem Gehege der Casuare, nachdem mein Mann sich noch vorher dem Fenster des Kabinets, in welchem die Alligatoren aufbewahrt werden, genähert, und einen entsagenden Blick hineingeworfen hatte. So betrachtet der Erzieher den hoffnungslosen Idioten, der denkende Kriminalist den unverbesserlichen Verbrecher.

Als die australischen Vögel meinen Begleiter erkannten, näherten sie sich rasch dem Geländer, und stießen ihren bekannten trommelartigen Ton, nur auf eine zartere Weise aus; im Gesichte des Herrn zeigte sich jedoch keine Veränderung.

„Ein unverbesserliches Geschlecht,“ sagte er leise den Kopf schüttelnd und in der Busentasche nach irgend einem Brocken umhertastend, der dem Geschmack der Vögel zusagen konnte, „still, dumm und gefräßig! jetzt füttere ich sie und in der nächsten Sekunde wollen sie mir mit dem dicken Schnabel den Schädel einschlagen, wie vor Jahren der alte Strauß. Trüge ich nicht immer Taschentuch und Handschuhe in meinem Hute, mein Leben wäre längst Gras gewesen!“

Einigermaßen verächtlich sich abwendend, setzte er seinen Spaziergang fort; ich wagte kaum, sein Nachdenken durch zudringliche Fragen zu stören. Er schien sich mit einem neuen Plane zu beschäftigen, die Casuare an den vertraulichen Umgang mit alten Herren zu gewöhnen. Wir kamen an das neue prachtvolle Gebäude der Körner fressenden Vögel; ein lärmendes Gegacker erhob sich bei unserer Annäherung. Mein Begleiter kam zu liebevollen Bekannten. Pfauen, Fasanen und Hühner rannten an das Gitter und empfingen Hände voll Futter, der Thierfreund stieß unerklärliche Töne aus, und ein alter ausländischer Hahn krähte ihn mit einer solchen Aufrichtigkeit an, daß ich einen Augenblick lang durch den weit geöffneten Schnabel bis in den Magen des Sängers zu blicken glaubte; der alte Herr lächelte zufrieden.

„Keiner von ihnen vergißt mich!“ sagte er freundlich, „wie viele Scheffel Gerste, wie viele Brode habe ich im Verlauf der Jahre unter sie vertheilt, aber Wohlthaten belohnen sich; würden die Gitter geöffnet, sie folgten mir Alle auf dem Fuße — mitten durch die Stadt! ach! daß ich euch bei mir aufnehmen könnte! aber es geht nicht, nein, es geht nicht!“

Tiefes Bedauern klang aus den Reden des guten Mannes, offenbar stellte das Schicksal der Befriedigung seiner zoologischen Herzensbedürfnisse unübersteigliche Schranken in den Weg. Ich glaubte zu bemerken, daß der lange Oberrock abgetragener als billig war, daß sich an den Ellenbogen und Knopflöchern Spuren des nagenden Zahnes der Zeit verriethen.

Die linke Tasche des Rockes war wesentlich erleichtert, die Sonne schien ungewöhnlich warm, und wir begaben uns, die Reihenfolge der Thierhäuschen unbeachtet lassend, in den nächsten schattigen Gang.

Mein Gefährte lüftete den breitkrämpigen Hut, nahm das Taschentuch hervor, trocknete den Schweiß von der Stirn, und bedeckte von Neuem sein edles Haupt, sehnsüchtige Blicke einem vorbeisummenden Käfer nachsendend.

„Bedienen Sie sich doch Ihres Hutes!“ rief ich. Er schüttelte den Kopf, befestigte aber seinen mit Leder überzogenen und oben in einen „Lebensretter“ endenden Stock mit dem Riemen an einem Rockknopf und faßte den Käfer abermals scharf ins Auge. Ein Moment vorbereitenden Zauderns, eine geschickte Schwenkung mit der Rechten und er hatte ihn. Eine Mutter kann ihren Neugeborenen nicht sorglicher aus der Wiege nehmen, wie der alte Herr seinen Gefangenen aus der hohlen Hand. Mit wissenschaftlicher Sauberkeit hielt er ihn zwischen zwei Fingern, betrachtete ihn von oben, von unten, die Füße, die Zangen; er schien sich geirrt zu haben und setzte den Käfer wieder behutsam auf einen Baumstamm. Kannte auch dieses Geschöpf den alten Herrn, hatte es vielleicht schon früher Subsistenzmittel aus seiner Hand empfangen? Nach meinen bisherigen Ansichten von Käfern hatte es sich für ein ungebildetes Insekt viel zu geduldig und nachgiebig betragen.

Wir waren beim Hause der Löwen, Tiger und Panther angelangt.

Wider die Gartenordnung stieg mein Begleiter über die, das Publikum von den Gittern trennende hölzerne Barriere, und näherte sich dem Löwen, ohne daß der anwesende Wärter ihm Einhalt gebot. Das Thier näherte sich langsam, der alte Herr streckte den Arm durch die Eisenstäbe, liebkoste den Löwen und kraute in seiner Mähne. Die Natur hat dem Könige der Wüste keine hervorragenden Gaben verliehen, Empfindungen freudiger Art auf eine, uns Sterblichen wohlgefällige Art darzulegen, das Wiedersehen schien ihn indessen angenehm zu berühren. Er rieb sein buschiges Haupt am Arm des Alten und duldete, daß dieser seine furchtbare Schnauze berührte und mit der Hand sanft über Rücken und Schweif fuhr. Auf einem noch vertraulicheren Fuße stand der Unbekannte mit dem Jagdpanther. Der dunkle Geselle sprang mit zwei Sätzen aus dem Hintergrunde seines Kerkers, hüpfte vergnüglich über den Arm meines Begleiters und knaupelte wie ein Schooßhündchen an seinen Fingern. Beide Fälle setzten mich in Erstaunen. Anfangs hatte ich den Alten warnen wollen, aber die Schnelligkeit seiner Bewegungen es mir verwehrt; jetzt mußte ich näheren Aufschluß erlangen.

(Schluß folgt.)

## Ein englisches Heiraths-Bureau.

* London, im Juni. Herr Stunt, Inhaber eines der „ersten englischen Heiraths-Bureaux“ in London, ist ein Mann, der eine ziemlich bewegte Vergangenheit hinter sich liegen hat. Ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt, faßte er nach zurückgelegten eifrigen Studien den Entschluß — unter die Schauspieler zu gehen, und trieb sich einige Jahre in aller Herren Länder herum, ohne seine dramatische Befähigung je recht zur allgemeinen Anerkennung bringen zu können. Das Unglück wollte nämlich, daß seine brillantesten Glanzrollen selten mehr als vier oder fünf Worte enthielten und man begreift, daß selbst das schauspielerische Talent eines Davison oder Devrient nicht vermocht hätte, durch ein lakonisches „die Pferde sind gesattelt“ das Publikum zu einem Beifallssturme hinzureißen. Als Herr Stunt nun einst in edlem Zorne über diese gänzliche Verkennung seiner dramatischen Begabung seinem Direktor eines Abends in

einem Stücke in Gegenwart eines zahlreichen Publikums gemeldet hatte: „Der Wagen steht vor der Thüre und Sie können damit sogleich zum — Teufel fahren", da war der Herr Direktor über diese unerwartete Improvisation, die im Publikum ein unauslöschliches Gelächter hervorgerufen, so wenig erbaut, daß er sogleich nach der Vorstellung Herrn Stunt zu eben demselben großen Herrn schickte, der nach der jüngsten Aeußerung des kühnen Improvisators den Direktor so ungeduldig erwartete.

Unser Stunt war kein sonderlicher Freund allzu schroffer Uebergänge, und so kam es denn, daß er bald bei einem englischen Lord als Kammerdiener in Dienste trat, um die Routine, welche er sich als solcher auf der Bühne erworben, praktisch verwerthen zu können. Aus Zerstreuung wie es schien, steckte er hier einst einige Goldrollen, die ihm für seinen Herrn übergeben worden, zu sich und ging in seiner Vergeßlichkeit so weit, daß er dem Lord gegenüber sich nicht mehr erinnern konnte, sie je erhalten zu haben, worauf er auf den dringenden Wunsch seines gutmüthigen Herrn einige Jahre in ein Gefängniß geschickt wurde, um da sein schwaches Gedächtniß ein wenig zu stärken. Er bereute es jetzt natürlich bitter, nicht bei seinem ursprünglichen Berufe stehen geblieben zu sein, und um wenigstens theilweise sich den Pflichten desselben unterziehen zu können, beschloß er, nach überstandener Haft unter Zuhilfenahme einiger kleinen Ersparnisse an die Spitze eines Institutes zu treten, welches in seinen Funktionen den Beschäftigungen eines Geistlichen wenigstens insofern ähnelte, als sein Hauptzweck die glückliche Vereinigung zweier Liebenden — die Verehelichung war.

Wir finden eines schönen Sonntagmorgens — am Sonntage, wo der Engländer gar nichts Vernünftiges anzufangen weiß, da denkt er am ehesten an's Heirathen — Herrn Stunt in seinem „Heiraths-Bureau" mit vergnügter Miene sitzen und damit beschäftigt, zahlreiche Zuschriften durchzulesen, die ihm von diversen Heirathskandidaten und ehesüchtigen alten Jungfern zugegangen sind. Hier bittet ein Hagestolz um 1000 Pfd. St. Mitgift und irgend ein weibliches Wesen, das sich die Mühe nehmen wolle, sie ihm zu überbringen; dort sucht eine schmachtende Wittwe einen jungen Mann, der sie in schicklichster Weise aus der peinlichen Lage ziehen könne, einem kolossalen Vermögen, welches immer energischer auf eine angemessene Verwendung dringe, hilf- und machtlos allein gegenüberstehen zu müssen.

Auch an bitteren Klagen fehlt es nicht und mancher durch die Firma Stunt u. Komp. neugebackene Ehemann klagt über „unsolide Geschäftsgebahrung" und findet, daß die Bedienung nicht sehr reell sei. Eine Neuvermählte zeigt lakonisch an, daß das Vermögen ihres Mannes, welches Herr Stunt als brillant angepriesen, sich als eitel Schwindelei erweise, weßhalb sie aufs Neue Vorschlägen entgegensieht, von denen sie sich diesmal dauernderen Erfolg versprechen wolle. Ein spöttisches Lächeln überflog jedoch seine Züge, als er den Brief einer alten zänkischen Person öffnete, die jetzt schon zum dritten Male vor Hymens Altar zu treten gesonnen schien, nachdem ein zweimaliger Versuch ein durch Stunt's Bemühungen zu Stande gebrachtes Eheverhältniß auf länger als vier Wochen oder vierzehn Tage zu fixiren, entschieden mißlungen war.

Während Herr Stunt im Begriffe ist, die eingelaufenen Zuschriften zu beantworten, gehen geschäftige Diener aus und zu, welche Instruktionen für das Arrangement des heutigen Unterhaltungsabends erbitten. Allwöchentlich veranstaltet nämlich das Bureau eine glänzende Soirée, wozu sich eine Anzahl männlicher und weiblicher Ehestandskandidaten einzufinden pflegt, um auf bequemere Weise als den umständlichen Weg der Zeitungsinserate zu einer passenden Verbindung zu gelangen. Hier wird vorzüglich gespeist, hoch gespielt und in animirtester Weise getanzt. Mancher, der hier seine Herzenserkorene beim Souper kennen gelernt, beißt da zum ersten Male in den sauren Apfel der Ehe und denkt dann Zeitlebens an jenes fatale Souper, das ihm für immer den Appetit benommen hat; andere wieder, die hier spielend ihre Wahl getroffen, versichern, an einem solchen Abende den schönsten Wurf gethan zu haben, während manches zartbesaitete Herz, welches inmitten eines rasenden, aufregenden Walzers sich dem schönen Tänzer allzurasch gefangen gegeben, seine künftigen Tage damit zubringt, lebhaft zu bedauern, sich einst so unvorsichtig engagirt zu haben. Doch alle diese mannigfachen Wechselfälle sind nicht im Stande, den kaufmännischen unerschütterlichen Gleichmuth des Herrn Stunt im mindesten zu alteriren — er bleibt nach wie vor überzeugt, daß die glücklichen Ehen nicht im Himmel, sondern auf seinen Soiréen und in seinem Bureau geschlossen werden.

Da klopft es energisch an die Thüre und auf ein ebenso energisches „Herein" des Herrn Stunt tritt ein ältlicher gebückter Herr ins Zimmer.

„Was wünschen Sie, mein Herr?" — „Ich wünsche guten Morgen." — „Sehr verbunden. Ich wollte jedoch wissen, welcher Zweck mir so frühe die Ehre Ihres Besuches verschafft?" — „Es ist heute Sonntag, der einzige Tag der Woche, an welchem ich mich entsetzlich langweile." — „Nun, und sind Sie gekommen, sich bei mir zu zerstreuen?" — „Allerdings. Ich möchte mich ein wenig verheirathen." — „Sehr schön. Sie sind wahrscheinlich Wittwer?" — „Im Gegentheile, ich bin noch ledig. Wenn ich aufrichtig sein soll, so heirathe ich aus Trotz. Ich habe eine alte häßliche Schwester, die es auf mein Vermögen abgesehen zu haben scheint und mir die Ehe deßhalb in den schwärzesten Farben malt. Sie erklärt dieses Institut als im krassesten Widerspruche mit dem wohlthätigen Gesetze zum Schutze der persönlichen Freiheit und wird roth wie ein Truthahn, wenn ich regelmäßig jeden Samstag Abends von meinen Heirathsplänen spreche."

„Sie ist wohl noch ledig?" — „Ja, Gott sei Dank. Ihr geringes Maß persönlicher Liebenswürdigkeit hat noch kein armes Männerherz zu fesseln vermocht." — Nun, dann begreife ich auch ihre Antipathie gegen mein Institut. Beliebt es Ihnen indessen, mir gefälligst zu folgen? Sie haben im anstoßenden Zimmer eine reiche Auswahl „schöner Partien." —

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Magnee.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 51. Sonntag den 26. Juni 1864.

## Von Wien nach Kissingen.

(Mit der Westbahn. Passau und seine höflichen Zollbeamten. Regensburg und die „marmorne Schädelstätte" im Vorüberfluge. Nürnberg. Allgemeiner Eindruck. Merkwürdigkeiten, siehe Bädecker. Nürnberger Spielwaaren und Lebkuchen. Der Johannes-Friedhof. Germanisches Museum. Ein Bild. Die Folterkammer. Nach Koburg. Erlangen. Bamberg. Das liebliche Franken. Herzog Ernst. Intendant von Meyern. Mosenthal's „Pietra". Frau Hauptmann-Versing. Fichtner junior. Herr Bellosa. Der Wirth zum grünen Baum. Koburg und seine Umgebung. Feste Koburg. Die Lustschlösser Rosenau und Kallenberg. Nach Kissingen.)

Kissingen, im Juni.

Wer reist heutzutage nicht mit der Westbahn ab? Der Diplomat, der sich zur Konferenz nach London begibt, der Bankier, der in Paris mit den Leitern des Credit mobilier über eine neue Unternehmung sich verständigen muß, der Spieler, der versuchen will, in Baden-Baden oder Homburg die Bank zu sprengen, der Gymnasiast, der seine Mutterpfennige auf den Bergen und an den Seen des Salzkammergutes verzehren will, sie Alle reisen mit der Westbahn ab. Und es reist sich angenehm genug mit dem Nachmittags-Schnellzuge der Westbahn. Panoramaartig fliegen zuerst die allbekannten vielgesehenen Umgebungen der Residenz an uns vorbei. Bald aber wird die Gegend romantischer, die netten, im Schweizerstyle erbauten Wächterhäuschen und Stationen fliegen blitzschnell vorüber, jetzt erheben sich zuerst Kloster Melk und Pöchlarn imposant über die Wellen der Donau, die uns treue Begleiter sind, und wenn es zu dunkeln beginnt, fliegt der Train über die Enns, die Grenzscheide zwischen Nieder- und Oberösterreich, und wir soupiren in Linz, der Hauptstadt von Oberösterreich. Beim Souper in Linz trafen wir Bekannte, einen Banquier und Verwaltungsrath, der nach Paris und London, einen andern, der nach Frankfurt reiste. So ein Pariser Kourierzug hat ein entschieden kosmopolitisches Gepräge. Man hört da alle deutschen Dialekte und die meisten europäischen Sprachen. Doch horch, durch das babylonische Sprachengewirr des Restaurationssaales tönt gebieterisch das schrille Glockenzeichen und der Ruf der Kondukteure: „Einsteigen, einsteigen!" Wir gehorchen, wie man sich dem Schicksale unterwirft — schweigend. Und fort rasselt der Train, unaufhaltsam wie das Verhängniß. In der Ferne wetterleuchtet es, wir fahren dem Gewitter entgegen, bald — in Wels — haben wir es erreicht, die Blitze zucken grell durch die Dunkelheit, der Donner läßt seine mächtige Stimme vernehmen, und übertäubt das Brausen der Lokomotive, das Rasseln des Trains, der Regen schießt in Strömen nieder, aber unbekümmert um das Zürnen der Elemente schnellt die vielgliederige Eisenschlange ihrem fernen Ziele entgegen. Es ist Mitternacht, das Wetter hat nachgelassen oder wir sind vielmehr seinem Rayon entronnen. „Passau! Wagen wechseln!" tönt es. Wir geben unsere Päße ab und treten durch einen Wartesaal nach Bayern über. Vor Allem erfüllen wir hier eine angenehme Pflicht, indem wir der Höflichkeit und Zuvorkommenheit der bayerischen Zollbeamten Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Untersuchung des Gepäckes, der man in unserem gesegneten Deutschland auf gewissen Strecken alle zwei bis drei Stunden ausgesetzt ist, wurde hier mit aller Rücksichtnahme und ohne alle peinliche Trakasserie ausgeführt. In einer halben Stunde war Alles vorbei und der Zug sauste weiter. Im Morgengrauen tauchte Regensburg mit seiner prächtigen Kathedrale empor, und dort rechts von der Bahn, dieser weiße Punkt, der einen ziemlich steilen Hügel krönt, ist die Walhalla, die „marmorne Schädelstätte," wie sie der boshafte Spötter nannte, der jetzt auf dem Friedhofe von Montmartre sich „im Grabe verschnauft". Wir hatten zuerst die Absicht, uns in Regensburg aufzuhalten, um die Kathedrale und die Walhalla zu besichtigen. Aber die Eisenbahnschnelligkeit übt einen dämonischen Reiz auf uns Menschen der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. „Um sieben Uhr Früh kannst Du in Nürnberg sein," so zischte uns das Ventil in die Ohren, und fort flogen wir, die marmorne Schädelstätte zurücklassend und uns mit der bescheidenen Hoffnung tröstend, sie einst in Muße bewundern zu können, wenn erst die dankbare Nachwelt unsere Marmorbüste dort aufgestellt haben wird. Und um sieben Uhr und fünf Minuten waren wir in Nürnberg und rollten in dem komfortablen Omnibus des Hotels de Bavière diesem Gasthofe zu. Die Omnibusse der Gasthöfe, die in ganz Deutschland den Reisenden an den Bahnhöfen erwarten, sind eine Einrichtung, die ebensosehr im Interesse der Hotelbesitzer als bequem für das reisende Publikum ist, und auf die wir in Wien noch immer, wie auf so vieles Andere vergeblich warten. Ein paar Stunden Schlaf in dem guten Bette des Hotels de Bavière gaben unseren, von der Nachtreise durchgerüttelten und steifgewordenen Gliedern ihre Elastizität wieder, und gegen Mittag ging es rüstig an die Besichtigung der vielen Merkwürdigkeiten Nürnbergs. Doch vor Allem müssen wir den geneigten Leser beruhigen. Wir haben keineswegs die Absicht, diese Merkwürdigkeiten zu schildern. Entweder der Leser hat sie schon gesehen, oder er wird sie nächstens sehen, für jeden Fall aber sagen wir: Nürnbergs Merkwürdigkeiten: siehe Bädecker. Uns ist es nur um den allgemeinen Ein-

druck zu thun. Man hat Nürnberg oft das Venedig des Nordens genannt; nun, wenn auch die Pegnitz, über die sich Nürnbergs Brücken spannen, keine Lagune ist, so bieten doch einestheils die alle merkwürdige Baugel und anderentheils die vielen hier aufgespeicherten Kunstschätze einige Anhaltspunkte zu einem Vergleiche mit der stolzen Königin der Adria. Und doch ist Nürnberg wieder so ganz anders, so eigenthümlich, so echt germanisch! Eichendorff singt:

> Wenn Einer Deutschland kennen
> Und Deutschland lieben soll,
> Wird man ihm Nürnberg nennen
> Viel edler Künste voll.

Und in der That viel edler Künste ist Nürnberg voll. In allen Kirchen, in allen Kunstsammlungen grüßen Dich Albrecht Dürer's, Lukas Kranach's, Holbein's rührende Gestalten mit den treuen blauen Augen. Peter Vischer, Adam Krafft, Veit Stoß, Hans Sachs! Welche Namen, welche Erinnerungen an deutsche Kunst, deutschen Fleiß und deutschen Ruhm! Diese Gemälde, diese Erzgießereien, diese Holzschnitzereien! Welch ein Wunderwerk ist dieser Sarg des heiligen Sebaldus in der Sebalduskirche! Dieses gediegene Werk deutscher Gießkunst, das von Peter Vischer und seinen fünf Söhnen im Jahre 1508 begonnen und 1519 vollendet wurde, und dann das reizende Sakramentenhäuschen aus dem 14. Jahrhundert, das ein unbekannter Meister aus Stein dichtete. Zart und durchsichtig wie die feinsten Valenziennesspitzen schimmert die phantastisch gezackte und durchbrochene Arbeit. Doch halt, da verfallen wir ja in den Ciceroneton. Also den Rest, die Lorenzkirche, die katholische Kirche, das Rathhaus, die Festung, siehe Bädecker. Gehen wir lieber in die große Nürnberger Spielwaarenhandlung von Wahrschatte. Ist es nicht wie eine Verhöhnung aller irdischen Größe, daß gegenwärtig Nürnberg nur wegen der Erzeugung von Kinderspielsachen und von Lebkuchen berühmt ist. Es ist wahr, die Spielsachen sind kunstvoll geschnitzt und der Lebkuchen ist vortrefflich. Die Spielwaaren-Fabrikanten haben auch eine gewisse Pietät für den historischen Ruhm Nürnbergs bewahrt, die sich darin äußert, daß sie dem Fremden zuerst die kleinen allerliebsten, aus Holz oder Elfenbein geschnitzten Statuetten der großen Männer anbieten, die draußen auf dem Johannisfriedhof den ewigen Schlaf schlafen. Der Johannesfriedhof! Wir wissen nicht, ob der Leser mit uns jenes Gefühl schwermüthiger Befriedigung theilt, das der Anblick eines reizend gelegenen und sorgfältig gepflegten Friedhofes in uns erweckt. Es ist, als ob man eine Wohnung besichtigte, die man über kurz oder lang beziehen wird. Und es ließe sich gut wohnen auf dem Johannesfriedhof zu Nürnberg. Er liegt still und reizend, wie eine Idylle, da. Blumen sprießen wie versöhnend zwischen den alten grauen Grabsteinen, und man träfe erlauchte Gesellschaft: Albrecht Dürer und Peter Vischer und Adam Krafft und Hans Sachs. Doch halt! Hans Sachs schläft wohl dort, aber es ist nicht der berühmte Schuhmacher und Poet dazu, sondern einer seiner Vorfahren, vielleicht sein Großvater; die Jahreszahl auf dem Grabsteine wenigstens würde diese Annahme begünstigen. Man kann Nürnberg nicht verlassen, ohne das germanische Museum, die Schöpfung des Freiherrn von Aufseß, besichtigt zu haben. Getreu unserem Grundsatze, Bädecker keine Konkurrenz zu machen, wollen wir nur Kaulbachs prachtvolles Wandgemälde: Kaiser Otto III. besucht Karl den Großen in der Gruft des Domes zu Aachen, hervorheben. Es ist eine wunderbar ergreifende Komposition. Der alte Kaiser, der als Leiche über seinem Grabe sitzt, wie einst auf dem Stuhle seiner Herrlichkeit, das Reichsschwert in der Rechten, das Evangelienbuch, als Schutzherr der Kirche, auf den Knieen haltend, wird nach fast 200jähriger Grabesruhe besucht von dem jugendlichen hochaufstrebenden Kaiser Otto III., der erstaunt über die Majestät seines großen Vorgängers, wie erschrocken auf der Treppe der Kaisergruft stehen bleibt. Ist die Hauptgruppe: der todte und der lebende Kaiser von erschütternder Wirkung, so sind die Nebenfiguren, der fackeltragende Kriegsmann, der vorwitzige Spielmann, der Edelknabe und der Meßbube und der Lombarde, der noch trunken von den Freuden der Tafelrunde seinen Spott hat und den ein Bischof und ein anderer Geistlicher zur Rechten des Kaisers mit aufgehobenen Händen beschwören, diese Stätte zu heiligen, nicht minder charakteristisch gedacht und gruppirt. Zwei Ritter erscheinen im Hintergrunde, noch matt von der Tageshelle von oben herein beleuchtet, während der kräftige Fackelschein dem ganzen Bilde von unten her einen magischen Glanz verleiht. Das Bild zählt unstreitig zu den bedeutendsten Kompositionen Kaulbachs, und wohl wenige Fremde werden das germanische Museum besuchen, ohne eine der kleinen Photographien desselben, die der Führer verkauft, als Erinnerung mitzunehmen. Und noch ein Bild sahen wir in Nürnberg, das einen mächtigen Eindruck auf uns machte. Es steht in dem Atelier Albrecht Dürers, in dem kleinen schwarzen Hause, gegenüber dem Festungsthore. Der alte, halbtaube und ziemlich unwissende Mann, der uns das Dürrhaus zeigt, wußte den Namen des Meisters nicht zu nennen. Es stellt eine entzückend schöne Frau dar, in einer Art von rother, phantastischer Husarenuniform, mit einem blauen Ordensbande, das sich über die Brust zieht. Unser Führer behauptete, es sei das Porträt der schönen und geistvollen Markgräfin von Bayreuth, der Lieblingsschwester Friedrich des Großen. Es ist offenbar eine Kopie neueren Ursprungs; die Farben sind fast zu frisch und kräftig, aber der bezaubernde Kopf tritt wie lebend aus dem Bilde. Ja, so müssen sie ausgesehen haben, die verführerischen Frauen des achtzehnten Jahrhunderts! Dieser tiefe, dunkle, schwermüthige und doch wie Irrlicht lockende Glanz der Augen, diese frischen, geistvollen, wenn auch etwas frivolen und sinnlichen Lippen. Wie sie beten und — küssen konnten. Wie sie zu philosophiren und zu scherzen verstanden. Es wird uns schwer, uns von dem Bilde der schönen Markgräfin loszureißen und gegenüber in der Festung harrt unserer — die Folterkammer. Die Folterkammer — die dunkle Kehrseite des lichten Bildes, die Schmach des Mittelalters. Es gehören starke Nerven dazu, um alle diese raffinirten Marterwerkzeuge zu betrachten und dazu die eintönige, papageiartig vorgetragene Erklärung des weiblichen Cicerones anzuhören, der vom Gliederzerquetschen und Abbrühen mit siedendem Oele mit einer Gleichgiltigkeit spricht, die nur durch das handwerksmäßige tägliche Vortragen dieser Schauermähren erklärlich wird. Wir wollen die Nerven der Leser nicht auf diese harte Probe stellen und verlassen die Folterkammer, um noch die prächtige Aussicht vom Festungswalle zu genießen. Mittlerweile wird es Zeit, auf den Bahnhof zu fahren, um den Schnellzug nach Lichtenfels und Koburg nicht zu versäumen. Da kommt er schon herangebraust und fort geht es, an Erlangen vorbei, einem kleinen, hübsch gelegenen Städtchen, das durch seine hohe Schule und sein Bier, zwei zusammengehörige Begriffe, bekannt ist, nach Bamberg, mit seinem Bischofssitze und sei-

nem lebendigen Bahnhofe, auf dem sich Trains, von allen Richtungen kommend, kreuzen. Hier wechseln wir den Waggon; denn unser Zug dampft weiter nach Frankfurt, wir aber fahren nach Lichtenfels, dem Grenzorte des Herzogthums Koburg-Gotha.

Mit der Werrabahn fliegen wir durch die lachende Landschaft des lieblichen Franken's, durch parkähnlich kultivirtes Land und erreichen von Lichtenfels aus in einer starken halben Stunde Koburg, die Residenz des Fürsten, der eine so hervorragende Rolle in der Geschichte der deutschen nationalen Entwicklung der Neuzeit spielte, und dem das Geschick vielleicht eine noch bedeutendere aufbewahrt. Von dem Herzoge von früher her gekannt, hielten wir es für unsere angenehme und ehrenvolle Pflicht, uns am Tage nach unserer Ankunft in Koburg bei demselben melden zu lassen. Herzog Ernst empfing uns, eben im Begriffe nach Gotha abzureisen, im Schlosse zu Koburg, obgleich seine eigentliche Residenz während der Sommermonate das reizende Lustschloß Callenberg ist. Ein prachtvoller Mohr, welcher aber ganz gut deutsch spricht, wies uns die Treppe empor, ein Kammerdiener ersuchte uns, in einem Empfangssalon zu warten, und nach wenigen Minuten öffnete sich die Thüre des anstoßenden Kabinets und Herzog Ernst trat uns entgegen. Der Fürst war den Winter über etwas leidend gewesen, schien sich aber bereits vollständig erholt zu haben. Das Gespräch, das der Herzog mit der ihm eigenthümlichen Lebendigkeit leitete, berührte die hervorragendsten Interessen des Tages in Kunst, Literatur und Politik, und als wir das Schloß verließen, nahmen wir die Ueberzeugung mit uns, einen der wohlwollendsten und kunstsinnigsten deutschen Fürsten, einen der freisinnigsten und patriotischesten deutschen Männer gesprochen zu haben.

In unserem Hotel überraschte uns im wörtlichsten Sinne der Besuch des Theaterintendanten, geheimen Kabinetsraths v. Meyern, dem wir eine Karte mit der Anfrage gesandt hatten, wann er seine Empfangsstunde habe. Herr v. Meyern, der Verfasser mehrerer Dramen, welche auf bedeutenden Bühnen mit Erfolg aufgeführt wurden, vereinigt die oft dornenvolle Stellung eines Theaterintendanten mit der nicht minder schwierigen und wichtigeren des vortragenden geheimen Kabinetsrathes. In beiden hat er sich warme Freunde zu schaffen gewußt. Die Theatermitglieder wenigstens gehen für ihn, wie man zu sagen pflegt, durch's Feuer. Und wer dieses launenhafte, rebellionssüchtige Völkchen kennt, wird wissen, was das sagen will.

Am Abende unserer Ankunft gab man im Hoftheater zu Koburg Mosenthal's „Pietra" zum ersten Male. Wir freuten uns herzlich, daß uns Gelegenheit geboten war, Zeuge des wohlverdienten Erfolges eines befreundeten Wiener Schriftstellers zu sein. Das Theater ist klein, aber sehr freundlich, gut beleuchtet und akustisch gebaut. Der Herzog und die Herzogin, eine zarte und anmuthige Erscheinung in fast bürgerlich einfacher Toilette, wohnten der Vorstellung in einer Proseeniumsloge rechts bei, während die große Hofloge in der Mitte des Zuschauerraumes unbesetzt blieb. Wir wollen selbstverständlich hier keine Kritik über Mosenthal's Werk schreiben, wir wollen nur sagen, daß es viele dramatisch äußerst wirksame Momente und zahlreiche poetische Schönheiten der Charakteristik und Sprache aufweist und daß es bis zum Schlusse spannend wirkt. Der Erfolg war vollkommen, die Darsteller wurden nach den Aktschlüssen, der Verfasser am Schlusse der Vorstellung gerufen. Die Darstellung selbst war eine sehr gerundete, ja in einzelnen Partien vorzügliche. Vor Allem bewährte sich die Darstellerin der Titelrolle Frau Hauptmann-Versing als eine Künstlerin von großer Begabung. Sie faßte die schwierige und anstrengende Rolle der Pietra geistvoll und richtig auf, und führte sie mit Schwung und Kraft durch. Unterstützt von einer einnehmenden und imponirenden Erscheinung, von einem kräftigen und sympathischen Organe, wußte sie eben so den sanften Empfindungen der Liebe, als den Stürmen leidenschaftlichen Hasses und Rachedurstes wahren und schönen Ausdruck zu geben. Frau Hauptmann-Versing, welcher an diesem Abende der Löwenantheil des Beifalls zufiel, ist durch einen lebenslänglichen Kontrakt an das Hoftheater zu Koburg gefesselt und dieser Umstand mag wohl erklären, warum wir sie nicht als Gast auf den Brettern des Wiener Burgtheaters begrüßen konnten. Der Held und Liebhaber, Herr Bellvso, verfügt über schöne Mittel, ist aber etwas in süßlicher Manierirtheit befangen. Der junge Fichtner, der Sohn unseres, leider nur mehr kurze Zeit unseres Fichtner, zog sich in einer Rolle, die durchaus nicht in sein Fach schlägt, mit allen Ehren des Krieges aus der Affaire.

Wir wohnten im „Grünen Baum", einem guten Gasthofe, dessen freundlicher Wirth, beiläufig bemerkt, eine historische Persönlichkeit ist. Er war nämlich, bevor er Hotelbesitzer in Koburg wurde, Kammerdiener bei dem Kurfürsten von Kassel und hatte mit ihm jenen bekannten Konflikt, in welchem die von dem Kurfürsten begonnenen Thätlichkeiten von dem Kamm[illegible]iener erwidert wurden und Se. königliche Hoheit schließlich den [illegible] zogen. Wenn man den artigen, dienstwilligen jungen Mann sieht, sollte man die Geschichte für eine Fabel halten, indessen ist sie authentisch. Auch der Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird, und auch ein Kammerdiener vertheidigt sich, wenn man Stühle nach ihm wirft. Uebrigens glauben wir, ist der frühere Kammerdiener des Kurfürsten mit dem Tausch seiner Stellung vollkommen zufrieden.

Die Stadt Koburg ist unendlich heimisch und freundlich, sie ist klein, ohne kleinstädtisch zu sein. Das Schloß mit seinen geschmackvollen Flügeln, einem massiven Hauptgebäude und dem geräumigen Hofe, das Theater mit seiner einfachen, aber stylvollen Façade, und über beiden terrassenförmig aufsteigend der parkartige Hofgarten mit den grünen schattigen Bäumen und duftenden Blumen geben ein überaus freundliches Bild. Geradezu entzückend aber ist die nächste Umgebung Koburgs. Da ist die Festung mit ihrer herrlichen Aussicht und ihren werthvollen Sammlungen aller Art. Die ornithologische Sammlung in der Festung ist vielleicht die vollständigste in ganz Deutschland und kaum minder bedeutend ist die Kupferstich- und Handschriftensammlung. Die altdeutschen Waffen und Geräthe überbieten weitaus die ähnlichen Kollektionen des germanischen Museums zu Nürnberg. Wahre Bijou's und einzig in ihrer Art sind das in Holz inkrustirte Zimmer und das Rosettenzimmer. Auch eine Sammlung alterthümlicher Wagen und Schlitten mag dem Archäologen Interesse bieten. Doch, wir können nicht verweilen, wir haben noch eine weite, aber angenehme Fahrt vor uns; durch den schattigen Bausenberger Wald nach dem Lustschlosse Rosenau, einer frühlingsduftigen Idylle und weiter hinauf nach dem Callenberg, der Sommerresidenz des Herzogs, wo er seine Gäste empfängt und wo auch Mosenthal, der von dem Herzog und der Herzogin mit beson-

derer Auszeichnung behandelt wurde, wohnte. Callenberg hat den intimen Reiz jener Schlösser, die wirklich bewohnt werden. Es ist prächtig gelegen und mit vollendetem Geschmack und Comfort eingerichtet. Man erinnert sich, wenn man durch die Gemächer und über die Terrassen von Callenberg schreitet, daß Herzog Ernst oft und lange in England war.

Da ist keine steife todte Pracht, da ist Alles zum unmittelbaren praktischen Gebrauche. Man fühlt sich in diesen Gemächern, so prachtvoll sie auch sind, heimisch, es weht ein Hauch edler Gastfreiheit durch dieselben. Noch besichtigten wir die werthvollen Racepferde, die der Herzog zur Zucht hält, und fuhren dann nach Koburg zurück, das wir am nächsten Morgen verließen, um unser vorläufiges Reiseziel — Bad Kissingen — zu erreichen. In wenigen Stunden waren wir über Lichtenfels und Bamberg in Schweinfurt — der Ort hat einen nicht sehr poetischen Namen, den aber die sprödesten Engländerinnen aussprechen müssen, wenn sie nach Kissingen reisen wollen — und von da fuhren wir mittelst königlich bayerischen Postellwagens dritthalb Stunden hügelauf, hügelab, bis wir endlich um 7 Uhr Abends in Kissingen einfuhren.

Und nun, Leser, wenn Dich diese flüchtige Reiseskizze nicht allzusehr gelangweilt hat, so soll derselben bald ein Bild aus dem Badeleben folgen.

**Eduard Mautner.**

---

## Miscellen.

* (**Ein blinder Schuster.**) Im Prager Invalidenhause lebt, wie ein czechisches Prager Blatt meldet, ein Invalide Namens Wenzel Rousek, ein gelernter Schuhmacher, welcher im Kriege gänzlich erblindete, deßungeachtet aber seine Profession ausübt. Er läßt sich zum Lederhändler führen, kauft daselbst das erforderliche Materiale, schneidet zu Hause das Leder zu und verfertigt Frauenschuhe und Frauenstiefletten; auch auf das Besohlen und Vorschuhen von Mannsstiefeln läßt er sich ein. Neue Stiefel näht er jedoch nicht und das Steppen und Einsäumen der Frauenfußbekleidung überläßt er anderen Händen. Das czechische Blatt begleitet seine Notiz mit der naiven Bemerkung, es sei dem Blinden alles eins, ob er bei Tag oder bei Nacht, bei Licht oder im Finstern arbeitet.

*

** (**Auflassung eines laufenden Geschäftes.**) Der bekannte Schnellläufer M. Steier in Altona, gewöhnlich „Steier-Pource" genannt, zeigt an, daß er sein laufendes Geschäft und das vom dänischen Könige Friedrich VII. seinerzeit ihm verliehene Privilegium als Schnellläufer aufgebe. Nachdem er 32 Jahre „durchs Leben gelaufen", wird er sich an den Altonaer Markttagen zum letzen Male produziren.

*

(**Meyerbeer.**) Die Wittwe Meyerbeers hat an Cremieux geschrieben, er möge bezüglich der Oper die „Afrikanerin" oder vielmehr „Vasco de Gama" einen Contract nach Art des Contractes für die Hugenotten mit der Oper verfassen. Der berühmte Advokat hat sich dem bereit erklärt und erwartet nur das Testament Meyerbeers mit der fraglichen artistischen Klausel. — Unmittelbar nach „Vasco de Gama" soll die „Jugend Göthes", ein Werk, welches Meyerbeer mit Henri Blazo de Bury, dem Uebersetzer des „Faust", zusammen gearbeitet hat, zur Aufführung kommen.

*

(**Expreßzüge von Paris nach Konstantinopel.**) Die französische Ostbahngesellschaft hat Expreßzüge nach Konstantinopel eingerichtet, die bei sehr ermäßigten Preisen $5^1/_2$ Tag über Stuttgart, Wien, die Donaumündungen (Odessa) nach Konstantinopel führen.

---

## An den Sänger der Volkshymne Schleswig-Holsteins, M. F. Chemnitz in Würzburg, zum 10. Juni, seinem Geburtstage.

(Aus den Itzehoer Nachrichten.)

„Schleswig-Holstein meerumschlungen!"
Sag', wie oft es wohl gesungen!
Nur für jedes Mal 'nen Pfennig,
Und Du wärst fürwahr ein König!

König bist Du nicht geworden,
Kaum wohl hast Du einen Orden,
Bist mit Vielen unsrer Lieben
Arm vom Holstenland vertrieben,
Und hast draußen fortgelitten,
Wie die drinnen fortgestritten,
Du, der Sänger, fern, geächtet,
Wir im Land daheim geknechtet.

Ist's nicht doch zu Dir gedrungen,
Wenn wir leise fortgesungen?
Hat es nicht Dein Herz erheitert,
Hat's nicht Deine Brust erweitert,
Als es dann wie Meereswogen
Brausend durch das Land gezogen?
Was des Volkes Brust durchdrungen,
Freudig ist es Dir erklungen.

Deine Töne, Deine Worte
Schlugen an des Herzens Pforte.
Ob vom Schicksal auch getroffen,
Diesen Tönen blieb es offen.
Was ein König kaum genossen,
Ist Dir brausend zugeflossen:
Eines Volkes Dank und Drang
Klang in Deinem Hochgesang.

Dafür denkt es Dein im Herzen,
Wie es Dein gedacht in Schmerzen,
Und es möchte Dich beglücken,
Seinen warmen Dank Dir schicken:
Ewig knüpft Dein „Stammverwandt"
Dich ans freie Vaterland.

Kiel im Juni 1864. **Klaus Groth.**

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 52. Mittwoch den 29. Juni 1864.

## △ Die Prinzessin im Kloster.

Roman
von
Theodor Scheibe.

### Zweiter Theil. — Erstes Kapitel.

### Schutzlose Frauen.

(Fortsetzung.)

Der Tag begann zu grauen, als man das Städtchen Fasombrone erreichte. Als man an dem Posthause vorüberkam, sah man eine Reisekutsche vor demselben, welche eben bespannt wurde.

Die Frauen erkundigten sich, welche Route der Postwagen nehmen werde und erfuhren, daß sein Ziel Ancona sei.

Die Straße dahin führte jedoch über Sinigaglia. Die Frauen faßten sogleich den Entschluß, sich des schnelleren Transportmittels zu bedienen, um die Hafenstadt zu erreichen. Sie beschenkten den Töpfer, von dessen Wagen sie abstiegen, und ließen sich hierauf als Postpassagiere einzeichnen.

Eine Stunde nachher hatten sie Sinigaglia erreicht und hörten, daß noch im Laufe des Vormittags ein Dampfboot ankommen werde, welches nach einstündigem Verweilen nach Triest seine Route nehmen werde.

Um zu dieser Fahrt die Erlaubniß zu erhalten, hatten sie das Hafenkommissariat zu besuchen und daselbst ihre Reisedokumente vorzuzeigen.

Beate lud Hermine ein, ihr dahin zu folgen. Wird man es nicht bedenklich finden, fragte die Prinzessin, wenn wir als Pilgerinnen, die zum heiligen Grabe wallfahrten, statt nach Süden, den Weg nach Norden nehmen?

Dafür ist gesorgt, antwortete Beate. Ich bin nach Auswahl mit Pässen versorgt. Man wird uns keine Anstände machen.

Unter dem Thore eines Hauses trennte Beate das Futter ihres Kleides auf und zog aus demselben Dokumente.

Wir sind nun Schwestern, sprach sie zu Hermine hierauf. Sie heißen Franziska und ich Wilhelmine. Unser Familienname ist Lautner; unser Vater war Organist im Magdalenenkloster in Rom. Wir begeben uns nach Oesterreich, unsere Bekannten aufzusuchen. Hier ist der Geburtsschein. Unseren Reisepaß behalte ich.

Die beiden Frauen fanden das Amtslokale des Hafenkommissärs noch geschlossen und sahen sich genöthigt, daselbst längere Zeit in dem Vorraume zu warten.

Mehrere andere Personen kamen in gleicher Absicht dahin.

Dieselben waren theils Juden, theils Nikolianer.

Auch ein Weib erschien in der kleidsamen Tracht einer italienischen Bäuerin, welches sechs- bis siebenundzwanzig Jahre zählen mochte.

Eine Reisetasche hing um ihre Schulter und in dem Gürtel steckte ein Dolch.

Sie schien sehr mißgelaunt zu sein und nahm abseits von allen Uebrigen einen Platz.

Endlich wurde die Thüre des Amtslokales geöffnet und die Revision der Reisedokumente begann.

Bevor an Hermine und Beate die Reihe kam, beschäftigte sich der Kommissär mit dem früher erwähnten italienischen Weibe.

Sie sind die Scharfrichtersfrau von Ancona, sprach er.

Wo ist denn der Mann, wenn ich die Frau bin? fragte die Angeredete ärgerlich.

Sind Sie es nicht?

Zum Teufel ja. Doch in dem Passe hätte man es anders anmerken sollen. Ich bin die verlassene Frau des schändlichsten aller Ehemänner.

Wohin wollen Sie reisen? fragte der Kommissär.

Durch die ganze Welt, lautete die Entgegnung. Man hat mir gesagt, daß mein gottvergessener Mann in großen Städten herumziehe, und den Leuten mit seiner Geige einen Narren mache, indem er sich für Geld hören läßt. Indeß hat man ihn in Ancona seines angesehenen Amtes enthoben und einen Kerl, der nicht einmal ein Genick zu brechen versteht, zu seinem Nachfolger gemacht. Doch an diesem ist mir wenig gelegen, ich will meinen Mann haben, und da Ihr mir ihn nicht schaffen könnt, so bin ich genöthigt, ihn selbst zu suchen. Wehe ihm, wenn er mir untreu geworden ist.

Die Italienerin zog ihren Dolch, und streckte ihn hoch empor.

Meine liebe Frau, sprach der Kommissär, lassen Sie Ihr Messer ruhig stecken und auch dann, wenn Sie Ihren Mann in den Armen einer Andern finden würden.

Per Dio! schrie das Weib des Scharfrichters auf.

Sonst wird man Sie wegen eines Mordversuches in das Gefängniß sperren, Ihr Mann jedoch würde seine Geliebte behalten.

Die Italienerin knirschte vor Wuth mit den Zähnen und stieß gotteslästerliche Verwünschungen aus.

Der Kommissär beeilte sich, den Reisepaß zu vidiren, um sich die tolle Person vom Halse zu schaffen.

Nun kam die Reihe an die Prinzessin und ihre ehemalige Duenna.

Der Kommissär las das vorgezeigte Dokument, faßte die beiden prüfend ins Auge, und sagte hierauf: Das Dokument ist zwar nicht gehörig ausgestellt, aber hübschen Damen gegenüber macht ein honnetter Beamter keine Anstände.

Er vidirte auch ihren Paß.

Das Dampfschiff kam in Sicht und die Zahl derjenigen Personen, welche auf dessen Ankunft harrten, vergrößerte sich von Moment zu Moment.

Das Dampfschiff landete. Die Passagiere strömten auf dasselbe.

Die Prinzessin und Beate blieben nicht lange auf dem Verdecke, sondern begaben sich in eine Kabine, für die Beate eigens bezahlte.

Endlich ertönte das Signal zur Fahrt, und das Schiff schwankte auf den Wogen dahin.

Jetzt sind wir in Sicherheit! sprach Hermine, in achtzehn Stunden werden wir Triest erreichen. — Nun sollen wir aber daran denken, ein Programm für unsere Zukunft zu entwerfen. Ich besitze nur wenig werthvollen Schmuck und wir werden genöthigt sein, durch Arbeit unsern Lebensunterhalt zu verdienen.

Sie sind gegen eine Nothlage geschützt, Prinzessin, sprach Beate, Sie haben einen Freier. Man hat ihn zwar gefangen nach Rom geführt, aber nirgends wie dort hat der goldene Schlüssel eine unwiderstehliche Macht. Goffredo besitzt daselbst auch einflußreiche Freunde. Sie werden von Triest aus einige Briefe nach Rom senden, und es wird nicht lange währen, daß Goffredo sie beantwortet.

Die Prinzessin schüttelte den Kopf.

Ich werde diesen Rath nicht befolgen, sprach sie, sondern vielmehr daran denken, dem Grafen Goffredo jene Summe zu ersetzen, welche er für uns als Lösegeld ausgelegt hat. Mein Streben wird dahin gehen, in Erfahrung zu bringen, ob mein Halbbruder noch lebt, und ist dies der Fall, so werde ich mit ihm ein Arrangement treffen, welches, indem es seinem Eigennutz volle Rechnung trägt, auch meine Interessen berücksichtigt. Ein guter Advokat muß gewonnen werden, der mich gegen die widerrechtlichen Anmaßungen meines Gemahls schützt und das Heirathsgut frei macht, das ich dem Fürsten von Lugano zugebracht habe.

Sie haben gehört, sprach Beate, daß der Fürst v. Lugano gestorben ist. Goffredo hat auch mir versichert, daß dieser Fall wirklich eingetreten. Obwohl Ihr Gemahl Sie mit einer unerhörten Eifersucht verfolgte, so hat er doch, wie ich aus seinem Munde weiß, für Ihre Sustentation nach seinem Ableben ausreichende Sorge getragen. Wenden Sie sich nur an die Gerichte, und suchen Sie die Richter zu gewinnen, dieselben werden Sie gewiß vor dem Zwang schützen, in einem Kloster eingesperrt, Ihre Jugend zu vertrauern; Sie werden in den Besitz einiger Millionen gelangen, und dann fehlen Ihnen nicht die Mittel, als geborene Prinzessin zu leben. Die Tage Ihres Kummers sind zu Ende. — Was aber mir die Zukunft bieten mag?

Ich werde nie vergessen, sprach Hermine, was ich Ihnen zu verdanken habe.

Beate seufzte und entgegnete: Ich zweifle, daß unser ferneres Geschick ein gemeinsames sein wird.

Wollen Sie sich von mir trennen?

Der Wille entscheidet weniger, als die Nothwendigkeit. Doch —

Sie schloß ihre Rede mit den Worten: Bald erreichen wir Triest, und dann ist es noch immer Zeit zu weiteren Mittheilungen. — Ich bin meiner Sache nicht gewiß.

Man speiste in der Kabine.

Nach Tische lehnte sich Beate auf ihren Sitz zurück und schloß die Augen.

Dieses Beispiel, ein Ruhestündchen sich zu gönnen, war verlockend.

Nach vielen Beschwerden und der drohendsten Gefahr hatte man endlich ein stilles Plätzchen gewonnen, wohin keine Verfolger dringen konnten.

Eine sanfte Weise, welche durch das offene runde Fensterchen drang, fächelte angenehme Kühlung den Frauen zu. Auch der Prinzessin fielen die Augen zu, und sie versank in einen Schlummer.

Als sie erwachte, war sie allein in der Kabine, und es verfloß noch eine geraume Zeit, ehe Beate zurückkehrte.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Die Profahrten nach Ansbach.

F. N. „Die schönen Tage von Aranjuez sind vorüber“, wird mit mir so Mancher sagen und mit vollem Rechte, denn es waren herrliche Tage, welche uns die Munificenz der Generaldirektion der k. Verkehrsanstalten durch Ausgabe zahlreicher Einladungskarten verschafft hatte; versuchen wir eine kleine Schilderung unserer Erlebnisse, unserer Freuden und Leiden und beginnen wir mit der Abfahrt von Würzburg.

Solche war auf 4 Uhr Nachmittags festgesetzt, aber bereits um 3 Uhr hatten Tausende von Menschen den provisorischen Perron in Beschlag genommen, eine fest entschlossene Menge, die einen Platz zu erkämpfen selbst mit der Hölle angebunden hätte; endlich wird Befehl gegeben, die Wagen zu öffnen, nun entwickelte sich ein Schauspiel ganz eigener Art, Hunderte wollten zu gleicher Zeit in einen Wagen, das Geschrei und Wehklagen, namentlich des schönen Geschlechts mit seinem umfangreichen „Unentbehrlichen“, war herzzerreißend, keine Seele, die Erbarmen fühlte, alles huldigte dem alten Grundsatze: „Jeder ist sich selbst der Nächste“; die zärtlichsten Titel wurden dem Bahnpersonale verschwenderisch gespendet; aus einem Kondukteur wurde ein Oberkondukteur und aus Letzterem ein Inspektor gemacht, ja sogar bis zum Oberpostmeister hatte man sich in der Herzensangst verstiegen, nur um berücksichtigt zu werden, es war ein schreckliches Gefecht, bei dem endlich die Schwächeren den Platz räumen mußten, nachdem sie sich von der Unmöglichkeit, noch einen Platz zu erobern, überzeugt hatten, mit zerschlagenen, geschundenen Gliedern, zerrissenen Kleidern mußten sie sich trotz ihrer in Händen habenden Einladungskarten in das Unvermeidliche fügen, während Hunderte kartenloser Kämpfer triumphirend auf sie hinabschauten, vor Allem die Herren Studenten, welche, eine geschlossene Phalanx bildend, einen Wagen allein in Beschlag genommen hatten, um in Gesellschaft einiger Packträger und ihrer resp. Corpsdiener die Ansbacher mit ihrer Gegenwart zu beehren.

Endlich setzt sich der Zug, etwa 60 Wagen stark, in Bewegung, vorüber an Tausenden schmerzlich Getäuschter eilt er auf der schönen Mainbrücke Heidingsfeld zu, auch hier

harrten wieder große Massen des Zugs, um wo möglich mitzufahren, abermals Enttäuschung, so ging es fort, bei Ochsenfurt, Marktbreit, wo eine zahllose Menge — die ganz dicht bevölkerte Umgebung hatte ihr Kontingent gestellt — wartete, um ebenfalls getäuscht zu werden; in Uffenheim wiederholten sich die früheren Scenen; interessant für einen Physiognomiker waren die staunenden Gesichter der hier noch in ihrer alten Tracht verkommenden Landleute, ihre freudige Ueberraschung über ein vielleicht noch nie gesehenes Schauspiel war unverkennbar, ein altes behäbiges Bäuerlein wagte sich sogar in unsern Wagen, um sich die innere Einrichtung anschauen zu können, „ei, dös is jo rächt plesteli eigericht't!“ entquoll seinen Lippen, er mußte sich setzen und konnte nicht genug die Polster u. s. w. bewundern; da auf einmal setzt der Zug sich in Bewegung und mein Bäuerlein mit, nun kannte sein Staunen keine Grenze mehr, wie hätten den Pinsel eines Hogarth haben mögen, um ihn zu skizziren; an derartigen Ergötzlichkeiten war die Fahrt sehr reich und dies war so zu sagen der Hauptgenuß dabei, denn wie ein Häring eingepreßt zu sein, dabei nirgends zu einer Erfrischung zu gelangen, war in der That kein Vergnügen! —

Endlich hatten wir unser Ziel für heute erreicht, die Station Burgbernheim, den schönsten Punkt der ganzen Linie; hier schaut man in ein weites herrliches Thal mit zahlreichen Dörfern und dem Städtchen Windsheim im Hintergrunde; nachdem wir die wirklich elegante Einrichtung des neuen Bahnlokals bewundert, bestiegen wir die Anhöhen, um die Ansicht einer der schönsten Landschaften Mittelfrankens zu genießen und drangen in das Waldesdüster immer mehr vor, bis uns endlich in einer wilden Schlucht die Gebäude des sogenannten „Wildbades“ entgegenschimmerten; wir fanden dort gastliche Aufnahme bei dem Wirthe und Badepächter Herrn Schmidt, einem biedern vielerfahrenen und gereisten Manne, der die Urwälder Amerikas nach längerem Aufenthalte wieder verlassen und hier in dieser stillen Schlucht zum Heile der (an Krankheit oder auch Hunger und Durst) leidenden Menschheit ein sehr beschauliches Dasein fristet; wer von dem Gewühle der bösen Welt, von dem Aktenstaube, oder von dem Dunst der großen Städte sich auf kurze Zeit losmachen und sich stärken will, der komme hieher, lasse jedoch alle Ansprüche an Komfort zu Hause, denn Dank der „weisen“ Sparsamkeit der reichen Gemeinde Burgbernheim, (sie ist nämlich die Eigenthümerin des schon vor 700 Jahren entdeckten Heilbades) ist alles noch im reinsten Urzustande; „uns ist es gut genug“, sagen diese reichen Herren Bauern, „wem's nicht recht ist, bleibe daheim“; — alle Bemühungen waren bisher fruchtlos, etwas dem Komfort Aehnliches hier zu schaffen; es muß also auch hier in diesem von der Natur so sehr begünstigten Winkel der mächtige Pionier des Fortschritts, der Kultur und der Politur, die Eisenbahn, ihre Feile anlegen und bald, hoffen wir, sollen diese alten, wurmstichigen, finsteren Gemächer, diese antidiluvianischen Möbeln, diese Mängel aller Art beseitigt werden, um einem größeren Publikum zugänglich zu werden, jenen Kranken aus der Nähe und Ferne, welche bei bescheidenen Mitteln doch auch die Wohlthat eines Luft- und Wasserbades genießen wollen, ohne jedoch aller Bequemlichkeit und Annehmlichkeit zu entbehren; es muß daher sehr viel noch geschehen, wenn man dieses seinem Namen ganz entsprechende „Wildbad“ für längere Dauer bewohnbar machen und eine Rente herausziehen will; indem wir dies dem löblichen „Stadt-Magistrat“ von Burgbernheim zur Beherzigung überlassen, nehmen wir wieder Abschied von unserem Urwäldler-Wirth, (der Mann muß sich offenbar ganz behaglich dabei finden,) um dem Frühzuge nach Ansbach uns anzuschließen.

Nachdem wir in der Station mit vieler Mühe endlich einen Platz erkämpft, an Dachstätten und Lehrberg ohne Anhalten vorübergesaust, erreichten wir gegen $11\frac{1}{2}$ Uhr Vormittags die mittelfränkische Hauptstadt, begrüßt von vielen Tausenden freudig bewegter Menschen; endlich nach langem Defilé durch die mit Menschen dichtbesäten Straßen erkämpften wir uns im Gasthause zum „wilden Manne“ ein Plätzchen zum Ruhen und zum Speisen; wer diesen Sturm gesehen, mit dem dieses allgemein gerühmte Haus überfallen wurde, so daß selbst von Fremden bewohnte Privatzimmer nicht respektirt wurden, der muß die Geduld und die Ausdauer des Gastgebers wie auch seines Personals bewundern, der es möglich war, binnen nur einer Stunde Alle zufriedenzustellen, nicht nur in qualitativer sondern auch in quantitativer und pekuniärer Beziehung, ein greller Gegensatz zu einzelnen Wirthen in Würzburg, welche sich von ihren Gästen aus Ansbach das Doppelte des gewöhnlichen Preises zahlen ließen.

Nachdem wir noch die herrlich gelegene Wirthschaft Drexel's Garten mit der schönen Aussicht über die Stadt Ansbach besucht hatten, auch dort wenigstens den guten Willen erkannten, Jedermann zufrieden zu stellen, verfügten wir uns in den Hofgarten, der in Schönheit seines Gleichen sucht, besahen das Monument oder vielmehr den Denkstein der Ermordung Kaspar Hauser's; hier drängte sich Jedem der Gedanke auf, warum man denn den von Unberufenen so sehr beschmutzten Stein nicht durch ein Geländer zu schützen gewußt hatte, was doch mit so wenigen Kosten hätte geschehen können; endlich machte der Besuch des Orangeriegebäudes, wo uns ein gut besetztes Militär-Orchester begrüßte, den Schluß, und wir müssen gestehen, die Zuvorkommenheit, die Herzlichkeit der Bewohner Ansbachs, welche so echt das mittelfränkische Volkselement repräsentiren, hat einen wohlthuenden Eindruck überall gemacht und manche Entbehrungen vergessen lassen, die bei einem so massenhaften Besuche der Stadt unvermeidlich waren. — Freudig begrüßen wir daher die neue Verbindung mit unserer fränkischen Schwesterstadt, möge das Dampfroß dazu beitragen, das noch lockere Band immer enger zu schließen; mit diesem Wunsche und herzlichem Dank und Gruße an die Ansbacher kehrten wir zu unserer Mainstadt zurück, deren Zinnen und Thürme im Abendgolde strahlten, als wir die Eisenbahnbrücke wieder passirten.

## Ein englisches Heiraths-Bureau.

(Schluß.)

Die Auswahl war hier allerdings eine sehr reiche zu nennen. Rings an den Wänden herum hingen unzählige Photographien von jungen und alten, schönen und häßlichen Damen. Eine sehr praktische Einrichtung ersparte es Herrn Stunt, seinen neuen Kunden nähere Aufschlüsse geben zu müssen. Unter jeder Photographie war nämlich in kurzen Notizen die Ziffer des Vermögens des Originals, oder unter Umständen auch die lakonische Bemerkung: „Mitgift — keine“ enthalten. Ein flüchtiger Blick genügte, um zu er-

kennen, daß die Ziffern in eben dem Maße zu steigen schienen, als die verbessernde und verschönernde Hand eines geschickten Retoucheurs bei dem gefälligen Eindrucke, den fast durchgehends alle Photographien machten, betheiligt war. Die größten Summen fanden sich regelmäßig gleichsam als Entschuldigung oder Abbitte unter denjenigen Gesichtern, bei welchen sogar die Kunst des Retoucheurs die herbe Wirklichkeit nicht mehr zu mildern im Stande gewesen war.

Gleichgiltig vorüber an reizenden jungen Gesichtchen, die aber fast sämmtlich die fatale Unterschrift „Mitgift — keine" trugen, schweifte der suchende Blick des alten Herrn, der regelmäßig zuerst die Notizen und dann die Physiognomien sich besah, über die reiche Sammlung des in ruhiger Erwartung verharrenden Herrn Stunt hinweg und blieb zuletzt an einer Notiz von 5000 Pfd. Sterling haften. Der Retoucheur schien bei dem dazu gehörigen Bilde nicht ganz unglücklich gewesen zu sein, denn sichtlich befriedigt wendete sich der prüfende Heirathskandidat zu Herrn Stunt mit den Worten: Meine Wahl ist getroffen. Wie alt ist diese Dame hier? — Verzeihen Sie, daß ich Ihnen jede Auskunft über diese Dame versagen muß. Sie haben wahrscheinlich übersehen, daß sich unter den Notizen ein kleines P. befindet. — Nun, und dieses P. — bedeutet „promised" — „versprochen." — God dam, Schade das! Ich habe sonst nichts Annehmbares hier gefunden. — Kommen Sie, wenn es Ihnen gefällt, heute Abends zu der Soiree, die ich für meine verehrten Kommittenten veranstalte. Vielleicht finden Sie dort etwas, was Ihnen konvenirt. — Einverstanden. Auf Wiedersehen also!

Herr Stunt reibt sich nach dem Weggehen des wählerischen Alten vergnügt die Hände. Es hat noch Keiner seine Soiréen besucht, der nicht auf die eine oder andere Weise befriedigt worden wäre. Während einer längeren Besprechung, die er mit einem Beamten seines Bureaus hat, welcher die günstigen Resultate der verflossenen Woche berichtet, klopft es abermals, und herein mit bedächtigem Schritt eine sehr verblühte Dame tritt. Sie ist erst nach langem freundlichen Zureden des hier in zartsinnigster Weise vorgehenden Herrn Stunt zu bewegen, unter schüchternem Erröthen das halblaute Geständniß abzulegen, daß sie, trotz lebhafter Abmahnungen ihrer Familie, nicht länger zögern wolle, in den heiligen Stand der Ehe zu treten, um ihr empfindsames Herz und einige hundert Pfund Sterling mit einem gefühlvollen Manne theilen zu können. In dem ihr vorgelegten Photographien-Album findet sie kein Gesicht, welches ihrem Ideale entspräche: „Aus diesen Zügen spricht kein Herz", scheinen ihre unzufriedenen Mienen zu sagen, als sie kopfschüttelnd die reich assortirte Männermusterkarte verdrießlich zuklappt. Sie nimmt schließlich dankbar das Anerbieten an, heute Abends sich zur Soirée einzufinden, wo sie, nach Herrn Stunt's Versicherung, einen Herrn finden werde, der so eben vom Bureau weggegangen, heute Abends ebenfalls wiederkommen werde und ihr Herz durch seine sympathische, gefühls- und empfindungsvolle Erscheinung gewiß gewinnen müsse.

Der Abend verlief wie alle vorhergehenden. Buntes Gedränge glänzender Toiletten, berauschender Parfum, Becherklang und Geigentöne, Kreuzfeuer koketter Blicke von alten und jungen Damen. Tiefverschuldete junge Dandy's und solide reiche Junggesellen, sorgliche Mütter, die den verblühten Töchtern lehrreiche Anweisungen gaben, und alte Jungfern mit grellrothen Bändern in den originell frisirten Haaren, die wie die Nothflaggen eines untergehenden Schiffes aussahen. Dazwischen tauchte ab und zu die bewegliche Figur des „Festgebers", des unermüdlichen Herrn Stunt, auf, überall ermunternd und zur Heiterkeit anregend.

In einer Ecke, aber zurückgezogen, saß die empfindsame Dame, welche wir heute Morgens im Bureau kennen gelernt und harrte sehnlichst des erwarteten Ideales. Da nähert sich ihr Herr Stunt, ihr denselben alten Herrn, den wir seinen Damensalon durchmustern sahen, als den erwähnten Auserwählten repräsentirend.

Die Dame erhebt sich und sinkt mit einer Geberde des heftigsten Schreckens in ihren Sessel zurück, während der alte Herr ein langgezogenes verwundertes Oh! vernehmen ließ. — Du willst also heirathen? fragt die Dame, nachdem sie sich einigermaßen erholt. — Du willst heirathen, frage ich, dem du die Ehe als irdische Hölle vormalst? — Verzeihe, m e i n  B r u d e r, ich wollte dich nur überraschen. — Vergib, daß ich dir von meinem heutigen Vorhaben nichts gesagt, t h e u e r e  S c h w e s t e r — ich wollte dich überraschen.

Herr Stunt aber stand wie versteinert, erst später den Zusammenhang begreifend. Hier war seine Weisheit zu Ende, denn er konnte doch nicht, trotz seiner Geschicklichkeit als Eheprokurator, Bruder und Schwester vereinigen. Hoffen wir, daß sein Aerger über dieses fehlgeschlagene „Geschäft" sich durch glücklichere Combinationen an diesem Abend wieder legen konnte.

---

## Des Kindes Grab.

Zu Salzburg auf dem Kirchhof steht manch ein stolzer Bau
Und prangt im goth'schen Style auf zu des Himmels Blau, —
Doch an des Kirchhofs Mauer, dort steht kein Monument,
Dort steht vor einem Hügel ein Weib, den Blick gesenkt.

Und rings umher ist's stille — so still im Todtenhain, —
Nur aus den Wolken schauet des Mondes Dämmerschein
Und hört die Schmerzensklagen und sieht das arme Weib,
Das weinend zu dem Hügel tief neigt den schwanken Leib.

„Mein kleiner Herzensliebling, Du meine einz'ge Lust,
Oft hast Du süß geschlummert an Deiner Mutter Brust,
Könnt' ich nun bei Dir ruhen in Deinem frühen Grab,
O nimm mich, süßer Engel, nimm mich zu Dir hinab."

Ihr Liebling hats gehöret, am nächsten Morgenroth,
Da fand des Kirchhofs Wärter das Weib am Grabe todt,
Und scharrte unterm Hügel die blasse Leiche ein, —
Auf Beider Ruhestätte scheint stumm des Mondes Schein.

**Friedrich Friedreich.**

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 53. Sonntag den 3. Juli 1864.


### △ Die Prinzessin im Kloster.

Roman
von
Theodor Scheibe.

Zweiter Theil. — Zweites Kapitel.

#### Die Fahrt nach Triest.

(Fortsetzung.)

Die Sonne stieg als große goldene Kugel in ihrer Strahlenglorie über dem Gebirge hervor, an dessen Fuße sich die Hafenstadt Triest weithin ausbreitete.

Es war ein herrlicher Anblick. Wohin ein Strahl der Sonne fiel, da blitzte es tausendfach auf smaragdenem Grunde auf, während die dunklen Tinten, worin sich das Meer im Schatten zeigte, wunderbar fast jeden Moment wechselten. Eine tief gefurchte Straße von Schaum ließ der Dampfer hinter sich zurück, deren Spuren lange dem Auge sichtbar waren, ehe sie sich mit den anderen Wogen glätteten.

Ueber die angelegte Brücke ergossen sich die Passagiere auf das Land, und die Zahl derselben war beträchtlich genug, um Rosa Gelegenheit zu bieten, sich von der Prinzessin allmälig zu entfernen.

Diese wendete sich an einen Gepäckträger mit der Frage, wohin sie sich nach der Locanda Grande zu begeben habe.

Der Angeredete war sogleich bereit, die Dame nach dem bezeichneten Hotel zu führen, und ehe wenige Minuten vergingen, öffnete sich ihr ein Zimmerchen in dem zweiten Geschosse des Hauses mit der Aussicht auf die See.

Die Prinzessin harrte auf ihre Freundin.

Eine Stunde verging, eine zweite und endlich auch die dritte.

Die Freundin kam nicht.

Mit steigendem Bangen blickte Hermine oft aus dem Fenster und manche Gestalt zeigte sich an dem Gestade, die sie in der Ferne für die Erwartete hielt.

Doch immer sendete sie ihre Blicke nach derselben vergebens aus. Das übersteigt das gewöhnliche Maß der Treulosigkeit, sprach die Prinzessin vor sich hin. — Sie wird nicht wiederkehren. Allein und hilflos stehe ich nun da. — Beate führt unsere gemeinschaftliche Kasse bei sich. Mir fehlt es sogar an Kleidung und Wäsche. Vom Schmucke besitze ich sonst nichts als ein Paar Ohrringe mit kleinen Steinen, ein goldenes Armband und den Ehering. Ich werde den Schmuck verkaufen, aber nur einen geringen Erlös davon ziehen.

Wahrlich beinahe, sprach die Prinzessin beklommen, sehne ich mich in meine früheren Verhältnisse zurück. Ich habe seit Jahren als Gefangene gelebt. Zuerst im elterlichen Hause, dann im Hause meines Gemahls und endlich im Kloster.

Und nun soll ich wie der Vogel, der an den Käfig gewöhnt, einen Flug in das Freie versuchen.

Ach, die Schwingen meines Geistes, meines Charakters werden mich kaum über die Abgründe dahin zu tragen vermögen.

Es ist doch entsetzlich, wenn man gar so fremd und allein in der fremden Welt dasteht. — Nicht einmal meine Gefängniß-Aufseherin ist mir geblieben. — Sie kömmt nicht mehr! Ich werde hier in Triest nicht lange verweilen, sondern nach Wien zu gelangen suchen, in der Hoffnung, meinen Halbbruder dort aufzufinden.

An die Thüre wurde geklopft. Ein Mann steckte hierauf den Kopf in das Zimmer und fragte: Mit Erlaubniß, wohnt hier das Fräulein Lautner?

Schon wollte Hermine mit Nein antworten, als sie sich erinnerte, daß ihr Beate einen Geburtsschein, auf diesen Namen ausgestellt, ihr in Ankona übergeben habe. Was wünschen Sie von dem Fräulein Lautner?

Nichts als fünf Soldi, antwortete dieser, einen Brief der Dame entgegenstreckend.

Aber Hermine hatte nicht einmal die fünf Soldi, um das Briefporto zu berichtigen und sah sich genöthigt, dem Stubenmädchen zu läuten und ihr aufzutragen, für sie diese Ausgabe zu machen. Die Prinzessin empfing nun den Brief und erbrach denselben, um zu erfahren, was ihr Beate für ein Lebewohl zu sagen habe; denn nur von ihr konnte dieser kommen und nur die Anzeige enthalten, daß sie die Prinzessin zu verlassen beschlossen habe.

Der Brief hatte folgenden Inhalt:

Großmüthigste, gnädigste Frau! Wenn Sie meinen Brief erhalten werden, habe ich bereits Triest verlassen. Gott sei mit Ihnen, Sie werden von mir hören. Hochachtungsvoll Ihre dankbare Beate.

P. S. Morgen folgt eine kleine Geldsendung. In Eile!

Die Prinzessin legte das Schreiben aus der Hand und beschloß, auf die versprochene Geldsendung zu harren. Ohne ihr Zimmer zu verlassen, blieb sie zwei Tage in dem Hotel und ihre einzige Zerstreuung bestand darin, daß sie Zeitungen las. Sie hoffte, aus denselben etwas zu erfahren, was sich auf ihren Gemahl beziehe, und fand wirklich in dem amtlichen Journal von Venedig eine Notiz, die sie wenigstens

über das Verhältniß aufkläkte, in welchem der Fürst von Lugano zur österreichischen Regierung stand. Sie las nämlich, daß das Palais des Fürsten von Lugano, daß sich in Sequestration befinde, der Schauplatz einer endlosen Thal geworden sei, indem der alte Inspector desselben von einem Elenden in seiner Wohnung erdolcht worden war und daß man vermuthe, daß dieser alte Diener, welcher dem revolutionären Schwindel sich abhold gezeigt, der auch seinen Herrn ergriffen, das Opfer eines Dolchpolitikers geworden sei.

Nun wußte die Prinzessin, daß sich ihr Gemahl wirklich für die Revolutionspartei erklärt habe, und daß sein Palast in Venedig sequestrirt worden sei.

Ob der Fürst von Lugano wirklich gestorben, wie Graf Goffeedo behauptete, hierüber konnte sie sich keine Aufklärung verschaffen.

Es vergingen drei, endlich fünf Tage und die versprochene Geldsendung blieb noch immer aus.

Doch was nun beginnen. Ich habe weder Geld, um die Kosten einer Reise nach Wien zu bestreiten, noch die Rechnung dem Wirth zu bezahlen. Soll ich aus meinem Inkognito heraustreten und mich zum Gegenstande des Tagesgespräches machen?

Wie würde man mich beurtheilen? Ich wäre genöthigt, gegen meinen Gemahl als Anklägerin aufzutreten, eine sehr mißliche Sache und zu dieser Zeit, wo noch die Wogen der politischen Agitation sich nicht beseitigt haben.

Ehre und Klugheit rathen mir an, dies zu unterlassen. Aber Geld muß geschafft werden.

Hermine rief das Stubenmädchen und übergab ihr sämmtlichen Schmuck mit der Bitte, ihn bei einem Juwelier zu veräußern.

Steht es so schlecht mit Ihnen? fragte das Stubenmädchen eben nicht freundlich. Wie konnten Sie nach Triest reisen, wenn Sie kein Geld haben? Das ist freilich fatal. Doch bei einem Juwelier werden wir wohl nicht viel Geld für den Schmuck erhalten. — Man muß es auf eine andere Art versuchen. Bei uns wohnt eine vornehme Reisende, die viel Geld zu haben scheint, und der es auf der Stirn geschrieben steht, daß sie ein gutes Herz habe. An diese will ich mich wenden und ihr den Schmuck zum Verkaufe anbieten.

Versuchen Sie es, gutes Mädchen, sprach die Prinzessin, vielleicht komme ich bald in die Lage, mich für Ihre Dienste erkenntlich zeigen zu können.

Das Stubenmädchen nahm den Schmuck und ging.

Nach wenigen Augenblicken kam sie zurück und brachte die Nachricht, die gnädige Frau habe den Schmuck bei sich behalten und wünsche mit der Besitzerin desselben zu sprechen.

Wozu? fragte Hermine frappirt, soll ich mit rührenden Bitten die Dame zu bestimmen suchen, diese Kleinigkeiten zu kaufen? Entschuldigen Sie mich bei derselben und nehmen Sie den Schmuck zurück.

Ach, Sie sind sehr stolz, liebe Frau, gegen Ihre Nachbarin, lautete die Entgegnung des Mädchens. Wie kann man denn so sehr von seinem Nutzen absehen.

Von Neuem besuchte die Vermittlerin jene vornehme Dame und diese suchte nun selbst die Verkäuferin auf.

Die Fremde war eine üppig gebaute, stattliche Frau, welche achtundzwanzig bis dreißig Jahre alt sein mochte.

Sie trug in der Hand Herminens Schmuck und legte mit lächelnder Miene denselben auf den Tisch hin. Meine verehrteste Frau, sprach sie, gestatten Sie es mir, Ihre Bekanntschaft zu suchen. Sie sind eine Dame, welche allein sich hier befindet, und ich habe das gleiche Loos.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Thierbändiger-Dilettant.

(Schluß.)

„Die Thiere haben sämmtlich ein merkwürdiges Vertrauen zu Ihnen," bemerkte ich, als der Alte sich von dem schmeichelnden Jagdpanther trennte, „auf welche Weise gelang es Ihnen, dasselbe zu erwerben?"

„Ich besuche den zoologischen Garten seit seiner Gründung, und habe mich immer mit allen Thieren zusammengehalten," antwortete der Alte selbstzufrieden und ergötzt durch meine, mit Ehrfurcht gemischte Bewunderung.

„Aber welches Verfahren wählten Sie? Ich habe noch nie einen Thierbändiger gesehen, der sich Aehnliches erlauben durfte und mit diesen furchtbaren Geschöpfen so liebevoll umging. Immer war der Prügel zur Hand, und eine eiserne Stange oder geladene Flinte in der Nähe."

„Prügel, Flinte, Stange!" rief der Alte und lächelte geringschätzig, „damit habe ich nichts zu thun. Anfangs nähert man sich den Thieren vorsichtig und blickt sie ruhig an. Der Mensch kann sie durch das Auge einschüchtern, aber auch gewinnen. Dann beginnt man mit ihnen zu reden; Sie glauben nicht, welche Gewalt die Sprache auch über das Thier ausübt! Ist die erste Bekanntschaft eingefädelt, so ergibt sich das Weitere von selbst. Man behält das Thier scharf im Auge, setzt seine Anrede fort, und berührt es endlich, natürlich behutsam, äußerst behutsam! Zuletzt wird es durch einen guten Bissen belohnt. Sie sehen, mein Verfahren ist kein anderes, als das alltägliche, unter zahmen Menschen übliche. Die Unterschiede in den Naturen sind in der That nicht so groß, als man glaubt."

„Haben Sie denn nie mit Ihren Zöglingen üble Erfahrungen gemacht," fragte ich halblaut, und warf einen Seitenblick auf den mir etwas verdächtigen Lebensretterstab. Der Thierfreund wich meiner Frage aus.

„Ah! immer nur mit der Linken hineinfassen!" antwortete er, mit dem Stocke ein wenig in der Luft fuchtelnd, „immer nur mit der Linken!" Wir näherten uns der Bärengrube und die früheren Scenen begannen von Neuem. Die täppischen Gesellen beteugen sich so zuthätig, daß der Alte in Gefahr schwebte, seinen Arm an den eisernen Stangen des Gitters gequetscht zu sehen. Dessen ungeachtet äußerte er über ihr zutrauliches Betragen doch nur geringere Befriedigung.

„Mit den Katzen habe ich lieber zu thun!" murmelte er gedankenvoll, „sie sind weit klüger und prägen sich die Persönlichkeit besser ein. Mit der Hundeverwandtschaft unter den Raubthieren ist viel weniger anzufangen." Dann schwieg er, als durchkreuzte seinen Geist ein anderer Gedanke.

„Ich möchte nur wissen, ob es wahr ist, daß der Biß des Löwen nicht allein schwerer heilt, wie jede andere Wunde, sondern auch alljährlich wieder aufbricht!"

Aus seinen Worten klang ein so tiefer wissenschaftlicher Schmerz, daß ich mich nicht der Ueberzeugung zu verschließen vermochte, er bedauere, nicht einmal vom Löwen in den Arm gebissen zu sein. Da ich nicht im Stande war, ihm Auskunft zu ertheilen, schwieg ich und machte nur eine theilneh-

mende Bewegung mit dem Kopfe. Vor dem Fuchsbehälter blieben wir stehen. Reinecke lag hinten links in der Ecke und betrachtete jede unserer Regungen mit dem tiefsten Mißtrauen. Einen finsteren Verdacht mochte ihm der Lebensretter einflößen; sein scharfes grünliches Auge kehrte immer wieder zu dem besponnenen Bleikopf zurück.

„Schade! schade!“ sagte mein Thierfreund, „so viel herrliche Anlagen und so viel böser Willen! glauben Sie, daß es mir je gelungen ist, die Canaille auch nur für einen Augenblick zu gewinnen? was für ein belastetes Gewissen! Dieser Raubmörder ist das einzige Geschöpf des Gartens, das sich nicht durch den Blick fesseln läßt.“

Reinecke, der die ihm durch unseren Besuch verursachte Unbehaglichkeit nicht verbarg, schlug zu unserer schleunigen Entfernung ein tendentiöses Verfahren ein, das in dem, seinem Andenken gewidmeten Epos ausführlicher beschrieben wird, sich aber nicht zu einer Wiederholung in prosaischen Schriftwerken eignet. Wir räumten das Feld und begaben uns zu den Wölfen und Hyänen, nachdem der Alte unterwegs noch an allerlei Gevögel, namentlich an die Gänse und Enten im großen Bassin hinter der Restauration, die Ueberbleibsel seiner Futterbestände vertheilt hatte.

Zum ersten Male während unseres Rundganges befremdete mich die auffallende Vorsicht des Alten, die er den Wölfen gegenüber beobachtete. „Immer mit der Linken!“ wiederholte er, als der größte der Isegrimme dem Gitter sich näherte und scheu die Hand meines Begleiters beschnupperte. Ich war unterdessen auf die linke Seite getreten und nahm eben diese Hand näher in Augenschein.

„Dieser ist der einzige, der mich einmal gebissen hat,“ flüsterte der Thierfreund, ich sah unvorsichtiger Weise nach der anderen Seite, da fuhr er zu und riß meinen Arm an sich . . . da sehen Sie!“

Der Alte zog die Hand zwischen den Eisenstäben hervor und zeigte mir dieses, als Opfer der Zoologie allen gewagten Versuchen gewidmete Glied. Wenn mein Begleiter behauptete, nur einmal, und zwar von dem in Rede stehenden Wolfe gebissen zu sein, so erschien ihm eine Menge anderweitiger Verletzungen seiner Linken wahrscheinlich allzugeringfügig, um ausdrücklich erwähnt zu werden. Die Ober- und Handfläche bildete ein vollständiges Album von Beiträgen zur Geschichte der Verbrüderung mit den Bewohnern des zoologischen Gartens. Die verschiedenartigsten Klauen, Krallen, Nägel und Schnäbel hatten sich durch Autographe darin verewigt, ein tiefer Riß zeigte sich neben dem andern oder durchkreuzte ihn. Ein junges Mädchen kann aber ihr, soeben mit dem Verlobungsringe geschmücktes Händchen nicht andächtiger betrachten, wie der Alte seine, für immer ruinirte erdfarbene Pranke.

„Wenn es wenigstens nur der Löwe gewesen wäre,“ sagte er, auf vier tiefe Narben unten und oben an der Hand deutend, „man könnte sich dann doch persönlich überzeugen, ob das jährliche Aufgehen der Wunden mehr ist, als eine Jägergeschichte!“

Der alte Mann dauerte mich. Ich betrachtete die schwer mißhandelte Linke und fragte, auf den Lebensretter deutend: „Wie konnten Sie sich aber nur den Biß der Bestie gefallen lassen; Sie haben ja stets die Hilfe in der Nähe?“

„Ah, man will doch den Thierchen nicht wehe thun! bedenken Sie, wenn Jeder, nach dem sie schnappen, ihnen mit dem Stocke lohnen wollte!“ erwiderte er mit dem gutmüthigsten Gesichte von der Welt.

Mit dem Manne war nichts anzufangen; er gehörte unter die geschlossenen Individualitäten. Ich sah nach der Uhr, er ließ die seinige, eine Art goldener Bombe in vier Gehäusen „elf“ repetiren.

„Wir thäten wohl, ein wenig zu frühstücken, lassen wir uns auf den Stühlen unter den Bäumen der Restauration nieder!“ Ich hatte nichts dawider einzuwenden; denn auch ich empfand nach der anderthalbstündigen Wanderung und Unterhaltung Hunger und Durst.

Mein Begleiter war überaus mäßig. Er, der eine Masse Kuchen, Fleischstückchen, Früchte und Leckereien an die Thiere vertheilt hatte, verlangte für seinen eigenen Bedarf nichts als eine Butterschnitte und ein Glas frisches Wasser. Die Art des Verzehrs beider Stoffe war indessen desto außerordentlicher und geistig luxuriöser. Die Brodscheibe war nach üblicher Weise in mehrere Theile zerlegt, und jeden derselben verzehrte der alte Herr der Freßmethode eines anderen Thieres entsprechend. In Gedanken noch mit dem furchtbaren Gebiß des Löwen beschäftigt, warf er den ersten Bissen rasch in den Mund, schnappte ihn gewaltsam zu, und verschlang das ganze Stück, ohne zu kauen, obgleich unter der Anstrengung sein Gesicht sich blauroth färbte und die Augen weit hervorquollen. Dadurch erschöpft, wählte seine unablässig mit den Thieren beschäftigte Phantasie eine praktikablere Methode der Ernährung des Leibes. Vermuthlich suchte er die Ente nachzuahmen. Er zerbröckelte das Brod und verzehrte die Fragmente im strengsten Sinne des Wortes mit den Kinnladen schnatternd und den untern Kiefer beinahe auf den Teller neigend. Beim Verzehr des letzten Bissens ahmte er die Wiederkäuer nach. Er versank in büffelmäßige Lethargie und deutete durch leise Bewegungen der unteren Kinnlade die innere Arbeit des sorglichen Hornviehs an. Endlich war er mit den Brodresten fertig. Neu gestärkt, sprang er auf und rief gebieterisch: „Jetzt, zwei Seidel! aber rasch!“ — „Wie!“ rief ich ganz erschrocken, „gleich zwei?“ „Nicht für mich,“ fügte der gute Mann hinzu, „nur für meinen Elephanten!“ Die Seidel erschienen und wir begaben uns nach dem nahen Aufenthaltsorte des Thieres. Der Koloß erblickte seinen Freund nicht so bald, als er uns so weit entgegeneilte, als die Kette an seinem Beine es ihm gestattete. Gern hätte er uns eine höfliche Verbeugung gemacht, wäre er nicht durch seinen plumpen Wuchs daran verhindert gewesen; er mußte sich mit der höflichsten Position der Tanzordnung seines Stammes begnügen. Weither streckte er den Rüssel durch das Eisenspalier, der Thierfreund ergriff das gekrümmte Ende des Organs, hielt es liebkosend an den Mund und überhäufte das Thier mit den zärtlichsten Schmeichelworten und Diminutiven, dann goß er beide Seidel nach einander in die Mündung des Rüssels und achtete sorgfältig darauf, daß seinem Liebling auch nicht ein Tropfen verloren ging. Zuletzt warf er mir einen triumphirenden Blick zu; er hatte den zoologischen Haupteffekt für den Schluß verspart.

So endete unser Rundgang, der alte Herr ließ seine Uhr abermals repetiren und sagte: „Jetzt muß ich mich Ihnen empfehlen, meine Wohnung ist weit entfernt, und meine Haushälterin wartet nicht gern mit dem Essen!“

---

# Die Lucys.

## Eine Shakespeare-Erinnerung.

Br—l. London, im Juni. „Was soll der an Strafe empfangen, der den Hirsch geschossen hat?“ Als dereinst der Gutsherr, Sir Thomas Lucy, unweit Stratford am Avon wohnhaft, jene Frage in seinem Hirn „hin- und herwälzte“ — denn es war ein großes Ding in jenen Zeiten drakonischer Wildschützgesetze — da hat er nimmer geahnt, daß 280 Jahre später ein Ausflug von Tausenden nach dem Dorfe Charlecote und Park unternommen werden könnte, zu Ehren des „Wilddiebes“, den er zu züchtigen gedachte. An jenem Morgen des April 1864, wo sich die lebendige Generation, Alt und Jung durch den noch heute in uralter Waldpracht stehenden Park von Charlecote zerstreute, gleichsam um sich das legendenhafte Revier zu besehen, wo „Sweet Will“ einst auf verbotenes Hochwild „gefreibeutert“ haben soll, würde ein Eiferer, der jene Legende für Dichtung erklärt hätte, sich schlechten Dank erworben haben. Die Ankömmlinge und Festfreunde der Shakespearefeier hatten sich einmal für die Wilddiebsgeschichte „gebucht“, und wollten nicht sich die Tradition zerstören lassen, selbst nicht durch den gelehrtesten Shakespearekundigen. Für sie mußte die Geschichte einen Boden haben, sonst wäre alles Interesse an den alten Lucys und ihrem herrlichen Park vernichtet worden.

Es ist ein eigenthümlich Stück Erde, dieser Park, wo Shakespeare jagte. Wir beugen uns der Volkstradition und sind gläubig. Dasselbe Parkthor, durch welches wir schreiten, obwohl an diesem Tage mit zwei mildblickenden Polizisten als „Standsäulen“ versehen, und auch sonst mit neuem Gitterholzwerk „modernisirt“, hängt in alten, geschwärzten Eichenpfosten, die ganz so aussehen, als hätten sie einst die zornigen Plakate getragen, welche Shakespeare und seine Genossen auf den mächtigen „Spielverderber“ Sir Thomas Lucy, Friedensrichter der Grafschaft, mit übermüthigem Witze verfaßt haben sollen. Glauben wir einem Antiquar aufs Wort, der uns versichert, er habe diese Anekdote „von einem sehr ältlichen Gentleman aus der unmittelbaren Nachbarschaft von Stratford“, der sie wiederum von einem Ur-, Ur-, Ur-, Ur-Onkel geerbt habe, der wiederum mit dem ältesten redseligen Stadtvolke in täglichem Verkehr bei Braten und Ale gestanden und so den ersten Vers einer gewissen bitteren Ballade Shakespeares zitirt, als die gemeinte, „von der Old-Lucy sich des Stachels und das jetzige Jahrhundert sich des Honigs erfreut.“ Der enthusiastische Heldenanbeter fühlt, daß die kleine „escapade“ in Shakespeares Leben jener Verehrung einen pikanten Beigeschmack verleiht, welche an diesen Festtagen die Leute von heute bewegt. Es ist ihnen, wie ein Flecken auf dem Marmor, der keine Unzierde ist, sondern die Schönheit des Steines erhöht — die Spur vom „sündigen Adam“, die uns sicher macht, daß der große Genius nur ein sterblicher Mensch gewesen.

Der jetzt lebende Gutsherr „H. Spencer Lucy, Esquire“ hatte an dem Besuchstage sein Haus und seinen Park allen, die ein Fünf-Schillings-Eisenbahnbillet, als Dokument „ihrer gehabten Mühe“, und dafür, daß „ihnen wirklich an der Sache gelegen, sie selber auch — „weit her“ — seien“ gastlich geöffnet. Und diese Exklusivität war weise. Denn schütteten schon fünfzig geschüttelt und gerüttelt volle Waggons ihre lebendige Bürde aus, was hätte aus Schloß und Park werden sollen, wenn die umliegende nächste Nachbarschaft Kind und Kegel zu Zehntausenden hätte beisteuern dürfen. Eine uralte Steinbrücke wölbt sich über den Avon, der träumerisch träge durch das Schilf sich dahin windet, — ganz der Platz für einen Mitsommernachtstraum im Mondlicht. — Hier fluthete die Menge der Besucher hinüber und wallte prozessionsweise die vier englische Meilen lange, nach Charlecote in lieblichen Windungen führende Wiesenstraße entlang, neben dem Ufer des kleinen Flusses. Eine redselige witzreiche Truppe von Londoner Dichtern und Theaterkünstlern wanderte an der Spitze. Beim Eintritt in den Park fällt dem Auge das Gehege auf, aus unbehauenem Astholz gefügt, durch Holzstäbe, statt der Nägel, mit einander verbunden, in Verhöhnung moderner Zaunarchitektur. Jede Ecke des massigen Geländers, oft wunderlich verbogen und verwittert, trägt kleine grüne Mooskuppen, die dem Landschaftszeichner solche reizenden Stücke für die Ecken seines Bildes liefern.

Nun sind wir mitten im alten Park. Die Bäume schauen herab, als wollten sie sagen:

„Wir waren schon alt, so alt an Jahren —
Als eure Großväter noch Kinder waren!“

Und doch tragen sie alle den ersten jungen Frühling auf den Zweigen, die aus dem schwarzen dicken Geäst aufgeschossen — goldlich-grün. Und dahinter das Haus, die Halle der Lucy's, mit vielen spitzen altmodischen Giebeln und Erkerfenstern, — dahinter wieder Park, hohe Erlen, wuchtig die Aeste schwingende Linden, voll durchblitzenden Sonnenlichtes auf dunklerem Hintergrunde sich abzweigend, den die britischen Sycamoren bilden. Und da! — Hirsche — Rehe — ein rothfelliges Rudel, so recht im dichten Dickicht des Unterholzes. Und ein Sechzehnender leitt fast dicht an den Weg und blickt auf uns Alle mit so ruhigem Stolze, wie nur der Letzte der Barone der „Warwick“, „the King-maker“ seiner Zeit auf die aufwachsende Generation Londoner Spießbürger zu Edward's des Vierten Zeiten gethan haben konnte. Die übrigen „Hirsch-Edlen“ ergreifen indessen die Flucht über das sammtene Moos, durch die sonnigen Lichtungen der Ferne. Wohl ist's zu glauben, daß es dereinst hier dem großen „William“ behagt haben muß. Jede Baumwurzel erscheint wie ein Poetensitz.

Die Familie der Lucy's siedelte sich zu Charlecote bereits im Jahre 1189 an, und so seit der Regierung König Richard's des Ersten bis zu den Tagen unserer „most gracious Queen Victoria“ kam die Besitzung nicht ein einziges Mal aus den Händen der Familie. Sie hat überlebt die Plantagenets, die Kriege der Rose, die Tudors, die Stuarts und lebt noch in vier „geehrten“ Nachkommen bis auf diesen Tag — ohne Prunk — die Geschichte nannte sie kaum in den ganzen 700 Jahren dieser Ansiedelung. Aber „viel geehrt“ zu sein durch sieben Jahrhunderte, beliebt bei Nachbarn und Freunden, — (selbst die Bauernfamilien sind uralt in der Umgegend) — das will etwas heißen. „Ohne Furcht und Tadel bis auf den heutigen Tag sind die Lucys gewesen“, sagte mir ein Pächter, dessen eigene Familie seit drei Jahrhunderten Land der Lucy's in Pacht hält. Ein schönes Preisen — wie selten in unseren Tagen, noch seltener gerecht!

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 54. Mittwoch den 6. Juli 1864.

## △ Die Prinzessin im Kloster.

Roman
von
Theodor Scheibe.

### Zweiter Theil. — Zweites Kapitel.

### Die Fahrt nach Triest.

(Fortsetzung.)

Hermine bot der Nachbarin einen Sitz an, und bald hatte sie Gelegenheit zu erfahren, daß diese ebenso ein vorzügliches Zartgefühl als ein liebenswürdiges Umgangstalent besaß. Schnell gewann die Fremde Herminens Sympathien und begleitete dieselbe auch wenige Stunden nachher in das Seebad.

Die Fremde war Herminen gegenüber sehr mittheilsam.

Bald wußte diese, daß ihre Nachbarin eine Ungarin, Namens Frau v. Angyali sei, und daß sie in Triest auf die Zurückkunft ihres geliebten Freundes harre, welcher sich in einer offiziellen Sendung nach Mailand begeben habe.

Derselbe war ein hochgestellter Beamter.

Hermine sah sich nun auch genöthigt, Einiges aus ihrer Schicksalsgeschichte Frau v. Angyali wissen zu lassen, aber sie ging dabei nicht mit Offenheit und Aufrichtigkeit zu Werke.

Sie sagte nämlich der Ungarin, daß sie die Frau eines durch die Revolution kompromittirten Mannes sei, der ihr als Aufenthalt ein Kloster im Römischen angewiesen, als er nach Turin gegangen, und daß sie das klösterliche Leben so unerträglich gefunden, daß sie dasselbe unter einem guten Vorwande verlassen habe und nun daran denke, ihren Verwandten aufzusuchen, um sich über ihre Angelegenheiten mit ihm zu berathen.

Ihr Schicksal hat mit dem meinigen einige Aehnlichkeit, sprach die Ungarin. Gelegentlich werden wir dies erörtern. Vor Allem gestatten Sie mir, daß ich mich um Ihre Lebensverhältnisse kümmern darf. Es wird mir Vergnügen machen, in Ihrer Gesellschaft nach Wien zurückzukehren. Heute Abends erwarte ich meinen lieben Freund zurück, und erfolgt seine Ankunft, dann habe ich in Triest nichts mehr zu suchen.

Hermine nahm die angebotene Hilfe mit Freuden an, denn dadurch wurde sie ihren Verlegenheiten, in welche sie durch Beate gestürzt worden war, glücklich entrissen.

Der erwartete Freund der ungarischen Dame kam pünktlich zur bestimmten Stunde. Er zeigte sich artig und freundlich gegen Hermine, die ihm als Frau v. Lautner vorgestellt wurde, und nun ging man sogleich daran, die Anstalten zur Reise zu treffen.

Am frühen Morgen verließ die Prinzessin mit diesen Beiden die Stadt Triest.

Obwohl sie aus ihrer mißlichen Lage befreit war und hoffen konnte, in Frau v. Angyali eine treue Beschützerin gefunden zu haben, fühlte sie sich doch gar bald in eine sehr getrübte Stimmung versetzt.

So schwer schlug ihr das Herz, als wenn sie fürchten müßte, einem finsteren Geschicke entgegenzugehen.

Ihre Empfindung wurde von einer trüben Ahnung beherrscht, oder drückte sie der Gedanke darnieder, daß sie, die hochgeborne Frau, welche vorher in Reichthum, Ueberfluß und Ansehen gelebt, nun sich um die Gnade fremder Menschen bewerben mußte, von welchen sie gänzlich abhängig geworden war.

Frau v. Angyali gab sich Mühe, die Melancholie ihrer Reisegefährtin zu verbannen und versicherte ihr, daß die wahre Lebensphilosophie darin bestehe: die Vergangenheit zu verleugnen und die Zukunft zu ignoriren.

Getrost, meine Freundin, sprach sie, Sie werden bei mir lernen, den Freuden Ihr volles Herz zu schenken, und das Glück des Daseins nicht nach der Zahl der Tage, sondern nach der Summe froher Genüsse zu berechnen. — Nur nichts von der Vergangenheit.

Frau v. Angyali sprach dies mit so gepreßter Stimme, daß Hermine erkennen konnte, dieselbe leide unter trüben Erinnerungen und habe die Vergangenheit noch lange nicht überwunden.

Die Reise ging rasch von statten.

### Zweiter Theil. — Drittes Kapitel.

### Die Virtuosen.

Im Gasthofe „zum Lamm" in der Leopoldstadt in Wien lehnte am Fenster ein junger Mann mit einem langen hellbraunen Vollbart, und zurückgestrichenem langen Haupthaare, das über den Rockkragen gelockt herabfiel.

Er sah mit ernstem Blicke auf das rauschende Getriebe in der vollbelebten Straße.

Ein anderer Mann, dessen blasses Angesicht von einem dunklen Vollbarte beschattet wurde, trat an seine Seite und bot ihm eine Cigarre an, welche er nicht zurückwies.

Der brünette Mann war als der feinste Elegant gekleidet und schien gerne zu prunken, worauf man nach den großen blitzenden Brillanten schließen konnte, welche seine Brust und seine Hand zierten.

Nun, wie gefällt es Ihnen in Ihrer Vaterstadt? fragte dieser seinen Gesellschafter.

Wie es mir gefällt? entgegnete der Gefragte schwer aufseufzend. Die Wiener haben den angeborenen Sinn, sich nirgends so wohl zu fühlen, als in ihrer Vaterstadt.

Ich habe aufgehört, ein Wiener zu sein und meinen Verhältnissen nach sollte ich hier eigentlich gar nichts empfinden, als Angst und Sorge. — Doch ein eigenes, wundersames Gefühl beschleicht mich, wenn ich in diese Straße blicke. Da unten habe ich mich als glücklicher Knabe oft herumgetrieben und über dieses Pflaster hin fuhr ich manchmal in einem Ponywagen in Begleitung meines Vaters, der unten in der Straße sein Sattlergeschäft hatte. — Nach dem Tode meines Vaters ging ich da unten am Trottoir mit der Mutter, welche ein Bündchen trug, worin sich fast nichts Anderes als Versatzzettel befanden. Wir befanden uns auf dem Wege nach Meidling zu einer Freundin, welche meiner Mutter ein Kämmerchen abzutreten versprochen hatte. — Wie waren verarmt.

Ein neuer Seufzer entrang sich der Brust dieses Mannes, der Niemand anderer war als Karl Braun.

Ob sie noch leben wird, die Gute?

Das werden wir wohl bald erfahren, entgegnete der Andere.

Durch diese Straße bin ich gezogen, begann Braun von Neuem, als ich das Rekrutensträußchen trug, einige Freunde begleiteten mich zu dem Nordbahnhof hinab. Mein Herz war guter Dinge, denn ich hoffte damals, im Soldatenstande mir eine ruhmvolle Laufbahn zu eröffnen. — Ich brachte es bis an den Galgen!

Und dann erst sind Sie auf den Weg des Ruhmes und der Ehre gerathen, antwortete der Andere lächelnd. Sie haben sich einen guten Namen gemacht und stehen mir treu zur Seite, in meinem Kampfe, das Glück zu erringen.

Wenn man mich aber erkennt — was wird dann mit mir geschehen?

Dann hängt man Sie wahrscheinlich zum zweiten Male. — Doch wie vermöchte man Sie zu erkennen? Wenn sich wirklich einer fände, welcher die Behauptung wagen würde, daß Sie der ehemalige Hornist Karl Braun sind, hätte er zu erwarten, in das Tollhaus gesperrt zu werden. Sie stehen in der Todtenliste Ihres Regimentes und Ihre Hinrichtung ist nach allen gesetzlichen Formen erfolgt. Vor der Mutter haben Sie es zu vermeiden, sich zu zeigen, damit Sie durch ihre Empfindung nicht verrathen werden. Ihre ehemaligen Freunde werden Sie gleichfalls nach Möglichkeit meiden. Hören Sie irgendwo den Ausruf: Das ist ja Braun! so gerathen Sie darüber nicht aus der Fassung und richten Sie Ihr Betragen darnach ein, daß man dann sagt: Es ist doch interessant, wie oft sich zwei Menschen einander bis auf den kleinsten Zug ähnlich sehen. Dann sind auch alle Ihre Gefahren überwunden und Sie werden mir auch ferner nicht zürnen, weil ich Sie gezwungen habe, mir hieher zu folgen.

Man verließ das Hotel und Braun begab sich in die innere Stadt, um eine Frau aufzusuchen, von welcher er wußte, daß sie mit seiner Mutter vormals in engem Verkehe gestanden.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Warum der Herr Pastor Espenborn nicht geheirathet hat.

G. H. Der gute Pastor Espenborn war bereits ein Sechziger, ja er sah eher ein paar Jahre älter als jünger aus. Seine Wirthschafterin, die nur froh war, wenn er wenigstens reine Wäsche anziehen wollte, fragte sich immer im Stillen, wie es denkbar sei, daß ihr alter, mit Runzeln reichlich gesegneter Herr, früher ein so schöner Herr gewesen sein sollte. Eine in der Nachbarschaft wohnende unverheirathete Geheime-Obercalculatorstochter, die nun auch mit Wehmuth der Tage der Jugend gedachte, schwärmte ihr nämlich immer von dem tiefen Eindruck vor, den einst der junge Prediger Espenborn auf die Herzen seiner Zuhörerinnen ausgeübt hatte. Es war fast nur weibliches Geschlecht in der Kirche, wenn er predigte, von fünfzehn Jahren bis zu sechzig, und Alle hingen mit Begeisterung an dem lieblichen Tone seiner Lippen und dem schwärmerisch-frommen Rollen seiner Augen, und jede fragte sich beim Weggehen aus der Kirche: „Warum heirathet dieser Mann nicht?“ Diese Frage war so stehend, wie das Vaterunser nach der Predigt. Jede glaubte, durch ihre Frömmigkeit ein Anrecht auf den süßen Titel einer Frau Pastorin Espenborn sich erworben zu haben. Seitdem hat unter dem weiblichen Geschlechte der Stadt auch nie wieder ein so gottesfüchtiger Sinn, als zu jener Zeit geherrscht, wo der junge Prediger seine „geliebten Zuhörerinnen“ an die Sünden der Welt und an die Buße erinnerte. Er war ein so angenehmer Buß- (fast hätte ich geschrieben) Busenprediger. Aber die Jugend vergeht. Es kamen bei dem Prediger die Vierziger heran; man munkelte von verschiedenem Liebäugeln, welches der „stattliche“ Pastor bald mit der einen, bald mit der andern Wittwe unterhalten sollte, aber etwas Sicheres konnte man nicht erfahren und schließlich schwieg man ganz. Wenn er jetzt predigte, war die Kirche leer; nur wenige Damen aus den Versorgungsanstalten „für Töchter höherer Stände“ waren ihm treu geblieben im Angedenken schönerer Tage.

Ein zartes Verhältniß, wenn wir es nicht schon eine Leidenschaft nennen wollen, unterhielt der Herr Pastor aber auch jetzt noch — mit seiner Bibliothek. Keine Mutter kann das das Kind ihrer Liebe sorgsamer pflegen und bewachen, als er seine geliebten Folianten. Seine Bibliothek war seine Freude für diese und sein Bangen für die zukünftige Welt. Was sollte er im lieben schönen Himmel thun, wenn er keine Bibliothek mehr hatte? Für seine Bücher darbte, verschwendete er. Aber was waren das auch für Bücher! Da waren Seltenheiten darunter, wie man sie selbst in großen Staatsbüchersammlungen nicht wieder finden sollte. Kein Wunder also, daß der gute Pastor mit seinen Büchern ein von den Gelehrten sehr gesuchter, aber auch eben so oft verwünschter Mann war, denn unter keiner Bedingung hätte er ein Buch geliehen. Er war in diesem Grundsatze unerbittlich.

Seit einigen Tagen trübten jedoch dunkle Wolken die heitere Ruhe seines Antlitzes. Da hatte ein gelehrter Mann, welcher einen alten lateinischen Schriftsteller neu mit Anmerkungen herausgeben wollte, ihn schriftlich um Benützung eines seiner Bücherschätze, um einen Codex ersucht; natürlich hatte er ein solches Ansinnen abgeschlagen, aber nun mußte er hinterher erfahren, daß der Bittsteller der Bruder seines alten und intimen Freundes, des Superintendenten Mauerl war. Konnte, durfte er auch gegen den Freund, der ihm selbst schon Dienste von Belang geleistet hatte, auf seinem Grundsatze be-

stehen? Diese Frage beschäftigte ihn schon einige Tage und Nächte, trübte den heitern Frieden seiner Seele und umflorte auch jetzt wieder seine Gedanken mit düsterer Melancholie. Da standen sie, seine Lieblinge — ringsum aufgerichtet in mächtigen Repositorien; da lächelte ihn Codex Soundso an, da wandte ihm Codex Soundso sein holdes Antlitz zu; er sah es heute nicht, nur ein Gedanke beschäftigte ihn: Wie werde ich es ertragen, einen von meinen Lieblingen von mir lassen zu müssen! Das Beste ist, ich lasse mich, wenn der gefährliche Bruder kommen sollte, unablässig verleugnen, ich werde für ihn niemals zu Hause sein." Das war ein guter Gedanke und er ging jetzt, denselben sogleich in Vollzug zu setzen, d. h. der Wirthschafterin zu sagen, den betreffenden Herrn immer abzuweisen. Plötzlich klingelte es. Espenborn glaubte, die Wirthschafterin sei zu Hause, kümmerte sich also nicht darum. Nach einer Weile klingelte es stärker — sie war doch nicht zu Hause und er mußte also öffnen gehen. Wer stand vor ihm? — der Angstschweiß trat ihm auf die Stirne: sein Freund der Superintendent und dessen gefürchteter Bruder. Noch nicht genug, daß er so zu sagen überfallen worden war, die Wirthschafterin hatte auch noch den Schlüssel zum Besuchszimmer mit sich genommen, wohl oder übel mußte er seinen Besuch also auch noch in das Bibliothekzimmer, die Wölfe zur Heerde führen.

„Lieber Espenborn," begann der Freund, „ich stelle dir hier meinen Bruder Christian vor."

„Sieh — sieh, also du hast einen Bruder? Das ist ja recht hübsch, wenn man einen Bruder hat. Habe schon viel von Ihnen gehört," wendete er sich zu dem, welcher es auf ihn abgesehen hatte. „Sie sind ein recht —"

Fast hätte er gesagt „verdienstvoller Gelehrter" und damit selbst den Dämon heraufbeschworen, während er noch hoffen durfte, das Gefürchtete durch seine diplomatische Geschicklichkeit abzuwenden, indem er Allem, was auf den Gegenstand Bezug hatte, auszuweichen suchte. „Noch ein ganz junger Mann?" fuhr er fort.

„O ja," versetzte der Superintendent; „bei meinem Bruder heißt es: jung an Jahren, alt an Wissen."

Bei dem letzten Worte fuhr dem guten Pastor ein Stich durch's Herz, aber schnell faßte er sich. „Schönes Wetter — echter Frühling," suchte er abzulenken. „Es ist eigentlich sehr unrecht, in dem dumpfen Zimmer zu sitzen. Wollen die Herren nicht lieber einen Spaziergang in's Freie machen und mit Doktor Faustus —"

Erschrocken hielt er inne. Doktor Faustus war ja auch ein Gelehrter. „Ja, einen Spaziergang," fuhr er fort. „Das Spazierengehen soll sehr gesund sein."

„Gewiß," versetzte der Superintendent, „allein wir sind nicht deswegen zu dir gekommen."

„Darf ich den Herren nichts vorsetzen?" fiel der Geängstigte noch zu rechter Zeit ein. „Ich habe sehr guten Wein im Keller."

„Danke — danke; wir trinken keinen Wein."

„Doch — doch," ächzte Espenborn. „Vortrefflicher Wein! Sogleich!"

In der Hoffnung, sie durch den Wein alles Andere vergessen zu machen, rannte er aus dem Zimmer, kehrte aber nach wenigen Minuten mit verzweifelter Miene zurück; die Wirthschafterin hatte auch den Schlüssel zum Weinkeller mitgenommen.

„Siehst du, warum wolltest du uns auch zwingen, Wein zu trinken. Die Herren vom Worte Gottes haben zwar immer ein Extrafäßchen im Keller, allein dies reizt uns heute nicht, sondern etwas Anderes — Edleres —"

„Vielleicht ein paar Borsdorfer Aepfel," versetzte Espenborn schnell. Er hatte solche eben hoch oben auf einem der Repositorien erschaut und kletterte mit Turnergeschicklichkeit eine Leiter hinauf, um die Aepfel herunterzuholen und seinen Gästen vorzusetzen. Plötzlich aber stellte sich der Freund vor ihn hin und sah ihm ironisch lächelnd in's Gesicht.

„Lieber Espenborn, es hilft dir Alles nichts; diesmal wirst du uns nicht ausweichen. Du mußt meinem Bruder den Codex überlassen, um den er dich gebeten."

(Fortsetzung folgt.)

---

## Die Lucys.

### Eine Shakespeare-Erinnerung.

(Schluß.)

Derjenige Lucy, welcher Charlecote-House erbaute, wie es heute steht, im ersten Jahre der Regierung Elisabeth's 1558, war unter denen, die von Lord Burleigh abgesandt wurden, um Mary Queen of Scots, „Maria Stuart", von Tilbury nach dem Kerkerschlosse von Fotheringay zu geleiten, aber wir nehmen jetzt ein größeres Interesse an ihm, seitdem wir „wissen", daß er derselbe Sir Thomas gewesen, der Shakespeare als einen „Uebertreter" vor seinen richterlichen Friedensstuhl beorderte. So schreiten wir über dieselbe Schwelle und betreten vermuthlich dasselbe Zimmer, wo der Poet sein „Verhör" passirte und seine „Sentenz" empfing. Wir fühlen uns bis zur handgreiflichen Realität von der Wahrheit der Tradition überzeugt. Obgleich nicht als eine „Sehenswürdigkeit" verschrieen, — denn Fremde sind selten in diese Mauern zugelassen — ist Charlecote doch reich an Kunstschätzen. In der Halle, dem ältesten Theile des Gebäudes, ist eine wirklich schöne Sammlung von Familienportraits aufbewahrt, vom Zeitalter des Harnisches, durch die Periode des höfischen Sammet, bis zum 19. Jahrhundert des Brüsseler Doppeltuchs. In jenem antiken Kamine liegen noch mächtige alte Eichblöcke (nicht Steinkohlen), wie in vergangenen Tagen, bereit, in Flammen durch den Schlot zu prasseln, der so mächtig breit herniedergähnt, und Raum genug für ein Dutzend Schornsteinfegerbuben zum „Haschen- und Greifen-Spiel" bieten würde. Einst glänzten hier vor röthlicher Flamme die lustfarbenen Gewänder der Damen zur Zeit Karl's des Zweiten und die lang herabfließenden „Liebeslocken" der Stuart'schen Kavaliere; hier lagen die zottigen Rüden des alten Herrn des Schlosses nach der feurigen Jagd durch Hügel und Moos, hier jubelte die alte „Christmaß", das Weihnachtsfest mit all dem Pompe von „old merry England". Das „alte fröhliche England" wohnt jetzt freudelos in Fabriken und hat keine Feste mehr! Hier jubelten die Kinder um das sprühende Yule-Log — einen halben Eichenrumpf, den man in den Kamin zu schieben pflegte; vielleicht ist der jetzige dort aufgehäufte Vorrath noch von demselben Baum geschlagen worden, der am letzten „alt-englischen" Christmaß vom Feuer verzehrt wurde. Denn seit länger als einem Jahrhundert „feiert" die Halle. Sie hatte mit der „Steinkohlenperiode" nichts mehr zu schaffen. Ueber dem breiten massiven Kaminsims ragt ein mächtiges Familienbild der Lucy's aus den Tagen Karls des Ersten bis an die dämmerig-hohe ge-

täfelte Decke, — dreizehn lebensgroße Figuren enthaltend, vom fünfjährigen, nußbraunaugigen, blondhaarigen Mädchen, das sich zärtlich an des Vaters Hand schmiegt, bis zur stattlichen „gran dame“ im gedämpften Hintergrunde; weißes Haar umscheitelt, unter sammtnem Häubchen hervorkriechend, deren feines, weißes Gesicht, das so urgroßmutterstolz auf die drei Generationen des Vordergrundes herabblickt. An den Wänden alte Helme, narbig und zerhackt, erzählen von harten Hieben, vor denen sie das Haupt des Trägers geschützt; eine mächtige Aloe streckt ihre breiten, roth fleischfarbenen Blätter unter die herabhängende Spitze eines langen schwarzen Rapiers, das einst einen „schenkelbreiten“ starken Arm verlangt haben muß. Und dem es gehörte, dessen dunkles Gesicht blickt seitwärts „mit militärischem Blick“ aus einem Wandgemälde herüber. Zwei andere, meisterhafte Bilder, von der Hand Sir Godfrey Knellers, ebenfalls Familiengruppen, zwei bis drei andere Generationen darstellend, fesseln die Aufmerksamkeit. Durch die nach dem Staatszimmer führende Flügelthür erblickt man Gemälde neueren Ursprungs in schweren Rahmen. — Wouverman, Titian sogar, Teniers, Paul Potter, Peter de Hooghe, Canaletti, Fra Bartolomeo, Sebastiano del Piombo, Carlo Dolce und ein Raphael sind unter den Namen, die der „lebendige“ Katalog seines Vaterhauses, der gegenwärtige Lucy aufzählt. Der Fußboden dieses Saales ist von polirtem Eichenholz und die Decke reich mit Stuckatur und zierlicher Bildnerei ausgelegt.

Inmitten aller dieser „erzählenden“ Pracht des Alterthums schimmert ein süßes, liebliches Bild dem Fremden entgegen: „Eine Braut im weißen jungfräulichen Schmucke“ — die Tochter des jetzigen Schloßherrn — und auf einmal wissen wir, daß wir im Hause der Trauer sind, indem die, welche — um mit Ossian zu reden — wie „ein Schein war in ihres Vaters Halle“, nicht mehr unter die Lebendigen gehört, die großen hellen Augen geschlossen sind, die Hände gefaltet, um sich nie wieder zu lösen, tief — tief — unter dem Stein. Wer dachte nicht an die Worte der Ophelia:

„Oh, sie ist schon todt und hin,
Todt und hin das Fräulein!
Ihr zu Häupten ein Rasengrün,
Ihr zu Füßen ein Stein!“

Es waren erst wenige Wochen vergangen, ehe Eltern und Gatte sie betrauern mußten. Ein indisches Schwert, von Letzterem, einem Major Lane, bei der Erstürmung von Delhi als Trophäe erobert, blitzte, halb aus der Scheide gezogen, die mit Hunderten von Türkisen und Rubingranaten ausgelegt war, dicht unter dem süßen lächelnden Bilde der Verblichenen. Es gab Keinen, der auf den neben uns stehenden Vater blickend, sich der Rührung erwehren konnte. Die Herrin des Hauses, die Mutter, hielt sich in fernabgelegenem Zimmer eingeschlossen, noch tief in Gram! Aber er, der letzte Lucy — die Familie steht nur auf zwei Augen, den seinigen — hatte dem Nationalfeste, der Feier des Nationaldichters Shakespeare gegenüber, das eigene Herz bezähmt und die „Welt“ in sein „Heiligthum“ zugelassen. In dem Allen lag echte, tiefechte Romantik! Es ist ein Volksadel, die Gentry von England, sie rekrutirt sich aus dem frischen Blute der Nation, und sie nennt sich selbst die „Frontlinie des Volkes“. Das erklärt Vieles.

In dem abenteuerlichen Bibliothekzimmer fällt das Auge sogleich auf eine prächtige Folioausgabe der Werke Shakespeares, und daneben auf zahllose andere — die besten — Ausgaben seiner Dichtungen, in seltsam verzierten Schränken und auf altmodischen Lesetischen ausgebreitet. Wundersam zierlich ist ein „set“ von neun Sesseln und zwei Schubladentischen, aus Ebenholz gearbeitet und mit Elfenbeinarabesken verziert, ein Geschenk der Königin Elisabeth an ihren stillgeliebten Earl von Leicester, ihm überreicht bei seinem großen Feste zu Schloß Kenilworth, und durch Ankauf hierher verwandert. Zwei Buffets aus Eichenholz mit zierlichem Schnitzwerk tragen die Jahreszahl 1558, und auf einem derselben steht eine Armee von kleinen Alabasterfiguren, von der Hand des jetzt lebenden englischen Bildhauers Willcox of Warwick.

Betreten wir noch die kleine nächstliegende Kirche von Charlecote, von der Herrin des Hauses an der Stelle der uralten Kirche des Dorfes aufgebaut, welcher letztern aber 1849 der Einsturz drohte und abgetragen werden mußte. Hier liegt in steinerner Rüstung auf breitem Grabstein eine mächtige Marmorgestalt — Sir Thomas Lucy darstellend, der einst über William Shakespeare zu Gericht gesessen. Seine Gattin ruht in weißem Marmor neben ihm. Ein anderer im Standbild verewigter Sir Thomas starb in der Zeit Cromwells durch einen Sturz auf der Jagd und seine Wittwe errichtete ihm sein Grabmal. Noch andere Mäler ragen ringsum — denn, wie neu auch die Kirche, die Gräber darunter sind dieselben seit sieben Jahrhunderten!

Der Leser hat nun ein Bild „eines alten englischen Hauses und einer alten englischen Familie“, wie sie bis in unser modernes Jahr 1864 hinüberragt! Es war ein unvergeßlich schöner Tag. Ueber Viele der Schauenden war jene empfängliche, ernst-sinnige Stimmung gekommen, die, als wir in die „Welt“ zurücktraten, uns noch lange begleitete, selbst in den heiteren Theaterabend hinein, zu Stratford, wo Shakespeare's Ausbund von Humor, „Sir John Falstaff“, unter die unerbittlichen Hände der „lustigen Weiber von Windsor“ gerieth.

---

## Wohin?

Die Wellen frag' im Walderbach:
„Wohin so schnell, wem eilt ihr nach?“
Sie murmeln leise zu Dir her:
„Zum Weltenmeer! — Zum Weltenmeer!

Die Vöglein frag' in ihrem Zug:
„Wohin eilt ihr im raschen Flug?“
Sie singen: „Mensch, — auch so wie Du
Dem vorgesetzten Ziele zu!“

Und sieh', — der Mensch bleibt sinnend stehn, —
„Mein Ziel!?“ — „Ein einst'ges Wiedersehn
Im Land, wo Licht und Friede thaut,
Der Geist den Urgeist wiederschaut!“ —

**Friedrich Friedrich.**

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Magner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 55. Sonntag den 10. Juli 1864.

### Die Prinzessin im Kloster.

Roman

von

Theodor Scheibe.

#### Zweiter Theil. — Drittes Kapitel.

#### Die Virtuosen.

(Fortsetzung.)

Diese Frau hatte ein Zwirngewölbe, wo sich mehrere Leute beschäftigten, welche hier gegen einen kargen Lohn große Stränge ihrer Waare in kleine verwandelten. Frau Braun zählte zu diesen Leuten und die Zwirnhändlerin hatte jener vor allen Anderen den Vorzug gegeben, sie auch dann zu beschäftigen, wenn auch der Absatz ihrer Waare kein besonders günstiger wäre. An diese Person, mit welcher er vorher nie zusammengekommen, wendete sich der ehemalige Divisionstrompeter, um Auskunft über seine Mutter zu erhalten.

Er gebrauchte den Vorwand, sich für einen Schuldner des verstorbenen Sattlers Braun auszugeben und sagte ihr, daß er, nachdem er in bessere Verhältnisse gerathen, der Wittwe desselben, von welcher er gehört, daß sie sich in einer herben Nothlage befinde, den Schuldenrest auszahlen werde.

Das ist sehr merkwürdig! sprach die Zwirnhändlerin. In meinem Buche stehen viel alte Posten, doch es rührt sich Niemand, um diese zu begleichen.

Die gute Frau Braun, wenn sie noch am Leben sein sollte, wird eine große Freude haben, daß sich Jemand findet, welcher ihr Geld bringt.

Es scheint, daß Sie die Sattlerswittwe nicht mehr beschäftigen, sprach Braun, sonst würden Sie doch wissen, ob sie sich noch am Leben befindet.

So ist es auch, entgegnete die Frau. Jene Person hat vor Jahr und Tag, — oder es mag auch länger sein — ein schwerer Schlag getroffen, welcher sie auf das Krankenlager brachte. Ich habe für sie gethan, was ich zu thun vermochte.

Ich unterstützte die Alte in ihrer Krankheit und als sie halbwegs hergestellt war, hatte sie dennoch nicht die Kraft, durch Arbeit ihrer Hände sich etwas zu erwerben, so setzte ich Alles in Bewegung, damit sie in das Bürgerspital aufgenommen werde. Ich habe es erreicht, aber nicht ohne viele Mühe; denn bei dem Magistrat machte man viele Umstände, weil ihr Mann noch mit Steuern im Rückstande ist. Jetzt haben wir sie in dem St. Marxer-Versorgungshause untergebracht. Das heißt, wenn sie noch lebt, denn sie hat in der letzten Zeit nichts mehr von sich hören lassen.

Erlauben Sie mir noch eine Frage, sprach Braun. Was ist denn der alten Frau widerfahren, das sie um ihre Gesundheit brachte?

Ihren Sohn hat man gehängt, antwortete die Zwirnhändlerin, und so etwas kränkt ein Mutterherz.

Die Unglückliche, flüsterte Braun, der kaum im Stande war, seinen tiefen Schmerz zu verbergen.

Ja, ihr Sohn wurde gehängt, fuhr Jene fort, und zwar in Italien. Er war Soldat und hat sich schlecht aufgeführt. Ich habe der Alten gesagt, daß sie sich eines ungerathenen Kindes wegen nicht alteriren solle; aber mit ihr war ja darüber nichts zu reden.

Braun dankte der Zwirnhändlerin und verließ ihr Gewölbe.

Auf dem Hohenmarkt stieg er in einen Fiaker und fuhr nach St. Marx. Seine Sorge um die theure Mutter war zu mächtig, als daß er es über das Herz gebracht hätte, durch fremde Personen weitere Auskünfte über dieselbe zu verlangen.

Bald hatte er das Bürgerspital erreicht und eilte nach der Hauskanzlei, um dort Nachrichten über seine Mutter zu erhalten.

Die Kanzlei war jedoch geschlossen und der Portier sagte ihm, daß sich der Schreiber wahrscheinlich in der Traiterie des Hauses befinde.

Sogleich eilte Braun dahin.

Welche Ueberraschung erwartete ihn daselbst. Ein altes Mütterchen, nicht besser und nicht schlechter als andere Pfründnerinnen gekleidet, saß an einem Tische und aß Suppe.

Das war seine Mutter! Ihr Scheitelhaar, das hinter der Haube hervortritt, ist so weiß wie Schnee, und ihr Gesichtchen, daß bei dem Abschiede ihres Sohnes noch ein gutes Aussehen hatte, ist fahl und schmal geworden.

Kaum zehn Schritte von ihr entfernt, ließ sich Braun auf einer Tischbank nieder, und war so sehr erschüttert, daß er kaum sich bezwingen konnte, um sich der Mutter nicht zu erkennen zu geben.

Er ließ sich von dem Kellner ein Getränk vorsetzen. An demselben Tische, wo die Mutter saß, hatten auch zwei andere alte Frauen, welche Branntwein tranken, ihre Plätze. Sie waren so postirt, daß sich Jene in ihrer Mitte befand und wendeten, mit ihren Köpfen wackelnd, keinen Blick

von Frau Braun ab, welche, ohne sie zu beachten, schweigend ihre Suppe aß.

Ach, das ist eine Noblesse, sprach die Eine von ihnen spöttisch. Man speist Rindsuppe und nur deshalb, um zu zeigen, daß man den Branntwein für Gift ansehe.

Die Frau Sattlermeisterin muß extra etwas haben, versetzte die Andere. Sie ist aber auch nicht ein so gemeines Ding als unsereins.

Geben Sie acht, Frau von Braun, daß Sie sich mit der Suppe nicht verzucken. Es muß sehr delikat sein dieser Pantsch.

Was ich sagen wollte, Frau Braun, nahm die Andere von Neuem das Wort. Mir hat heute Nacht von Ihrem Herrn Sohn geträumt, und möchte gern seine Nummern in die Lotterie setzen — was hat er denn für welche?

Das will ich dir sagen, sprach der andere Drache. Gehängt und gerädert ist 57.

Frau Braun legte den Löffel weg und sagte mit einem tiefen Seufzer: Ihr habt es erreicht! Ich kann nicht weiter essen. Warum quält Ihr mich Arme?

Warum? zürnte eine der beiden Pfründnerinnen. Sie gehören nicht zu uns. Es gibt unserer Ehre einen Stoß, eine Person in unserer Mitte zu haben, welche ihren Sohn für den Galgen erzogen hat. Pfui Teufel! schämen Sie sich.

Braun konnte nicht länger die giftigen Reden ertragen, welche die bösen Weiber gegen seine Mutter führten.

Thränen flossen ihm in den Bart hinab. Er legte ein Geldstück auf den Tisch, um damit seine Zeche zu bezahlen und entfernte sich aus der Traiterie.

Mein Gott, sprach er bei sich, welches Unglück habe ich über meine Mutter gebracht. Diese alten Bestien quälen sie zu Tode. — Das muß anders werden! Keinen Tag länger soll sie in dem Versorgungshause bleiben.

Um sich zu zerstreuen, ging Braun die Straße hinab und wandelte unmuthsvoll an dem Hause vorüber, welches sein Vater einst besessen. Von dort wendete er sich der Stadt zu, in der Absicht, abermals zu der Zwirnhändlerin zu gehen, um sie zu bitten, Anstalten zu treffen, daß seine Mutter aus der Hölle erlöst werde, in welche sie dieselbe in guter Absicht gebracht hatte.

Er besaß eine kleine Baarschaft, um dies zu ermöglichen.

Als er über den Graben kam, sah er daselbst von ferne ein Frauenzimmer, das ihm auffiel. Sie kam ihm entgegen.

Ein freudiger Schrecken durchzuckte ihn. Das ist ja Beate, dachte er sich. — Beim Himmel, das ist meine Beate — meine Liebe — meine Sehnsucht —, der einzige Glanz meines Lebens!

Braun blieb stehen, die sich Annähernde erwartend, die er anreden wollte.

Diese trat jedoch in ein Verkaufsgewölbe ein.

Neugierig blickte er ihr durch das Fenster nach.

Durch das Fenster in das Verkaufsgewölbe spähend, sah Braun, daß die Eingetretene eine bunte Stickerei entrollte, welche sie als kleines Päckchen mit sich gebracht und dem Kaufmanne daselbst vorzeigte.

Dieser besichtigte dieselbe und zuckte mit der Achsel.

Braun zog sich zurück, denn jene verbarg wieder ihre Stickerei und trat den Rückweg an.

Im nächsten Augenblicke befand sich die junge Dame wieder auf der Straße und schritt vor Braun einher.

Bei Gott, ich kann mich nicht täuschen, sprach dieser in frohester Erregung. Ich habe sie wieder gefunden — ich werde sie sprechen.

Seine Herzenskönigin gefiel ihm unvergleichlich besser als vorher. Sie war nicht schöner geworden, aber ihre Kleidung war nicht so vornehm, als damals, wo er ihr in Venedig als schützender Ritter zur Seite gestanden.

Ueber einem hellbraunen Perkailkleide trug sie eine Mantille von einem grauen Schafwollstoffe, mit Felbel verbrämt. Ein einfaches, jedoch nettes Strohhütchen deckte ihr Haupt.

Nichts erinnerte an eine bevorzugte Stellung an derselben. Ihr Haupt war gesenkt, wie das einer Leidtragenden, ihr Schritt unstät und zögernd, als würde sie sich auf einem höchst unangenehmen Gange befinden.

Scheu und Beklommenheit markirte ihr Wesen.

Sie wendete sich dem Trattnerhof zu und blieb einige Momente vor einer hübschen Auslage stehen, in welcher sich Stickereien aller Art befanden, dann öffnete sie daselbst die Thüre und verschwand in dem Gewölbe.

Braun faßte raschen Entschluß und folgte ihr dahin nach. Auch hier zeigte sie eine Stickerei vor und sprach einige Worte, die der Wahrscheinlichkeit nach in dem Ersuchen bestanden, daß man ihr ihre Arbeit abkaufen möge, denn der Kaufmann antwortete ihr: Mein liebes Fräulein, so etwas wird nicht gezahlt!

Ich verlange keinen entsprechenden Preis, flüsterte die Dame und ihre ferneren Worte wurden für den Horcher unverständlich.

Der Kaufmann besann sich lange und legte endlich einen Guldenzettel auf den Tisch, sich mit der Frage an Braun wendend, womit er ihm dienen könne.

Die Dame entfernte sich mit dem ihr angebotenen Gelde.

Kaum hatte sie das Gewölbe verlassen, so warf Braun einen Dukaten auf den Verkaufstisch und sagte zu dem Händler: Ueberlassen Sie mir für dieses Goldstück die gekaufte Stickerei.

Wo denken Sie hin? antwortete dieser. Die Stickerei ist weit mehr werth, als Sie mir anbieten, und wenn man den hohen Zins, welchen ich zu zahlen habe, in Anschlag bringt —

Bringen Sie gar nichts in Anschlag. Hier sind noch zwei Dukaten, rief Braun eilig und ohne auf eine Entgegnung des Kaufmanns zu warten, ergriff er die Stickerei, nachdem er dem angebotenen Goldstücke zwei andere zugefügt und floh mit derselben so schnell, als würde er sie entwendet haben, aus dem Gewölbe, von der Sorge erfüllt, daß ihn eine längere Verzögerung von der Spur der Dame abbringen könnte.

Aber nun sah er sie wieder vor sich.

Sie wandelte rascheren Schrittes wie zuvor die Straße dahin, bog in ein Seitengäßchen ein und beeilte noch mehr ihren Gang, als sie bemerkte, daß ein Mann ihre Schritte verfolge und derselbe an ihre Seite treten wolle.

Dieser jedoch wich nicht zurück und redete die Dame mit den Worten an: Fräulein Beate, welches Glück, Sie wieder zu sehen.

Frappiert blieb die Angeredete stehen und sah mit zweifelhaften Blicken den Sprecher an.

Ich bin es, sprach dieser, — der Trompeter — der Soldat von Venedig — von Ankona — der glückliche Karl Braun.

Betroffenheit verrieth das Mienenspiel der Dame, und als Braun ihre Hand ergriff und feurig küßte, so flüsterte sie

die Worte: Mein Herr, welch' höchst sonderbares Geschick führt uns hier zusammen.

O! meine Lebensretterin, göttliches Fräulein! Ich habe Ihnen so vieles, so vieles zu sagen. O! gestatten Sie mir, Sie zu begleiten — Schenken Sie mir für einige Zeit ein freundliches Gehör.

Sprechen Sie, mein Herr, entgegnete Jene freundlich, und schritt mit ihm weiter das Gäßchen dahin.

Sie sollen wissen, Fräulein Beate, sprach er, daß ich nicht mehr Braun heiße, sondern Buchhorn, daß ich mich seit 20 Stunden in meiner Vaterstadt befinde, und daß man mit mir ebenso verfahren wird, als in Ancona, wenn es bekannt werden sollte, wer ich eigentlich bin.

Gott schütze Sie vor diesem Unglücke, sprach die Dame mit Aengstlichkeit — Sie sind unvorsichtig — Sie sprechen so laut, daß man fürchten muß, auch Andere außer mir könnten Sie hören.

In einer solchen Glücksstunde hat man nichts zu besorgen, antwortete Braun lächelnd. Nicht ohne Bangen bin ich hierher nach Wien gegangen, aber nun danke ich Gott, daß es geschehen ist. Ich bin Ihnen, theuere Beate, wieder begegnet, und Sie können meine Freude daraus ermessen, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie in dem Kloster zu Rom für die ganze Welt begraben glaubte. Ich war darüber trostlos bis zu dieser Stunde.

Ich danke Ihnen für den Antheil, welchen Sie an meinem Geschicke nehmen, sprach die Dame mild und wohlwollend. Seltsam streifte dasselbe an das meinige und wenn ich darüber nachdenke, so muß ich mein Bedauern äußern, daß der Zufall Sie mir annäherte. Ich habe viel Kummer und Leid über Sie gebracht.

Aber weit mehr Glück, entgegnete Braun. Fräulein Beate, Sie sind meine Vorsehung geworden und ich muß bekennen, daß alles das, was gekommen ist, zu meinem Heil führte.

Man kam in die Nähe des Burgthores, und Braun lud seine Begleiterin ein, mit ihm den nahen Volksgarten zu besuchen.

Diese Einladung wurde angenommen.

In einer einsamen Allee des um die Mittagszeit wenig besuchten Gartens wandelten nun die Beiden dahin und hatten für ihr Gespräch keinen Lauscher zu fürchten.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Warum der Herr Pastor Espenborn nicht geheirathet hat.

(Fortsetzung und Schluß.)

Espenborn sank von der Leiter in den Stuhl hinab und ließ die Arme von sich hängen. Mittlerweile hatte der Gelehrte mit seinem Falkenauge den Schatz erspäht und denselben mit rascher Hand erfaßt.

„Um Gotteswillen!“ rief Espenborn, vom Stuhle aufspringend und ihm das Buch aus der Hand reißend.

„Aber Herr Pastor,“ ließ sich der Gelehrte bittend vernehmen. „Sie wissen nicht, welchen Dienst Sie mir und vielleicht auch der Wissenschaft leisten mit diesem Codex —“

„Wozu ums Himmelswillen brauchen Sie ihn denn?“ krächzte der Bedrängte.

„Ich muß gewisse Stellen nachlesen.“

„Dann kommen Sie meinetwegen hierher zu mir und arbeiten Sie unter meinen Augen.“

„Das hilft mir nichts, indem ich die Stellen vergleichen muß. Ich muß das Buch zu Hause haben.“

„Zu Hause?“ schrie Espenborn auf. „Wie lange?“ Ohne den Andern jedoch ausreden zu lassen, setzte er sogleich hinzu: „Eine Stunde will ich Ihnen das Buch überlassen.“

„Ich brauche es wenigstens vierzehn Tage.“

Lange der Pastor wehrte sich noch wenigstens eine Stunde, aber endlich siegte das Argument seines Freundes, der ihm bemerkbar machte, wozu denn eigentlich Bücher auf der Welt wären, wenn sie der Forschung unzugänglich ein todter Schatz sein sollten. Bevor er das Buch übergab, mußten Beide eine förmliche Urkunde unterschreiben, daß sie es empfangen hatten und nach vierzehn Tagen just um dieselbe Stunde zurückgeben wollten, dann übergab er den Folianten — mit zitternden Händen ihn zuvor an sein Herz drückend.

Ehe die Brüder sich mit dem theuren Gut entfernen wollten, rief er sie noch einmal zurück und brachte eine Seidendecke herbei, womit er den Gegenstand seiner Liebe zärtlich umhüllte.

In welcher Beziehung aber steht diese Büchermanie mit obigem Titel? werden viele der geehrten Leser fragen. In tief innerlicher. Hätte Espenborn geheirathet, so würde er sein Herz gewiß nicht an den todten Buchstaben gehängt haben, sondern an ein lebendiges Wesen, ein hübsches Weibchen, welches nach meiner Meinung mehr werth ist, als alle Bibliotheken der Welt; das Erzählte steht mit dem Titel aber auch noch in äußerlichem Zusammenhang.

Des andern Tages saß die Frau des Superintendenten in ihrem Zimmer bei einer weiblichen Arbeit. Draußen ging die Klingel; das Dienstmädchen ging und kam mit der Meldung, daß ein Herr den Superintendenten zu sprechen wünsche.

„Mein Mann,“ gab die Frau Bescheid, „kommt vor Abend nicht nach Hause.“

„Der Herr wird dann so lange im Flur warten,“ lautete die Meldung des Mädchens. „Er sagte, daß er den Herrn Superintendenten oder den Herrn Bruder nothwendig sprechen müsse.“

Darauf ging die Frau Superintendentin selbst hinaus, um zu sehen, wer der Besuchende wäre, und war nicht wenig erstaunt, unsern Herrn Pastor Espenborn auf einer Bank im Flur sitzen zu sehen.

„So kommen Sie doch herein, Herr Pastor!“ sprach die Frau, den Freund ihres Mannes in das Zimmer nöthigend. „Mein Mann und mein Schwager essen heute mit dem großen Löffel beim Kommerzienrath Waldaus, und da währt es immer bis in die Nacht.“

„Dann erlauben mir die Frau Kollegin vielleicht, daß ich so lange warte.“

„Wenn Ihnen die Zeit nicht zu lange wird — es kann neun Uhr werden und jetzt ist es erst halb Fünf.“ —

„Mir wird die Zeit nie lang.“

„Dann wird es mir sehr angenehm sein,“ versetzte die Superintendentin nicht ohne einen heimlichen Seufzer; denn sie hatte sich schon Alles zum Damenkaffee zurecht gelegt, ihre Toilette, ihr Strickzeug und ihre Unterhaltung. „Aber müssen Sie denn meinen Mann heute noch sprechen?“

„Dringend," war Espenborns Antwort.

„Hat es denn nicht bis morgen Zeit?"

„Nein — unmöglich."

Wohl oder übel mußte sich „die Frau Kollegin" in ihr Schicksal fügen, und suchte nun eine Konversation mit dem Pastor zu Stande zu bringen, was ihr auch wohl gelang. Sie sprachen zuerst von dem Wetter, dann von den Marktpreisen; von der theuren Butter kamen sie auf den schlechten Kirchenbesuch und daß die immer seltener werdenden Geschenke von Viktualien den besten Beweis von dem überhandnehmenden Unglauben lieferten. Weiter wurde das Kapitel der Stadtneuigkeiten vorgenommen. So ging die Zeit hin, die Lampe wurde angezündet, die Herren kamen noch immer nicht, und der Herr Pastor ging noch immer nicht. Endlich richtete die Superintendentin, die bereits ihre Gedanken an den Kaffee aufgegeben hatte, an den Pastor die Frage: „Sagen Sie, lieber Herr Pastor, warum haben Sie eigentlich nicht geheirathet?"

Bei dieser Frage machte Espenborn ein saures Gesicht. „Ja," seufzte er, „damit hat es eine eigene Bewandniß. Ich dachte wohl oft daran. —"

„Das weiß ich eben," versetzte die Fragerin, „und ich erinnere mich, daß man mehrere Frauen mit Ihnen geneckt hat. O Sie waren ein klein wenig Don Juan; immer auf Wittwen — auf junge Wittwen sollen Sie es abgesehen haben."

„Das machte," erläuterte Espenborn, „weil mir der wahre Heirathsgusto erst mit dem vierzigsten Jahre kam und junge Mädchen doch wenig Geschmack am Schwabenalter finden."

„Da war," nahm wieder die Kollegin das Wort, „eine Kaufmannswittwe, Madame Weinert, der machten Sie sehr stark den Hof. Eine vermögende Frau. —"

„Ach ja, und auch eine sehr hübsche, gebildete Frau, und ich — ich machte ihr auch einen Antrag."

„Wie? Sie haben ihr auch wirklich einen Antrag gemacht? Und sie schlug ihn vielleicht aus?"

„Hören Sie nur, beste Frau Superintendentin. Ich machte ihr den Antrag vier Monate nach dem Tode ihres Mannes. —"

„Ein wenig früh", bemerkte die „Frau Kollegin."

„Sehr früh," bestätigte der Pastor, „und ich machte mir auch Vorwürfe darüber, ich hätte wenigstens das Trauerjahr abwarten müssen. So geziemte es sich für eine ehrsame Wittib und einen Mann, der Gottes Wort verkündet, aber die Liebe! — Im schwarzen Frack ging ich zu ihr und gab gepreßten Herzens mein Anliegen von mir."

„Nun? und die Antwort?"

„Herr Pastor," gab Madame Weinert zur Antwort, „wie leid ist mir das! Warum haben Sie mir das nicht früher gesagt? Mein Mann ist doch schon vier Monate todt; ich bin bereits seit zwei Monaten wieder verlobt."

„Das war meine erste trübe Erfahrung, und darüber ging ein Jahr hin. Da starb in der Nähe ein Gutsbesitzer und hinterließ ein allerliebstes Frauchen von ungefähr 26 bis 28 Jahren, die überdies mein Beichtkind war. Diesmal mir die erste Erfahrung zu Nutzen machend, ging ich so etwa sechs Wochen nach dem Tode ihres Mannes zu ihr, um zu sehen, ob sich denn die gute Frau auch nicht zu sehr grämte, ihr in diesem Falle einigen geistlichen Trost zu spenden und zu forschen — genug, ich kam in die Wohnung, der Flur stand offen, ich lege ab, trete in das Zimmer und — was muß ich sehen?"

Beschämt wandte der Erzähler sein Gesicht von der Frau seines Kollegen hinweg, die aber nicht nachließ, zu forschen, was er denn gesehen.

„Eine zweimonatliche Wittwe", vollendete er mit noch immer abgewandtem Gesicht, „in den Armen ihres Verwalters. O!"

„Das waren freilich sehr üble Erfahrungen, die Sie da mit meinem Geschlechte gemacht haben," bemerkte die Dame, emsiger als vorhin weiter strickend, und nicht aufsehend.

„O, es sind noch nicht alle, beste Frau," versetzte Espenborn mit kläglicher Miene. „Zwei Jahre darauf starb wieder ein Ehemann, diesmal ein wohlhabender Beamter. Die Frau hatte ihren Mann unendlich geliebt, sie war am Grabe untröstlich; es kostete Mühe, sie hinwegzubringen. Welcher Schatz! dachte ich. Könntest du dieses liebevolle Herz gewinnen! Ich, der ich am Grabe die Leichenrede gehalten, suchte sie zu trösten, aber Schluchzen und Händeringen waren die alleinige Antwort. Endlich zog ich sie sanft empor und führte sie nach der Leichenkutsche, wo ich fortfuhr, ihr Trost zu spenden, indem ich ihr bemerklich machte, daß für sie noch nicht alle Freuden des Lebens dahin, daß sie die Todten beweinen könne und dabei der Lebenden doch nicht vergessen, daß sich vielleicht schon ein Herz für sie gefunden. —"

„Und das Alles schon in der Leichenkutsche?" fragte ironisch des Erzählers Gegenüber.

„Ja, leider, aber ich wollte mir die vorhergehenden Erfahrungen zu Nutze machen. Als ich so darauf anspielte, wie gerne ich sie heirathen würde, nahm ihr Gesicht einen ganz veränderten Ausdruck an; sie trocknete ihre Thränen und — was sagte sie? „„Lieber Herr Pastor, warum haben Sie mir das denn nicht früher gesagt? Mein Mann lag doch schon ein Vierteljahr vor seinem Tode krank und hoffnungslos darnieder!""

In der Vollendung seiner Liebes- und Leidensgeschichte wurde der Erzähler durch den Eintritt der beiden Brüder unterbrochen, die kaum ihren Augen trauen wollten, als sie den alten Junggesellen mit der Frau Superintendentin in traulichem Tête-à-tête fanden. Kaum aber hatte Espenborn die Beiden erschaut, so sprang er auf sie zu mit der zärtlich-ungestümen Frage:

„Was macht mein Büchelchen? Ich habe diese Nacht nicht schlafen können — ich habe keine Ruhe — keine Rast mehr — ohne das Buch. Ich muß es wieder haben. Schreiben Sie mir die Stellen auf, ich werde selbst sie abschreiben, vergleichen, aber ich muß meinen Codex wieder haben — muß — muß, sonst sterbe ich!"

Wer war glücklicher als er, wie er das zwanzig Pfund schwere „Büchelchen" wieder in seinen Armen wiegen konnte!

„Aber das Ende Ihrer Geschichte", mahnte die „Frau Kollegin", als er davoneilen wollte.

„Weiter habe ich Ihnen nichts zu erzählen," als daß ich bei dieser Rede der Wittwe still — sehr still und nachdenkend wurde und von diesem Augenblicke in der Leichenkutsche an jeden Gedanken an Wittwen und Heirathen für immer aufgegeben habe."

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ragner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 56. Mittwoch den 13. Juli 1864.

### △ Die Prinzessin im Kloster.

Roman
von
Theodor Scheibe.

Zweiter Theil. — Drittes Kapitel.

**Die Virtuosen.**

(Fortsetzung.)

Der nunmehrige Buchhorn sprach von seinen Reisen, welche er durch Spanien, Frankreich, England, Deutschland und Rußland mit dem Freimann von Antona gemacht hatte, in der Absicht, sich als Virtuosen zu produziren und gab der Dame zugleich bekannt, daß diese Produktionen allenthalben rauschenden Beifall gefunden und Urbini durch dieselben ein vermöglicher Mann geworden sei.

Er hielt es nicht geheim, daß der Schaefrichter sich nun als seinen Herrn ansehe, weil er an ihn das Leben verloren hatte und deshalb auch allen Verdienst für sich in Anspruch nähme. Ferner machte er die Mittheilung, daß Urbini versprochen habe, die Freiheit ihm wiederzugeben, und zwar von der Stunde an, als er mit einer Gräfin, deren Liebe derselbe gewonnen, in ein eheliches Bündniß treten werde.

Dieses, versicherte er, werde in wenigen Tagen erfolgen und er erklärte zugleich, daß, wenn es auch nicht geschehen sollte, er sich doch nicht länger dem Joche fügen werde.

Dann sprach Buchhorn von seiner Mutter, welche er in einer trostlosen Lage gefunden und bat die Dame, sich ihrer anzunehmen und es zu vermitteln, daß seine Mutter das Bürgerspital verlassen könne.

Mein Herr, sprach die Dame, ich befinde mich augenblicklich nicht in der Lage, für Ihre Mutter etwas thun zu können, ich habe Italien verlassen und bin hierher gereist, um einen vermögenden Verwandten hier aufzusuchen, habe jedoch hier in Erfahrung gebracht, daß derselbe sich nicht in Wien befinde, und auch nicht angegeben habe, wohin er gereist sei. Dadurch bin ich in Verlegenheiten gerathen und diese haben sich dadurch gesteigert, daß es hier für eine Frau schwer ist, sich durch weibliche Handarbeiten zu erhalten.

Theueres Fräulein, das ist ja herrlich, rief der ehemalige Divisionstrompeter erfreut, und zog die Stickerei hervor, die von der Hand seiner Heißverehrten herrührte.

Ich war so glücklich, sprach er, das Werk Ihrer lieben Hände durch Kauf zu erlangen, das ist ein neuer Talisman für mich geworden, welchen ich jenem Zettelchen beifügen werde, das sie mir in einer appeninischen Schenke an dem Fenster zuflattern ließen.

Buchhorn küßte die Stickerei.

Alle Ihre Verlegenheiten, Fräulein Beate, fuhr er fort, sind nun plötzlich zu Ende.

Ich bitte Sie, nehmen Sie von meiner Hand diese Börse an, sie enthält vierzig bis fünfzig Dukaten.

Buchhorn drückte seine volle Börse der Dame in die Hand.

Wie kann ich von Ihnen ein Geschenk annehmen? fragte diese beklommen.

Ich bringe Ihnen kein Geschenk auf, mein Fräulein. Ich denke gar nicht daran, mit Ihrer Großmuth, die Sie an mich verschwendeten, eine Abrechnung zu halten. Doch erbarmen Sie sich meiner Mutter, ich bitte Sie, nehmen Sie dieselbe zu sich.

Auch dies stößt auf Hindernisse, mein Freund, ich habe mich in einem kleinen Kämmerchen eingemiethet und sah mich genöthigt, dieses zu kündigen, weil ich unter den jetzigen Verhältnissen ferner nicht in Wien leben kann, denn ich bin ganz vom Geld entblößt.

Ach, besser könnt' ich mir es nicht wünschen, rief der Virtuos erfreut. Mein Fräulein, lassen Sie uns gleich mit einander gehen, um eine Wohnung aufzusuchen, welche gut möblirt und geräumig ist, um Sie und meine Mutter aufnehmen zu können. Ich beschwöre Sie, theuere Beate, bringen Sie meiner guten Mutter das Opfer, Alles wird sich dann zu unserem Besten fügen. Fürchten Sie sich nicht vor mir, ich werde so sanft, so gut, so gehorsam sein, daß Sie es nie bereuen werden, mir Ihre Gnade geschenkt zu haben. Ich werde niemals vergessen, daß ich Ihnen Hochachtung schuldig bin, und Sie sollen durch mich in Nichts beirrt werden.

Ich weiß, Sie haben ein gutes Herz, sprach die Dame zögernd, doch Ihre Lage sowohl, als die meinige sind so eigenthümlich. —

Alles wird sich zum Besten ändern, rief der ehemalige Soldat. Urbini ist ein honneter Mann, und ich habe mich auf dem Gebiete der Musik hinlänglich ausgebildet, um nun ein anständiges Leben führen zu können. Sie werden meiner guten Mutter wegen Ihre Lage nicht verschlimmern. Ich beschwöre Sie, erbarmen Sie sich der alten Frau; ich habe Niemand Anderen, dem ich mich anvertrauen könnte, ohne in Lebensgefahr zu gerathen. O, bleiben Sie mein Genius!

In Gottes Namen! versetzte die Dame mit einem bangen Seufzer. Ich will Sie zufrieden stellen.

Herrliches Fräulein, rief Buchhorn auf das höchste entzückt und die Hände der Dame mit Küssen bedeckend. Ich bin unter einem günstigen Gestirne auf die Welt gekommen, und habe es nie geträumt, daß ich soviel Freuden erleben werde, wie mir diese einzige Stunde bietet.

Ach! mein Herr, entgegnete Jene traurig, ich glaube, Sie haben kein Recht, diese Stunde zu preisen. Schon einmal habe ich über Sie großes Unglück gebracht.

Glück haben Sie mir gebracht, ich bin mit meinem Geschicke von jener Stunde an, als ich Sie zum ersten Male gesehen, vollkommen zufrieden. Die kleine Episode in Ancona mußte kommen, wenn ich die jetzige Stunde erleben sollte. O! kommen Sie, wir werden sogleich durch die Straßen ziehen, um ein Quartier zu suchen.

Unschlüssig blickte die Dame zu Boden.

Es sei, sprach sie endlich, ich will von Ihrem Edelmuth Gebrauch machen, und Ihre Mutter soll an mir eine aufrichtige Freundin finden. Doch erlauben Sie mir, einige Bedingungen auszusprechen, unter welchen ich dies nur zu thun vermag.

O, sprechen Sie mein Fräulein!

Der Freimann von Ankona soll nichts von unserem Pakte wissen. Sie werden sich nicht berechtigt halten, meine Unabhängigkeit zu gefährden und keine Fragen an mich richten, in welchem Verhältnisse ich zu dem Hause von Lugano gestanden.

O, wie gerne füge ich mich diesen Bedingungen, sie sind wahrlich nicht drückend. Ich werde niemals vergessen, daß Sie mein Schutzengel sind und Ihrer Stimme mehr gehorchen, als jener meines Herzens. Aber ich glaube nicht, daß es zwischen meinem Herzen und Ihrem Ausspruche jemals zu einem Konflikte kommen werde.

Dann sind wir einig, sprach die Dame, und verließ mit dem ehemaligen Divisions-Trompeter den Volksgarten.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Die französische Gesellschaft unter dem zweiten Kaiserthum.

Aus E. About's „Fortschritt" (Le Progrès.)

## I.

Jeder aufgeweckte junge Mann macht im zwanzigsten Jahre ein Drama, und im dreißigsten ein Projekt zu einer Bank — das war für die Franzosen aus der Generation von 1830 eine ausgemachte Sache. In unserer Zeit scheint hier eine Aenderung eingetreten zu sein: die erste Jugend ist weniger poetisch geworden, und die Zwanzigjährigen von 1864 verzehren den Kurszettel mit glühenderen Blicken als den Theaterzettel, dafür hat das reifere Alter einen Theil seiner Prosa abgestreift und wendet seine Kraft mehr von dem materiellen Erwerbe ab und jenem Gebiete zu, wo der Ernst des Strebens und die ideale Begeisterung sich vereinen können, zur Freiheit in Staat, Kirche und geselligem Leben. Während kühne Geister, wie Renan und Peyrat, sich an die ältesten und ehrwürdigsten Urkunden der modernen Bildung wagen, und den Kampf, welchen das achtzehnte Jahrhundert gegen die Tradition so schonungslos führte, mit ungleich schwererem wissenschaftlichen Geschütze erneuern, erheben sich Andere gegen die viel jüngere, aber in Frankreich vielleicht noch fester gewurzelte Tradition des achtzehnten Jahrhunderts selbst, gegen die revolutionäre Tradition, die ebensowohl dem Terrorismus des Konventes als dem absoluten Regimente des ersten wie des zweiten Kaiserreiches die Wege bahnte. Der Glaube an die Unfehlbarkeit des Volkes, an die Allmacht der Regierung, deren Thätigkeit sich immer und überall im Staate zeigen müsse, an die Vortrefflichkeit der Centralisation, an den Beruf der französischen Soldaten, ihre rothen Hosen und den Code Napoleon auf der ganzen Erde herumzutragen, wird heftig bekämpft und mit solchem Erfolge, daß jenes Gemisch von Freigeisterei und Beschränktheit, von Humanismus und Verherrlichung der grande nation, von Liebe zur Freiheit und Vergötterung des kleinen Korporals, von Nationalitätspolitik und natürlichen Grenzen, kurz jene naive Bewunderung der Revolution von 1789 bis 1815 mit allen ihren wechselnden Ereignissen und Grundsätzen schnell in der Achtung der Gebildeten gefallen ist und nur noch in den Rührstücken der kleinen Theater oder als Kommentar zu den vierfüßigen Dramen im Cirkus das Entzücken der Soldaten und Kindsmädchen ausmacht. Von den drei Worten, in deren Namen man die Revolution begann: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit wurde die Gleichheit zuerst zur That, und sie ist in Frankreich so gründlich durchgeführt, daß der heutigen Generation nichts mehr zu wünschen übrig bleibt, als höchstens, daß die Gleichheit etwas weniger vollkommen wäre. Die Brüderlichkeit wurde in den sozialistischen Systemen bis an die Grenzen der Möglichkeit, und darüber hin ausgesponnen; nur die Freiheit blieb über sechzig Jahre ein Wort ohne Inhalt. Jetzt scheint auch für diese Spätfrucht die Zeit gekommen und Frankreich beginnt, nicht mehr diese oder jene Staatsform, sondern die Beseelung von der wohlwollenden Tyrannei des Staates als das höchste politische Ziel zu betrachten.

Dieser neuen Richtung des französischen Geistes hat sich nun auch ein Schriftsteller angeschlossen, den man verwundert ist auf diesem Gebiete anzutreffen, Edmund About, der geistreiche Erzähler so vieler artiger Novellen, der Verfasser von „Tolla Feraldi", „Germania" und den „Pariser Heirathen," der Dramatiker, welchem die Gunst des Hofes die Verfolgung der ganzen gebildeten Jugend eintrug, so daß seine „Gaetana" vor einem Jahre in allen französischen Theatern einmüthig zu Tode gezischt wurde, Edmund About ist nun auch unter die Politiker gegangen, und hat es versucht, das ganze Pulver, welches er bisher in Feuerwerken harmlosen Witzes zu verpuffen pflegte, in ordentlicher Schlacht für die Partei der Freiheit zu verbrennen. Sein neuestes, G. Sand gewidmetes Buch, „der Fortschritt", soll, wie er selbst sagt, „ohne rhetorischen Prunk, ohne Leidenschaft, ohne Nebenzweck, ohne Schmeichelei nach oben oder nach unten, seine Ansichten über die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens aussprechen." Die Schrift wurde in Frankreich mit außerordentlichem Beifall aufgenommen und erwarb dem Verfasser bei Vielen den Namen eines „Sohnes von Voltaire". Wir unseres Theiles zweifeln an der Rechtmäßigkeit dieser Abstammung und bei natürlichen Kindern ist bekanntlich in Frankreich die Ausforschung des Vaters verboten. Indessen, Proben aus dem Buche Abouts werden dem Leser anziehender sein, als alle Kritiken und Antikritiken, und so lassen wir hier gleich einen Auszug folgen.

## Die Beamten.

In mehr als einer Stadt Frankreichs schätzt man den Müssiggang wie eine Art von Adel, eine besondere Auszeichnung, eine Feder auf dem Hut. Warum? weil die Arbeit erst das Loos der Sklaven, dann der Leibeigenen, dann des „gemeinen Volkes" war, und heutzutage das Loos der Proletarier ist. Unsere Revolutionen haben noch lange nicht alle Vorurtheile der guten alten Zeit ausgerottet. Wir rufen von den Dächern, daß die Demokratie Alles beherrscht, im Herzen sind wir aber gut aristokratisch geblieben. Ein Fabrikant, der durch seine nützliche und ihn ehrende Arbeit reich geworden ist, glaubt um eine Stufe zu steigen, wenn er seine Tochter an einen Marquis verheirathen kann. Je älter die Familie des Bräutigams, desto glücklicher ist der Schwiegervater. Was glauben Sie auch! seit vierhundert Jahren hat Niemand in der Familie meines Schwiegersohnes seine zehn Finger gerührt! Kann man keinen Edelmann haben, so begnügt man sich auch mit einem Bürgersohne. Seine Eltern haben freilich gearbeitet, das ist ein Unglück, aber Dank dem Himmel, seit zehn Jahren machen sie keine Geschäfte mehr. Was den jungen Mann selbst betrifft, so sind wir ganz außer Sorge: er wird gewiß nie etwas machen.

Ein Beamter, das ist auch eine anständige Heirath. In unserem herrlichen Lande sind die Beamten so wenig beschäftigt, daß sie eigentlich nur aus Pflichtschuldigkeit in die Kanzlei gehen. Ihre Arbeit ist so geringfügig, daß sie sich beinahe als Staatsrentner betrachten können. Natürlich sind unter den Beamten jene vorzüglich gesucht, die bei der wenigsten Anstrengung den höchsten Gehalt haben. Zum Beispiel ein Generaleinnehmer, der frisch aus den Schulen kommt, das ist ein verdienstvoller junger Mann. Hunderttausend Franks Einkommen für Nichtsthun; höchstens braucht er täglich so und so viel Mal seinen Namen zu unterschreiben; ein weißer Neger unter dem Namen eines Stellvertreters sorgt für das Uebrige. Und dabei stellt man Etwas vor, man ist im Range die dritte Person des Departements. Kein Vater wird sich zehn Minuten lang bedenken, ob er seine Tochter lieber einem großen Beamten oder einem großen Fabrikanten geben soll, wäre der Geschäftsmann auch zehnmal gebildeter und zehnmal reicher. Denn der Beamte ist beinahe ein Edelmann, er arbeitet fast gar nicht.

Wenn ein Mädchen das Unglück hat, einen hübschen, reichen, tüchtigen, gebildeten Mann zu heirathen, der jährlich 60,000 Franks im Handel gewinnt, so nimmt sie einen weiten Umweg, um ihrer Freundin, mit der sie zusammen im Kloster erzogen wurde, diesen Fall anzukündigen: „Mein Mann macht freilich Geschäfte, aber nur im Großen: er arbeitet für seine Person so viel wie gar nichts und läßt sich täglich kaum auf eine halbe Stunde im Komptoir sehen. Uebrigens werden wir uns bald zur Ruhe setzen."

Die Freundin, die Frau eines Unterpräfekten, mit 4500 Franks jährlich, umarmt sie tiefgerührt und sagt: „Armes Kind! ich werde dir gegenüber immer die Alte bleiben. Mein Gemahl hat keine Vorurtheile. Stelle uns deinen Mann vor — sobald er das Geschäft aufgegeben hat."

So schätzt die Gesellschaft in Frankreich die Dienste, die man ihr leistet. Sie fängt einen Mann zu achten an, wenn er zu arbeiten aufhört. Den Fabrikanten und Kaufmann, die Kräfte, welche das große Triebwerk der Arbeit der Nation bewegen, stellt sie unter den unnützen und steifen Beamten, der mit feierlicher Miene Prügel zwischen die Räder wirft. O die Beamten! Wären sie wenigstens glücklich! Beeidigt, beaufsichtigt, verurtheilt bei jeder Veränderung des Systems der Regierung ihre Ueberzeugung zu wechseln, bis auf den Schnitt ihres Rockes und ihres Bartes den Verordnungen unterworfen, in einigen Stellen zur Ehelosigkeit, in anderen zur Ehe von Amtswegen verpflichtet, ohne feste Heimath, überall eingemiethet oder gezwungen, ihr Gepäck in ganz Frankreich und seinen Truppen herumzuschleppen, oft mit mechanischen Leistungen beschäftigt, die eine Maschine weit besser machen würde, verzichten sie nicht nur auf das Denken, welches dem Krämer hinter seinem Laden noch immer freisteht, — sie entsagen auch fast Alle der Ausbildung ihres Geistes. Wie oft habe ich Beamte mit wichtiger Miene sagen gehört: „Ich lese nicht, Sie wissen ja, meine Amtspflichten!" Aber dafür kenne ich Spinner, Weber, Schmiede, Handelsleute, Börsenmäkler genug, die Zeit finden, jedes neue Buch zu lesen. Ein Arbeiter in Paris liest wahrscheinlich mehr, als ein Kanzelist. Freilich ist er auch besser bezahlt.

Versammelt auf der großen Ebene von St. Denis alle französischen Mütter und fraget jede, welche Zukunft sie für ihren Sohn wünscht. Ihr werdet nicht zwei finden, welche den Ruhm eines Watt, Jacquart oder Stephenson den Epauletten eines Obristen, der Mütze eines Bischofs oder der gestickten Uniform eines Präfekten vorziehen würden. Die Väter sind ganz derselben Ansicht und die Söhne stimmen vollkommen den Eltern bei. Alle französischen Herzen schlagen für die Posamentierarbeit, und weiß Gott, das war doch niemals die Livree des Fortschrittes.

In Amerika oder in England fragt man, so bald ein Knabe auf die Welt kommt: was wird er thun? in Frankreich: was wird er sein? „Gnädige Frau, für welche Art von Borten erziehen Sie Ihren Sohn. Ich wünsche, daß mein Sohn sich kleide, wie die ganze Welt, daß er Niemandem zu befehlen habe, und unter keines Andern Befehl stehe, daß er als einfacher Mann nach seinen Fähigkeiten arbeiten möge, um sich und seinen Nebenmenschen nützlich zu sein. — Ach, Sie haben also gar keinen Ehrgeiz für ihn!"

Mit der Summe von Scharfsinn und Thätigkeit, welche unsere 500,000 Beamten aufwenden, um eine Stelle zu bekommen, um sich auf ihrer Stelle zu erhalten, oder um ihren Kollegen bei der Bewerbung um eine Stelle zuvorzukommen, könnte man alle wissenschaftlichen, technischen und ökonomischen Probleme lösen, die den Fortschritt der Menschheit noch aufhalten. Mit der Summe von Muth, Disziplin und Entbehrungen, welche in unserer Armee von 500,000 Soldaten in einem einzigen Jahre unbenützt bleibt, könnte man eine Brücke von Calais nach Dover über das Meer bauen.

Ich las dieser Tage das Programm eines Konkurses, der gleichzeitig in sechzehn Städten Frankreichs eröffnet wird. Die Bewerber müssen geimpft, von tadelloser politischer und moralischer Haltung, und für mehrere Jahre mit ihrem Lebensunterhalt gedeckt sein. Sie haben bei einer Prüfung ihre Kenntniß des Französischen und ihre Fertigkeit in schriftlichen Aufsätzen zu beweisen; man wird sie ferner mündlich und schriftlich aus der Geographie, der Rechenkunst, Algebra, Geometrie, dem Planzeichnen, der Physik, Chemie, Botanik und Geologie examiniren. Wer allen diesen Bedingungen genügt, wird als unentgeltlicher Praktikant bei der Tabakverwaltung aufgenommen. Mir scheint, der erste beste junge Mann, welcher diese Eigenschaften besitzt, wüßte genug, um

im Handel oder in der Industrie sein Glück zu machen. Aber freilich würde er dann zu der Soirée nicht eingeladen werden, welche der Unterpräfekt jedes Jahr zu geben pflegt. In hundert Jahren wird die Welt nicht wenig erstaunen, wenn man dann entdeckt, daß es im Jahre 1864 Gelehrte gab, deren Studium darin bestand, den Tabak der kaiserlichen Fabriken in Empfang zu nehmen und einzulagern. „Also“, wird man schließen, „muß die ganze Nation damals sehr unterrichtet gewesen sein.“ Was werden aber die Leute sagen, wenn sie hören, daß zur selben Zeit mehrere Millionen Erwachsene im Lande weder lesen noch schreiben konnten, und sechsmalhunderttausend Kinder aufwuchsen, die nie eine Schule besucht haben?

## Knabe oder Mädchen?

Ach,' wenn ich nur kein Mädchen wär',
Das ist doch recht fatal!
Dann ging ich gleich zum Militär
Und würde General.

K. Es ist eine alltägliche Erscheinung, daß Eltern die Geburt eines Sohnes gewöhnlich mit größerer Freude begrüßen, als die einer Tochter, daß die letztere mit einer gewissen Niedergeschlagenheit, ich möchte sagen, einem stillen Aerger in Empfang genommen wird, während den kleinen Jungen Alle gleich auf Händen tragen möchten. Und diesem Vorurtheil — gelinder läßt es sich nicht bezeichnen — begegnen wir nicht etwa bei gemeinen Leuten, es tritt in sehr gebildeten Familien, in hohen und höchsten Sphären auf und der Unbefangene muß sich darüber ernstlich wundern.

Was haben diese kleinen Mädchen gethan, daß man sie so scheel ansieht? Warum müssen sie sich die Freunde, die dem Knaben entgegenkommen, erst aufsuchen und durch ihre kindliche Liebenswürdigkeit erst gewinnen? Sind sie kostspieliger zu erziehen, erfordern sie mehr Pflege? — — Im Alterthum war die Frau mehr oder weniger die Sclavin des Mannes, der die gemeineren Dienste in Haus und Feld oblagen, während der Mann sich zum Krieger bildete und den Ruhm eines Helden zu erobern trachtete. Dem alten Scythen oder Spartaner mag es erfreulicher gewesen sein, wenn ihm seine Ehehälfte einen Jungen schenkte, von dem er hoffen durfte, daß er ihn einst auf seinen Streifzügen begleiten, seine Schliche und Pfiffe lernen werde. Wir Modernen aber widmen unser Leben nicht mehr dem Kriege. Wir müssen ihn als eine beklagenswerthe Lücke in unserer Civilisation betrachten, und wir selbst, unsere Söhne und Brüder folgen seinem Schlachtrufe nicht mehr aus antiker Blutgier, sondern nur, weil es die Sicherheit des Staates oder der Gesellschaft, oder die harte Pflicht des Gehorsams fordert. Das können wir also doch für kein Unglück ansehen, daß unsere Töchter nicht in die Reihen der Armee eintreten können. Wären einzelne von ihnen mit Heldenseelen ausgestattet, so würden sie, wie das Mädchen von Saragossa, die Gräfin Plater u. A., ja immer noch ihre Bestimmungen erfüllen und dem romantischen Drange ihres Busens selbst noch als Marketenterinnen Rechnung tragen können.

Die Sache hat ihre sehr ernste Seite. Das Vorurtheil ist da. Ob sich Alle, die es hegen, seines Grundes bewußt werden oder nicht, bleibe dahingestellt: der einzige Grund, welcher ihm eine Stütze gibt, liegt darin, daß es allerdings unter den heutigen Zeitverhältnissen, bei der alltäglichen Art, die Töchter zu erziehen, schwer hält, ihnen außer dem Falle einer gewissen Wohlhabenheit, oder einer guten Heirath, eine selbständige Stellung in der Welt zu verschaffen. — So angesehen, ist es für einen unbemittelten Vater allerdings leichter, sechs Söhne zu tüchtigen Bürgern zu erziehen, als drei Töchter an den Mann zu bringen. Sind wir aber davon überzeugt, so liegt es nur an uns, daß wir für die Erziehung unserer Töchter nicht mehr thun, daß wir ihnen den Weg zur Selbständigkeit nicht bahnen und uns mit abgeschmackten „Standesrücksichten“ und Bedenken martern, deren noch so pünktliche Beobachtung weder zu unserem noch zu Anderer Wohlbefinden etwas beiträgt.

Das den Knaben günstige Vorurtheil geht aber in den seltensten Fällen von dieser ernsten Erwägung aus. Sonderbarer Weise sind es Mütter und Großmütter, die es am allermeisten hegen. Die junge Mutter ist stolz „auf ihren Jungen“. Sie ist wohl auch ihrem Töchterchen herzlich gut, dem blonden lieben Kinde mit den treuen blauen Augen — — als es aber das Licht der Welt erblickte, hieß es doch kleinlaut in der ganzen Familie: „Es ist nur ein Mädchen!“ Sonderbar, daß die Frauen sich gegen ihr eigenes Geschlecht verschwören und die Zahl ihrer Beherrscher noch in's Unendliche vermehren möchten, wenn nicht der große Arithmetiker des Weltalls das unabänderliche Gesetz festgestellt hätte, daß, trotz aller harmlosen Wünsche und Bitten, genau eben so viel Mädchen als Knaben geboren werden.

## Amorette.

Am Haag die Blümlein plaudern
Von Lieb, — doch ein's ist stumm, —
Das Veilchen schweigt und trauert,
Und weiß doch nicht warum.

Ein Sonnenstrahl von Oben
Erbarmte da sich sein,
Und senkte seine Wärme
In's Herz des Veilchens ein.

Die Blümchen wieder plaudern
Von Lieb nach alter Sitt',
Da wagte es das Veilchen
Und sprach bescheiden mit! —

O Sonnenstrahl von Oben
Mit Deinem warmen Schein, —
Dring' Du auch in das Herze
Der, — die ich meine — ein!

Friedrich Friedreich.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 57. Sonntag den 17. Juli 1864.

## △ Die Prinzessin im Kloster.

Roman
von
Theodor Scheibe.

### Zweiter Theil. — Viertes Kapitel.

### Buchhorn denkt noch immer nicht daran, seine Vaterstadt zu verlassen.

(Fortsetzung.)

Am Morgen des nächstfolgenden Tages besuchte der Virtuos einen Kunst- und Musikalienhändler, welcher vor einiger Zeit in Berlin gewesen war, wo sich Buchhorn mit seinem Freunde produzirt und dort die persönliche Bekanntschaft der Beiden gemacht hatte. Diesem sagte er, daß sein Freund Lasans abgereist sei, er jedoch noch einige Zeit in Wien verbleiben wolle und während dieser Zeit einige Konzerte zu arrangiren beabsichtige.

Mein bester Freund, sprach der Kunsthändler, Sie werden hier brillante Geschäfte machen und um so gewisser, da das Flügelhorn in Wien ein sehr beliebtes Instrument ist; doch als Konzertgeber bedürfen Sie einer besonderen Empfehlung.

Ich bin überzeugt, daß Sie die herrlichsten Belege, Rezensionen meine ich, über Ihre Produktionen in Menge besitzen werden. Ihr Name ist in den Kunstblättern schon öfters erwähnt worden, doch das Alles verfängt bei dem Publikum nicht, Sie müssen vor Ihrem Konzerte bereits eine starke Partei für sich gewonnen haben, und diese werden Sie nur gewinnen, wenn Sie sich vorher bei einem Manne der haute finance, wie zum Beispiel bei Sina, oder in dem Salon eines einflußreichen Aristokraten hören lassen. Ich habe Sie gehört und bin überzeugt, daß Sie großartig reussiren werden. Doch müssen Sie hieher gehen, daß Ihr Triumph ein eklatanter werde.

Mit Vergnügen würde ich Ihren freundlichen Wink befolgen, sprach Buchhorn, wenn ich mir bereits in Wien Eintritt in die Salons der vornehmen Welt verschafft hätte. Doch ich kenne Niemanden hier, welcher sich für die Musik interessirt als Sie, mein Herr.

Und auch für die Musiker, antwortete Jener lächelnd. Mein Wort zum Pfande, ich werde Sie poussiren. Lorbeer ist Sauce. — Das Geschäft ist Alles. Sie werden ein Geschäft machen, Sie fordern nichts umsonst — davon bin ich überzeugt. Sie werden mir Kompositionen schreiben und ich werde sie nett und sauber stechen lassen. Die Piece 30 bis 40 Kreuzer. Mehr schlägt man aus den ganzen Wiener Kunstenthusiasten nicht heraus. Ich kenne das, mein Alter!

Da hab' ich gleich einen köstlichen Einfall, fuhr der Kunsthändler fort und eilte zu seinem Tische, von demselben einen Gegenstand nehmend, der wie ein Sacktuch aussah. Nun sehen Sie, sprach er, hier haben wir das Programm von einer musikalischen Unterhaltung in einem Privatzirkel der haute finance. Ein Wechsler aus Frankfurt, der sich hier ansäßig machte, veranstaltet zu Ehren seiner Braut ein ganz nettes Konzert. Sie begegnen hier dem Namen der Czillag und noch anderer Gestirne erster Größe an dem Kunsthimmel. Herr Schollmeyer hat Geist, er will sich und seine Wechselstube in Renommée bringen. Andere suchen ihr Heil in Zeitungs-Reklamen, um sich anzukündigen. Herr Schollmeyer jedoch ruft die ersten Künstler in sein Haus und wahrscheinlich nur deshalb, daß man nächster Tage davon in Wien spreche: Wer ist dieser Schollmeyer, der einige hundert Dukaten sich's kosten ließ, um alle Kunstzelebritäten bei sich zu sehen? Es wird großes Publikum kommen, ich habe zweihundert Programme zu besorgen, welche wahrscheinlich wie Musterkarten verschickt werden. Ein solches Programm aber muß man beachten. Sehen Sie, es ist auf Atlas gedruckt und läßt sich im Nothfall auch zu anderen Zwecken verwenden. Bei dem Herrn Schollmayer werden Sie blasen. Ich werde Sie in das Programm einschieben, von welchem ich ohnehin erst den Bürstenabzug habe. Das ist eine ganz vorzügliche Idee, und wenn Sie damit zufrieden sind, so mache ich mich gleich auf die Beine und rühre die Lärmtrommel: „Herr Buchhorn aus Philadelphia, Professor auf dem Flügelhorn", das klingt ganz respektabel.

Ich bin kein Professor, mein lieber Freund, entgegnete der Virtuos, und liebe auch nicht die Marktschreierei.

Mein Bester, das verstehen Sie nicht, antwortete der Musikalienhändler. Wenn Sie in Wien Geschäfte machen wollen, müssen Sie sich nicht wie eine schüchterne Jungfrau geberden. Ihr Flügelhorn wird ganz anders klingen, wenn Sie es als Professor blasen. Ich bitte Sie, überlassen Sie sich meiner Leitung und mein Wort zum Pfande, daß man sich bald um Ihr Porträt reißen wird. Alles will gemacht sein, und ich bin dafür, Sie als Karrikatur zeichnen zu lassen.

Sie sind ein Narr, antwortete Buchhorn lächelnd.

Aber ich besitze einen Weinkeller und ein drei Stock hohes Haus; das habe ich meinen närrischen Maximen zu verdanken, und daß jene Künstler gleichfalls gut fahren, die mit mir in Geschäftsverbindung treten, versteht sich von selbst.

Heut in vierzehn Tagen sind Sie bereits Hof-Kammer-Musiker, was wollen Sie mehr? Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß Sie es sind.

Nun, so führen Sie mich denn auf Ihrem geschäftlichen Wege. Ich will mir Geld verdienen und da Sie sagen, daß dies hier nicht durch eine schlichte Annonce effektuirt werden kann, so will ich den Pfad betreten.

Der ehemalige Soldat reichte dem Kunsthändler zum Abschied die Hand. Aus dem Verkaufsgewölbe desselben begab sich Buchhorn zum Hausmeister des Leihhauses, um durch dessen Vermittlung seine Pretiosen zu versetzen. Er war genau mit den Wiener Verhältnissen vertraut und wußte deshalb, welche Wege man einschlagen müsse, um sich so schnell wie möglich Geld zu verschaffen. Als er sich später zu seinem Rendezvous im Volksgarten begab, trug er bereits die Summe bei sich, welche er als Darlehen aus dem Leihhause erhalten.

Prinzessin Hermine fand sich pünktlich zu der bestimmten Stunde ein.

Mit Freundlichkeit blickte sie dem Virtuosen entgegen. Doch glaubte dieser zu erkennen, daß das sanfte Lächeln in dem Antlitze seiner Heißverehrten ein erzwungenes sei und diese von der trübsten Stimmung beherrscht werde.

Diese Bemerkung war nicht irrig.

Prinzessin Hermine war in gänzlicher Disharmonie mit ihrem Geschicke. Durch ihre Flucht aus dem Kloster hatte sie ihre mißliche Lage kaum verbessert. Nachdem sie von Beate treulos verlassen worden war, hatte sie mit jedem Tage nur mit Sorgen und Kummer zu kämpfen gehabt. Von Frau v. Angyall mußte sie sich noch auf der Reise nach Wien entfernen, da der Geliebte derselben ein Betragen gegen sie angenommen, das für sie höchst verletzend war und Gegenstand eines Konfliktes zwischen demselben und ihrer Freundin wurde, der beinahe zu einem Bruche geführt hätte. Aber die Ungarin hatte auch aufgehört, ihre Freundin zu sein, als sie in derselben eine Rivalin erhalten zu haben glaubte, und war von ihr ohne ein Lebewohl geschieden.

In Wien angelangt, hatte sie erfahren, daß ihr Halbbruder sich aus Oesterreich entfernt habe, und daß derselbe — so sagte man ihr nämlich — als politisch kompromittirt sich eiligst davon gemacht habe. Ueber ihren Gemahl konnte sie auch in Wien nichts anderes erfahren, als daß er sich schriftlich von der österreichischen Regierung losgesagt und sich nach Turin begeben habe, wo derselbe bei einer Festlichkeit plötzlich zu Boden gefallen und daß dies eine große Sensation gemacht, indem es geheißen, daß der Herzog v. Lugano vergiftet worden.

Ebenso hatte es sich bestätigt, daß die Güter ihres Gemahls insgesammt von dem Fiskus eingezogen worden seien, und daß das Erträgniß derselben zur Unterstützung derjenigen Personen verwendet werden solle, welche durch die Revolution großen Nachtheil gelitten. Sie hatte keine Hoffnung, aus dem Nachlasse desselben eine Summe für sich zu erlangen, da diese Güter nicht von ihr, sondern der Familie des Prinzen stammten.

Die Prinzessin wollte ihrer mißlichen Lage durch das Heraustreten aus ihrem Inkognito ein rasches Ende bereiten und hatte den Weg zu einem hochgestellten Beamten bereits angetreten, dem sie ihr Geheimniß anvertrauen wollte.

Aber da fiel ihr die Geschichte der Prinzessin Rahovhi ein, welche man als die Tochter eines Rebellen in das Kloster geschickt hatte, und zwar aus keinem anderen Grunde, als weil man befürchtete, daß sie Ansprüche auf das konfiszirte Vermögen ihres Vaters machen werde.

Mir kann es vielleicht eben so gehen, dachte sich Hermine, und mindestens habe ich zu besorgen, daß man mich als Betrügerin festnehme, wenn ich mich hier in meiner mittellosen Lage für die Fürstin v. Lugano ausgebe. Als Hermine auf diese Einwendungen hörte und von Neuem unschlüssig wurde, da begegnete sie einem Karren, auf dem man einen Sarg führte.

Dies nahm sie als ein Warnungszeichen, ihren Weg nicht fortzusetzen und auf etwas anderes zu sinnen, um sicherer zu ihren persönlichen Rechten zu kommen.

(Fortsetzung folgt.)

# Die französische Gesellschaft unter dem zweiten Kaiserthum.

Aus E. About's „Fortschritt" (Le Progrès.)

## II.

### Die Centralisation.

Vor der Kritik der heutigen Zustände geht About auf den Vater der Gleichheitsideen, J. J. Rousseau, zurück und spricht sich gegen diesen Propheten aller empfindsamen Seelen mit einer Schärfe aus, wie es noch kein liberaler Schriftsteller gewagt hat. Die Politik des Contrat social hat uns gleich gemacht, ohne uns zu befreien. Der neidische Rousseau gibt uns die bürgerliche Gleichheit, welche allerdings ein Gut ist: er konnte uns eben so gut die Freiheit geben, aber daran dachte er nicht einmal. Warum? er war einmal Bedienter gewesen, und blieb eine Bedientenseele bis an seinen letzten Tag. Ein Bedienter, der sein eigener Herr wird, kostet die frische Luft, setzt wohl einen Fuß auf den Boden der Freiheit und plumpst dann gleich wieder in einen neuen Dienst hinein. Der Staat Rosseaus ist ein größerer Despot als Ludwig XIV.

Was bleibt Ihnen, mir, dem einzelnen Menschen unter einer solchen Herrschaft übrig? die Eigenschaft eines Wählers — das allgemeine Stimmrecht vorausgesetzt. Jeder Einzelwille macht einen Theil des Gesammtwillens aus, und diesem letzteren müssen wieder alle Einzelwillen gehorchen. Wir entsagen allen unseren angebornen Rechten ohne Ausnahme, und erhalten als Entgelt einen Bruchtheil von Allmacht über die Rechte unserer Mitbürger. Ein schöner Ersatz! Erkennst du auch die ganze Herrlichkeit des Vorrechtes, das Rousseau dir zutheilt? jeden Morgen kannst du im Spiegel den siebenunddreißigmillionten Theil eines Unterdrückers bewundern. Freilich siehst du darin auch einen ganzen Unterdrückten!

Und was geschieht an dem Tage, wo der „Gesammtwille" beschließt, seine Macht einem Einzigen zu überlassen? Dann, mein Lieber, dankst du ab als Unterdrücker, aber nicht als Unterdrückter, von dieser letzteren Eigenschaft befreit dich Niemand. Rousseau hat schon vorgesorgt; er setzt den Fall, daß das souveräne Volk zeitweilig zu Gunsten eines Diktators oder einer Dynastie abdankt, und weiter, daß der so Erwählte seinen eigenen Willen thun wolle, ohne die Nation zu befragen. „Es ist," sagt Rousseau, „um so weniger

nöthig, „die Nation zu versammeln, um ihre Willensmeinung zu erfahren, als man keine Sicherheit hat, daß ihre Entscheidung wirklich der Ausdruck des allgemeinen Willens sein wird; als dieses Mittel bei einem großen Volke unausführbar ist; als es endlich bei einer wohlgesinnten Regierung selten nöthig ist. Denn die Regierenden wissen ja, daß der Gesammtwille immer geneigt ist, jene Maßregel zu erwählen, die dem allgemeinen Wohle am zuträglichsten, d. h. also am gerechtesten ist. So braucht man nur gerecht zu sein, um immer in der Richtung des Gesammtwillens zu bleiben." Aus dieser Phrase ist der Wohlfahrtsausschuß von 1793 hervorgekommen, wie aus dem Ei eines Geiers ein Geier hervorkommt.

Von der absoluten Gleichheit übergeht About zu ihrer nothwendigen Folge, der Centralisation. Die Kirche erscheint als erste Bittstellerin vor dem Throne: ihr folgen dann die Departements und anderen Bestandtheile des Staates, welche die Gleichheit von Organismen mit eigenem Leben zu bloßen Werkzeugen der Centralgewalt herabgesetzt hat. „Da kommen unsere 89 Departements, gefolgt von allen Bezirken, hinter welchen die sämmtlichen Gemeinden den Zug schließen. Jede von diesen Körperschaften verlangt von der Regierung einen Vormund und dann noch ein vorzügliches Waisenamt. „Sie müssen", sagt das Departement, „sich durchaus unserer Angelegenheiten annehmen. Suchen Sie in Paris unter den zur Ruhe gesetzten Advokaten oder den ehemaligen Journalisten einen Mann aus, der unsere Bedürfnisse besser kennt, als wir selbst. Bauen Sie ihm eine Präfektur: hier ist Geld; möbliren Sie das Haus, hier ist Geld. Vergessen Sie nicht einen Generalsekretär und Präfekturräthe mitzuschicken. Auch könnte es nicht schaden, einen Departementsrath*) zu ernennen; aber wirklich, wir mißbrauchen Ihre Gefälligkeit! wie wollen die Mitglieder schon selbst wählen, sagen Sie uns, wem wir unsere Stimme geben sollen. Richtig, wir brauchen ein Gymnasium, eine Eisenbahn, einen Kanal, einen Telegraphen und einige Straßen: richten Sie das Alles aufs Beste ein, hier ist Geld. Was die Wahl des Direktors, der Gymnasiallehrer, der Ingenieure, Schaffner und Aufseher betrifft, so geben wir Ihnen die unbeschränkte Vollmacht, sorgen Sie nur, daß dieselben ebenso geschickt und tadellos seien, und lassen Sie sie ein paar Prüfungen durchmachen. Auch hätten wir einen Polizeikommissär durchaus nöthig, um ein Dutzend Taugenichtse zu überwachen, die es bei uns gibt. Sie begreifen, daß das ein geschickter Mann sein muß, der das ganze Departement im kleinen Finger hat: suchen Sie ihn daher in Paris. Aber wir verlangen nichts umsonst, hier ist Geld!" So reden die 89 Departements mit ihren 360 Bezirken, mit ihren 37,000 Gemeinden, — und da erlasse ich auch noch die Kantone. Jede von diesen Körperschaften ist erwachsen, mehr als volljährig, groß wie Vater und Mutter, jede beträgt sich wie ein kleiner Junge und verlangt um Gottes willen Gängelbänder. Die Gemeinden schreien erst gar wie Wickelkinder, welche die Brust verlangen. Die eine bittet um die Erlaubniß zu borgen, die andere verlangt die Bewilligung zu einem Verkauf, die eine will bauen, die andere abtragen, aber selbst wollen will keine; sie werden ihre Wünsche dem Unterpräfekten vorlegen, damit er sie dem Präfekten berichte, damit der Präfekt sie der Regierung unterbreite, damit die Regierung entscheide, was die Gemeinde wollen soll.

About vergleicht Frankreich vor der Revolution mit der Prachtkarrosse des damaligen Marquis, deren Vergoldungen nur davon bestritten wurden, daß man die armen Fußgänger auspreßte. Später habe man wohl die Gleichheit eingeführt, aber Gleichheit ohne Freiheit mache die Regierung zum Herrn des Fuhrwerks. „Glauben Sie mir", sagt er, „wenn Frankreich das Muster eines Staates kennen will, so sehe es sich den Omnibus an. Ein bescheidener Mann, der von der Madeleine nach dem Bastilleplatze will, hat die Wahl zwischen Fiaker und Omnibus. Der Fiaker, wo er allein fährt, kostet ihm zwei Franks und drei Viertel Stunden Zeit, der Omnibus, der eine fahrende Association vorstellt, verlangt nur drei Sous und fährt nur eine halbe Stunde. Der Staat, d. h. die große Association Frankreich, gibt den Fahrgästen des Omnibus weder eine Aufmunterung noch eine Subvention, dagegen unterwirft er sie auch keiner Aufsicht: sie bedürfen keiner „obrigkeitlichen Bewilligung", obwohl jede Versammlung von zwanzig Personen einer solchen nöthig hat, und der Omnibus, wenn er voll ist, deren 27 führt. Die Fußgänger sind nicht verhalten, auch nur einen Centime für den Omnibus beizusteuern. Wahrhaftig der Omnibus ist mehr als bloßes vierräderiges Fuhrwerk, er ist der Wagen des Fortschrittes, das Symbol der freien Vereinigung. Man steigt ein, wann man will und steigt aus, ohne Jemanden um Erlaubniß zu fragen: alle Fahrenden genießen darin für ihr Geld die gleichen Rechte, der Kondukteur, diese Musterbehörde ist höflich gegen das Publikum, das ihn ernährt, und läßt es sich nie einfallen, seinen Herren zu befehlen. Was Sie immer sprechen mögen, was für eine Art von Hut Sie haben, ob Sie im Wagen eine Regierungszeitung oder ein Journal der Opposition lesen, in keinem Falle wird er Ihnen einen Sou mehr abfordern oder einer dicken Dame auf Ihren Knieen Platz machen, um Sie zu strafen. Dieser Beamte hat keine politischen Grundsätze, keinen Diensteifer, begeht keine Ueberschreitungen der Amtsgewalt, denn der Omnibus ist der Politik und allen ihren abgeschmackten Folgerungen vollkommen fremd."

„Und jetzt werden Sie begreifen, warum die thörichte und rohe Menge, welche die Aufstände macht, immer zu allererst die Omnibuswägen auf der Straße umstürzt."

## Meteorsteine.

* R—z. Es zweifelt heute Niemand mehr, daß zuweilen Steine bis zum Gewichte von 50 Pfund aus freier Luft herabfallen; doch ist die Ursache dieser großartigen Erscheinung zur Zeit noch unbekannt. Nach der einen Annahme sollen die Meteorsteine vom Monde herstammen und Auswürflinge der dort etwa sich befindlichen Vulkane sein, indem sie von da mit einer solchen Kraft gegen die Erde geschleudert werden, daß sie in die Anziehungssphäre der Erde gerathen, und auf diese mit der ungeheuren Kraft des accelerirten Falles stürzen. Nach der zweiten von Alexander v. Humboldt aufgestellten Ansicht sind die Meteorsteine mit den Sternschnuppen identisch, als Theile von geborstenen Planetoiden zu betrachten, die auf die Erde herabfallen, wenn diese die Bahn der Asteroiden durchschneidet und durch ihre

*) Der Departementsrath (conseil général), der aus der freien Wahl hervorgehen soll, hat berathende Stimme. (Anm. d. Red.)

Anziehungskraft die Splitter oder ganze Miniaturplaneten an sich reißt. Und diese Ansicht ist es, an der die Wissenschaft noch heute festhält, obgleich auch zugegeben wird, daß sie bei Weitem nicht hinreicht, alle von den Meteorsteinen unzertrennlichen Erscheinungen zu erklären, so z. B. daß das Meteor mit ungeheuerem Glanze und Getöse plötzlich erscheint, daß es vor dem Herabfallen zerplatzt und eine drückende Schwüle in der Luft verbreitet. Auch die Tiefe von blos 3 Fuß, die das herabfallende Meteor in den Boden hineinbohrt, scheint viel zu gering für eine 42$^1/_2$ Pfund schwere Kugel, die aus einer so ungeheuren Entfernung fallen sollte. Daß die Meteorsteine aus lauter irdischen Stoffen, wie: gediegenes Eisen, Schwefeleisen, Magneteisenstein, Chrom- und Zinneisen, Olivin, Kieselverbindungen u. s. w. bestehen, soll eben als Beweis gelten, daß die Aerolithen und Asteroiden aus denselben urkosmischen Stoffen gebildet als unsere Erde und mit dieser gleichen Ursprunges sind.

Fassen wir die Haupterscheinungen an den Meteorsteinfällen zusammen, so gestatteten sie sich der Reihe nach folgendermaßen: Eine Wolke erscheint plötzlich, ohne daß man sie vorher bemerkt hätte; sie erglüht, streut Blitze, unter donnerähnlichem Getöse, umher; eine drückende Schwüle wird fühlbar; eine Feuerkugel stürzt aus der Wolke; ihr Glanz steigert sich, sie zerplatzt und fällt als Meteorstein nieder; die herabgefallene Masse zeigt, daß sie noch kurz vorher in geschmolzenem Zustande sich befand, die Theile sind unregelmäßig unter Winkeln gefügt und bestehen aus reinstem Eisen, auch Schwefeleisen, Magneteisenstein, Chrom- und Zinneisen, Olivin, Kieselverbindungen, Manganeisen u. s. w., sie ist so hart, daß ein Stahlmeißel auf sie keinen Eindruck zu machen im Stande ist. Oft hat die Masse auch kugelrunde Löcher.

Nun lassen sich aber alle diese Erscheinungen sehr gut erklären, wenn wir die Meteorsteine als Metalldämpfe voraussetzen, die aus dem Innern der Erde durch die Vulkane mit erhöhter Expansivkraft in die Luft geschleudert werden, wo sie erkalten und sich kondensiren. Im Inneren der Erde herrscht ein Hitzegrad, der unsere Begriffe übersteigt und nimmt die Wissenschaft keinen Anstand, zu behaupten, daß schon in einer Tiefe von drei Meilen Alles in geschmolzenem Zustande sich befinden muß. Setzen wir also voraus, daß in der innersten Tiefe die Hitze jenen Grad erreicht, der dem Siedepunkte der Metalle gleichkommt — daß auch Metalle ihren Siedepunkt haben müssen, ist außer Zweifel, da nach der Ansicht der Wissenschaft jeder Körper in allen drei Aggregationszuständen sich befinden kann, wenn nur der erforderliche Wärmegrad geboten ist, wie wir es schon an der Kohlensäure sehen, die man auch im festen Zustand erzeugen kann — so werden die dort sich befindlichen Metalle in Dampfform übergehen und zu entweichen suchen. Dort mögen sie noch durch verschiedene Hindernisse, die sich ihrem Entweichen entgegenstemmen, eine größere Expansivkraft gewinnen und, die Hindernisse besiegend, mit einer solchen Gewalt in die Luft stürzen, daß sie weite Strecken durchlaufen können, worin sie vielleicht auch vom Winde in den höheren Regionen unterstützt werden. Nun haben die Dämpfe an die kältere Luft viel Wärme abgegeben und fangen an, sich zu kondensiren, sie werden dann als graue Wolke sichtbar. Bei der Verschiedenartigkeit der in der Wolke enthaltenen Metalle wird sich auch fortwährend Elektrizität entwickeln, die als Blitz sich entladet. Die fortschreitende Abkühlung bewirkt sehr rasch das Tropfbarflüssigwerden der Dämpfe und die nun tropfbarflüssige Masse nimmt, weil sie in der Luft frei schwebt, vermöge der Molecülarkräfte die Kugelgestalt an und stürzt als Feuerkugel rasch nach unten, während die von den Metalldämpfen mitgerissenen Schwefel- und Wasserdämpfe sich in der Luft zerstreuen. Es ist wohl begreiflich, daß der schnelle Fall einer 42$^1/_2$pfündigen Metallmasse gegenüber den schwebenden Dünsten, die zurückbleiben, einem Entfahren aus der Wolke ähnlich sehen muß. Die rasch stürzende Kugel erkaltet fortwährend und die Oberfläche erstarrt, während das Innere noch flüssig bleiben kann.

Nach einem bekannten Naturgesetze wird beim Uebergange eines höheren Aggregationszustandes in einen niederen die gebunden gewesene Wärme frei und diese nicht geringe Menge Wärme bewirkt, daß die im Innern der Kugel geschmolzene Masse sich wieder in Dampfform verwandelt und die bereits starre Rinde unter heftigem Krachen zersprengt, welche vor dem Bersten durch die gesteigerte Temperatur hell aufglüht, weßhalb sich erklären läßt, warum das Meteor vor dem Zerplatzen hellglänzender erscheint. Auch bei der Kondensirung der Wasserdämpfe findet oft der Fall statt, daß die frei gewordene Wärme, wenn sie nicht von Luftströmungen abgeleitet wird, die eben entstandenen Wassertropfen wieder in Dampf verwandelt. Auch die drückende Schwüle, die fühlbar wird, erklärt sich durch die immer freiwerdende Wärme, und ist dieses ja auch aus derselben Ursache vor einem Regenguß der Fall. Die herabgefallenen Stücke müssen, weil sie aus Dämpfen entstanden sind, das reinste, weil destillirtes Eisen enthalten, und finden in der raschen Erstarrung, die außerordentliche Härte und das unregelmäßige Gefüge der Molecüle ihre Erklärung. — Ein Vergleich des Gehaltes der Meteorsteine mit der Lava und den Auswürflingen der Vulkane bestätigt in ziemlich unzweideutiger Weise ihren gemeinsamen Ursprung, welcher das Innere der Erde ist. — Mit den Metalldämpfen entsteigen gewiß auch andere, wie Wasser- und Schwefeldämpfe und Kohlensäure. Bei dem Uebergange der Metalldämpfe in den tropfbar flüssigen und festen Zustand suchen diese als Blasen zu entweichen, und daher mag es kommen, daß der Meteorstein zuweilen kugelrunde Löcher zeigt.

Hiemit glauben wir alle Erscheinungen erklärt zu haben, und der Meteorstein wäre also nichts anderes, als der Hagel der Metalldämpfe in des Wortes natürlichster Bedeutung und zur Erhaltung des Gleichgewichtes in der Natur nothwendig, da sich die Erde der überflüssigen Dämpfe entladen muß, die sich fortwährend entwickeln; dafür spricht auch der Umstand, daß nach der Annahme Alexander v. Humboldts in einem Jahre 20,000 Meteorsteinfälle auf der ganzen Erde, und in Frankreich allein täglich zwei vorkommen. — Wie es aber kommt, daß die Meteorsteine nie edle Metalle enthalten? Weil diese einen weit höheren Siedepunkt haben, und wenn sie auch im Inneren der Erde in Gasform sich befinden mögen, während ihres Aufsteigens schon in den tropfbaren Zustand übergehen und deßhalb nicht emporsteigen können.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 58. Mittwoch den 20. Juli 1864.

### △ Die Prinzessin im Kloster.

Roman
von
Theodor Scheibe.

Zweiter Theil. — Viertes Kapitel.

**Buchhorn denkt noch immer nicht daran, seine Vaterstadt zu verlassen.**

(Fortsetzung.)

An dem darauf folgenden Tag ging sie nach der Bäckerstraße, um den Fürsten Dietrichstein zu besuchen, der dort sein Haus hatte und wollte diesem ohne Rückhalt ihr Geschick anvertrauen. Der Fürst war ein treuer Freund ihres Vaters gewesen und hatte ihm auch nicht seine Gunst entzogen, als derselbe in Folge eines Konfliktes mit einer hohen Person Wien zu verlassen genöthigt war.

Aber Fürst Dietrichstein war derzeit in Wien nicht anwesend und die Prinzessin hörte, daß er vor zehn bis zwölf Tagen nicht von seiner Reise zurückkehren werde und Hermine beschloß, auch diese Zeit verstreichen zu lassen, ohne sich irgend Jemand über ihren Stand zu offenbaren.

Während dieser Zeit suchte sie sich durch weibliche Handarbeiten einigen Verdienst zu schaffen, um nicht hungern zu müssen. Aber jene Dame von hoher Geburt, welche bisher nur als Gebieterin in Palästen gewandelt, die mit einem fürstlichen Diadem ihre Stirne geschmückt, eine schöne, junge Frau mit einem engelsgleichen Charakter, sie mußte mit der kargsten Nahrung sich bescheiden, da sie den festen Entschluß gefaßt hatte, den Pfad der Tugend und Ehrbarkeit auch in dem Labyrinthe der Armuth nicht zu verlassen.

In jenen Tagen war es, wo sie Karl Braun begegnete und die Vereinsamte und Verlassene weigerte sich nicht, die Hand eines Mannes zu ergreifen, welcher ihr Beweise seiner Achtung und Freundschaft gegeben, für dessen Erhaltung sie eine hohe Summe geopfert, ja, an den sie sich durch geheimnißvolle Fäden, durch die Mächte des Geschickes gebunden glaubte, hatte sich doch mit ihm zugleich als Säugling an der Brust eines Weibes gelegen.

Hermine weigerte sich um so weniger, der alten Frau Braun ihre hilfreiche Hand zu reichen, da dieselbe ebenfalls keine für sie fremde Person war. Dieselbe hatte für das ihr anvertraute Kind so viel Zärtlichkeit und Sorgfalt bewiesen, daß Herminen's Mutter selbst der Prinzessin an's Herz legte, ihre Amme für die geleisteten Dienste auch in ihren alten Tagen zu unterstützen. Die Prinzessin hatte daher Ursache genug, mit ihrer veränderten Lage zufriedener zu sein und mußte sich für überzeugt halten, daß der biedere Braun die wohlwollendsten Gesinnungen stets gegen sie zeigen werde.

Aber dennoch war sie hierüber nicht erfreut. Sie fürchtete, daß der ehemalige Soldat durch die Beweise seiner hohen Verehrung ihr ernste Unannehmlichkeiten bereiten werde.

Sie glaubte annehmen zu müssen, daß in dieser Bekanntschaft der Same zu unheilsvollen Konflikten läge, und in jenem Augenblicke selbst, als sie bei dem Sirlbichein im Volksgarten erschien, sagte ihr eine innere Stimme, daß sie nicht das bessere gewählt habe, als sie Braun's gebotene Hand ergriffen.

Sie war in ihrem Gespräche mit Braun zerstreut und nachdenklich und konnte sich gar nicht entscheiden, ob sie mit gemessener Freundlichkeit oder mit schwesterlicher Liebe sich gegen selben betragen sollte.

Die Prinzessin war ihm geneigt, und zwar deshalb, weil sie erkannte, daß er ein guter Mensch sei, weil er um sie beinahe sein Leben verloren, und weil derselbe sich mit achtungswerther Rücksicht gegen sie betragen hatte.

Aber Hermine wußte, daß Braun sie nicht allein verehre, sondern auch mit heißer Liebe anbete.

Sie las ihm aus den Augen, daß er auf gar nichts anders sinne, als ihre Gunst zu erwerben und ihren Besitz zu erstreben, — und darin lag für sie eine große Gefahr.

Der Gedanke, von diesem Manne als Geliebte angesehen zu werden, beleidigte die Prinzessin; doch konnte sich dieselbe nicht verhehlen, daß ihr ehemaliger Schützling nichts weniger als ihren Unmuth verdiene. Sie nahm sich vor, ihm ihre wahre Gemüthsstimmung zu verbergen und ihn mit verdienter Rücksicht zu behandeln. Warum sollte sie die Illusion des Gutmüthigen gänzlich zerstören und sich in ihrer Lage um ein freiwillig gebotenes Asyl bringen.

Wie lange kann es dauern, hoffte sie, so werde ich im Stande sein, dem braven Manne Gold zum Ersatz für seine Täuschungen anzubieten und er wird diese mir verzeihen.

Sie hatte beschlossen, ihn in dem Wahne zu lassen, Beate zu heißen und das Kammerfräulein der Fürstin von Lugano gewesen zu sein. Hermine hatte bald den Stoff zu einem Gespräche gefunden, das den nunmehrigen Buchhorn davon abzog, von seinen Herzenswünschen zu sprechen, indem sie von Frau Braun sprach.

Ich habe Wort gehalten, sagte sie. Wenn Sie heute bereits vor Ihre Mutter hintreten würden, dürfen Sie nicht besorgen, ihr in ihrer Freude eine tödtliche Ueberraschung zu

bereiten, denn sie weiß bereits, daß Sie noch am Leben sind und daß sie bald den glücklichen Augenblick erleben wird, Sie in ihre Arme zu schließen.

Das ist herrlich, rief der Sohn, doch sagen Sie mir nur, theure Beate, auf welche Art Sie dies meiner Mutter beigebracht haben?

Ich erzählte ihr, als sie mich als ihre Wohlthäterin pries, daß ich gleich ihr mittellos sei, und daß wir Beide von einem Manne unterstützt würden, welcher ihrem Herzen nahe stehe. Dies bot mir Gelegenheit, sie hierauf auf den wahren Sachverhalt rathen zu lassen, und ich stellte es hierauf in Abrede, daß Sie in Folge eines strafgerichtlichen Prozesses Ihr Leben verloren haben.

Die Gute zog meine Aussage in Zweifel und ich sah mich genöthigt, ihr mitzutheilen, auf welche Art es möglich war, daß Sie der verhängten Todesstrafe glücklich entgangen sind. Frau Braun hat zwar unter Thränen mir gestanden, daß sie an dieses frohe Ereigniß nicht glauben könne, aber ich halte mich davon überzeugt, daß sie keinen Zweifel mehr in meine Worte setzt.

Ach, theuere Beate! sprach der Virtuos, Sie sind eine Zauberin, mit Leichtigkeit ebnen Sie mir alle meine Wege, ich werde vor meiner Mutter erscheinen und zwar noch heute, wenn Sie mir hiezu rathen sollten.

Verschieben Sie dies noch auf einen Tag, sprach Hermine. Ihre Mutter soll sich allmälig an den Gedanken gewöhnen, daß Sie noch leben und dadurch wird ihre Aufregung, welche ihrer Gesundheit bedrohen kann, herabgestimmt werden.

Sie haben über mich zu verfügen, antwortete der Virtuos, ich kann meine Sehnsucht bewältigen, da ich meine Mutter in Ihrer Obhut weiß. Sie sind mein Schicksal.

Buchhorn gab der Prinzessin das Geld, welches er aus dem Leihhause erhalten hatte und sprach die Hoffnung aus, bald im Stande zu sein, eine größere Summe zur Bestreitung für die nöthigen Ausgaben, für den Haushalt seiner Mutter widmen zu können.

Hierauf begleitete er die Prinzessin bis zu dem Hause, wo seine Mutter wohnte, und nahm von seiner Angebeteten mit einem glühenden Handkusse Abschied. Am nächstfolgenden Tage hörte Buchhorn von dem Kunsthändler, daß dieser es bereits veranlaßt habe, ihn in den Salon des Schollmeyer noch denselben Abend einzuführen.

Blasen Sie nur recht schön, sprach dieser, und Ihr Glück ist gemacht, um das Honorar für diesen Abend haben Sie sich nicht zu kümmern. Ich werde dasselbe schon in Empfang nehmen. Kommen Sie heute Abends um 7 Uhr zu mir, und ich werde Sie dann zu dem Wechsler führen. In der Braut des Schollmeyer werden Sie eine interessante Persönlichkeit kennen lernen. Sie scheint sich für das Flügelhorn besonders zu interessiren, und hat sich gegen mich geäußert, daß Sie vor geraumer Zeit einen Virtuosen auf diesem Instrument gehört habe, der auf sie durch seinen Vortrag einen so mächtigen Eindruck gemacht hatte, daß sie darauf gar nicht vergessen könne. (Forts. folgt.)

---

## Die französische Gesellschaft unter dem zweiten Kaiserthum.

### III. Der Chauvin.

So gut wie Thiers oder Berryer gibt auch About in seinen Betrachtungen über das Budget eine strenge Kritik der gegenwärtigen Staatsverwaltung; er legt sie aber bezeichnender Weise keinem Liberalen und keinem Mann der „alten Parteien“ in den Mund, sondern einem Chauvin, einem Bonapartisten von reinstem Wasser, der an die Phrasen der offiziellen Presse glaubt, wie an die Zehn Gebote. Wenn ein solcher Mensch, kaiserlich vom Scheitel bis zur Zehe, mit den gegenwärtigen Zuständen unzufrieden ist, so muß doch wohl nicht Alles in der Ordnung sein. Uebrigens ist Herr Billard — so heißt die typische Figur von Abouts Erfindung — außer seiner Eigenschaft als Chauvin ein Bürger, dessen Steuern gerade den millionten Theil von der Summe betragen, welche ganz Frankreich zu zahlen hat. Der Verfasser bedient sich daher seiner als eines Musterexemplars, an welchem er jeden Posten des Budget vordemonstriren kann, und führt ihn dem Leser in folgendem Dialoge vor:

„Es lebe der Kaiser! ich komme immer ohne anzupochen. Guten Morgen, Kamerad. Was lesen Sie da wieder für einen hundsföttischen Kerl von einem Buch?“

Ich las gerade einen gehefteten Band, der gut seine fünf Pfund im Gewichte hielt. „Hauptmann“, erwiederte ich, „wir Ofenhocker vom Civil nennen das ein Budget. Das Budget von 1863, Herrn Hauptmann zu Befehl.“

Ein Budget! Kreuztausend-Millionen-Rothschild-Donnerwetter! muß man doch viel überflüssige Zeit haben, um so was zu lesen!

Werden Sie nicht sagen, daß ich meine Zeit verliere, wenn ich Ihnen zeige, daß ich zu Ihrem Besten arbeite? ich verglich in diesem so wohlbeleibten Bande, wie viel Sie dem Staate zu zahlen haben, und was er Ihnen dafür leistet.

Was, sind meine Steuern da drin verzeichnet?

Ei freilich, sammt den meinigen, und den Steuern aller Franzosen.

Wozu soll das? Die Vorschreibung des Steueramtes liegt bei mir zu Hause, das genügt mir. Ich habe für meinen Kaiser gestimmt, er hat einen guten Finanzminister ernannt, der den Steuereinnehmer meines Orts bestellt hat. Der Einnehmer sagt mir, was ich zu zahlen habe, und ich bezahle. Ein loyaler Staatsbürger wie ich rechnet der Regierung nicht nach.

Sie rechnen so gut wie ein Anderer.

Teufel, da sollte ich doch auch etwas davon wissen.

Haben Sie nicht bei den letzten Wahlen für den ehrenwerthen Deputirten Herrn X. gestimmt?

Das rechne ich mir zur Ehre. Der Unterpräfekt sagte mir: Herr X. besitzt das Vertrauen des Kaisers. Kein Wort mehr, antwortete ich, dann besitzt er auch das meinige.

Aber wozu haben Sie Herrn X. nach Paris geschickt?

Damit er thue, was die Regierung verlangt, das versteht sich.

Das ist schön, aber ist noch nicht Alles. Sie haben ihn gesendet, damit er Gesetze mache. . . .

Alle Gesetze, welche die Regierung verlangt. — Und um, im Vereine mit seinen Kollegen, die Einnahmen und Ausgaben des Staates zu prüfen, und zu entscheiden, wie viel Sie Ihrem Einnehmer zu zahlen haben, und was der Staat mit Ihrem Gelde machen soll.

Wie! mein Deputirter hätte sich das unterstanden? ich wollte es ihm nicht gerathen haben!

Dieses dicke blaue Heft ist nur ein Verzeichniß alles dessen, was er und die übrigen Mitglieder des gesetzgebenden

Körpers sich dieses Jahr unterstanden haben. Ordnung muß einmal sein, und trotz des unbedingten Vertrauens, welches die Nation in den Kaiser setzt, der Kaiser in seine Minister und die Minister in ihre fünfmalhunderttausend Beamten. . . .

Fünfmalhunderttausend was?

Be — am — te.

Wir haben fünfmalhunderttausend Beamte zu zahlen?

In manchen Werken wird die Zahl höher angegeben, aber ich halte mich an die runde Summe.

Tausend Element! jetzt habe ich mit einem Mal das ganze Budget weg. Denn wenn jeder Beamte für sein Gekritzel bezahlt werden soll, so sind wir mit der Rechnung bald fertig. Jetzt möchte ich doch das Buch einsehen."

Der so spricht, ist ein ehemaliger Bauunternehmer Namens Napoleon Billard. Er hat nie die Uniform getragen, aber man nennt ihn allgemein den Hauptmann oder das Kind von 1812, denn in diesem Jahre wurde er einem Soldaten der großen Armee geboren; er ist in allen Traditionen des Kaiserthums aufgewachsen und endlich ist man auch nicht umsonst auf den Namen Napoleon getauft. Was ihn selbst betrifft, so hat er dem Vaterlande im Jahre 1833 einen Ersatzmann gestellt, was ihm erlaubte, einerseits durch Prokuration unter den Mauern von Konstantine den Heldentod zu sterben, andererseits späterhin in Pflastersteinen ein schönes Vermögen zu machen. Er wohnt abwechselnd in Paris und auf dem Lande, geht beinahe nur mit Offizieren um, trinkt wie ein Zuave, raucht wie ein Turco, flucht wie ein Dragoner und ruft seinem Kaiser Hoch! was er auch immer thun möge. Wenn der Leser so viel weiß, so kennt er ihn eben so gut wie ich und gewiß besser, als er sich jemals selbst kennen lernen wird.

Er zündete eine Havanna-Cigarre an, warf sich in einen Lehnstuhl und sprach: „Alles in Allem möchte ich doch gerne wissen, ob das Geld, welches ich zahle, meinem Kaiser getreulich überbracht wird. Komme ich darauf, daß diese Federkauer von Beamten nur zwei Sous davon beiseite gehen lassen, so reiche ich eine Petition zum Senate ein, so wahr wir nur Einen Papst haben!

Ich will Ihnen die Rechnung bis auf einen halben Centime genau stellen. Sie sagten vorhin, Sie hätten die Vorschreibung des Einnehmers in der Tasche?

Hier lesen Sie: direkte Steuer an den Staat 304 Fr. 90 Cent., Zuschläge für Departements- und Gemeindeauslagen 197 Fr. 99 Cent., zusammen 502 Fr. 89 Cent. Donnerwetter! Sie müssen gestehen, um eine so gute Verfassung zu haben, wie wir sie besitzen, um im Innern die Sicherheit zu genießen, welche uns eine starke Regierung gewährt, um Europa Befehle zu geben, um die Fahne Frankreichs gleich einem Schmetterling über allen Hauptstädten der Welt flattern zu sehen, von Peking bis Mexiko, ist das gewiß nicht theuer. 503 Franks, eine wahre Lumperei!

Das will ich meinen, das ist ja Ruhm zu herabgesetzten Preisen."

Der Verfasser beweist nun Herrn Billard, daß er an den Staat viel mehr bezahlt als er glaubt, nämlich außer seinen 502 Fr. 89 Cent. noch 1150 Fr. 62·2 Cent. an indirekten Steuern, die man ihm abnimmt, ohne daß er es nur merkt. Dies mäßigt den Enthusiasmus des Herrn Billard ein wenig. Nun kommen die Ausgaben. „Von Ihren Steuern, Herr Billard, erhält der Kaiser 25 Franks.

Sie scherzen wohl?

Lesen Sie nur, hier steht es gedruckt. Die Civilliste des Kaisers ist 25 Millionen, folglich bezahlen Sie für Ihren Theil 25 Franks.

Ja, gedruckt steht es, aber es ist doch unmöglich. Ein Mann, welcher die Hydra der Anarchie gebändigt hat! ein Mann, welcher alle Nationen der Erde vor der französischen Fahne in den Staub geworfen hat! ein Mann, für den ich mein Vermögen, mein Blut, mein Leben hingeben möchte! Fünf und zwanzig Franks! aber ich bestehle ihn offenbar, ich bin ein Undankbarer, ein Verbrecher ein . . . .

Fürchten Sie nicht, gar so undankbar zu sein. Ein Einkommen von 25 Millionen ist ganz anständig, das ist ungefähr so viel als je 46,000 Franzosen jährlich einzunehmen haben, wie die Statistiker ausrechnen. Das macht 68,493 Fr. täglich zu verzehren. Ich sage nicht, daß es zu viel sei: Frankreich betet die Monarchie an, also muß es die Kosten des Gottesdienstes bezahlen. — Weiter bezahlen Sie für die Diäten der Deputirten vom gesetzgebenden Körper 3 Fr. 4 Cent.

Aber man hat einen solchen Lärm geschlagen, als den Deputirten im Jahre 1848 zum ersten Mal Taggelder von 25 Fr. bewilligt wurden.

Allerdings; jetzt bekommen Sie 100 Fr. für jede Sitzung und man findet das ganz in der Ordnung. So hat man auch damals über den Steuerzuschlag von 45 Cent. geschrieen, jetzt zahlen manche Städte 65 Cent. Zuschlag und man ist still. Das Schreien scheint aus der Mode gekommen zu sein."

Hat Herr Billard gegen den Aufwand für den Hof und für die Landesvertretung nichts einzuwenden, so regt dafür die kleinliche, viel schreibende und belästigende Verwaltung, welche den größten Theil des Budgets verschlingt, seine ganze Galle auf. About hält ihm unter Anderem die Ausgaben für die Steuereinhebung vor:

„Sehen Sie, die bloße Einhebung der Steuern, die ihren Sitz in Paris hat, kostet Ihnen 207 Frs. 64 Cent. jährlich.

Teufel, das ist viel Geld.

Bedenken Sie aber auch, daß unsere Finanzverwaltung die strengste, genaueste, makelloseste in ganz Europa ist. Es ist eine mathematische Unmöglichkeit, daß auch nur ein Centime von Ihrem eingezahlten Gelde unterschlagen werde.

Das ist recht gut. Wenn ich aber einen Frank zahlen muß, um nicht um einen Centime bestohlen zu werden, was gewinne ich dabei?

Sie müssen aber bedenken, daß die Bedürfnisse eines so verwickelten Dienstes die Erhaltung mehrerer Beamten im Hauptorte des Departements erfordern, als ein Generaleinnehmer, ein Zahlmeister, ein Finanzdirektor für die direkten Steuern, ein Direktor der Staatsgüter und Gebühren, ein Direktor für Zoll und Accise, ein Direktor der Tabakverwaltung, ein Grundbuchsdirektor, ein Forstdirektor, zusammen acht hohe Finanzbeamte, von welchen der am schlechtesten bezahlte dem Staate jährlich 10,000 Franks kostet und der bestbezahlte ihm auf 100,000 Franks zu stehen kommt. Rechnen Sie dazu die Obereinnehmer, Untereinnehmer, Inspektoren, Unterinspektoren, Vorstände der Sammlungskassen, Kontrollore, Steuerkommissäre, Adjunkten, Steuereinsammler, Tabakverschleißer, lauter Leute, die vom Budget leben, die man in der Departementshauptstadt nach Hunderten rechnet,

und von denen auch in den kleinsten Gemeinden einige zu finden sind. Sie sehen ein, daß Sie viel Geld zahlen müssen, um so viele Personen zu ernähren, die Ihre Angelegenheiten besorgen.

Leider sehe ich das ein. Aber der Bürgermeister, der Vizebürgermeister, die Gemeinderäthe, die Bezirksräthe, die Departementsräthe, die sich doch auch mit meinen Angelegenheiten beschäftigen, was kosten diese mich?

Nichts.

Warum denn nichts? warum lassen sie sich nicht wie jene anderen Herren bezahlen? — Wahrscheinlich weil sie sich durch die Ehre und das Zutrauen für ihr Amt hinreichend belohnt halten. Das sind lauter Leute, die sich in der Landwirthschaft, in der Industrie oder im Handel ein größeres oder kleineres Vermögen erworben haben, und daher sorgenfrei leben können. Was sie Ihnen unentgeltlich widmen, sind ihre freien Stunden.

Und warum gibt man nicht den Posten eines Einnehmers, Direktors, Steuerkommissärs, Grundbuchsdirektors, oder sogar eines Präfekten oder Gesandten den Männern, welche der Arbeit ihre Schuld abgetragen, und sich außer dem öffentlichen Dienste ein anständiges Vermögen erworben haben? Frankreich hat tüchtige Leute genug, die so viel besitzen, um zu leben, um, wenn es nöthig ist, eine Kaution zu leisten, und ohne Gehalt dem Staate zu dienen. Kommen Sie nur erst mit mir in das Kasino unserer kleinen Stadt, und ich zeige Ihnen, wie ich die Thüre aufmache, zehn Rentner, ehrliche Bürger, die nichts thun, nichts sind, sich entsetzlich langweilen und wenn man es verlangte, sogar dafür bezahlen würden, daß man sie mit einem Amte beehrt und ihnen erlaubt, die unendlichen dreihundertfünfundsechzig Tage im Jahre, welche sie mit Karten und Domino todtschlagen, zum allgemeinen Besten zu verwenden.

Aber Mensch, wissen Sie auch, was Sie verlangen? Sie wollen ja den Tod aller Beamten, Sie denken auf einen bethlehemitischen Kindermord aller der Unschuldigen, die am ersten des Monats mit ihrem Zahlungsbogen kommen.

Ich verlange Niemandes Tod. Die schon angestellt sind, mögen bleiben, leben und im Amte sterben, und ich wünsche ihnen sogar, daß letzteres so spät als möglich geschehe. Ich will sie zu keinem anderen Berufe zwingen, denn ich glaube, so leicht es ist, aus einem Gutsbesitzer, einem reichen Kaufmanne oder einem zur Ruhe gesetzten Fabrikanten einen Unterpräfekten, Steuerdirektor oder Grundbuchsdirektor zu machen, so würde doch die umgekehrte Verwandlung ihre eigenen Schwierigkeiten haben. Was ich verlange, ist nur, daß alle Väter so klug seien wie der meinige war. Sie sollen ihren Kindern ein nützliches und einträgliches Geschäft lernen lassen, Landwirthschaft, Industrie, Handel, statt dieselben von Kindesbeinen an zu Kostgängern des Budgets zu erziehen. Man erkläre heute, daß die bezahlten Aemter eingehen nach dem Maß als die gegenwärtigen Beamten absterben, so wird die Jugend unseres Landes ihre Zukunft nicht mehr in dem Calicoärmel und dem Radirmesser der Schreiber sehen, und zu nützlicheren Werkzeugen greifen. — Nein, fünfundzwanzig Francs für meinen Kaiser und 267 Francs für jene, welche die Steuern zu erheben haben! das wird mich noch krank machen!

## Die Todtenmesse.

(Schiffersage am Gardasee.)

Wie Thränen perlt der Abendthau
Und küßt des Seees Wogen,
Da kömmt zur ruhverklärten Au
Ein Schifflein hergezogen,
Das Ruder lenket still ein Greis
Mit langen Haaren silberweiß.

Er blickt hinauf zum Himmel stumm
Und betet stehend leise:
„Du unergründlich Heiligthum,
„Du hohe Gottes-Speise:
„Erquicke, was da unten ruht
„Versunken in des Seees Fluth!"

Der Nebel sinkt, — vom Himmel klar
Der Mond mit Silberschimmern,
Der Sterne Millionen Schaar
Herab zum Greise flimmern,
Das Monden- und das Sternenlicht
Sich zitternd auf den Wogen bricht.

Und mächtig hallt von Fern der Klang
Der nächt'gen Geisterstunde,
Und wecket, die vergessen lang
Geschlafen auf dem Grunde,
Ein Jeder auf den Ruf der Nacht
Aus seinem Todtenschlaf erwacht.

Der Greis lenkt weiter seinen Kahn
Mit vollen Ruderstreichen, —
Es wallen über'm See heran
Ihm nach die nassen Leichen,
Zur Au ihm folgend, wo erhöht
Ein Kreuz auf hohem Felsen steht.

Dort reihet sich die Todtenschaar,
Rings um das Kreuz, das strahlet
„Versöhnung" hoch vom Fels-Altar,
Erglüht in Liebe malet
Sich an dem Kreuz das Angesicht
Des Heilands im verklärten Licht.

Und heller wird's am Firmament, —
Der Greis spricht wieder leise:
„Du unergründlich Sakrament! —
Du hohe Gottes-Speise,
Erquicke, was da unten ruht
Versunken in des Seees Fluth.

Da kniet rings die Todtenschaar, —
Der Greis vom Brod und Weine
Reicht betend, — segnend allwärts dar
Der harrenden Gemeine, —
Und wie ein leiser Hauch ergeht
Durch sie ein zagendes Gebet.

Auf's Neue hallt der Ruf der Nacht
Von fern, — die Geisterstunde;
„Ihr seid gestärkt und habt gewacht
Kehrt wieder zu dem Grunde!"
Und auf das mahnungsvolle Wort
Die Todtenschaar wallt wieder fort.

Als fern, wie dumpfes Klageweh
Der nächt'ge Ruf verklungen,
Hat wiederum der Gardasee
Die Todtenschaar verschlungen;
Die Wellen stürzen drüber hin
Und wirbelnd, — schäumend weiter ziehn.

Und auch der Greis versank, verschwand
Im Dunkel und in Wellen,
Das Kreuz allein am Felsenrand
Kann nicht die Wog' zerschellen,
Und steht, so lang die Welt noch steht,
Allnächtlich auf dem Fels erhöht.

Friedrich Friedreich.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

**№ 59.** Sonntag den 24. Juli **1864.**

### Δ Die Prinzessin im Kloster.

Roman
von
Theodor Scheibe.

Zweiter Theil. — Fünftes Kapitel.

**Buchhorn und Hermine.**

(Fortsetzung.)

Die Versicherungen des Musikalienhändlers, daß er eine schnelle und glückliche Carriere machen werde, schienen in Erfüllung zu gehen. Eine günstige Gelegenheit bot der andern die Hand, seine Kunstfertigkeit auf dem Flügelhorn zu zeigen, und er ließ keine derselben unbenützt.

Er produzirte sich auf dem Chore in der Burgkapelle und dann in mehreren Zirkeln der höchsten Aristokratie.

Sein Name gewann so sehr an Popularität, daß er, nachdem er hierauf ein Konzert im Musikvereins-Saale arrangirte, unter den vorzüglichsten Künstlern wählen konnte, die ihm ihre Mitwirkung auf das Freundschaftlichste zugesagt hatten. Dadurch gestalteten sich auch seine pekuniären Verhältnisse auf das Günstigste und er konnte, wie er sich gewünscht hatte, sein Hauswesen mit Comfort einrichten. Eben so, wie seine musikalischen Vorträge, wurden auch seine Kompositionen beliebt, und waren auch die Ursache, daß ihm die Leitung einer der größten und vorzüglichsten Musikkapellen angeboten wurde. Unaufhörlich drang der Musikalienhändler in ihn, in seiner Gesellschaft eine Kunstreise im Bereiche der österreichischen Monarchie zu unternehmen, und stellte diese als so nützlich und gewinnreich dar, daß Buchhorn endlich in seine Pläne einging und seinen Lieben ankündigte, daß er sie für eine kurze Zeit verlassen werde.

Bevor er jedoch von Wien abreiste, miethete er für die Frauen eine Sommerwohnung in Mödling, und zwar deshalb, weil der Gesundheitszustand seiner Mutter Vieles zu wünschen übrig ließ, und Wien's Sanität in Monaten des Hochsommers eine sehr übel berüchtigte ist.

Hermine wünschte diese Trennung und hegte die Hoffnung, daß doch endlich in ihren Angelegenheiten ein günstiger Wandel eintreten werde. Sie hatte nämlich sich an den Chef eines Großhandlungshauses gewendet, welches mit sardinischen Kaufleuten in den engsten Beziehungen stand. Ohne ihren wahren Namen zu sagen, gebrauchte sie den Vorwand, eine Schuldforderung an den Fürsten v. Lugano zu besitzen, und ließ sich erkundigen, wo sie denselben auffinden könnte. Der Chef des Handlungshauses zeigte sich sehr galant gegen die Dame und traf Einleitungen, damit dieselbe so schnell wie möglich die gewünschte Auskunft erhalte.

Diese Bemühungen waren von dem günstigsten Resultate begleitet. Der Kaufmann übergab Hermine eines Tages einen Zettel, worauf die Worte standen:

† Carlo Luigo, Fürst v. Lugano, Ritter des goldenen Vließes ꝛc. ꝛc., gestorben am Wundfieber zu Cerdula in Piemont, bestattet in der Gruft des Grafen Montebello am 11. November 1848.

Mit diesem Zettel wollte sich Hermine zu dem Fürsten Dietrichstein begeben, mit der Absicht, ihm ihr volles Vertrauen zu schenken, was sie früher bereits beschlossen hatte.

Fürst Dietrichstein befand sich wieder in Wien, aber dennoch konnte Hermine bei ihm keine Audienz erhalten, da er von einer Unpäßlichkeit befallen worden war. Der Kammerdiener sagte ihr jedoch, daß sie an dem nächsten Tage sich einfinden möge, wo sie dann sicher den alten Herrn schon gesund treffen würde. Hermine beschloß, den ertheilten Rath des Dieners zu befolgen und begab sich hierauf wieder zu Frau Braun nach Mödling.

An demselben Tage war es, als eine Kutsche vor dem Hause hielt, das die beiden Frauen bewohnten, und Buchhorn aus derselben stieg. Im nächsten Augenblicke stand er schon vor Hermine, welche er auf das Freudigste begrüßte. Zwei Monate lang war er von ihr ferne gewesen, aber er hatte fleißig geschrieben und jede Woche eine bedeutende Summe Geldes heimgesendet, das er sich durch seine Konzerte erworben. Entzücken strahlte aus seinen Augen, als er Hermine wieder sah und ihre Hand ergreifen konnte.

Die Mutter war nicht zu Hause, sondern war mit einer anderen alten Frau, deren Bekanntschaft sie gemacht hatte, in die Brühl gegangen, um daselbst Medizinkräuter zu sammeln. Buchhorn's Bedienter brachte Packete und Kartons, die der Virtuos selbst mit Geschäftigkeit öffnete, um Hermine den Inhalt zu zeigen.

Dieser bestand in prächtigen Kleiderstoffen aus Seide, werthvollen Shawltüchern und anderen Damen-Putzwaaren, von welchen er die meisten und schönsten Hermine zum Geschenke anbot und dieselbe bat, diese nicht zurückzuweisen.

Die Dame befand sich in einer für ihren Verehrer sehr günstigen Stimmung, zu welcher viel beitragen mochte, daß sie endlich und zwar von einer unbedenklichen Seite in Erfahrung gebracht, daß ihr Gemahl, der Prinz von Lugano, wirklich nicht mehr unter den Sterblichen wandle. Sie hatte nun das Bewußtsein, ihre völlige Freiheit wieder erlangt

zu haben, und fühlte sich überaus wohl bei dem Gedanken, von keiner Sklavenfessel mehr belastet zu sein.

Damit hatte zugleich der Kampf ein Ende, welcher zwischen Pflicht und Sympathie durch längere Zeit in ihrem Herzen geführt worden war.

Keine Pflicht band sie mehr an den Todten. Nachdem Buchhorn seine Kleider gewechselt hatte, wandelte er an Herminens Seite nach der Brühl, in der Absicht, seine Mutter aufzusuchen.

Schon neigte sich die Sonne zu dem bewaldeten Berge hinab, aber noch immer hatte sie glühende Strahlen und die Wandelnden mußten den Seitenpfad an dem Bache wählen, wo sie unter dem Blätterdache von Bäumen gegen den Sonnenbrand geschützt waren.

Auf diesem Wege hofften sie auch der alten Frau zu begegnen.

Aber auch im Schatten war die Hitze groß, denn die heißesten Tage des Jahres waren gekommen und dies machte sich um so fühlbarer, da sich auch nicht das kleinste Lüftchen regte, um die Erde abzukühlen.

Bald ermüdete Hermine, und obwohl sie sich auf Karl's Einladung mit ihm an eine Felsenwand setzte, so wogte doch mächtig ihre Brust, da die Luft für sie so schwer zu athmen war. Dies mochte viel dazu beigetragen haben, um die Gluth ihres Herzens zu erhöhen, um ihre Sinne zu entzünden. Und an ihrer Seite saß ein junger hübscher Mann, der sie als sein Ideal anbetete, und dessen ganzes Sinnen und Denken nur dahin ging, Gegenliebe zu erlangen.

Seine Empfindungen hatten Zauber seinen Worten verliehen, er hatte nie mit solcher Wärme und Beredtsamkeit gesprochen, seine Empfindungen sprachen mit jeder Faser, jeder Miene, jedem Blicke, und seine Augen waren nie so klar, glänzend und seelenvoll, als in dieser Stunde.

Die Prinzessin war ein Weib, von ihrer Kindheit an gewöhnt, sich mit Innigkeit an dem Baume zu ranken, an welchen sie hingeleitet wurde.

Hätte der Fürst von Lugano sich nicht selbst von ihr losgerissen, sie würde trotz ihrer Leiden, die ihr jener bereitet hatte, nicht im Stande gewesen sein, von ihm sich zu trennen. Sie hatte sich nun an Karl gewöhnt und aus dem Mitleide, daß sie ihm gezollt, aus der Rührung, womit sie seinen treuen Sinn genossen, war eine Neigung entstanden, die sich, obwohl sie dagegen ankämpfte, Tag für Tag vergrößert hatte.

Aber Hermine hatte auch eine gesunde Organisation und einen Sinn, der sich der Natürlichkeit und Wahrheit hinneigte; wie konnte sie dann den Regungen ihrer Gefühle, dem wachgerufenen Drange nach Liebe länger widerstehen. Sie entrang sich nicht dem Arm, der sich innig um sie schlang, sie drängte die pochende Brust nicht zurück, die sich ihrer pochenden Brust annäherte. Ihre Lippen brannten in purpurner Gluth und dürsteten nach den Küssen, welche die kühne Liebe des feurigen Mannes ihr entgegen hauchte. Die Prinzessin schwelgte in süßer Lust in den Armen des Delinquenten von Ankona, und im Genusse gingen alle Hoffnungen und Rücksichten unter, durch welche sie stark genug zu sein glaubte, um im Bewußtsein ihrer Abkunft und höheren Bildung den Bewerbungen Buchhorn's zu widerstehen.

Das liebende Pärchen setzte endlich seinen Weg, um die Mutter aufzusuchen, weiter fort, aber seit jenem Augenblicke, als das süße Geständniß Erhörung gefunden hatte, vermochten die Beiden nicht mehr, ihre Gedanken auf irgend etwas Anderes zu richten, als auf den Horizont ihrer Wünsche und Freudentage. Sie träumten den Himmel. Wie nun die Verhältnisse sich gestaltet hatten, lag es nur an ihnen, den himmlischen Traum so lange wie möglich festzuhalten.

Obwohl sie das reizende Thal weit durchgingen und die Schleier der Dämmerung bereits die Gegend umzogen, so fanden sie dennoch nicht die Mutter auf und konnten nun überzeugt sein, daß diese einen andern Weg nach Hause genommen hatte.

Endlich gingen sie auch zurück.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Hoffnungsvolle Staatsmänner.

K. O. Wie im alten Athen lange Zeit nur derjenige alle bürgerlichen Ehren und Rechte erlangen konnte, der von väterlicher und mütterlicher Seite den alten einheimischen Geschlechtern entstammte, so leitet der moderne Diplomat in der Regel von ritterlichen Eltern seinen merkwürdigen Ursprung ab. Schwierig ist deshalb die Frage, auf welchem Wege der künftige Staatsmann die doch heut zu Tage unvermeidliche Schulbildung erwerben solle. Die Gymnasien, findet sein Herr Papa, huldigen nur allzusehr dem leidigen Nivellirungssystem und wollen Alles über einen Kamm scheeren, dazu überladen sie ihre armen Zöglinge mit einem Ballaste völlig nutzloser, zum Theil sogar gefährlicher Kenntnisse, und endlich, was das Schlimmste ist, findet sich bei den Lehrern nicht selten die barbarische Gewohnheit, unaufmerksamen Schülern jedes Standes und Glaubens die inhaltschweren Memoiren des alten Julius Cäsar um die Ohren zu schlagen. Endlich findet man eine exklusive Privaterziehungsanstalt heraus, wo der junge Mann in vollkommen ebenbürtiger Gesellschaft sich seiner künftigen hohen Bestimmung gemäß entwickeln kann, und überdies die Tendenz allzugroßer Wissenschaftlichkeit nicht zu befürchten steht. Nichtsdestoweniger erscheinen unserm Helden die Jahre, in denen er an die Schulbank gefesselt ist, wie den Juden die babylonische Gefangenschaft.

Es ist ein fortwährender kleiner Krieg, in welchen er sich mit denen verwickelt, welche die Sisyphusarbeit übernommen haben, ihn geistig zu bilden; Präparationen, abgeschrieben von guten Freunden und getreuen Nachbarn und gedruckte Uebersetzungen, das Stück für zwei Groschen vom Antiquar erhandelt, schützen ihn wenigstens zeitweilig vor Aufdeckung seiner Unwissenheit und Trägheit. Natürlich üben unter diesen Umständen weder Horaz noch Homer einen besonderen Zauber auf sein Gemüth; nur die cavaliermäßigen Uebungen des Tanzens und Reitens werden noch mit einigem Fleiße betrieben. Endlich schlägt die Stunde der Erlösung. Der Langgeplagte wird durch das in Gnaden ihm bescherte Maturitätszeugniß mit einem Schlage alle Sorgen und Kümmernisse los und hat nun nichts Eiligeres zu thun, als die ihm so verhaßt gewordenen antiken Autoren unter dem Selbstkostenpreis bei irgend einem Liebhaber alter Bücher loszuschlagen. Nun kommen die schönen Studienjahre, die vielgerühmten, oftgepriesenen. Selbstverständlich tritt der hoffnungsvolle Diplomat in ein sehr reiches Korps ein, damit er auch in den wunderbollen Jahren, wo Menschen sich einmal mit Menschen freuen, ja nicht die engen Grenzen überschreite, welche die Standesvorurtheile und

Thorheiten der Menschen von jeher um die glücklicher situirte Minorität getragen haben. Aber nicht gar lange erhält sich das naive Wohlgefallen an bunten Bändern und Mützen, es kommt die Zeit, daß ihm das ganze Studentenleben als ein überwundener Standpunkt erscheint und die Lektüre Bulwer'scher Romane ihm den ehrgeizigen Gedanken nahe legt, ein deutscher Pelham zu werden. Das Feld, wo er diese Lorbeeren zu pflücken gedenkt, ist die kleine Provinzialstadt, deren Pädagogium er besucht und wohin er, nachdem er das erste examen rigorosum überwunden, das der Staat ihm abverlangt, triumphirend zurückkehrt. Sein Tagwerk wird dann etwa Folgendes: Gegen 10 Uhr des Morgens hebt er sich vom Lager und nachdem er auf Frühstück und Toilette 2 volle Stunden verwendet, begibt sich der glückliche Referendarius mit einem dünnen Aktenfascikel unter dem Arm und einem feinen Spazierstock in der Rechten, das unvermeidliche Lorgnon in das Gesicht geknetft, im Vollgefühl seiner welthistorischen Bedeutung nach dem Regierungsgebäude. Auszuruhen von den Anstrengungen der Session, fällt er dann über die Speisen des theuersten Hotels der Stadt her, in welchem sein Diner zu halten allein seiner Würde angemessen ist und wo von der ihm ebenbürtigen Tischgesellschaft nicht zu besorgen ist, daß sie durch Anregung schwieriger Fragen seinem armen Kopfe eine übermäßige Anstrengung zumuthen und die zum Wohlbefinden bekanntlich so nothwendige Verdauung stören könnte. Nach Tisch wird eine lange Siesta gehalten, dann mit den Kollegen ein Spaziergang um die Promenaden gemacht, wobei die Vorübergehenden gemustert und in bekannter geistreicher Manier recensirt werden, endlich noch zu Hause eine halbstündige Vorbereitung auf die Verhandlungen des nächsten Tages mit lobenswerther Consequenz durchgeführt. Der Glanzpunkt unsers Dandy aber bleibt immer der Abend, sei es, daß er in eleganter Weinstube die Tagesereignisse oder gar die Begebenheiten der großen Welt beurtheilt, oder auf dem glänzend erleuchteten Ballsaale der Muse Terpsichore opfert. Als gründlicher Kenner der edlen Tanzkunst ist er eine stets beliebte Ballfigur, zumal auch seine Unterhaltung dem geistigen Niveau der Tänzerinnen vollkommen entspricht. Belebt von der reizendsten Mannigfaltigkeit, nimmt sie vom Wetter den unvermeidlichen Ausgangspunkt, verbreitet sich dann über die Hitze des Saals und die Mangelhaftigkeit der Musik, um endlich in eine Kritik der Toiletten umzuschlagen, ein Thema, das nicht leicht erschöpft werden kann. Bisweilen versteigt sich der Dandy auch bis zu einer Recension dramatischer Aufführungen, aber vorsichtiger Weise meist erst dann, wenn eine gedruckte Kritik der betreffenden Stücke im Lokalblatte für Jedermann zu lesen war. In ganz vereinzelten Fällen ergreift den künftigen Diplomaten eine wunderbare Begierde nach wissenschaftlichem Leben und Treiben. Dann wird er Mitglied einer philomathischen Gesellschaft der Stadt — tritt aber in der Regel kurz vorher wieder aus, ehe die Reihe an ihn kommt, einen eigenen Vortrag zu halten. Im Uebrigen hegt er gegen die Männer der Wissenschaft eine souveräne Verachtung, weil sie der grauen Theorie huldigen und vom wirklichen Leben nichts verstehen. Nur in der Periode sentimentaler Verliebtheit schwärmt er ein wenig für Redwitz und Amaranth, bis das bevorstehende Staatsexamen ihn schnell und unsanft diesen Träumereien entreißt; nun muß er sich doch ein wenig zu der bisher als plebejisch erachteten Arbeit bequemen, Weinstube und Ballsaal missen, sich an das traurige Schreibpult fesseln; ist dieser Berg aber erstiegen, dann fehlt nichts mehr zur vollendeten Ausbildung des modernen Staatsmannes und Musterdiplomaten.

# Bilder aus dem Volksleben in Ungarn.

## Der Disznó-tor.

◁ Schon da gewesen! wird der Leser beim Anblick dieser Devise ausrufen und wir müssen ihm auch in so lange Recht geben, als sich dieser Ausruf auf die Ueberschrift bezieht, welche wir unseren vorliegenden Federzeichnungen vorangesetzt. — Es hat in der That schon manch tüchtige literarische Kapazität dieses Sujet behandelt, manch ausgezeichnete Feder die Schilderung des ungarischen Volkslebens unternommen; doch Alles, was bisher über das Leben und Treiben des ungarischen Volkes der deutschen Lesewelt geboten wurde, sind mehr weniger in irgend einer Studirstube geborene Kinder der Phantasie, einer Phantasie jedoch, die sich wohl aus dem Bädeker oder besten Falles auf einer Dampfschifffahrt von Wien nach Pesth, aber sicherlich nicht aus dem unerschöpflichen Born des eigentlichen ungarischen Volkslebens Zeugungskraft geholt.

Einige schlecht aufgefaßte und noch schlechter wiedergegebene ungarische Kraftausdrücke, einige Schilderungen von „braunen schnurrbärtigen“ Gesichtern, übergossen mit ein wenig hegelianischer Philosophie und gespickt mit salbungsvollen Sentenzen, was in diesem Barbarenlande noch alles für die „Allerwelts-Civilisatoren“ Riesiges zu thun übrig — und das „Bild aus dem ungarischen Volksleben“, wie es die gebildete Lesewelt aus der Reisemappe der meisten deutschen und anderer Touristen in der Regel aufgetischt bekömmt, liegt vor uns.

Haben wir doch erst jüngst in einem weit verbreiteten, deutschen, belletristischen Wochenblatte einen Dr. Lüders von einer „Tissa“ und „Theiß“ in Ungarn sprechen gehört und ihn allerlei wohlweise Reflexionen anstellen gesehen über die Zukunft desjenigen „slavischen“ Stammes, welchen man Ungarn nennt.

Das ungarische Volksleben kann eben nur im und unter dem ungarischen Volke studirt werden. Weder auf dem Dampfschiff noch in den Städten. Draußen in den Dörfern oder Marktflecken des weitgedehnten Alföld, auch noch in manchen Distrikten Oberungarns, auf der Pußta, in der Csarda und Tanya, da pulsirt echtes ungarisches Volksblut, da bietet sich das ungarische Volksleben in seiner ganzen eigenthümlichen Schöne, da lebt und waltet ungarische Volkssitte.

Es ist freilich dem Touristen, dem Nichteingeborenen nicht zu verargen, wenn er das Wagniß scheut, bis dahin vorzudringen.

Man muß eben von einer heroischen Vorliebe für soziale Raritäten beseelt, vor Allem aber von der Mutter Natur mit einem eisernen Rippengestell ausgerüstet sein und eine Leibhaut von besonders solider Struktur besitzen, um des Sommers auf unsren Fahrwegen landeinwärts fahrend, nicht schon in das nächste Dorf mit zerschelltem Rückgrat und mit von der Sonnenhitze total abgeschältem Gesichte seinen Einzug zu halten. Wir sagen des Sommers, denn des Winters reist man eben im Alföld nicht. In jenen Gegenden ist des Winters, wenn nicht der Frost die Wege fahrbar macht, der Verkehr zwischen den einzelnen Ortschaften vollends eingestellt. — Kein Fuhrmann wagt es, um schwe-

des Feld nicht, sein Gespann in den pechschwarzen, aber auch sonst pechartigen Koth der Fahrstraßen hinauszuschicken. Das Leben ist um diese Zeit in den Rayon des Fleckens, in die Stube gebannt; aber hier eben entwickelt sich dann auch ein Leben der schönsten Häuslichkeit, der reinsten Freude, des ungetrübtesten Glückes wie sich der Städter, ja selbst der Landbewohner anderer Länder es sich kaum vorzustellen vermag.

Wir sprechen selbstverständlich nicht von den Herrschaften; diese, insoferne sie nicht den Winter in der Hauptstadt zubringen, leben nach der Art aller anderen Länder Herren. Thee-Abende, Picknicks mit obligatem Kartenspiel und Theegeklatsch füllen die Abende, Jagd oder Politik den Tag; ganz so wie sonst überall in der Welt.

Wir haben hier den Landmann, kurzweg den Bauer vor Augen, der, nachdem er bis zur schlechten Jahreszeit sein Feld ehrlich bestellt, den Gottessegen eingeheimst, nun nach geschehener Arbeit feiert und sich im Kreise der Seinigen des Daseins freut.

Des Sommers lebt der ungarische Bauer sammt der ganzen Familie ganz und gar der Feldarbeit. Er nimmt sich keine Zeit zu Unterhaltungen und Festivitäten. Nur sehr selten oder gar nie heirathet ein junges Pärchen des Sommers, es hat eben keine Zeit; hierzu ist der Winter da. — Da aber geht es los! — Hochzeiten, Namensfeste; die Freuden der fonóda (Spinnstube) und zumal der „disznó-tor“!!

Weißt Du, lieber Leser, was ein „disznó-tor“ ist? — gewiß nicht. Woher denn auch?

Gibt es doch ungarische Magnaten mit sehr klangvollen historischen Namen, die nicht ungarisch verstehen, ja, wie man sagt, sich dessen noch rühmen; mit welchem Rechte dürfen wir also bei dem Lesepublikum eines deutschen Journals die Kenntniß dieses Idioms voraussetzen.

Und selbst wenn Du schon das Wort an sich verstündest, Du wüßtest noch immer nicht um Vieles mehr von dessen Bedeutung. — Wir wollen sehen.

Disznó ist jenes vierbeinige Hausthier, das wohl von der Natur, will sagen von den Naturforschern, auf die niedrigste Organisationsstufe unter den Säugethieren rangirt wurde, das aber nichtsdestoweniger in physiologischer Beziehung auf dem Wege des Stoffwechsels als Kotelettes, Schinken, Salami, Preß- und andere Wurstgattungen für die christliche Menschheit eine nicht zu unterschätzende Bedeutung erlangt. Mit einem Worte: „Disznó“ ist zu gut deutsch ein — Schwein! „Tor“ ist nach Ballagi und anderen ungarischen Sprachgelehrten — ein „Schmaus“, ein „Mahl“.

Wir möchten uns erlauben, auf Grund praktischer Erfahrung es schon mehr ein gelindes — „Fressen“ zu nennen.

Halten wir uns indessen an die Autoritäten und nehmen das Wort in der von ihnen aufgestellten Deutung, so finden wir: „disznó-tor“ = „Schweine-Schmaus“.

Nun, was denkst Du Dir wohl dabei, lieber Leser? — Dieses zusammengesetzte Worte kann eigentlich zwei Begriffen zum Ausdruck dienen, und wenn wir den e i n e n — der Schicklichkeit halber — fallen lassen, so bleibt dann der a n d e r e, wobei wir einen „Schmaus“ uns vorstellen, wo bloß oder färnehmlichst „Schweinernes“ gegessen wird. — Fehlgeschossen!

Der „Schmaus“ hat mit dem Schweine nur so viel zu schaffen, als die Abschlachtung eines solchen Thieres dazu den Anlaß bietet; auf den Tisch gelangt aber von dem Fleische des Thieres so viel wie nichts; höchstens, daß die Schaar Enten, Gänse, Hühner und sonstiges Federvieh, die dem Ereigniß noch außerdem zum Opfer fallen, die Pyramiden von Krautstrudeln, Kolatschen &c. mit dem frischen Fett des Schweines gebraten und gebacken werden.

Es ist dies ein uralter Brauch des ungarischen Bauers, die Gelegenheit, bei welcher er seinen Speck- und Wurstvorrath für's Jahr aus den vierbeinigen mobilen Kammern auf den Dachboden oder in den Schornstein zu übertragen geht, kürzer, wenn er seine Mastschweine abschlachtet, durch einen brillanten Schmaus zu feiern, wo es gar lustig hergeht. — Die berühmte ungarische Tafel „ohne Ende“ versammelt da alle Tanten, Basen, Schwäger und Gevatter und je nach dem Ansehen des Hausherrn, fehlen auch die Honoratioren nicht, selbst der Pfarrer darf es nicht verschmähen, auf ein „Glas Wein“ und ein Stückchen „kalács“ zu erscheinen.

Schon früh Morgens, ehe der Tag graut, ertönt der weithin schallende, bekanntlich nicht eben sehr melodische Protest der zum Feste auserlesenen Opfer, und die aus dem Schlafe geweckten Nachbarn berechnen, versöhnt ob des Störens, zum Zeitvertreib im vorhinein die Anzahl der „Kolbasze“ und das Quantum „Rothen oder Schiller“, das ihrer für den Abend wartet.

Im Hause selbst ist Alles auf den Beinen. Von dem alten Großmütterchen, das aus der mit riesigen Blumen bemalten Truhe, dem hundertjährigen Schatzkasten des Hauses, die zinnernen Teller und Löffel für das Fest mit zitternden Händen und vergnügtem Gesichte hervorholt, — bis zu dem kleinsten Jungen, der sich kaum noch auf den kugelrunden Füßchen, die noch obendrein in dem uralten gigantischen Pantoffelpaar der Urgroßmutter stecken, aufrecht zu erhalten vermag — hascht Alles nach einem Amte bei den umfassenden Vorbereitungen, die eben anfangen. Da raufen ein paar stramme Bursche um die Ehre, das Blut zu den Blutwürsten auffangen zu dürfen; dort werden die breiten Küchen- und Hackmesser geschliffen, Teller gescheuert, alle Thür- und Thorschlösser herbeigeholt und abgerieben, an deren Griffen später die erfindungsreiche Köchin die Darmröhren des Thieres künstlich befestigen und durch dieselben die Füllung der Wurst einführen wird; während die kaum dreijährige kleine Zsuzsi mit dem himmelstürmenden Zöpfchen dem Vater auf Schritt und Tritt nachhumpelt und sich diplomatisch vorsichtig des „Farkal“, das kokett geringelte Schweifchen des Thieres, das einzige Objekt der zartesten Sehnsucht der unschuldigen Kleinen nämlich, bei solcher Gelegenheit noch bei Zeiten zu vergewissern sucht.

Das Festopfer ist erlegt, es hat ausgerungen. Nun wird dasselbe auf einen Karren gelegt und in zahlreicher Begleitung vor das Dorf gefahren, ge-„pörzsölt“, das ist abgesengt. Es wird nämlich so lange von allen Seiten mit brennendem Stroh belegt, bis jedes Borstenstümpfchen weggesengt und die ganze Haut des Thieres von einer schwarzen rußigen Kruste überzogen ist. Das dauert bis gegen acht Uhr Morgens; den Rest des Tages füllen nun die weiteren Zu- und Vorbereitungen zum „tor.“

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

**№ 60.** Mittwoch den 27. Juli **1864.**


## △ Die Prinzessin im Kloster.

Roman
von
Theodor Scheibe.

### Zweiter Theil. — Fünftes Kapitel.

### Buchhorn und Hermine.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Mond in seinem sanften Glanze war über den Berg empor gestiegen und goß ein magisches Licht über die dunkelgrünen Wälder und die grotesken Felsenpartien, welche sich aus denselben hervorheben. Silbern glänzte die Straße, auf welcher die Liebenden heimwärts zogen, und dem hohen Tage zu Ehren, wo die Natur zwei Wesen, von verschiedener Abstammung, lebensvoll und empfindungsreich mit einander vermählte, flötete die Nachtigall ihre hohen Lieder, zirpte die Grille ihre Schäfermusik und ließ die Wachtel von den Waldwiesen ihre heiter sich vernehmen. Mit Elfenzungen sangen die Quellen, die durch die Felsen herabflossen, und dennoch ruhte eine unendlich feierliche Stille in der Natur, welche die Seelen der Liebenden in ihrem süßen Entzücken zu den höheren Regionen im gemeinsamen Fluge emporhob.

Die Prinzessin warf einen Blick in ihre stolze, glänzende Vergangenheit zurück, und sie fand das Bild so grauenhaft, daß sie dasselbe schnell von sich abzuwenden suchte. Sie hatte über die herrlichsten Kostbarkeiten zu gebieten gehabt, hatte die schönsten Paläste bewohnt und nur selten den Fuß in den Staub gesetzt, da sie die reichsten Equipagen zu tragen pflegten, sie hatte über ein Heer von Bedienten befohlen und dennoch war sie so freudenarm, so einsam, so gleichgültig und trübsinnig stets gewesen. — — —

Pracht und Glanz hatte niemals ihr Herz befriedigend erfüllt, und mit einem geringschätzenden Lächeln dachte sie an die Welt der Kronen und Wappen zurück, ohne den Wunsch zu haben, sich derselben auch nur anzunähern.

Die Prinzessin liebte und wünschte sich nicht mehr als das, was sie in Liebe gewonnen hatte und hoffte darin den vollsten Ersatz für Reichthum und Ehre zu finden. Hermine will lieben und leben und ihre Vergangenheit sinkt vor ihr wie ein Feuerbrand in den unendlichen Ozean.

Sie ist entschlossen, auch ferner ihr Inkognito vor Buchhorn zu bewahren, und es bietet ihr mehr Genugthuung, für das Mädchen Beate, als für die Frau Hermine gehalten zu werden.

Ihr Geliebter soll es nie erfahren, daß er eine Fürstin an sein Herz drücke. Mit gehobener Stimmung leistete sie sich das Gelöbniß, nie mehr die Hand nach Purpur und Diadem auszustrecken. Als sie über die Schwelle ihrer Wohnung traten, eilte ihnen Frau Braun entgegen, und fiel ihrem Sohne mit dem Ausrufe: jetzt habe ich ihn wieder! um den Hals.

Und hoffentlich, für längere Zeit, antwortete der Sohn. Ich habe mir auf meiner Kunstreise ein anständiges Sümmchen erworben und es hängt nur von mir ab, eine einträgliche Stelle, welche so ziemlich meinem Wirkungskreise entspricht, hier in Wien anzunehmen.

Ja, liebe Mutter, fuhr Buchhorn fort, ich muß nun daran denken, einen festen Platz mir zu wählen, wie es sich für einen Mann geziemt, der sich an der Schwelle des heiligen Ehestandes befindet.

Du willst also heirathen? sprach die Mutter, wenn es nur diejenige wäre, die ich Dir gerne gewünscht hätte.

Beate ist meine Braut, antwortete Buchhorn erfreut, und küßte die Hand der Prinzessin.

Ach! das ist ja diejenige, welche ich gemeint habe, versetzte die Alte, froh in die Hände schlagend, bei einer solchen Schwiegertochter werde ich mein hundertstes Jahr erleben.

Die Frauen küßten sich.

An dem darauf folgenden Tage besuchte Buchhorn den Pfarrer, um demselben mitzutheilen, daß er sich verheirathen wolle, und verlangte zu wissen, was für Papiere hiezu nothwendig wären.

Wo sind Sie zuständig? fragte der Pfarrer.

In den vereinigten Staaten von Nordamerika, lautete Buchhorns Entgegnung, und er zeigte hierauf seinen falschen Paß vor, den er von dem amerikanischen Konsul einer deutschen Handelsstadt für eine ansehnliche Summe Geldes erhalten hatte.

Bringen Sie mir Ihren Taufschein sowohl, als den der Braut, sagte der Seelsorger, und ich werde Sie hierauf als Brautleute einschreiben und Ihre beschlossene Trauung von der Kanzel verkündigen.

Ich besitze keinen Taufschein, antwortete Buchhorn, und ich zweifle sogar, daß ich mir denselben aus Amerika zu verschaffen vermag.

Dann wird die Sache Schwierigkeiten machen, versetzte der Pfarrer, denn ich habe mich an meine Instruktionen zu halten.

Buchhorn fuhr hierauf nach Wien zu seinem Freunde, dem Musikalienhändler, und ersuchte ihn, es zu vermitteln,

daß er so schnell wie möglich das Ziel seiner Wünsche erreichen könne.

Der Musikalienhändler hatte ausgebreitete Bekanntschaften, sowohl in den klerikalen als in den Regierungskreisen, und es fanden sich mehrere Personen, welche sich ein Vergnügen daraus machten, es zu vermitteln, daß man von den bestehenden Vorschriften abging, damit der Virtuose mit keinen weiteren Hindernissen zu kämpfen habe. Hermine übergab jenen Taufschein ihrem Bräutigam, welchen sie von Beate vor ihrer Fahrt nach Triest erhalten hatte. In diesem auf ein Fräulein Lautner ausgestellten Dokumente war zwar nicht der Name Beate enthalten, aber dies kam Buchhorn nicht im Geringsten bedenklich vor und er glaubte ihren Worten, daß sie nur deshalb den erwähnten Taufnamen führe, weil die Prinzessin von Luzano einst ein Kammerfräulein gehabt, das Beate geheißen und aus Gewohnheit jene hierauf gleichfalls mit diesem Namen gerufen habe.

Die Heirathsangelegenheit nahm einen überaus schnellen Verlauf, die Ehebewilligung kam und der Tag der Trauung wurde festgesetzt.

Der Bräutigam wollte in seiner Freude eine schöne, kostspielige Wohnung in der Stadt beziehen, Hermine jedoch ersuchte ihn, dies zu unterlassen, indem ihr ein einfaches, stilles Leben ohne jeden Aufwand allein zusage.

Sie bat ihn ferner, die Zahl der Hochzeitsgäste so viel wie möglich zu beschränken und Buchhorn, welcher in allen Dingen seiner Braut Nachgiebigkeit bewies, reduzirte mit der Bleifeder in der Hand die Liste der Hochzeitsgäste derart, daß von Allen nur der Musikalienhändler und ein Sänger des Kärntnerthortheaters überblieb, dessen Bekanntschaft Buchhorn gemacht hatte. Die Beiden wurden deshalb nicht von dem Fest entfernt, weil sie auch als Zeugen bei der Trauung fungiren sollten.

Die Braut, welche ihre Wittwenschaft verleugnet hatte, wand sich den Myrthenkranz in die Haare, gleich einer Frau, die nie vermählt gewesen, und hatte sich die Tochter des Bäckers, in dessen Hause sie wohnte, zu ihrer Kranzjungfer erkoren. Die Prinzessin schien den Trank der Vergessenheit geschlürft zu haben, mit Sorglosigkeit gab sie sich dem Gedanken hin, in wenig Tagen die Frau eines Mannes zu werden, der nichts besaß, als ein glückliches Talent zur Musik und ein Herz voll glühender Leidenschaft.

Sie glaubte durch diese Wahl ein verdienstliches Werk zu vollbringen, indem sie auf die Höhenpunkte der Gesellschaftskreise verzichte und, in dem Volke sich einbürgernd, sich mit einem bescheidenen Loose begnügte.

Am Vorabende ihres Hochzeitstages saß sie bei der Lampe in ihrem Zimmer und nahm Verbesserungen an ihrem schönen Brautkleide vor, welches ihr Buchhorn verehrt hatte. Sie war allein, denn ihr Bräutigam hatte sich nach Wien begeben, um wahrscheinlich noch einige Einkäufe zu machen, und Mutter Braun und die aufgenommene Magd waren in der Küche beschäftigt, um Bäckereien für den nächstfolgenden Tag zu erzeugen, was für die Schwiegermutter ein höheres Vergnügen war, als die Hochzeit selbst. Hermine ließ bei ihrer Arbeit wenig die Nadel ruhen, sorgenlos erfüllt von Eitelkeit, wie alle Frauen, hatte sie für nichts Sinn, als den Spitzenaufputz so gut wie möglich zu ordnen, damit sie in demselben so nett und zierlich wie möglich erscheine.

Dennoch hatte sie über keinen besonders kostspieligen Putz zu verfügen, und das Fest wird im Glanze nicht einen einzigen Moment aus ihrem ehemaligen Leben erreichen. Aber das gefiel ihr eben, sie flüsterte sich mit der Freude eines glücklichen Kindes zu: Ach, es ist doch recht schön, Braut und Bräutigam zu spielen, und dann — Herr und Frau in einer Hütte, wo die Liebe thront. Ja, die Hütte. Wie so einfach war ihr Brautgemach. Da gab es weiße Dielen und keine Mosaikböden, wie in ihren Palästen zu Venedig und Ankona. Die Wände hatte ein eben nicht besonders geschickter Zimmermaler patronirt, welcher, da er sich beeilen mußte, in schiefe Linien gerathen war.

Zweiter Theil. — Sechstes Kapitel.

## Die Vermählung.

Der Hochzeitstag erschien.

Die Braut war an jenem Tage weit ernster und nachdenklicher, als sie es lange gewesen.

Sie sah im Geiste ein ganzes Heer von Dämonen emporsteigen, über welche jenes Weib gebot, das ihr unter Androhungen einen hochbezifferten Schuldschein abgedrungen hatte. Sie sah ernste Konflikte in dem Spiegel der Zukunft, aber dennoch blieb sie bei ihrem Entschlusse stehen, ihren Stand verleugnend, mit dem Virtuosen ein Ehebündniß zu schließen. Die Zeugen kamen, die Kranzjungfer erschien in voller Pracht, mit buntfarbigen Bändern geputzt, wie man die Pfingstkönigin ausstattet, Kutschen stellten sich vor dem Hause auf und mit diesen zugleich eine Schaar von Gaffern, wobei Weiber und Kinder das Hauptkontingent bildeten.

Endlich wurden die Wagen besetzt und fuhren nach der Kirche ab. Im Glanze der brennenden Kerzen schimmerte der Altar, während die anderen Räume in der Dunkelheit versunken blieben. — Ein Lichtblick in der Oede der Welt. Buchhorns Auge strahlte vor Wonne — die Braut war befangen, ängstlich; sie bebte aber nicht vor den Schauern einer süßen Ahnung, sondern vor dem Zorn der Götter, den sie durch ihr trugvolles Beginnen herausforderte. —

Zwei Personen unter falschen Namen waren mit einander ehelich verbunden worden und Niemand hatte sich eingefunden, das Werk derselben zu stören.

Nun bist Du mein! rief Buchhorn entzückt, als er am Schlusse jenes hochwichtigen Tages sich endlich allein mit seiner Braut befand.

Das höchste Glück habe ich errungen. O, daß es auch von ewiger Dauer wäre. Doch was fürchte ich mich! Du bist ja mein Schutzgeist, theures Weib, und da ich Dich für immer an mich gefesselt habe, so kann meine Sache auch niemals untergehen.

Liebkosend schloß Buchhorn seine Frau in die Arme und ein guter Gott schützte sie vor den Gefahren.

— — —

# Bilder aus dem Volksleben in Ungarn.

## Der Diszno-tor.

(Schluß.)

Endlich wird es stille im Gehöfte, die große Arbeit ist vollbracht; die schönen kolossalen Speckseiten hängen vor der Küchenthüre im „Ambitos", ein überdeckter Gang dem Hause entlang. Der Hausherr schmaucht bereits, weiß angelegt und in die Sonntags-Suba gehüllt, behaglich sein Pfeifchen

von der Hausthüre; der lange Tisch drin in der Stube ist zierlich gedeckt und brennen auf demselben heute ausnahmsweise schöne weiße „Vierkreuzer"-Kerzen, während an sonstigen Abenden ein bescheidenes „mécs" — eine thönerne Oellampe, den Lichtbedarf des Hauses, mit obligatem Gestank, bestreitet. Nur das weibliche Hausgesinde schwitzt noch mit der Hausfrau am Herd.

Endlich langen die Gäste an, die „Sógor's koma's", Schwager- und Gevatterschaften und die Freundnachbarn, Männchen und Weibchen, jung und alt. Die Männer stolzen Schrittes voran, die Frauen, dem Alter nach, züchtiglich hintendrein. Die Erwachsenen nehmen um den Tisch ihren Sitz, sittsam gesondert, Männer auf der einen, Frauen auf der andern Seite, während die zartere Jugend im „kuczkó" oder auf dem „padka", im Ofenwinkel oder auf dem breiten, den ungarischen Lehmofen umgebenden dito Lehmbänkchen sich zusammenthut und kichernd und zwitschernd mit der zahlreichen Katzenfamilie des Hauses, die dort ihren erblichen Wohnsitz hat, allerlei Allotria treibt.

Der Schmaus hat begonnen; der treffliche Ungarwein findet allseitige thatsächliche Anerkennung bei den Männern, und auch die Frauen hauen nun, nachdem sie nach Brauch und Sitte zweimal gedankt — mehrmal zu danken, wäre ein arger Verstoß gegen den guten Anstand, eine unverzeihliche Verletzung der ungarischen Gastfreundschaft — wacker in die „pogácsa" und „béles"-Kolonnen ein. Einige Sitze obenan sind noch leer. Endlich sollen auch diese besetzt werden. Der Ortspfarrer, der „Rektor" — so heißt im Alföld der Schullehrer allgemein unter dem Volke, und mit ihnen noch der protestantische oder lutherische Prediger treten in die Versammlung.

Jeder, der den ungarischen Bauer nicht durch näheren Umgang früher kennen gelernt, wird in der Art, wie dieser Standespersonen von welch' hohem Grade immer, hier seinem „főtisztelendő" — Hochehrwürden — begegnet, den ganzen schönen, männlichen Adel dieses Volkes sofort in der auffallendsten Weise ausgeprägt finden.

Wir sehen da nichts von der sklavischen Demuth und Unterthänigkeit, die in ähnlichen Fällen bei den Bauern gar vieler anderer Länder, denen man allgemein einen weit höheren Kulturgrad vindizirt, so oft unsere Menschenwürde verletzt. Keine Bücklinge, kein devotes Rückenkrümmen sehen wir da; mit dem edelsten, weil natürlichen Anstand frei und offen, stolz erhobenen Hauptes tritt er dem „Herrn" — ja dem König selbst — entgegen; wird keinen Moment die dem hochdynastischen Gefühle des Ungarn tief innewohnende bescheidene Ehrfurcht vor dem gesellschaftlich über ihm Stehenden verletzen, aber auch nie und nimmer seinen angebornen männlichen Stolz in Haltung oder Wort verleugnen.

Wir wissen uns keines Falles zu erinnern, wo wir einen ungarischen Bauer sich überhaupt vor einer Standesperson hätten verneigen gesehen!

Doch zurück zum — „tor".

Die Bewegung, welche die ehrwürdigen Gäste durch ihr Erscheinen in der Gesellschaft verursacht, hat sich gelegt, man sitzt wieder bei Tische; die Konversation, die sich bisher um bescheidene hauswirthschaftliche Dinge, um den letzten Wochenmarkt, gedreht, nimmt nun, von den gelehrten Gästen beherrscht, einen höheren Schwung, es wird politisirt. Während die Bejahrten in der Versammlung aufmerksam zuhören, und die Mädchen anfangs pietätvoll — gähnen, später aber sich langsam in die Küche verlieren, wohin auch die ledige männliche Jugend um — Feuer auf die kurze Pfeife bald nachfolgt. Ob da nicht in der Dunkelheit einige Verwechslungen stattfinden, der Eine oder Andere nicht etwa das Feuer anderswo als auf dem Herde gesucht, das können wir nicht mit Bestimmtheit angeben. — Ein lautes „Ejnye Jancsi be hamis!" — zu deutsch ungefähr: „Aber Schani, so sei schlimm!" das aus der Küche hereinschallt, läßt allerdings solche Vorkommnisse nicht ganz unwahrscheinlich erscheinen.

Bald tritt die Unterhaltung durch die Ankunft eines neuen, bei ähnlicher Gelegenheit in der That höchst seltenen Gastes in eine neue Phase.

Mit einem kräftigen im reinsten Ungarisch gesprochenen Gruße: „Geb' Gott guten Abend" und dem unter dem Landvolk üblichen „Nützliches Gespräch wünsch ich", tritt der Seelsorger der jüdischen Gemeinde — der Rabbiner — ein.

Ja wohl, der Rabbiner, und zwar nicht etwa ein Rabbi modernen Schnittes mit Kutte und zierlich weißer Halsschleife, sondern ein Rabbi von altem Schrot, mit langem eisgrauen Bart und dem unvermeidlichen Käppchen auf dem Kopf, das er nicht einmal vor seinem Gotte, geschweige denn vor einer sterblichen Größe abnehmen würde.

Ein Rabbiner an einem christlichen Tische bei einem disznó-tor, inmitten von christlichen Priestern in Liebe und Freundschaft beisammen! — nicht wahr, lieber Leser, kaum glaublich!

Dieser in Galizien, Böhmen oder Oesterreich gewiß unerhörte Fall gehört in Ungarn nicht zu den Seltenheiten, namentlich im Alföld nicht, allwo zugestanden werden muß, daß auch der Israelite seinerseits sich mehr von seinen nationalen und religiösen Schroffheiten emanzipirt, und in Wort und That sich als Bürger des Landes zu bekunden aufrichtig bestrebt ist.

Die Seelsorger der verschiedenen Konfessionen verkehren da in wahrhaft schöner Brüderlichkeit, und ist der Rabbiner bei christlichen Festmahlen, trotzdem er daselbst vom Tische nichts genießen darf, keine seltene Erscheinung, ja ein gern gesehener Gast. — Das konnte man sofort auch da an dem überaus herzlichen Empfang sehen, der dem greisen Israeliten zu Theil wurde.

Mit einem herzlichen „servus carrissime domine collega" streckte ihm der Pfarrer brüderlich beide Hände entgegen, nicht minder warm und brüderlich begrüßten ihn der Pastor und alle Anwesenden.

Rasch wurde ihm an der Seite der geistlichen Amtsgenossen Platz gemacht, die Hausfrau setzte ihm ein gutes Glas „Rothen" und auf einem Teller ein Stück „fehér cipó", jenes schneeweißen herrlichen Weizenbrodes, vor, wie man es vorzüglich im Csongráder und Biharer Komitat so unvergleichlich schön zu backen weiß. Mit feinem Takte vermieden es die gastfreundlichen Hausleute, ihm andere Speisen anzubieten, von denen sie wußten, daß ihm seine Religion zu nehmen verbietet, und die Unterhaltung ging weiter ihren harmlosen Gang in der schönsten patriarchalischen Weise. Bloß am unteren Tischende, wo der junge 13jährige Sohn des Rabbiners, der ihn hieher begleitete, Platz genommen, trat eine lebhaftere Bewegung zu Tage, machte sich eine animirtere Diskussion zwischen diesem jungen Makkabäer und seiner Tischnachbarin, der jüngsten Schwiegertochter des Hau-

ses, bemerkbar. — Diese nämlich strengte, während die Alten unter sich plauderten, an dem jungen Mosaiten einen Bekehrungsversuch an, indem sie ihn mit Aufgebot ihrer ganzen schelmischen Eloquenz zum Genusse eines Stückchen „Kalács“ bewegen wollte. — Vielleicht wäre es der schmucken Eva auch gelungen, einen neuen Sündenfall herbeizuführen, hätte sie irgend ein paradiesisches Gesträuch, wie ihre Vorgängerin, vor dem Blick des „Vaters“ verborgen, so aber ließ dieser vorsichtig genug, um nicht erst zu spät „wo bist Du Adam?“ fragen zu müssen, die Leutchen nicht aus den Augen, und diese wendete sich endlich schmollend mit der Interpellation an diesen selbst: „warum er denn seinem Sohne den Genuß des „Kalács“, das doch am Ende kein „Schweinernes“ sei, verbiete!“

Der Rabbiner hatte einen harten Stand, es entspann sich eine „Disputation“, in welcher sich die Gelehrsamkeit des Rabbi gegenüber dem zungenfertigen, schalkhaften Gegenpart als ein sehr schwacher Schild erwies.

Endlich entschied die Autorität des Pfarrers, welcher seine Glaubenstochter in väterlichem Tone verwies, jemand Andersgläubigen zu einer Uebertretung seiner Glaubenssatzungen verleiten zu wollen.

So verstrich der Abend und erst in später Nachtstunde trennte man sich vergnügt und heiter mit dem Versprechen, morgen oder übermorgen bei einem anderen der eben Anwesenden zum „tor“ zu erscheinen.

---

## Moderne Märtyrer.

E. V. Das Arbeitszimmer eines Publizisten ist im Ganzen wenig mehr, als ein öffentlicher Vergnügungsort, an dem sich Jeder niederläßt, den sein Weg eben vorüberführt. Wohnt er vor den Thoren der Stadt, so darf er sich, vorzüglich bei schöner Witterung, auf zahlreiche Ueberfälle gefaßt machen, denn wohl Niemand zweifelt so sehr an der hinreißenden Liebenswürdigkeit seines Wesens, daß er sich nicht von der Einhaltung der festgesetzten Sprechstunde losgesprochen glaubte. Besonders stark in dieser Rücksichtslosigkeit pflegen die Märtyrer zu sein. Ganz und gar von der Bedeutung ihrer Idee eingenommen, halten sie Jedermann für verpflichtet, seine Zeit und Arbeit derselben zu opfern, und ihnen fortwährend zur Verfügung zu stehen. Die erste Woche des neuen Jahres war kaum vorüber, die Gratulanten waren sämmtlich abgelohnt, die Rechnungen getilgt und alle nothwendigen Glückwünsche abgestattet, einige Tage ungestörter Arbeit schienen glücklich errungen zu sein, als um die elfte Stunde eines sonnigen Januarvormittags plötzlich die Glocke meiner Wohnung aufs Gewaltsamste gezogen wurde. So mag ein Thürmer, der den barbarischen Feind seiner Gemeinde sich nähern sieht, die Thurmglocke, der Geizhals, den Raubmörder auf dem Lager überfallen, die über seinem Bette befestigte Schelle läuten, die Fensterscheiben klirrten sympathisch; man mußte sich den Klingelnden als einen bis an die Zähne bewaffneten, zum Aeußersten entschlossenen Mann vorstellen. Einige Sekunden später wurde eine Karte auf meinen Schreibtisch gelegt. Sie war die eines Sterblichen, der diesen kleinen Luxusartikel nur der Gefälligkeit eines ihm befreundeten Lithographen verdankt, und ihn nicht in einer besonderen Ledertasche, sondern als Beilage seiner Cigarren und des Taschenmessers aufbewahrt. Das Blättchen hatte einen Stich ins Gelbliche und roch widerwärtig nach verkohlten Glimmstengeln; der Ankömmling erkundigte sich außerdem mündlich, ob er mich einige Augenblicke lang in einer wichtigen Angelegenheit sprechen könne. Ich hatte zu lange bei der Betrachtung der Karte gezögert und der Unbekannte wahrscheinlich die Meldung des Hausmädchens gehört; es war nicht thunlich, ihn noch abzuweisen. Der Auftrag wurde ertheilt, ihn einzulassen, denn ich gestehe es nicht ohne Beschämung, der abscheuliche Geruch der Karte hatte mich neugierig gemacht. Männer, welche eine angerauchte Cigarre benetzen, dann an der Mauer oder Stiefelsohle ausdrücken und aufbewahren, um sie in Stunden späterer Muße wieder anzurauchen, haben das Schicksal von seiner negativen Seite kennen gelernt, stecken voll ungedruckter Denkwürdigkeiten und sind eines vorsichtigen Verhörs würdig.

Herr Weise, Partikulier, so nannte ihn die Karte, trat langsam in mein Zimmer, nahm mit Bedacht auf dem Sessel neben dem Schreibtisch Platz, nickte herablassend, als Ersatz für den unter gesitteten Personen bei der Ankunft üblichen Gruß und begann schweigend seine Anrede zu ordnen. Auf der Stirn des Herrn Weise lag etwas von einem Denker, aber in seiner Kleidung und Haltung nichts, was irgend einen finanziellen Erfolg seiner Ideen in unserer philosophisch so entarteten Gegenwart verkündete. Endlich öffnete der Gast ein wenig die fest geschlossenen Lippen und sprach die geflügelten Worte: „Es handelt sich um das Wohl der Menschheit! — — Wollen Sie mein Verbündeter sein?“

„Das freut mich,“ sagte ich heiter, wenn auch nicht ohne Vorsicht; „das Wohl der Menschheit ist von denen, welchen es von des Geschickes Mächten anvertraut worden, seit Erschaffung der Welt so wenig berücksichtigt und so weit der Erhaltung ihres eigenen Wohlbefindens nachgestellt worden, daß noch immer so viel wie Alles zu thun übrig bleibt.“ „Wollen Sie mein Verbündeter sein?“ wiederholte der Gast. — „Ich kann mich zwar nicht rühmen, zu den Großmächten Europas zu gehören; habe mir aber dennoch zum Gesetz gemacht, in der Wahl von Allianzen überaus vorsichtig zu sein. Die Beispiele liegen nahe! Durch leichtsinnig eingegangene Verbrüderungen wurde schon so mancher bis an die Ohren in den Sumpf geritten.“

Herr Weise machte ein Zeichen der Ungeduld. — „Erklären Sie sich deutlicher, dann werde ich Ihnen auch deutlicher und bestimmter antworten!“ setzte ich zu seiner Beruhigung hinzu. „Es handelt sich um das Wohl der Menschheit,“ sagte der Denker, zögerte alsdann aber wieder ein wenig, als fühle er sich von der ungeheuern Wucht dieses Gedankens überwältigt; endlich richtete er sich hoch empor und setzte mit hastigen Worten hinzu: „Es handelt sich um ein Universalmittel gegen Unterleibsbeschwerden!“

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

**№ 61.** Sonntag den 31. Juli **1864.**

## Auf dem Meere.

In den Wellen des mittelländischen Meeres spiegelte sich der lächelnde blaue Frühlingshimmel Italiens. Eine sanfte Brise kräuselte die See neckisch tändelnd, dazu schien die Sonne innig warm und doch nicht heiß: es war ein wunderschöner Tag. Etwa fünf Seemeilen vom kalabrischen Gestade entfernt, schnaubte ein elegant geformtes Dampfschiff durch die Fluth, das einer französischen Gesellschaft angehörte, welche den Verkehr in jenen Gewässern noch immer hauptsächlich vermittelt. Fast alle Passagiere waren durch das reizende Wetter auf's Verdeck gelockt und vertrieben sich die Zeit mit Plaudern, Gesang und Betrachten des schimmernden Meeres. Es herrschte ein recht ruheloses, buntes Treiben an Bord. Dagegen stach die Stille, die auf dem Theil des Verdecks herrschte, welcher ausschließlich für die Kajütenreisenden erster Klasse bestimmt war, um so mehr ab. Da saßen um einen kleinen, zierlichen Tisch drei Engländer, von denen Einer immer noch groteskseltsamer als der Andere aussah, und spielten Karten, während ein kaum achtzehnjähriges, bildhübsches aber sehr bleiches Mädchen, dessen goldige Locken der leichte Seewind gar zu gern zu küssen schien, an demselben Tische sitzend, in einem Album blätterte, in dem allerhand Landschaften und Gestalten von ihrer eigenen Hand gezeichnet waren. Der älteste der drei Männer, eine sehr knochige Gestalt, hatte noch das passabelste Gesicht unter den drei Spielern. Bevor die wilde Jagd der Leidenschaften durch sein Leben gezogen war, mochte er sogar ein schöner Mann gewesen sein. Aber jetzt guckten Weltverachtung und apathische Gleichgültigkeit aus allen seinen verwitterten Zügen, wie traurige Gespenster, die aus den offenen Fensterluken einer Ruine hervorsehen. Er war der Vater der Miß, die in dem Album blätterte. Der zweitälteste Engländer war schon mehr Karrikatur, als Normalmensch. Auf einem langen, spindeldürren Körper saß ein breiter Kopf mit furchtbar ausgebildeten Kinnbacken, die Einen unwillkürlich an all die häßlichen Geschichten erinnerten, die von der Gefräßigkeit der Haifische im Umlauf sind. Seine Augen hatten zwar nicht ganz den Umfang kleiner chinesischer Theetassen, aber sie brachten doch auf den Beschauer den Eindruck hervor, als wenn sie im Affekt sich weit mehr als die Sehorgane anderer Sterblichen aufrollen könnten. Wunderbar war dabei seine Nase gestaltet, welche offenbar nach dem Muster eines Elephantenrüssels gebildet war. Dabei waren die Ohren wieder von wirklich auffallender Kleinheit, das etwas fuchsige Haar dagegen von einem unwiderstehlichen Hang, struppig zu sein, in einer Weise um das würdige Haupt gelegt, die an nichts so sehr erinnerte, als an einen gegen seinen Feind aufgerollten Stacheligel. Dieser Herr wäre eine wunderbar treffliche Acquisition für einen Maler gewesen, welcher sich besonders darauf verlegt, in den Kinderbilderbüchern die obligaten Menschenfresser zu zeichnen. Wirklich, wenn er so von den Karten aufsah, und ein mißvergnügtes: „damn your soul!“ aus seinen wulstigen Lippen hervorquetschte, da hätte man darauf schwören mögen, daß er nun auch gleich in den Ausruf des Märchenmenschenfressers: „Ich wittere Menschenfleisch!“ ausbrechen werde. Repräsentirte aber der zweite Engländer mehr das Genre des Fürchterlichen, so stellte der dritte wieder nahezu das Urbild alles Komischen dar. Es war ein kleiner äußerst dicker Herr, dessen Kopf wieder so klein, als der seines Nachbars groß und breit war. Die Natur hatte ihm aber durch Mannigfaltigkeit die ihm fehlende Harmonie der Erscheinung offenbar ersetzen wollen. Seine Arme waren zum Beispiel, im strikten Widerspiel zu seinen kleinen Säbelbeinen, sehr lang, so etwa im Styl eines Orang-Utangs ausgefallen. Dazu trug er allerdings nicht etwa einen Buckel, allein man würde doch beim besten Willen, ihn für sehr proportionirt zu halten, haben zugeben müssen, daß er im Rücken etwas ausgewachsen war. Dieser Auswuchs gegenüber seinem wohlgepflegten Embonpoint verlieh seinem kleinen beweglichen Köpfchen und seinen beständig unter dem Tische wohlgefällig hin und herwackelnden Beinchen fast das Ansehen, als ob sie aus einem Fasse in die weite Welt hinausschauten.

Was aber das Gesicht betraf, so war auch dies im recht eigentlichen Sinne des Wortes interessant zu nennen, denn auch an ihm hatte die Natur offenbar das Spiel der Kontraste versucht. Während seine graugrünen Augen so en miniatur ausgefallen waren, daß indiskrete Leute sie wohl mit denen jenes nützlichen Thierchens verglichen haben würden, vor dem rechtgläubige Juden einen so großen moralischen Abscheu empfinden, glich seine vorwitzig spitz in den Aether hinauslugende Nase, die bei weitem zu groß für diese sich im sonst so bescheidenen Dimensionen präsentirende Physiognomie war, einem jener furchtbaren Mauerbrecher, mit denen die frommen Kreuzfahrer ehedem die Städte der Ungläubigen eroberten. Um seinen Mund, der sonst nicht zu auffallend gewesen wäre, spielte beständig jenes gutmüthige Lächeln, welches nur dicke Leute vom Stapel lassen können. Aber dies Lächeln zeigte verrätherisch zwei Reihen schwarzer, wurmstichiger Zähne, in denen sich hin und wieder eine Lücke

befand, welche einem bewaffneten Auge einen weiteren Blick nach diesem Gaumen gestattete, in dem schon so manches Beefsteak für immer verschwunden war. Durch diese [illegible] war der Zauber der Gutmüthigkeit dieses Lächelns allerdings etwas beeinträchtigt. Dazu trug er einen Backenbart, der einem Getreidefelde nicht unähnlich sah, in welchem die Mäuse arg gewirthschaftet haben, so sparsam und schüchtern wuchsen die einzelnen Härchen hervor. Sein Haupthaar dagegen entwickelte einen um so üppigeren Wuchs. Es war vom reinsten Blond; ein alter Römer hätte sicherlich hundert Pfund um diesen Skalp gegeben, um ihn sich als Perrücke aufzusetzen. Das Gesicht des kleinen Dicken war übrigens auch recht rosig anzuschauen, nur war es etwas schwer, genau darüber in's Klare zu kommen, ob diese Morgenröthe aus der Jugend oder aus der Madeiraflasche stamme. Was zu dem letzteren Verdacht ganz besonderen Anlaß gab, war die tapfere Nase, welche die rosenfingrige Eos beständig zu berühren schien, so lieblich leuchtete sie in der kostbaren Farbe der Purpurschnecke.

Was nun das Alter der drei Herren betraf, so mochte der Vater der Miß wohl nahe an die fünfzig zählen, der Herr mit dem Menschenfressergesichte konnte auch gut und gern schon vierzig Frühling durchgemacht haben, und der kleine Dicke eben etwa die für zarte Jungfrauen so bedenkliche Schwelle der dreißig überschritten haben.

Die beiden Letzteren waren so gut wie der Erstere Lords und dazu beide sehr reich, beide Parlamentsmitglieder und beide die Hoffnung und der Stolz ihrer alten Familien. Das Schlimmste, was aber beide mit einander gemein hatten, war ihre heiße Liebe zu Miß Ellen, die, wenn sie schwermüthig von ihrem Album aufschaute und einen recht trüben Blick hinaus in's weite wogende Meer warf, gar nicht aussah, als ob sie sich geschmeichelt gefühlt hätte, von zwei so illustren Freiern angebetet zu werden.

Beide umwarben sie bereits seit Monaten und hatten sich so sehr die Hochachtung ihres Vaters erworben, daß derselbe ganz unglücklich darüber war, daß seine Tochter sich nicht entscheiden wollte, einem der beiden Kavaliere die Hand zu reichen. Da nun beide beständig in ihn drangen, diesem Zustande unseligen Schmachtens und banger Erwartung ein Ende zu machen, so hatte er endlich festgesetzt, daß einer von ihnen sich mit der holdseligen Ellen in Palermo, wohin man jetzt von Neapel aus unterwegs war, vermählen und dort auf der feurigen, orangenduftigen Eiland die Flitterwochen mit ihr verleben solle. Wer der Glückliche sein werde, das sollten die Karten entscheiden, welche die beiden Nebenbuhler unter seiner Aufsicht während der ganzen Ueberfahrt zu Rathe ziehen mußten. Wer die meisten Partien gewonnen, der sollte auch die Braut gewinnen, dem Anderen aber würde es dann freistehen, seine Verzweiflung ganz nach Belieben zu enden oder nicht zu enden.

Und so spielten denn nun schon seit dem frühen Morgen die beiden Werber in einem fort, während das arme Opfer, um das das Loos geworfen wurde, dabei saß und es kaum wagte, die anziehenden Physiognomien ihrer Liebhaber anzublicken.

In der Seele Miß Ellen's klangen die klagenden Aeolsharfentöne zerrissener Jugendhoffnungen. Eben senkte sich ihr von dichten Seidenwimpern beschatteter Blick auf ein Bild ihres Albums, welches das in Schottland auch an der Meeresküste gelegene Stammschloß ihrer Familie darstellte. Wie oft hatte sie da aus diesen alten gothischen Bogenfenstern hinaus auf die See geschaut, als sie noch ein Kind, ein kleiner wilder Lockenkopf war, den die Dienerschaft ihres Vaters ob seiner Ausgelassenheit nur den Teufel Mackintosh nannte. Ihre Mutter hatte sie nicht gekannt; nie erinnerte sie sich, in ihre lieben Augen gesehen, oder von ihren Lippen eines jener süßen Wiegenlieder vernommen zu haben, die uns für das ganze Leben so unvergeßlich bleiben.

Andere Melodien waren ihr erklungen, wenn sie unten am Meeresstrande mit Muscheln gespielt. Hatten da nicht die Wogen ihr so heimlich und verlockend zugesungen, rauschende Lieder des Meeres, die ihre Kinderseele mit märchenhafter Wonne und so eigenthümlicher Sehnsucht erfüllt, daß sie sich oft nicht anders hatte helfen können, als daß sie die Kleider von sich geworfen und in das melodisch-brausende Naß hineingesprungen war, das sie so weich und lind umarmte, wie die Arme einer lieben Mutter. Da war sie mit den Fischen um die Wette geschwommen, und es war ihr oft dabei so sonderbar zu Muthe gewesen, als sei ihr Leben auf dem Lande eigentlich nur ein Traum, aus dem sie erst zur Wonne und frischem Selbstbewußtsein erwache, wenn sie sich in die Fluthen bette. Aber es ist auch gar so hübsch, auf dem Meere zu schwimmen, wenn die Wellen Einen umspielen und in diesem Spiel immer weiter vom Ufer fortlocken, bis das Herz durch ein leises Pochen und warnt, den Nixen nicht zu viel zu trauen, und zur Umkehr mahnt. Aber Miß Ellen hatte sich nicht vor den Nixen zu fürchten gehabt, sie war selbst so etwas wie eine kleine Nixe. Durch alle Erinnerungen, alle Träume ihrer Kindheit schimmerte und brauste das Meer mit seinem Wogen, Rauschen und Leuchten, mit seiner sirenenhaft lächelnden Ruhe und seinem dämonischen Tosen und Stürmen, und dem perlenschimmernden Zauberklang all seiner Sagen und Wunder.

Dort an dem Erkerfenster ihres Schlosses hatte sie auch an einem finstern, wolkenverdüsterten Tage gestanden, als sie schon mehr sinnige Jungfrau geworden und das wilde Kind, das ihrem Vater, dem lahmen Lord, so viel Sorge gemacht, schon fast ganz abgestreift hatte. Da hatte sie wieder hinuntergeblickt auf die See, die an jenem Tage so furchtbar stürmte und tobte, als sei sie aus einem recht lieben Traum plötzlich zu einem recht großen Jammer erwacht. Berghoch thürmten sich unten die Wogen, heulend prasselte der Wind hindurch, indem er die wirren Fluthenlocken mit namenlosem Ungestüm zerzauste. So weit das Auge nur schweifte, war endloser wüster Kampf der Elemente, bei, wie die Brandung pfeifend, sausend und wie tausend Schlangen zischend unten an die Uferfelsen schlug! Es war ein Sturm gewesen, während dem die Seeleute zu sagen pflegen: „Der fliegende Holländer jagt heut über's Meer; er sucht eine Braut. Weh wenn er uns findet!" Und richtig, ganz so wie die Sage erzählt, ließen sich jene schrillen Klagelaute weit über die See hin vernehmen, welche die Matrosen „das Lied des fliegenden Holländers" nennen, das sie, wenn es sehr schönes ruhiges Wetter ist, aber nur dann, und wenn sie gerade recht ausgelassener Laune sind, nachsingen.

Wirklich, nein das war keine Täuschung, plötzlich war Ellen am fernen Horizonte ein Schiff erschienen. Es kämpfte entsetzlich mit den Wogen. Gott, dort ist der Kurs so gefährlich, so manche Sandbank lauert verrätherisch unter der Fluthendecke, und bei diesem Sturme! Das Schiff war näher und näher gekommen. Jetzt konnte man deutlich durch das Heulen des Orkans den Donner eines Nothschusses vernehmen, dann noch einen, aber, wer sollte helfen?

Ellen war voller Angst und Theilnahme für die unglücklichen Schiffbrüchigen durch das ganze Schloß geeilt und hatte alle Dienerschaft aufgeboten, um alles vorzubereiten, was etwa den Scheiternden Hilfe bringen könne. Unten am Strande hatte man mächtige Feuer angezündet, aber das war auch Alles, was man thun konnte oder wollte. Es gelang ihr nicht, einen Lootsen aufzutreiben, der dem strandenden Schiffe zu Hilfe gekommen wäre. Vom Ufer aus mußte sie es mit ansehen, wie das unglückliche Fahrzeug auf eine Sandbank auflief, wie es die Wogen in Stücke rissen und die Mannschaft in das tiefe, nasse Grab hinabgezogen wurde. Aber da hatte sich das heldenmüthige Mädchen nicht länger mehr halten können, sie hatte einen Kahn vom Ufer losgelöst, und ehe noch die gaffende Menge sich von ihrem Erstaunen erholt und sie gehindert, hatte sie ein Ruder ergriffen und war gerade hinaus gesteuert in das stürmische Meer, nach der Sandbank zu, wo eben das Schiff gescheitert war, um wenigstens mit ihrer einzelnen, schwachen Kraft noch irgend ein Menschenleben zu retten.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Moderne Märtyrer.

(Schluß.)

Das Geheimniß war entdeckt; Herr Weise, Partikulier, fühlte sich beträchtlich erleichtert, wenn auch noch nicht erheitert, durch den Eindruck, welchen seine vertrauliche Mittheilung auf mich gemacht hatte. Er mochte erwartet haben, ich werde sofort in einen Zustand von Ekstase verfallen. Die düsteren Wolken auf seiner Stirn begannen jedoch sich zu zertheilen, die Bahn war gebrochen und Herr Weise griff in die Tiefe des Paletots, um meine persönliche Bekanntschaft mit der Panacee zu vermitteln. Aus der hinteren Rocktasche zog er eine, in schmutzig blaues Zuckerpapier gewickelte Steinkruke von der Größe einer Kaffeetasse hervor, stellte sie auf die Ecke des Schreibtisches und betrachtete das Gefäß mit dem entzückten Auge eines Adepten, der den Stein der Weisen oder das Lebenselixir entdeckt zu haben glaubt. Da ich zögerte, die Hand nach der Steinkruke auszustrecken, drehte er sie dergestalt, daß mir der Inhalt des darauf geklebten Papierblattes nicht entgehen konnte.

Auf gelblich grünem Papier stand die mit großen Lettern gedruckte kauderwälsch italienische Inschrift: „Weise's Crema Rafano." Der Erfinder der Komposition schien zu hoffen, daß ich mich freiwillig des Gefäßes bemächtigen und seinen Inhalt prüfen werde, da ich mich jedoch vollkommen passiv verhielt und ihm die Initiative anheimzustellen entschlossen war, erachtete er eine weitere Vorbereitung und Einführung für nothwendig und begann: „Mein Herr! wir leben in einem Jahrhundert der naturwissenschaftlichen Forschung; das kann nicht geleugnet werden. Die Gelehrten machen in der Optik, Physik und Chemie die feinsten Entdeckungen, wer wüßte das nicht? aber wem wird damit genützt? doch nur der Nachwelt. Den Lebendigen antwortet man auf ihre Frage: welcher Nutzen aus allen diesen Forschungen erwachse? mit Achselzucken: bis jetzt wissen wir nur, daß wir nichts wissen! geduldet euch, die Zeit der Klarheit wird dereinst kommen. Mein Herr! eine solche Antwort mag bescheiden sein und einem Theoretiker Ehre machen, aber das Leben ist überwiegend Praxis, und die Uebel des Daseins werden mit bloßen theoretischen Untersuchungen nicht ausgerottet. Von den heutigen Aerzten denke ich besonders klein, denn ihre Pflicht ist es, handelnd aufzutreten und nicht der Natur und Zeit die Heilung der Leiden zu überlassen." Er räusperte sich ein wenig, dann fuhr er fort: „Es wird Ihnen nicht entgangen sein, daß von dem Augenblicke an, wo die Aerzte in der Verordnung der Heilmittel zaghafter und zurückhaltender wurden, sich geistreiche Laien des heilwissenschaftlichen Terrains bemächtigten und der vernachlässigten Menschheit zu Hilfe kamen. Sie erinnern sich, daß neben der offiziellen Medizin seit grauen Vorzeiten auch eine dilettantische, von den Fachmännern scheel angesehene, häufig blutgierig verfolgte Medizin existirt hat, die sich wahrlich nicht geringer Erfolge rühmen darf, obwohl sie meistens nur von geringen Leuten, alten Frauen, Schäfern und Scharfrichtern ausgeübt wurde. Heute sind wir glücklicher; die freie Medizin, wie ich sie nennen will, hat sich endlich Anerkennung ertrotzt. Der konstitutionelle Staat des neunzehnten Jahrhunderts nimmt nicht mehr die graduirten Aerzte allein in Schutz. Lampe, Petsch, Schroth, Lutze üben ungehindert ihre Kurmethode, Hoff verfügt über kaiserliche und königliche anerkennende Atteste, und Daubitz — ja, wenn Daubitz nur nicht zu drastisch wirkte — ich muß die Wahrheit sagen: ihm verdanke ich die Anregung zu meiner „Crema Rafano."

Obgleich ich mich hütete, meinen beredten Gast durch das geringste Wort der Anerkennung zu ermuntern, mußte er doch in meinem Gesicht eine Spur von Neugierde bemerkt haben, denn er steigerte den Ton seiner Stimme und rief: „Ich war stets von tiefster Verehrung dieser diätetischen Heilmittel durchdrungen." — „Rechnen Sie den Schnaps auch dahin?" erlaubte ich mir einzuwenden. „Weshalb nicht? gehört doch der Branntwein wenigstens zu den raschen stets wirksamen Stärkungsmitteln unserer arbeitenden Generation! aber bringen Sie mich nicht von meinem Thema ab. Ich wollte nur von der medikamentösen Idee in Daubitz reden. Ja, mein Herr, die Anerkennung der Gegenwart, die sich in so vielen Dankadressen und Zeitungsannoncen ausspricht, hatte meine Aufmerksamkeit auf Daubitz gelenkt; ich beschloß, an mir selbst eine Probe mit seinem Wundertrank zu machen. Ein Mittel, das Eltern ihrem kranken Säugling Morgens und Abends theelöffelweise verabreichen, konnte einem Manne von fünfzig Jahren keine Besorgnisse einflößen; aber ich hatte die Stärke meiner Konstitution überschätzt. Nach zwei, gleichfalls Morgens und Abends genossenen Spitzgläschen wand ich mich wie ein Aal, wenn die Köchin sich daran macht, ihm die Haut abzuziehen. Fern sei es von mir, die Wirkung des Liqueurs zu bestreiten; sie griff in der Tiefe durch — aber — ich ahnte Aloe in dem Kraftmittel!" „Was Sie sagen!" flüsterte ich kaum hörbar. „Von Stunde an hatte ich keine Ruhe mehr, das Mittel war gut, den niedergedrückten Humor der Menschheit neu zu beflügeln, ihren unter dem Druck der Reaktion erlahmenden Muth zu kräftigen; aber es schien ihm an organisch versöhnlichen Elementen zu fehlen. Alles kam darauf an, zartere Stoffe zusammenzustellen, die in ihrem Schoß zugleich Reiz und Sühne bergen. Mit meinem Pudel habe ich die unumgänglich nothwendigen Versuche angestellt; er erlebte nicht das Resultat derselben. Ich will Sie nicht länger Ihrer kostbaren Zeit berauben — hier steht meine Erfindung — öffnen Sie die Büchse — prüfet Alles, und das Beste be-

haltet, heißt es auch von ihr — ich deutete schon darauf hin, wenn ich sagte: Reiz und Sühne!“

Herr Weise, Partikulier, wurde unwiderstehlich, ich ergriff zögernd die Büchse, lockerte den Deckel, öffnete und bemerkte eine Masse, die der Pommade glich. — „Zum Einreiben?“ fragte ich schüchtern. „Haben Sie keinen Theelöffel?“ fragte gleichfalls Herr Weise, „bedenken Sie, ich habe die Mischung „Crema“ genannt! man genießt sie mit Theelöffeln!“ — Er nahm aus der, auf dem nahen Sophatische stehenden Tasse den Löffel, und schien Anstalt machen zu wollen, mir eine Dosis der „Crema“ einzuflößen. Die Verzerrungen meines Gesichts hielten ihn davon ab. „Sträuben Sie sich nicht, mein Herr, Sie haben es mit einem wunderbaren, aber durchaus unschuldigen Mittel zu thun! Riechen Sie?“ — Aus der Büchse drang ein abscheulicher Gestank in Verderbniß übergehender schwarzer Rettige; mir fielen sogleich gewisse Biergärten Münchens ein. Herr Weise wurde durch meinen Widerwillen nicht beirrt, er rief mit pathetisch überzeugender Stimme: „Crema Rafano!“ und näherte sich mir, wahrscheinlich um meine Nase zuzuhalten und durch dieses Verfahren den Verzehr des Rettigcreme's zu erleichtern.

„Also auch Sie!“ sagte der arme Mann, da ich ihn energisch zurück- und in den Stuhl drängte. Er ließ die Hände und seine Büchse in den Schoos sinken, und neigte das Haupt auf die Brust. — „Was heißt das?“ rief ich nicht ohne Entrüstung über so viel Zudringlichkeit. — „Sie waren noch meine letzte Hoffnung! Wochenlang ziehe ich mit meiner „Crema“ durch Berlin, allen Redakteuren, allen Journalisten habe ich mich vorgestellt, um eine Empfehlung zu erlangen, überall bin ich abgewiesen worden; nun verschmähen auch Sie mein Mittel — o Undankbarkeit der Menschen! Pflichtvergessenheit der Presse!“

Aus Mitleid mit dem Manne suchte ich ihm begreiflich zu machen, daß die freie und wilde Medizin ihre bisherigen glänzenden Erfolge auch nur der freien und wilden Presse verdankte, aber die Verantwortlichkeit für die Wirkung ihrer Mittel nicht wohl Zeitungen und Schriftstellern aufbürden könne, die sich durch eine leichtsinnige Empfehlung solcher Geheimmittel mit Recht einem schweren Verdacht aussetzen würden. Herrn Weise traten beinahe die Thränen in die Augen. „Kein Geheimmittel!“ seufzte er, „nicht einmal die Zustimmung des Ministeriums zum öffentlichen Verkauf kann ich erhalten. Kein Geheimmittel! Rettig — geriebener Rettig und — Honig! Nichts als unschuldige Nahrungsmittel unverdorbener Völker, die aber in richtiger Mischung die heilsamsten Einflüsse auf den menschlichen Körper ausüben!“ Er hielt mir die Steinkruke noch einmal mit einer flehenden Bewegung hin und machte eine mich zum Scheiden einladende Geberde mit der Rechten, da ich aber bei dem widerwärtigen Geruch der noch immer geöffneten Büchse schaudernd einen Schritt zurücktrat und den Kopf schüttelte, biß er die Zähne zusammen, nahm den Theelöffel, genoß eine kräftige Dosis der „Crema“, während er einen verächtlichen Blick auf mich warf, schloß dann die Büchse und versenkte sie dann wieder, sorgfältig eingewickelt, in den Taschen seines Paletots. Meine Uhr zeigte auf Zwölf; ich hatte eine ganze Stunde durch das Bittgesuch des organischen Chemikers verloren. Auch Herrn Weise schien jetzt einzufallen, daß er nach einem solchen Fehlschlage seiner Hoffnungen ungehindert das Weite suchen dürfe.

## Ein Führer durch das Rhöngebirge.

Willst Du immer weiter schweifen?
Sieh das Schöne liegt so nahe!

Unter dem Titel: „Wegweiser durch das Rhöngebirge, von F. Stein, mit einer Karte“, ist unlängst bei C. Jügel in Frankfurt ein Reisehandbuch erschienen, das allen Touristen bei einer Wanderung durch das Rhöngebirg der willkommenste Führer sein wird. Die Rhön wird, seitdem die Eisenbahnen ihr von Norden bis Meiningen und von Süden bis Schweinfurt nahe gekommen sind und gute Straßen dieselbe durchziehen, mehr und mehr das Ziel von Vergnügungsreisenden. Sie verdient es auch, von ihnen immer mehr aufgesucht zu werden. Nicht nur ihre Bäder Kissingen und Brückenau laden dazu ein, sondern auch die altehrwürdige Salzburg bei Neustadt, die wohl erhaltene Lichtenburg bei Ostheim, die weite Fernsicht des Kreuzberges, die Ruinen des Ebersberges, die Basaltformationen des steinernen Hauses, am Wasserfalle, der Teufelsmühle und an der Steinwand, die gerettete Milseburg mit lieblicher Aussicht, der anmuthige Salzunger See, der nördlichste, wie der Frickenhäuser See, der südlichste von 9 an der Ostseite der Rhön gelegenen Seen, sind eben so würdige, als lohnende Reiseziele. Die dem Wegweiser beigegebene Karte, welche das ganze Rhöngebiet umfaßt, ist sehr gut ausgeführt und ist allein den billigen Preis von nur 36 kr. werth, den das Büchlein mit Karte kostet. Es ist zu wünschen, daß es recht Viele in die Schönheiten unseres Rhöngebirges einführen möge, welche die Gebirgsschönheiten bisher nur in der Ferne finden zu können glaubten, und denen man das Wort des Dichters zurufen könnte, das oben als Motto gewählt worden ist.

n.

## Ihr Herz.

Ihr Herz, in dem die Liebe wohnt,
Gleicht einem Land, wo Segen thront,
Gleicht einem duft'gen Blumengarten,
Wo Engel still der Rosen warten; —
Es ist ein klarer Bergessee,
In dessen Grund von heil'ger Höh'
Mit funkelnden und hellen Blicken
Ihr Bild die Sternen-Augen schicken, —
Ihr Herz, es ist ein Feuer, mild,
Wo Sehnsucht das Verlangen stillt, —
Es ist ein Buch mit vielen Blättern
Und tiefen, inhaltsreichen Lettern, —
Dies Herz, es ist ein leis' Gebet,
Das brünstig sich zu Gott erhebt,
Und glaubt und hofft auf Wiedersehen,
Wenn auch die Lieben scheiden gehen.

Friedrich Friedreich.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 62. Mittwoch den 3. August 1864.

## Auf dem Meere.

(Fortsetzung.)

Und sonderbar, als ob selbst die wüthende See vor dem Heldenmuthe dieses jungen, schwachen Mädchens erschrocken wäre, gerade in diesem Augenblicke hatte sich der wildeste Sturm gelegt und es war ihr gelungen, einen todtmatten Schwimmer, als er eben im letzten Kampfe mit den Wellen rang, in ihr Boot aufzunehmen und an's Land zu bringen, der einzige, der von der Bemannung des untergegangenen Fahrzeugs gerettet wurde. Es war das ein Seekadet gewesen, der sich am Lande bald genug wieder erholte, seiner Retterin zu Füßen sank und sie wie eine Meerfee verehrte. Als der alte Herr Papa von dem tollen Streiche seines Töchterchens hörte, hatte er nicht genau gewußt, ob er sich darüber ärgern oder freuen sollte und in diesem Zweifel eine Flasche Sekt nach der anderen zu Rathe gezogen, bis er mit einem so stattlichen Zopf, als ihn nur je ein würdiger Lord old Englands davon getragen, in Schlummer gesunken und die ganze Nacht hindurch von einer stattlichen Fuchsjagd geträumt hatte.

Unterdeß hatte Ellen sehr viele Gelegenheit gehabt, ihren Schützling näher kennen zu lernen. Es war ein stattlicher junger Seemann, ein recht frisches Blut, der, ganz wie sie, das Meer über Alles liebte und das Leben noch für einen lichten Rosentraum ansah, den selbst ein Sturm, bei dem man um's Leben kämpft, nicht stört, wenn er nur damit endet, daß man von der engelschönen jungen Tochter eines mächtigen Lords aus den Fluthen gerettet wird. Ellen erschien ihm wie ein höheres Wesen, aber wie eine jener gütigen Feen, die, ohne daß sie es nöthig hätten, zu uns hinabzusteigen, uns durch die ihnen eigene liebenswürdige Zauberkraft zu sich emporziehen können. Mehrere Wochen hielt er sich auf dem Schlosse Lord Boughley's auf; das war die glückseligste Zeit seiner und Miß Ellens Jugend. Sehr bald zog der Traum der ersten wunderseligen Liebe in die beiden jungen Herzen ein.

Es war auf einer abendlichen Meerfahrt, als sie sich unter dem verliebten Geflüster der mit grünem Tang und Seerosen spielenden Wellen, ihre Liebe gestanden. John Iron, so hieß der Seekadet, schwur seinem süßen Liebchen zu, er wolle ein gewaltiger Seemann werden und einst auf einem Orlogschiff wieder an dieser Küste landen, um bei ihrem Vater um sie zu werben. Und ebenso schwur Ellen, das halbe Kind mit der Unschuld eines Engels und dem Muthe und der Entschlossenheit eines Helden, sich lieber in's Meer zu stürzen, als jemals einem Anderen ihre kleine Hand zu reichen, als ihrem John.

Alle diese Erinnerungen zogen jetzt an Ellens geistigem Auge vorüber und umstrickten sie dabei so süß mit dem allgewaltigen Zauber, den holde Stunden noch in der Vergangenheit auf uns auszuüben vermögen, daß sie fast der Gegenwart darüber vergessen hätte. Aber nur zu bald sollte sie gewaltsam wieder aus diesem kurzen Traum emporgeschreckt werden. Der fürchterliche Lord mit den Hayfischkinnbacken und der Stacheligelfrisur hatte nämlich gerade eben wieder eine Partie verloren. Wüthend über das Mißgeschick und neidisch auf den Rivalen, warf er seine Karten auf den Tisch, erinnerte sich aber noch rechtzeitig wieder daran, daß er kein Lastträger, sondern ein Kavalier sei, und mäßigte daher den Ausbruch der üblen Laune so sehr, daß er seinem Nebenbuhler nur einen einzigen bitterbösen Blick zuwarf und dabei in die aristokratisch-gesänftigten Worte ausbrach: „Ihr habt ein verdammt gutes Glück, Mylord." Der kleine Sieger machte einen behaglichen Katzenbuckel, grinste über seinen Triumph unendlich heiter, lachte dabei fast von einem Ohre bis zum anderen und konnte sich nicht enthalten, das Sprichwort zu citiren: „Wer das Glück hat, führt die Braut heim." Das war aber sehr taktlos und sein Widerpart glaubte darin ein ganz besonderes Sticheln zu erkennen, weshalb er es auch durchaus für erlaubt hielt, seinen Gefühlen keinen Zwang mehr anzuthun, sondern vielmehr mit einer Stentorstimme, die ein Marktschreier nicht hoch genug zu schätzen gewußt haben würde, ausrief: „Ich will verdammt sein, my very dear Sir, wenn ich Ihnen nicht, noch bevor Palermo in Sicht kommt, den Hals breche."

Ellen hatte vor Schreck über diesen gewaltigen Streitruf ihr Album aus den Händen fallen lassen, sie war jählings aus jeder lindernden Täuschung herausgerissen worden, und befand sich nun ganz der häßlichen, entsetzlichen Wirklichkeit gegenüber. Ihr kleiner, dicker Liebhaber gewahrte den Schreck, in den sie durch die Stimme seines Rivalen versetzt worden war, und suchte ihn durch einen zuckersüßen, ganz ungemein viel Liebesgluth ausstrahlenden Blick auf ihre bleichen, zarten Züge zu bannen. Aber dieser liebenswürdige, so gut gemeinte Blick brachte leider auf Ellen eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervor. Es ergriff sie davor ein Gefühl so unnennbaren Ekels, daß sie selbst sich von einem Anfall der Seekrankheit bedroht glaubte. Der große, spindeldürre Lord hatte aber den Blick des Kleinen und dessen Wirkung nicht

ohne Genugthuung genau beobachtet, und konnte sich daher nicht enthalten, mit einem sarkastischen Lächeln in die Worte auszubrechen: „Mylord, mir scheint, der Witz wird nicht wohl, wenn Sie sie mit demselben Wohlgefallen, wie ein Austernfrühstück betrachten." Das war aber auch dem Kleinen zuviel. Die heitere Rosenröthe seines Antlitzes verwandelte sich urplötzlich in ein dunkles, drohendes Karmin, besonders die Nase leuchtete grell auf, als ob sie in St. Elmsfeuer getaucht wäre. Er öffnete seinen großen Mund, durch seine Zahnlücken pfiff der Hauch grimmen Zornes, als Vorbote nahenden Sturmes, endlich hatte er sich so weit wieder gefaßt, daß er zu Worte kommen konnte und mit einem überaus giftigen Blick zu seinem vis à vis sagte: „Euer Lordschaft scheinen heute sehr stark gefrühstückt zu haben." So gemäßigt die Bemerkung eigentlich im Verhältniß zu den vorausgegangenen Provokationen auch war, so sehr brachte sie doch den guten Lord, an dessen Adresse sie gerichtet war, in Harnisch. Die Augen desselben nahmen in diesem Augenblick wirklich so furchtbar an Ausdehnung zu, und glänzten dabei so grandios wild, daß man fürchten mußte, sie würden in der nächsten Minute aus ihren Höhlungen heraustreten und als ein paar glühende Kugeln sich in das Herz ihres Widersachers einbohren. Eine ebenso verdächtige Bewegung nahm die Rüsselnase des sich beleidigt Wähnenden vor, sie fuhr mit dem ausgesprochenen Instinkt, ein Opfer zu zermalmen, in der Luft herum, daß es ein Graus war, ihren Bewegungen zu folgen. Dabei sträubte sich das struppige, rothe Haar des edlen Lords mehr denn je zu Berge, seine Stirnadern schwollen wie mächtige Schiffstaue auf, und seine terribien Kauwerkzeuge knirschten gegeneinander so unheimlich, als ob er bereits seinen verhaßten Gegner mit ihnen in der Arbeit habe.

Als die arme Ellen gerade jetzt mit einem schüchternen Blick diesen Liebhaber streifte, zuckte sie zusammen, als ob sie von einer giftigen Schlange berührt worden wäre. Nein, dieser Mensch war doch gar zu abschreckend häßlich! Aber auch der Kleine schien sich zu einem Kampfe zu richten, er schwoll vor Zorn förmlich auf, so daß er mehr und mehr die Gestalt eines Balles annahm, der vielleicht im nächsten Augenblick schon seinem Nebenbuhler, von einem günstigen Winde getragen, in's Gesicht fliegen würde. Die Situation war äußerst kritisch. Jetzt dachte aber auch der Vater Ellens, daß es an der Zeit sei, zu interveniren, ehe der Bürgerkrieg zwischen den beiden Herren, von denen doch einer sein Schwiegersohn werden würde, ein fait accompli wäre. Er schaute die Kampfhähnen nicht unähnlich Sehenden mit einem einzigen, ruhig festen Blicke an, in dem sich etwa der Gedanke aussprach, daß er die right honourables für bei weitem vernünftigere Leute gehalten hätte und sagte dann phlegmatisch: „Mylord's, es ist sehr schönes Wetter, wollen Sie nicht Ihr Spiel fortsetzen?" Diese so gleichgiltig klingenden, obwohl nicht ohne einen leisen Accent der Verwarnung gesprochenen Worte, brachten die erzürnten Gentlemen in der That wieder zu sich, beide warfen in demselben Moment noch einen zärtlichen Blick auf Ellen, die davor nicht wenig zusammenschrack, dann aber griffen sie wieder zu den Karten, die über den Besitz dieser Mädchenperle entscheiden sollten.

(Fortsetzung folgt.)

## Leiden und Freuden eines Theaterdirecktors.

### I.

### Ein Skandal der jeunesse dorée.

„Niemand denkt an die Auslagen; aber jeder rechnet den Gewinn nach. Wer äußert je Vergnügen über den Gedanken, daß der Direktor einen Profit macht? Er ist, so zu sagen, der „gemeinsame Feind" in den Augen sowohl des Publikums als der Künstler. Die Letzteren fühlen sich benachtheiligt, wenn er den Lohn seiner Bemühungen einärntet, und meinen, er sollte sie höher bezahlen; das Publikum fühlt Mißvergnügen über die geforderten Eintrittspreise und verlangt, daß wenn sich das Theater bezahlt macht, der Tarif niedriger sein sollte. Endlich erregen die Verlegenheiten des Direktors, wenn sie bekannt werden, kein Mitleid."

Benjamin Lumley.

Benjamin Lumley hat soeben unter dem Titel: „Reminiscences of the Opera" (London, Hurst and Blackett, 1864) eine ausführliche Geschichte seiner zwanzigjährigen Verwaltung von „Her Majesty's Theatre" erscheinen lassen, welche allen fungirenden und intendirenden Theaterdirektoren wegen des darin niedergelegten Schatzes von Erfahrungen und Erlebnissen empfohlen zu werden verdient. Her Majesty's, oder wie es vorher hieß „the King's Theatre" hatte früher allein eine italienische Oper, brachte aber trotz der ungeheuren Einnahmen den Pächtern niemals etwas ein, so daß das Ende gewöhnlich in Zahlungsunfähigkeit und Bankerott bestand, während die Unternehmer mit dem Theaterpersonal und den Theaterfreunden Qualen auszustehen hatten, welche einen absoluten Mangel an Galle voraussetzten. So hatte sich im Jahre 1840 unter Lumleys Vorgänger, Laporte, die Operngesellschaft verabredet, sich für die neue Saison entweder insgesammt oder gar nicht engagiren zu lassen und unter keiner Bedingung Engagements und Entlassungen Einzelner zu dulden. Laporte, ein hitziger Franzose, welcher diese Kabale der „alten Garde" kannte, beschloß, die Saison von 1842 mit einer ganz neuen Gesellschaft zu beginnen, unterdeß aber die Clique dadurch zu sprengen, daß er einzelne Mitglieder derselben nicht wieder engagirte. Das Erste derselben war Tamburini, welcher sich durch den damals in Italien sehr beliebten Coletti recht gut ersetzen ließ. Als dies die alte Garde vernahm, griff sie Laporte nicht offen an, sondern ließ ihm durch ihre Bundesgenossen zusetzen. „Madame Grisi, erzählt Lumley, zu dieser Zeit im Zenith ihrer Schönheit und ihres Ruhmes, hatte unter ihrem schönen und sanften Szepter eine Schaar junger Fashionables zu Unterthanen, über welche sie sich einen außerordentlichen Einfluß verschafft hatte. An der Spitze dieser Gruppe stand ein edler Viscount, dessen Duell mit ihrem Gatten, Herrn de Melcy, einen der bemerkenswerthen Skandale der Stadt gebildet hatte, und dessen Parteinahme in dem bevorstehenden Kampfe sie in Abrede zu stellen verachtete. Dies also waren die Vortruppen, bereit, den Feldzug eines Befehlshabers zu unterstützen, welcher, obgleich nicht im Stande, offen auf dem Felde zu erscheinen, die Manöver zu leiten vermochte. Zu diesem Zweck ließ sich kein besserer „Stellvertreter" wünschen, als der bereits erwähnte edle Lord, und es ist wohl bekannt, daß der Angriffsplan in dem Hause der Gemeinen, deren Mitglied er damals war, arrangirt wurde. — — Es ist wahrscheinlich, daß, da die „alte Garde" bei dem ersten Auftreten Colettis in Paris abwesend war, man es für rathsam hielt, nicht mehr zu thun, als einen Fühler herauszustecken. So viel

ist gewiß, daß bei der Erhöhung der Gaisen sich keine Feindseligkeit kundgab. Coletti, welcher in der Partie des Tan- quam Rache aufsang, wurde allerdings mit einigem Zischen und Rufen nach Tamburini empfangen; aber diese Demonstrationen wurden bald von dem bessern Sinn der großen Mehrheit des Hauses unterdrückt. Der Plan war noch nicht zur Reife gediehen. Bei dem zweiten Auftreten Colettis jedoch fand die so sorgfältig vorbereitete Explosion statt. Die famosen Omnibus-Logen waren gegen den Schluß der Oper mit den fashionablen Verbündeten der Koalition angefüllt und von diesem Quartier aus begann der Spektakel beim Fallen des Vorhanges. Die Parteigenossen und leicht zu führenden öffentlichen Schreier nahmen in verschiedenen Theilen des Hauses den Ruf „Tamburini", „Laporte", „Tamburini" auf und wiederholten ihn, während Viele von dem ehrlich gesinnten Publikum schrieen: „schämt Euch! Keine Einschüchterung! lassen Sie sich nicht einschüchtern!" und den wahren Grund der Ruhestörung recht wohl errietheн, indem sie riefen: „werft den Omnibus hinaus," worauf die Inhaber desselben antworteten: „Versuchts doch!" Laporte erschien mehreremale und versuchte, das Publikum anzureden; aber das betäubende Geschrei machte ihn unhörbar. Geheul, Zischen, Schreien überwältigte jeden andern Laut, und es fand während dieser Scene der Verwirrung zwischen dem Direktor und den Inhabern der Omnibuslogen, deren Wuth zuzunehmen schien, wie der Spektakel ihr Blut erhitzte, eine Art stürmischer Konferenz statt. Endlich erhob sich der Vorhang zum Ballet. Die Cerito sollte diesen Abend zum erstenmale auftreten, und länger als eine Stunde standen die Koryphäen zum Anfang bereit, doch vergeblich. Laporte erschien zum viertenmale. Er schien sich ergeben zu haben; denn er versprach, auf direkte Aufforderungen über diesen Punkt antwortend, er wolle Tamburini Vorschläge machen; aber selbst dieß dünkte den Urhebern des Lärms ungenügend. Sie schrieen, und endlich sprang die ganze Partei der edlen und fashionablen Inhaber der Omnibuslogen auf die Bühne, und unter diesen ein junger Peinz von Geblüt. Der Vorhang fiel jetzt zum letztenmale und unter den sympathetischen Cheers des einen Theiles und dem Zischen des andern schwenkten die tapfern Kavaliere der Ortnibuslogen ihre Hüte im Triumph und schrieen „Viktoria!" Die Geschichte endete damit, daß Laporte nachgab, d. h. Tamburini engagirte und es war charakteristisch, daß bei dem ersten Wiederauftreten des Sängers die Omnibuslogen und Parketsitze leer waren und sich erst beim Beginn des Ballets füllten.

(Schluß folgt.)

---

# Römische Bäder.

(W. Z.) Wer einmal an die Wohlthat sich gewöhnt hat, die durch die Einführung oder vielmehr die Wiedereinführung der türkisch-römischen Bäder in das Abendland uns zu Theil geworden, wird sie immer empfindlich entbehren, wenn er in eine Lage versetzt wird, in welcher er sich dieses Kulturmittels nicht bedienen kann. Ein wenige Male wiederholter Besuch in einem römischen Bade wird Jedem die Ueberzeugung gewähren, daß nur hier die Kunst, sich zu waschen, erlernt werden kann, und daß das Bad in einer Wanne oder in einem Flusse nicht einmal für die wünschenswerthe Reinigung, viel weniger für die Kräftigung des Körpers ausreicht. Die Art der Bäder, welche man jetzt die römischen nennt, waren schon im entferntesten Alterthum allgemein im Gebrauch; man findet sie bei den Egyptern, Phöniziern, Griechen, Römern; daß sie dem Bedürfnisse des Körpers am Besten entsprechen, geht am schlagendsten wohl daraus hervor, daß man selbst bei den Indianern in Nordamerika eine ähnliche Einrichtung gefunden hat. Bei den Römern erlangte indessen das Bad seine höchste Verfeinerung und Verbreitung; es bestanden zu einer Zeit in Rom allein 800 solcher Bäder, und wohin die Römer ihre Adler trugen, errichteten sie zuerst Festungen und dann Bäder. Es ist in der That wunderbar, wie das Prinzip derselben völlig in Vergessenheit und Nichtbeachtung gerathen konnte, wenn auch das nicht zu beklagen ist, daß die Mißbräuche untergegangen sind, mit denen der Luxus und die Sinnlichkeit der Imperatorenzeit die Bäder ausgestattet. Im gesammten Occident gingen die römischen Bäder unter; für Deutschland trat seit dem 30jährigen Kriege ein noch bedenklicherer Rückschritt ein. Während des gesammten Mittelalters hatte man das Baden, wie Essen, Trinken und Kleidung zu den unentbehrlichen Lebensbedürfnissen gerechnet, und keine Stadt war so unbedeutend, daß sie nicht öffentliche Bäder für die Bürger, die Fremden und die Armen besessen hätte. Mit den Resten des alt-deutschen Städtegeistes ging diese Sitte unter, wie wir sagen dürfen zum höchsten Nachtheil unserer Kultur und Moral. Es ist zweifellos, daß nächst den schlechten Wohnungen nichts anderes so sehr die Verbreitung übermäßigen Branntweingenusses zur Folge gehabt hat, als der Mangel an allgemeinen Reinlichkeitsanstalten. Trunksucht und das Bad bestehen absolut nicht neben einander. Der Schmutz ist eines der Hauptmotive, welches die Leute in den Branntweinladen treibt; Gewöhnung an Reinlichkeit erzeugt eine Selbstachtung, die diesem Laster Zügel anlegt. Die Türken fanden die römischen Bäder in Konstantinopel vor und behielten sie bei. Von dort wurden sie vor mehreren Jahren durch die Bemühungen des Arztes Richard Barter und des bekannten Staatsmannes David Urquhart zunächst nach Irland verpflanzt und dort in wesentlichen Punkten verbessert; von hier aus verbreiten sie sich schrittweise durch Europa, und es ist zu hoffen, daß in zehn Jahren keine nennenswerthe Stadt sie mehr entbehren wird.

Das römische Bad ist nicht ein einfaches Eintauchen des Körpers in ein flüssiges Medium, sondern ein zusammengesetzter Vorgang. Durch einen wohlverschlossenen Vorflur tritt der Badende zunächst in das Frigidarium, in welchem eine Temperatur von 16 Grad R. herrscht. In diesem stehen in verhangenen Zellen (spoliatoria) Ruhebetten und Toilettenerfordernisse. Der Badende entkleidet sich in einer dieser Zellen, bindet eine Schürze um den Leib, steckt hölzerne Sandalen an die Füße, um sich gegen die Hitze des Fußbodens zu sichern und begibt sich in das zweite Zimmer. Dieses wird das Tepidarium genannt und ist mäßig heiß. Der Feuchtigkeitsgrad ist unbedeutend und die darin herrschende Dunkelheit, die nur durch gefärbtes Glas in der Decke sparsam gebrochen wird, wirkt beruhigend auf das ganze Nervensystem und befördert die nächsten Zwecke der verschiedenen Operationen. Der Temperaturgrad beträgt etwa 35 Grad R. In diesem Zimmer bleibt der Badende zehn, fünfzehn Minuten oder länger, bis die Haut feucht wird und ein leichter Schweiß ausbricht. Jetzt begibt man sich in ein drittes Zimmer, das Sudatorium, in welchem eine Hitze von 45—50 Grad R. herrscht. Die Luft ist so trocken,

daß kein sichtbarer Dampf in derselben vorhanden ist, und wird durch eine zweckmäßige Ventilation völlig rein erhalten. Es fließt nun der Schweiß in Strömen unter dem Gefühl körperlicher und geistiger Erleichterung, während die Oberfläche des Körpers in Folge des raschen Verdunstungsprozesses kühl bleibt. Trotz der großen Hitze, welche die des russischen Dampfbades bei Weitem übertrifft, schließt die Reinheit und Trockenheit der Luft jedes Gefühl der Unbehaglichkeit aus. Referent hat in einem aus Versehen bis auf 58 Grad überheizten Sudatorium selbst noch zehn Minuten aushalten können; bei normalem Wärmegrade pflegt ein etwa halbstündiger Aufenthalt angerathen zu werden.

Es folgt jetzt die Prozedur des Massirens; nach einer eigenthümlichen Methode werden die oberflächlichen Muskelpartien mittelst Drückens, Streichens und Greifens nach verschiedenen Richtungen durchgearbeitet, um den Blutlauf gleichmäßiger zu vertheilen, die Gelenke durch Ausdehnung und Rotation geschmeidiger zu machen und auch solche Muskelpartien in Bewegung zu setzen, die sonst wenig in Anspruch genommen werden. Nachdem diese Prozedur beendigt worden, tritt der Badende in eine andere Abtheilung, das Lavacrum oder die Cella media, in welcher er zum ersten Male mit Wasser in Berührung gebracht wird. Zuletzt wird ihm wiederholt laues Wasser über Kopf und Körper gegossen, was, wenn die passende Temperatur gehörig getroffen wird, ein höchst angenehmes und erfrischendes Gefühl erregt. Hierauf erhält der Körper eine Abwaschung mit Seife, welche durch wiederholtes Begießen mit mehr oder weniger kühlem Wasser wieder entfernt wird. Unter einer ununterbrochen fließenden feinstrahlenden Brause, die das Gefühl einer weichen Sammetbürste erregt, kühlt sich nun der Badende völlig ab. Jetzt kehrt er in das Frigidarium zurück, wird in ein Laken eingeschlagen und legt sich nun auf das Ruhebett, Durctum, um sich von der Luft allmählig trocknen zu lassen. Hier bleibt er ruhig liegen, bis sich ein instinktives Verlangen nach seinen Kleidern zeigt. Hier saugt die durstige Haut, von aller Unreinigkeit frei, durch etwa sieben Millionen geöffneter Poren den Sauerstoff der Atmosphäre begierig ein. Urquhart schildert die Empfindungen nach beendigtem Bade in folgender Weise: „Der Körper kommt aus dem Bade glänzend wie Alabaster, wohlriechend wie der Cistus, glatt wie Atlas, weich wie Sammet. Das Anfühlen deiner Hand ist elektrisch. Buffon gibt eine wunderbare Beschreibung des Erstaunens und der Ueberraschung Adams, als er seine Haut zum ersten Male berührte. Es ist die des Gefühls des Menschen, wenn sein Körper zu seiner Reinheit zurückkehrt. Der Geist schweift ruhig umher und freut sich der Reinheit seiner Hülle. Da ist eine Trunkenheit, ein Traum, der dich aus dem Fleische hebt und doch fühlst du Leben und Bewußtsein in jedem Gliede. Du drängst die Erinnerung vieler glücklichen Szenen auf einen Punkt und Eine Stunde umfaßt den Genuß jahrelanger Zufriedenheit."

Wir gestehen offen, daß wir nicht allein hierin eine starke poetische Uebertreibung finden, sondern daß uns auch der Ausdruck deutscher Bewunderer, es erzeuge das römische Bad den höchsten Grad irdischen Wohlbehagens, noch zu volltönend ist. Wir drücken uns sehr viel prosaischer aus, glauben aber der Wahrheit bedeutend näher zu kommen, wenn wir sagen, daß das römische Bad in seinem ganzen Verlaufe einen durchaus angenehmen Eindruck macht, und, was wichtiger ist, wir können hinzufügen, daß noch an den darauf folgenden Tagen das Gefühl erhöhten Wohlbefindens bleibt.

Bei Beurtheilung der Wirkungen des römischen Bades auf die menschliche Gesundheit muß man von der Thatsache ausgehen, daß die Haut ein Athmungsorgan wie die Lungen ist. Ein Mensch oder ein Thier, dessen Haut man nur zum größten Theile mit einer luftdichten Hülle umgibt, stirbt in kurzer Zeit den Erstickungstod. Zur Erhaltung der Gesundheit muß daher die Haut in gesundem Zustande erhalten werden; es müssen insbesondere die abgestorbenen hornartigen Lamellen der Oberhaut ausgestoßen werden, und dieser Erfolg wird durch ein Wannenbad, durch Abreiben des Körpers mit Seife u. dgl. absolut nicht erreicht, sondern nur durch das römische Bad.

Hierzu kommt ein Zweites. Wir können mit höchster Wahrscheinlichkeit annehmen, daß es kein Individuum, von civilisirten Eltern geboren, gibt, das nicht den Keim zu einer chronischen Krankheit in der einen oder anderen Gestalt in sich trüge. Mittelst der hohen Temperaturgrade des römischen Bades kann die Funktion der Haut so erhöht werden, daß dadurch krankmachende Schädlichkeiten materiell aus dem Körper geschafft werden. Wir übergehen hier, was von Aerzten über die heilende Kraft der römischen Bäder gegen ausgebildete chronische Krankheiten berichtet worden ist, da verständiger Weise Niemand ohne spezielle Anleitung des Arztes die römischen Bäder als Heilmittel brauchen wird. Eine wichtigere Aufgabe der Wissenschaft, als die Krankheiten zu heilen, ist, dem Ausbruche der Krankheit vorzubeugen. Und in dieser Beziehung ist das römische Bad ein wichtiges diätetisches Mittel. Die Haut wird durch gründliche Reinigung in verstärkter Weise zum Athmungsprozesse herangezogen, und so, indem der Lunge die Arbeit erleichtert wird, Lungenkrankheiten vorgebeugt.

---

## Musik.

Wie kann das Herz in Worte zwängen,
Was reich das Innerste durchzieht,
Gefühle, die sich streitend drängen,
Vereinigt kein gebundnes Lied, —
Bald heiße Liebe, bald Erkalten —
Bald hohe Lust, — bald tiefer Harm! —
Um solch ein Leben zu entfalten
Ist unsre Sprache viel zu arm!
Das Herz in seines Glückes Frieden
Kennt statt der Sprache — nur Musik,
Und manches Weh, das ihm beschieden,
Verkündet nur die Thrän' im Blick;
Die Sprache kann es nimmer zeigen
Das Auge, das in Thränen glänzt,
Und muß Gefühle oft verschweigen,
Die ausdrucksvoll Musik ergänzt.

**Friedrich Friedreich.**

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Meßner.

Mnemosyne.
Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 63. Sonntag den 7. August 1864.

## Auf dem Meere.

(Fortsetzung.)

Ellen war durch das Intermezzo mehr als elegisch gestimmt worden. Der Entschluß, keinem ihrer beiden gegenwärtigen Freier Herz und Hand zu schenken, hatte zwar schon früher in ihr festgestanden, allein sie war sich selbst noch nicht recht darüber klar gewesen, wie sie ihn den äußersten Eventualitäten gegenüber durchführen werde. Jetzt aber, nachdem erst das Bild ihrer Jugendliebe an ihr vorübergezogen und sie dann durch die Liebenswürdigkeit der beiden liebenden Lords recht augenfällig an die Gefahr erinnert worden war, in der sie schwebte, jetzt trat auch das von ihr einst John gegebene Versprechen wieder recht klar und deutlich vor die Seele, sich lieber in's Meer zu stürzen, als je einem Anderen vor den Altar zu folgen. Sie erhob sich mit diesem Gedanken von ihrem Sessel und trat an die Wandung des Schiffes heran, um noch einmal, vielleicht zum letzten Mal in ihrem jetzigen Dasein zu überlegen, was ihr Ehre und Pflicht geböten. Rauschend und sprudelnd durchfurchte der Dampfer die See, daß perlende Schaumtröpfen bis zu ihr heraufflogen und ihr fieberhaftes Gesicht mit feuchtem, kühlen Kusse netzten. „Grüß'st du mich, Meer?" dachte sie. Willst du mich daran erinnern, daß du die einzige treue Gespielin meiner Kindheit warst, daß es kein Geheimniß gab, was wir nicht miteinander getheilt hätten, daß du mir die schönsten Lieder sangst, die ich je vernommen, daß du mich so oft, so lieb und lieblich auf deinen Wellen geschaukelt, wie eine Mutter ihren kleinen Liebling auf dem Schooße wiegt? Ach, Meer, du geliebtes Meer, jetzt rathe und hilf mir! Hilf mir vor den Menschen, die du ja auch nicht Alle liebst, die mich jetzt um Freiheit und Ehre betrügen wollen. O Meer, wär'st du doch mein Erretter aus solcher Noth, wie es, der Sage nach, einst die Nixe unseres Schloßbrunnens einem unserer Ahnen war! Von den Menschen, ach, selbst von meinem Vater, ja von ihm zumeist, habe ich nichts Gutes zu erwarten. Der Einzige, den ich ja recht innig geliebt, du hast ihn gekannt, liebe See, du warst ja Zeuge unserer ersten Schwüre, wer weiß, in welchem fernen Winkel der Erde er dem goldenen Ziele unserer süßesten Hoffnungen nachjagt. Ob er überhaupt noch lebt? O, du hast ihn gewiß nicht in deine Fluthen begraben, du hattest ihn ja mir selbst zugetragen, ihn mir geschenkt. Aber ist er nicht vielleicht dem Dämon giftigen Fiebers, der an den fernen Küsten der Länder des Südens als finsterer Würgengel einherschreitet, zum Opfer gefallen? Liegt er nicht vielleicht längst unter den Palmen der Goldküste oder unter den Pisangbäumen des mährchenhaften Indiens begraben? O, Meer, liebes Meer, kannst du mir keine Kunde davon bringen, ob der Geliebte noch athmet und wo er weilt?"

So dachte die arme Miß, indem sie träumerisch in die geliebten Fluthen hinabschaute. Ein heißer Luftstrom, der jetzt plötzlich von Süden her über die See dahin zog, berührte ihre Wangen.

„Ist das ein Gruß von dir?" dachte Ellen weiter. „Ach, welch thörichtes Kind bin ich doch, daß ich mich in meiner Verzweiflung an alle zufälligen Erscheinungen anklammere, um aus ihnen heraus, wie einst die Menschen früherer Jahrhunderte aus den Sternen, zu lesen, daß mein Geschick nicht so hart sein werde, als es den traurigen Anschein hat."

In diesem Augenblicke tauchten zwei Delphine in der Nähe des Schiffes auf und sahen mit ihren freundlichen, klugen Augen zu dem unglücklichen Mädchen hinauf. Erst jagten sie einige Mal, wie einander neckend, um das Fahrzeug herum, dann aber schwammen sie friedlich neben ihm her.

„Ha," blitzte es wieder durch die Seele Ellens, „wie wenn ich dem Sänger des Alterthums, dem glücklichen Arion nachahmte, der, als ihn die habsüchtigen Schiffer, um seine Schätze zu erringen, umbringen wollten, in's Meer sprang, sich auf den Rücken eines Delphins schwang und von ihm freundlichen Gestaden zugetragen wurde?"

Aber, als ob ihr das Meer hätte zeigen wollen, daß eine solche Rettung nicht mehr im Geschmacke unserer Zeiten sei, ließ es die beiden Delphine, eben als Ellen sich mit dem Gedanken, sie zur Flucht zu benutzen, ganz vertraut gemacht hatte, plötzlich wieder untertauchen.

„Ach, die Delphine haben mich wieder verlassen," seufzte die verzweifelnde Miß. „Wirst denn du mich auch verlassen, du alte geliebte Freundin, See? Du bist mein einziger, mein letzter Hort, wenn nun keine andere Hilfe kommt, werde ich mich im Angesicht von Palermo in dich hinabstürzen, damit du mich vor meinen Verfolgern rettest."

In diesem Augenblicke ging eben die Sonne unter, und ihre letzten Strahlen warfen einen unsagbar schönen Purpurschein über das weite Wellengebiet. Es war das schimmernde Abendlächeln des mittelländischen Meeres, das Alle, die es auch nur ein einzig Mal sahen, nie in ihrem ganzen Leben wieder vergessen können. Aus jeder einzigen Welle scheinen tausend Lichter zu uns heraufzugrüßen, der Horizont glüht zauberhaft, und dazu wölbt sich ein tiefblauer

Himmel über unserem Haupt, die Luft ist so durchsichtig und rein, wie wir es noch nie gesehen und dazu umfächelt sie uns so lau und schmeichelnd, daß man in all diesem Licht und Schimmer und dieser milden Wärme in den lieblichen Wahn verfallen könnte, man sei eben gestorben und in das Land des Aethers eingegangen.

In diesem Augenblick gerade hub ein Matrose das Lied vom fliegenden Holländer zu singen an:

„Donnert Wolken, brause See,
Zische, sause, wilder Wind!
Sahst Du nicht mein Liebchen, he,
Sturm, das süße Kind?

Sag, ob's schon geboren ist,
Sag mir, wo es weilt,
Wenn, ach wenn ich das nur wüßt,
Wär mein Weh geheilt!

Legt sie ihre kleine Hand
Auf mein Haupt nur sacht,
Ist der Zauber abgewandt,
Der mich elend macht.

Sieht ihr Auge unschuldklar
Mich voll Liebe an,
Ist mein Sünden all nicht wahr,
Weicht der Hölle Bahn.

Lang schon such ich, die mich liebt,
Schmerzlich; jedes Schiff,
Das mir keine Kunde gibt,
Werf' ich an ein Riff.

Hoiho! frisch aufgeschaut,
Segel ist in Sicht!
Seemann, sahst du meine Braut
Denn am Strande nicht?"

Ellen hatte aufmerksam das ihr wohlbekannte Lied von der hellen Stimme eines jungen Matrosen singen hören. Eben aber, als er geendet, tauchte am Horizont ein dunkler Punkt auf.

Dieser dunkle Punkt schien sich mit großer Schnelligkeit zu nähern und zu vergrößern, und bald erkannte auch das an Fernsicht gewöhnte Auge Ellens, daß es ein Dampfer war. Auch von den übrigen Passagieren des Schiffes ward es, trotz der jetzt schnell hereinbrechenden Dämmerung, wahrgenommen, ohne indeß bei ihnen größeres Interesse zu erregen. Anders war es in dieser Beziehung mit der betrübten Tochter Lord Boughleff's, welche dem Herannahen des in Sicht gekommenen Dampfbootes eine mit der wachsenden Dämmerung sich steigernde Aufmerksamkeit schenkte. Sie wußte nicht warum, aber es war ihr auf einmal etwas leichter um's Herz geworden und es kam ihr vor, als ob diese Erleichterung mit der Erscheinung des Schiffes in irgend einer Verbindung stände. Gerade als der Matrose den letzten Vers des Liedes vom fliegenden Holländer, wie üblich, mit sonorer Stimme wiederholt hatte:

„Hoiho, frisch aufgeschaut
Segel ist in Sicht!
Seemann, sahst Du meine Braut
Denn am Strande nicht?"

gerade da, war das herandampfende Fahrzeug am Horizont erschienen, als ob es das schwarze Schiff des furchtbaren Seegespenstes selbst gewesen wäre, welches es übel genommen, daß man von ihm gesungen hatte. Dieser Gedanke mochte wohl leise und fast unbemerkt, wie es manchem Gedanken geht, durch die Seele des jungen Mädchens gezogen sein, und in ihrem Zustand der Verzweiflung die immerhin etwas tröstliche Hoffnung auf irgend eine neue Ueberraschung geweckt haben, aus welcher sie im schlimmsten Fall nicht unglücklicher hervorgehen konnte, als sie ohnehin schon war, vielleicht aber auch irgend einen Vortheil daraus ziehen möchte, der ihr die volle Freiheit, nach welcher sie sich so sehr sehnte, wieder gegeben hätte. Dem Unglücklichen, der den Tod als keinen üblen Ausweg betrachtet, ist ja jede Veränderung willkommen, und aus diesem einfachen Grunde sollten eigentlich alle Regierungen, die sich selbst lieb haben, darauf halten, ihre Unterthanen nicht zu unglücklich zu machen, um ihnen die Lust an Veränderungen zu nehmen, die immer weit weniger aus ernsthaft vorausbedachten Plänen, als vielmehr aus dem Instinkt der Selbsterhaltung entspringt.

Unterdeß war es immer dämmeriger und dunkler geworden. Ellen vermochte das Schiff, das ihre Aufmerksamkeit in so hohem Grade erregte, jetzt nur noch an der feurigen Rauchwolke, welche seine Maschine ausstieß, zu erkennen. Es war merkwürdig, daß es gerade mit größter Präcision auf ihr eigenes Fahrzeug zu halten und seinen Kurs im Entgegenlauf genau nach der Fahrt und Steuerung desselben zu richten schien.

Papa Boughleff und seine beiden Zukunftsschwiegersöhne hatten sich unterdeß eine Lampe auf den Spieltisch setzen lassen, weil sie nicht gesonnen schienen, durch die hereinbrechende Nacht ihrem Duell ein Ende machen zu lassen. Der Schein der Lampe warf auf ihre drei originellen Physiognomien ein noch mehr karrikirendes Licht. Dazu verlieh die Leidenschaft des Spiels den beiden rivalisirenden Lords einen schier unheimlichen Anblick, der sich je nach dem Auf- und Abwogen des Spielglücks bei dem Einen und dem Andern mitunter bis zu einem geradezu dämonischen Ausdruck steigerte. Ein unbefangener Zuschauer, der sie aus der Nähe beobachtet und ihr leidenschaftliches, schweigendes Spiel, das nur mitunter durch kurze Flüche unterbrochen wurde, mit angesehen hätte, würde sich gewiß bei dieser nächtigen Betrachtung versucht gehalten haben, sie für ein paar Teufel zu halten, die um eine arme Seele spielen.

Ellen hatte aber auf diese Erscheinung, obwohl sie ihr so sehr nahe anging, noch immer nicht Acht. Sie stand fast regungslos an der Schiffswandung und beobachtete den sich durch seinen feurigen Dampf verrathenden Lauf des nahenden Fahrzeugs.

Auf ein Mal vernahm sie das Nahen mehrerer Schritte. Der Kapitän, der Steuermann und noch ein anderer Schiffsoffizier kamen eilig heran und stellten, ohne sie zu sehen, sich in ihrer Nähe auf, und begannen ein halblautes Gespräch zu führen, von dem sie indeß Wort für Wort verstand.

„Reicht mir einmal das Nachtglas her, hub der Kapitän an, „ich will mich selbst überzeugen, ob die Besorgniß des Obersteuermanns Sinn hat."

„Kapitän," erwiderte der Steuermann, „Sie werden mir gewiß Recht geben, daß der Dampfer, der jetzt, wie ich schon seit geraumer Zeit beobachte, so kerzengerade auf uns loshält, schon verdächtig ist."

„Wahrhaftig," meinte jetzt der Kapitän, indem er noch immer das Nachtglas vor's Auge hielt, „man weiß nicht, was man zum Kurs dieses Schiffes sagen soll. Sind die Leute an seinem Bord nicht alle blind, so müssen sie doch den Rauch unseres Dampfers so gut wahrnehmen, wie wir den ihrigen. Was also soll es bedeuten, daß sie auf uns zusteuern, als wenn sie uns geradezu in den Grund bohren wollten."

Ellen lauschte hoch auf. Ihr Herz klopfte laut, nicht vor Angst, wohl aber vor Spannung.

„The devil a bit!" scholl es fluchend von dem Spieltische der Lords herüber.

„Mir scheint," warf der Steuermann jetzt wieder ein, „daß die an Bord des Dampfers uns so gut sehen, wie wir sie."

„Den Teufel auch, aber was wollten sie dann, uns etwa in den Grund fahren?"

„Kapitän, das Letztere wollen sie wohl nicht, denn da ihr Schiff bei weitem kleiner ist, als das unsere, so dürften sie dabei schlecht fahren, und jedenfalls früher Salzwasser zu kosten bekommen, als wir."

„Aber, was zum Henker, dürften sie dann wollen?"

„Weiß nicht," antwortete kurz der Steuermann, „kalkulire aber, daß sie nichts Gutes wollen."

„Bis zum Anruf sind wir noch nicht, aber als Warnung sollten wir eine unserer kleinen Schiffskanonen lösen. Es ist vielleicht doch nichts weiter, als irgend eine große Nachlässigkeit, oder ein schlechter Spaß. — Aber, bei allen Dämonen der Hölle, Steuermann, nehmen Sie einmal das Glas und sehen Sie, was dort drüben vorgeht, sie entwickeln plötzlich eine große Rührigkeit, alle Mann sind an Deck." —

Der Steuermann nahm das Glas, wischte es erst vorsichtig ab, damit er ja recht deutlich sähe, setzte es dann an's Auge und rief sogleich:

„Kapitän, eben wenden sie das Schiff!"

„Gott sei gelobt," rief dieser aus Herzensgrunde froh aus. „Ich wußte wahrhaftig nicht, was ich von ihrem verdächtigen Manövriren halten sollte!"

„Kapitän," begann der Steuermann wieder, „sie machen gerade jetzt eine noch viel verdächtigere Bewegung. Wären wir statt auf dem mittelländischen Meere auf dem indischen Ocean, so würde ich sagen: sie wollen uns in die Flanke nehmen, um durch einen wohlgezielten Schuß unsere Maschine zu zerstören."

„Da soll sich der Satan auskennen. Mir ist in meinem ganzen Seemannsleben nie so ein sonderbarer Fall vorgekommen."

„Ha," rief jetzt der Steuermann wieder aus, „irre ich nicht, meine Augen sind allerdings schon alt, so machen sie sich klar zum Gefecht, es müssen Korsaren sein!"

„Alle Mann an Deck!" donnerte jetzt der Kapitän und im Nu ging im ganzen Schiff ein Rennen, Laufen und Klettern an, als ob sich plötzlich jede Planke in einen Matrosen verwandelt hätte. Und jetzt blitzte es von dem verdächtigen Dampfer hell auf, ein schwerer Donner folgte und eine Geschützkugel sauste in das Takelwerk des französischen Schiffes.

(Fortsetzung folgt.)

## Leiden und Freuden eines Theaterdirektors.

(Schluß.)

### II.

### Engagement der Sontag.

Nachdem Jenny Lind ihren Entschluß, sich vom Theater zurückzuziehen, zur Ausführung und dadurch Lumley in große Verlegenheit gebracht hat, fällt er auf seinen alten Lieblingsgedanken, sich an die Gräfin Rossi zu wenden.

„Seit einiger Zeit, schreibt er, hatte ich mir nach gewissen Gerüchten, welche mir zu Ohren gekommen waren, Hoffnung gemacht, daß die Gräfin Rossi, die einst bewunderte Mademoiselle Sontag, die Vorgängerin der Jenny Lind in einer früheren Generation, die Angebetete aller Dilettanten trotz ihrer hohen Stellung als Gemahlin des sardinischen Gesandten am Hofe zu Berlin vermocht werden dürfte, zur Bühne zurückzukehren. Es war allerdings bereits eine Generation vorübergegangen, seit „die" Sontag auf den Brettern des damaligen „Königs-Theaters" von dem englischen Publikum Abschied genommen; aber ich hatte aus zuverlässigster Quelle erfahren, daß trotz der Zeit und der mangelnden Praxis in ihrem Berufe die Stimme der Gräfin Rossi so brillant, so frisch und rein wäre, wie vor länger als zwanzig Jahren, daß ihr wundervoller Vortrag unverändert sei und daß ihre persönliche Erscheinung, obgleich sie seit vielen Jahren Frau und Mutter gewesen, nur wenig von dem Reiz der Schönheit und Anmuth verloren habe, welche einen so großen Zauber auf alle Herzen in vergangenen Zeiten ausübten. Daß so etwas der Fall sein sollte, grenzte ans Wunderbare und Unglaubliche; aber ich hatte die Versicherung, und, merkwürdig, diese Versicherung ruhte auf wahrhaftem und solidem Grunde. Mademoiselle Sontag war also meine nächste „Karte", aber die Hindernisse, welche sich diesem Plane entgegenstellten, waren groß, und die diplomatischen Manöver, welche zu einem greifbaren Gewebe ausgesponnen, entwickelt und zuletzt verwebt werden sollten, delicat und schwer zu behandeln. Wo war jemals die Diplomatie anzuwenden, wenn nicht in den Verhandlungen mit einer Gesandtin?" Lumley machte also den Grafen von Westmoreland, damals englischer Gesandter zu Berlin, zu seinem Unterhändler; aber das zeigte sich als ein Mißgriff, und der englische Minister schrieb zurück, daß, so schmeichelhaft auch das Anerbieten gewesen, doch von einer Annahme desselben keine Rede sei, „wie er sich gleich gedacht habe." Doch Lumley hatte noch einen Alliirten zu Berlin, und wo der Gesandte keinen Erfolg gehabt hatte, konnte es der Künstler durchsetzen. Sigismund Thalberg übernahm die Unterhandlungen und schrieb bereits im April 1849, daß man sich allerdings mit dem Gedanken trage, und zuletzt ein günstiges Resultat zu erwarten sei, da in Folge der für Sardinien nöthig gewordenen Sparsamkeit Graf Rossi wahrscheinlich den Staatsdienst würde verlassen und seine Gemahlin um der Zukunft ihrer Kinder willen zur Bühne zurückkehren müssen. Natürlich ging Alles mit der tiefsten Verschwiegenheit vor sich, und es wurden in der Unterredung mit Thalberg bereits die Bedingungen (6000 Pfd. für sechs Monate) und die Rollen, in denen die Prima Donna auftreten sollte, besprochen. Nachdem sich die Unterhandlungen bei den ungewissen Beziehungen des Grafen Rossi zum sardinischen Gouvernement, welche bald sein Verbleiben im Staatsdienste, bald sein Ausscheiden vermuthen ließen, sehr in die Länge gezogen hatten, erhielt Lumley endlich am 9. Juni vom Grafen und der Gräfin ein Schreiben, welches ihn benachrichtigte, daß alle politischen Hindernisse beseitigt seien, daß ihr Haushalt in Berlin aufgegeben und daß sie gegen Ende des Monats in London sein würden. Es wurde nicht nur für den Rest von 1849, sondern auch für die Saison von 1850 ein Engagement angenommen, und in kurzer Zeit konnte Lumley „das Wiederauftreten der berühmten Prima Donna, Mademoiselle Sontag, auf der Bühne von Her Majesty's Theatre nach einer

Abwesenheit von 21 Jahren von jenen Bretern" ankündigen. Die Anzeige erregte allgemeines Erstaunen und viel Kopfschütteln. „Opernbesucher von mittlerem Alter fragten sich, wie sie die schöne Sontag ihrer Jugend wieder begrüßen sollten; junge Dilettanten fragten sich, was sie von der Diva ihrer Väter zu erwarten hätten." Lumley holte die Sontag in Berlin ab, und Sonnabend den 7. Juli 1849 fand ihr interessantes Debüt in Donizetti's „Linda di Chamouni" statt. Die Künstlerin, mit unbeschreiblichem Enthusiasmus und herzlicher Theilnahme empfangen, gerieth zuerst beinahe außer Fassung, aber ein Blick nach der Loge, in welcher sich ihr Gatte und ihre Kinder befanden, brachte sie wieder zu sich. Sie unterdrückte ihre Aufregung, und in wenigen Minuten war sie nur Künstlerin. Ihre Rückkehr zur Bühne ergab sich als ein langer Triumph. „Alle waren überzeugt, es müsse ein Wunder sein, daß nach mehr als zwanzig Jahren diese begabte Prima Donna mit ungeschwächter Kraft zurückkehren konnte. Aber das Wunder war da — eine unzweifelhafte Thatsache. Ihre Stimme war so frisch, so rein und so schön, wie jemals. Madame Sontag brachte ein künstlerisches Geschick zurück, welches durch beständiges Studiren gereift und vervollkommt worden war, seit sie sich zurückgezogen hatte. Die Schönheit, welche einen so großen Zauber auf eine ältere Generation ausgeübt hatte, war, es ist sonderbar, nur wenig verändert. Sie war mehr umgeformt als verwischt, während die Figur von der Zeit fast unberührt schien. Die gefällige Contour des Gesichts, das sanft strahlende und ausdrucksvolle Auge und vor Allem das gewinnende Lächeln, welches früher so viele Herzen erobert hatte, waren sämmtlich noch da. Männer erklärten, daß sie mit den klarsten und stärksten Operngläsern ihr nicht mehr als 25 zu geben vermochten. Sie war wirklich ein lebendiges Wunder, und merkwürdiger als Alles, die Sontag, welche eine frühere Generation für etwas mangelhaft als Darstellerin im Spiel gehalten hatte, bewies, daß sie Wärme, Leben, Ausdruck, selbst Kraft als dramatische Künstlerin besaß, und der Zauber ihres schauspielerischen Talentes sollte so groß werden, wie der ihres fehlerfreien Gesanges. Es dauerte nicht lange, und der Sontag-Furore versprach der Lind-Manie gleichzukommen. Das Haus war wieder zum Ersticken voll, und die Aufregung, welche die Darstellungen der Sontag hervorbrachten, war fast so lärmend, wie in den großen Tagen ihrer Vorgängerin. Trotz der mächtigen Rivalität schien die frische „Karte" in meiner Hand bestimmt, das Spiel zu gewinnen." E.

## Ein vergessener Sänger.

Walther von der Vogelweide,
Großer Sänger, Kreuzesritter!
Sangst der ganzen Welt zur Freude,
Brachst so manchen Schaft in Splitter.

Tief ergreifend sangst du Lieder,
Jetzt dem Himmelsherrn zum Preise,
Dann zum Lob Maria's wieder,
Vogelsang war deine Weise.

Deine Lieder, ernst und heiter,
Flüstern von der Liebe innig,
Deine Lieder, träge Streiter
Wecken sie zum Kampfe sinnig.

Und du sangst des Ritters Ehre,
Wie sie fest der Herzensadel,
Warst ein Ritter stark in Wehre,
Sonder Furcht und sonder Tadel.

Was ein deutsches Herz bewegte,
Hast du treulich mitempfunden;
Muth, der herzenstief gehegte,
Hat dein freies Lied durchwunden.

Wie Nöbis weiche Sänge
Hauchten deiner Lyra Saiten;
Wie des Meeres Sturmesklänge
Klangen mächtig sie zu Zeiten.

Wenn aus südlich fernen Landen
Vögelvölker uns umkreisen,
Um, wo einst sie Wohnung fanden,
Laut zu singen ihre Weisen:

Treibt zuerst ein inn'res Drängen
Sie nach Würzburgs Lorenzgarten,
Um den Meister mit Gesängen
Zu erfreu'n, den innig zarten.

Von des neuen Münsters Spitze
Blicken traurig sie hernieder,
Und von dem erhab'nen Sitze
Tönen leise ihre Lieder:

„Walther von der Vogelweide,
Großer Sänger, Kreuzesritter!
Ach zu unserm tiefen Leide
Brach dein Saitenspiel in Splitter.

Wen'ge kennen deine Zither,
Die der ganzen Welt zur Freude
Einst erklungen. Todt der Ritter,
Welk ist unsre Vogelweide!

Würzburg, Stadt am deutschen Maine,
Bist du im Gedenken todt?
Ach, dir deuchst deine Abendscheine
Nicht die frühe Morgenroth!

Und erstarb nicht dein Gedächtniß,
Ehre es durch That und Wort,
Führe heiliges Vermächtniß
Auch in unsern Tagen fort.

Nicht der Krähen, nicht der Raben,
Nicht der Falken wilde Brut
Darf an dem sich fürder laben,
Was der flücht'gen Sänger Gut.

Frisch erblüh' die Vogelweide
Wie's die alte Stiftung sagt,
Wenn es auch dem blassen Neide
Beutelust'ger nicht behagt.

Und in jenen heil'gen Hallen,
Wo erklungen Walthers Lied,
Laßt ein freies Lied erschallen,
Das den Geist gen Himmel zieht.

Nicht das monotone Klingen
Stümper-Schläger paßt dahin,
Minne soll ihr Lied dort singen,
Wie es war von Anbeginn.

Eugen v. Rüdiger.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 64. Mittwoch den 10. August 1864.

## Auf dem Meere.

(Fortsetzung.)

Für den Augenblick hob eine ganz ungeheure Verwirrung an, die noch vermehrt wurde, als dem ersten Kanonenschuß rasch ein zweiter nachfolgte, der eine Raae abriß und sie gerade unter die an Deck eilende Mannschaft warf, was mehrere nicht ganz unerhebliche Verwundungen veranlaßte. Der Obersteuermann, der älter, umsichtiger und mit ähnlichen Seeabenteuern weit vertrauter war, als der Kapitän selbst, eilte zu den vier kleinen Schiffskanonen, die er sofort auf die Seite, welche dem Korsaren zugewandt war, bringen, laden und abfeuern ließ. Dies that in der Schnelligkeit und dem Wirrwar, in dem es geschah, dem Feinde natürlich keinen Abbruch, denn ziemlich auf's Gerathewohl abgefeuerte Schüsse pflegen nur selten Schaden anzurichten, wenn sie nicht geradezu mit Freikugeln geladen worden sind. Aber das bewirkte dies Manöver, daß der Muth der eigenen Schiffsequipage dadurch gehoben und der jedem Menschen eigene Kampfinstinkt selbst in den Passagieren geweckt wurde. Alles griff jetzt zu den Waffen, die der Kapitän in größter Hast aus dem unteren Raum hatte an Deck bringen lassen, jeder suchte sich mit einem möglichst menschenmörderischen Instrument zu versehen, jeder sich in irgend eine Position zu schlagen, von welcher aus er hoffen durfte, dem Feind, wenn er ankern sollte, den größten Abbruch zu thun.

Unterdeß krachte Schuß auf Schuß herüber und hinüber, Schiffssplitter flogen herum, und Schiffssplitter bedeuten in der Matrosensprache oft ganz mäßige Balken, die es auch dem verwegensten Splitterrichter schwerlich je gelingen dürfte, in dem Auge seines Nächsten zu entdecken. Hin und wieder erscholl der gelle Aufschrei eines durch solch fallendes Takelwerk Getroffenen oder das dadurch veranlaßte Wuthgeheul der ihm Zunächststehenden. Ueber diese wilde Scene schienen die Sterne mit so lächelndem Glanze herab und das Meer sah ihr ebenfalls so heiter ruhig zu, als ob es sich nur um ein unschuldiges Feuerwerk gehandelt hätte, bei dem sich Niemand auch nur eine Fingerspitze verbrennen würde. Die Maschinen beider feindlicher Dampfer hatten halb gestoppt, um leichter die sich etwa während des Kampfes als nothwendig ergebenden Wendungen ihrer Fahrzeuge unterstützen zu können. Aber die zurückgehaltene Dampfkraft brauste, zischte, heulte und pfiff mit um so dämonischerem Lärm. Die feurigen Rauchwolken, die aus dem Schlote emporstiegen, warfen furchtbar grelle Lichter auf das Deck und seine kleine kriegerische Bevölkerung, die in ihrem Scheine sich phantastisch genug ausnahm.

Doch, was war unterdeß aus unseren Engländern geworden?

Gleich der dritte Kanonenschuß hatte ihr animirtes Spiel recht unsanft gestört. Die Kanonenkugel war nämlich gerade durch den Tisch geschlagen, hatte denselben gründlich zertrümmert und sowohl den Vater Ellens, als auch die beiden Rivalen, ohne ihnen jedoch sonst ein Leid anzuthun, von den Stühlen geworfen.

Während gerade Alles zu den Waffen rief, boten diese drei echten Söhne Altenglands ein überaus komisches Schauspiel dar.

Da lag zuerst der alte Lord Baughleff zwischen die Trümmer zweier Stühle gebettet, und kratzte sich den etwas zerschundenen Hinterkopf. Mit der ihm eigenen philosophischen Gemächlichkeit dachte er nicht im entferntesten daran, wieder aufzustehen, aus Sorge, daß er dann vielleicht zum zweiten Male umgeworfen werden könne.

Unweit von ihm lag der menschenfresserliche Lord, der sich den einen Fuß beim Fall etwas gequetscht hatte und nun in dem entsetzlichen Wahne lebte, daß ihm die böse Kanonenkugel denselben abgerissen hätte. Er winselte so fürchterlich und rief Himmel und Hölle mit seiner Zahnbrecherstimme so laut um Hülfe an, daß wirklich einige mitleidige Matrosen herbeiliefen, in der Meinung, daß hier ein ganz besonders entsetzlicher Unglücksfall passirt sei.

„Was fehlt Ihnen denn?“ fragte einer der Herzugelaufenen. „Sie scheinen ja doch noch nicht ganz in Stücke zerrissen zu sein?“

„Oh my dear,“ winselte der spindeldürre Kavalier, „oh my dear; es ist hart, schon in so jungen Jahren zum Krüppel geschossen zu werden!“

„Aber wo fehlt es Ihnen denn?“

„Oh, oh, ay, ay!“ stöhnte der vermeintliche Unglückliche wieder. „Sehen Sie selbst, der Fuß ist abgerissen, o Gott, ich kann kein Blut sehen, tausend Pfund gäbe ich darum, ja, tausend Pfund, wenn ich das nur geträumt hätte!“

„Aber ins Teufels Namen, stehen Sie auf! Es fehlt Ihnen ja an Ihrem Fuß auch keine Zehe!“

Ueber diesen vermeintlichen Spott gerieth der arme Lord, der sich beide Augen zukniff, um nicht sein eigenes edles Blut zu sehen, das, wie er meinte, ihm in hellen Strömen entfloß, ganz außer sich.

Die Matrosen aber gingen lachend an ihm vorüber und einer derselben meinte:

„Ein Engländer weiß doch in jeder Situation mit Anstand verrückt zu sein."

Drollig war es auch dem kleinen, buckligen Lord ergangen. Durch seine kugelartige Körperbeschaffenheit war er, sobald er zu Fall gekommen, wie ein Ball, so lange fortgerollt, bis er dem Steuermann, als er eben wieder eine Kanone lud, zwischen die Füße gekollert war und auch diesen durch den unerwarteten Anprall mit umgerissen hatte. Die Matrosen bildeten sich nun ein, daß eine feindliche Kugel beide getroffen habe und packten die armen Leichen, die doch noch so lebendig waren, beide an, um sie in's Zwischendeck in die improvisirte Todtenkammer zu bringen. Beim Steuermann wurden sie jedoch ihren Irrthum bald gewahr, denn der schlug um sich wie besessen und rief ihnen zu:

„Kerls, seid Ihr toll, könnt Ihr nicht einmal einen Todten mehr von einem Lebendigen unterscheiden? Da, packt diesen Unglücklichen auf, der mir zwischen die Füße rollte, der ist todt oder schwer verwundet, denn ich glaube, er stöhnt noch, und tragt ihn hinab. Kommt aber gleich wieder, denn hier ist Noth an Mann!"

Die gehorsamen Matrosen luden hurtig den armen kleinen Liebhaber der schönen Ellen auf und warfen ihn, da er's nach ihrer Ansicht doch nicht lange mehr machen würde, ohne Weiteres die erste Schiffstreppe, die zu den Passagierkajüten führte, hinab. Mit furchtbarem Gepolter rollte die lebendige runde Masse hinab.

In der Kajüte befanden sich mehrere Damen, welche voller Todesangst über den unerwarteten Angriff ihrer Sorge und ihrem Schrecken darüber theils in halblauten Gebeten, theils in sehr lauten Klagen Luft machten. Als nun der für todt gehaltene Lord so plötzlich und mit so furchtbarem Lärm gegen die Kajütenthür rasselte, daß dieselbe aufsprang und die kleine dicke Fleischmasse, die jetzt fast die Gestalt eines Igels angenommen, einließ, entstand unter den dort unten versammelten Damen schnell der Glaube, daß eine Bombe in die Kajüte eingeschlagen sei, und ein so herz- und ohrenzerreißendes Zetergeschrei legte von dieser Ueberzeugung ein so entsetzlichlautes Bekenntniß ab, daß man selbst trotz des Kampflärms oben auf dem Deck davon vernahm. Der Kapitän, der das schrille Gekreische, das aus der Passagierkajüte herausdrang, auch gehört hatte, hielt es für seine Pflicht, selbst hinunter zu eilen, um zu sehen, was sich eigentlich dort ereignet hätte und ob, wenn ein Unglück, wie er natürlich dachte, geschehen sei, sich doch vielleicht noch irgend eine Hilfe bringen lassen werde. Behenden Schrittes eilte er die Treppe hinab, und hastig trat er durch die sperrangelweit offen stehende Kajütenthür ein. Welch sonderbares Schauspiel aber bot sich hier seinen Blicken! Die drei von der Decke herunterhängenden ampelartigen Lampen, welche diesen Raum mit einem ziemlich hellen Licht beleuchteten, beschienen jetzt eine Scene, wie sie selten noch so grotesk dagewesen sein mochte. Auf der Erde ausgestreckt, in den verschiedensten, zum Theil höchst interessanten Stellungen, lagen sechs Damen, in der todesbangen Erwartung, daß die vermeintlich in die Kajüte gefallene Bombe jeden Augenblick zerspringen und Alles um sie herum zerstören würde.

Als ob sie aber den gefürchteten Zukunftsknall des Hohlgeschosses schon zuvor übertäuben wollten, überbot eine jede der Damen die Lungenkraft der anderen mit einem Geschrei, das jedenfalls ganz am Platze gewesen sein würde, wenn ein Anthropophag bereits begonnen hätte, sie lebendig am Spieße zu braten. Etwa in der Mitte aber, gerade neben einem umgeworfenen Tisch, lag der unschuldige Urheber dieser panique, der unglückselige runde Verehrer Ellens. Derselbe mochte am ganzen Körper arg zerschunden sein. Doch seufzte, ächzte und stöhnte er in seiner möglichst zusammengerollten Stellung nur leise, wie ein eingeschüchtertes Kind, das sich vor neuen Schlägen fürchtet. Ein furchtbarer Wahn umnachtete sein Gemüth. Die rasche Aufeinanderfolge betäubender Manipulationen, die mit ihm ein so böses Spiel getrieben, seit die verhängnißvolle Kanonenkugel in den Spieltisch eingeschlagen, hatte ihn auf den Glauben gebracht, daß jene Kugel ihn getödtet habe.

Gleich nach seinem unseligen Ende, bildete er sich weiter ein, hätten ihn einige Teufel, die auf seine arme Seele nur gewartet zu haben schienen, in Empfang genommen und ihn ohne langes Federlesen an den Ort der ewigen Verdammniß hinab geschleudert, wo da ist Heulen und Zähneklappern. Das Geschrei der rings um ihn, wie eine Blumenguirlande um einen Plumpudding, am Boden ausgebreiteten Damen, dünkte ihm das unaufhörliche schrille Wehklagen der armen Seelen zu sein, welche an diesem schauderhaften Orte der ewigen Marter und Qualen ihre auf Erden begangenen Fehltritte abbüßten.

Der arme Lord hätte am liebsten auch mit geschrieen, denn es gab kein Glied an seinem ganzen Leibe, das ihm nicht auch herzlich weh gethan. Allein, da er sich bewußt war, in dem irdischen Jammerthal keineswegs als ein Heiliger gelebt zu haben, so wollte er durch sein Geschrei nicht noch mehr die Aufmerksamkeit irgend eines der Herren Teufel auf sich hinlenken, denn, was er bisher erlitten, schien ihm doch nichts weiter zu sein, als so eine Art Willkommen, dem bald weit Schlimmeres nachfolgen müsse. Es versteht sich ganz von selbst, daß er, um die Gräuel der Hölle, die er, wie sein zitterndes Herz ihm prophezeite, nur zu bald erproben würde, nicht zu sehen, die Augen fortwährend geschlossen hielt, ein Manöver, für welches die vom Zufall indiscret genug um ihn her geschleuderten Repräsentantinnen jenes Geschlechts, das uns himmlische Rosen in's irdische Leben flicht und webt, eigentlich gar nicht genug dankbar sein konnten. Seine Phantasie malte ihm unterdeß die Stätte des ewigen Jammers interessant genug aus.

Er glaubte deutlich Schwefeldämpfe einzuathmen, die jedenfalls dem Pfuhl entstiegen, in welchen ihn über kurz oder lang einer der Höllenbeamten pflichtschuldigst eintauchen würde, die jedenfalls eben damit beschäftigt waren, einige Dutzend armer Seelen hier in geeigneter Weise zu mißhandeln. Wie aber erst gar, wenn einer der Söhne der Finsterniß auf den unglückseligen Gedanken käme, seine korpulente Seele auf einer Kaffeemühle zu mahlen, ein Sport, von dem er sich erinnerte, als Kind durch seine Amme vernommen zu haben, daß er in der Hölle sehr gebräuchlich und von den armen Verdammten ebenso gefürchtet, als von den in Martern so erfinderischen Oberteufeln als nervenkitzelndes Schauspiel beliebt sei. Hu, wenn ihn ein Schwarzer jetzt packte und über solch eine höllische Kaffeemühle stülpte und dann anfinge, ihren Stiel zu drehen. So jetzt sind die Ohren ab!

„Mein Sohn," sagte der Höllenvogt grinzend, „das thut gar nicht weh, in zwei Stunden sieden wir dich schon wieder

Und damit fährt er fort, die entsetzliche Kaffeemühle in Bewegung zu setzen.

„Oh! oh! jetzt reißt es am Arm und an den Beinen!

Und wieder beruhigt der Teufel den armen Gefolterten: „So schreie doch nicht, schau das ist ja erst der Anfang, ich mache es ja langsam, um dich erst daran zu gewöhnen!

In diesem Augenblick vernahm der wie ein Espenlaub zitternde Lord den hastigen Schritt des Kapitäns, der die Schiffstreppe hinab eilte.

„So, jetzt kommt er!“ ächzte er zähneklappernd, „na, nun wird's losgehen.“

Der Kapitän trat eben in die Kajüte ein, übersah den Schauplatz der Ereignisse und rief dann mit lauter Stimme, in welcher jedoch ein Ausdruck des Trostes für die vermeintlich arg Bestraften liegen sollte.

„Was ist denn hier geschehen?“

„Ah,“ dachte der Kleine wieder, jetzt fängt er uns schon zu trösten an, das kenne ich, das ist der schneidende Hohn der Hölle, nun wird er mich sicherlich gleich am Zipfel nehmen.“

Da dem Kapitän Niemand antwortete, die Damen fortschrieen und der Lord kläglich weiter seufzte, so blieb ihm nichts anderes übrig, um zu sehen, was eigentlich geschehen sei und da er die Damen doch nicht zu berühren wagte, als den einzigen Mann in dieser Gesellschaft zu erfassen, um ihn umzudrehen, zu sehen, was ihm widerfahren und danach zu ermessen, was hier eigentlich vorgegangen sei. Er faßte also mit starker Hand den kleinen Lord an. Der aber erhob ein entsetzliches Gebrüll, indem er in Todesangst schrie:

„Herr Gott im Himmel, da hat mich der Teufel endlich!“

Mittlerweile hatte das Seegefecht ununterbrochen fortgedauert, ja, die beiden Schiffe waren einander so nahe gekommen, daß ihre Bemannung bereits gegeneinander mit Erfolg von einem lebhaften Kleingewehrfeuer Gebrauch machen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Ungarn des Jahres 1846.*)

Von Berlin an der schwarzen Spree gings nach Frankfurt am gelben Main, nach der Geburtsstadt Goethes, des Wohlthäters hingeschiedener, lebender und kommender Geschlechter. Das goldene Mainz lag so nahe. Selig besuchte ich den Rhein, der zu schön und reich, um nicht die lüsternen Blicke des gallischen Wühlers auf immer zu fesseln. Ueber alle Maßen mutheten mich die Reize Heidelbergs an; dort traf ich Georg Herwegh, einen Dichter, hochbegabt mit Werth der Gesinnung, mit Geschmack, feiner Bildung und weltmännischer Gewandtheit. Unwiderstehlich trieb's mich nach der Schweiz, um in der Heimath Tells neuerdings jedem Zwinguri glühende Fehde zu schwören, mich auf smaragdenen Seen zu wiegen, die Firnen, den Aarsturz zu schauen, dem Lawinendonner zu horchen und am Fuße der Gletscher Alpenröslein zu pflücken. Nun gings wiederum nach der preußischen Metropole zurück; aber es duldete mich nicht lange in der Stadt leuchtender Anläufe und ewiger Tantalusqualen angesichts des deutschen Reichsapfels. Zumeist graute mir vor den russischen Sympathien, die sich von Tag zu Tag in maßgebenden Kreisen greifbarer entwickelten. Eines schönen Morgens, so sprach ich kleinmüthig, werden Baschkiren und Kirgisen mit gefälltem Bajonnet das erschrockene deutsche Eingeweide besetzen und die stolzklingenden Namen der Klassiker kannibalisch in Goethejef, Schilleritsch, Leßinganoff und Jean Paulowitsch umtaufen.

Meine beständig unter der Asche fortglimmende Wanderlust züngelte von Neuem auf. „Sie sind der Nimmersatt,“ sagte Varnhagen von Ense. „Sie sind mir der rechte Zigeuner, aber wohin gehts denn eigentlich?“

„Wohin denn sonst, als nach der Heimath, die ich bereits abermals seit drei Jahren entbehre, wohin denn sonst, als ins alte romantische Land!“

Ja, Ungarn hieß noch immer das alte, romantische Land, inmitten einer streng bevormundeten Monarchie eifersüchtig das Recht, den Muth und die Kraft einer eignen Meinung hütend, mit Reichstagen bedacht, die endgiltig binden und lösen konnten, in deren Hände das Gut und Blut des Magyarenthums überantwortet war. Es hieß noch immer das alte, romantische Land seit Menschengedenken frei von Steuern, Assentirungen, Paßplackereien, Meldzetteln, Fremdenbüchern, Polizisten und Aufenthaltskarten; freilich sah man es andererseits an rostigen Satzungen überreich, des Bürgerthums ermangelnd, von unzähligen großen und kleinen Machthabern vergewaltigt, von willenlosen Frohnbauern bewohnt, von Prozessen strotzend, so Kläger und Angeklagten oft überdauernden, mit rohen Juraten, unfehlbaren Stuhlrichtern und den althergebrachten „fünfundzwanzig“ geschlagen. Bei alledem fühlte man sich frisch und froh innerhalb der trikoloren Schranken. Dieses Ueberschäumende, Urwüchsige und Hanbüchene hüben stach wohlthuend ab gegen das Geschniegelte, Gedrillte und Bezopfte da drüben jenseits der Leitha, gegen unausgesetztes Hofmeistern und Regeln, welches schließlich gern in täppisches Maßregeln ausartete.

Barmherzige Götter, Ihr mußtet doch Sorge tragen, daß sich im niedergehaltenen, Metternich'schen Oesterreich eine Stätte fand, wo man blasen und schüren konnte, bis es auch in den Nachbarprovinzen warm und gemüthlich wurde, wo man unbespitzelt einen freien Blick um sich warf, die Normen zu prüfen, nach welchen ein mündiges Jahrhundert seine Lebensfragen zu ordnen gewillt war, wo man über verbohrte Beamtenwirthschaft hinwegsprang, gleich dem Hahn über glühende Kohlen, und statt des menschenverscheuchenden Monopolkrautes eine importirte Cigarre straflos sich aneignen durfte. Extra Hungariam non est vita, et si est vita, non est ita, lautete das Sprichwort! Was that ein Wiener Schöngeist, wenn unglücklicherweise seine Reimzeilen überall gestrichen? Er wagte nicht, dieselben ins Ausland zu schmuggeln, das hieß ja muthwillig gegen den Stachel lecken, hieß widerborstige Censurflüchtlinge in der Santa Casa heiligen Registern vormerken lassen. Er sandte sein Schmerzenskindlein an eine befreundete deutsche Zeitung nach Pesth, sah es dort möglichst schnell mit unverrenkten Gliedern in die Welt springen und jauchzte: O, du, dreimal beneidenswerthes, mit lammherzigem Rothstift gesegnetes Ungarn! — War einem hinsiechenden jungen Kaiserstädter die Salzfluth der Nordsee

*) Wir entnehmen die nachfolgende geistreiche Schilderung einem in der „N. Ztg.“ abgedruckten Feuilleton Karl Beck's. — Die Red.

oder gar die heilsame Bergluft der verpönten Schweiz ärztlich beordnet worden, dann versetzte gewöhnlich die leidige Paßfrage dem ohnehin schon halbtodten Helden den letzten Gnadenstoß. Ach, Angstschweiß auf der Stirn, wiederholte der Aermste wohl zehnmal im Gedächtniß sein demüthiges Anliegen, bevor er an die verhängnißvolle Thürklinke des Beamten griff; er dachte sich ja den Unnahbaren gleich dem Propheten Moses im Kupferstich mit mindestens zwei goldenen Strahlenhörnern, denn dazumal trug man der Behörde gegenüber noch nicht jene ungemein scharfen Brillen der Erkenntniß, die wenige Jahre später eine furchtdringende Errungenschaft wurden. Von der guten oder unwirschen Laune dieser Herren, oft vom Herrn Schreiber, der die Stelle seines Patrons vertrat, hing es ab, ob der Bewerber nach Herbeischaffung aller möglichen Zeugnisse und Leistung der Taxen, unbedenklich befunden, sich in Geduld fassen sollte — bis etwa der Herbst angebrochen, oder ob der Verdonnerte anzuhören bekam, daß auch Tyrol tüchtige Berge habe, und Triest an der See liege. Was thun? Man gewann einen menschenfreundlichen Sekretär der ungarischen Hofkanzlei, der sandte flugs die Personalbeschreibung an einen wackeren Komitatsherrn in nächster Nähe, und schon mit Postwendung kam der schmerzlich ersehnte Geleitschein und man jubelte laut auf: O du dreimal gnadenreiches mit Ober- und Vicegespänen gesegnetes Ungarn! — Nicht jeder vierschrötige deutsche, böhmische oder polnische Bursch fühlte den Trieb, im bunten Tuch dröhnenden Trommelwirbeln zu folgen, aber er wollte nicht seine Hand verstümmeln oder sich die Vorderzähne herausbrechen, um untauglich zu heißen — was beginnen? Er lief bei Nacht und Nebel über die Grenzmark ins wilde Pußtenland, ging beim ersten besten Gutspächter ins Geding, und so seinen Drängern spurlos entschwunden, rief er frei athmend: O du dreimal gebenedeites, von Assentirungen und Meldzetteln unbehelligtes Ungarn! — Vor Allem fand der mährische Jude im Magyarenland das verlorene Paradies. Die jüdischen Gemeinden Mährens waren in früheren Tagen auf eine feste Nummer beschränkt. Der junge Israelit durfte nicht eher heirathen, als bis es der Vorsehung gefiel, einen andern verehelichten Israeliten aus dieser Welt abzuberufen. Ach, und somit harrte der Bruder in sündiger Sehnsucht auf den Tod des Bruders, und der Freund wünschte Morgens und Abends den Hintritt des Freundes. Der Glückliche, welcher nach tausend aufregenden häuslichen Szenen, nach einem tragikomischen Rigorosum vor bärbeißigen Patrimonialbeamten, nach Leistung schmerzlicher Taxen schließlich die Bewilligung in der Tasche hatte, sein Bräutchen heimführen zu dürfen, hieß Familiant. Auf so und so viele Gemeinden kamen so und so viele Familianten, deren Zahl unter keiner Bedingung überschritten werden durfte. Aber Schmuls Blut war heiß, er wollte zu keinem zeitweiligen oder gar ewigen Cölibat verdammt sein, andrerseits zu keiner wilden Ehe sich hinreißen lassen. Ueberdies hätte ein schmuckes Weib mit wenigstens fünfzehnhundert Gulden und einer Doppelschnur Perlen selbstredend seine Lage wesentlich gefördert! Schmul rannte nach Budapest, erreichte in Bälde das Ziel, welches seiner trunkenen Phantasie so wünschenswerth schien und betete: O du heiliges, um die Fortpflanzung der Menschheit verdientes Ungarn!

Ja, es war noch immer das alte, schöne, romantische Land, aber es war auch besser geworden, hatte ungemein emsig an sich gearbeitet, überall traten die Mängel hinter die Vorzüge zurück. Auf weltumspannenden Reisen erfaßte der lernbegierige Nachwuchs ungarischer Barone, daß Versäumtes nachgeholt, Fehlendes erworben, Erworbenes behauptet und ersprießlicher gemacht werden müsse. Was da faul war am Staate, das wollte man mit schleuniger Schonungslosigkeit ausbrennen, der Knecht sollte zum Bürger heranreifen, die große Reformation nach allen Richtungen beginnen, man sah dem anrückenden Landtag wie einem tiefernsten, entsündigenden Buß- und Opferfest entgegen. Freiheiten sollten der Freiheit, Rechte dem Recht weichen. Gleich den entthronten Frankenkaisern der Vorzeit hatte man die lateinische Sprache zu den Mönchen ins Kloster verbannt; wie vordem das Schwert sollte von nun ab das ungarische Wort weithin tönen. . . . . Ein nationaler Dichter, Alexander Petöfi, war plötzlich in die Erscheinung getreten. Kein magyarischer Meister vor ihm hatte noch für die kindlichen und stürmischen Gefühle seines Volkes gleich sicher und glücklich die einzig bezeichnende Weise getroffen. Sein Ruhm wuchs wie Gras über Nacht; im Salon wie auf der Straße, am Spinnrad, in Mühlen und Schänken, auf dem Ackerfeld und in den Kasernen erklangen die Lieder des so reich begnadeten Jünglings.

Ich wohnte im Hotel „zur Königin von England“ und schwelgte fast andächtig gestimmt in der märchenhaft bestrickenden Aussicht. Ja, ewige Jugend, ausgestattet mit allzeit sich reicher offenbarenden, neu entdeckten Reizen, ist das untrüglichste Merkmal des wahrhaft Anmuthigen auf Erden. Liebliche Menschenblüthen, Meisterwerke der Kunst, paradiesische Landschaften genießt Deine Seele, zum hundertsten Mal genießend, immer zum ersten Mal. Und was mehr noch: je öfter Dir das wirklich Hinreißende begegnet, desto weniger begreifst Du Deine frühere Blindheit für den eigentlichen Kern und Stern der Erscheinung. Es mahnt Dich nachgerade an das berühmte Sträußchenwunder des Magikers: hier Rosen, dort Rosen, nun gar ein zehntes, ein zwanzigstes, fünfzigstes Sträußchen, unzählig, unerschöpflich! Ungläubig, fast erschrocken frägst Du, in welchen Falten und Taschen seiner Gewandung diese prächtige Fülle bisher verborgen gewesen?

Je öfter ich nach Pesth zurückkehrte, desto mehr verstand ich seine Schönheiten zu würdigen; Luft und Licht wirkten berauschender, die Tracht schien mir kleidsamer, Sitten und Bräuche heimelten mich wohlthuender an, urwüchsiger schritten die Männer einher, lockender blühten die Frauen. Buntbewimpelte Fruchtschiffe, rauschende Dampfer und tanzende Nachen bedeckten die blaue Donau, in deren Wogen sich stolze Paläste spiegelten. Ach, und sah ich erst nach Ofen hinüber, nach der lieblichen Margarethensinsel, welcher der reckenhafte Strom wie seinem zarten Bräutchen hofirte, sah ich die bacchantisch bekränzten Hügel, die malerisch gelegene Wasserstadt, die historische Veste und den ernsten Gerhardsfelsen, den willig kleine ärmliche Hütten gleich frommen Schwalbennestern beherbergte, da feuchtete sich mein Auge und ich stammelte: welch' ein Schauspiel!

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Magnus.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 65. Sonntag den 14. August 1864.

## Auf dem Meere.

(Fortsetzung.)

Eine wunderbare Wandlung aber war mit Ellen vorgegangen. Zu Beginn des Gefechts hatte sie allerdings noch halb und halb in ihre sehnsüchtigen Träumereien versunken, bewegungslos an der Wandung gestanden. Als aber der Donner der Geschütze immer häufiger erdröhnte, der Kampfruf der Mannschaft in ihrer nächsten Nähe erscholl und auch schon mitunter das Aechzen und Stöhnen Schwerverwundeter an ihr Ohr drang, da war plötzlich wieder jener muthvolle Geist über sie gekommen, der sie einst bei vollem Sturm in ihrer Heimath auf einem schwachen Nachen in die See stechen ließ, um wo möglich Schiffbrüchige zu retten. Ihr war es auf einmal, als ob sie sich wieder in den Wellen des Meeres bade, die sie heute recht muthwillig und ausgelassen schaukelten, das Kampfgetöse ward ihr eine liebe Musik, welche die ganze schlummernde Energie ihres in letzter Zeit durch den verknöcherten Sonderwillen ihres Vaters niedergebeugten Charakters weckte und ihr zugleich die unbestimmte, instinktive Hoffnung auf Befreiung einflößte. Und wie diese Hoffnung als heller Stern plötzlich unter dem Donner der Schiffskanonen am Horizonte ihres Denkens aufstieg, da war sie nicht mehr die schüchterne, still verzweifelnde Miß, die dem frevelhaften Spiel zweier verhaßter Freier um sie selbst gegenüber in einem Album blätterte, da ward sie bald ganz wieder das muthwillige Kind, das die Dienerschaft ihres Schlosses in Schottland einst wegen seiner tollen, verwegenen Streiche nur den Teufel Makintosh nannte.

Sie eilte unter die Mannschaft und sah sich nach Waffen um.

Am Hauptmast lagen noch einige Gewehre, Säbel und Pistolen aufgespeichert. Sobald sie dies gewahrte, ergriff sie einen Säbel, gürtete ihn sich mit der Schnelligkeit eines im Dienst des Mars ergrauten Offiziers um, nahm dann ein Gewehr, lud es selbst, indem sie sich der reich vorhandenen Munition mit Geschick bediente und eilte dahin, wo der ordnende, alles dirigirende Ruf des Steuermanns erscholl.

Es war das gerade ein unglücklicher Moment.

Eine Kanonkugel des Korsaren hatte eben fünf Mann niedergerissen, es war das der erste gute Treffer gewesen und der dadurch hervorgerufene Schreck war kein geringer.

Mehrere Passagiere, die durch die Gefallenen selbst mit Blut bespritzt worden waren, warfen entsetzt ihre Waffen fort und schrieen laut, daß jeder weitere Widerstand gegen einen Feind, dessen Artillerie offenbar weit überlegen sei, nutzlos wäre und nur zum Verderben Aller führen müsse. Selbst die Matrosen, die noch nie einen Seekampf mitgemacht hatten, schienen an ihm nicht eben den größten Geschmack zu finden und fast geneigt zu sein, in den feigen Ruf nach Uebergabe des Schiffes mit einzustimmen.

Offenbar war die Lage sehr kritisch, und selbst der Obersteuermann schien zu verzweifeln, der Mannschaft neuen Muth einflößen zu können. Sein aufmunternder Ruf verstummte, er lud mechanisch eine Kanone und konnte sich eines tiefen Seufzers nicht erwehren, wenn er dachte, daß dies prächtige Fahrzeug so schnell in die Gewalt eines Korsaren kommen sollte, welchen er am liebsten selbst in den Grund gebohrt, wenn er nur über größere Schiffskanonen zu verfügen gehabt hätte.

Gerade jetzt aber erschien Ellen, das schöne, muthbelebte Antlitz von Kampflust geröthet, an diesem Punkt. Mit einer Stimme, wie man sie ihr so durchdringend nicht zugetraut hätte, rief sie:

„Memmen, wer spricht von Uebergabe!"

Und dann trat sie an den Steuermann heran, bat ihn um sein Nachtglas, beobachtete damit einen Augenblick das feindliche Fahrzeug, legte es dann wieder bei Seite, erhob ihr Gewehr, legte an, zielte einen Moment, drückte ab und sonderbar! fast gleichzeitig mit der Detonation ihres Schusses ward ein greller Aufschrei auf dem Korsarenschiffe laut. Sie mußte also wohl getroffen haben. Dieser Zwischenfall veränderte die Stimmung ihrer Schiffsgenossenschaft vollständig. Alles begrüßte das heldenmüthige Mädchen mit einem stürmischen Freudenruf und erkannte sie einstimmig, eine neue Jeanne d'Arc, sofort als die eigentliche Führerin an.

Und wirklich, sie war keine schlechte Führerin.

Den Steuermann bat sie, ausschließlich auf das Schiff Acht zu geben, während sie selbst jetzt die Vertheidigung in einer Weise ordnete, die einem alten General Ehre gemacht haben würde. Sie ließ die Kanonen mit Kartätschen laden, stellte die Matrosen und Passagiere an der Wandung und in Reserve auf, ermunterte sie, ein so lebhaftes Musketenfeuer wie nur möglich zu erhalten, und war überall, hier anordnend, befehlend, dort einen Verwundeten tröstend und für seine Außergefechtbringung sorgend; und dem schönen Mädchen folgte alles gern und willig.

Aber auch der Feind schien es zu spüren, daß ein neuer Kampfgeist bei ihnen entzündet worden war; die er als feine Seesoldaten mit sehr leichter Mühe zu bezwingen gehofft hatte. Er hatte besonders durch das auf Ellens Geheiß jetzt unausgesetzt unterhaltene Kartätschenfeuer bedeutende Verluste erlitten,

und auch das Feuer aus den zahlreichen Gewehren, welche die Reserve lud, um sie beständig der kämpfenden Mannschaft zuzureichen, machte ihm lästig genug fallen.

Er schickte sich daher zum Entscheidungskampfe an.

Seine schweren Geschütze konzentrirten auf einmal ihr Feuer gegen den Radkasten des von Ellen vertheidigten Schiffes, Kugel auf Kugel schlug in der Nähe der Maschine ein und mehrere Maschinisten verloren sehr bald nach dieser neuen Wendung des Kampfes ihr Leben.

Der Steuermann, der diese neue große Gefahr sofort in ihrem ganzen Umfang begriff, eilte sogleich in den Maschinenraum und kommandirte einige Matrosen aus der Reserve zur Ablösung der Gefallenen. Aber während er noch in dem unteren Raum zubrachte, schlug ein feindliches Geschoß so unglücklich ein, daß jede Thätigkeit der Maschine gelähmt war und ein bedeutender Zeitaufwand nöthig gewesen wäre, um diesen Schaden wieder auszubessern und das Schiff wieder ordentlich flott zu machen. Er eilte wieder an Deck, wo man das Unglück gleichfalls wahrgenommen hatte und neue Muthlosigkeit sich Bahn brechen wollte. Schnell theilte er den Sachverhalt Ellen mit, die dadurch nicht im mindesten erschüttert wurde.

Das tapfere Mädchen wandte sich vielmehr der Mannschaft zu und rief mit einer Stimme, so gänzlich frei von jeder Angst, wie die eines Kindes, das mit seinen Gespielen etwa „schwarzer Mann“ spielt und beim lustigen Vorwärtslauf der Uebrigen in den scherzhaften Ruf ausbricht: „Wer fürchtet sich nicht vor dem schwarzen Mann!“ jetzt ihren Mitkämpfern zu:

„Wer fürchtet sich von Euch, weil unsere Maschine ein bischen lahm geschossen worden ist?“

Und dieser Ruf that seine Wirkung.

Wie im Spiele alle dem „schwarzen Manne“ antworten: „Ich nicht, ich nicht!“ so riefen hier alle einstimmig:

„Niemand, Niemand, es lebe unsere Führerin!“

Aber auch der Feind hatte die Zerstörung, welche er angerichtet, wohl gemerkt, er wollte Nutzen daraus ziehen, drehte sich, fuhr auf seinen Gegner los, legte wieder bei und schickte sich allen Ernstes zum Entern an.

„Ha,“ rief Ellen, indem sie das Gewehr bei Seite warf und den Schleppsäbel zog, „der Feind will entern! Wohlan sobald er die Enterhaken auswirft, laßt uns ihm zuvorkommen und sein eigenes Schiff im Sturm nehmen.“

Einstimmiger Jubelruf beantwortete diesen Vorschlag des Heldenmädchens.

Der Korsar schickte sich jetzt in der That zum Entern an. An seinem Bord war alles in fieberhafter Bewegung und schien überdies dem lauten Geheul nach, das sich von ihm vernehmen ließ, wuthentbrannt, ein Schiff zu nehmen, das ihm einen so unerwarteten, energischen Widerstand entgegensetzte, der ihm schon so manche Verluste gekostet hatte. Die Leute Ellens versahen sich jetzt hauptsächlich mit Säbeln und Pistolen, von denen sie im drohenden Handgemenge den besten Gebrauch machen zu können glaubten.

Das gegenseitige Feuer schwieg auf einige Minuten.

Um seine Sache ganz gewiß zu sein, hatte der Korsar indeß auf eine neue Ueberrumpelung gesonnen. Während er sein Schiff dem durch seinen zerstörten Radkasten wie fest gebannten Gegner immer näher auf den Leib rückte, hatte er drei stark bemannte Boote ausgesetzt, welche das feindliche Schiff in die Flanke nehmen sollten.

Diese Boote beschrieben, um weniger bemerkt zu werden, einen Bogen um ihre Ordre und legten dann plötzlich mit großer Schnelligkeit an der dem Korsaren entgegengesetzten Seite des von Ellen vertheidigten Fahrzeugs an.

Hier stand allerdings die Reserve, allein abgesehen davon, daß sie durch den in's Vordertreffen geleisteten öfteren Nachschub stark vermindert worden war, hatte sie auch ihre ganze Aufmerksamkeit auf jene Seite des Schiffes gerichtet, welche nach ihrer Ansicht allein angegriffen war. Sie warfen höchst selten einen Blick auf die See, luden Gewehre und Pistolen und dachten an alles Andere früher als daran, daß die Reihe, angegriffen zu werden, nun auch schon ihnen so nahe bevorstehe.

Mit der Geschicklichkeit von Katzen kletterten die Piraten hier daher ganz ungehindert, gleich nachdem sie angelegt, empor und erhoben, sobald sie die Wandung erstiegen, gleichzeitig, als sie die ersten Schüsse unter die Reserve feuerten, ein durchdringendes Kampf- und Triumphgeschrei.

Dies veränderte die Lage des angegriffenen Schiffes sehr zu seinen Ungunsten.

Sobald Ellen vernahm, daß sie im Rücken angegriffen, sandte sie den Steuermann nach der bedrohten Seite, um dort das Kommando zu übernehmen. Sie selbst aber redete ihren Leuten herzhaft zu, den Muth nicht zu verlieren, indem man nicht früher jede Aussicht auf Rettung verliere, als bis man sich selbst aufgebe.

Ihr kühner Plan, das feindliche Schiff selbst im Sturm zu nehmen, mußte natürlich unter so veränderten Umständen, als nicht mehr strategisch ausführbar, aufgegeben werden.

Der Feind hatte recht wohl gehört, daß seine Leute bereits an Bord des Schiffes, das er kapern wollte, Fuß gefaßt hatten und beeilte sich nun, ihnen durch einen schnellen Hauptangriff Unterstützung zu bringen und seinen Sieg dadurch zu beschleunigen.

In diesem Augenblick erschien der Kapitän wieder an Deck. Er hatte die Ruhe und Ordnung in der Kajüte, die der Schauplatz eines so großen blinden Schreckens gewesen war, mit vieler Mühe wieder hergestellt, und sogar den kleinen Lord, durch die Drohung, ihn über Bord werfen zu lassen, aus seinem bösen Traume von Hölle und Teufel aufgeschreckt und wieder zur Vernunft gebracht. Mit diesem schwierigen Werke fertig, eilte er auf das Deck, um zu sehen, wie da die Sachen stünden, überzeugte sich aber hier auf den ersten Blick, daß seine Sache so gut wie verloren sei.

Obwohl die Anfangs gänzlich überrumpelte Reserve durch den Obersteuermann wieder zum Stehen gebracht und zu einer hartnäckigen Vertheidigung angehalten worden war, war es den auf Booten herangekommenen Feinden doch gelungen, schon etwa den vierten Theil des oberen Schiffsraumes zu nehmen. Während aber ihnen gegenüber der Kampf, der mit beispielloser Erbitterung geführt wurde, schon ein unsicherer und nahezu erfolgloser genannt werden mußte, indem sie über Blut und Leichen immer mehr neues Terrain gewannen, ließ jetzt das Schiff des Korsaren auf das Deck des Kauffahrers auch schon die Enterbrücke fallen.

Verzweifelnd zog der Kapitän seinen Säbel und stürzte sich den eben über die Enterbrücke mit wildem Ungestüm herandringenden Piraten entgegen. Er war ihr erstes Opfer, denn von einem schweren Säbelhieb getroffen, sank er, als er eben die Brücke selbst betreten, zu Boden, und über ihn hinweg stürmten die Angreifer auf sein Schiff.

Allein, obschon sie nun den Sieg in der Hand zu haben glaubten, sollte er ihnen doch noch theuer genug zu stehen kommen.

Denn kaum, daß sie den Boden des Schiffes betreten hatten, stürmte Ellen an der Spitze ihrer Mannschaft so energisch auf sie ein, daß gleich beim ersten Anprall fünf oder sechs Piraten über Bord geworfen wurden.

Nun aber gab es ein Gefecht Mann an Mann.

Ellen hieb mit eigener Hand mehrere der Angreifer nieder.

Ihre im Getümmel dieses furchtbaren Kampfes fast zauberhafte Erscheinung schien den Feind wunderbar zu berühren. Die Piraten wichen vor ihr, wie geblendet, aus. Diesen Zauber aber, den sie über die Gegner ausübte, suchte sie sofort zu benützen, indem sie mit ihrer Stimme die Ihrigen laut anfeuerte und dabei nur um so unerschrockener auf den Feind eindrang.

Es gelang ihr mehrmals, denselben bis an die Enterbrücke zurückzutreiben und hätte sie nur über einigermaßen stärkere Streitkräfte verfügt, so würde sie jedenfalls ihren ursprünglichen Plan, den Gegner auf seinem eigenen Fahrzeug anzugreifen, mit Erfolg wieder aufgenommen haben.

So aber stellte es sich leider immer mehr heraus, daß das Häuflein der Vertheidiger ihres Schiffes schon viel zu sehr zusammengeschmolzen war, als um darauf noch Hoffnungen bauen zu können. Abgesehen davon, daß viele gefallen und verwundet, hatten sich auch nicht wenige Mattherzige in der Hitze des Gefechts bei Seite geschlichen und in diesem oder jenem Winkel des Schiffes versteckt, in feiger Angst den Ausgang dieser blutigen Seeschlacht zu erwarten.

So oft deshalb auch Ellen für den Augenblick den Stoß des Feindes ablenken und ihn selbst zurückdrängen mochte, konnte sie es doch nicht verhindern, daß sich sein Angriff im nächsten Augenblick erneuerte und verstärkte. Schienen doch die Korsaren förmlich aus dem Boden hervorzuwachsen.

Dazu kam die entsetzliche Empfindung, auch im Rücken bedroht zu sein, denn das Kampfgetümmel auf der anderen Seite des Schiffes nahm eher zu als ab und Niemand kam, um Ellen über den Gang der Schlacht auf jenem Gebiet Meldung zu machen.

Nichts desto weniger nahm ihr Muth und ihre Kampflust nicht ab.

Eben hatte sie wieder einen Piraten zu Boden gestreckt, da erschien plötzlich unter ihren Feinden ein schöner Mann, von hohem Wuchs und einem Ausdruck in seinem Gesicht, der eher zu einem Lord, als zu einem Seeräuber zu passen schien. Aber die finstere Entschlossenheit in seinem Auge und der gezückte Säbel, mit dem er auf Ellen eindrang, dazu sein verwundeter linker Arm, gaben seiner Erscheinung doch auch wieder einen Ausdruck von Furchtbarkeit, der ganz zur Scene paßte.

Als er aber sich Ellen gegenüber befand und beide einen Augenblick einander mit den Blicken maßen, bevor sie den Kampf begannen, da entsank ihm plötzlich die Waffe und Ellen stürzte, ohne von derselben berührt zu sein, mit einem gellen Schmerzensschrei zu Boden.

Als die Leute Ellens ihre tapfere Führerin fallen sahen, meinten sie nicht anders, als daß sie von einem tödtlichen Streiche oder von einer Pistolenkugel getroffen worden sei. Mit dem Fall dieser Heldin sank auch der letzte Rest von Muth, der sie bisher beseelt; sie wichen in Unordnung zurück. Schon wollten die Piraten ihnen nacheilen, um eine furchtbare Niederlage unter ihnen anzurichten, da winkte ihnen plötzlich jener Mann, vor dessen bloßer Erscheinung Ellen in so räthselhafter Weise zusammengesunken war, und sie blieben, trotz aller Kampfbegier und Mordlust, vor seinem festen glänzenden Blick wie geblendet stehen. Und nun neigte sich dieser seltsame Mann zu Ellen nieder, überzeugte sich, daß sie unverletzt und nur ohnmächtig sei, und hob sie dann sanft mit dem unverwundeten rechten Arme empor. Diese Scene an Bord des von Blut rauchenden, genommenen Schiffs, auf dessen anderer Seite der Verzweiflungskampf noch immer fortdauerte, gab ein so eigenthümliches, echt ritterliches Bild ab, daß alle Zuschauer derselben unwillkürlich davon mehr oder weniger ergriffen wurden. Ellen wie ein Kind tragend, schritt hierauf der Besieger derselben, der offenbar der Anführer der Piraten war, auf die Kampfgenossen seiner süßen Last zu und bot ihnen Pardon an. Der ward hier sehr gern angenommen, und dann eilte der Korsar hinüber auf die andere Seite, stellte sich auch da waffenlos, wie er war, mit der ohnmächtigen Ellen auf dem Arm, als ob er den Engel des Friedens trüge, zwischen die Kämpfenden und gebot ihnen, dem weiteren Blutvergießen Einhalt zu thun, ein Gebot, dem die Korsaren unwillig, aber wie an strikten Gehorsam diesem Manne gegenüber gewohnt, gehorchten, während es den Matrosen des doch schon unrettbar verlorenen Schiffes nur zu willkommen war, so daß sie gern die Waffen nieder warfen und um Gnade flehten.

„Ich brauche nur Euer Schiff, nicht Euer Leben," rief ihnen der Korsar zu, „wenn Ihr Euch ruhig verhaltet und Euch allen Anordnungen meiner Leute fügt, wird Euch kein Haar gekrümmt, und werdet Ihr an dem ersten Küstenstrich, der uns in Sicht kommt, ausgesetzt werden."

Den Matrosen, die bereits an jeder Rettung verzweifelten, klang dies Angebot wie süße Musik. Gern ließen sie sich von den Piraten in den unteren Schiffsraum führen, wo sie vorläufig als Gefangene verbleiben mußten. Auch die Passagiere theilten, soweit sie noch am Leben waren, dies Loos, und nur den Damen, welche zitternd und zagend ihrem Schicksal in ihrer Kajüte entgegenharrten, ward es vergönnt, darin zu bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

## Die bayerischen Gäste.

—r. **Wien**, 5. August.

Der Glanzpunkt in den Festlichkeiten, welche den Gästen aus Bayern hier zu Theil wurden, war ohne Zweifel der gestrige Abend. Ueber 2500 Gäste hatten sich in den grünen, mit Blumenbeeten gezierten und fast festlich ausgeschmückten Räumen der „Neuen Welt" bei Hietzing eingefunden. Ungefähr 700 derselben waren die bayerischen Gäste, Männer und Frauen. Ein Blick auf die Gesammtheit der Gäste, ergab, daß alle Stände vertreten waren, hiefür zeugten auch die zahlreichen privaten Equipagen, die Fiaker, die Droschken, die überfüllten Omnibus aller Art, welche an dem Orte der Festlichkeit vorfuhren und zum Theil Halt machten. Man sah den schlichten bayerischen Landwirth neben dem vornehmen Herrn, dem Gelehrten, dem Künstler, dem Manne der Handels- und Industriewelt. Zahlreiche blauweiße und

rothweiße Bändchen zierten die Röcke der Gäste. Um sechs Uhr ließen die ersten Töne der drei Musikchöre, der Brüder Joseph und Ed. Strauß, der Infanterie- und Kürassierregimenter „Herzog von Parma“ und „Herzog von Braunschweig“ sich vernehmen. Nach und nach nahm die Zahl der Gäste zu. Die Geschäftswelt kam später. Nach 8 Uhr war die Vollzähligkeit gegeben. Die Bewegung in den weiten Räumen der „Neuen Welt“ war eine höchst belebte. Man löste sich ab im Sitzen und Herumwandeln und die Musikkorps, die Gesangvereine von Fünf- und Sechshaus trugen Sorge dafür, daß das instrumentale und vokale Konzert des Abends ein ununterbrochenes war. Unterdessen stiegen Luftballons mit den verschiedenartigsten Anhängseln aus der Thier- und Nichtthierwelt hinauf in die Lüfte.

Nur Eine Pause trat in dem Konzert ein. Sie war den Begrüßungsreden gewidmet. Nachdem ein Bayer gedankt hatte für die brüderliche Aufnahme, welche seine Landsleute hier gefunden, ließ sich ein Oesterreicher vernehmen. Auf seine Aeußerung, daß es eine Ehrenschuld sei, die man an die Bayern für den Empfang der Oesterreicher im Jahre 1859, als sie zum Kriege für das deutsche Vaterland nach dem Süden zogen, abtrage, ertönte ein lautes Bravo, in welches der Männergesang und ein Orchester einstimmte. Es war ein erhebender Moment.

Mit dem Eintreten der Dunkelheit traten die weiten Räume der „Neuen Welt“ in das Licht einer glänzenden Beleuchtung. Ein Blitzen und Knallen verkündete mit einem Male, daß ein Gelegenheits-Feuerwerk losbrenne. Es brannte los und fesselte die Blicke. Auf dem Asphalttanzboden der „Neuen Welt“, auf welchem einige magische Beleuchtung aus einiger Ferne herschimmerte, kam es zum Balle im Freien. Den Tanzplatz umstand und umlagerte ein zahlreiches Publikum. Die Sache erhielt dadurch ein volksfestliches Gepräge, daß die auf den den Platz umgebenden Emporbühnen Sitzenden, sowie die außerhalb derselben Lagernden sich auch mit Speise und Trank versahen, und sich den Freuden der kalten Tafel hingaben, während in dem Mittelpunkte des Tanzplatzes die Tänzer und Tänzerinnen unter dem Klange der Musik des Regiments „Herzog von Parma“ sich hin- und herbewegten.

„Des Kriegers Gebet“ von Lachner, „Das Reiterlied“ von Julius Otto, „Die Nacht“ von Fr. Schubert, „Das treue, deutsche Herz“ von Otto, „Zum Walde“ von Herbeck, der „Sängermarsch“ von Uhde, und „Das deutsche Vaterland“, gesungen von den Gesangsvereinen von Fünf- und Sechshaus, zum Theil begleitet von Orchestern, belegten die alte Wahrheit, daß Wien die Residenz des deutschen Männergesanges ist. Das deutsche Bundeslied, die österreichische Volkshymne, das Lied „Das deutsche Vaterland“ verliehen dem Abende sein charakteristisches Gepräge. Es war ein deutscher Abend, und doch hörte man unter den Versammelten alle Sprachen, die in Oesterreich gesprochen werden; französisch und englisch waren auch vertreten. Die deutschen und nichtdeutschen Theilnehmer an der Festlichkeit waren bester Laune. Es herrschte eine heitere Stimmung. Die Vielseitigkeit der Musik, des guten Hütteldorfer Bieres, der Weine, hielten diese Stimmung kräftig aufrecht, bis man sich spät in der Nacht trennte.

Was sich in den Räumen der „Neuen Welt“ gestern abspielte, das war kein „Verbrüderungsfest“, wie das Programm besagte, es war ein „brüderliches Fest“. Es bestätigte die Gefühle und Sympathien, welche vorhanden waren. Die bayerischen Gäste verließen entzückt die „Neue Welt“, des Lobes voll für die „Wiener“, sie werden gute Botschaft in ihre Heimath bringen. Und in der That, Wien zeichnete sich gestern aus. Es bot Etwas im Großen und Ganzen, was keine Großstadt außer ihm hätte bieten können. Wie sollten da die bayerischen Brüder nicht entzückt heimkehren! Heute kommt es zum Abschiedsfeste in den Räumen des „Sperl“. Schon durch die Eindrücke des gestrigen Tages wird dieses heutige Abschiedsfest ein erhebendes sein müssen.

# Miscellen.

(Temperamentum.) Vor ungefähr 30 Jahren saßen auf der Kneipe des Korps „Bavaria“ zu Würzburg vier lustige Gesellen; ein Leibbursch mit seinen drei Leibfüchsen. „Füchse trinkt ex pleno“, schrie der Leibbursch, und freudig leerten die drei Füchse ihre Gläser. Die drei Füchse wurden älter, wurden Burschen und zugleich Chargirte (Vorstände) dieses Korps. Und heut' zu Tage, nach dreißig Jahren, sind sie allerdings nicht mehr Chargirte des Korps „Bavaria“, aber Chargirte des Königreichs Bayern. Der eine ist der Finanzminister v. Pfeufer, der zweite der Justizminister v. Bomhard und der dritte der Präsident von Oberbayern Frhr. v. Zu-Rhein. Und was ist denn der Leibbursch, der frühere Beherrscher dieser drei Füchse, wird man fragen — königlich bayerischer pensionirter Lottokollekteur.

8 Wien. (Kreuzeinweihung und Kreuzerhöhung am St. Stephansdome.) Die Feier der Kreuzeinweihung und Kreuzerhöhung für den hohen Thurm am St. Stephansdome wird Montag den 15. d. M. Vormittags 11 Uhr stattfinden. Se. Maj. der Kaiser werden dem feierlichen Akte, welcher von Sr. Eminenz dem hochw. Kardinal-Fürsterzbischof v. Rauscher vorgenommen werden wird, beiwohnen.

Der Doppeladler, welcher die höchste Spitze des Stephansthurmes krönen wird, gleicht in seiner Form den Adlern auf den einstigen deutschen Reichsfahnen; die Fittige sind weit ausgebreitet und bestehen aus einer Unzahl scharf zugespitzter Federn von stattlicher Länge und Breite. Die eine Klaue hält Scepter und Schwert, die andere den Reichsapfel; auf der Brust prangt das Wappenschild von Niederösterreich und ein Schild mit dem kaiserlichen Namenszug Fr. J. I., unterhalb welchem der Wahlspruch: Viribus unitis angebracht ist. Ueber den beiden Köpfen in der Mitte erhebt sich ein Doppelkreuz, zwischen dessen beiden Querstücken eine offene Krone ruht. Die eiserne Stange, um welche sich der Adler drehen wird, ist außerordentlich massiv; sie ist mehr als 2 Klafter lang und hat an der unteren Hälfte über 4, an der oberen über 3 Zoll im Durchmesser. Der Adler sammt Kreuz hat eine Höhe von 8 Fuß; ungeachtet er kleiner ist, als der frühere, ist sein Gewicht doch größer, weil er massiv ist. Die Arbeit dieses Adlers muß sowohl in Hinsicht auf die künstlerische Form, als auch in Hinsicht auf ihre Festigkeit ein Meisterwerk genannt werden.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ragner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 66. Mittwoch den 17. August 1864.

## Auf dem Meere.

(Fortsetzung.)

Nachdem dies Alles ebenso schnell angeordnet als ausgeführt worden war, ertheilte der Korsarenhäuptling seinem Untersteuermann den provisorischen Befehl über das genommene Schiff, mit der Weisung, dessen Maschine sogleich wieder ausbessern zu lassen, und stieg dann mit der ohnmächtigen Ellen in die Kajüte des Kapitäns hinab.

Hier angekommen, legte er das todtbleiche Mädchen, dessen muthiges Herz nur noch durch ganz leisen Schlag verrieth, daß noch Leben in ihr sei, auf einen Divan nieder, vor dem er niederkniete und dabei unverwandten Blicks in diese reinen Züge sah, die der Genius der Unschuld mit lichtem Strahlenfittig zu umwehen schien.

Ellen war auch in ihrer Ohnmacht bezaubernd schön. Das lange blonde Haar hatte sich während des Kampfes aufgelöst und sich wie ein goldener Mantel um sie gelegt. Es rahmte ihr süßes Gesicht gar lieblich ein und verlieh ihm in seiner reizenden Unordnung einen noch rührenderen Ausdruck. Ihre kleinen zarten Hände hatte sie in dem Moment, als sie die Besinnung verlor, gefaltet, als ob sie eine böse Erscheinung durch ein frommes Gebet habe bannen wollen. Noch lagen sie jetzt gefaltet über ihrer Brust, diesem Hort so vieler reiner und schöner Empfindungen, die nicht gebebt, als der Tod in seiner abschreckendsten Gestalt heute Männer neben ihr erzittern gemacht hatte. Ihr weißes Gewand, das sich um ihren zarten Körper goß, paßte sehr gut zu ihrer ganzen Erscheinung, welche sie eher einem schlummernden Engel als einem besinnungslosen, sterblichen Mädchen gleichen ließ.

Der Korsar kniete vor ihr und schien auf den leisesten Athemzug des holden Wesens zu lauschen. Aus seinem schönen mannhaften Gesichte, mit den edel geschnittenen Zügen und dem darin vorherrschenden Ausdruck irgend eines leidenschaftlichen Strebens, war jede Härte geflohen. Aber sein Auge, dessen Glanz und Energie seine wilden Genossen zu lenken und zu zähmen wußte, hatte jetzt allen Glanz und alle Energie verloren; es stand voller Thränen.

Weinte der Korsar um dies Mädchen, oder weinte er um sich selbst?

Wem ist es nicht schon vorgekommen, daß er in tiefer Waldeinsamkeit eine Quelle entdeckt, die so rein wie Silber durch den grünen, blumendurchflochtenen Waldrasenteppich hinfließt. Nur Blumen, auf denen sich phantastische Schmetterlinge traumhaft wiegen, spiegeln sich in ihrer klaren Fluth. Und wenn du dann dich darüber hinbeugst und plötzlich dein Gesicht, in dem die süße Unschuld der Kinderjahre schon lange nicht mehr wohnt, sich darin spiegelt, da wird dich plötzlich eine schmerzliche Sehnsucht erfassen, daß doch deine Seele so rein wie diese Quelle sein möge, die unter dem Gesange der Vögel so leise dahin plätschert und rauscht wie ein spielendes Kind, das harmlos mit seinen Puppen plaudert.

Aehnlich erging es aber hier dem Piratenhäuptling. Je länger er in das Gesicht Ellens blickte, um so mehr kam es ihm vor, als ob er in eine schimmernde Waldquelle sähe, die ihm sein Antlitz so dunkel zeigte, daß er darüber erschrecken mußte.

Und dann war es ihm plötzlich wieder, als sei er ein kleiner Knabe, der in der Kirche nahe am Altar stehe und auf das Geläute der Glocken lausche, welche die Andächtigen weither zum Gebete rufen. Neben ihm kniet seine Mutter, das liebe Gesicht voll heiliger Andacht, ihre Lippen bewegen sich sacht, sie betet für ihr einziges, geliebtes Kind. Und nun beginnt die Orgel zu tönen und der Gesang der Gläubigen zu erschallen, und er sieht auch, wie das kleine, hübsche Mädchen, das neben dem Hause seiner Mutter wohnt und alle Tage mit ihm spielt, den Rosenmund zum Gesange öffnet. Ach, und wie dieser kleine süße Schelm so hell und lieblich singt, als ob sie gar nicht Zeter schreien könnte, wenn er sie mitunter neckt und mit Brennesseln kitzelt! Weihrauchwolken steigen empor und umnebeln seine Sinne; er sieht nur, wie sie langsam emporgleiten an den alten gothischen bunten Fenstern der Kirche und den mächtigen Pfeilern und Spitzbogen und da denkt der Knabe noch im halben Traum, so steigen wohl die Seelen zum Himmel empor, wenn die Menschen gestorben sind.

Aber auf einmal erwacht der Korsar wieder zum klaren Bewußtsein; fort sind die Erinnerungen seiner Kindheit, es schmerzt ihn sein verwundeter linker Arm, und dieser Schmerz erinnert ihn an das heiße, blutige Seegefecht, — aber vor ihm liegt ja wie ein Engel der Gnade das süße Wesen, das seit langer, langer Zeit wieder zum ersten Mal die Silberglocke der Erinnerung seliger Unschuldzeit in seiner Seele zum Tönen brachte.

Und jetzt hebt sich ihr Busen höher, sie athmet häufiger, lauter, und jetzt schlägt sie die Augen auf.

„Ellen, meine süße Ellen!" ruft der Korsar.

„Mein John!" antwortet das erwachte Mädchen mit kaum hörbarer Stimme, und Beide liegen einander in den Armen.

Es gibt Momente, in denen man alles vergißt, Vergangenheit und Zukunft, wo man nichts denkt, nichts ande-

res fühlt, als daß man in dem gegenwärtigen Augenblick ganz unaussprechlich glücklich ist. Denken und Empfinden sind dann Eins, bis sich das Denken allgemach aus der bestrickenden Umarmung des Fühlens losreißt und durch das traurige memento mori, daß alles Glück nur wenige Minuten dauert, die holde Harmonie des Glücksbewußtseins wieder zerstört.

Solch einen Moment lebten jetzt hier Ellen und John, der einstige Seeräuber, dem sie das Leben gerettet und ihre erste und einzige Liebe geschenkt, durch.

Fast noch früher aber als bei Ellen ward bei John die Denkkraft über die Gewalt des Herzens Herr und erwachte die Furcht, daß er vielleicht bald das höchste Kleinod seines Lebens wieder verlieren würde. Um diese Furcht zu übertäuben und sich auf's Neue in den entzückenden Rausch voll empfundener Liebesseligkeit zu versenken, rief er aus:

„Du bist nun mein, für immer mein, ich lasse dich nicht wieder los. Wie habe ich mich nach dir gesehnt, was habe ich gewagt, was vollendet, um mein Versprechen zu lösen, und einst in einem Orlogschiff bei deinem Vater um dich zu freien. Oh, es ist mir oft traurig und elend ergangen und ich weiß nicht, ob ich immer die richtigen Pfade erwählt habe, aber nun sind wir vereint, das Meer hat uns Beide einander zum zweiten Male zugeführt; nun darf uns nichts, gar nichts mehr trennen, als der Tod.“

Und nach diesen Worten umschlang und küßte er das holde Mädchen noch feuriger als zuvor. Ellen war aber gerade durch die Worte ihres Geliebten aus ihrem kurzen Himmelstraum wieder aufgeschreckt worden. Sie wand sich sanft aus seiner Umarmung los und sah ihn mit einem Blick an, der die tiefsten Tiefen der Seele Johns erforschen zu wollen schien.

John vermochte diesen Blick nicht zu ertragen, sein stolzes Auge suchte den Boden.

Da begann Ellen laut zu weinen.

Die Thränen dieses reinen Mädchens brannten wie glühende Kohlen auf das Bewußtsein Johns. Er empfand es nur zu schmerzlich, daß die Geliebte um ihn, um das Heil seiner Seele weine. Kein Vorwurf war über ihre Lippen gekommen, aber ach, diese Thränen waren ja der allerschlimmste Vorwurf. Und um nun seine Seele zu erleichtern und Ellen ja vielleicht doch noch zu überzeugen, daß er nicht ganz das sei, wofür sie ihn halte, begann er ihr seine Lebensgeschichte zu erzählen.

„Du weißt, mein süßes Lieb,“ hub er an, „wie schmerzlich jener Augenblick war, wo wir uns Beide von einander trennen mußten. Wir waren noch halbe Kinder, aber doch fühlten wir es tief, wie der Abstand, der in unseren beiderseitigen Vermögensverhältnissen herrschte, gar entsetzlich groß war, und wie es daher so schwer sein würde, den einzigen Wunsch unseres Herzens jemals in Erfüllung zu bringen.

„Dieser Wunsch erfüllte mein ganzes Sein und Wesen so sehr, daß es bei mir fest stand, Alles wagen zu wollen, um dich zu erringen. Die Gefahr, der Tod hatten für mich kein Schreckniß, was war mir denn das Leben ohne dich, schien es mir nicht ein fortwährendes, langsames Sterben zu sein? Um früher zum Ziele zu gelangen, trat ich aus der Kriegsmarine aus und nahm Dienste auf einem Kauffahrteifahrer, wo ich es durch meine Kenntnisse, Geschicklichkeit und meinen durch dein Bild so unaufhörlich angespornten, gränzenlosen Eifer wirklich bald zum Steuermann brachte. Vom Steuermann ist nicht zu weit zum Kapitän, der erste Schritt schien also glücklich vollendet. Da unternahmen wir eine Fahrt nach der fernen Küste Indiens und hielten uns längere Zeit, um eine bedeutende Rückfracht einzunehmen, in Calcutta auf. Es war gerade in der unseligen Jahreszeit, wo die giftigen Klimafieber dort herrschen und besonders für die Nordländer so gefährlich werden. Auch ich ward davon ergriffen und lag zwei Monate auf dem Siechbette. In meinen wüsten Fieberphantasien bist du mir da oft erschienen. Ich sah dich über das Meer dahin schweben und mir zuwinken und dann war es mir jedes Mal, als ob du mir Linderung und Kühlung gebracht hättest. Auch als die Krise eintrat, die zu meiner Wiederherstellung führte, erschienst du mir im Traum. O dieser Traum, ich werde ihn nie vergessen. Mir träumte, daß ich in einem jener zauberhaft schönen Gärten am Ufer des Ganges spazieren ging, in denen die Tropenwelt all ihre Wunder entfaltet. Ueber mir schaukelten sich in einem leichten lauen Winde die zierlichen Wipfel der Kokospalmen und Pisangbäume, tausend Rosen blühten um mich her und erfüllten die Luft mit einem betäubend süßen Dufte, der Himmel lächelte in wunderbaren Bläue über mir und mein Herz fing an, wieder frei und frisch zu schlagen, mein Körper sich so leicht und wohl zu fühlen, wie in den Tagen, wo ich so recht gesund und voller Hoffnung war. Geheimnißvoll fremdartig rauschten die Wellen des den Indiern heiligen Stromes in meiner Nähe vorüber.

„Wunderbare Lotosblumen öffneten vor mir ihre märchenhaft schönen, den Duft des Paradieses aushauchenden Kelche und nickten mir zu. Seltsam bunte Vögel wiegten sich rings auf allen Zweigen und sangen in tausend Melodien, aber mir schien es, als ob aus jeder Melodie nur das einzige Wort: „Ellen“ heraustönte, „Ellen, Ellen!“, so rief es auch in meinem Herzen, und eine namenlose Sehnsucht erfaßte mich nach dir. Ach, mir deuchte es, als ob meine Seele sich am liebsten von ihrem Körper losgerissen hätte, um dahin zu fliegen, wo du weilst, wo deine lieben Augen Alles, was sie ansehen, mit seligem Schimmer umkleiden, wo dein Athem die Luft mit Schönheit füllt und wo ich so gern den Boden geküßt hätte, über den dein lieblicher kleiner Fuß mit seinem Elfenschritt dahin gleitet. Da vernahm ich plötzlich eine Musik, die von der Mitte des Gangesstromes herzutönen schien, eine Musik in so seltenen und doch so tief traurigen Akkorden, daß mir unwillkürlich Thränen in die Augen traten. Ich eilte an's Ufer.

„Aber, was gewahrte ich hier? In der Mitte des Stromes trieb eine zierliche Gondel, an deren kleinem Bugspriet eine Aeolsharfe befestigt war, welcher der Wind die seltsamen Töne entlockte. Du standest auf diesem kleinen Fahrzeug, seelenallein, in deiner ganzen Schöne, wie eine Meerfei, die einen Umzug durch ihr feuchtes Gebiet hält. Mit einem Ruder lenktest du die Gondel selbst. Wie war ich glücklich, als ich dich wiedersah, dich mir so nahe wußte! Aber weh, wie schnell und furchtbar sollte sich diese Scene verändern! Urplötzlich tauchte eine Unzahl von Krokodilen, jene häßlichen Ungethüme, die den Ganges so stark bevölkern, rings um deinen Nachen auf und schnappte mit dem giftathmenden Rachen bereits nach dir. Du schienst sie mit dem Ruder abwehren zu wollen, doch darüber fing dein Fahrzeug an, sich im Kreise herum zu drehen, die Ungethüme umkreisten es immer enger und schienen es im nächsten Augenblick ganz umfassen zu wollen, um dich in ihre Gewalt zu bekommen.

(Fortsetzung folgt.)

# Pariser Plaudereien.

Von Hermann Sonntag.

Die Literatur ist der Spiegel ihrer Zeit und ihrer Nation. Ganz gut, nur darf man das nicht auf die Spitze treiben; Uebertreibung führt auch hier zu Irrthümern. Bücher, Romane wie die „Kameliendame“, machen zuweilen nur darum so viel Lärm, weil sie Auswüchse sind, grelle Excentricitäten, die eben als solche der Einbildungskraft imponiren. Daraus auf den allgemeinen Sittenzustand zu schließen, wäre ebenso falsch, als anzunehmen, daß die Assisenverhandlungen das tägliche Leben widerspiegeln. Wenn die Verbrechen, die hier verurtheilt werden, so alltäglich wären, so würden sie eben nicht vor die Assisen gezogen werden. Ich erinnere an den Prozeß Jeufosse in der Normandie, wo sich ein Fräulein adeligen Standes von einem verheiratheten Gutsbesitzer den Hof machen ließ und die Brüder des Fräuleins den galanten ruhmredigen Verführer erschießen ließen; an den Prozeß der schönen Lemoine in Chinon, die sich ihrem Kutscher ergab, und deren Mutter die Frucht der tollen Leidenschaft in einer heißen Sommernacht verbrannte; an den Prozeß der Leonie Chereau in Orleans, die, um ihren Liebhaber zu fesseln, im Lustgarten ein Kind stiehlt und es für das ihre ausgibt. Die Prozesse haben ungeheuern Skandal gemacht, sie waren eben ungeheuerliche Auswüchse, nicht aber die Regel; ich sage „Auswüchse“, denn allerdings wuchsen sie aus gewissen Zuständen hervor, durch die sie möglich wurden; der Protest aber, den die Gesellschaft dagegen erhob, beweist, daß letztere sie nicht zur Regel erhoben wissen will. So ist es auch mit der Kameliendame. Deutschland kennt diese Zwischengattung der Liebe nicht, die man in Frankreich maitresse nennt; dort schwärmt man nur für die Braut oder die es werden soll, für die realistische Leidenschaft gibt es nur die gemeine Dirne zu festen Preisen. Zwar in größeren Städten gibt es der Liebschaften genug, wo der gesellschaftliche Abstand zwischen ihm und ihr an „ernste Absichten“ nicht denken läßt und — nun, wir sind ja alle Menschen. Indessen das, was der Franzose maitresse nennt, obgleich wir das Wort gebrauchen, existirt bei uns nicht. Es ist dieß eine wirkliche Geliebte, an welcher der junge Mann mit wirklicher Neigung hängt, einer Neigung, die ebenso aufrichtig erwidert wird und von der doch beide Theile wissen, daß sie nicht tief genug ist, um Haus und Hof darauf zu bauen.

Man nimmt das Leben eben leichter und behandelt die wirkliche Ehe darum doch mit Achtung; Jugend muß austoben. Rühmt sich die germanische Race keuscherer Sitten, so ist das wahrhaftig kein Verdienst, sondern nur die natürliche Folge des kälteren Himmels und kälteren Blutes; in dem beweglicheren Klima Frankreichs bildete sich ein beweglicheres Naturell, ein leichteres Blut aus. Irren würde man aber doch, wenn man auch von allen jungen Leuten annehmen wollte, daß sie erst die Vorschule der Liebe durchmachen, ehe sie zur Ehe als zum Schlußkapitel kommen. Man macht sich eben in Deutschland von dem „leichtfertigen, frivolen, witzigen“ französischen Volke seltsam überspannte Ideen. Mag es auch bei dem unbedingt leichteren Blute in Frankreich mehr getäuschte Ehemänner geben, der Sinn für Familienglück und weibliche Ehre ist nicht erstorben. „Die ganze Gesellschaft ist oben innerlich morsch und angefault“, sagte noch jüngst Herr Feodor Wehl. Wahrhaftig, ich erschrack, als ich das las. Bedenkt doch nur, daß ihr fast immer nichts als Paris besucht und kennt, und sofort wollt ihr ein ganzes Land von 35 Millionen verurtheilen? Man stützt sich dabei auf die Romane und Dramen der Pariser Autoren; ich sagte Eingangs schon, daß der Satz von der Literatur als Gesellschaftsspiegel nicht übertrieben werden darf, am allerwenigsten in unserer Zeit, wo die Unterhaltungsliteratur ein Fabrikgeschäft geworden ist. Die Konkurrenz ist so groß; ich zählte jüngst bei einem Buchhändler 15 Wochenblätter zu einem oder zwei Sous, die wie „Der Omnibus“, „Der Arbeiter“, „Der Donnerstag“, „Der Erzähler“ 2c. fortwährend Romane geben. Da will sich denn jeder überbieten, immer spannender als der andere sein, immer schrecklichere Situationen ersinnen. Nun ist bekanntlich nichts langweiliger als die Tugend, nichts eintöniger als das friedliche Glück eines guten Gewissens. Was ersinnt nun der Romanschreiber à la Ponson du Terrail? Greuelthaten, die niemals existirt haben außer in seinem Gehirn. Die Gesellschaft ist besser als dieser sogenannte Spiegel der Gesellschaft.

Da drängt sich aber eine komische Beobachtung auf. Man spricht von den unsittlichen Romanen und Dramen, weil man nur diese kennt und übersetzt. Ist es nicht schimpflich und ein trauriges Zeichen von den sittlichen Zuständen Europas, daß man sich heißhungerig auf alle Albernheiten und Gemeinheiten wirft, die einem Pariser Schriftsteller einfallen, alles Gute und Sittliche aber liegen läßt, das von andern Pariser Schriftstellern ausgeht? Die „Kameliendame“ ist über alle großen Bühnen gegangen; hat man aber auch die Stücke übersetzt, in denen diese Geschöpfe gezüchtigt oder verspottet werden? Kennt man sie auch nur? Man übersetzt und liest begierig die Romane des Ehebruchs; gibt man denn aber auch die Stücke, in denen die Heiligkeit der Ehe gepriesen und gerettet wird, wie z. B. Emil Augiers „Gabriele“ oder „Die armen Löwinnen“ (Modedamen ohne Vermögen) desselben Verfassers, worin eine strenge Gerechtigkeit geübt wird? Nein; warum nicht? weil man sich eben an den lasterhaften Stücken allein freut! Ihr schreit auf; Hand auf das Herz, ist das nicht logisch geschlossen? Ich las das entsetzliche Urtheil über die französische Gesellschaft gerade, als ich in einer Provinzialstadt aus einer Abendgesellschaft kam, wo Töchter der Familie am Pianoforte Lieder von Theodor Körner, ins Französische übersetzt, gesungen. Hätten die Damen lesen können, in welchem Rufe ihre Gesellschaft steht! Tags darauf war ich in eine andere Familie gebeten, wo ich Herren und Damen, verheirathete und unverheirathete in zahlreicher Gesellschaft traf; man spielte, plauderte, sang am Piano gute Lieder, tanzte einmal und drückte sich beim Abschied herzlich die Hand; Gesetzt, ein Deutscher, plötzlich taub geworden, wäre in unsere Mitte versetzt worden, er hätte sich gewiß in dem gemüthlichen Familienleben seiner Heimath geglaubt.

Aber ihr leset ein paar schlecht Romane oder seht ein Drama von Alexandre Dumas und sofort glaubt ihr, ganz Frankreich sei ein Lasterpfuhl, eine Pfütze, in der sich die gemeinsten Begierden wälzen! Es gibt zuweilen Epochen, wo eine gewisse sittliche Erschlaffung eintritt, wo man sich gehen läßt und wo wirklich die Familie in Gefahr ist. Vor mehreren Jahren schien das so. Aber erhob sich die Gesellschaft nicht dagegen, standen nicht Schriftsteller von Charakter dagegen auf? Die Gefahr ist sicher vorüber. Und so arg es in Paris einmal schien oder auch — meinetwegen — wirklich war, die Provinz, d. h. Frankreich, wurde wenig

davon berührt. Der französische Witz spielt in Folge des leichtfertigen Naturells oft in unbesonnener Weise mit dem guten Rufe einer Stadt. So sagte man mir in Straßburg, dies sei die liederlichste Stadt von Frankreich; in Nancy sagte man mir dasselbe von Nancy, in Nantes von Nantes. Und es war wahrlich nicht so arg. Die Städte Angers und Grenoble genießen vor allen diesen üblen Ruf; was wiegen zwei Städte in einem Lande von 35 Millionen oder mehr? In Bordeaux erfreut sich das Ballet einer vorzüglichen Pflege, die allen reichen Handelsherren wissen schöne weibliche Formen wohl zu schätzen. Von da nach Sodom und Gomorrha ist indeß noch eine weite Reise. Und nun denke man noch an die große Mehrzahl des Volks, die Landbevölkerung; glaubt ihr, daß dieselbe nur weiß, wer die Kameliendame war? Man denke an das kleine Bürgerthum, an den Handwerker- und Arbeiterstand, die eben nur so viel über des Leibes Nahrung und Nothdurft verdienen, um sich einen blauen Montag zu machen; glaubt man, daß sich diese Leute mit der Demi-Monde einlassen können? Was bleibt denn nun zuletzt noch übrig? Der an Zahl in jedem Lande geringere Theil von Wohlhabenden, der in jedem Lande etwas über die Schnur haut. Und wenn ich nun gewissenhaft das gesellschaftliche Leben in den Departements mit dem anderer Städte vergleiche, so finde ich so wenig erheblichen Unterschied, daß ich zuletzt sage; es bleibt nur Paris selbst übrig. Paris hat so ziemlich zwei Millionen Einwohner, und wenn hier die Sittenverderbniß wirklich so groß wäre, wie man sagt, so wäre das allerdings arg; aber Paris ist doch nur Eine Stadt und um der Einen Stadt willen darf man nicht die Anklage über das ganze Frankreich ausdehnen. So arg es auch mit der Centralisation aussieht, bis zu der erstickenden Einförmigkeit des kaiserlichen Rom ist es in Frankreich nicht gekommen und kommt es nicht.

Ist denn aber auch dies Paris so ganz verdorben? Darf man aus der Erscheinung eines „Montjoie" schließen, daß die ganze Bevölkerung von Paris aller sittlichen Grundsätze bar ist? Man vergißt ganz, daß diese Stadt eine Ausnahmestellung hat, wie keine andere. Man kann in Petersburg sicher sein, Russen zu sehen und Preußen in Berlin, Schweden in Stockholm und Engländer in London, der Fremde ist in Paris niemals sicher, Pariser um sich zu sehen, nicht einmal immer Franzosen der Provinz. Paris ist ein Rendezvous der europäischen Gesellschaft, und wer sich einbildet, im Casino Cadet und auf dem Ball Mabile die Pariser Gesellschaft gesehen zu haben, der ist sehr unerfahren. Und doch schreiben derlei unerfahrene Federn jährlich über Pariser Sittenzustände, und der leichtgläubige Leser nimmt das für baare Münze. Der Einwohner von Paris ist ein Bürger wie jeder andere Bürgersmann und hat keine Zeit zu verlieren. Wenn ihr die Pariser Gesellschaft studieren wollt, so geht in das Häusliche, in das Leben der Familie und ihr werdet sehen, daß man hier noch all die Vorurtheile von Familienglück und häuslichen Pflichten hat, die ihr längst über Bord geworfen glaubt. Ja die Pflichterfüllung und Tugend ist um so heroischer, als die Verlockungen stärker sind als irgendwo. Das läßt sich freilich nicht in Romane bringen, und wer auf ein paar Wochen nach Paris kommt, kann auch nicht sofort Verbindungen anknüpfen, die ihm das Innere der Familie eröffnen. Wo studirt er nun die Pariser Gesellschaft? Im Hotel.

Wie alles Andere in Paris an Dimension und Lebenskraft gewinnt, so ist denn auch der Kultus des Sinnenrausches über das Maß anderer Städte hinausgewachsen. Er hat die Kourtisanen erzeugt, die man eine Spielart der gewöhnlichen Maitresse nennen und mit gepfropften Früchten vergleichen kann; wie letztere sind sie verlockender für den Gaumen, aber weniger aromatisch. Es gibt deren nur in Paris, was große Provinzialstädte, wie Lyon, Nantes ꝛc. davon aufzuweisen haben, sind Nachahmungen oder nicht von dem verschieden, was Städte wie Wien, Berlin, Hamburg Derartiges besitzen. Ein Irrthum ist es aber, wenn man glaubt, der Pariser Lebenstaumel habe es nur vor Kurzem dazu gebracht. Es gab deren in Paris, seitdem dasselbe die Hauptstadt des europäischen Tons geworden ist; ja was sich heute von Kourtisanen auf den Boulevards sonnt, ist fast ärmlich im Vergleich mit dem Luxus, den die Geschlechter vor uns gesehen haben. Die echte Kameliendame selbst, Marguerite Gautier, lebte und starb unter der hausväterlichen Regierung Ludwig Philipps. Als nun der Staatsstreich vollends alle politische Thätigkeit in Einer Hand konzentrirte, da gewann freilich der behagliche Genuß eine Zeit lang die Oberhand. Und die Schriftsteller, die von der Tageslaune leben, beuteten diese Genußsucht nach Gefallen aus. Das war die Glanzepoche von Dumas dem Jüngern, der seine Berühmtheit nur den beiden Dramen, der „Kameliendame" und der „Demi-Monde", verdankt. Wie ich aber oben sagte, so gab es auch Schriftsteller und Dramen, die gegen diese Wirthschaft der „Filles de ma bre" protestirten, diese Proteste sind nur nicht übersetzt worden. Dagegen hat man sich in Berlin nicht geschämt, sogar die einer Tanzbodendirne Rigolboche untergeschobenen Memoiren zu übersetzen; das setzt einen schönen Appetit voraus. Und während die Kameliendame als dramatische Figur in Paris schon der Geschichte verfallen ist, glaubt man noch immer, sie sei die Königin der französischen Gesellschaft.

Ihr, die ihr glaubt, daß die Kameliendame den Franzosen als das weibliche Ideal erscheint, leset das Buch von E. de Pompérie: „La femme dans l'humanité, sa nature son rôle et sa valeur sociale" (Paris, Hachette), leset ein anderes von Legouvé, dem Sohne des Dichters von „Le mérite des femmes", leset andere ähnliche, die in neuer Zeit erschienen sind, und erfahrt daraus, wie hoch man in Paris vom Weibe denkt, wie ernst man die leichte oberflächliche Erziehung bekämpft, die eine Hauptursache der weiblichen Verirrungen in Frankreich ist. Ihr, die ihr glaubt, daß Montjoie dem Pariser oder dem Franzosen überhaupt als das Ideal des Mannes der Gegenwart erscheint, geht in die öffentlichen Vorlesungen, die von den in Folge des Staatsstreiches verbannten französischen Schriftstellern nach ihrer Rückkehr in Paris (z. B. von J. Simon und Deschanel) eingeführt worden sind und seht, wie lebhaft der Franzose der Gegenwart sich für die höchsten Fragen der Gesellschaft wie für die edeln Genüsse des Geistes interessirt, ja zuweilen begeistert. Hierher geht und nicht an die Wirthstafel des Grand Hotel oder auf den Bal Mabile und dann schreibt noch: diese Gesellschaft ist morsch und angefault, dieses Volk ist verloren. (Deutsch. Mus.)

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redacteur: Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 67. Sonntag den 21. August 1864.

### Auf dem Meere.

(Fortsetzung.)

„Von rasender Angst gefoltert, suchte mein Auge nach Rettung für dich! Da gewahrte ich einen am Ufer befestigten Kahn, ich zerreiße seine Kette, besteige ihn, ergreife das Ruder und bin in wenigen Augenblicken bei dir. Wie unsinnig schlug ich auf die häßlichen Bestien los, die mir dich, mein Liebstes auf Erden, entreißen wollten, hob dich in meinen Kahn und brachte dich glücklich an das blumige Ufer. Du warst vor Angst, wie es schien, ohnmächtig geworden. Ich legte dich unter einem Rosenbaum nieder, der wohl an tausend herrlicher Blüthen trug, ich küßte dich, streichelte dich, rief dich bei all den süßen Schmeichelnamen, die ich dir einst gab, als wir noch beide auf dem Schlosse deines Vaters weilten. Da schlugst du endlich die lieben Augen wieder auf und flüstertest mir leise, aber dabei selig lächelnd, zu: „Du hast mich gerettet, nun gehöre ich für immer dir." Namenloses Entzücken durchströmte mich, ich erwachte, die Reise war überstanden, das Fieber von mir gewichen, in wenigen Tagen war ich wieder gesund."

Der Korsar hielt hier einen Augenblick in seiner Erzählung inne, er warf einen fragenden Blick auf Ellen, der von dieser in einer ihn ermunternden, theilnehmenden Weise erwidert wurde. Dadurch ermuthigt, fuhr er weiter fort:

„Aber als ich mich nun von meinem Krankenlager erhoben, als ich mit deinem Bilde lebhafter denn je im Herzen, den Kampf um deinen Besitz auf's Neue mit meiner noch nicht ganz wiederhergestellten Kraft aufnehmen wollte, da harrten bereits neue Schicksalsschläge auf mich. Das Schiff, auf dem ich als Steuermann gedient, hatte während meiner Krankheit die Anker gelichtet und befand sich schon, wer weiß wo, auf dem Ocean. Dabei war jedoch das Schlimmste dies, daß all meine Ersparnisse und Effekten sich an Bord des abgesegelten Schiffes befanden und wahrscheinlich, in der sicheren Voraussetzung meines Todes, nach alter Sitte, unter die Mannschaft vertheilt worden waren. So stand ich nun jetzt fremd und gänzlich hilflos in dem fremden Lande. Wo waren meine Hoffnungen? Ja, da rauschte wohl der Ganges in meiner Nähe, da wiegten sich die Palmen und dufteten die Lotosblumen, doch war ich ferner von meinem Ziele, getrennter von dir, nach der mich eine namenlose Sehnsucht beständig trieb, denn je. Ich eilte in den Hafen, um ein Unterkommen auf einem anderen Schiffe zu finden, doch ach, alle waren bereits mit Steuermännern und den übrigen Schiffschargen versehen, um nicht zu verhungern, blieb mir nichts anders übrig, als mich wieder auf einem Fahrzeuge, das eben nach England zurückfahren wollte, als einfacher Matrose engagiren zu lassen. O, das war ein bitterer Tag, als ich, der ich mich schon bald als Kapitän geglaubt hatte, wieder die gemeine Matrosenjacke anziehen mußte.

„Bald befand ich mich wieder auf der See. Mein einziger Trost war dabei, daß wir der Heimath zusteuerten, wo ich schon in meine frühere Stellung als Schiffsoffizier wieder einzutreten zu können hoffen durfte. Und dann barg ja die Heimath doch auch dich, ich würde dir wieder näher sein, vielleicht dich ein Mal wiedersehen. Ich sah dich in Gedanken an den Bogenfenstern Eures Schlosses am Meere stehen, sah deinen Blick sehnsüchtig über die lieben Fluthen, aus denen du mich einst gerettet, hingleiten, und ich wähnte in deiner Seele die Traumblume der Liebe noch so leuchtend zu erkennen, wie damals, als wir bei jener abendlichen Meerfahrt die ersten Küsse mit einander tauschten. Ach, auch diese Träume sollten nicht in Erfüllung gehen! Noch in den Gewässern des indischen Oceans wurden wir von malayischen Piraten angegriffen, nach kurzem Kampfe besiegt, unser Schiff ausgeraubt und in's Meer versenkt, die unglückliche Mannschaft an arabische Kaufleute in einem mir dem Namen nach nicht einmal bekannten Küstenort am persischen Meerbusen verkauft.

„Von diesen Seelenverkäufern wurden wir bald in das innere Arabiens geführt, wo nur selten Oasen eine große steinige Wüste durchbrechen, über die der Samum und die Gluth der Tropensonne abwechselnd lagern. In einer dieser Oasen ward ich bei einem arabischen Emir, der einen europäischen Sklaven suchte, zurückgelassen. Also nun war ich auch nicht einmal mehr frei, war zum Lastthier degradirt, über dem man die Peitsche schwang, während mein Herr und Gebieter auf weichen Divans im Schatten lauschig flüsternder Sykomoren den ganzen Tag an einer Quelle lag, aus einer großen türkischen Pfeife rauchte und unzählige kleine Tassen Kaffee trank.

„Ich mußte ihm einen großen Theil des Tages Kaffee zureichen, die Fliegen von ihm wegscheuchen und ihm die Pfeife neu stopfen, sobald sie auszugehen drohte. Fürwahr, das war ein herrliches Amt für einen hochfliegenden Geist, wie er mich belebte, für ein vernunftbegabtes Wesen, in dessen Herzen eine unauslöschbare Liebe und Sehnsucht nach einer holden Lichterscheinung brannte, die nun wohl tausend Meilen von mir entfernt war! Ich muß gestehen, daß ich damals oft, sehr oft an einer vernünftigen Welteinrichtung irre

wurde. Wäre ich der Sohn eines Lords gewesen, so hättest du mir längst deine Hand reichen dürfen, wir hätten beide miteinander in Glanz und Ueppigkeit gelebt, die große Welt würde uns geachtet und bewundert, die gewöhnlichen Leute sich tief vor uns geneigt haben, ach, und wie glücklich wäre ich gewesen! Aber da ich nun nicht als Erbe eines großen Vermögens geboren, da ich mühsam selbst denken, selbst wagen und wirken hätte lernen müssen, deshalb also, weil ich mehr werth war, als ein vornehmer Müßiggänger, ward ich vom Unglück verfolgt und zuletzt zum Thiere degradirt, denn was ist ein Sklave anders als ein Thier? Sieh Ellen, in solchen Momenten wurde es mir schwer, nicht zu fluchen, denn ein böser Dämon raunte mir dann immer zu, daß man, um in der Welt sein Glück zu machen, dumm oder schlecht sein muß, und daß die Flüche Gebete sind, die der Teufel gern hört und seine Beter dafür belohnt!

„O wäre dein Bild mir dann nicht immer wie ein Engel der Versöhnung erschienen, wer weiß, ob ich nicht den arabischen Emir, dem ich die Fliegen wedeln mußte und der sich so sehr als meinen legitimen Herrn betrachtete, daß er meine Schritte oft durch Peitschenhiebe beschleunigen ließ, eines Tages statt seines Burnus irgend wo aufgehangen und mir dann selbst ein Leids angethan hätte. So konnte es aber nicht lange fortgehen, ich mußte irgend etwas unternehmen, wenn ich nicht verrückt oder verthiert werden wollte und so sah ich mir denn meine Gelegenheit ab und floh in einer stillen Nacht, unbekannt mit dem Lande und der Sprache seiner Bewohner, hinaus in die endlose steinige Wüste.

„Aber es ist ein eigen Ding mit dem Menschen, der noch nicht die Kraft, Entschlüsse zu fassen und sie dann auch kühn und schnell auszuführen, ganz verloren hat! Kaum daß ich diesen Schritt gethan, der, wenn er mißglückte, mich einem martervollen Tode in die Arme werfen mußte, so fühlte ich mich wieder glücklich, tausend unbekannte Kräfte, die früher in mir geschlummert, schienen plötzlich in mir zu erwachen, die Luft der selbst errungenen Freiheit dünkte mich wie der Kuß einer Gottheit zu berühren, allein, umgeben von einer Unzahl Gefahren, nur auf mich selbst gestellt, schlug mir das Herz wieder voll frischen Muthes, voll Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Der Mond schien nicht in der Nacht meiner Flucht, aber hell leuchteten die Sterne. Diese Sterne, dachte ich, schimmern auch über dem Schlosse an der fernen schottischen Küste, in dem jetzt die zarte, süße Ellen schlummern und vielleicht von mir träumen wird. Und da sah ich plötzlich eine Sternschnuppe niederfallen. Als Kind hatte ich oft gehört, daß, wenn man sich beim Niederfallen einer Sternschnuppe schnell etwas wünsche, dies ganz sicher in Erfüllung gehe. Bevor noch der fallende kleine Stern den Boden unserer Erde berührt haben konnte, rief ich aus Herzensgrunde: „O Gott, laß mich Ellen gewinnen!"

„Da ward es mir auf einmal zu Muthe, als ob dieses kurze Gebet in Erfüllung gehen, als wenn ich dich ganz gewiß noch wiederfinden, dich einst besitzen müsse. Und diese Hoffnung beflügelte meine Schritte wunderbar, mit dem Kompaß der Sterne eilte ich rastlos gegen Norden zu. Was kümmerten mich die zackigen Felsen, die meinen Pfad versperren zu wollen schienen, was die kahlen himmelhohen Berge, die sich mir entgegen thürmten? Gott ließ mich immer Quellen und Früchte finden und so wanderte ich viele Wochen hindurch durch ganz Arabien, bis ich endlich glücklich nach Suez gelangte.

„In Suez traf es sich nun, daß ich mit einem italienischen Abenteurer bekannt wurde, der, als er meine herben Schicksale erfuhr, großen Antheil an mir zu nehmen schien. Durch das englische Konsulat wieder mit dem Nothwendigsten versehen, mußte ich mich allerdings vorerst einige Wochen hier ausruhen, um mich etwas von den ungeheuren Strapatzen meiner Flucht durch Arabien zu erholen, mit deren Aufzählung ich dich nicht bemühen will. Während dieser Zeit kam ich fast täglich mit jenem Italiener zusammen, der sich einen cavaliere B . . . . ini nannte und mir nach und nach eröffnete, daß er ein geheimer Agent des vertriebenen Königs Franz II. von Neapel sei, der die Hoffnung, in sein Land zurückzukehren, noch keineswegs aufgegeben habe. Eben, theilte er mir weiter unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit mit, handle es sich um die Ausführung eines wunderkühnen Planes, bei dem man vor allen Dingen eines ebenso tüchtigen als unerschrockenen Seemanns bedürfe. Es sei nämlich, erzählte er mir dann, im Werke, den fortdauernden Brigantenkrieg in den neapolitanischen Provinzen gegen die keineswegs konsolidirte Macht König Viktor Emanuels durch die Gründung einer „freiwilligen" Seemacht zu unterstützen, deren Aufgabe es sein würde, den Schiffsverkehr zwischen den italienischen Nord- und Südprovinzen, durch den dieselben fast ausschließlich materiell zusammengehalten würden, indem der Landweg über Rom als nahezu gesperrt zu betrachten, in jeder Weise durch Aufbringung und Zerstörung der denselben vermittelnden italienischen und selbst französischen Schiffe unmöglich oder wenigstens sehr schwer zu machen. Gelinge es hierbei, thatsächlich eine größere Flotille zusammen zu bringen, so werde es dann leicht sein, im Verein mit einer insurrektionellen Landbewegung sich eines der bedeutenderen Seehäfen Süditaliens wieder zu bemächtigen, hier das Panier des vertriebenen Königs aufzupflanzen und von da aus einen regulären Widerstand gegen die Piemontesen zu organisiren, der mit ihrer gänzlichen Vertreibung aus Sicilien und Neapel enden müsse."

(Fortsetzung folgt.)

## g. Psychiatrische Briefe *)

Das an sich erfreuliche und anerkennenswerthe Bestreben der Fachgelehrten unserer Zeit, die Ergebnisse streng wissenschaftlicher Forschung durch mündliche Vorträge wie durch schriftliche Darstellung auch dem größeren Publikum in gemeinfaßlicher Form zugänglich zu machen, hat manche Leistung zu Tage gefördert, über deren Werth und Nutzen wohlbegründete Zweifel entstehen können. Handelt es sich nun gar um ein Gebiet wie das der Geisteskrankheiten, dessen Zusammenhang mit dem allgemeinen Bildungsbedürfnisse oder den realen Verhältnissen der Gegenwart nicht sogleich ersichtlich ist, so erscheint ein Bedenken gegen populäre Behandlung um so mehr gerechtfertigt. Erwägt man aber, daß ein großer Theil der Staatsbürger in der Gegenwart berufen ist, sich in seiner Eigenschaft als Geschworene in vielen Fällen zunächst ein selbstständiges Urtheil über die

*) Die Irren, das Irresein und das Irrenhaus. Eine vollständige systematische Darlegung aller Seelenkrankheiten in klassischen und naturgetreuen Beispielen erläutert von Dr. Joh. Aug. Schilling. Augsburg 1861. Verlag von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten zu bilden, daß ferner die Kenntniß der verschiedenen Störungen des normalen Seelenlebens erst einen erschöpfenden Einblick in das gesammte Geistesleben überhaupt gewährt, so wird man die Berechtigung erkennen, auch dieses Wissensgebiet der allgemeinen Theilnahme näher zu bringen, und es nicht ungerechtfertigt finden, wenn wir Veranlassung nehmen, durch eingehendere Mittheilungen die Aufmerksamkeit der geschätzten Leser auf ein Werk zu lenken, dessen reicher Inhalt geeignet ist, interessante Aufschlüsse über das Menschenleben in allen seinen Entwicklungen und Beziehungen zu geben.

Der Verfasser der „psychiatrischen Briefe“ hebt sogleich am Eingange seiner Darstellung hervor, daß jedes Irresein allemal auf eine Erkrankung des Gehirns zurückzuführen sei, welche sich äußerlich in der Regel durch Störung der Sinnesempfindungen kenntlich macht. Diese Störung der Sinnesempfindungen äußert sich entweder in Form von Hallucinationen, indem der Kranke ausschließlich die Empfindung von Sinnesbildern hat, denen in der Wirklichkeit keine Gegenstände entsprechen, oder in der Form von Illusionen, indem der Kranke Gegenständen der Außenwelt eine falsche Deutung und Auffassung unterlegt. Schon der Traum und die Fieberdelirien zeigen ähnliche Erscheinungen. Die Ursachen der Geisteskrankheiten zerfallen in allgemeine und besondere. Zu den allgemeinen gehören: Nationalität, Klima, Jahreszeiten, Alter, Geschlecht und Stand; zu den besonderen: Abstammung, Erziehung, Körperbeschaffenheit, Charaktereigenthümlichkeit und Gewohnheit.

In Bezug auf die Nationalität im Allgemeinen ist bemerkenswerth, daß im Orient verhältnißmäßig viel weniger Geisteskrankheiten vorkommen, als in dem civilisirten Europa. Unter den Wilden Amerika's suchte Humboldt vergebens Geisteskranke. Dagegen unterliegt es keinem Zweifel, daß in den civilisirten Staaten in neuester Zeit die Zahl der Irren im Steigen begriffen sei und es hängt dies mit den Verhältnissen der modernen Gesellschaft engstens zusammen. „Die Steigerung der Industrie, der Künste und Wissenschaften setzt auch eine allgemeine Steigerung der Gehirnfunktionen und geistigen Thätigkeiten voraus. Die immer weitere Entfernung von den einfachen früheren Sitten, die Verbreitung der feinen geistigen und körperlichen Genüsse bringt Reizungen und Leidenschaften mit sich, die früher unbekannt waren. Die allgemeine liberale Erziehung weckt unter der Masse einen höheren und zuhöchst strebenden Ehrgeiz, den nur die Wenigsten befriedigen können und der den meisten die bittersten Täuschungen bringt. Industrielle, politische und soziale Schwindeleien wirken erschütternd auf die Einzelnen, wie auf das Ganze. Alles lebt rascher, ein fieberhaftes Jagen nach Erwerb und Genuß und die ungeheure Diskussion aller politischen und sozialen Fragen hält die Welt in steter Aufregung. Hiezu kommt noch manches Andere, wie z. B. die demoralisirenden Einflüsse großer Städte. In solch großen Städten kommt nicht selten auf 300 Einwohner ein Geisteskranker und in England soll sich innerhalb 20 Jahren die Zahl der Irren verneunfacht haben, wie überhaupt den handeltreibenden Nationen ein trauriger Vorzug größerer Disposition zu Seelenkrankheiten zuzukommen scheint.“

Rücksichtlich des Geschlechtes haben die bisherigen Beobachtungen ergeben, daß mehr Männer als Frauen vom Irrsinne ergriffen werden, während unter diesen wieder die verheiratheten derartigen Erkrankungen mehr ausgesetzt sind, als die unverheiratheten. Bei den Männern findet das umgekehrte Verhältniß statt.

Unter den Lebensaltern, deren keines vor Geisteskrankheiten sicher stellt, charakterisirt sich bei Männern die Zeit zwischen dem 30. bis 40., bei Weibern zwischen dem 40. bis 50. Jahre am meisten durch Disposition zu Seelenstörungen.

In Beziehung auf die Standesunterschiede zeigen die statistischen Angaben, daß bei den reicheren und besseren Klassen der Gesellschaft Geistesstörungen seltener vorkommen, als in den ärmeren. Schuster und Kaufleute spielen neben Bauern und Tagelöhnern die zahlreichste Rolle in den Irrenanstalten Deutschlands, wogegen geborne männliche Bettler von Profession nie geisteskrank werden sollen. In den Gefängnissen bringen Gewissensbisse, Sehnsucht, Konzentration auf wenige Gedankenkreise, oft schlechte Nahrung und schlechte Luft, Mangel an Bewegung u. s. w. Geisteskrankheiten zum Ausbruch.

Der Einfluß der Jahreszeiten äußert sich dahin, daß im Frühjahr und Sommer häufiger Erkrankungen vorkommen, als im Herbst und Winter.

Unter den Ursachen zu psychischen Erkrankungen, welche auf besonderer Anlage des einzelnen Individuums beruhen, steht Erblichkeit oben an und ein Viertel bis ein Drittel aller vorkommenden Fälle ist darauf zurückzuführen. Durch Verheirathung innerhalb der Familie wird diese Anlage noch vermehrt, das Irresein der Mutter vererbt sich häufiger, als das des Vaters, sowie es überhaupt nur geringer äußerer Veranlassung bedarf, um angeerbte Disposition zu Geistesstörungen zum Ausbruch zu bringen.

„In nicht seltenen Fällen legt leider die Erziehung und besonders der Einfluß und das Beispiel der Eltern den Grund zu künftigen Geisteskrankheiten. In den Gebrechen und dem gänzlichen Mangel jeder vernünftigen Leitung unserer Jugend zeigt sich die reichste Quelle des Irreseins. Die eigentlichen Erziehungsfehler betreffen die allzufrühe Anstrengung der intellectuellen Thätigkeiten, wodurch die gesunde Entwicklung des Körpers gehemmt, das Gehirn überreizt und der Keim zu späterer Kränklichkeit gelegt wird. Durch übermäßige Härte, durch abstoßendes kaltes Verhalten zu den Kindern, durch anhaltende Kränkungen, Demüthigungen und Gemüthsmißhandlungen können die natürlichen wohlwollenden Neigungen gehemmt und alle zarteren Empfindungen unterdrückt werden. Bei gar manchen Kindern wird durch solche Behandlung ein schmerzlicher Widerspruch mit der Außenwelt rege gemacht, sie müssen sich dann mit ihren wohlwollenden Neigungen und ihrem Liebesbedürfniß in eine imaginäre Welt flüchten und hiedurch wird ein verderblicher Hang zur Phantasterei geweckt und genährt.

Noch verderblicher auf das Kind wirkt endlich eine allzugroße Nachgiebigkeit von Seiten der Eltern, welche die eigensinnige und zügellose Entwickelung aller Neigungen und Lüste zuläßt, wobei das Individuum dann keinen Schmerz und keinen Widerspruch ertragen lernt, jeder Selbstbeherrschung und Entsagung unfähig wird und nur ein schwächlicher, weicher und höchst reizbarer Charakter zu Stande kommt. Ein schroffer Zusammenstoß mit dem Leben ist früher oder später unabwendbar und heftige Leidenschaften und Affekte mit ihren gesundheitsstörenden Einwirkungen können nicht ausbleiben.

Ueberhaupt ist es die Körper-, Geistes- und Gemüths-Verzärtelung, das Verhätscheln der Jugend, das frühzeitige Einweihen derselben in alle Künste der sogenannten sozialen Welt, welche gar häufig die ersten Keime zu späterem geistigen Unglücke abgeben. Das frühzeitige Gewöhnen der Jugend an Romanlesen, die mangelhafte Körper- und Geisteserziehung durch unvernünftige Eltern mit ihrer verweichlichenden Affenliebe, mangelhafter Unterricht, sittliche Laxität geben häufige Gelegenheit zur Ausbildung psychischer Störungen bei unserer ohnedies schon schwächlichen und reizbaren Generation."

Eben diese nervöse Reizbarkeit ist es auch, welche besonders zu psychischen Erkrankungen disponirt, da diese Reizbarkeit, wo sie nicht angeboren ist, meist in körperlichen Leiden, Schreck und Kummer ihre Veranlassung hat.

Die verschiedenen Temperamente schließen, wo sie in scharfer Ausprägung vorkommen, die Anlage in sich, unter dem Hinzutreten ungünstiger Einflüsse je nach ihrer Eigenthümlichkeit in bestimmte Formen von Geisteskrankheiten zu entarten.

Das sanguinische, dem Kindesalter vergleichbare Temperament, in seiner reinen Ausprägung sich durch unbefangene, oft an Leichtsinn streifende Auffassung charakterisirend, tritt in seiner Entartung vorzugsweise als Wahnsinn und exaltirte Verwirrtheit auf. Blödsinnige dieses Temperaments sind geschwätzig und aberwitzig, während die Melancholie durch besondere Erregtheit sich kennzeichnet. Indem man die Hoffnung solcher Kranken aufrecht erhält und fördert, kann man am besten auf ihre Heilung wirken.

(Fortsetzung folgt.)

## Das königl. Musikinstitut dahier.

Würzburg, im August 1864.

Wenn es uns drängt, am Schlusse des gegenwärtigen Schuljahres einen Rückblick auf die öffentlichen Leistungen des hiesigen k. Musikinstitutes zu werfen und dessen vielfache Wirksamkeit in diesem Jahre zu überschauen, so finden wir, daß in der That sehr viel Schönes und Gutes geboten wurde, geboten von einer Lehranstalt, deren Aufgabe es ist, die musikalische Bildung ihrer meist jugendlichen Schüler und Schülerinnen, die größtentheils nur Dilettanten sind, zu bethätigen. Und wie wurden diese wöchentlichen öffentlichen Musikübungen exekutirt? Sehr interessant und genußreich! In der Regel kam zuerst eine Sinfonie von den Tonheroen J. Haydn, Mozart und Beethoven, sehr exakt, erhebend und mit Wärme des Gemüthes ausgeführt; darauf kam irgend eine Solopiece, entweder für ein Streich- oder ein Blasinstrument, oder auch für Gesang mit Orchesterbegleitung, vorgetragen von den besten Schülern und Schülerinnen des Institutes mit guter Tonbildung, entsprechender Technik und gefühlvollem Ausdrucke; hin und wieder ein Streichquartett oder ein Quintett, auch mehrmals Männerchöre oder Chöre für gemischte Stimmen mit Orchester; zuletzt kamen gewöhnlich noch einige Ouverturen von den größten Tonmeistern, wie Beethoven, Cherubini, Mehul, Mozart, Baer, C. M. v. Weber u. A. m. sehr präzis, feurig und effektvoll exekutirt, so daß es eine wahre Freude war, sie anzuhören. Auf diese Weise bestand jede wöchentliche Aufführung; und wenn wir nicht irren, müssen in diesem Schuljahre mindestens 15 Sinfonien und 30 Ouverturen vorgetragen worden sein, wovon jede wieder später einmal repetirt wurde.

Hat nun das wöchentliche Programm schon Mannigfaltigkeit in der Auswahl der Tonwerke gebracht, so gewährte uns die gute Ausführung derselben in Beziehung auf Auffassung, auf Präzision und auf die Wirkung im Zusammenspiel einen noch größeren Genuß. Bei der Reproduction der Tonschöpfungen von Sinfonien und Ouverturen war das Ganze wie das Einzelne geist- und schwungvoll, ergreifend, wahr und lebendig, was jeder aufmerksame Besucher des Musikinstitutes, der noch die besonderen Verhältnisse desselben kennt, gerne zugestehen wird; und das ist musikalische Erziehung! Aber nicht die Orchestermusik allein, auch der Gesang wurde im Institute sehr sorgfältig gepflegt, sowohl für die Kirche, als für den Konzertsaal. Von letzterem wollen wir die Aufführungen: Hymne für Sopransolo, Chor und Orchester von Mendelssohn; Hymne an die hl. Cäcilie für Chor, Solo und Orchesterbegleitung von Spohr; ferner das „Stabat mater" von Rossini und das große Oratorium „Der Messias" von Händel nennen. In denselben legte das musikalische Institut ein sehr ehrendes Zeugniß seiner Leistungsfähigkeit ab, sowohl in den Solovorträgen, als namentlich in den Chören und in der guten Orchesterbegleitung; da konnte man Fleiß, Genauigkeit und Verständniß, das Eindringen in den Geist der Compositionen nach allen Richtungen hin kennen lernen. Wenn bei auswärtigen, großen Musikfesten die Solisten — wozu in der Regel die berühmtesten Gesangsgrößen gewonnen werden — auch besser sind (obgleich die Institutssolisten nach ihrem Standpunkte immerhin als sehr respektabel erscheinen), so werden die Chöre der Sänger und Sängerinnen und das Orchester des hiesigen Musikinstitutes in Hinsicht auf Präzision, Correktheit und Schwungkraft den auswärtigen Oratorien-Aufführungen gewiß nicht nachstehen. Wir verweisen hierüber auf die kürzlich stattgefundene Schlußproduktion des „Messias"; da war Genauigkeit, Sicherheit, Geist und Leben wahrzunehmen.

Und das Alles ist zunächst das Verdienst der umsichtigen und energischen Leitung des tüchtigen Institutsvorstandes, Herrn Direktor Bratsch. Darum sei ihm und den braven Lehrern des k. Musikinstitutes unsere volle Achtung und größte Anerkennung ausgesprochen, sowie unser aufrichtiger Dank für den unermüdlichen Eifer und Fleiß in Einübung und Vorführung so vieler herrlichen Tonwerke während des ganzen Jahres, wodurch sowohl die Zöglinge des Institutes, als auch das hiesige musikliebende Publikum vielfach erhoben und begeistert wurden. Bedauernd setzen wir aber noch bei, daß Würzburg in musikalischer Beziehung das Juwel, das es birgt, lange nicht so würdiget, als es mit Recht verdient.

W.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Magnus.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 68. Mittwoch den 24. August 1864.

## Auf dem Meere.

(Fortsetzung.)

„Die Kühnheit dieses Planes zog mich sogleich mit fast unwiderstehlicher Anziehungskraft an. Dennoch besann ich mich wohl, dem Cavaliere in irgend einer Weise zu sehr entgegen zu kommen. Ich bat ihn jedoch, mir über die Verhältnisse in Süditalien genauere Auskunft zu geben. Da erzählte er mir denn mit einer Offenheit, welche seinem Bericht den Anstrich großer Wahrhaftigkeit verlieh, etwa Folgendes:

„Die Herrschaft der Bourbonen, sagte er, sei allerdings in Sicilien wie in Neapel seit der blutigen Niederwerfung der Konstitution von 1848 sehr verhaßt gewesen. Diesem allgemeinen Hasse sei es denn auch zum großen Theil mit zuzuschreiben gewesen, daß Garibaldi sich so zauberhaft schnell des Königreichs beider Sicilien bemächtigt habe. Das Volk verehrte diesen uneigennützigen Helden wie einen Halbgott, es hoffte von ihm die Abschaffung aller und jeder Unbill, die physische und moralische Heilung all seiner Schäden, es glaubte, daß er im Stande sein werde, für Italien ein neues goldenes Zeitalter heraufzubeschwören. In der That that Garibaldi, so lange er Diktator von beiden Sicilien war, auch Alles, das sociale Elend des Volkes zu mindern und alle Wege zu einer besseren Zukunft zu öffnen. Während der Bürgerkrieg noch tobte, erließ dieser seltene Mann eine Reihe von Dekreten und Gesetzen, die vom Volke als eine kostbare Bürgschaft für die Beendigung seines Elends und die Herstellung wahrer, auf Besitz gegründeten, Freiheit betrachtet wurden. Das zahllose Landproletariat sollte mit den ungeheuren Domänen und den Gütern des in's Ausland geflohenen Adels im Erbpacht bedacht werden. Diese einzige Maßregel würde, wenn sie durchgeführt worden wäre, das neapolitanische Volk zum glücklichsten und freisinnigsten der ganzen Welt gemacht und die Grundübel seiner sozialen Verkommenheit sehr schnell behoben haben.

„Doch die Regierung des Viktor Emanuel nahm zwar gern die ihr von Garibaldi geschenkten zwei Königskronen, nicht aber die von ihm getroffenen weisen Einrichtungen an. So kam es, daß es sich bald herausstellte, daß bei der ganzen Revolution nicht das Volk, sondern nur die Bourgeoisie und die Piemontesen etwas gewonnen hatten. Sowie aber diese Erkenntniß um sich griff, war auch die Revolution gerichtet und die furchtbarste Reaktion, gerade durch die Täuschung aller Erwartungen, hervorgerufen worden. Gelingt es nun jetzt, dieser Reaktion sich militärisch zu konsolidiren, so wird es die Aufgabe des Königs Franz sein, wenn er nicht ebenfalls wieder eine Reaktion gegen sich heraufbeschwören will, seinem Volke das zu geben, was Garibaldi ihm geben wollte.

„Diese Schilderung nahm mich für das projektirte Unternehmen noch weit mehr ein, denn ich glaubte nunmehr, mich mit gutem Gewissen daran betheiligen zu können, da einem ganzen Volke vielleicht Heil und Segen daraus erwachsen würde.

„Jetzt trat der Cavaliere auch mit seinem eigentlichen Vorschlag erst hervor; er stellte nämlich die Frage an mich, ob ich wohl das Kommando als Kapitän über einen kleinen Dampfer annehmen würde, der den Seekrieg zu Gunsten des vertriebenen Königs beginnen solle.

„Welche Aussichten eröffneten sich mir hier plötzlich wieder! Konnte ich nicht der einst von der Geschichte hochgerühmte Begründer einer Flotte, der Restaurator einer im Unglück geläuterten und weiser gewordenen Dynastie, der Vollender der kühnsten Thaten und zuletzt vielleicht Großadmiral eines Königreichs werden?

„Mein Traum, mit dem Orlogsschiff dich zur Brautfahrt abzuholen, schien er hier nicht seiner Verwirklichung so nahe zu treten?

„Es ist wahr, um dich zu erobern, mußte ich in der That ein Eroberer werden und der Weg zu dir, Engel des Lichtes, würde über viel Blut und Leichen gehen, — doch, was sind die Menschen? Sind sie es werth, die mit so kaltem Hohn auf das glückmordende Recht des zufälligen Besitzes pochen, die den Armen zum Unglück, zur Sklaverei zur Schlechtigkeit verdammen, sind sie es werth, daß man ihretwegen sich ein hohes Ziel aus dem Sinne schlägt?

„Man würde mich freilich einen Seeräuber nennen? Doch wie hat man schon manchen Helden genannt, so lange er nicht jene Macht errungen hatte, welche seine Schmäher in Bewunderer umwandelte?

„Ich ging also auf den Vorschlag des Cavaliere ein. Ich bemannte den kleinen Dampfer, der dein Schiff als erste Beute genommen, mit lauter verwegenen Leuten aus allen Nationen, und heute lieferte ich mein erstes blutiges, aber siegreiches Seetreffen."

Wieder ließ jetzt John eine Pause eintreten.

Er sah Ellen fragend an.

Ellen schlug die Augen nieder.

Da fuhr John sich mit der Hand über die Stirn und rief dann aus:

„Ja, ich habe heute meinen ersten Sieg erfochten, den ersten großen Schritt zu einem gefahrvollen aber glänzenden Ziele zurückgelegt, und doch erkenne ich, daß dieser Sieg eine Niederlage für mich war."

Ellen richtete sich bei diesen Worten, wie von einer freudigen Regung durchzuckt, empor.

„Du weißt," fuhr er fort, „wie mir das Schwert entsank, als ich dir plötzlich gegenüberstand. Du tratest mir mit den Waffen entgegen, du, um die ich so wild und blutig rang, um mir zu zeigen, daß ich auf diesem Wege nicht weiter fortschreiten dürfe, um dem, der sich um deinetwillen verirret, ein: bis hieher und nicht weiter zuzurufen."

Ueber das Antlitz Ellens flog ein Lächeln der Hoffnung.

„Du wurdest mein verkörpertes Gewissen, das nie ganz zu meinen Plänen geschwiegen, — aber, o laß mich das hoffen, das glauben, du bist auch der Engel der Versöhnung, der mir entgegentrat, um mich vom Abgrund hinwegzureißen und direkt auf das heißersehnte Ziel unserer Vereinigung zuzuführen. O ich habe gelitten und geduldet, mehr als ich dir sagen konnte, ich habe Alles um dich eingesetzt, zuletzt das Heil meiner Seele. So gib du nun auch Seele um Seele. Mit deiner Reinheit wiegst du meine Fehltritte aufwiegen. Ich habe dich gesucht, wie der fliegende Holländer ein unschuldiges Mädchen sucht, das mit ihrer reinen Liebe ihm die Verzeihung des Himmels erwirke. O laß mich dich gefunden haben, laß das an mir zur Wahrheit werden, was das wilde Matrosenlied von der Hoffnung des Seegespenstes singt:

„Legt sie ihre kleine Hand
Auf mein Haupt nur sacht,
Ist der Zauber abgewandt,
Der mich elend macht.

Sieht ihr Auge unschuldklar
Mich voll Liebe an,
Ist mein Sünden all nicht wahr,
Weicht der Hölle Bann!"

Und da legte Ellen wirklich ihre Hand auf das Haupt des Geliebten.

„Du verzeihst mir, so verzeiht mir Gott!" rief John.

„Ich will für dich beten," flüsterte Ellen.

„Und du liebst mich noch wie einst?"

„Ich habe nie aufgehört, dich zu lieben."

„Und du willst mein sein für immer?"

„Für immer."

John umschlang die Heißgeliebte und bedeckte sie wieder mit tausend Küssen.

Und auch Ellen hielt ihn diesmal fest umschlungen und flüsterte ihm zu:

„Ich habe dich gerettet, aber auch du hast mich gerettet. Du hast mich aus der schmachvollsten Knechtschaft befreit, wärest du nicht gekommen, so würde ich mich ins Meer gestürzt haben."

Und nun erzählte Ellen alles, was wir bereits wissen.

John biß die Zähne zusammen, als er erfuhr, wie zwei Lords sich nicht entblödet, um seine Braut Karten zu spielen. Aber als Ellen von der unbestimmten Hoffnung erzählte, die sie beim Anblick des Korsarenschiffs empfunden, da rief er aus:

„Die Hand der Vorsehung läßt sich in diesem ganzen Zusammentreffen deutlich erkennen. Es klingt egoistisch, aber ist es nicht werth, daß hundert menschenähnliche Bestien gleich deinen beiden lordschaftlichen Freiern darüber sterben, daß zwei wirkliche Menschen, die in ihrer Trennung so viel erduldet als wir, sich wieder finden, um sich für immer zu vereinen? Trösten wir uns also wegen des vergossenen Blutes, es ist einer Idee, die ich nun nicht weiter verfolgen werde und unserer Liebe geflossen, über welche fortan, wie ich hoffe, ein hellerer Stern schimmern wird als bisher.

„Noch habe ich mit großen Hindernissen zu kämpfen, um mich von den eingegangenen Verpflichtungen los zu lösen, doch ich hoffe, es wird mir bald gelingen, Alles bei Seite zu schieben, was uns noch von einander trennt. Auf dieser Erde gibt es zu allem Glück noch gar viele stille, in tiefer Einsamkeit versteckte Orte, wo zwei Herzen, die mit der Welt gebrochen haben, sich ein unbeneidetes ungestörtes Eden gründen können. Aber wirst du deinen Vater, der zwei herzlose Gesellen, weil sie stolze Namen trugen und in ihrem ganzen Leben nur ihr nicht selbst erworbenes Vermögen für sich arbeiten zu lassen brauchen, um dich die Karten werfen ließ, verlassen?"

„Ich muß es," hauchte Ellen, „steht doch schon in der Bibel geschrieben, das Weib wird Vater und Mutter verlassen, um dem geliebten Mann zu folgen."

Ein Kuß besiegelte dies holde Geständniß.

„Und nun," begann er wieder mit einer von hoher Freude getragenen Stimme, „nun muß ich dich hier allein lassen, um an Deck zu eilen und Alles vorzubereiten, was uns eine neue, eine hellere Zukunft begründen soll. Ich werde die gefangene Schiffsmannschaft an der Küste Kalabriens aussetzen, das Schiff, das ich genommen, den Freunden des Königs Franz II. nebst dem, was dieselben mir zuerst ausgerüstet, zuschicken und dann mit dir fliehen."

„Ich habe kostbare Diamanten bei mir," unterbrach ihn Ellen, „Diamanten von solchem Werthe, daß sie allein ein bedeutendes Vermögen repräsentiren. Sie schützen uns davor, daß wir auch nicht das mindeste fremde oder nicht ganz rein erworbene Eigenthum anzurühren brauchen. Sie werden unsere Flucht begünstigen und uns den Schlüssel zu jener Unabhängigkeit von den Menschen verleihen, in deren Schatten allein die Blume stillen Glücks gedeiht."

„Und der Diamant deiner Liebe wird nie bei Erinnerung daran zu leuchten aufhören, daß dein Mann dir Alles verdankt?"

„Ich verdanke dir Freiheit und Leben."

„Und ich dir Leben und ewiges Heil."

„Wir haben beide einander nichts vorzuwerfen, die Liebe macht uns gleich."

„Und nun schlummere, mein Leben, wenn du erwachst, bricht für uns Beide ein neues Leben an."

John küßte Ellen noch einmal, dann eilte er an Deck.

(Schluß folgt.)

## g. Psychiatrische Briefe.

(Fortsetzung.)

Bei dem melancholischen, dem Jugendalter entsprechenden Temperament herrscht die Phantasie vor, durch welche sich auch der Melancholiker über die sogenannte „gemeine Welt" erhebt. Wie sich die Phantasie in ihrem harmonischen Verhalten zu den übrigen Funktionen des Geisteslebens als schöpferische Kraft auf dem Gebiete der Kunst und

Wissenschaft bewährt, so führt sie in ihren Ausschreitungen zur Melancholie als Geisteskrankheit, in Folge nicht verwirklichter Phantasiegebilde und geträumter Hoffnungen. In weniger scharfer Ausprägung treten die psychischen Erkrankungen hier als Hypochondrie und Lebensüberdruß auf. Misanthropie und Selbstmord sind hier nicht selten. Die diesem Temperamente eigene individualisirende Auffassung aller Verhältnisse und der Hang zum Grübeln entwickeln sich nicht selten zur Verrücktheit.

Das cholerische, dem Mannesalter analoge Temperament charakterisirt sich durch Thatendrang, wobei es allerdings besonders auf Geltendmachung der eigenen Persönlichkeit und der allgemeinen Gesetze der sittlichen Welt abgesehen ist, welche darum auch mit Leidenschaftlichkeit erstrebt und nach Kräften durchgeführt wird. In krankhafter Steigerung äußert sich dieses Temperament als Größenwahn, Tobsucht und Verrücktheit.

Das phlegmatische, dem Greisenalter vergleichbare Temperament zeigt, da Ruhe und Besonnenheit einen Grundzug seines Charakters ausmachen, wenig Disposition zu Geistesstörungen. Die vorkommenden beschränken sich meist auf Hypochondrie und Melancholie.

Im Allgemeinen entspricht dem phlegmatischen Temperament die Melancholie, dem sanguinischen der Wahnsinn, dem cholerischen Größenwahn mit Tobsucht, dem melancholischen die Verrücktheit. Wie aber die einzelnen Temperamentsformen fast nie in ausgeprägter Reinheit vorkommen, so zeigen auch die verschiedenen psychischen Erkrankungen die mannigfachsten Modifikationen und Uebergänge.

„Für Eltern und Erzieher aber ist es wichtig, die Temperamente ihrer jungen Pflegebefohlenen darum der genauesten Würdigung und Beachtung zu unterziehen, weil, wenn dem Kinde bei irgend welch' ausgeprägtem Temperamentsverhältnisse die Zügel allzusehr nachgegeben werden, hiedurch eine einseitige exzessive Ausbildung der einzelnen Seelenthätigkeiten der Art vorherrschend werden kann, daß darin die nächste und größte Ursache zum Irrewerden gründet. Die Erziehung suche zu mäßigen wie überall auch in den Temperamenten, um für die Jugend durch eine passende Mischung von Schatten und Licht das richtige Seelenbild zu finden, das am meisten durch sein harmonisches Verhalten der einzelnen geistigen Thätigkeiten der Natürlichkeit und Wahrheit am nächsten kommt."

Unter den schädlichen Einflüssen der Lebensart und Gewohnheit machen sich besonders Trunksucht, abenteuerliches Leben und sexuelle Exzesse in ihrer ganzen Gefährlichkeit für das psychische Leben geltend. Als körperliche Ursachen von hervorragender Bedeutung fallen besonders gewisse Nervenkrankheiten, namentlich Gehirnleiden, oder äußere Nerven- und Kopfverletzungen schwer ins Gewicht. Psychische Leiden des weiblichen Geschlechtes haben sehr häufig ihren Ursprung in den schweren Formen der Hysterie. Auch acute, fieberhafte und chronische Krankheiten haben bisweilen Geistesstörungen in ihrem Gefolge. Besonders in der Zeit der Geschlechtsentwickelung können Störungen und Unregelmäßigkeiten im Geschlechtsleben zum Irresein führen. Ja sogar Eingeweidewürmer hat man in einzelnen Fällen als Grund psychischer Leiden erkannt.

„In nahezu von $^2/_3$ der Fälle aber verdanken Geistesstörungen ihre letzte Entstehung dem Einfluß rein psychischer Momente. Uebergroße Freude und unerwartetes Glück haben sich bis jetzt nur in den allerwenigsten Fällen als Krankheitsursachen nachweisen lassen; unbefriedigte Sehnsucht, verschmähte Neigung, Eifersucht und verkannte Liebe sind die häufigsten Hebel der gestörten Seelenruhe; Aerger, Gram, Kummer, Reue, Gewissensbisse, getäuschte Hoffnungen, Ehrenbeleidigungen, gekränkter Ehrgeiz; Schmerz und Trauer bei unerwartetem Unglück, bei plötzlichen Schicksalsschlägen und großen Verlusten; Schrecken und Angst führen die stürmischesten Gemüthsbewegungen herbei, welche bei nervöser Konstitution um so mehr den Grund zu jenem Zwiespalte legen, in den der Mensch geräth, wenn er seine theuersten Interessen seine höchsten Neigungen und schönsten Bestrebungen gefährdet findet. Angst und Schrecken sind diejenigen Gemüthsbewegungen, welche am häufigsten zum Irresein führen. Unter denjenigen Affekten, welche namentlich das noch junge Leben bei oft bestem körperlichen Wohlsein am meisten und stärksten, besonders beim Weibe, bestimmen, ist es die Liebe, d. h. vielmehr die verschmähte, unglückliche, verkannte Liebe, welche viele Kandidatinnen für die Irrenanstalt liefert, aber auch bei männlichen Individuen sehen wir gar nicht selten Wahnsinn aus unglücklicher Liebe.

Wir können an dieser Stelle dem Verfasser bei den eingehenden Besprechungen der einzelnen Form der Geisteskrankheiten nicht weiter folgen, wollen aber Einiges aus dem Abschnitte hinzufügen, in welchem er die Geistesepidemien der Menschheit behandelt.

„Es gibt", sagt er, „krankhafte Seelenzustände, welche meist unter die Form der Ekstase gehören, deren Ursachen vorzugsweise in geschichtlichen, folglich beweglichen Verhältnissen liegen und die daher auch gelegentlich massenhaft an einem Orte erscheinen können, aber um der Beweglichkeit der Ursachen willen auch leichter wieder abziehen. Solche Krankheiten nennt man bekanntlich epidemische und wie die Cholera und Grippe in der körperlichen Sphäre solche Krankheiten darstellen, so ist dies auf geistigem Gebiete mit den epidemischen Kinderfahrten und Wehrwölfen, dem Veitstanze u. dgl. der Fall gewesen und zeigt sich in unseren Tagen noch in der schwedischen Predigtkrankheit, die den Charakter einer solchen geistigen Epidemie an sich trägt." Einen mächtigen psychischen Einfluß übt bei solchen Erscheinungen der Nachahmungstrieb des Menschen. „Wie aber namentlich die Nachahmungssucht der Kinder zur glücklichen und normalen Erziehung benützt wird, so verwendet auch das junge Individuum diesen in ihm gelegenen Nachahmungstrieb zur Aneignung von solchen Bizarrerien und Exzentrizitäten. Das Sonderbare, Aparte imponirt aber den Kindern und ebenso in gleichem Grade allen geistig Schwachen, und wie die Nachahmungssucht im guten Sinne der Jugend beste Lehrmeisterin ist, so wird sie auch oft die Urheberin der tollsten und verrücktesten Streiche. Alle aber, die der Kindheit und Jugend in geistiger und körperlicher Entwickelung zunächst stehen, sind auch von einem sehr heftigen Nachahmungstriebe beherrscht, wie ja schon die tägliche Erfahrung zeigt."

„Wo aber noch andere Einflüsse, namentlich wo ein exzessiv erhöhter religiöser Fanatismus bei vorhandener nervöser Konstitution, also eine erhöhte und einseitige Gemüthsüberfüllung und Gefühlsaufregung neben unterdrückter geistiger Entwicklung des Volkes vorherrschend an die Tagesordnung gebracht sind, da erzeugen sich wirkliche psychische Krampfzustände im pan- oder epidemischen Zuge oder in endemischer Beharrlichkeit.

„So entstehen wahre Geistesepidemien, Epidemien von Seelenstörungen, d. h. über bestimmte Nationen und Ländereien sich hin erstreckende und die meiste Bevölkerung mit sich in ihren Strudel hineinreißende und mit sich fortziehende Exaltationszustände der Seele, sowohl in der motorischen, wie in der intellectuellen und gemüthlichen Sphäre. Geistesverirrungen, meist mit dem Ausdruck verkehrter, abenteuerlicher Handlungen verbunden, die durch Nachahmung und gewisse, ansteckende Verhältnisse erzeugt und weiter verbreitet werden, bilden das Wesen einer Geistesepidemie.

„Darum konnte es auch auf geeignetem Boden, bei einer gewissen Empfänglichkeit der Gemüther, bei gewissen gleichzeitlichen Geistesrichtungen, gezwungen durch die Macht der Nachahmung, förmliche imitatorische Pandemien geben, die Alle mit in ihren Strudel hineinrissen. Die psychische Ansteckung, die neben der Nachahmungssucht hier noch thätig ist, besteht aber in einer gewissen geistigen Gemeinschaft, in die einzelne und viele Seelenverwandte, mit gleicher Konstitution, gleichen Temperamenten begabt, zu einander treten.

Jedes Zeitalter liefert hierzu seine Beweise und wenn wir die Geschichte solcher pan- und epidemischen Geistesabnormitäten, solche imitatorische Seelenseuchen betrachten, so sehen wir, daß sie oft durch rein psychische Ursachen entstanden oder wenigstens durch solche (bei körperlicher passender Disposition hiezu) hervorgerufen waren, und daß darum auch bei ihnen die Psyche selbst mehr oder minder in ihren Aeußerungen getrübt war.

„Epidemisches Auftreten von ekstatischen Zuständen und Aufregungen berichten die Alten schon von den Frauen im Peloponnes, auf Chios und in Böotien. Der epidemische Selbstmord der Milesischen Mädchen, von welchem Plutarch berichtet, wiederholte sich im 14. Jahrhunderte in Lyon und die theatralische Epidemie der Abderiten sehen wir noch heute bei den Schotten, wo das sogenannte „Springfieber“ epidemisch vorkommt.

Ihren Höhepunkt erreichten diese Krankheiten im Mittelalter mit seiner vorherrschenden mystischen und magischen Ausbildung und Entwicklung. Eine weit verbreitete Form dieser Art war die Tanzwuth oder der St. Johannistanz um 1374 bis 1418, der aber in verringertem Grade bis zum 30jährigen Kriege fortdauerte. In der Tanzwuth hatten diese weltgeschichtlichen imitatorischen Pandemien ihren Gipfel erreicht, zu einer Zeit, wo hier das finstere abergläubische Mittelalter in seiner vollsten dunkeln Blüthe, sich durch mangelhafte geistige Entwickelung und durch Vorherrschen instinktiver Triebe über die freie und freibestimmende Intelligenz charakterisirt, und daher auch für die excentrische krankhafte Aeußerung des Instinktlebens die besonders günstigste Zeitepoche war. In ihrer ausgeprägtesten Form und weitesten Verbreitung sehen wir die Tanzwuth gleich nach dem Schrecken des schwarzen Todes beginnen und sich, von Sachsen und Köln ausgehend, in Aachen, in den Niederlanden, in Metz, Straßburg u. s. w. verbreiten.

Zu gleicher Zeit erscheint in Italien der Tarantismus, eine ebenfalls weit verbreitete imitatorische Pandemie. Diese weit über Italien verbreitete Tanzwuth entstand einzig und allein durch die trostlose abergläubische Volksvorstellung (ihre Wahnvorstellung), der Biß der Tarantel bringe eine unheilbare Melancholie hervor; und als nur erst einige Melancholische, vom Hunger bleich und abgemagert, dem munteren Schall der Trommel und der Hirtenpfeife begierig aufhorchend, durch rasenden Tanz sich erleichtert hatten, ertönte bald die Tarantela in allen Flecken und Dörfern. Die Kranken kamen verstört von ihrem Lager, um zu tanzen, und die staunenden Zuhörer und Zuschauer erkrankten an demselben Uebel durch Sympathie. Die Wenigsten hatten auch nur eine Tarantel*) gesehen und nahmen an dem Karneval der Tarantel nur Theil, weil das Bild der unseligen Krankheit ihren Sinn durch Sympathie verzaubert hatte. Diese höchst sonderbaren Erscheinungen krankhaft aufgeregter und verwirrter Seelenthätigkeit — der Nachtseite des Geisteslebens — kamen beinahe 3 Jahrhunderte hindurch vor, und endeten erst, während sie noch mit abwechselnder Heftigkeit im 16. und 17. Jahrhunderte fortwucherten, mit dem Ausbruch des 30jährigen Krieges.

Andere imitatorische Volkskrankheiten, ähnlich der Tanzwuth, und zum Theil derselben Geschichtsepoche angehörend, sind die Kinderfahrten, die Lykanthropie, die Epidemie der Konvulsionäre.

Aber auch die neuere Zeit ist nicht frei von dieser geistigen Ansteckung.

In der schwedischen Provinz Samland, wo in den vereinzelten Bauernhöfen noch ein strenges Lutherthum herrscht, und wo bei ernstem häuslichen Sinn und dem Mangel an Kenntnissen und Gegenständen, welche anderwärts das Interesse ausfüllen, religiöse Schriften und Postillen die einzigen Bücher sind, denen der Landmann seine Bildung verdankt und deren Ideenkreis und Redeweise jedem Familiengliede geläufig sind, zog im Jahre 1841 ein junges Mädchen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Nach längerem krampfartigen Nervenleiden fing sie an, die Geschichten und Lieder, mit denen sie sich während der Krankheit beschäftigt hatte, laut zu deklamiren und zu singen. Diese Erscheinung in Verbindung mit veitstanzartigen Verdrehungen des Körpers machte auf anwesende Frauenzimmer einen tiefen Eindruck und die Ueberzeugung von übernatürlichen Einflüssen wurde laut. Mehr bedurfte es nicht, um unter der weiblichen Jugend des Kirchspieles unter Mitwirkung der Phantasie, der Eitelkeit und des Nachahmungstriebes eine vollständige Epidemie zu erzeugen, deren Aeußerungen (Krämpfe und geistliche Deklamationen) in jenem kalten ehrbaren Lande in den Gränzen der Sittlichkeit blieben, während dieselben Ursachen unter dem glühenden Himmel Italiens wahrscheinlich zu den größten Ausschweifungen geführt haben würden. Beim Beginn der Epidemie wurden nur junge Mädchen befallen. Erst als Beschränktheit, Nichtsnutzigkeit und Oppositionslust gegen die einschreitende Behörde die Angelegenheit zur Modesache machten, fingen auch Knechte an mitzuspielen.“

(Schluß folgt.)

*) Eine im südlichen Europa, besonders in Italien vorkommende Spinnenart.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Mahner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

**№ 69.** Sonntag den 28. August **1864.**


### Auf dem Meere.

(Schluß.)

Als John an Deck gelangte, nahm er sofort mit Erstaunen wahr, daß sein kleiner Dampfer, auf dem er die Hälfte seiner Mannschaft zurückgelassen, verschwunden war. In der Dunkelheit der Nachtseenebel mußte er seinen Kurs verändert haben und dadurch außer Sicht gekommen sein. John wollte jetzt den Steuermann fragen, was er über diesen Umstand wisse, allein wie erschrack er, als er sowohl den Steuermann, als auch den übrigen Theil seiner an Bord des gekaperten Schiffs befindlichen Leute in einem durch unmäßigen Rumgenuß hervorgebrachten an Bewußtlosigkeit gränzenden Zustand fand. Die Piraten hatten, während er bei Ellen war, auf eigene Faust, ihre erste Eroberung gefeiert, und die Folgen ihrer ersten Feier machten jetzt sich in einer Weise bemerkbar, die jeden Schiffskapitän zur Verzweiflung bringen mußte. Eben wollte John versuchen, die unmäßigen Trinker aus ihrem Taumel zu wecken, da machte er noch eine dritte und zwar noch entsetzlichere Entdeckung.

Es kam ihm nämlich auf einmal so vor, als ob das Schiff gar nicht recht sich fortbewege und doch beständig zittere und schwanke. Er eilte an das Steuer, richtig, das Schiff stand fast gänzlich still, obwohl es sich schnell hätte fortbewegen müssen, da die Maschine von den Piraten, ehe sie dem Rumsaft gehuldigt hatten, wieder hergestellt und frisch geheizt worden war. Die Maschine war auch wirklich noch im Gang, aber sie ächzte und stöhnte ganz furchtbar, als ob sie irgend ein ganz ungeheueres Hinderniß zu überwinden habe. Was konnte geschehen sein? John eilte an die Wandung des Schiffs, um seinen Tiefgang zu untersuchen, da erkannte er denn sofort, daß das Fahrzeug bereits so tief gehe, daß es nicht mehr lange dauern könne, bis es gänzlich unter dem Wasserspiegel verschwinde. Es mußte während des Kampfes einen bedeutenden Leck bekommen haben, der, weil er unbeachtet geblieben, sich jetzt so vergrößert und so viel Wasser eingelassen hatte, daß selbst mit einer nüchternen Mannschaft an eine Wiederflottmachung des Schiffes nicht mehr zu denken gewesen wäre.

John erkannte, daß das Schiff und alles Lebende auf ihm verloren sei.

Da durchzuckte ihn ein namenloser Schmerz. Also kaum hatte er die so heiß Ersehnte, um die er so lange gekämpft und gerungen, so unendlich gelitten hatte, wieder gefunden, da sollte er sich anschicken, von Leben, das ihm eben das Höchste und Schönste zu bieten anfing, was er nur je erstrebt hatte, Abschied zu nehmen.

Ach und auch sie wird, so jung sie noch ist, so wenig Blumen der Freude ihr in diesem Dasein erst gelacht, den Tod in den Fluthen finden!

Wäre das Fahrzeug nicht bereits so sehr gesunken gewesen, daß nicht die geringste Aussicht mehr vorhanden war, es zu retten, so würde John das Letzte versucht, die Gefangenen nämlich befreit und an die Pumpe gerufen haben. So aber hielt er es für eine ganz nutzlose Grausamkeit, sie erst noch zum Sterben zu wecken.

Aber die letzten Augenblicke, die ihm zu athmen noch vergönnt waren, wollte er wenigstens bei Ellen zubringen, deshalb stieg er die Treppe jetzt wieder hinab und öffnete leise, um sie ja nicht zu stören, wenn sie etwa schlafe, die Kajütenthür.

Ja, sie schlief. Der Mohngott hatte ihre lieben Augen zugeküßt, sie schlief und lächelte im Traum.

Die von der Decke herabhängende Lampe gestattete alle süßen Züge zu betrachten, über welche jetzt der Friede seliger Hoffnung hingehaucht schien. Ihre Brust hob sich nur sacht im leisen, regelmäßigen Athmen, ihre Hände hatte sie über dieselbe gefaltet. Sie schien im Gebete eingeschlafen zu sein.

Wieder kniete John vor ihr nieder, wie da, wo er sie zuerst ohnmächtig in diesen Raum gebracht und auf diesen Divan gelegt hatte.

Sein Auge haftete auf ihr, mit einem Ausdruck namenlosen Schmerzes und heißester Sehnsucht. Er schien den zauberhaften Anblick der Geliebten wie ein halb Verdursteter zu trinken, der in der Wüste plötzlich eine Quelle entdeckt und, obwohl er sich von den Fittigen des Todes bereits umrauschen fühlt, doch noch sterbend trinkt, um trinkend zu sterben.

Was John in diesem Augenblick dachte, was für ein Riesenweh seine sonst so starke und große Seele durchzuckte!

„Ellen ist da, es ist kein Traum, es ist Wirklichkeit. Hier schlummert und athmet sie. Und sie ist mein, mit einem Gebet für mich ist sie eingeschlafen, und Gott hat dies Gebet erhört, er verzeiht mir Alles, Alles um den Preis meines Erdenglückes. Ja, der ich nie genossen, nur immer gekämpft und geduldet habe, muß Angesichts des Zieles meiner heißen Sehnsucht sterben. Was ist der Tod, wenn man ihn in einer Schlacht findet! Aber neben der eben errungenen Geliebten, um die man Wüsten durchwandert und Meere mit tausend Gefahren ringend durchschifft, um

Leben scheiden zu müssen, das ist herb, das ist eine namenlose Pein, wie sie die Hölle nicht schlimmer bieten kann.

In diesem Augenblicke erscholl ein schrilles Wehgeheul aus dem unteren Raum. Dort ertranken soeben die Gefangenen.

Es dauerte nicht lang, aber der entsetzliche Klagelaut weckte doch das schlummernde Mädchen.

Sie schlug die Augen auf, umschlang angstvoll den Geliebten und fragte ihn mit zitternder Stimme:

„Was ist geschehen, oder habe ich geträumt, aber mir deucht, ich vernahm Wehelaute, wie sie nur verlorene Seelen ausstoßen können. Habe ich geträumt?"

John küßte die einzig Geliebte und flüsterte ihr, indem er die Thränen jetzt nicht mehr zurückzuhalten vermochte, zu:

„Erschrick nicht, mein Leben, wir müssen sterben. Unser Schiff ist im Sinken begriffen."

Aber anstatt in Klagen auszubrechen, umarmte und küßte Ellen den geliebten Mann und hauchte ihm zu:

„Und mir träumte vorhin vom Paradiese, ich schwebte mit dir durch die Aetherräume zwischen unverwelkbaren Sternenblumen, unter hohen Himmelspalmen dahin. Wunderherrliche Musik umtönte uns, o wie waren wir so glücklich! John, mein John, so freue dich doch, wir werden heute noch im Paradiese sein!"

„Wir werden heute noch im Paradiese sein," flüsterte er ihr nach, dann aber sprach er weiter, „es muß gleich der Morgen anbrechen, willst du nicht mit mir hinauf auf das Deck gehen, um im Angesicht des jungen Tages zu sterben?"

„Nicht um zu sterben, nein, um zu leben," antwortete Ellen; „für uns beide geht jetzt erst das eigentliche Leben an, wir werden selig, unzertrennbar vereint sein."

Beide begaben sich jetzt an Deck.

Eben stieg die Sonne über das Meer empor, das sie in eine Purpurgluth tauchte, die ihm fast das Ansehen einer einzigen glühendleuchtenden Riesenrose verlieh.

John und Ellen sahen, einander fest umschlungen haltend, diesem zauberhaften Schauspiel zu.

„Der Himmel geht auf!" rief Ellen.

Das waren ihre letzten Worte, das Schiff sank jetzt schnell, wenige Augenblicke später und die Fluthen hatten es begraben.

Die beiden Liebenden waren mit einem Kusse gestorben.

## g. Psychiatrische Briefe.

(Schluß.)

Das Anstecken bei allen religiösen Ekstasen ist eine allgemein bekannte Thatsache, und je ausgebildeter der gleichsam magische Zustand auftritt, desto leichter reißt er andere mit in die mystische Verirrung mit hinein, der gottbegeisterte Seher und Prophet erzeugt neue Seher und Propheten. Auch das sogenannte Geistersehen, die Visionen besitzen Ansteckungsfähigkeit, so daß viele Menschen gleichzeitig dieselben Hallucinationen meist in der Form der Gesichtstäuschungen haben, und solche Visionen können einen wirklich pandemischen Charakter annehmen, indem z. B. ganze Kriegsheere die gleiche Erscheinung sehen. So ist die Vision der göttlichen Hülfe im Kampfe durch jene todesmuthige Stimmung der Aufopferung für einen heiligen Zweck, in Verbindung mit Haß, Rache und Blutdurst, an welcher Stimmung Tausende des Heeres partizipiren, bedingt, wodurch eine abnorme, aufgeregte Steigerung des psychischen Lebens in Form von Sinnesdelirien zu Stande kommt. Hierher gehören auch jene Fälle, wo das Oeffnen des Himmels, das Aufziehen ganzer Reiterschaaren und Schlachtordnungen von einer Menge von Menschen gleichzeitig gesehen werden, wie z. B. 1631 bei Leipzig, 1647 in der Voigtei Bankforst in Westphalen, 1652 in Meißen und in der Lausitz, 1660 in Schonen bei Grognäs in Schweden. Gleiche epidemische und ansteckende Verhältnisse zeigten die Hexengeschichten, der Vampyrismus und die Lykanthropie (Wehrwölfewahn), die ganze Länder und Gegenden heimsuchten u. dgl. m.

Die epidemischen, imitatorischen psychischen Volkskrankheiten tragen vollständig den Charakter der Seelenstörungen an sich. Wir finden bei ihrer Betrachtung alle Krankheitselemente wieder, die zum Irresein gehören: Wahnvorstellungen, abnorm gesteigerte Mobilität (Bewegungsdrang) unmotivirte Triebe und Aktionen, Hallucinationen, Sinnesdelirien, namentlich des Gesichtes, Abwesenheit der Intelligenz, Verzückung, — Unempfindlichkeit gegen äußere Eindrücke, überhaupt abnorme Steigerungen, Konzentrirungen oder Beschränkungen in allen den verschiedenen Bereichen der psychischen Thätigkeiten, Störungen in der Vorstellungs-, Gemüths- und Willenssphäre.

Sogar der Selbstmord besitzt Ansteckungsfähigkeit und kann epidemisch auftreten, und wir haben selbst Beispiele von Klubbs der Selbstmörder. In gleich zwingender und imitatorischer Weise treibt der durch den Anblick gegebene Gedanke unwiderstehlich wie zum Selbstmorde, so auch zum Morde Anderer, sobald sich die Stimmung des Gedankens bemächtigt hat, um ihn zu objektiviren; denselben nachtheiligen Einfluß hat auch namentlich auf Geistesschwache der Anblick einer Feuersbrunst. Es wurden schon Kranke beobachtet, die nach einem solchen erhabenen und effektvollen Schauspiele von Nichts anderem mehr sprachen und an Nichts anderes mehr dachten, als von Feuer und an Brandlegen, und die von dem Entzücken schwärmten, das sie damals genossen an der Feuersbrunst und das sie in den lebhaftesten Träumen wieder genießen.

„Wie die Mode, und sei sie auch noch so thöricht und dem verrücktesten Schneidergehirn oder der bizarrsten Näherinidee entsprungen, unwillkürlich und blind täglich von Millionen nachgeahmt wird, — wie dieses oft scheußlichste Phantasma des sogenannten guten Geschmackes und die Karikatur des Aesthetisch-Schönen die Menschheit tyrannisirt, und wie der Drang, diesen oder jenen zugestutzten Schwalbenschwanz oder Frack zu besitzen, zur wahrsten geistigen epidemischen Verrücktheit und leidenschaftlichsten Begierde wird, so thut dies um so mehr jene große Mode, die bei ganzen Nationen je nach der Zeit in den verschiedensten politischen, sozialen, religiösen und andern Ansichten und Tendenzen sich äußert und auf diese sich erstreckt.

Wie überhaupt der schwächer begabte und schwächere Theil der Menschheit am leichtesten von solchen epidemischen Zuständen des Geistes befallen wird, wie dann auch die Weiber, Jünglinge, Jungfrauen und Kinder dem, was modern ist in jeder Richtung, — beziehe sich dies auf die Länge und den Schwung der Haare, das Wachsthum der Nägel, die moderne, zum guten Tone gehörige Kurzsichtigkeit und das epidemische Brillentragen, auf den Gang, die Haltung, Geberde, auf anständiges in Ohnmacht fallen ꝛc. — vor Allem am leidenschaftlichsten huldigen, und wie wir auch

täglich sehen, daß die sogenannten Modeaffen, die Alles nachäffen, was irgend ein anderer Schwachkopf ausführt, zu den Hohlköpfen, geistlosen Ladendienern, verstandesbaren Kellnern, zum eingebildeten Junkerthume, zu den sogenannten emanzipirten Schneidergesellen, zu den geistesfaulen Müßiggängern und Pflastertretern gehören, so ist es auch das schwächere weibliche Geschlecht in seiner Jugend, in der Zeit seiner Entwickelung und Geschlechtsreife, wo das Herz und der Sinn noch nicht klar sind darüber, was sie zu wünschen, zu erwarten, zu hoffen haben, und der Wille noch nicht fest genug ist, um sich vorzubereiten für das, was der künftige Beruf verlangt, — es ist, sagen wir, vorzugsweise das junge weibliche Geschlecht, das hauptsächlich den größten numerischen Antheil nimmt an solchen Zuständen epidemischer Seelenstörungen.

Ebenso sind die religiös Ekstatischen häufig schwache oder weibliche Personen mit hysterischer, epileptischer, überhaupt nervöser Anlage.

In Beziehung auf die **Heilbarkeit der Geisteskrankheiten** bemerkt der Verfasser der psychiatrischen Briefe, daß der meist falschen Ansicht des Laienpublikums gegenüber, welche sich für Unheilbarkeit in der Mehrzahl gebildet hat, die Aussicht auf Heilung prävalire. Den strengen Forderungen der psychiatrischen Wissenschaft gegenüber könnte die Heilbarkeit eine weit größere sein, daran ist jedoch nicht die Wissenschaft, sondern die Welt und Menschheit mit ihren Verhältnissen, Rücksichten und Meinungen schuld. Nach den Erfahrungen in deutschen Irrenhäusern werden durchschnittlich 30—33 pCt. der Kranken geheilt, ein gewiß günstiges Resultat, wenn man bedenkt, daß die in die Anstalt gekommenen Fälle meist, ja fast immer schwere sind.

„Anders und viel merkwürdiger stellen sich die Heilresultate heraus, wenn wir die Fälle ausscheiden, je ob sie frisch oder veraltet sind. Von denjenigen Irren, welche im ersten Viertel- oder Halbjahre in eine gut organisirte Irrenanstalt aufgenommen wurden, ergeben die statistischen Belege, beziehungsweise 80, 70, 68 pCt.; bei Fällen, die schon 6 bis 12 Monate lang angedauert haben, ergiebt die Heilbarkeit 46—34 pCt.; ältere Krankheitszustände, die schon über ein Jahr bestanden, ergeben nur noch 20—12 pCt. Genesung. Nach dem dritten Jahre dürften kaum nur noch $1/_{30}$ der Kranken geheilt werden. Es wäre durchschnittlich möglich, unter 100 Irren 80, oder wenigstens 70 ihrem Berufe, der Familie, dem Staate oder der Kirche geheilt wiederzugeben, wenn die schönste, beste und günstigste Zeit, die absolut zur Heilung nothwendig ist, in den allermeisten Fällen nicht verloren würde durch Nichtsthun, ja was noch trostloser ist, durch verkehrtes Thun."

Indem wir darauf verzichten müssen, hier noch weiter auf das einzugehen, was der Verfasser über das Heilverfahren bei Geisteskranken bemerkt, erwähnen wir noch, daß die Besprechung der einzelnen Köpfe des berühmten Kaulbach'schen Narrenhauses ein besonderes Interesse bietet.

---

## Berliner und Wiener Gesellschaften.

Ein Beitrag zur Philosophie des Essens und Trinkens.

**K. R. Berlin.** „In großen Gesellschaften — sagte meine Tante — putze, Neffe, nie das Licht! Der glücklichste Erfolg bringt keine Ehre, das Mißlingen macht Dich lächerlich." Mit diesen merkwürdig bedeutungsvollen Worten begann der erste österreichische Philosoph, Lazarus Bendavid im Jahr 1795 in Wien seine Vorlesungen „über die Kritik der reinen Vernunft." Und in diesen Worten liegt mehr als ein Geburts- und Heimathsschein, mehr als eine bloße Redefigur, in diesen Worten, welche ein Philosoph spricht und schreibt, liegt ein großes Stück Kulturgeschichte. Bedenkt man noch, daß derselbe Philosoph im Jahre 1794 ein Buch geschrieben hat „Ueber das Vergnügen," ein Buch, welches keinen Fehler hat, als den, daß es heute leider nicht mehr gelesen wird, so hat man ein Bild von der Herrschaft eines Zuges des österreichischen und vorzüglich des Wiener Charakters, der viel geschmäht und getadelt, aber auch viel gelobt und gerechtfertigt wurde. Selbst die Philosophie konnte sich nicht frei halten von der Gewalt der Geselligkeit, der Gemüthlichkeit, des Sichgehenlassens, welche Wien beherrscht und welche das Leben in Wien so angenehm macht.

Aber es macht auch Demjenigen, der in Wien gelebt hat, das Herz schwer, von Wien zu scheiden und in anderer Herren Länder zu leben.

Man hat oft den Wiener oberflächlich, leicht und einen Flüchtling des Denkens genannt, man sprach Oesterreich den Beruf zur Philosophie ab, und doch ist Alles, wie wir behaupten müssen, nicht zutreffend und die Wahrheit der Sache entstellend. Es ist eben nur anders zwischen Wien und wo anders, es ist eben ein Unterschied zwischen Wien und Berlin, zwischen welchen beiden Städten wir eben wieder einmal eine Parallele ziehen wollen, und da wir glauben, daß nicht zwischen dem Denken eine solche sicher gezogen werden kann, um charakteristisch zu sein, so wollen wir es versuchen, sie zwischen dem Leben, dem unmittelbarsten Leben zu ziehen. Zwischen jenem Leben, welches am Herde des Hauses vor sich geht, in der Familie, im Kreise der Lieben, der Freunde und Bekannten. Wir werden sehen, daß der Wiener vielleicht nicht Philosophie denkt, aber daß er Philosophie lebt, und Thaten, sagt ein alter Weiser, gehen vor Gedanken.

Und dieses Leben, behaupten wir, ist ein durch und durch philosophisches, und behaupten es fort und fort, wenn man uns auch beschuldigen wird, daß wir schmeicheln. Aber, wir sprechen wieder mit unserem genannten Philosophen Bendavid: „Fast sollte man glauben, daß der Geist meiner Tante mich bei dieser Arbeit verlassen hat. Aber außer dem, daß ich selbst im Finstern saß und mein Werk für mich nöthig hatte, glaubte ich. es lohne der Gefahr, lächerlich zu werden bei Geschäften, die etwas mehr auf sich haben, als Lichtputzen." Es gibt noch immer Liebhaber des innersten Wiener Lebens, die gern unsere aus Vergleichungen gezogene Wahrheit anhören wollen und die am Ende auf den durch und durch philosophischen Geist des Wiener Lebens schwören werden.

Der Wiener spricht schon philosophisch, ideal! Man muß nur auf den Grund des Tones, in die Seele der Konversation eindringen. Er knüpft sein Gespräch an und führt es fort mit einem durchaus idealen Begriff, der auf das tief innerlichste schließen läßt. Der Wiener sagt: Schauen's, das ist ein schönes Mädel! Schauen's die schöne Gegend, schauen's das gute Bier! Alles leitet er auf die Innerlichkeit des Gefühls zurück, indem er sein weiches „Schauen's" ausspricht und sinnend sieht er in die Augen

des Mädchens und sehnsüchtig sieht er in das Glas voll schäumenden Bieres.

Der Berliner appellirt immer an das starre „hören“, man soll nichts mehr fühlen und suchen, man soll Alles hören! „Ne, hören Se den Bismarck, hören Se, det is en jutee Tropfen! Hören Se, det is en schönes Kind!“ Als ob ich das Alles hören könnte. Aber das ist die kalte Philosophie des bloßen, des nackten Ich! Das ist die Philosophie, die nur gedacht wird, nicht gelebt werden kann. Aber auch diese Erscheinung verschwindet, sobald man noch mehr gegen Norden kommt, wo das „Denken“ das Gespräch beherrscht und den ruhigen Norddänder charakterisirt, gerade so wie den geschwätzigen Sachsen am Besten seine Konversation verräth, die mit „Sagen“ beginnt und mit demselben Worte aufhört.

Und wie die Menschen sprechen, so leben sie! So handeln sie, gehen spazieren, geben Gesellschaften, essen und trinken sie! Man hat die Philosophie des gesellschaftlichen Lebens so wenig erörtert, als man daran gedacht hat, das so wichtige Gebiet der Philosophie des Essens und Trinkens zu analysiren. Und doch geht alles Leben zuerst von da aus und kehrt darauf wieder zurück. So lange wir leben, essen wir, und wenn wir aufhören zu leben, werden wir gegessen!

Kein Volk hat diese Wichtigkeit so erkannt wie das Völklein von Wien. Wir meinen nicht das Essen und Trinken zur nothdürftigen Erhaltung unseres irdischen Daseins, auch nicht das Essen an sich, sondern jenes Essen und Trinken, welches eigentlich ein Genuß ist in der That, in der Handlung. Also jenes gute Essen und Trinken in Gesellschaft. Und da zeigt sich die philosophische Kenntniß des inneren und äußeren Lebens. Man kömmt in Wien zu einer Gesellschaft, plaudert und scherzt, oder reibt sich die Hände, putzt das Augenglas und räuspert sich, je nachdem man mehr oder weniger bekannt ist. Da aber kömmt um 10 oder 11 Uhr das große oder kleine Abendessen, jedenfalls aber wenigstens bei dem wahren Wiener mit einem großen Vorrath an Getränken. Da setzt man sich warm bestenfalls zwischen zwei liebliche Damen, man sitzt ein ganzes Stündchen neben denselben Personen und kann sich expektoriren, selbst wenn es noch so langsam geht, es geht doch. Man sieht sich in die Augen, sowohl des Nebeneinander als des Vis-à-vis, und endlich trinkt man noch Gesundheit auf Herr und Frau, auf die schönen Damen und läßt sich und Alles mitleben. Dann erst beginnt eigentlich die Gesellschaft. Jetzt kommt der Souper-Walzer, jener Herz-in-einander-woger! Jetzt wird gesungen und deklamirt, jetzt ist man „Gesellschaft“. Und das ist die Philosophie des gesellschaftlichen Essens und Trinkens, ist die hohe Kunst, die nur der Wiener oder besser die Wienerin versteht. Darum amüsirt man sich in Wien, weil zur rechten Zeit Leib und Geist befriedigt wird. Der Leib mit einem zur gewohnten Stunde eintreffenden Souper, der Geist durch jene in dem ganzen Arrangement liegende Philosophie, deren Folgen man bewußt oder unbewußt in einer bis hoch über Mitternacht hinausgehenden Unterhaltung erntet.

Hier in Berlin, der Stadt Fichte's, Hegel's, Schelling's, Stahl's und des gelehrten „Kladderadatsch“, hier denkt man viel Philosophie, aber man versteht sie nicht zu leben, am Wenigsten gesellschaftlich zu leben. Wir müssen dieses Wort hinzufügen, denn es ist sehr gut möglich, daß jeder Einzelne für sich ganz vortrefflich philosophisch lebt und leben kann, und gesellschaftlich es doch nicht im Stande ist. Wie gibt man hier Gesellschaften?

(Schluß folgt.)

## Miscelle.

(Zum Andenken an den 100jährigen Geburtstag Schiller's) sollte bekanntlich sämmtliche Zusendungen, die an seine Tochter Emilie, Freifrau v. Gleichen-Rußwurm, eingingen, wohlgeordnet in einem besonderen Schranke aufbewahrt werden. Nachdem nun bereits im vorigen Jahre ein Verzeichniß sämmtlicher Einsendungen in der Cotta'schen Buchhandlung erschienen ist, wurde vor Kurzem am sechzigsten Geburtstage der Tochter Schiller's der kunstvoll gearbeitete Schrein aufgestellt, der zur Aufnahme der fast aus allen Ländern der Erde eingelaufenen Zeichen der Begeisterung für Schiller bestimmt ist. Der Schrank, von der Hand des Bildhauers und Antiquitäten-Restaurators August Mayer in Würzburg hergestellt, ist in seiner einfachen, ernsten Schönheit ein wirkliches Kunstwerk zu nennen und entspricht vollkommen seinem Zwecke. Im altdeutschen Geschmack aus Eichenholz gearbeitet und mit geschnitzten Eichenblättern verziert, trägt er auf den beiden oberen Thüren die Inschrift: „Schillerfeier 1859“, und darüber in der Mitte das ein Einhorn im Felde führende Schiller'sche Wappen. Vierundzwanzig Fächer des oberen Theiles enthalten die alphabetisch geordneten Briefe, Gedichte, Reden u. s. w., während der etwas hervortretende und darum tiefere untere Theil zur Aufbewahrung der einen größeren Raum erfordernden Prachtausgaben, Bilder, Mappen, Kränze u. s. w. bestimmt ist. An den beiden Seitenwänden erinnern die Verzierungen an Schiller's „Glocke“ (1799) und „Tell“ (1804). Das Ganze macht einen um so würdevolleren Eindruck, als die von Genschow aus Berlin eingesandte Schillerbüste auf dem Schranke thront und so Alles vereinigt ist, was die Verehrer des großen Dichters seiner Tochter zur Aufbewahrung in diesem Familienmuseum dargebracht haben.

## Die Waisen.

Die Blumen ohne Farbenschmelz
Und ohne holde Düfte, —
Ein Baum, der jüngst vom Sturm gefällt,
Liebkost nicht mehr die Lüfte, —
Ein Himmel ohne Sonn und Mond
Und ohne goldne Sterne,
Ein Vöglein, — dem die Flügel wund,
Kann nimmer zieh'n zur Ferne, —
Der Aermste selbst, der krank und blind
Wie fleht um milde Gabe, —
Nichts! — ist so arm, als Kindlein sind,
Wenn Mutter ruht im Grabe! —

Friedrich Friedrich.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

**№ 70.** Mittwoch den 31. August **1864.**

## Die Pathenkinder.

Eine Geschichte
von
Otfried Mylius.

### I.

„Eingestiegen!“ rief der große Portier des NW. Bahnhofs zu F. in den Wartesaal herein, dessen Thüre er von außen öffnete, und das Wettrennen der Passagiere um die Plätze in den Waggons begann. Die Lokalkundigen allein zeigten keine Eile, denn sie wußten sehr gut, daß es mindestens noch eine Viertelstunde bedurfte, bis sich der Zug zur Abfahrt anschickte.

„He, Herr Portier,“ sagte ein ältlicher wohlbeleibter Herr, der mit einer leichten Reisetasche, einem Sitzkissen, Krückenstock und Schirm die gewundene Treppe hinunterstieg; „könnten Sie mir gegen Geld und gute Worte wohl ein Coupé für mich allein verschaffen?“ — Der Portier ließ einen flüchtigen Blick über den Herrn hingleiten und versetzte dann, von der Besichtigung befriedigt, sehr gefügig: „Oh, warum denn nicht, gnädiger Herr? zwar wird es schwer halten, denn der Fünf-Uhr-Schnellzug ist immer sehr voll!“ — „Je nun, sein Sie so freundlich und versuchen Sie Ihr Heil,“ gab der Herr zur Antwort und ließ einen blanken Gulden in die Hand des Portiers gleiten; „ich reise nach N., und bin nicht gern in einem vollen Waggon mit schwatzenden Commisvoyageurs oder bauschigen Crinolinen; ich bin ein Mann, der seine Ruhe liebt!“ — „Zweiter Klasse?“ — „Ja, Herr Portier.“ — „Na, dann nur hier herein, gnädiger Herr, und lassen Sie gleich den Vorhang herunter!“ versetzte der Portier.

Das alles geschah; der alte Herr nahm aus der Hand des Dienstmannes, der ihm folgte, seinen Ueberzieher, Reisepelz und einiges Handgepäcke, ordnete dieses mit sorglicher Hand auf den drahtgeflochtenen Netzen über den Sitzen, und richtete sich dann in seiner Ecke so behaglich ein wie jemand, der herzlich müde und der Ruhe bedürftig ist, und sich nun auf ein Schläfchen freut. Im Bewußtsein, seinen Zweck erreicht zu haben, sah der ältliche Herr jetzt mit einer beschaulichen Neugier in das Treiben auf dem niedrigen Perron neben dem Einsteiggeleise, wo sich alle möglichen Menschenkinder durcheinander trieben, denn es war um die Mitte Septembers, wo viele Leute von ihren Bade- und Sommerreisen im Süden wieder heimwärts gegen Norden eilten oder noch zu einem flüchtigen Besuche in die Spielbanken und Luxusbäder der Landgrafschaft Rouge-et-Noir, des Herzogthums Trente-et-quarante oder des Fürstenthums Rien-ne-va-plus fuhren, Andere zur Messe nach Leipzig eilten und sonstigen Geschäften nachgingen. Jetzt rasselte das Schloß der Wagenthüre an dem Coupé des alten Herrn, und dieser hatte schon sein wohlgespicktes Portemonnaie heraus, um seine Fahrkarte zum Coupiren hinzureichen, als die Thüre aufgerissen und auf einen Augenblick verdunkelt war durch eine umfangreiche Frauengestalt in schwerer schwarzer Seidenrobe, Shawl und Mantel, die sich pustend hereinzwängte, dann eine Unzahl Schachteln, Päcke, Kofferchen und Taschen hereingereicht erhielt, die sie auf den Sitzen und Boden vertheilte, hierauf einem dienstbaren Geiste noch eine Menge Aufträge gab, und erst dann sich von der Thüre wegwandte, als der Kondukteur dieselbe schloß.

Die dicke Dame schien jetzt erst zu bemerken, daß sie das Coupé nicht allein hatte und murmelte einige unverständliche Worte. Aber der Zug war schon in Bewegung, als ihre Unbehaglichkeit oder ihr Aerger darüber, sich nicht allein im Wagen zu sehen, sich in den Worten entlud: „Ich hatte dem Zugmeister doch ausdrücklich gesagt, daß ich allein zu sein wünsche, und er hatte mir's versprochen.“

„Um Vergebung, Madame,“ entgegnete der ältliche Herr sehr artig aber bestimmt; wenn diese Klage an meine Adresse kommen soll, so bitte ich höflichst, gefälligst zu berücksichtigen, daß ich vor Ihnen im Waggon war und just dieselbe Bitte wie Sie an den Portier gerichtet hatte. Es ist gewiß weder meine Absicht noch meine Schuld, wenn ich Sie genire, und ein Blick auf mein Alter, Madame, wird Sie überzeugen, daß ich über die Jahre hinaus bin, wo man den Frauen gefährlich ist.“

Die Dame blickte nun den Redner genauer an. Die Helle, welche durch die Wagenfenster hereinfiel, erlaubte ihr dies, denn der Zug brauste schon im Freien durch die Ebene hin. Die beiden Passagiere konnten einander eine Weile fester in's Auge fassen. Der alte Herr war nicht schön, aber sein Gesicht trug das Gepräge einer gewissen, mit Intelligenz gepaarten Gutmüthigkeit und Gemüthsruhe, und seine feine Wäsche, elegante und sorgfältig gebürstete Kleidung, der schöne Solitär in seiner Busennadel und die schwere goldene Uhrkette ließen ihn unschwer als einen wohlhabenden und gebildeten Mann erkennen, welcher der Dame immerhin einige Achtung abnöthigte. Der Herr dagegen las in den Zügen der noch immer hübschen Gefährtin neben den Spuren einstiger Schönheit eine große Dosis Stolz oder Selbstgenüge, eine sehr anspruchsvoll hervortretende Herrschbegierde und die

Prätentionen einer Dame, die gewöhnt ist, in der Gesellschaft einen gewissen Rang einzunehmen.

„Verzeihen Sie, mein Herr, aber meine Aeußerung von vorhin war nicht gegen Sie gerichtet, sondern nur gegen den Schirrmeister des Zuges, dem ich einen Drittelsthaler gab, um mir ein Coupé allein zu sichern," entgegnete die Dame, mit dem Ergebniß ihrer genaueren Inspektion sehr zufrieden. „Ich ärgere mich nur über die Unverschämtheit jenes Menschen, der mir mein Geld abnimmt und mich doch hintergeht. Aber ich werde es meinem Gatten sagen und ihm dies eintränken lassen."

„Oh, nicht doch, Madame! bitte, thun Sie das nicht!" sagte der Herr sanft; „es ist sehr möglich, daß der Zugmeister nichts von meiner Anwesenheit in diesem Coupé wußte, denn nicht er, sondern ein anderer Bediensteter der Bahn hatte es mir aus Gefälligkeit angewiesen und ich den Vorhang am Wagenfenster sogleich nach dem Einsteigen heruntergelassen. Er ist daher höchst wahrscheinlich unschuldig. Uebrigens werde ich Sie nicht lange durch meine Gegenwart belästigen, denn ich fahre blos bis N."

„Ah, dann haben wir beide Ein Ziel, mein Herr, und weit entfernt, darüber ungehalten zu sein, freue ich mich sogar sehr, in solch angenehmer Begleitung zu fahren," entgegnete die Dame sehr geschmeidig und verbindlich; „in der That, Ihre Physiognomie ist mir nicht ganz fremd; ich müßte mich sehr irren, wenn ich Sie nicht schon in N. gesehen hätte."

Der alte Herr lächelte halb wehmüthig und sagte: „Das ist nicht unmöglich, obschon es schon sehr lange her sein muß, denn ich bin schon zwanzig Jahre von N. abwesend, und suche es heute seit dieser langen Zeit zum ersten Male wieder auf."

„Ah, wirklich? Und doch ist mir Ihr Gesicht nicht fremd, mein Herr," entgegnete die Dame; „ich bin fest überzeugt, daß wir uns schon irgendwo im Leben begegnet sind. Ihre Züge erinnern mich an irgend Jemand, welchen ich früher schon getroffen habe. Waren Sie vielleicht vor einigen Jahren in Pyrmont oder in Wiesbaden im Bade?"

„Mit nichten, meine Gnädige, ich bin die ganze Zeit über im Auslande gewesen und erst seit vierzehn Tagen wieder auf deutschem Boden. Ich war in Rußland, wo ich mir ein bescheidenes Vermögen erworben habe, und kehre nun nach Deutschland zurück, um hier meinen Lebensabend zu beschließen. Aus alter Anhänglichkeit gedenke ich mich in N. niederzulassen."

„Da haben Sie sehr recht, denn Sie könnten nicht leicht eine freundlicher gelegene Stadt mit angenehmeren geselligen Zuständen finden. Alles vereinigt sich hier, um Ihnen das Leben recht wohlig zu machen: eine reizende Lage und herrliche Umgebungen, ein affables Hofleben, gutes Theater, gebildete Kreise aller Art — Sie werden sich gewiß bei uns sehr behaglich fühlen."

„Also auch Sie wohnen in N., meine Gnädige?"

Gewiß, mein Herr; mein Gatte ist der Präsident v. Löbell; wir machen ein kleines, bescheidenes Haus, in welchem alle Fremden von Bildung und Distinktion, alle Touristen, Gelehrten, Künstler, Schriftsteller und alle geistigen Sommitäten überhaupt willkommen sind, — also ganz besonders auch Sie, mein Herr ...."

„Arnold Rückmann, wenn ich bitten darf, meine Gnädige," erwiderte der alte Herr mit einer Verbeugung. „Sie sind außerordentlich gütig, gnädige Frau, aber meine Wenigkeit darf sich nicht zu den bevorzugten Klassen rechnen, denen Ihr gastliches Haus geöffnet ist. Ich bin ein einfacher Kaufmann, ein alter Junggeselle, der durchaus keine geistigen Ansprüche zu machen befugt ist, denn wenn meine Erlebnisse auch interessant genug wären, um ein Buch darüber zu schreiben, so bin ich doch selbst außer Standes, hieraus einigen literarischen Nutzen zu ziehen. Ich bin ein schlichter, alter Mann, und sehe einem einsamen Lebensabend entgegen, wenn ich keine Freunde aus früherer Zeit mehr antreffe. Und ein Mann in meinen Jahren ist nur allzusehr gewöhnt, meine Gnädige, beim Durchblättern seines Stammbuches jedesmal nur neue Kreuze vor die Namen seiner Jugendgenossen und Freunde machen zu müssen."

„Dann wird es Ihnen um so wohlthuender sein, ein Haus zu finden, wo Sie freundliche Aufnahme und einen gemüthlichen Verkehr treffen werden, mein sehr geehrter Herr Rückmann, und ich segne den Zufall, der uns auf solch eigenthümliche Weise zusammenführte, denn Sie werden meine herzliche Einladung, Sie recht oft bei uns zu sehen, nicht abschlagen. Es soll mir und den Meinigen ein Anliegen sein, Sie in unsere Kreise einzuführen und es Ihnen in unserem Hause recht gemüthlich und behaglich zu machen. Sie werden unter Anderem bei uns eine recht hübsche Whistpartie finden, denn Sie lieben ohne Zweifel Abends Ihren gemüthlichen Robber."

Rückmann verbeugte sich mit einem freundlichen Lächeln und fand nicht gleich Worte für den wohlthuenden Eindruck, den dieses liebenswürdige Entgegenkommen auf ihn machte; er ergriff aber die Hand der Frau Präsidentin, zog sie an seine Lippen und sagte: „In der That, gnädige Frau, es wäre undankbar und herzlos von mir, eine solch verbindliche Einladung abzulehnen. Ich danke Ihnen dafür recht innig, und kann Ihnen nicht sagen, wie warm mir um's Herz wird bei so viel Herzensgüte, die Sie mir, dem landfremden Manne, erzeigen. Fürwahr, wenn alle Damen von N. Ihnen gleichen, so muß es ein Paradies sein, und sich ganz verändert haben, denn früher war es nicht so. Es muthet Einen ganz eigenthümlich an, so aus dem eisigen Norden in die gemüthliche Wärme der Heimath versetzt zu werden, und auf solch unerwartete Weise sich selbst als ein Fremder so freundlich und zuvorkommend aufgenommen zu sehen."

„Sie sind kein Fremder, sondern ein Heimgekehrter, mein bester Herr Rückmann," entgegnete die Präsidentin verbindlich; „irgend ein inneres Bedürfniß, irgend eine Regung von Anhänglichkeit und Liebe hat Sie wieder hieher gelockt. Da ist es eine sehr natürliche Pflicht der Einheimischen, Ihnen entgegen zu kommen und diesem Ihrem innern Bedürfniß zu entsprechen; Sie werden finden, daß nicht nur Ihre eigene Familie, sondern die ganze gebildete Gesellschaft sich beeifern wird, Ihnen die zuvorkommendste Aufnahme bei uns zu bereiten, damit Sie sich unter uns wieder gefallen und bei uns leicht wieder angewöhnen. Und namentlich Ihre eigenen Angehörigen ...."

„Um Vergebung, meine Gnädige, auf diese kann ich nicht rechnen!" fiel ihr Rückmann in's Wort; „ich habe auch nicht Eine Seele mehr in der Heimath, die mir nahe stünde. Ich war ein einziges Kind, mein Vater aus einem andern deutschen Staat eingewandert, die Verwandten meiner Mutter in den Kriegsjahren zerstreut, gestorben, ausgewandert — ich habe niemanden mehr, mit dem ich in irgend einer nähern Beziehung stünde, als einige Pathenkinder, die

ich über die Taufe gehoben, und die nun meine nächsten Angehörigen sind."

„Armer Herr Rückmann, da beklage ich Sie sehr," erwiderte die Präsidentin im Tone wehmüthigen Mitgefühls; „es ist schmerzlich, so allein zu stehen in der Welt und keine Kinder zu haben. Ich kann dies am besten begreifen, denn der Himmel hat mir zwei treffliche Kinder geschenkt, auf welche ich stolz sein darf, wie nur irgend eine Mutter. Mein Sohn ist einer der angesehensten und tüchtigsten jüngeren Beamten im Vaterland, und meine Theodora ein Mädchen, das an Geist und Gemüth und stillem edlem Sinne seinesgleichen sucht. Gott, was wäre mein Leben, wenn ich nicht meine Kinder hätte! Und wie wird sich meine Theodora für Sie interessiren, wenn sie Ihre Schicksale erfährt! Das liebe Kind ist sehr belesen und hört nichts lieber als von fremden Ländern und merkwürdigen Erlebnissen, und wird sich bemühen, es Ihnen bei uns so angenehm wie möglich zu machen und Sie mit all der rücksichtsvollen Pietät zu umgeben, welche Ihr Schicksal in so hohem Grad verdient!"

„Du lieber Himmel, meine Gnädige, Sie sind in der That allzu gut gegen mich!" sagte Rückmann; „ich begreife gar nicht, womit ich so viele Güte und Wohlwollen verdient habe. Sie beschämen mich wahrhaftig, denn fürwahr, ich hätte dieses freundliche, herzliche Entgegenkommen von Ihnen am allerwenigsten verdient."

„Nicht? wie so denn? was haben Sie mir denn zu Leide gethan? fragte die Präsidentin verwundert.

„Weil ich Ihnen in meinem Herzen Unrecht that, weil ich Sie für stolz hielt, gnädige Frau . . ."

„Oh, wenn es sonst nichts ist, mein geehrter Herr Rückmann, so hat es nichts zu sagen," erwiderte sie lebhaft. „Ich bin es gewöhnt, in diesem Stücke verkannt zu werden. Ich bin etwas zurückhaltend, weil man es seinem Stande schuldig ist, in der Wahl des Umgangs vorsichtig zu sein — weil ich mir die Schmeichler und Schmarotzer vom Halse halten will. Mein Mann liebt es nicht, von Bittstellern überlaufen zu werden, und so wenden sich Viele, die ein Anliegen an ihn haben, an mich; ich habe darin schon unangenehme Erfahrungen gemacht, und in Folge davon eine gewisse Zurückhaltung und Kälte angenommen, welche die unwillkommenen Annäherungen selbstsüchtiger Menschen abschrecken soll. Aber das ist nur angenommen, wie ich Ihnen sage, um mich vor unliebsamen Berührungen sicher zu stellen, die, wie Sie wohl begreifen werden . . ."

„Ich verstehe Sie ganz gut, meine Gnädige; ich muß Ihnen vollkommen beipflichten; die Wohlhabenden und Mächtigen werden immer von Eindringlingen und Zudringlichen überlaufen, und können sich derselben nur erwehren, indem sie sich möglichst zuknöpfen. Sie geben mir da eine sehr praktische Lehre, gnädige Frau, welche ich beherzigen werde. Aber erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meinen Irrthum abbitte!"

„Sie sind allzu edelmüthig, mein Herr! Gedanken sind ja zollfrei," versetzte die Präsidentin und ging lächelnd über die Sache hinweg. „Man sollte den Menschen nie nach dem ersten Eindruck beurtheilen, denn die Verhältnisse drücken uns oft eine Maske auf, die unser wahres Ich versteckt. Aber lassen Sie uns lieber von Ihren Verhältnissen reden, mein Herr! Sie haben also gar keine Verwandten mehr in N.?"

Rückmann verneinte. — „Auch keine Bekannten? keine Freunde?"

„Wer weiß, ob sie noch am Leben sind?" gab er wehmüthig zur Antwort; „ich war von jeher ein stiller Mensch und etwas ungesellig; ich hatte nur wenige Freunde, die zumeist schon gestorben sind. In meinem Alter scheut man sich beinahe, nach den Freunden seiner Jugend zu fragen, denn die meisten sind uns schon vorangegangen auf der dunklen Straße. So sind meine besten Freunde todt, und haben mir wohl nur Gelegenheit gelassen, an ihren Kindern, meinen Pathchen, zu vergelten, was ich ihnen an Liebe und Wohlwollen verdankte."

„Ah! das lasse ich mir gelten, denn im Grunde ist denn doch die Verbindung zwischen dem Pathen und dem Pathenkinde eine sehr lockere. Man weiß oft gar nicht, wie man zu einer solchen Gevatterschaft kommt, und beißt mit Resignation in diesen sauren Apfel, denn man ist meist zum Voraus davon überzeugt, daß man an seinen Pathenkindern wenig Freude erlebt und nur eine Art Blutegel für die Börse gewonnen hat."

Rückmann gab hierauf keine Antwort, aber sein Gesicht verdüsterte sich einigermaßen, was der gewandten Frau nicht entging; deshalb verrückte sie den Standpunkt des Gesprächs und fragte ihn, ob er sich in N. nicht ankaufen werde und rieth ihm, als er dies bejahte, zu heirathen, was er aber lächelnd ablehnte.

(Fortsetzung folgt.)

## Berliner und Wiener Gesellschaften.

### Ein Beitrag zur Philosophie des Essens und Trinkens.

(Schluß.)

Man muß drei Klassen unterscheiden. Die erste Klasse umfaßt jene Gesellschaften, in denen man nichts ißt, das sind die gelehrten Kreise, auf die wir nicht weiter eingehen. Die beiden anderen Klassen umschließen die Privat- und öffentlichen Gesellschaften, in denen man ißt. Allein diese beiden Klassen zerfallen wieder in mehrere Unterabtheilungen und diese wieder haben, um mit einem beliebten römischen Rechtslehrer der Wiener Universität zu reden — ihre Ausnahmen.

Eine Klasse nun bilden jene Privatgesellschaften, in denen man nur wenig essen und trinken sieht, und noch weniger ißt und trinkt, was einen ganz natürlichen psychologischen Prozeß darstellt, wenn man bedenkt, daß man bei einer schön und reich besetzten Tafel erst ganz tüchtigen Hunger bekömmt — nur muß man alle Verhältnisse umkehren. Diese Gesellschaften erster Klasse sind die sogenannten Mäßigkeitskränzchen. Dabei wird nach des Tages Last und Mühe wieder von des Tages Mühe und Last gesprochen. Der Politiker politisirt, der Schöngeist salbadert, der Professor hält eine Vorlesung. Beim Entfernen wird jedem Gast, der Tabak raucht, zwischen Salon und Vorzimmer eine Cigarre in die Hand gespielt, denn geraucht wird in einem solchen vergnügten Kreise nicht. In der zweiten Klasse sind jene Privatgesellschaften eingeschlossen, die durch ihren Reichthum und ihre Pracht sich auszeichnen. Die Gesellschaften bei den Optimaten Berlins. Zumeist wie hier auch anderswo bei reichen und Gesellschaft liebenden Bankiers, oder was sich so

nennen läßt. Man kömmt, windet sich bis 11 Uhr durch unzählige fremde Gesichter, lehnt sich an eine Thüre, sinkt auf einen Stuhl, spricht wenig oder leistet das Unglaublichste im Schweigen und sehnt sich nach dem ausgezeichneten Souper. Schon diese Sehnsucht zeigt den kategorischen Imperativ, den Essen und Trinken in einer Gesellschaft bildet. Aber diese Sehnsucht spinnt sich wie der Faden der Seidenraupe ins Unendliche, dehnt sich bis 1 auch 2 Uhr, wo man endlich ermattet an einen Tisch sinkt und mit finsterem Gemüthe sich den herrlichen Rheinweinen überliefert, aber für das Essen unempfänglich geworden ist. Woher soll die Lebenswärme kommen, wenn, kaum berühret, Reh und Indian, Filet und Kapaun an uns vorüber fliehen. Und selbst dann, wenn man, animirt durch die Blume des Rüdesheimer oder Liebfrauenmilch, auch dem psychologischen Prozeß, der jetzt vor sich geht, folgen und der Blume des menschlichen Geschlechtes sich zuwenden wollte, selbst dann ist es unmöglich. Denn jetzt tritt ein Moment ein, der jedem Fremden, vorzüglich jedem Wiener zuerst unbegreiflich und dann unnatürlich erscheinen wird.

Noch ist ein unschuldig gelieferter Gast im Begriffe, von den reißend schnell servirten Speisen den letzten oder vorletzten Bissen zu kauen, und dann auf natürliche Weise zu schlucken, noch hat man die unwiderstehliche Lust, sich ein Gläschen einzuschenken, da ist Alles längst aufgestanden und — hat sich empfohlen und ist gegangen. Und ehe ein an die Philosophie des gesellschaftlichen Essens Gewöhnter noch zu einem Schluß über diese Wirthshausweise kommt, schlummert der Gastgeber schon in den Armen des Schlafes oder seiner Gattin, wenn er im Besitze einer solchen ist.

Diesen Gesellschaften ganz ähnlich ist die dritte Klasse, welche unter dem Namen der Abfütterungs-Gesellschaften alle Jahre einmal durch die Räume der Berliner Salons schleichen.

Aber weil die Philosophie des Essens und Trinkens nicht erkannt ist und nicht geübt wird, darum fehlt Alles in Berliner Gesellschaften, was einen Wiener geselligen Kreis auszeichnet. Nicht daß man nicht ißt, bildet den Unterschied — im Gegentheil, man ißt in Berliner Gesellschaften mehr als anderswo, der Zahl der Speisen nach — sondern weil man nicht versteht zu essen, darin liegt der Unterschied.

Nun kommen wir noch zur dritten Hauptklasse der Gesellschaften, den öffentlichen oder klarer ausgedrückt den Gesellschaften, welche in öffentlichen Lokalen, Hotels und Wirthshäusern gegeben werden.

Die erste Klasse bilden jene Gesellschaften, wo sehr viel gegessen wird, wie z. B. beim Künstlermaskenfest mit und ohne Damen, bei der Jean-Paul-Feier, welche die Berliner Journalisten veranstalteten u. s. w. Die zweite Klasse bilden jene, wo sehr viel gegessen werden soll, wo man aber nichts bekommt, wie z. B. beim Festessen der Veteranen von 1813 in Krolls Etablissement und bei anderen Zweckessen.

Alle diese Gesellschaften zeigen eine staunenswerthe Unkenntniß jeder Philosophie des Essens und vor Allem jeder Logik des Essens und Trinkens. Die Logik des gesellschaftlichen Essens und Trinkens aber besteht darin, daß man ißt und trinkt, wenn man's hat und wenn man kann und nebstbei redet, scherzt, plaudert und lacht. In den Gesellschaften der ersten Abtheilung dieser dritten Klasse aber redet man, was leider dahin interpretirt werden muß, daß man einer Wuth verfällt, Reden zu halten und nebstbei schlingt man einen Bissen hinunter von dem Braten, der gerade so lange vor der Thür stehen muß, als eine Redeperiode Berthold Auerbachs zum Lobe Jean Pauls dauert und dadurch recht gut gekühlt auf den Tisch kommt.

Diese Gesellschaften aber haben den zweiten unphilosophischen Standpunkt, daß sie alle zu lang sitzen und während des langen Sitzens in großen Zwischenräumen essen und trinken. Das Unphilosophische aber zeigt sich darin, daß man während der vier oder fünf Stunden des Souper's eine ungesunde Masse Brod ißt und durch die Beschwerung des Magens unfähig wird, sich zu unterhalten oder während der Zeit, wo man ißt, so viel trinkt, daß es wohl noch nicht genug ist, wie der Dichter sagt, aber doch zu viel. Und über das zu viel Trinken, das eben nur ein Zwang der Verzweiflung ist, vergißt man die Unterhaltung. So sitzen Künstler und Journalisten, also gewöhnlich das lustigste und beredteste Völklein, fünf Stunden bei Tisch und selbst nach einer einstündigen Unterhaltung mit seinem Nachbarn wird dieser langweilig, wie ganz natürlich.

Bei jenen Festen, wie z. B. das Essen der Veteranen, das im „Namen des Königs" gegessen worden ist oder werden sollte, ist es die Verzweiflung eines leeren Magens, der sich regt oder laut wird, und den Uneingeweihten verführen könnte, zu glauben, daß Alle zu so lustig tollem Lärm animirt sind durch Trank und Speise! Leerer Wahn! Diese öffentlichen Gesellschaften leiden an einem großen Fehler, der außer der Philosophie des Essens liegt: an der an allen Orten in Berlin schlechten Bedienung. Es war ein Jammer, anzusehen, wie die in Schlachten ergrauten Krieger, die gewohnt waren, in Menschenfleisch zu arbeiten, nicht im Stande waren, ein Reh zu vertilgen, selbst wenn es gebraten wäre — denn sie bekamen nichts.

Und das Alles sind die Folgen des Philosophiedenkens und ist der Mangel des Philosophielebens.

Und mit den Worten unseres Wiener Philosophen schließe ich diese Betrachtung in der Hoffnung, daß mir Niemand es übel deutet, daß ich das Licht der falschen Vorstellungen über Wiener Gemüthlichkeit und Berliner Ungemüthlichkeit in den Gesellschaften einmal versucht habe zu putzen.

Und wie er sagt: Es gibt noch immer Liebhaber der Philosophie, die von den neu entdeckten Wahrheiten unterrichtet sein möchten — so sage ich: es gibt noch immer Menschen, die tadeln, was sie nicht verstehen; damit man aber die Philosophie eines so wichtigen Lebensfaktors erkenne — also zu Nutzen für Jedermann — schrieben wir die Philosophie des Essens und Trinkens an Beispielen erläutert.

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Wagner.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 71. Sonntag den 4. September 1864.

## Vielleicht im Himmel, vielleicht in der Hölle.

Originalnovelle.

Am Abend eines regnerischen Maitages rollten viele Equipagen mit und ohne Wappenschilder vor den größten Musentempel der Haupt- und Residenzstadt W. Der Theater-Portier hatte alle Hände voll zu thun, den hohen Herrschaften zur Wagenthüre herauszuhelfen und ihnen den üblichen Knix zu machen. Bald mußte er einem langen spindeldürren, bald einem überaus beleibten Herrn, bald einer jungen hübschen Dame, bald einer alten mumienhaften Schönheit, die um das erste Jahrzehend unseres Jahrhunderts geblüht haben mochte, den Pfad bahnen, der in die Räume führt, von denen aus man die Bretter sieht, welche die Welt bedeuten sollen. Es war wirklich eine recht mannigfache Arbeit! Und dabei war es eine Lust mit anzusehen, wie der baumhohe Müßiggänger, der sich sein Brod, obwohl ihn die Natur zu einem Holzhauer, Kohlenbrenner oder Schmiedeknecht bestimmt zu haben schien, schimpflich mit Thürestehen verdiente, so wunderbar geschäftig zeigte, all den bevorzugten Sterblichen, die ihre eigenen Gliedmaßen zum Gang in's Theater nicht anzustrengen brauchten, seine allertiefste Ehrerbietung zu bezeugen. Unwillkürlich mußte man bei Beobachtung dieses knechtischen Treibens auf den Gedanken gerathen, daß es doch recht schade sei, daß diese Sklavenseele nicht in der Haut eines zu ewiger Zwangsarbeit verurtheilten Negers auf den Plantagen irgend eines amerikanischen Baumwollenaristokraten zur Welt gekommen. Solch einen freiwilligen Sklaven auspeitschen zu sehen, müßte parbleu ein Vergnügen sein!

Dabei hatte dieser Kerl übrigens an diesem Tage das Glück, eine wahre Fülle schöner junger Damen zu sehen und zu bekratzfußen. Es wurde gerade ein beliebtes Rührstück gegeben, bei dem die Damenwelt sich stets sehr zahlreich einzufinden pflegte.

Eben fuhr wieder eine sehr elegante aber wappenlose Equipage vor. Der Portier eilte an den Kutschenschlag. Ein wirklich reizendes junges Mädchen stieg aus. Sie konnte nicht viel über sechzehn Jahre zählen, Lust und Leben sprühte aus ihren Augen, lächelte aus jedem ihrer Züge, und wie sie dann dahinschritt. Nein, es war wirklich eine Freude, ein so liebes Wesen nur anzusehen.

Als sie durch das Portal eingetreten war, gab sie dem ihr nacheilenden Lakayen Hut und Mantel und eilte leichten Schritts, so schnell sie nur ihre niedlichen, kleinen Füßchen tragen mochten, die Treppe zu den Logen des ersten Ranges hinauf. Aber auf einmal hielt sie inne. Sie hatte einen jungen Mann gewahrt, der eben aus einer Nische bei einem Treppenvorsprung hervortrat.

„Du hier, Edmund?“ hauchte sie fragend, fast vorwurfsvoll.

„Ich hatte dich mehrere Tage nicht gesehen,“ erwiderte der junge Mann, „meine Sehnsucht nach dir ließ mich nicht mehr ruhen, ich glaubte dich hier zu finden, und siehe da, meine Ahnung hat mich nicht getäuscht.“

„Aber wenn uns Jemand hier sähe?“

„O ich will dich ja nicht lange aufhalten, sage mir nur, wo ich dich morgen finden kann, ich muß dich wieder einmal länger sehen und sprechen. Du böses, süßes Mädchen weißt nicht, welchen Sturm du in meinem Herzen erregt hast. Ich glaube sterben zu müssen, wenn ich einige Tage ohne deinen Anblick war.“

„Du lieber Narr,“ erwiderte das schöne Mädchen, „es wäre vielleicht besser für uns Beide, wir hätten uns in der Tanzstunde nie kennen gelernt. Aber weißt du, wenn es schönes Wetter ist, werde ich morgen Nachmittag allein ausfahren. Bei dem B—schen Garten werde ich aussteigen, dort in der großen Allee werden wir uns dann treffen.“

„Hier nimm diese Veilchen, Elise, ich habe sie selbst für dich gesucht.“

„Vielen Dank, also morgen!“

Und damit huschte das Mädchen an dem Geliebten vorüber hinauf in die Loge ihres reichen Vaters.

Der junge Glückliche, der soeben zu einem Rendez-vous mit diesem lieblichen Kinde für den nächsten Tag bestellt worden war, eilte hinab in's Parterre, wo er den ganzen Abend über hinauf nach der Loge sah, wo die Angebetete seines Herzens saß. Er freute sich nicht wenig, daß sie fortwährend das kleine Veilchenbouquet, das er ihr geschenkt, zu ihrem so niedlich geformten spitzen Näschen führte und es dabei unterwegs vielleicht heimlich mit den süßen Lippen berührte und küßte.

Unten im Parterre nicht weit entfernt von dem verliebten Jüngling stand ein anderer junger Mann. Der mochte wohl kaum ein hoher Zwanziger sein, aber seine Physiognomie sah doch schon so verlebt aus, als ob er bereits vierzig Jahre mit allen sieben Todsünden gewirthschaftet hätte. Er war sehr elegant gekleidet und sah überhaupt recht vornehm aus. Aber einem genauen Beobachter würde es doch vielleicht nicht entgangen sein, daß sich hinter dieser aristokratischen Tournure so etwas wie eine tiefgebeugte Stimmung verbarg.

Plötzlich, kurz bevor der Vorhang zum letzten Akte in die Höhe ging, schritt ein kleiner lebhafter älterer Mann auf diesen Herrn zu und redete ihn vergnügt an:

„Guten Abend, Herr Graf, freut mich sehr, Sie hier zu sehen."

„Wundert mich sehr, daß Sie sich darüber freuen," gab der so Begrüßte rasch zur Antwort, „ich selbst freue mich schon lange nicht mehr, wenn ich mich im Spiegel sehe."

„Wer wird so melancholisch sein!" meinte der Kleine tröstend, „ein junger Mann wie Sie, Träger eines der ältesten und edelsten Namen unseres Königreichs —"

„Und dabei," fiel ihm der Andere in's Wort, „etwa einer Schuld von dreißigtausend Gulden und so arm wie Hiob."

„Das kann sich Alles einmal schnell ändern."

„O ich habe Niemand mehr zu beerben."

„Thut nichts. Sie besitzen noch immer eine Grafenkrone."

„Dieselbe wird mich nicht vor dem Hungertode schützen."

„Ich glaube, sie wird noch mehr thun, sie wird Sie wieder reich und glücklich machen."

„Wie meinen Sie das?"

„Wie gefällt Ihnen," erwiderte statt jeder direkten Antwort der Kleine, „jene junge Dame in der Loge da oben, die eben wieder an einem Veilchenbouquet riecht."

„Sie scheint ein echter hübscher Backfisch zu sein."

„Sie ist vielleicht Ihr Glücksstern."

„Wie phantasiren Sie doch so seltsam."

„Kommen Sie heute nach dem Theater in die Weinkneipe von S...., da werden Sie mehr erfahren. — Für jetzt Adieu."

Und mit diesen Worten verschwand der seltsame Tröster im Gedränge.

Auf den jungen Grafen hatte sein Erscheinen übrigens einen mehr als flüchtigen Eindruck hervorgebracht. Er wußte, daß der kleine Herr ein Agent sei, der alle möglichen Geschäfte abmache, wer weiß also, ob er diesmal nicht irgend ein Geschäftchen mit seiner Grafenkrone zu machen gedenke. Nun dem Grafen wäre es schon recht gewesen, denn, wer wie er, nachdem er ein großes Vermögen verpraßt, an allen Luxus eines Sybaritenlebens gewöhnt, plötzlich arm und von aller Welt verlassen, dazu ohne eine höhere innere Bildung und ohne tiefere Grundsätze dasteht, der schlösse wohl auch einen Pakt mit dem Teufel ab, nur um wieder klingendes, verlockendes Gold in die Tasche zu bekommen, mit dem man die halbe Welt tanzen lassen kann. Er konnte sich nicht helfen, er mußte auch öfter zu dem reizenden Mädchen in der Loge emporsehen, von dem ihm der Agent gesagt, daß es vielleicht noch sein Stern werden würde.

„Fürwahr," dachte er, „einen hübscheren Glücksstern hätte man mir allerdings kaum aussuchen können. Dies Mädchen ist so charmant, daß man sich in sie verlieben müßte, wenn man nicht schon in all dergleichen zu blasirt wäre!"

Elise aber kokettirte den ganzen Abend mit dem kleinen Veilchensträußchen und freute sich in Gedanken auf den anderen Tag, an dem sie mit dem zusammenkommen würde, den sie lieber hatte, als es ihr kleines kapriziöses Herzchen sich selbst gestehen wollte.

Sobald die Vorstellung zu Ende war, begab sich der Graf in das ihm angegebene Weinhaus. Es war das keineswegs ein sehr eleganter Ort, vielmehr eine echte, alte Weinkneipe in dem Styl, wie sie Trinker von Fach, die lieber guten Wein auf Holzbänken, als Essig auf Sammetpolstern trinken, so sehr zu lieben pflegen. In einem gewölbten größeren Zimmer, das ein überaus eingeräuchertes Ansehen trug, saßen bereits an verschiedenen Tischen stille und laute Zecher, die der schönen Gottesgabe, die nach Martin Luther im Verein mit schönen Frauen und Gesang den Menschen davor hütet, daß er ein Narr wird, überaus behaglich zusprachen.

Der Graf paßte eigentlich mit seiner Vergangenheit, seinem leidenschaftlichen Wesen und seinem zwischen Furcht und Hoffnung schwankenden Herzen sehr wenig in die Gesellschaft dieser heiteren Lebensphilosophen des Weinspießbürgerthums, das bei den theueren Zeiten jetzt übrigens auch immer mehr und mehr ausstirbt und dem finstereren, mehr skeptischen Geschlecht der Bierphilister Platz macht. Da er den Mann, der ihn hierher bestellt, noch nicht gewahrte, so setzte er sich auch ganz still in eine Ecke, ließ sich eine Flasche Wein bringen, nippte kaum am ersten Glas wie ein verwöhnter Sperling und gab dann seinen Grillen eine ganz unbeschränkte Audienz.

„Was soll aus dir werden," sagte er zu sich selbst, „wenn der Agent dich etwa wieder nur zum Narren hat? Kein Geld, keine Aussichten und doch so viele tausend Bedürfnisse! Es ist zum Teufelholen! Nun, wenn mich Alles verläßt, so werde ich einen äußersten Entschluß fassen müssen. Arbeiten kann ich nicht, denn das habe ich nicht gelernt, es muß auch eine recht langweilige, trockene Beschäftigung sein. Mit der kleinen Pension, die mir der Onkel ausgesetzt, der mich enterbt hat, damit ich mich der Familie zum Skandal nicht etwa aufhänge, kann ich nicht leben, es wird mir also allerdings nichts anderes übrig bleiben, als mir eine Kugel mit Anstand durch den Kopf zu jagen."

(Fortsetzung folgt.)

---

## Der Kampf um die Drehorgeln.*)

— b — London. Philanthropen, Reformer, Gesetzgeber, und wie die Weltverbesserer alle heißen, werden die Welt bald dahin gebracht haben, daß es gar nicht mehr der Mühe werth sein wird, darin zu leben. Tag und Nacht arbeiten sie daran, Alles, was diese unsere sublunarische Existenz nur halbwegs erträglich macht, mit der Wurzel auszureißen. Wenn in der guten alten Zeit mein Esel nicht parieren wollte, stand es mir frei, ihn bis auf die Knochen durchzubläuen, heute dürfte ich mich dessen nicht unterfangen, ohne mir sogleich eine „Gesellschaft" auf den Hals zu laden. Ich glaube fest, daß die Esel heutiger Race dies wohl wissen und nur deshalb so störrig sind; wie denn auch die Katzen nur darum so widerspenstig geworden und so rücksichtslos auf den Dächern lärmen und schwärmen, weil sie wissen, daß man sie nicht mehr absangen und im Hinterhofe bei lebendigem Leibe schinden darf. Auch diese Bestien stehen

*) Bekanntlich bildet die Abschaffung der Straßenmusik seit einiger Zeit schon den Gegenstand einer heftigen Polemik in der Londoner Presse, und ist der Streit sogar schon ins Parlament gedrungen. Vorstehender Aufsatz aus Dicken's „All the year round" führt in launiger Weise die Wortführer beider Parteien mit ihren Uebertreibungen vor.

ja unter dem Schutze der „Gesellschaft“; und eben so mein Hund und — mein Weib. Weder dieses noch jenen darf ich mehr schlagen, so gut es auch beiden Parteien bekäme. Von einem ordentlichen Faustkampf darf ebensowenig eine Rede mehr sein. Diese edle Praxis der Selbstvertheidigung ohne Ceremonien heißt jetzt: Störung des öffentlichen Friedens. Bei dieser franzmännischen Sittenverfeinerung scheint man aber die alte große Maxime: Si vis pacem para bellum, „Willst du Frieden haben, bereite dich zum Krieg“, ganz außer Acht gelassen zu haben. Denn, wie ist eine Kriegsbereitschaft möglich, wenn es verwehrt ist, jene edle Kunst der Selbstvertheidigung zu üben? Unsere Gesetze sind — glaub' mir's, lieber Leser — alle unnatürlich. Ich möchte gerne diesen faulen thörichten Schauplatz ganz und gar verlassen, aber selbst das ist mir ja nicht gegönnt. Denn kaum hätte ich den Sprung über das Brückengeländer gethan, um aus der Schalheit einer unleidlichen Existenz ins nasse, kühle Grab zu flüchten, so wäre flugs schon eine andere „Gesellschaft“ bei der Hand, steckte ihre Eisenhacken nach mir aus und brächte mich zurück in diese miserable Welt. Ja, diese „Gesellschaften“ sind es eigentlich, von denen das meiste Unheil kommt; ihre Sekretäre und Beamten müssen doch natürlich für die Gehalte etwas thun; und um der Gehalte willen werden sie ja meist gegründet. Es sollte mich gar nicht wundern, nächstens zu lesen, daß sich eine „Gesellschaft zur Abschaffung der Sonne“ gebildet. Die Gaskompagnien würden — ich zweifle nicht daran — ihr Gutachten abgeben, daß die Sonne ein unanständiges Ding sei und beseitigt zu werden verdiene. Dazu muß es zuverlässig noch kommen, wenn ein Parlament heute schon gar von Unterdrückung der Drehorgeln spricht! Ja, es ist dies ein trübes Zeitalter, da in der rauhen Brust der Menschen selbst für die Reize der Musik kein Gefühl mehr lebt.

Ich meinerseits bin in Musik ganz vernarrt, dazu noch ein Freund der Freiheit und aller Unterdrückten, besonders wenn diese letzteren pittoreske Erscheinungen sind. Stelle ich mir nun diese armen, aber rechtschaffenen Savoyarden vor, wie sie, die Landsleute Dante's und Alfieri's, die sonnigen Ebenen des schönen Italien verlassen, wie sie Lebewohl sagen dem fruchtbeschwerten Feigenbaum und dem traubenbelasteten Rebengelände, wie sie Abschied nehmen von Freunden, Heimath und Vaterland, um als Missionäre der göttlichen Musik in weite Ferne, die steilen Alpenhöhen erklimmend, an die kalten, ungastlichen Ufer des ewig bewölkten Norden zu ziehen: da fühle ich mich zur tiefsten Sympathie bewegt, und es ruft in mir: „willkommen, Giuseppe! willkommen, Giovanni! willkommen in England am Saffron-Hügel!“ Wahrlich, wer diese Leyermänner nicht liebt, der hat kein Herz für die Menschheit, dem fehlt aller Sinn für Musik, jedes Gefühl für Poesie! Und doch gibt es in der Welt Leute, welche die Drehorgeln zertrümmern und die Dolmetscher lieblicher Musik der Willkür grausamer Konstabler überliefern wollten, der Gnade von Menschen, die nur Gemüth für eine Küchenmagd besitzen, und deren Geschmack sich nicht höher als zu einer kalten Hammelskeule versteigt. Im Ausblicke zu jenen hehren Mächten, die vom Himmel herab ihr Ohr neigen, um uns Sterblichen zu lauschen, kann ich nur das Eine zum Trost mir sagen:

„Götter schenken Erbarmen, wo Menschen ihr Mitleid versagen.“

Wenn in solcher Weise fortgefahren und Alles so glattweg abgeschafft wird, was bleibt dann — frage ich — einem Manne meinesgleichen, einem unabhängigen Gentleman mit schönem Einkommen, denn noch übrig? wie soll ich all die Stunden eines langen Tages, da es gerade in Haymarket nichts zu thun gibt, hinbringen? Ich darf an keiner rechtschaffenen Prügelei theilnehmen und mitwirken, darf keinen Hunde- oder Hahnenkampf veranstalten, — und nun wollt Ihr mir noch die Drehorgel nehmen, diesen süßen tonreichen Kasten, der mich, während ich meine Cigarre schmauchend auf dem Sopha liege, mit seinen Tanzstücken, Liedern und Balladen, wie: den „Jüngling vom Dorfe“ oder „die braune Maid im blauen Kleid“, so angenehm unterhält. O, diese braune Maid im blauen Kleid, die besonders hat mirs angethan. Ich habe sie zwar noch nie gesehen, aber die Musik malt mir all ihre Reize: es ist gewiß ein lebhaftes schlankes Mägdlein, ein liebliches Mägdlein und ein braunes Mägdlein. Und über Alles noch das flatternde blaue Gewand! Welch ein hinreißendes Bild! Was kann ich weniger thun, als dem armen Giovanni draußen einen Schilling schicken und mir von ihm das Stück ein paar Mal repetiren lassen? — Wenige Häuser abwärts, aber auf der anderen Seite der Gasse, wohnen zwei Damen, die ebenfalls meinen Giovanni in Schutz nehmen. Es sind recht liebe Mädchen mit schön gefärbten Wangen und prächtigen Locken, welche fast immer auf dem Balkon in leichter Kleidung sitzen. Vermuthlich sind's Waisen — die Armen! — denn ich bemerke niemals Jemand bei ihnen, der wie ein Verwandter aussähe. Nun, auch sie sind leidenschaftlich für die Musik eingenommen, lassen die Leyermänner stundenlang vor ihrer Wohnung spielen, und bezahlen dieselben recht gut. — Ein gleich warmer Musikverehrer wohnt in Nummer Eins, ein alter Gentleman, der ein hübsches Vermögen ererbt, und keine andere Verpflichtung damit übernommen hat, als in seiner vierspännigen Kutsche täglich auszufahren. Der hält sich seinen Orgelmann, um bei jeder Mahlzeit aufspielen zu lassen, und wenn sein Nachbar, der junge Maler auf Nummer Zwei, den Malstock in der Hand, aus der Wohnung auf die Gasse eilt, um den Spielenden fortzujagen, dann wird dieser von dem Gentleman in dessen Garten eingelassen und musizirt da ungestört weiter. Auch in meiner Nähe wohnt ein solcher Griesgram, der stets auf die armen Orgelburschen losstürzt und die Polizei auf sie hetzt. Wer er eigentlich ist, weiß ich nicht, er pflegt Tage lang schreibend am Fenster zu sitzen und arbeitet, wie mir scheint, um sein Leben zu fristen. Eine saubere Zumuthung das! Unabhängige Personen, wie ich oder der alte Gentleman oder die beiden hübschen Damen sollten sich ihres Vergnügens berauben, nur den Grillen und Launen von Leuten zu Gefallen, die nichts weiter thun als arbeiten.

(Schluß folgt.)

## Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 3. Sept. Nach viermonatlicher Ruhe beleben sich die verlassenen Räume unseres Theaters wieder und Gesang und Musik tönt durch den lange Zeit verödeten Saal, um vor Beginn des Abonnements eine Reihe von Probevorstellungen vorzuführen, welche auf die zu erwarten-

den Genüsse vorbereiten sollen. Die Oper, von jeher der Magnet für das hiesige Publikum, soll auch diesesmal wieder ihre Anziehungskraft bewähren und deßhalb hat die Direktion mit „Faust“ und den „Hugenotten“ begonnen, eine Zusammenstellung, wie sie wohl selten beim Beginne einer neuen Saison, wo die Kräfte auf der Bühne und im Orchester zum großen Theil neu sind, vorkommen wird. In der Regel leiten die leichteren Opern, wie „das Nachtlager“, „die weiße Dame“ u. A. die neue Saison ein; die hiesige Direktion dagegen tritt kühn mit zwei anerkannt schwierigen Opern vor das Publikum und hat wenigstens in den „Hugenotten“ auch einen entschiedenen Erfolg erzielt; im „Faust“ dagegen war sie nicht so glücklich, denn da ging es ziemlich bunt durcheinander; es schien, als ob diese Probevorstellung eine Probe der Oper durch das Personal, nicht aber eine Probe der Leistungsfähigkeit des letzteren dem Publikum gegenüber hätte sein sollen. Es fehlte namentlich an der nothwendigen Harmonie zwischen den Sängern und dem Orchester und dem richtigen Verhältnisse und dem Gleichgewichte zwischen Blas- und Saiten-Instrumenten, ein Mangel, der sich beim erstmaligen Zusammenspielen immer fühlbar machen wird, bei einer leichteren Oper aber wahrscheinlich nicht so empfindlich hervorgetreten sein würde.

Wir wollen übrigens diese erste Aufführung billiger Weise keiner strengen Kritik unterziehen und wenden unseren Blick auf die gestrige Vorführung der „Hugenotten“, von welcher wir ein günstigeres Resultat zu registriren im Stande sind.

Gegen Erwarten ist diese Oper recht gut zusammengegangen und hat allgemein gefallen. Wenn zu diesem Erfolge die treffliche melodiöse Musik des erst kürzlich heimgegangenen, in den Annalen der Kunst unsterblichen Meyerbeer sehr viel beigetragen hat, so läßt sich doch andererseits nicht verkennen, daß auch das Personal das Seinige redlich zum Gelingen des Ganzen geleistet hat. Die neu engagirten Mitglieder benützten die Gelegenheit, sich im vortheilhaften Lichte zu zeigen, mit rühmlichem Eifer; insbesondere ist es der ersten Sängerin, Frln. Wilde, gelungen, sich in der Gunst des Publikums schnell emporzuarbeiten, so daß sie durch mehrmaliges Hervorrufen ausgezeichnet wurde.

Werfen wir nun einen kurzen Ueberblick auf die dermaligen Opernkräfte, so können wir nach den bisherigen Erfahrungen der Oper ein ziemlich günstiges Prognostikon stellen. Frln. Wilde hat sich als eine strebsame dramatische Sängerin gezeigt, welche mit guter wenn auch noch nicht vollendeter Schule ausgiebige Mittel verbindet und bei andauerndem Fleiße ihrer Stelle gewachsen zu sein scheint. Die Coloratursängerin Frau Borchers muß erst noch mehr heimisch auf unserer Bühne werden, um ihre Stimmmittel zur vollen Geltung zu bringen; Frln. Herbold, die neue Soubrette, hat sich bis jetzt brav gehalten und wird sich durch fleißige Schulübungen und besondere Berücksichtigung der Coloraturen in der Gunst des Publikums zu erhalten wissen. Die Erneuerung des Engagements des Tenoristen Herrn Wagner ist ein Gewinn für die Oper, er hat seine Stimme trefflich konservirt, ja sogar noch entschieden verbessert. Indem wir uns vorbehalten, darauf gelegentlich noch zurückzukommen, sei nur noch erwähnt, daß ihm in den „Hugenotten“ die Palme des Abends gebührt, ein Verdienst, welches wir Hrn. Wagner, ohne auf sein mehrmaliges Detoniren besonderes Gewicht zu legen, gerne zuerkennen.

Den Baritonisten Hrn. Grünewald und den Tenoristen Hrn. Hahn kennen wir vom Frühjahr her als Sänger, die ihren Platz hoffentlich ausfüllen, der Baß dagegen hat einen neuen Vertreter in der Person des Hrn. Leithner erhalten, welcher in den mittleren Lagen seiner Stimme kräftig und ansprechend ist und in seinem bisherigen Auftreten befriedigen konnte.

Indem wir hiemit diese kurze Rundschau schließen, werden wir die nächste Gelegenheit zur speziellen Besprechung der einzelnen Leistungen nicht aus den Augen lassen und versparen bis dorthin unsere weiteren Bemerkungen. —δ—

## Blumen und Menschen.

Wandle ich durch Blumen hin,
Denk ich oft in meinem Sinn:
Blumen sind nichts mehr nichts minder
All die stolzen Menschenkinder.

Millionen Blümchen blüh'n
Unbemerkt im Wiesengrün;
Andere in Gärten heben
Stolz ihr Haupt voll Glanz und Leben.

Aber mag die Rose sich
Dünken noch so königlich,
Sie verblüht; mit neuen Rosen
Neue Frühlingslüfte kosen.

Aus der Nacht: das Morgenroth,
Neues Leben aus dem Tod;
Aus demselben Stoff entfalten
Sich veränderte Gestalten.

Wie die Blumen blühen wir
Menschen auf der Erde hier;
Einfach diese, jene prächtig,
Arm die einen, andre mächtig.

Aber strahlst Du noch so schön,
Wenn die Winterstürme weh'n,
Da verlangt die Muttererde,
Daß die Pracht zum Staube werde.

Doch nicht bange laß Dir's sein,
Ruft die Erde: Komm herein!
Aus den Blumen, die vergehen,
Andre Blumen neu entstehen.

Und gestorben lebst Du fort,
Wechselst nur mit Zeit und Ort:
Eine Blume in dem Kranze
Für das große Weltenganze.

**Philipp Kühles.**

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: R. Bandorf.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

**№ 72.** Mittwoch den 7. September **1864.**

## Vielleicht im Himmel, vielleicht in der Hölle.

(Fortsetzung.)

Gerade als der verzweifelnde Kavalier zu diesem heroischen Entschluß gekommen war, der allen seinen Leiden ein so plötzliches Ende machen sollte, trat der kleine Mann, der ihn im Theater begrüßt hatte, ein, erkannte ihn sofort und schritt auf ihn zu. Als er vor dem melancholischen Grafen stand, konnte er ein Lächeln nicht mehr unterdrücken.

„Herr," rief er aus, „Sie sitzen da vor einer vollen Weinflasche wie ein antiker Grieche, der zum Tode verurtheilt ist, vor seinem Giftbecher. Lassen Sie doch die Grillen fahren! Wenn es heute regnet, so kann es darum immer morgen heller Sonnenschein sein."

Und damit setzte sich der Kleine unaufgefordert zum Grafen und schenkte sich unaufgefordert sofort ein Glas Wein selbst ein. Das hielt er erst eine kleine Weile prüfend gegen das Licht, dann kostete er es mit aller Vorsicht eines erprobten Weinkenners, dann schnalzte er leise, kaum hörbar mit der Zunge. Und nun wagte er schon einen kühneren Zug, worauf er zufrieden mit dem Kopfe nickte und leise vor sich hinsprach:

„Der Wein ist wirklich gut, diese Kneipe wird ihren Ruf, unverfälschten Stoff auszuschenken, meiner Seele, selbst in dieser falschen Zeit behalten."

„Aber," unterbrach ihn der Graf, „Sie wollten mir ja wohl etwas mittheilen."

„Ganz recht," gab der also Interpellirte zur Antwort, indem er wieder zum Glase griff und seinen Gaumen aufs Neue in dem flüssigen Golde des edlen Rebensaftes badete.

„Nun, so bitte ich Sie, mir diese Mittheilung zu machen," hob der ungeduldig werdende Kavalier wieder an.

„Haben Sie," erwiederte ihm mit wahrhaft patriarchalischer Ruhe der Kleine, „denn nur so sehr viel zu thun, daß Sie mir nicht einmal die nöthige Zeit gönnen, um mich sacht in das liebliche Gefühl einzuwickeln, daß ich vor einer Flasche sehr guten Weines sitze?"

„Sie brauchen ziemlich lange zu dieser Emballage."

„Nun Sie werden gleich Alles erfahren."

Nach diesen letzten beschwichtigenden Worten lehnte sich der Agent in seinen Stuhl zurück, zog seine bis dahin äußerst heitere Physiognomie in eine ernste Geschäftsmiene zusammen und hob erst nach diesen Vorkehrungen wieder an:

„Herr Graf, bevor ich auf des Pudels Kern zu sprechen komme, werden Sie mir wohl erst einige Fragen gestatten?"

„Fragen Sie, was Sie wollen, nur fragen Sie schnell."

„Geduld, Euer Gnaden," erwiderte nicht ohne einen ironischen Anflug der Kleine, „auch Rom ist nicht in einem Tage erbaut worden und eine ernste und große Angelegenheit läßt sich nicht wie ein Gericht Zuckererbsen abmachen. Sagen Sie, würden Sie wohl heirathen?"

„Welche Frage? Warum nicht, wenn ich eine Gemahlin bekäme, die mich wieder zu Vermögen gelangen ließ. Möchte sie auch meinetwegen häßlich wie die Hexe von Endor oder alt wie des Teufels Großmutter sein. Nur die Tugend des Reichthums muß sie besitzen, das wäre die conditio sine qua non.

„Sie würden also, wenn diese Bedingung erfüllt wäre, nicht auf den Stammbaum Rücksicht nehmen und selbst eine Bürgerliche, sofern sie nur hinreichend tugendhaft, d. h. reich wäre, zur Gräfin machen?"

„Warum nicht?"

„Dies „warum nicht" genügt mir noch nicht ganz. Sie scheinen meine Fragen immerhin noch zu leicht zu nehmen. Ich brauche positive Antworten wie der Pfarrer am Traualtar. Eure Rede sei ja, ja, nein, nein, was darüber ist, ist vom Uebel. Sie würden also eine Bürgerliche heirathen?"

„Allerdings, wenn sie nur den Mangel eines glänzenden Wappenschildes durch glänzendes Gold zu ersetzen im Stande wäre. Im Uebrigen wäre es mir gleich, ob ihr Urahn ein Nachtwächter oder ihr Großvater der Scharfrichter gewesen wäre. Der Klang des Goldes verlöscht alle unliebsamen Antecedentien."

„So, da sind Sie da, wo ich Sie haben wollte. Nun erst kann ich zur Sache selbst übergehen. Nur noch eine kleine formelle Frage wäre erst noch zu erledigen."

„Und welche?"

„Sehen Sie, jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth. Das ist ein anerkannt richtiger nationalökonomischer Lehrsatz, gegen den zu sündigen ich mir nie beifallen lassen werde. Wenn ich mir nun die Mühe gäbe, Ihnen ein Bräutchen zu verschaffen, dessen Papa einer der reichsten Bankiers unserer Residenz ist und ihr sogleich eine Mitgift von 150,000 Gulden mitgibt, so werden Sie doch gewiß anerkennen, daß meine Mühewaltung ein anständiges Honorar erfordert."

„Das versteht sich."

„Also, Herr Graf, würde es wohl gut sein, um später Irrthümer und jetzt alle Weiterungen zu vermeiden, gleich das Sümmchen festzusetzen, welches Sie mir für meine guten Dienste, Sie wieder zum reichen Manne zu machen, zuerkennen würden."

„Ich habe nichts dagegen, ist ja doch Geschäft eben Geschäft."

„Nicht also, Euer Gnaden, dies ist ein Geschäft, wie es jedenfalls nicht alle Tage gemacht wird. Sie geben dazu weiter nichts als ihren Grafentitel her, ich aber verschaffe Ihnen dafür ein bildschönes Weib und, was unendlich mehr wiegt, 150,000 Gulden."

„Sie wollen damit sagen, daß Sie es nicht billig thun können?"

„Ich erwarte wenigstens von Ihrem Billigkeitsgefühle, daß Sie mein Honorar nur einigermaßen dem Dienst entsprechend ausfallen lassen."

„Also gut, fordern Sie selbst, ich muß Ihnen alles bewilligen, was Sie wollen, denn Sie kennen ja meine traurige Lage so gut als ich selbst."

„Nun, so sollen Sie finden, daß ich keinen Mißbrauch von dieser Kenntniß machen will. Ich verlange nicht mehr als lumpige 30,000 Gulden."

„Das geht an, das ist wirklich nicht zu viel, wenn die Ziffer, die Sie mir über das Vermögen meiner Zukünftigen angaben, nicht zu hoch gegriffen ist."

„Ich will keinen Kreuzer haben, wenn Sie einen Gulden weniger Mitgift erhalten."

„Dann schlage ich ein."

„So darf ich," begann der Kleine, das Glas wieder ergreifend, mit einem recht pfiffig vergnügten Lächeln, „auf Ihre baldige Vermählung mit Fräulein Elise Goldstaub anstoßen!"

Ob wohl in diesem Augenblicke Elise Ohrenklingen bekam?

„Goldstaub, sagen Sie, das ist ja wirklich der größte Banquier in unserer Stadt, er gilt für einen Millionär."

„Und hat nur einen Sohn und eine Tochter."

„Ah, dann sind Sie wirklich ein uneigennütziger Freund, lassen Sie sich umarmen."

Und die beiden Biedermänner umhalsten einander mit Innigkeit.

„Jetzt will ich Ihnen auch den näheren Zusammenhang mittheilen," hub nach einer kleinen Pause der Agent wieder an. „Herr Goldstaub ärgert sich seit geraumer Zeit darüber, daß er an seiner Equipage kein Wappen hat. Er will sich jetzt den Baronstitel kaufen. Um damit aber wirklich sich auch mit einer aristokratischen Atmosphäre zu umgeben, will er über Hals und Kopf sein Töchterchen, das ich Ihnen im Theater gezeigt —"

„Ein wunderhübsches Kind," unterbrach ihn der Graf.

„Will er also sein Töchterchen an einen wirklichen, echten Aristokraten von altem und womöglich auch von hohem Adel verheirathen. Ich habe heute Abend bereits mit ihm von Ihnen gesprochen, er ist Alles zufrieden, wenn Sie wollen, kann in wenigen Tagen die Verlobung sein."

„Ich bin es gern zufrieden."

„Morgen Abend werde ich Sie bei ihm einführen, aber jetzt ruft mich ein anderes Geschäft ab, ich muß Sie verlassen."

„Sie sind ein Tausendsassa."

„Und das alles für lumpige 30,000 Gulden!"

„Nun Sie sollen mit mir schon zufrieden sein."

„Also auf Wiedersehen, Gute Nacht."

Der Agent empfahl sich, der Graf aber trank sich an diesem Abend vor Freude einen stattlichen Affen an.

Am Nachmittag des folgenden Tages hielt Elise wirklich ihr Wort. Sie fuhr allein aus, verließ in der angegebenen Allee ihren Wagen und war bald mit dem zusammen, der hier schon in der Sehnsucht seines Herzens über eine Stunde auf sie gewartet hatte.

Die Zusammenkunft der beiden Liebenden war anfänglich, wie das gewöhnlich zu sein pflegt, ziemlich still. Beide sahen sich nur stumm an und drückten sich herzlich die Hände, was die beredteste Sprache der Liebe sein soll.

Endlich brach Edmund das Stillschweigen.

„Diese Nacht," sprach er mit bewegtem Tone, „konnte ich nicht schlafen, ein furchtbarer Gedanke quälte mich beständig."

„Was hat dich denn gequält, mein armer Freund? Vor Gespenstern fürchtest du dich sonst ja nicht und furchtbare Gedanken sind ebenso wie die Visionen unserer aufgeregten Phantasie nichts anderes als von uns selbst geschaffene Gespenster."

„O dieser Gedanke war in der That gespenstisch und doch so nahe liegend, so natürlich und vielleicht eben nur deshalb so schreckhaft."

„Es wird doch nicht etwa Eifersucht gewesen sein?"

„Eifersucht gewiß nicht, denn du hast mir gesagt, daß du mich liebst und was dein kleiner lieber Mund sagt, kann keine Lüge sein."

„Also, was war es, du fängst an, mich selbst bange zu machen?"

„Ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß vielleicht ein Mal plötzlich über deine Hand verfügt würde und du nicht im Stande sein würdest, sie zu verweigern."

„Welch ein Gedanke!"

„Dein Vater ist reich, sehr reich, und ich bin ein armer Student, der noch mit viel, unendlich viel Mühsal und Beschwerde kämpfen muß, bevor er sich in der Gesellschaft eine Stellung erringen kann, die deiner würdig wäre."

„Aber, wer denkt an so etwas, wir sind beide noch so jung."

„Eben deshalb müssen wir zeitig darauf denken, wie wir den köstlichen Jugendtraum unserer Liebe uns für's ganze Leben erretten können. Oder scheint dir das zu fern, fühlst du es nicht so tief und nachhaltig wie ich, daß wir unzertrennbar sind."

„Ich denke, ein günstiges Geschick wird alles so lenken, wie wir es wollen, ohne daß wir uns schon jetzt lange vor den Tagen einer vielleicht verhängnißvollen Entscheidung damit quälen müssen. Träumen wir ungestört von unserem Glück, dann kann es uns wenigstens jetzt Niemand rauben. Sieh, es ist jetzt Frühling, in der Natur wie in unseren Herzen. Der gestrige Regen hat tausend und aber tausend Blüthen und Blumen in's lustige, rasch verfliegende Dasein gerufen. Wir sehen ihre leuchtenden, jugendlich frischen Farben, wir athmen ihren berauschenden Duft. Und dazu verneigen sich vor uns die in neuem smaragdenem Grün strahlenden Bäume im leichten Frühlingswind und der grüne Rasen mit seiner allerliebsten Blumenstickerei sieht uns lächelnd an, als wolle er uns einladen, uns auf ihm niederzulassen, und auch am Himmel, der so klar und lustig wie selten auf die frühlingsgeschmückte Erde herniederschaut, ist kein Wölkchen, alles ist so schön, so heiter, — ist es da nicht Sünde, uns den Genuß des seligen Augenblicks mit düsterem Grübeln selbst zu verderben?"

„Du hast recht und doch besiegst du mit alledem eine innere Ahnung nicht, die mich immer finsterer, immer düsterer umspinnt. Was nützt mir das täuschende Glückslächeln eines Momentes, wenn ich es vielleicht nur kennen lernen soll, um zu erfahren, wie schmerzlich trüb es ist, wenn man seine Süßigkeit erst gekostet, es dann entbehren zu müssen. Nein, dagegen sträubt sich mein Selbstbewußtsein. Ich möchte nicht ein bloßer Spielball des Zufalls sein, nicht von den Entschlüssen, Träumen und Neigungen Anderer abhängen, ich möchte mein Glück so lange mit eigener Kraft festhalten, bis ich ihm eine feste Burg erbaut, in welche ich es mir bergen könnte, um da, wenn es Noth thäte, es gegen eine ganze Welt zu vertheidigen."

„Und was nennst du eigentlich dein Glück."

„Dich, nur dich. O werde arm, wie ich, süßes Mädchen, daß du den Gefahren entgehst, verschenkt zu werden, ohne daß man dein Herz fragt. Der Reichthum, der uns von so vieler Abhängigkeit freimacht, nach dem so viele mit so leidenschaftlicher Gier ringen, trägt doch fast immer den Fluch an sich, daß er wieder neue Knechtschaft erzeugen muß. Die Kinder der Großen und Reichen sind selten so frei bei der Wahl derer, mit denen sie dies Leben theilen wollen, wie jene, die nur auf sich selbst, auf ihre eigene Arbeit gestellt sind. So gleicht sich das Unrecht des angeborenen Reichthums wieder aus, denn eine unerbittliche Gerechtigkeit waltet in den Geschicken der Menschen, aber ach, oft ist diese Gerechtigkeit für den Einzelnen zu unerbittlich und wird daher grausam."

„So laß uns beten, daß das Verhängniß gegen uns nicht grausam werde."

„Beten? Nein, lieber selbst denken, selbst vorsorgen!"

Die beiden Liebenden waren über diesem sehr lebhaft geführten Gespräch längst von der Allee ab in verschiedene Seitenwege eingebogen und hatten sich in einen nur wenig besuchten Theil dieses großen Gartens verloren.

Dichtes Buschwerk einer Art Waldschonung umgab sie plötzlich rings, das Geräusch der großen Stadt drang nicht mehr bis zu ihnen und nur der halb melancholische halb lustige Laut eines Guckuks schlug hier an ihr Ohr.

Ein wunderlieblicher Veilchenduft stieg zu ihnen auf, denn an diesem nur selten von den Städtern besuchten Orte blühte eine ganze Kolonie jener lieblichen Frühlingsblume, die sich so gern dem Auge des Menschen in tiefer Waldeinsamkeit mit ihren milden Farben und ihrem süßen Athem verbirgt.

„Welch ein herrlicher Duft umgibt uns hier!" rief Elise aus.

„Es steht hier alles voller Veilchen," erwiderte ihr Begleiter, „setze dich auf den Rasen nieder und ich werde dir unterdeß so viele pflücken, daß du einen kleinen Kranz davon winden kannst, den ich mir dann als heiliges Andenken von dir und an diese Stunde aufheben werde."

Elise folgte dieser Aufforderung. Sie setzte sich gerade an eine Stelle, die ringsum mit Veilchen bewachsen war, so daß sie selbst im Sitzen so viel pflücken konnte, als sie nur wollte.

„O wie reizend ist es hier!" rief sie ihrem Freunde zu, „hier möchte ich den ganzen Nachmittag bleiben, wenn es anginge!"

Unterdeß suchte auch Edmund Veilchen und brachte sie von Zeit zu Zeit seiner allerliebsten Begleiterin.

Nach einer Weile sagte ihm diese jedoch: „Jetzt laß es mit dem Pflücken der armen kleinen Blumen gut sein, wir haben ihrer genug selbst zu zwei kleinen Kränzen und ich möchte diesen feenhaften Ort nicht ganz seiner lieblichen Blumenzier beraubt wissen. Setze dich lieber zu mir und plaudere mir etwas vor, aber hörst du, es darf nicht mehr so melancholisch sein, wie vorhin, denn ich fühle mich hier so glücklich, daß ich gern diese holde Stunde mit dir ganz ungetrübt genießen möchte."

Gern folgte Edmund der holden Einladung.

Er setzte sich neben das lächelnde Liebchen, das mit den kleinen geschickten Fingern aus Veilchenblüthen und duftigem Erdbeerlaub zwei kleine, niedliche Kränze flocht.

„Ich will dir ein Märchen erzählen," begann er nach einer kleinen Weile und nachdem er erst noch, ohne auf zu großes Widerstreben dabei gestoßen zu sein, Elise einen Kuß geraubt hatte, — „ein Märchen, das mir eben über dem Veilchenpflücken eingefallen ist."

„Das ist allerliebst," erwiderte das liebliche Mädchen, „ein hübsches kleines Märchen, das paßt so recht zu dieser Umgebung!"

(Fortsetzung folgt.)

## Der Kampf um die Drehorgeln.

(Schluß.)

Ueberhaupt haben jene Burschen, die, wie sie's nennen, „studieren und forschen," höchst lächerliche Einfälle. Die glauben, daß die Welt ohne sie gar nicht bestehen könne, daß nur, was sie leisten, Werth habe, und daß alle Anderen vor ihnen weichen und schweigen müssen. Man höre nur, wie sich Mr. Babbage, der ein Gelehrter heißt, über einen Musiker ausläßt:

„Die Zahl der Straßenmusikanten — sagt er in einer eigens gegen diesen „Unfug" gerichteten Abhandlung — ist im Laufe der letzten Jahre so sehr angewachsen, daß sie nun schon eine wahrhafte Belästigung eines großen Theils der Londoner Einwohnerschaft bilden. Sie rauben dem Gewerbsfleißigen seine Zeit, sind durch ihr unerträglich schlechtes Spiel eine Marter jedem musikalischen Ohr, sie regen die Leidenden auf, bringen den Kranken, der unter großen Beschwerden des ärztlichen Rathes wegen nach der Hauptstadt gekommen, um jene Ruhe, die ihm in seinem Zustande zur Wiedergenesung so unerläßlich nöthig ist, und verkümmern endlich die Zeit und die Arbeitslust der geistig beschäftigten Klassen."

Sind das nun nicht recht gemeine Anklagen? und wie beweist er sie! Er zählt die verschiedenen Gattungen von „Marterwerkzeugen" — Marterwerkzeuge! welch ein Einfall! — auf, deren Produktion in den Straßen Londons Tag und Nacht behördlich gestattet ist, als da sind: Orgel, Fiedel, Harfe, Drehklimper, Flageolet, Trommel, Zither, Akkordion, Sackpfeife — die köstliche, gemütherhebende Sackpfeife! — Tamtam, Trompete und endlich die göttliche Menschenstimme, wenn sie nämlich Gegenstände zum Verkauf ausruft oder geistliche Lieder und Psalme singt. — Und ein anderer Gegner der Straßenmusik, Mr. Baß, der Brauer, bemerkt hiezu: „Der Besuch öffentlicher Häuser und der Genuß berauschender Getränke wird durch die öffentliche Musik überaus gesteigert. Es wird ihr daher von allen Schank-

befugten und den Eigenthümern der öffentlichen Häuser Vorschub geleistet.“

Nach sorgfältigem Rückblick auf die letzten zwölf Jahre seines Lebens kommt Herr Babbage zu dem Resultat, daß der vierte Theil seiner Arbeitskraft durch die Straßenmusik zu nichte geworden, was er als eine 25 pCt. Einkommenstaxe ansieht, welche mit Erlaubniß der Regierung von seinem Gehirn erhoben und an die unwürdigste Menschenklasse verschleudert worden ist. Innerhalb achtzig Tagen registrirt er 165 Fälle, da er das Haus verlassen mußte, um dem Unfug Einhalt thun zu lassen, und mehrere Male wurde er hiedurch um die ganze Tagesmühe gebracht, denn die Störungen fanden häufig gerade damals statt, wenn er eben Arbeiter bei sich versammelt hatte, um sie im Gebrauch seiner Rechenmaschine zu unterweisen.

So viel in Betreff der Arbeitenden. Und was sagt Mr. Babbage bezüglich der **Kranken**? Die Register der Wohlthätigkeitsgesellschaften weisen nach, daß in London 4,72 unter Hundert, oder 47 unter tausend Personen immerwährend leidend sind. Im Bezirke, darin Mr. Babbage wohnt, zählt jedes Haus durchschnittlich 10 Bewohner, und da in der Manchesterstraße, worin das Haus steht, 56 Häuser sich befinden, so kommen auf diese Gasse allein stets beiläufig 26 Patienten; rechnet man aber die angrenzenden Straßen, wohin die Töne der Straßenmusik dringen, noch hinzu, so steigt die Anzahl der Kranken, welche dort durch die Musik in ihrer Ruhe immerwährend gestört werden, auf über fünfzig.

Diese Leute also, diese Lastarbeiter und hartnäckigen Patienten wollen Schutz, die verlangen, daß ihre Beschäftigung und ihre Krankheit als gerechter und vernünftiger Grund gelte, um den Straßenmusikanten nicht blos von dem betreffenden Platze, sondern aus der ganzen Umgegend zu vertreiben; die verlangen, daß die Polizei die Verpflichtung habe, auf die Klage des ersten besten Straßenbewohners den Musikanten ohne Erbarmen unter Schloß und Riegel zu setzen.

Das wäre freilich den Arbeitenden und den Patienten recht lieb. Aber, so frag' ich, was soll aus mir werden, aus einem Gentleman, der sich einer vortrefflichen Gesundheit und eines sicheren Einkommens erfreut, der keine Veranlassung zu arbeiten hat und sich nur zu zerstreuen wünscht? Was aus dem alten Gentleman auf Nummer Eins, der nun einmal seine Musik beim Diner haben will, nachdem er von der Ausfahrt mit dem Viergespann nach Hause gekommen? Was aus den beiden jungen Damen mit den schön gefärbten Wangen und den gekräuselten Locken? Die **Arbeit** hat allerdings ihre **Pflichten**, aber der **Besitz** hat ja seine **Rechte**. Was kümmert mich die Rechenmaschine des Mr. Babbage. Ich habe meine ganz sicheren 500 Pfund jährlich, und wenn ich in der Bank meine Dividende erhebe, so kann ich die Noten ganz gut ohne Maschine zählen. Ich brauche keine andere Maschine, als nur eben jene Drehorgel, damit sie spiele, wenn ich mißlaunig bin und die Zeit tödten möchte. Was hätte man denn von seiner Unabhängigkeit, wenn man sich ihrer nicht erfreuen könnte? Dann möchte man ja lieber gleich arbeiten gehen! — Ein anderer Führer dieses Kreuzzuges ist der Brauer Mr. Baß. „Brauer gegen Leyer!“ Faß gegen Orgel!

Indessen Ihr, meine armen, verfolgten, mißhandelten und mißachteten Italiener, seid nur getrost. Bald bringt uns Gladstone das Suffrage universel. Dann werdet auch Ihr Stimmrecht besitzen, auch Ihr Euere Mitglieder ins Parlament schicken; dann werdet Ihr Bills gegen die Bierfässer einbringen — und Euere Drehorgeln werden gerächt sein.

# Zum Abschied.

## I.

## Schleswig-Holsteiner Heimweh.

Nach der irischen Weise: „Long, long ago.“

Als noch der Heimath Luft mich umfing, —
Lang, lang ist's her, lang, lang ist's her —
Sonnig der Himmel stets über mir hing.
Lang, lang ist's her, lang ist's her,
Da, wo des Vaters liebender Blick,
Der Mutter Kuß mein einziges Glück,
O Schleswig-Holstein, mein Land und mein Meer,
Wann kehr' ich Dir, wann zurück?

Dort an der Elbe, der Ostsee Bucht, —
Lang, lang ist's her, lang, lang ist's her —
Wo ich als Knabe einst Muscheln gesucht, —
Lang, lang ist's her, lang ist's her, —
Ziehen die Wellen noch aus und noch ein,
Tragen die Schiffe von ferne hinein
Nach Schleswig-Holstein, weit, weit über's Meer.
Wann, wann bin ich wieder heim!

Holstein mit deinen blauäugigen See'n —
Lang, lang ist's her, lang, lang ist's her
Spiegel der Treue, möcht' wieder euch seh'n!
Lang, lang ist's her, lang ist's her —
Oeffne dich, duftfrischer Buchenwald,
Wo Uglei's Woge im Mondschein wallt!
O Schleswig-Holstein, mein Land und mein Meer,
Heim möcht' ich wieder, doch bald!

Ist Schleswig-Holstein vom Dänen befreit, —
Lang, lang ist's her, lang, lang ist's her —
Neu blüht mein Schleswig in bräutlichem Kleid.
Lang, lang ist's her, lang ist's her.
Liebend an Holstein, dem frommen, es hängt,
Bauet auf Gott, der die Sterne lenkt.
O Schleswig-Holstein, mein Land und mein Meer,
Heim, eh' der Abend sich senkt!

Und wenn verrathen die Freiheit erliegt,
Lang ist's **nicht** her, lang ist's nicht her
Glaube und Hoffnung in Trümmer zerbricht —
Lang ist's **nicht** her, lang nicht her,
Liebe nur wellt nicht im fremden Land;
Sterb' ich, begrabt mich am Heimathstrand,
In Schleswig-Holstein, da drüben am Meer,
Wo ich doch Ruhe noch fand!

**M. F. Chemnitz.**

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: [illegible]

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 73. Sonntag den 11. September 1864.

## Vielleicht im Himmel, vielleicht in der Hölle.

(Fortsetzung.)

„Es war ein Mal,“ hob Edmund an, — „denn alle Märchen müssen mit „es war ein Mal“ anfangen, — eine wunderhübsche Prinzessin. Die war auf einem einsamen Schlosse mitten in einem Walde erzogen worden, damit ihr Herz nicht zu früh von all dem Glanze einer Königsburg verdorben würde. Als sie aber gerade sechzehn Jahre alt geworden war, da ließ ihr Vater sie in einem über und über vergoldeten Wagen aus dem stillen Asyl ihrer Kindheit abholen und an den Hof bringen. Sobald die Königstochter hier anlangte, gab es Feste auf Feste und so viel Schimmer und Herrlichkeit, daß es der Prinzessin jedesmal, wenn sie Abends sich in ihr seidenes Bettchen legte, so vorkam, als habe sie den ganzen Tag über geträumt und sei eben jetzt erst wieder zu klarem Bewußtsein erwacht. Aber dieses bunte, abwechselnde Leben gefiel ihr doch recht gut. Alles, was ihr Herz kaum wünschte, das ward im Nu erfüllt, alles, was sie anordnete, das ward wie durch Zauber ausgeführt, wen sollte das nicht freuen?

„Aber eines Abends, als gerade wieder ein großer Hofball war und die Prinzessin sich dabei so recht aus Herzensgrunde amüsirte, da führte ihr Vater ihr plötzlich einen fremden Prinzen zu, mit dem sie tanzen sollte. Dieser Prinz war gar nicht etwa häßlich, aber er war bleich wie der Tod und hatte ein paar schwarze Augen, die so finster und unheimlich darein schauten, als mache er sich nichts daraus, um die Köpfe von Hunderttausenden Würfel zu spielen und das Glück ganzer Völker niederzutreten. Der Prinzessin wurde auch schon beim ersten Rundtanz mit diesem seltsamen Gast nicht recht wohl. Ihre reine Blumenseele ergriff vor dem schönen aber unheimlichen fremden Prinzen ein Schauder, wie ein Kind, vor dem sich plötzlich eine schöne schillernde Giftschlange emporbäumt.

„Der Prinz führte sie nach dem ersten Tanze wieder an die Stelle zurück, wo er ihr vorgestellt worden war. Er sagte kein Wort zu ihr, sah sie aber mit seinen finsteren Augen so leidenschaftlich an, daß die arme Prinzessin ihre Augen gar nicht mehr aufzumachen wagte. Da trat auch wieder ihr Vater zu ihr, streichelte ihr schönes blondes Haar mit seiner feinen Hand, die über so Viele herrschte und verkündete ihr, daß der Prinz, mit dem sie soeben getanzt, ihr Verlobter sei. Wie sehr die Prinzessin erschrack, als sie das hörte, läßt sich gar nicht sagen. Aber es half hier Alles nichts. An einem Königshof müssen die Prinzessinnen den heirathen, der ihnen bestimmt wird, und wenn ihnen auch das Herz darüber springen möchte; es ist das einmal so hergebracht. Wer im Schimmer von Diamanten strahlen darf, darf sich nicht wundern, wenn er darüber seine Freiheit verliert; sind ja doch auch nur die Vögel frei, die in kleinen ärmlichen Nestern im Walde wohnen und nicht jene, denen man goldene Käfige baut und sie mit Naschwerk füttert. Die Prinzessin hatte nun zwar nie geliebt und wußte also eigentlich gar nicht, was Liebe ist, aber so viel wußte sie doch, daß sie den todtblassen Prinzen mit den schwarzen Tyrannenaugen nicht liebte, sondern verabscheute. Sie sagte auch das insgeheim ihrem Vater; der aber machte ihr ein sehr ernstes Gesicht, zuckte dabei mit den Achseln und antwortete ihr nur: „Kind, die Politik will es, daß du den und keinen Anderen heirathest, du mußt also gehorsam sein, es ist einmal so bestimmt.“

„Was blieb der armen Prinzessin übrig? Einem königlichen Vater widersprechen, geht nicht gut an, da es doch umsonst sein würde, wenn er einmal seinen Willen durchsetzen will. Sie mußte sich also scheinbar fügen. In der That sprach sie kein Wort mehr über diese ganze Sache, dafür weinte sie um so mehr. Der Prinz mit den schwarzen Augen freute sich aber nicht wenig, als er vernahm, daß die Prinzessin darein gewilligt habe, seine Gemahlin zu werden. Ihre Schönheit gefiel ihm sehr und noch mehr gefiel ihm die Aussicht auf die Königskrone, die er durch sie, die das einzige Kind ihres Vaters war, erlangen sollte. Er herrschte für sein Leben gern, und es muß auch wirklich hübsch sein, ein gekrönter Herr zu sein. Da sieht ein ganzes Volk zu Einem empor, man kann machen, was man will, man kann alle Gelüste seines Herzens befriedigen und das schönste dabei ist, daß, was man auch beginnt, dies nach dem Urtheil aller loyalen Unterthanen immer gar gut und schön gethan ist, so lange man ihnen nicht Allen zusammen etwa, wie es einst Caligula wollte, die Köpfe abschneiden will.

„In ihrem kleinen Herzen hatte aber die junge Prinzeß beschlossen, trotz der hohen Politik nie und niemals die Frau eines Mannes zu werden, den sie durchaus nicht leiden mochte.

„Sie vertraute sich ihrer liebsten Kammerzofe, die schon in dem Schlosse im Walde, auf dem sie erzogen wurde, um sie herumgewesen war, diese mußte wieder einen alten kreuzehrlichen Kutscher durch ein paar Flaschen herzstärkenden Weins bestechen und eines Nachts fuhr die hohe Verlobte heimlich davon, wieder nach dem Walde zurück, in dem sie ihre Kindheit verlebt hatte.

„Der durch den genossenen Wein zu regstem Diensteifer begeisterte ehrliche Kutscher fuhr, als ob er die Fahrt um die Welt machen wollte, die ganze Nacht in einem fort und am anderen Morgen kamen sie auch wirklich schon in den ersehnten Wald.

„Aber in einem Königspalast ist das fatal, daß auch gar nichts lange verborgen bleiben kann, am wenigsten, wenn eine Prinzeß und noch dazu die Erbin des Reiches entflieht und davon geht, wie es sonst nur mitunter Theaterprinzessinnen zu thun pflegen.

„Noch in derselben Nacht entstand Allarm. Der König erfuhr von der Flucht, ebenso der glückliche Verlobte und man kann sich leicht denken, wie wild die Beiden darüber waren. Es wurde sofort eine allgemeine Verfolgung organisirt, um den hohen Flüchtling wieder einzuholen. Der Prinz selbst verfolgte ihre Fährte und entdeckte unseliger Weise sehr bald Spuren, die ihn nach dem Walde hin leiteten, in welchen die Prinzeß wirklich geflohen war. Als die Sonne andern Tages höher emporzusteigen begann, fuhr diese gerade über eine Waldhöhe, von der man einen ziemlich weiten Fernblick genoß und da entdeckte sie zu ihrem größten Entsetzen in der Ferne bereits eine ganze Kavalkade, die, wie sie sehr richtig vermuthete, zu ihrer Verfolgung ausgesandt war.

„Da stieg sie denn gleich aus dem Wagen und ordnete an, daß der Kutscher in's Dickicht fahren und die Kammerzofe nach der einen Seite, sie selbst aber nach der anderen fliehe, um so die Verfolger möglichst irre zu führen.

„Ein böser Zufall wollte es indeß, daß auch dieser neuen Flucht der Prinz bald auf die Spur kam.

„Schon hatte er die Fliehende, sie ihn erkannt, schon gellte ihr sein Ruf, doch dies sonderbare Spiel nicht weiter fortzusetzen, entgegen, schon zitterte die Arme wie ein Espenlaub; denn sie sah ihrer Gefangennehmung mit der größten Gewißheit entgegen, da, an einen Abgrund angelangt, warf sie sich auf die Knie und rang trostlos die Hände, aber da war auch die Hilfe am nächsten."

(Schluß folgt.)

## Arenenberg.*)

Arenenberg war der Schauplatz der ersten kleinen Abenteuer Louis Napoleons und nach Arenenberg kehrte er später immer, müde und geschlagen, von größeren Abenteuern zurück. In Arenenberg traf ihn die Kunde, daß die Juliordonnanzen den Thron der Bourbonen zertrümmerten — zähneknirschend mußte er Paris dem Bürgerkönig huldigen sehen. Von Arenenberg aus eilte er nach Italien, um gegen den Papst zu kämpfen und arm an Siegen, aber um so reicher an bitteren Erfahrungen und herben Enttäuschungen kehrte er wieder nach Arenenberg zurück. Und noch einmal in demselben Jahre machte er sich von dort aus auf den Weg; die Polen hatten ihn gerufen, Walewsky hatte für ihn bei der Nationalregierung gearbeitet. Aber in Augsburg schon erreichte ihn die Kunde von Warschau's Falle und statt nach dem Osten richtete er, abermals um eine Enttäuschung reicher, seine Schritte nach Arenenberg zurück.

In Arenenberg trug er sich einige Wochen lang mit der Hoffnung, König der Belgier zu werden. Dann seine Anforderungen an das Leben herabstimmend, begnügte er sich mit der bescheidenen Stellung eines Thurgauer Artillerieoffiziers, vielleicht dachte er daran, daß ja auch sein Oheim zuerst Artillerieoffizier gewesen. In Arenenberg sog er die deutsche Bildung ein, zu der Augsburg den Grundstein gelegt. In Arenenberg schrieb er seine „napoleonischen Ideen", seine Betrachtungen über die Schweiz und ein Buch über die Artilleriewaffe. In Arenenberg verkehrte er mit Zschokke, Wessenberg, Bonstetten. Bonstetten schrieb damals an Zschokke über ihn: „Der Sohn der Herzogin von St. Leu scheint mir ein sehr begabter junger Mann zu sein. Wenn er auf einem Throne säße, würde er sicherlich eine Rolle spielen. Ein kinderloser Monarch sollte ihn adoptiren."

In Arenenberg schlug Louis Napoleon die ihm von der Diplomatie angebotene Hand der jungen Königin von Portugal aus; um Arenenberg durchstreifte er mit seiner damaligen Geliebten, der Prinzessin Mathilde, die Wälder — an diese Waldpromenaden erinnert er sich seufzend, als er auf der „Andromeda" nach Amerika schwimmt. Auf dem Weltmeere denkt er an Arenenberg und wünscht sich, wie man aus seinen Briefen ersieht, lebhaft dahin zurück.

Von Arenenberg geht er nach Straßburg und nach dem verunglückten Attentat eilt er wieder nach Arenenberg zurück, sobald er nur kann. Es duldet ihn nicht in Amerika, das Heimweh treibt ihn zurück. Von Arenenberg geht er nach London, als Louis Philipp seinetwegen die Schweiz mit einem ernsten Kriege bedroht. Fortan hat freilich Arenenberg seine Bedeutung für ihn verloren — er hat der geliebten Mutter daselbst die Augen zugedrückt — seither hat er auch Arenenberg nicht wiedergesehen.

Aber er hält es fest in seiner Hand wie ein Kleinod, von dem man sich nicht trennen mag. Und gar oft mag der Mann, dem man kürzlich die Schlüssel von Mexiko zu Füßen gelegt hat, an das kleine Schloß in der Schweiz denken, in welchem er seine Jugend verlebt hat. Da liegt auf einem Hügel, der sich zu einer Art Kuppel wölbt, das kleine einfache Schloß inmitten eines kleinen Gehölzes. Seine Jalousiefenster sind geschlossen, die Wetterfahnen, von welchen der Regen die französischen Farben halb weggewaschen hat, bewegen sich knarrend im Winde, ein sehr unfreundlich aussehender Köter bewillkommt den Eintretenden mit einer zum Vorwärtsschreiten nicht sonderlich einladenden Stimmenmanifestation.

Aber auch der verzichtet endlich auf sein Stimmrecht und wir schreiten unangefochten an Rebenhügeln vorüber und einen Gartenweg entlang, welcher zunächst zu den Wirthschaftsgebäuden führt. Links vom Wege fällt uns ein kleiner Epheuhügel in die Augen. Als Louis Napoleon einmal seine Cousine Mathilde, die in Arenenberg zu Besuch gewesen war, nach Constanz begleitete, erhob sich ein mächtiger Sturmwind, der einen starken, mit Epheu umrankten Baum niederwarf, so daß er quer über den Weg fiel und sich dem von Constanz zurückkehrenden Prinzen wie eine Barrikade entgegenstemmte. Der Baum wurde entfernt; der Epheu wucherte jedoch um den Baumstrunk lustig fort und bildet nun schon einen ziemlich großen grünen Hügel. Da liegt nun das

*) Diese interessante Skizze ist dem zweiten Band des belletristischen Sammelwerkes „Wanderungen und Daheim", entnommen, welches die unternehmungslustige und strebsame Firma: Otto Kurfürst in Stuttgart herausgibt. Sie ist einer Schrift von dem viel und gewandt producirenden Lucian Herbert entlehnt, welche betitelt ist: „Im Fluge. Süddeutsche Wanderungen."

kleine einstöckige Haus, in welchem der Prinz seine Gemächer hatte, eines kleiner als das andere, alle zusammenhängend und unter einem Gesperr.

Zuerst kommt man in das Schlafzimmer. Das Bett steht in einer Nische, ein kleines Bild des ersten Napoleon hängt über demselben. Neben dem Bett steht ein Schlafsessel, dessen Sitzpolster und Lehne die Königin Hortense gestickt hat. Es war ein Geburtstagsgeschenk für Louis Napoleon und die Anfangsbuchstaben seines Namens (L. N. B.) sind mit dunkler Wolle der grauen Sitzfläche eingestickt. Die Lehne zeigt in seiner Stickerei das bekannte Hütchen des ersten Napoleon.

Die Möbel sind von lichtbraunem Holz, einfach polirt; die Rapiere, mit denen der Prinz seine Fechtübungen vornahm, stehen in dem Mittelzimmer, durch welches man in das Studierzimmer kommt, das aber nur groß genug ist, um einem Bücherschrank, einem Tisch und einem Sessel Raum zu geben. Der letztere lehnt sich an eine Karte, die in Form eines genealogischen Tableau's die Reihenfolge der französischen Machthaber von den Zeiten der Gallier bis auf Ludwig XVIII. enthält. Wie oft mag der Prinz an den kleinen eisernen Ofen gelehnt diese Karte betrachtet und darüber nachgedacht haben, welche Namen wohl einst die Geschichte an den des achtzehnten Ludwig alle knüpfen wird.....

Neben dem Tableau hängt eine Karte, welche die vier Unterschriften zeigt, deren sich der erste Napoleon nach einander bediente: Bonaparte, Napoleon Bonaparte, Napoleon, N. B. Die Bücher, die der Schrank enthält, sind zumeist geschichtlicher Natur. Die napoleonische Literatur hat die Oberhand. Die Einbände tragen alle den Namenszug der Hortense — bald ein großes, bald ein kleines H. Sie gehörten alle der Königin, denn die Bibliothek des Kaisers ist unter Verschluß gebracht und wird Niemandem gezeigt. Doch zeigte man mir ein Schulbuch, dessen sich Louis Napoleon bedient hat. Der Titel desselben lautet: „De viris illustribus urbis Romae a Romulo usque ad Caesarem Augustum, in usum prioris classis grammaticae scripsit L'homond, in universitate Parisiensi professor emeritus, Parisiis 1813.“ Auf die Rückseite des Deckels hat der Prinz seinen Namen geschrieben. In dem Buche sind viele Stellen unterstrichen, auch einige Männchen beleben die Eintönigkeit der vergilbten Ränder. Es ist bekannt, daß sich der Prinz-Präsident während der Ministerrathssitzung oft das Privatvergnügen machte, Männchen und Karrikaturen zu zeichnen. Wenn der betreffende Minister mit seinem Vortrage zu Ende kam, fragte der Präsident nicht selten von seinen Federzeichnungen aufblickend: „Was haben Sie gesagt? Sagen Sie es in Kürze noch einmal!“ In dem Schulbuche, das ich in der Hand hatte, scheint der Karrikaturenzeichner Louis Napoleon seine ersten Anläufe genommen zu haben. Man stößt in demselben wiederholt auf die Umrisse eines beleibten Männchens, das vielleicht seinen Mentor vorstellen sollte.

Dicht neben der ehemaligen Wohnung Louis Napoleons liegt das mit allem Comfort ausgestattete Badezimmer, welches mit seinen goldumrahmten Riesenspiegeln und Marmorverkleidungen einen eigenthümlichen Kontrast zu der Einfachheit der Räume darstellt, in welchen der jetzige Kaiser seine Jugend zubrachte. In dem Hofraume, der diesen Schloßflügel von den Wirthschaftsgebäuden trennt, steht eine riesige Trauerweide. Sie ist jedoch nicht so interessant wie jene zweite Trauerweide, die etwas weiter im Garten zurücksteht. Diese letztere rührt vom Grabe des ersten Kaisers auf Helena her.

Das Wirthschaftsgebäude rundet sich nach vorne zu einem zierlichen Portale zu. Tritt man durch dasselbe ein, so befindet man sich in einem kleinen Haustheater, auf dem Louis Napoleon oft als Akteur auftrat, um seiner Mutter ein Vergnügen zu bereiten. Er soll die Liebhaber ganz gut gespielt haben. Wenn man sein Portrait aus jener Zeit ansieht, sollte man es kaum glauben. Es liegt ein Ausdruck von Schüchternheit in seinem Gesichte, die Lippe bedeckt ein kurzgeschnittenes Schnurbärtchen, das Haar kräuselt sich genau so, wie heute beim Ohre nach der Schläfe zu, nur ist's viel reichhaltiger und nicht so zugeschniegelt. Die Stücke, in denen Louis Napoleon auftrat, befinden sich noch heute in der Theaterbibliothek. Die Rollen hat er sich immer selbst herausgeschrieben. Die Dekoration, welche noch von dem letztaufgeführten Stück herrühren soll, stellt eine Bauernstube vor.

Ehe wir in das von der Königin bewohnt gewesene Schloß eintreten, werfen wir einen Blick in die Kapelle, die Hortense gebaut hat. Ihr Sohn hat ihr an der Stelle, wo sie zu beten pflegte, und wo ihr Sarg sechs Wochen lang stand, während die Unterhandlung mit Louis Philipp wegen ihrer Beisetzung in Ruel bei Paris, an der Seite ihrer Mutter, der Kaiserin Josephine, schwebten, ein Denkmal aus weißem Marmor setzen lassen. Den Marmorsockel dazu sandte er nach Arenenberg, als er bereits Kaiser war; er trägt die Inschrift: „Der Königin Hortense, seiner Mutter, der dankbare Sohn Napoleon III., Kaiser der Franzosen.“ Interessanter ist das Motto, das der Statue rückwärts eingemeißelt ist. Es lautet:

„Fortuna infortuna Fortuna.“

Das Denkmal gibt die Züge der Königin getreu wieder. Louis Napoleon hat es mit dem letzten Gelde ausführen lassen, als er in Ham saß (1843).

Drei Zimmer werden in Arenenberg wie ein Geheimniß gehütet. Das sind die Zimmer der Zukunft. Die Vergangenheit gibt man den Neugierigen Preis, in die Zukunftszimmer hat selten jemand Zutritt. Es gingen lange Unterhandlungen voran, ehe man uns in dieselben einführte. Diese drei geheimnißvollen Zimmer sind bestimmt, dem Kaiser als Absteigequartier zu dienen. Es ist nämlich eine ausgemachte Sache, daß der Kaiser nach Arenenberg kommt. Er wartet nur ab, bis sein Sohn in einem Alter sein wird, daß er Arenenberg und die Bedeutung desselben zu würdigen vermag. Heute zählt der Prinz erst 8 Jahre, heute wäre er noch nicht im Stande, Arenenberg zu würdigen. Aber noch ein, zwei Jahre und der kluge Knabe wird aufhorchen, wenn ihm sein Vater, auf die bescheidenen Stuben zeigend, sagen wird: Hier bin ich als Jüngling aus- und eingegangen, hier habe ich Jahre lang gelebt ..... hier bin ich erzogen und gebildet worden.

Man ist in Arenenberg auf den Besuch des Kaisers vorbereitet. Man weiß, daß die Kaiserin oft lebhaft den Wunsch geäußert hat, den Ort kennen zu lernen, in welchem ihr Gemahl seine Jugend verlebt hat. Und wenn der Kaiser mit seiner Familie heute in Arenenberg vorspricht, so findet er alles zu seiner Aufnahme bereit. Er findet ein Zimmer für sich, eines für seine Gemahlin, eines für das Kind von Frankreich.....

Wenn Louis Napoleon heute nach Arenenberg käme, würde es ihm sicherlich einfallen, daß er selbst als siebenjähriger Knabe noch in den Tuilerien gewohnt, ganz so wie sein Sohn heute in den Tuilerien wohnt — und was folgte nicht alles auf die Tuilerien! — Auch Napoleon IV. ist nicht gegen jeden Schicksalswechsel assecurirt — auch er ist jetzt sieben Jahre alt; — sein Vater schlief, als er zwanzig Jahre alt war, auf einem Steinhaufen auf der Landstraße und saß hinter einer Kutsche als Bedienter verkleidet auf, um den Verfolgern zu entgehen. Möge deine Jugend glücklicher sein, du jüngstes Kind Frankreichs, — dein Trost mag sein, daß die Geschichte keine Wiederholung kennt, — sie wiederholt nicht den Rückzug aus Moskau, sie wiederholt nicht die Krönung eines Mannes, der auf der Landstraße auf einem Steinhaufen geschlafen hat! —

## Würzburger Stadttheater.

**Donnerstag**, 8. Sept. „Don Juan", große Oper von Mozart. Bei der heutigen fünften Probevorstellung haben sich die Opernkräfte fast sammt und sonders unzulänglich erwiesen; eine Mozart'sche Oper von dem hohen künstlerischen Werthe, welchen „Don Juan" hat, ist der beste Probestein für Sänger und Orchester und enthüllt Blößen, welche eine moderne Oper dem weniger sorgsamen Auge nicht so schonungslos bloßgelegt haben würde. In der modernen Musik mag der Sänger von einiger musikalischen Begabung, gutem Gehör und redlichem Willen sich seine Rolle aneignen und sogar zur Befriedigung durchführen, ohne eine gründliche Schulbildung durchgemacht zu haben; die klassische Oper dagegen verlangt als erste Vorbedingung eine tüchtige Schule und sichert demjenigen nur einen Erfolg zu, welcher an der Hand erfahrner Meister die Musik systematisch erlernt und dadurch die Weihe der Kunst als ächter Jünger derselben errungen hat.

Die Aufführung des „Don Juan" hat manche schöne Illusion zerstört, in welche man durch die gelungene Vorführung der „Hugenotten" versetzt worden sein mochte, und würde zu ernsten Betrachtungen Anlaß geben, wenn wir nicht wüßten, daß die Vorbereitungen dieser Oper sehr mangelhaft betrieben worden sind, daß die Proben dieser Probevorstellung sehr oberflächlich waren und die Aufführung selbst eine verfrühte, weil übereilte war. Das ist freilich ein schlechter Trost, allein er ist besser als gar keiner, denn sonst müßte man an der Befähigung des Personals verzweifeln und dazu ist in Hinblick auf die Erfahrung über dessen Leistungsfähigkeit aus früher und aus neuerer Zeit doch noch kein Grund gegeben; hoffen wir also von dem guten Willen und dem Fleiße unserer Opernmitglieder das Beste, dann wird es auch am Erfolge nicht fehlen.

Bezüglich der einzelnen Leistungen sei vor Allem die Titelrolle erwähnt, welche in den Händen des Hrn. **Grünewald** als in sein Fach einschlagend, gelegen war. Gesang und Vortrag hat uns nicht recht befriedigt, es fehlte an Licht und Schatten, an Kraft und Elasticität; sogar das bekannte Champagnerlied hat kalt gelassen, und keine Hand sich zum Beifall erhoben; wie dem Gesange so fehlte auch dem Spiele das Feuer und der noble cavaliermäßige Anstrich, so daß wir den „Don Juan" nicht zu den hervorragenden Leistungen des Hrn. Grünewald zählen können. Die Rollen der Donna Anna und Donna Elvira wurden durch Frln. **Wilde** und Frau **Litzenthaler** nicht sehr glücklich repräsentirt. Bei beiden Damen machte sich der Mangel gründlicher Schulbildung fühlbar, wie nicht minder Beide bei größeren anstrengenderen Solostellen in ihren Kräften allzubald erlahmen; was insbesondere die letztgenannte Dame anlangt, so waren ihre Coloraturen ungleichmäßig und gebrochen und entbehrten der Verbindung und des Flusses. Wir können zur Beseitigung dieses Mißstandes wie neulich der Frln. Wilde so der Frau Litzenthaler nur fleißige Uebung als das beste Mittel empfehlen.

Der Leporello hatte in Hrn. **Büssel** einen sehr mangelhaften Vertreter gefunden; derselbe hat aus dem drolligen Diener des „Don Juan" einen Possenreißer gemacht und sich in trivialen Späßen und Geberden gefallen, welche in einem Kunstwerke, wie es „Don Juan" ist, am allerwenigsten am Platze sind und einen widerlichen Eindruck gemacht haben; auch sein Gesang hat nicht befriedigt, denn die Stimme hat weder die nöthige Kraft und Fülle, noch die erforderliche Schule. Der Gouverneur Hr. **Leithner** hätte mit weit gewaltigerer Stimme das Urtheil über den frivolen Sünder sprechen sollen, als es der Fall war. Hr. **Hahn** hat den Ottavio mit großem Fleiße gesungen.

Daß unter obigen Umständen die Ensembles mißlingen mußten, kann um so weniger befremden, als auch das Orchester unsicher und schwankend war und den Sängern nicht immer die nöthige Unterstützung gewährt hat.

—b—

## Zum Abschied.

II.

**Würzburg**, des Steinweins Quell, der Laune, des Frohsinns Veste,
Über den Sternen gedenk' einst ich in Liebe noch Dein!
Rief auch die Heimath, die theure, den Wandrer zu freudigem Scheiden,
Zögert doch leise der Fuß, eh' Dein Thor er verläßt.

**Burg** noch warst Du, von Kriegswehr starrend, von Schranken umwallet,
Und an den Thoren versperrt, als Dir der Sänger erschien.
Rüstig hieltst Du die Fahnenwacht auf zerbröckelnden Zinnen,
Ging Dein Ruf ungehört — schien es — am Ohr auch dahin.

**Lebe** — so sprach bald der Geist des Jahrhunderts — der Neuzeit Leben,
Eisen und Kohle, der Welt Gewinn, friedlich gesellt.
Brich das Gemäuer in Trümmer; doch pflege auch ferner die Tugend
Echtesten deutschen Sinns, Wirzburg, Du gastliche Stadt!

**Wohl** und Weh geh'n nimmer vorüber wohl offenen Thoren;
O wie Du jenes erhöhst, theiltest Du liebend den Schmerz.
Hast mich dreizehn Jahre gehegt! — Und wär' es ein Omen,
Laß mich zieh'n! Auch die zwölf wiegen die Ewigkeit auf.

R. F. Chemnitz.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: R. Banhof.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 74. Mittwoch den 14. September 1864.


## Vielleicht im Himmel, vielleicht in der Hölle.

(Fortsetzung.)

„Die dies Waldgebiet beherrschende Waldfee hatte nämlich der Treibjagd auf dies Edelwild eine Weile zugesehen. Als Fee wußte sie sofort, um was es sich dabei handelte und als sie gewahrte, in welcher höchsten Noth und Drangsal das verfolgte Königskind sich befand, da beschloß sie schnell, ihm zu helfen.

„Nur ihr sichtbar, eilte sie in einem von Schwänen gezogenen schimmernden Luftwagen zur Prinzessin, berührte sie, als der Prinz kaum noch zehn Schritte von ihr entfernt war und schon die Arme nach ihr ausstreckte, mit einem diamantenen Zauberstab und verwandelte sie damit im Nu in ein Veilchen.

„Der Prinz, der die Verfolgte so jählings am Abgrund verschwinden sah, glaubte, sie habe sich hinabgestürzt und kehrte mit dieser Nachricht zu dem untröstlichen König zurück, der es zu spät bedauerte, daß er sein Kind in ein verhaßtes Joch hatte zwingen wollen.

„Seitdem sind die Veilchen als das Sinnbild zarter, sich vor der Welt flüchtender Mädchenhaftigkeit entstanden, die nur im Frühling blühen und am liebsten von denen gepflückt werden, die eine tiefe, reine Liebe im Herzen tragen."

Der Erzähler schwieg. Elise aber ergriff seine Hand und sah ihm mit herzigem Lächeln in die von leiser Schwermuth umflorten Augen.

„Du bist," sagte sie, „trotz meiner Bitten, wieder auf ein melancholisches Gebiet gerathen, aber dein Märchen gefällt mir, es liegt in seiner blumigen Umhüllung ein recht hübscher Gedanke, wo hast du es nur her?"

„Ich weiß nicht, es ist mir unter dem Duft der Veilchen eingefallen."

„Hier, nimm diesen kleinen Kranz zur Belohnung, den ich die während deiner Erzählung geflochten habe, wir müssen uns jetzt trennen, ach wie kurz sind doch immer die Stunden stillen Glückes!"

Und damit erhoben sich die Beiden, und Edmund begleitete sein Liebchen fast bis zu ihrer Equipage, der er dann, als sie abfuhr, noch lange sehnsüchtig nachsah und dabei öfter den kleinen Kranz von Veilchen und Erdbeerlaub, den er soeben erhalten, küßte.

Am Abend dieses Tages ging der Bankier Goldstand in seinem Lieblingszimmer, in dem er, wenn er nicht im Comptoir war, gern zu meditiren pflegte, äußerst vergnügt auf und ab. Dieses Zimmer sah fast so aus wie das elegante Studierzimmer eines gelehrten Aristokraten. An den Wänden befanden sich Repositorien mit den theuersten Werken wissenschaftlicher und belletristischer Literatur, alle auf's prächtigste eingebunden, dazwischen waren recht geschmackvoll antike Statuen oder doch wenigstens in Marmor ausgeführte gelungene Kopien derselben und allerhand blühende exotische Gewächse aufgestellt. An den Wänden hingen auch einige kostbare Gemälde. Am mittleren Fenster aber stand ganz von Drachenpalmen und Pisangbäumen, in Kübeln, umgeben das in sehr feinem Styl ausgeführte Schreibepult des Bankiers von Palisanderholz. An diesem Pulte pflegte der reiche Mann nur seine intimste Privatkorrespondenz auszuführen. Das dort aufgehäufte parfümirte Papier und die kleinen zierlichen Couverts, die daneben lagen, sahen auch in der That weit eher aus, als ob sie zu allerhand Billet-doux als zu kaufmännischen Korrespondenzen bestimmt gewesen wären. Goldstand hatte seine Gemahlin schon seit mehreren Jahren verloren und seitdem, böse Zungen behaupteten freilich, es sei früher auch nicht viel besser gewesen, ging das Gerücht, daß er eine große Vorliebe für Sängerinnen und Tänzerinnen habe, mit einem Wort, daß er ein nobler Freund und Mäcen weiblicher Kunst sei.

Heute Abend brannte bereits der kleine Kronleuchter von mattgeschliffenem Glase an der Decke und gerieth sogar über den heftigen Gang des Bankiers durch das schöne Zimmer oft in leise Schwingungen, ohne daß der moderne Peripathetiker etwas davon bemerkt hätte.

Er führte ein sehr lebhaftes Selbstgespräch.

„Der Agent Fuchsa," sprach er zu sich selbst, „hat alles wirklich in fabelhaft kurzer Zeit eingeleitet, er verdient dafür eine klassische Belohnung. Der Graf Hohengraupenheim mein Schwiegersohn! Könnte ich mich wohl mit einem glänzenderen Namen liiren? Meine Enkel werden Grafen sein, welch sublimer Gedanke. Da macht es sich dann ganz anders, wenn ich jetzt den gekauften Barontitel anlege. Warum soll sich eine Baroneß nicht mit einem Grafen verheirathen! Und meine glücklichen Kinder, das neue Pärchen, sollen dann in der That ein gräfliches Leben führen. Ich werde Ihnen zwei Rittergüter in Ungarn kaufen und ein sehr anständiges Jahresgehalt noch außerdem aussetzen. Wie wird sich Elise freuen, wenn sie hören wird, was für einen allerliebsten Mann und Titel ihr sorgsamer Papa ihr verschafft hat! Oh es ist famos, wenn man, so wie ich, im Stande ist, seine Kinder recht glücklich zu machen!"

In diesem Augenblick ging ohne vorhergegangenes Klopfen die Thüre auf und herein trat ein stutzerhaft gekleideter

junger Mann mit einem Gesicht ein, das, wenn es nicht bereits recht eindringliche Spuren von Verlebtheit an sich getragen, sehr nichtssagend gewesen sein würde.

„Ah, mein Sohn Karl," rief Goldstaub zuseichen, „das ist schön von dir, daß du dich zur rechten Stunde bei mir einstellst. Aber wie siehst du wieder aus? Deine Haare wallen in zu genialen Linien, deine Augen glänzen weniger im Feuer der Jugend, als im Widerglanz einiger Champagnerstudien und auch dein Gang gefällt mir nicht recht, du läßt dich jetzt wirklich zu sehr gehen."

Statt diese Anrede seines Vaters irgend einer Antwort zu würdigen, streckte sich der junge Karl Goldstaub ohne weiteres auf eine zwischen einer Venus- und Marsstatue stehende Ottomanne aus, zog eine Cigarre aus der Tasche und begann dieselbe mit großer Seelenruhe anzuzünden.

„Aber Karl, nun fängst du gar zu rauchen an? Weißt du nicht, daß wir uns später in unseren Salon begeben müssen, und daß es ganz und gar nicht gentlemanlike ist, vorher zu rauchen?"

„Ist mir ziemlich gleichgiltig, Papa," lautete die lakonische Antwort.

„Und du weißt doch, daß wir mit dem Grafen Hohengraupenheim zusammenkommen werden."

„Allerdings, Papa, und weil das ein anerkannt noch viel größerer Taugenichts ist, als ich es bin, so fühle ich mich sehr beruhigt. Jedenfalls wird es heute Abends keine Tugendpredigten geben."

„Sprich nicht so verfänglich von deinem zukünftigen Schwager!"

„Die arme Elise!"

„Wie, arme Elise? Sie wird, denke ich, sehr glücklich sein. Hohengraupenheim ist ein schöner Mann und besitzt einen in der Geschichte unseres Staates glanzvoll gewordenen Namen."

„Nun zu diesem Glanze hat er persönlich gewiß kein Atom von Schimmer hinzugefügt."

„Das ist auch nicht nothwendig. Faßt an dein eigenes Herz, was thust du zum Beispiel, um unser Vermögen, das ich so mühsam errungen, zu vermehren, oder den Ruf unseres Namens zu erhöhen?"

„Nichts Papa, gar nichts. Und ich halte es auch gar nicht für nöthig. Wir sind wirklich so reich, daß es eigentlich eine Sünde ist, daß wir unser großes Geschäft fortsetzen; wie sollten uns jetzt ruhig von den Geschäften zurückziehen und Anderen Platz machen."

„Nun, dazu kann vielleicht Rath werden, wenn wir uns erst aus Geschäftsleuten in Aristokraten verwandelt haben werden. Durch die Verheirathung unserer Elise mit dem Grafen wird unser Baronstitel mehr als eine bloße Aeußerung unseres Reichthums sein."

„Nun mir ist Alles recht. Sorge nur dafür, daß ich als Baron tüchtig baronisiren kann und ich gebe meine Einwilligung zu Allem."

In diesem Augenblick meldete ein Diener die Ankunft des Grafen Hohengraupenheim und des Herrn Fuchsa.

„Sie mögen gleich eintreten!" rief der neugebackene Baron.

Wenige Sekunden später traten die beiden Angemeldeten in das Lieblingszimmer des Banquiers. Dieser empfing sie auf's freundlichste und selbst sein hoffnungsvoller Sohn Karl fand sich veranlaßt, dem guten Anstand insoweit Konzessionen zu machen, als er sich für einen Augenblick aus seiner bequemen Lage erhob und den Eingetretenen gegenüber fast die Haltung annahm, als wolle er ihnen grüßend entgegengehen. Es blieb jedoch lediglich bei einem ersten Anlauf dazu und früher noch als die beiden Fremden Platz genommen hatten, fand er es für gut, sich wieder niederzusetzen, was indeß von den Gästen, die über und über mit seinem Herrn Vater zu thun hatten, kaum bemerkt wurde. Erst als die ganze Gesellschaft Platz genommen, fand die eigentliche Vorstellungsscene statt und bei dieser hielt sich der Sohn des Bankierbarons wieder so brav, daß er sich sogar zu der außerordentlichen Konzession verstieg, einen Augenblick die brennende Cigarre aus dem Munde zu nehmen. Er war wirklich ein recht wohlgerathener Sohn!

Nachdem die nöthigen Präliminarien in allerhand Komplimenten und nichtssagenden Redensarten glücklich beseitigt waren, hielt es Fuchsa für angemessen, die Geld- und den Blutaristokraten unter einander allein zu lassen und sich unter Vorschützung dringender Geschäfte wieder zu empfehlen. Der Verabredung gemäß war dies das Zeichen für den Grafen, auf sein eigentliches Ziel direkt los zu gehen und in aller Form um die schöne Tochter des Börsenmatadors anzuhalten.

Indem er sich darauf berief, daß Herr Goldstaub durch die Vermittlung des Freundes Fuchsa den eigentlichen Zweck seines Besuchs bereits wisse und im Prinzipe wohl nichts gegen denselben einzuwenden haben dürfte, begann er zu erzählen, wie er das „gnädige Fräulein Tochter" öfter das Glück gehabt habe, im Theater zu sehen, wie dies einen tiefen, nachhaltigen Eindruck auf ihn hervorgebracht und er sich zuletzt klar geworden sei, daß ihn eine unbezwingbare Seelensympathie zu dieser so überaus lieblichen Erscheinung hinzöge. Er versicherte weiter, daß er, stets ein Freund gerader und entschiedener Schritte, nachdem er einmal seinen Entschluß gefaßt, nicht lange habe säumen können, ihn da kund zu geben, wo allein die legitime Entscheidung über sein Glück oder Unglück zu finden sei, und knüpfte hieran wieder die Bitte, diese Entscheidung, von der für ihn so viel abhänge, nicht zu lange hinauszuschieben, aber auch ebenso wenig seine vielleicht ungestüme Annäherung übel deuten zu wollen; er sei es nicht im Stande, in Dingen, die für sein Leben entscheidend seien, eine kühle oder ungewisse Haltung behaupten zu können.

Diese diplomatische Attaque auf das längst zuvor mehr als im Prinzip bewilligte Jawort des Bankiers erfüllte denselben mit hoher Freude. Die entschiedene, fast ungebundene und doch in ihrer Form wieder feine, fast graziöse Art, mit welcher der sattsam abgeschliffene Graf seine Herzenswünsche vorzutragen wußte, gefiel ihm ungemein. Da war auch gar nicht die Spur von spießbürgerlicher Steifheit, von jenem verlegenen Stottern gewöhnlicher Heirathskandidaten, von dem scheuen Blickwerfen nach allen Seiten, sondern eine so angemessene, würdige Bestimmtheit, wie sie eben nur ein Mann aus hoher Familie zu äußern im Stande sein kann, der von Kind auf gewohnt ist, mehr zu befehlen, als zu bitten, aber wenn er bittet, dies in der liebenswürdigsten und doch unverblümtesten Weise zu thun.

Herr Goldstaub schliff sich schnell und ebenfalls in sehr würdigem, echt biedermännischen Ton seine Antwort zurecht.

Es sei ihm allerdings, sagte er, bereits bekannt, welche Absichten der Herr Graf hege und derselbe täusche sich auch in der That nicht, wenn er voraussetze, daß diesen Absichten von seiner väterlichen Seite keine prinzipiellen Hindernisse im

Wege schildert. Er habe natürlich vorerst, bevor er sich auf indirektem Wege bestimmt habe äußern können, seine Erkundigungen einziehen müssen, welche es jedem zärtlichen Vater eine heilige Pflicht sei, über den zu erhalten, dem er vielleicht sein geliebtes Kind für das ganze Leben anvertrauen werde. Nachdem dieser Punkt erledigt, indem es nur natürlich sei, daß der Sprößling einer so edlen Familie, wie der Herr Graf, seinen hohen Ahnen nie untreu werden könne, habe er es, aufrichtig gesprochen, nur gern sehen können, daß derselbe seine Werbung persönlich erneuert habe. Hiernach könne er nicht umhin, die mit so loyaler Offenheit vorgetragenen Wünsche des Grafen in derselben biederen Rückhaltslosigkeit sogleich dahin zu beantworten, daß er seine Zustimmung und seinen Segen zu einer Verbindung gebe, die für sein eigenes Haus, indem es ihn mit dem Wappenschild einer Familie verbände, deren Vorfahren einst unter den Mauern Jerusalems gekämpft, wirklich sehr ehrend sei.

Nun kam noch der kurze Austausch gegenseitiger Höflichkeiten sowie vor allen Dingen von Seiten des Grafen die in gehobenem Tone ausgesprochene Versicherung seines namenlosen Glücks und seiner unendlichen Dankbarkeit über eine so gütige Entscheidung, und dann schlug Goldstaub selbst vor, den glückseligen Bräutigam seiner zukünftigen Braut zuzuführen, die zwar von alledem noch nichts wisse, aber als treugehorsame Tochter über die Verfügung ihres Vaters gewiß nur Freude und Stolz empfinden werde.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Sonn- und Feiertage in Frankreich.

Paris, Ende August.

K. R. Um die Sonntage eines Jahres und die Feiertage gruppiren die Menschen allenthalben, von Erziehung und Gebräuchen, von Religion und Sitte geleitet, einen Codex von Freude und frommen Gedanken, von Lust und Heiterkeit und andächtiger Erhebung, von frohen Dingen und kühnen Unternehmungen, von Ueberraschungen, Geschenken und Angebinden. Der Meister Sonntag gibt die Zeit zu all' den Dingen, der lustige Geselle Feiertag das Recht dazu. Aus seiner Kindheit bringt der Mensch für sein späteres Leben eine Reihe der süßesten Erinnerungen mit, welche in ihrer Einfalt den Ernst der späteren Jahre oft versüßen und nach manchen Enttäuschungen doch den Trost gewähren, daß die Glückseligkeit der Kindheit eine lautere Wahrheit war.

Wer kennt sie nicht, die frohen Sonntage, die er im Kreise der Freunde verjubelt, wer hat nie im Kreise seiner Lieben die seligen Festtage des Jahres durchschwärmt. Wer kennt sie nicht, diese Freuden, die so viel Sorgen, und diese Sorgen, die so viel Freude machen. Mit der Schellenkappe des lustigen Faschings tanzt man über Eis und Schnee, des Frühlings erstes Veilchen sucht man am Ostertage, dann kommt Pfingsten und Frohnleichnam und mit seligen Erwartungen grüßt man in dem ersten Schnee schon die stille Seligkeit der Christnacht. Durch einen jubelnden Sylvester reicht man dem wiederkehrenden Schall der Fastnacht zum neuen Rundtanz der Freude die Hand.

Die Kinder erben an dem Tage von Vätern und Großvätern märchenhafte Geschichten aus dem Leben des nationalen Helden. Das pflanzt sich fort, vergrößert sich mit den Jahren und verwinkelt sich mit seiner Ausdehnung. Aus dem Menschen wird ein Geist, aus dem Kaiser ein Gott, aus der Geschichte ein heiliges Märchen. So vollzieht sich vor unseren Augen ein Prozeß, dessen Inhalt in tausendfältiger Form die Geschichte des Alterthums der herrschenden Gegenwart als undurchdringliches Räthsel überliefert hat. Aus dem Helden des Lebens und der Geschichte macht die Phantasie einen Helden des Glaubens und der Religion; die Zeit löst allmälig beide von einander ab und selbst neben der kritischen Geschichtsforschung unserer Zeit schafft sich die Phantasie einen Mythus. Für ganz Frankreich hat der einzige Feiertag der Kirche und des Staates seinen religiösen Charakter verloren, Niemand denkt an die Himmelfahrt Marias, das ganze Volk denkt an den „heiligen“ Napoleon. Die Politik hat den Glauben bestimmt und selbst die Priester beten an diesem Tage mit lauterer Stimme: „Domine! Salvum fac Napoleonem!“

Nur in einem Lande Europa's haben Sonn- und Feiertage keine Bedeutung. Das Volk desselben knüpft an sie keine besonderen Ereignisse, keine besonderen Freuden, Hoffnungen und Erinnerungen. Seit mehr als einem halben Jahrhundert ist in Frankreich der Sonntag ein Arbeitstag wie alle übrigen Tage der Woche, und alle Feiertage haben ihre kirchlichen Festlichkeiten verloren und mit diesen auch ihren besonderen Charakter. In Paris vor Allem verschwand der Unterschied der Tage, und wie in den meisten Dingen ist auch in dieser Beziehung die Hauptstadt tonangebend für das übrige Land. Man darf diese Erscheinung nicht zu gering achten. Sie ist nicht zufällig und zum kleinsten Theile nur abhängig von dem großartigen Handels- und Verkehrsleben, welches das ganze französische Reich und seine Hauptstadt seit den letzten Jahrzehnten bewegt. Es ist eine Erscheinung, die mit der Geschichte des Staates, seinen politischen und religiösen Kämpfen innig zusammenhängt, und vor Allem in dem sozialen Leben, das die neuere Geschichte Frankreichs gestaltet hat, begründet ist.

In keinem Lande wurden, wenn man von dem großen Weltkampf, den die Reformation erzeugt hat, absieht, so gewaltige Kämpfe mit der Kirche und gegen die Religion ausgefochten, in keinem Lande so große Siege über sie errungen, als eben in Frankreich.

Seit den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage lag die Staatsgewalt mit den kirchlichen Mächten in Streit und Hader, und der Friede, dessen beide Mächte sich von Zeit zu Zeit erfreuten, ruhte stets nur auf zweifelhaften Grundlagen, so daß das gegenseitige Mißtrauen selbst während des Friedens die Furcht der einen Macht vor der andern nie vollständig beseitigen konnte. Der Staat wurde in diesem Hader stets dadurch gekräftigt, daß er seine tüchtigsten Vorkämpfer immer in der Priesterschaft selbst fand. Mit dem Glauben verstand die Staatsgewalt zu allen Zeiten hohe politische Ideen zu verbinden und aus jeder Religionsfrage eine Nationalfrage zu machen. Die Größe des Staates und mit ihr die Einheit und Untheilbarkeit der Staatsgewalt schrieb Frankreich von jeher auf seine Fahnen und lehrte dieses Nationalgesetz auch gegen die Macht der Kirche, vernichtete damit in seinem Innern die Gewalt des Papstes, zerstörte damit in der Zeit eines furchtbaren Kampfes die Religion selbst. Und eben weil die Staatsgewalt mit solcher Weisheit in den Kampf trat, hatte sie stets die große Masse des Volkes, den größten Theil der Priesterschaft auf

ihrer Seite. Auch der Priester ist in Frankreich zuerst Franzose und gehört als solcher mit Leib und Seele dem Vaterland, dann erst ist er Priester und gehört in seiner Pflicht der Kirche.

Die gallikanischen Freiheiten, welche Frankreich bis zur Revolution 1789 regierten, brachten diesen Geist in dem berühmten Edikt Ludwigs XIV. vom 23. März 1682 zur gesetzlichen Herrschaft. Die Unabhängigkeit der Staatsgewalt, die vollste Freiheit derselben von Rom und der Macht des Papstes war dadurch anerkannt worden und hatte feste Wurzel bis in die untersten Schichten des Volkes geschlagen. Die christliche Philosophie des Port-Royal hatte diese Ideen geboren, Pascal, der aus dieser Schule hervorging, hatte sie vertheidigt, der gelehrte Bossuet in die gesetzliche Form des genannten Ediktes gebracht. Sie beherrschten Frankreich bis zur Zeit der großen Revolution. Die Nachgiebigkeit und Schwäche Ludwigs XVI., die sich neuerdings ausbreitende Herrschaft der Jesuiten, die politischen Vorrechte der gesammten Priesterschaft, ihre ungeheuren Reichthümer hatten lange vor der Revolution schon die Gemüther erbittert. Der Alles vernichtende Spott Voltaire's hatte das ganze Volk ergriffen und selbst die Scheu vor der Religion zerstört. Die ersten Stürme der Revolution entluden sich über den Häuptern der Priesterschaft, und auf der Höhe der bewegten Zeit angelangt, unter der Herrschaft des Konvents kniete man vor einer Balletänzerin und betete vor ihr als der Göttin der Vernunft. Die Kirchen und Bethäuser wurden geschlossen und zerstört oder zu Magazinen und Werkstätten verwandelt.

Heute noch findet man allenthalben in Frankreich die Spuren der Zeit, obgleich die Restauration und das dritte Kaiserreich sorgfältig bemüht waren, sie zu verwischen. In dem Portal der Kathedrale von Rouen hat kein einziger Heiliger den Kopf behalten. Eine andere Kirche, die heute noch die Spuren ihrer alten Pracht zeigt, ist zu einer Werkstätte umgewandelt, in der man Wagen fabrizirt. Die Kirchen der ganzen Normandie und Bretagne, die des Departements von Lyon zeigen zahlreiche Spuren der Verwüstung, die hier zumeist hauste und deren Wuth sich gerade in diesen Gegenden vor Allem gegen die Zeugen der Religion kehrten. Und mitten in diesem Kampfe stand abermals ein Heer von Priestern, die nicht nur der Freiheit der Revolution den Eid leisteten, sondern an die Spitze aller Gräuel traten, theils fördernd und lehrend, theils selbstthätig und ausübend. Der gesammte Klerus von Paris an seiner Spitze der Erzbischof, leistete den Eid auf die Konstitutionen der Republik. Der Abt Gregoire, der Abt Sieyes, der ehemalige Mönch Daunon saßen in jenem Komite, das die neue Zeitrechnung berieth und die neuen religiösen Feste anordnete. In den ersten Tagen des Monats Oktober 1793 brachte Fabre d'Eglantine den neuen Kalender vor den Konvent. Die alte gregorianische Zeitrechnung ward abgeschafft und kraft eines einzigen Gesetzes bekamen Tage und Monate neue Namen, die Woche ward in zehn Tage getheilt und drei Decaden bildeten einen Monat. Die Schalttage, die dadurch nöthig wurden, die Sansculottide, waren der Tugend, dem Genie, der Arbeit, der Meinung, der Dankbarkeit und dem Sansculottismus gewidmet. Der zehnte Tag der Woche, die Decade, sollte den Sonntag ersetzen. Die Gerichte feierten an ihm, die Märkte blieben geschlossen, alle Arbeiten konnten sistirt werden, aber keine besondere, weder politische noch religiöse Feier sollte ihn auszeichnen. Robespierre schon dachte daran, durch besondere Feste den republikanischen Sinn des Volkes stets rege zu erhalten. Er fiel, ehe er diese Idee ausführen konnte. Unter dem Direktorium nahm der geistvolle Daunon sie wieder auf, und in seinem Unterrichtsplane, den er am 4. Brumaire dem Korps Legislatif übergab, verkündigte er zugleich die acht Feiertage, welche am 10. jedes Monats ganz Frankreich festlich begehen sollte. Sie waren der Republik, der Jugend, der Ehe, der Dankbarkeit, dem Ackerbau, dem Alter und der Freiheit geweiht. Diese wurde an den beiden Tagen gefeiert, an denen Robespierre gestürzt und gerichtet wurde: am 9. und 11. Thermidor.

Der Revolutionskalender ist der letzte und gewaltsamste Bruch gewesen mit allen Erinnerungen, die einem ganzen Volke werth und theuer waren, mit einer Jahrhunderte alten Geschichte, deren große Ereignisse, deren Ruhm und Stolz an den Tagen hingen, die man jetzt mit einem einzigen Gesetze vernichtete. Mit dem Zeichen, an das die Erinnerung geknüpft war, zerstörte man diese selbst. Ein Volk, das eine ganz neue Zukunft haben sollte, mußte seine Vergangenheit bis in die letzten Spuren vernichten, wie ein Mensch, der eine Lebensbahn verläßt und in eine neue Zeit, in ein neues Geschick steuern will. Bis auf die Erinnerung muß die Vergangenheit vernichtet werden, denn nach ihr zumeist und ihren Erfolgen berechnet der Mensch so wie ein Volk das zukünftige Geschick.

(Schluß folgt.)

---

## Miscelle.

(Ein jugendlicher Held.) Am 2. April d. J. fiel in dem Seegefechte bei Jasmund (Rügen) ein preußischer Matrose, Namens Wilhelm Gern, Sohn eines pensionirten Steueraufsehers zu Naumburg am Queis, verwundet über Bord. Da er nicht wieder auftauchte, nahm man an, daß er ertrunken sei. Er hatte sich aber, vier volle Stunden schwimmend, über Wasser erhalten und war dann von einem nach Riga fahrenden Lübecker Schiff aufgenommen worden. Dieses Schiff ward von den Dänen aufgebracht und Gern als Kriegsgefangener nach Nyborg transportirt. Dort ist er bis zum 7. August gewesen. An diesem Tage brach er mit drei anderen Genossen aus. Sie wurden verfolgt. Am Strande kam es zum Kampf. Gern stach zwei Dänen nieder, und obschon am Kopfe durch einen Säbelhieb und einen Bajonnetstich schwer verwundet, sprang er in ein Boot, setzte alle Segel bei und schoß ins Meer hinaus. Am 12. August wurde dieses Boot, in welchem Gern besinnungslos und im Blute schwimmend lag, bei Rügen von einem dort kreuzenden Kriegsdampfer aufgefangen. Jetzt liegt Gern zu Danzig im Lazareth und seine Eltern haben durch ein Schreiben von dort Obiges gemeldet erhalten. Der muthige Matrose hatte als Schiffsjunge die Expedition nach Japan und China mitgemacht.

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: R. Bandorf.

Mnemosyne.
Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.
№ 75. Sonntag den 18. September 1864.

## Vielleicht im Himmel, vielleicht in der Hölle.

(Fortsetzung.)

Karl und der Graf schüttelten sich als Zukunftsschwäger herzlich die Hand und gewiß hatte die Welt wohl selten zwei junge Wüstlinge sich die Hände schütteln sehen, die einander würdiger gewesen wären, als diese beiden herrlichen Repräsentanten der jeunesse dorée.

Alsdann begab man sich in den Salon, in welchem Goldstaub die arme nichts ahnende Elise bereits früher bestellt hatte.

Als diese ihren Vater und Bruder mit einem fremden Herrn eintreten sah, erhob sie sich unwillkürlich, um den Gruß der freundlichen Wirthin, der sich, von ihr gespendet, fast in einen Eisesgruß verwandelte, an den Gast ihres Vaters zu richten.

Da sie heute Nachmittag so glücklich gewesen war, so lag noch immer der Ausdruck seliger Heiterkeit über ihren zarten, lieben Zügen, sie sah so reizend aus wie fast nie.

„Ich stelle dir hier," begann ihr Herr Papa, „den Herrn Grafen v. Hohengraupenheim vor, der soeben um dich angehalten und von mir bereits die Einwilligung erhalten hat. Sieh in ihm deinen Verlobten."

„Meinen Verlobten!" stammelte Elise hervor. Ihr Gesicht verfärbte sich, sie begann zu schwanken und würde, da sie die Besinnung verließ, zu Boden gesunken sein, wenn sie der galante Graf nicht in seinen Armen aufgefangen hätte.

Einige Tage später finden wir Elise in der Abenddämmerung allein, an einem mit blühenden Blumen geschmückten Fenster des Salons ihres Vaters sitzen.

Sie ist tieftraurig, denn alle ihre Einwürfe gegen die ihr aufgedrungene Verlobung mit dem Grafen Hohengraupenheim sind umsonst gewesen. Der Bankier Goldstaub will durchaus und ohne alle und jede Einsprache einen Grafen zum Schwiegersohn haben. Wie kann er sich da vorstellen, daß das Herz seiner Tochter darüber vergiftet werden oder brechen könnte. Ihm ist die Ehe ja nicht jene sittliche Vereinigung zweier Wesen, welche sich einander lieben und in ihrem Wesen wie in ihren Eigenschaften, wie es eben die wahre Neigung bedingt, sich harmonisch ausgleichen. Ihm ist das Ehebündniß wie so Vielen in unserer gegenwärtig so verdorbenen, vom Hauch des krudesten Frivolismus und Egoismus angekränkelten Gesellschaft, nur eine besondere Façon von Geschäftsvertrag, nichts Anderes. Kein Wunder daher, daß der gute Mann taub gegen die Klagen und Bitten seiner Tochter ist, die er für alle Launen eines unartigen Kindes hält. Hat er ihr doch gedroht, wenn sie ihn noch weiter mit ihren Narrheiten, wie er es nennt, inkommodiren werde, sie nicht etwa in ein Kloster, sondern an einen Ort bringen zu lassen, wo denen, die irren Geistes seien, die liebevollste Pflege gewidmet werde.

Diese letzte Drohung, welche er mit einem Tone ausgesprochen, der keinen Zweifel darüber aufkommen ließ, daß er sie ausführen werde, hatte endlich Elisen's Widerstand gebrochen.

Wer vermöchte sie deshalb anzuklagen?

Wäre ihr die Wahl zwischen der Ehe mit dem ungeliebten Grafen oder einem Kloster gelassen worden, so würde sie sich ohne Zweifel für das Letztere entschieden haben. Aber, eingesperrt werden in ein Irrenhaus, zur lebendigen Leiche degradirt sein und darüber vielleicht wirklich den Verstand verlieren, dieser Gedanke war zu entsetzlich, um nicht das schwache hilflose Mädchen der so furchtbar geltend gemachten väterlichen Gewalt willenlos zu überliefern.

Ein milder Frühlingshauch wehte zum offenen Fenster herein und spielte mit ihrem lockigen, blonden Haar. Sie spürte es nicht. Es wurde nach und nach immer dunkler und ein Stern nach dem anderen ging oben am Himmel auf, sie gewahrte nichts davon. Sie befand sich in jenem Zustande, in dem das Weh, das uns überwältigt hat, uns in seiner Unabwendbarkeit in jene starre Betäubung versenkt, die fast gänzlicher Apathie gleichkommt. Nur mitunter klang durch ihren gedankenlosen Zustand noch ein plötzlicher Schmerzensschrei ihres niedergetretenen Selbst, gleich jenen ängstlichen Wehlauten, welche die vorgeschobenen Posten auf einem nachtumlagerten Schlachtfeld von Zeit zu Zeit vernehmen.

Da plötzlich weckte sie ein eigenthümliches Geräusch aus ihrer halben Erstarrung. Es war ihr, als sei etwas durch das Fenster geflogen und zu ihren Füßen niedergefallen. Vielleicht war es eine Täuschung gewesen. Indeß ließ eine leise in ihr aufdämmernde Ahnung sie sich niederbücken, und siehe da, ein kleines Briefchen lag zu ihren Füßen.

Was konnte das enthalten? Ein neuer Lebensstrom der Hoffnung goß sich durch ihre müden Glieder. Sie sprang von ihrem Sitze empor, zündete eine Kerze an und erbrach das Billet. Es war von Edmund geschrieben und lautete:

„Mein einziges Liebchen!

„Namenlose Angst foltert mich. Ich höre, daß du mit dem bekannten Grafen Hohengraupenheim verlobt seist. O Gott, ist das denn wahr? Wenn es wahr, so hat man dich gezwungen, denn dein Herz ist viel zu rein, als daß es

plötzlich die Giftpflanze der Untreue erzeugen und Liebe zu einem Wüstlinge fassen könnte. Wie kann der Himmel aber nur so ungerecht sein! Noch vermag ich es nicht zu denken.

„Und hast du denn auch alles versucht, alle Mittel erschöpft, um dich frei zu erhalten von der entsetzlichsten aller Tyranneien, von einer Ehe ohne Liebe? O gib mir Antwort. Ich muß es wissen, denn die Ungewißheit ist noch entsetzlicher als eine unabwendbare, fürchterliche Bestimmtheit.

„Und kann ich dir vielleicht helfen? Ach, ich fühle wohl, das wird nicht gehen! Ja, wenn ich reich wäre, dann würde es mir möglich sein, dich zu erretten, im Nothfall dich zu entführen. Meine Armuth, die ich jetzt verfluche, läßt solch einen Plan freilich als Verrücktheit erscheinen, sie ruft mir höhnend zu, daß ich ohnmächtig, daß ich nicht im Stande bin, dich, mein Liebstes auf Erden, zu befreien. O Elise, gib mir Antwort, ob nicht irgend noch ein Funke von Hoffnung ist?

Es küßt dich tausendmal

dein armer, verzweifelnder aber dir

ewig treuer Edmund."

Zitternd entglitt der Brief den Händen des unglücklichen Mädchens. Zitternd nahm sie ihr kleines Taschenbuch hervor, riß ein Blättchen heraus und schrieb mit einem Bleistift mit kaum leserlicher Schrift darauf:

„Ich habe Alles versucht; es war umsonst. Bete für mich, wenn du kannst, ich vermag nicht mehr zu beten. Lebe wohl, lebe wohl für immer und vergiß, wenn du kannst, deine unglückselige Elise."

Sie zog einen Ring vom Finger, der von ihrer seligen Mutter stammte, wickelte denselben in das Papier ein, auf dem der letzte Abschiedsgruß an den Geliebten stand und warf es dann hinunter. Alsdann brach ihre letzte Kraft zusammen, laut weinend sank sie zu Boden.

Unten fing Edmund das kleine Papier auf. Er öffnete es, küßte den Ring, las das Billet beim Schein der nächsten Laterne und wankte dann, trostlose Verzweiflung im Herzen, in die Nacht hinaus.

(Schluß folgt.)

## Sonn- und Feiertage in Frankreich.

(Schluß.)

Und was die Männer der Revolution wollten, das haben sie auch erreicht. Zehn Jahre beherrschte der neue Kalender Frankreich, das öffentliche Leben wie der Privatverkehr hatte sich in ihn gefügt, die Gerichte übten ihn, in den Schulen wurde er gelehrt und die Ereignisse jener großen Zeit sind so innig mit ihm verwachsen, daß sie für alle Zukunft in der Geschichte seinen Namen erhalten werden. Der Sonntag war aus dem Leben des französischen Volkes verschwunden. Es gab keine Feiertage mehr. Die Decaden und die neuen acht Feste waren politische Ereignisse, die man als solche feierte und ehrte, aber sie wirkten nicht zurück auf das soziale Leben, sie hatten keine religiöse Bedeutung. Paris und die großen Städte Frankreichs hatten sich leicht und willig in diese Erscheinungen gefügt und das große Verkehrsleben, das in ihnen herrschte, machte nebst den dauernden revolutionären Bewegungen die Auffälligkeit derselben wenig fühlbar. Als am Ende der Herrschaft des Direktoriums die Direktion der Porzellanfabrik zu Sèvres am Sonntag die Arbeitsglocke läutete und nicht an den Decaden, war man in Paris bitter empört. Das Direktorium aber hatte seine Macht verloren und seine Mahnungen verhallten fruchtlos, ebenso wie jene, die der Justizminister Gemisseux an die Gerichte der ferneren Provinzen sandte, weil man daselbst am Sonntag zu feiern fortfuhr, statt an den gesetzlichen zehnten Tagen. Selbst das Märzenbier, das seinen berühmten Namen gegen den des Bière de Germinal unter der Revolution umtauschen mußte, nahm unter dem Konsulat seinen alten Titel an und Anno 10 versuchte eine Spottschrift schon den Revolutionskalender so lächerlich zu machen, daß Monsieur le Dimanche die arme Madame la Desache zu einem Tedeum einlud ꝛc., um ihren Tribut dem neuen Gott darzubringen. Napoleon hatte diese Gegenrevolution allein möglich gemacht, aber er so wenig wie seine Zeit haben sich um Glauben und Religion gekümmert und eine Reformation war doch nur möglich, wenn man den innersten Geist neu zu gestalten versuchte. Man griff nach äußeren Formen und reformirte den Sonntag, öffnete die Kirchen und Klöster, weil politische Gründe die neue Staatsgewalt bestimmten, mit dem alten Europa sich zu versöhnen, aber man pflegte den alten Geist, den zehn Jahre der Uebung gereift hatten, um sich selbst in der Gewalt zu erhalten. Wie wenig Napoleon um den Glauben sich kümmerte, zeigt die Fälschung des Konkordats, die er versuchte und worüber die neu erschienenen Memoiren des Kardinals Consalvi so interessante Aufschlüsse geben. Im Konkordate und den berüchtigten organischen Artikeln desselben verbot Napoleon jede öffentliche Kirchenfeierlichkeit, anerkannte weder Sonn- noch Feiertage als besonders ausgezeichnete Zeitabschnitte und drängte die religiöse Uebung in die dunklen Räume der Kirche zurück, entzog sie den Augen des größten Theiles des Volkes und ließ in dieser Richtung dem öffentlichen und Privatleben volle unbegrenzte Freiheit. Nur Einen Tag des Jahres, den auch die Kirche feierte, zeichnete er und seit seiner Herrschaft das ganze französische Volk aus, den Tag der Himmelfahrt Maria's. Frankreich feiert diesen Tag aber nicht mehr als Kirchenfest, sondern als das Geburtsfest seines ewigen Helden.

Vergebens waren alle Bemühungen der Restauration, diesen Geist zu zerstören. Man spöttelte über die öffentlichen Feierlichkeiten und Umzüge, welche unter Ludwig XVIII. die Kirche am Auferstehungstage und Frohnleichnam veranstaltete und es war selbst dieser großen Reaktion nicht möglich, sie für die Dauer zu erhalten. Und als die Julirevolution ausbrach, kehrte sich die Wuth des Pariser Volkes alsbald wieder gegen die Geistlichkeit und die Trümmer des erzbischöflichen Palastes blieben noch längere Zeit der Priesterschaft eine traurige Mahnung. Louis Philipp konnte in dem bekannten Streite um das Besitzthum dieses Palastes mit der Kirche gegen diese entscheiden, indem er ihr das Recht des Eigenthums an den Kirchen-Gebäuden absprach, denn er wußte, daß er die Meinung des Volkes für sich habe.

Seit dieser Zeit hat sich das Handels- und Verkehrsleben Frankreichs so ungeheuer vermehrt und besonders jenes der großen Städte, daß es ganz unmöglich wäre, an Sonn- und Feiertagen besondere religiöse Pflichten des Bürgers in Anspruch zu nehmen. Was die Zeit und die Geschichte gerechtfertigt hat, das erhält heute die Nothwendigkeit in dauernder Uebung. Das gesammte Leben Frankreichs ist ein öffentliches, das innere Leben der Familie hat wenig ... in Paris

fast gar keine Bedeutung mehr. Dieses wieder hebt von selbst den Werth der Feiertage als Tage der Familienfreuden auf. Nicht das religiöse Gebet, sondern die Familienverhältnisse anderer Staaten, und besonders Deutschlands, haben die kirchlichen Feste zu Familienfesten geschaffen. Darum sind sie uns theuer, darum hängen wir an ihnen, wenn uns die Phantasie des Kindes entzückt, wenn wir als Männer mit dem Ernst des Lebens kämpfen, wenn wir mit grauen Haaren die Vergänglichkeit alles Seins selbst belächeln. Seit der Revolution 1789 ist das häusliche Leben in Frankreich in diesen Strom der Alles auflösenden Oeffentlichkeit hineingerissen worden. Jeder Einzelne geht mit seinem ganzen Fühlen und Denken in ihr auf. Alles gehört dem Staate, Alles ist für ihn und in ihm. In den großen Städten und in Paris vor Allem bietet das hin- und herwogende Leben ein dem Franzosen stets neues und unentbehrliches Element seines Daseins. Das ist seine Zerstreuung, das seine Freude und Lust, seine Poesie.

Da strömt es in der Charwoche durch die Straßen, wie an allen anderen Werktagen, da steht am Frohnleichnam der Maurer und legt wie Tags vorher heiter und lustig Stein auf Stein. Nur wenn man in eine Kirche eintritt, oder zufällig den Kalender ansieht, dann erkennt man den Feiertag. Das deutsche Herz freilich wird am Christtage stets lebendig gemahnt und kann die heimischen Freuden nicht vergessen, selbst wenn es durch die Straßen von Paris oder einer andern Stadt Frankreichs zieht und lebt und weilt, wie so gar Niemand ahnt, was heute tausend andere Herzen beglückt, wie die Fenster nicht widerstrahlen von tausend Lichtchen und Niemand, gar Niemand sich anders freut, denn gewöhnlich. Und wie die Feiertage, so ziehen die Sonntage dahin, und wie der erste Tag im Jahre, so rollen alle übrigen aus der schweigenden Zukunft in die Vergangenheit. Aber heute noch feiert ganz Frankreich den Festtag seines ersten großen Kaisers. Kein Arbeiter arbeitet im ganzen Land, kein Mensch betritt in seinem gewöhnlichen Kleid die Straßen. Alles feiert, Alles jubelt. Festessen werden gegeben, Toaste der Zukunft, der Vergangenheit gebracht und die Nacht wird erhellt durch tausend Freudenlichter und von den Thürmen leuchtet das Himmelsbild des Zodiakus.

Die Kinder erben an dem Tage von Vätern und Großvätern märchenhafte Geschichten aus dem Leben des nationalen Helden. Das pflanzt sich fort, vergrößert sich mit den Jahren und verdunkelt sich mit seiner Ausdehnung. Aus dem Menschen wird ein Geist, aus dem Kaiser ein Gott, aus der Geschichte ein heiliges Märchen. So vollzieht sich vor unseren Augen ein Prozeß, dessen Inhalt in tausendfältiger Form die Geschichte des Alterthums der forschenden Gegenwart als undurchdringliches Räthsel überliefert hat. Aus dem Helden des Lebens und der Geschichte macht die Phantasie einen Helden des Glaubens und der Religion, die Zeit löst allmälig beide von einander ab und selbst neben der kritischen Geschichtsforschung unserer Zeit schafft sich die Phantasie einen Mythus. Für ganz Frankreich hat der einzige Feiertag der Kirche und des Staates seinen religiösen Charakter verloren, Niemand denkt an die Himmelfahrt Marias, das ganze Volk denkt an den heiligen — Napoleon. Die Politik hat den Glauben bestimmt und selbst die Priester beten an diesem Tage mit lauterer Stimme: „Domine! Salvum fac Napoleonem!“

# Eine Schweizer Erinnerung.

Die letzten Unruhen in Genf, und die Art, wie das Volk, als sich die Leidenschaften etwas gekühlt, mannhaft gegen die Ueberhebungen einer Kaste auftrat und das Verdammungsurtheil über die niedere Bosheit sprach — erinnern mich an eine der kostbarsten Perlen im Schatze der Geschichte der Schweizer.

Es war im Spätherbst 1839. Frankreich forderte von der Schweiz die Ausweisung des Thurgauer Bürgers Napoleon Bonaparte, der, den kleinen Hut seines großen Oheims auf dem Haupte, durch die Straßen Straßburgs gesprengt war, Bürger und Soldaten zur Restaurirung der Bonaparteschen Dynastie auffordernd.

Napoleon war damals Besitzer des Arenenberges an den Ufern des reizenden Bodensee's, und, wie gesagt, Thurgauer Bürger.

Graf Montbel, der französische Botschafter in Bern, forderte mit Entschiedenheit die Ausweisung des Thurgauer Bürgers, und als die Schweizer Regierung, die Nothwendigkeit einer solchen Maßregel durchaus nicht einsehend, diese Forderung mit gleicher Energie zurückwies, zog eine französische Heeresabtheilung in Pruntrut, einem zu Bern gehörigen Bezirk, ein.

Die Schweiz griff zu Rüstungen. Die Waffen wurden hervorgeholt, die an die einsamste Ruhe gewohnten Thäler klangen wider vom Lärme kriegerischer Vorbereitungen, das sonst so friedliche Land gewann ein neues, fremdartiges Ansehen. — Zürich, die Stadt der Künste, war zum Sammelpunkt des eidgenössischen Heeres bestimmt worden. Zu Tage und zu Nacht, von allen Seiten her hielten die einzelnen Abtheilungen ihren Einzug und noch vor Ablauf von fünf Tagen war die erforderliche, und fürwahr! keine unansehnliche Streitmacht beisammen.

Es war an einem düstern, rauhen Novemberabend. Die Truppen, die in und um Zürich lagen, hatten die Weisung erhalten, mit Sack und Pack sich am Marsfelde zu versammeln. Tief dunkelte bereits der Abend, ein kalter Wind blies von den Glarner Wetterbergen, als dieselben in Kolonnen aufzogen, und im Scheine Hunderter und Hunderter von Fackeln ein Karré formirten, in das sich die Generalität mit dem Stabe und den Fackelträgern begab. Hoch zu Rosse las der Generalauditor den Truppen den Eidschwur vor, und abertausend Stimmen antworteten diesem Schwur mit tiefer Ergriffenheit: „Wir schwören!“

Das war ein unvergeßlicher Moment. Ich war doch selbst Soldat und hatte meinem Lande den Fahneneid geleistet, aber ich gestehe, ich war nie so ergriffen, als hier von dem Eide fremder Truppen. Das Eigenthümliche der Jahreszeit, das Brausen des See's, die bleichen hohen Risse der Gletscherberge, die, selbst ein ewiger Schwur, ihre riesigen Hände zum Himmel streckten, und diese Scenerie, übergossen mit dem gespenstigen Scheine Hunderter von Fackeln, der Augenblick war großartig. — Hier standen zehntausend Männer, weit und breit herbeigeeilt, verschiedenen Ständen, verschiedenen Lebensrichtungen angehörend, und diese Zehntausende von einem Gedanken beseelt: die verletzte Freiheit ihres Landes zu rächen, das Recht eines ihrer Bürger mit den Waffen, mit dem Blute zu vertheidigen. Und an diesen Bürger waren sie nicht einmal durch Schicksale der Geburt, nur durch die Gastlichkeit des Landes gebunden — wer hätte da nicht weinen müssen!

Die Tambours wirbelten, die Bataillone schwenkten ab und formirten sich, Musik und Fackelträger an der Spitze, setzte das Heer sich in Bewegung, und unter Vivatrufen ging es fort dem Feinde entgegen.

In Bern aber stand Bonaparte, jetzt Kaiser Napoleon III., vor dem Großen Rathe der Eidgenossenschaft, und dankte der Nation für ihren edelmüthigen Schutz. „Nicht eine Stunde könnte ich leben auf Schweizer Boden," sagte er, „würde ein Schweizer für mich sterben. Der Arenenberg steht leer, ich verlasse die Schweiz, mein zweites Vaterland, und flüchte mein Haupt und mein Recht auf Frankreichs Thron jenseits des atlantischen Meeres; unvergessen aber wird der Edelmuth der Schweiz fortleben!"

Er verkaufte Arenenberg und schied aus der Schweiz. Die eidgenössischen Truppen aber kehrten schon nach wenigen Tagen, ohne einen Schuß gethan zu haben, in ihre Heimath zurück.

## Würzburger Stadttheater.

**Würzburg, 17. Sept.** Am vorigen Sonntag und gestern gingen in unmittelbarer Reihenfolge die beiden vorzüglichsten Opern des geschätzten französischen Meisters Adrien François Boieldieu und zwar „Johann von Paris", seit langer Zeit zum ersten Male, und „Die weiße Frau von Avenel" über die Bühne. Es sind diese beiden Opern die einzigen, welche dermalen von Boieldieu auf dem Repertoire sich erhalten haben, während eine größere Anzahl, denn das Talent desselben war sehr ergiebig, darunter mehrere sehr mit Unrecht in Vergessenheit gekommen und von der Bühne verschwunden sind.

Bei dem hohen Range, welchen die obigen zwei Opern im Fache der feinen Conversationsoper einnehmen und dem künstlerischen Gehalte beider Tonwerke verdient es alle Anerkennung, daß die Direktion dieselben zur Aufführung gebracht und namentlich die erstere, welche lange Zeit hier nicht mehr gehört worden ist, neu hat einstudiren lassen.

In beiden Opern herrscht eine Fülle der schönsten ansprechendsten Melodien vor; in beiden finden wir eine Leichtigkeit, Anmuth und Frische, welche die späteren Compositionen im Gebiete der Spieloper vergebens angestrebt haben. Insbesondere treffen wir das schönste Ebenmaß in harmonischer Beziehung, vollkommene Uebereinstimmung zwischen Gesang und Orchester und eine edle Einfachheit, welche alles Haschen nach Effekt vermeidet und mit ihren ungekünstelten prachtvollen Motiven und ihren reichen Ensembles einen Erfolg erzielt, welcher den beiden Opern eine bleibende Stätte im Repertoire der ersten Bühnen sichert.

Obgleich alle Nummern schön und lieblich sind, so wollen wir doch als ganz besonders gelungen im „Johann von Paris" die große Arie Oliviers im ersten Akte, die Romanze „Dein Troubadour", die Arie der Prinzessin und das herrliche Duett zwischen Johann und Olivier hervorheben und auf die prächtige Instrumentirung der Arien des Seneschal und der Chöre aufmerksam machen.

Was „die weiße Frau" betrifft, so bedarf es kaum eines Hinweises auf die vielen herrlichen Blüthen, welche sich in diesem Kunstwerke entfalten, da Jedermann die schöne Romanze der Jenny im 1. Akte, das Soldatenlied, das Spinnerlied und die treffliche Arie „Komm holde Dame" endlich den großen Chor im letzten Akte kennt.

Was die Aufführung des „Johann" anlangt, so hat es noch hin und wieder gefehlt und blieb noch Manches zu wünschen übrig, was hoffentlich die in nächster Zeit in Aussicht stehende Wiederholung dieser Oper einbringen wird; wir versparen deßhalb eine eingehende Besprechung der einzelnen Leistungen gerne bis dorthin und wenden uns sogleich zur Aufführung der „weißen Dame", der wir unsere volle Anerkennung zollen können, denn wir waren in der That fast vollkommen befriedigt. Die Titelrolle wurde recht gut von Frau Borchers gesungen; sie entfaltet ihre Stimme nunmehr mit der nöthigen Unbefangenheit und hat den anfänglich nicht ganz günstigen Eindruck, welchen ihr Gesang gemacht hat, glücklich verwischt; im Vortrage der gesprochenen Stellen vermißte man Ausdruck und Leben, das wird sich übrigens auch noch verbessern lassen. Herr Hahn hat in der Rolle des Georg Braun geleistet, was in seinen Kräften stand; ist man einmal an sein eigenthümliches Organ, an seine etwas scharfe dünne Stimme gewöhnt, dann fällt auch der nachtheilige Eindruck weg, den sein Gesang mitunter hervorbringt. Zur Beseitigung desselben können wir Hrn. Hahn nur rathen, den Ton möglichst weich anzuschlagen und zu halten, und die Nasaltöne wo möglich zu vermeiden. Hr. Leithner als Verwalter und Frln. Herbold als Pächterin waren in Spiel und Gesang vorzüglich, die Chöre durchweg brav und das Orchester vortrefflich.

—s.—

## Auf Gett'sburgs Schlachtgefilde.*)

Auf Gett'sburgs Schlachtgefilde, verlassen von der Welt,
Liegt mit dem Tode ringend, dahingestreckt ein Held.

Ob glüh'nder Durst ihn quälet, — ob heiß die Wunde brennt,
Sein Herz der Heimath denkend, — noch tiefre Schmerzen kennt.

Aufrichtend sich mit Müh', sucht die zerschossne Hand
Ein Heiligthum, — ein Bildchen, verborgen im Gewand.

Lang hat er es betrachtet, — dann an den Mund gedrückt,
Das Auge, schon gebrochen, es liebend noch anblickt.

Zuletzt führt er's zum Herzen, — dann fand er endlich Ruh;
Es war, als drückten Engel ihm still die Augen zu.

So lag er stumm und friedlich — ein Held der Union! —
Das Bild auf seinem Herzen, das kleine Medaillon.

Was war's, das letzte Sorge, ihm letzte Labsal war?
„Daheim, fern über'm Meere, ein lieblich Kinderpaar!"

Friedrich Friedreich.

*) Nach einer Illustration in Frank Leslie's Illustrirte Zeitung Nr. 384. New-York, 2. Jan. 1864.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: R. Bandorf.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 76. Mittwoch den 21. September 1864.


## Vielleicht im Himmel, vielleicht in der Hölle.

(Schluß.)

Jahre waren vergangen. Da rollten eines Abends vor einem Palast in W. die Equipagen. Oben war die mittlere Fensterreihe überaus hell erleuchtet. Ein hoher Würdenträger gab der Aristokratie und hohen Beamtenwelt ein Ballfest. Schon rauschte die lustige Tanzmusik Strauß's durch die glänzenden Räume und schöne und nicht schöne Paare drehten sich in Galopp, Walzer und Polka, als ob sie damit den Biß der Tarantel beschwören wollten, der bekanntlich nur durch leidenschaftliches Tanzen geheilt wird.

Wohl waren die Meisten auch von einer Tarantel gestochen, doch nicht von jener, welche im Garten Europa's unter Blumen lauert, sondern von einer moralischen. Da vertanzte dieser den Gedanken an seine Unterschleife, ein Anderer das Gefühl seiner durch Schulden kompromittirten Stellung und so dieser das, jener das. Und wirklich vergaßen sie Alle über der Bewegung nach lustigen Klängen für einen Augenblick, was sie sonst drückte, denn das Tanzen ist in der That auch gegen den moralischen Tarantelstich ein sehr probates Mittel.

Nur ein noch ziemlich junger, bleicher Mann konnte sich nicht entschließen, zu tanzen. Er stand ganz allein in einer Fensternische und sah dem Treiben der Uebrigen, wie es schien, gedankenlos zu. Ihn hatte nicht die Tarantel des bösen Gewissens, sondern die Tarantel unglücklicher Liebe gestochen und obwohl schon viele Jahre darüber verflossen waren, wollte dieser Stich noch immer nicht vernarben. Es war Edmund.

„Wer ist der ernste blasse Mann dort in der Fensterecke?“ fragte eine junge Dame ihren Tänzer, der sie eben wieder zu einem Ruhepolster führte.

„Das ist eine interessante Erscheinung,“ erwiderte der Gefragte, „den sehen Sie sich recht an, mein Fräulein, denn es ist Niemand anders als jener furchtbare Staatsanwalt, der neulich mit so unerbittlicher Strenge in dem Monstre-Unterschleifsprozeß fungirte, durch den einige Mitglieder der haute finance und sogar leider auch Leute von edler Familie für immer zu Grunde gerichtet wurden.“

„Ah!“ rief das Fräulein, „jener entsetzliche Mann, dessen gerichtlicher Scharfblick an die Spürkraft eines Höllenwächters streifte? O ich habe die ganzen Verhandlungen gelesen. Sie waren sehr interessant, aber sehr traurig.“

Das Pärchen eilte vorüber.

Ja, Edmund hatte sich seit jenem Abend, wo er den trostlosen Bescheid Elisen's bekommen hatte, das Wort gegeben, sich an der Gesellschaft, die ihn durch ihre schreiende Unmoral so unglücklich gemacht hatte, zu rächen und er hatte sein Wort gehalten.

Mit einem rastlosen, durch das Gefühl der Rache beflügelten Fleiß hatte er seine Studien absolvirt und früher, als dies je zuvor dagewesen, sich zum Staatsanwalt emporgearbeitet. In dieser Eigenschaft trachtete er mit unerbittlicher Strenge danach, als öffentlicher Ankläger unsere sozialen Schäden bloszulegen und das Verbrechen besonders da aufzusuchen und zu ahnden, wo es gewöhnlich, weil hinter Macht und Glanz versteckt, ungeahndet bleibt. Er wär allgemein geachtet, noch mehr gefürchtet, von Niemand geliebt.

Ein hoher Beamter sah ihn dort so einsam dastehen und hielt es für seine Pflicht, ihn zu begrüßen.

„Wie immer in tiefen Gedanken, Herr Staatsanwalt, Sie sind gewiß wieder einem neuen Verbrechen auf der Spur.“

„Ganz und gar nicht,“ erwiderte Edmund, „wenn ich die Wahrheit gestehen soll, so verfolge ich vielmehr die Spur jener Dame dort, die obwohl nicht mehr ganz jung, doch noch immer eine blendende Schönheit ist. Sie kommt mir so bekannt vor. Sie erinnert mich an ein Wesen, welches ich einst in meiner Jugend kannte, dem ich sogar nahe stand.“

„Aha, da sind Sie doch auf der Fährte einer Verbrecherin!“

„Wie so?“

„Nun jene Dame ist bekannt durch ihre galanten Abenteuer. Ich glaube, sie hat ihrem Mann so oft Hörner aufgesetzt, daß er füglich den gehörnten Siegfried spielen könnte.“

„Entsetzlich! Und wie nennt sich diese Dame?“

„Es ist die berüchtigte Gräfin von Hohengrauperheim, jene reiche Bankierstochter, welche diesen verlumpten Standesherrn wieder finanziell auf die Beine geholfen hat.“

Edmund sagte nichts. Ein innerer Schauer zitterte durch seine Glieder. Der andere Beamte empfahl sich.

Sein Blick mußte die Gräfin aber auch eigenthümlich gestreift und wie der eines Basilisken oder einer Klapperschlange angezogen haben. Sie näherte sich der Fensternische, trat zu Edmund und begann mit einer Schüchternheit, die ihr sonst längst nicht mehr eigen war:

„Vergeihen Sie, mein Herr, ich muß Sie einst gekannt haben.“ —

„Jawohl, Elise,“ antwortete der Staatsanwalt, „du hast mich gekannt. Weißt du noch, wie ich dir das Märchen von der Entstehung der Veilchen erzählte?“

„Mein Gott, wie bin ich unglücklich!" seufzte die Gräfin.

„Und man sagt," hob Edmund wieder an, „du werfest dich weg."

„Es ist wahr, ich mußte mich rächen, mußte meinen Schmerz übertäuben. Ward ich doch zuerst entehrt, als man mich vor den Altar schleppte. Und es heißt, die Ehen werden im Himmel geschlossen."

„Vielleicht," erwiderte Edmund, „im Himmel, vielleicht in der Hölle."

## Pariser Bilder.*)

### Napoleon und die Veilchen.

Die „lebenden Bilder aus Paris" sind eine bequeme, angenehme Lektüre im Feuilletonstyl. Die sozialen Verhältnisse werden geschildert, die bedeutendsten Persönlichkeiten, die Vergnügungen des Hofes und Adels, der Bourgeoisie, der unteren Schichten. Wir wohnen in der großen Oper der ersten Vorstellung des „Tannhäuser" bei, bei Hofe dem Empfange des türkischen Gesandten; wir belauschen hinter einem Fenstervorhang den Kaiser im Familienkreise. Alles ist hübsch geschrieben, ohne Anspruch, etwas Bedeutendes zu sein. Von Politik und Religion ist nicht viel die Rede; wo dies geschieht, befindet sich der Verfasser auf dem Standpunkt der „Kölnischen Blätter", für welche die Abschnitte des Buches einzeln geliefert wurden. Wir geben als Probe eine kleine Episode, die auch an und für sich interessant ist.

Es war in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts. Der große General, der die Geschicke Frankreichs und Europas, wie er sich selbst rühmte, auf der Spitze seines Schwertes trug, war bereits zum Konsul auf Lebenszeit ernannt und stieg raschen Schrittes die Stufen zum Kaiserthron hinan. In Malmaison wohnte seine Gemahlin Josephine; er selbst bewohnte das Elysee, denn die Tuilerien bezog er erst nach seiner Krönung. Fast täglich ritt er nach Malmaison hinaus, nur von einem Diener oder auch von seinem treuen Rustan gefolgt. So war er auch an einem Februarmorgen unterwegs und ritt schneller als gewöhnlich, denn er hatte sich verspätet. Die Ursache der Verzögerung war ein Veilchenbouquet, das der Konsul aus den Treibhäusern von Versailles erwartete und das nicht ankam. Damals waren Veilchen im Winter eine Seltenheit, und ein Bouquet sofort anderwärtig aufzutreiben, war geradezu unmöglich. Und doch hätte Bonaparte ein Versprechen zu lösen, denn es war der Namenstag seiner Frau, und sie hatte ihm wenige Tage vorher auf seine Anfrage, welches Geschenk sie wünsche, einfach geantwortet: Nichts als einen Strauß Veilchen. Nun sollte er diesen Wunsch nicht erfüllen. Zwei Kouriere hatte der Ungeduldige schon nach Versailles geschickt; es ging ihm wirklich wie Ludwig XIV., er mußte warten. Da bringt man plötzlich von unbekannter Hand einen großen, prächtigen Veilchenstrauß, so duftig und frisch, wie mitten im Mai gepflückt, jedenfalls viel schöner, als das von Versailles erwartete Bouquet gewesen wäre. Der Konsul, überrascht und gerührt — ahnte er vielleicht, von wem der Strauß kam? — schwingt sich hastig damit aufs Pferd und sprengt nach Malmaison. Dort ist schon große Versammlung; die Freunde des Hauses — und bekanntlich zählt der erste Konsul deren nicht wenige — waren mit reichen, glänzenden Geschenken gekommen. Bonaparte tritt hinein, umarmt seine Gemahlin und überreicht ihr das Bouquet.

Von da an datirt die Vorliebe Napoleons für Veilchen. Der bewußte Strauß wurde gehegt und gepflegt wie ein Schoßkind, auf den besondern Befehl des Konsuls. Als die Blumen endlich verwelkt waren, sorgte Josephine, die sich die plötzliche Veilchenpassion ihres Gemahls gar nicht erklären konnte, für frische, und auch als Kaiserin blieb sie diesem Kultus treu.

Später, da sie als Opfer einer unheilvollen Politik dem Thron entsagte und sich nach Malmaison zurückzog, gebeugt und verlassen, war Blumenpflege ihre liebste Beschäftigung, und ihre Lieblingsblume blieb das Veilchen. Als sie nach einigen Jahren am gebrochenen Herzen starb, pflanzte man Veilchen auf ihr Grab, und noch heut, wo ein prächtiges Mausoleum über der Gruft der ersten Kaiserin aufgeführt ist, blühen Veilchen in Fülle rings umher.

Auch auf St. Helena pflanzte Napoleon Veilchen mit Vorliebe, und als sein Sarg in Cherbourg die französische Erde berührte, war er in wenigen Minuten mit Veilchensträußen und Kränzen über und über bedeckt.

Unter der Restauration hob die weiße Lilie ihr stolzes Haupt, und unter der prosaischen Juli-Regierung bekümmerte man sich gar nicht um Blumen; aber mit dem neuen Kaiserthum trat das Veilchen wieder an seinen früheren Ehrenplatz.

Im November 1848 war die Aufregung der Gemüther groß in Paris, denn es waren die Tage der Präsidentenwahl für die neue Republik. Die blutigen Junitage waren noch im Gedächtniß Aller, und verhüllter als je zuvor schien die Zukunft Frankreichs. Man fragte sich ängstlich, welcher Name hervorgehen würde aus der Volksabstimmung? Cavaignac mit dem Säbelregiment, Louis Blanc oder Ledru-Rollin mit dem Sozialismus und dem Kommunismus, oder endlich Louis Napoleon mit dem neuen Kaiserreich? Der Prinz ging unruhig auf und ab in einem Salon des Hotel du Rhin am Vendome-Platz, wo er als schlichter Privatmann abgestiegen war. Auf dem Kamin und auf den Fensterbrüstungen standen in reichen Vasen herrliche Veilchen-Bouquets, eine Aufmerksamkeit des Wirths, die ihm der spätere Kaiser nicht vergessen haben soll. Wenige Getreue umgaben ihn: Persigny, Morny, Dr. Conneau. „Die Blumen bedeuten Glück," sagte der Prinz zu Persigny und wies auf die Veilchen — und schon wälzte sich der Tumult näher und näher vom Hotel de Ville, wo man gerade die gigantische Addition der drei Millionen Stimmen abgeschlossen hatte: neun Zehntheile waren zu Gunsten Napoleons ausgefallen. Der Saal und die anstoßenden Zimmer füllen sich nach wenig Minuten mit zahlreichen Gratulanten, und bis nach Mitternacht wogte die Menge auf und ab. Der Prinz zog sich spät zurück; im leeren Saal dufteten die Veilchen, und in jedem Jahr, wenn der Napoleonstag kommt, scheint sich ganz Paris in einen Veilchengarten zu verwandeln. Verkünden die Blumen die Dauer seines Glückes?

*) Lebende Bilder aus dem modernen Paris. 2 Bände. Köln, J. P. Bachem, [illegible]

## Touristen-Poesie.

Jede Reisesaison liefert eine unendliche Ausbeute von poetischen Versuchen, welche sich am behaglichsten und naivsten breit machen in den an interessanten Punkten aufliegenden Fremdenbüchern. Ein ganzes Bändchen solcher Ergüsse kommt uns heute in die Hand und wir werden gelegentlich die interessanteren veröffentlichen. Ueber das rasch berühmt gewordene Gmunden lesen wir:

Hier im Städtchen Gmunden
Könnt sich die G'sunden,
Wenn sie nicht erfrier'n,
Köstlich amüsir'n.

In dem Rigibuche prangt die heurige Saison mit folgenden Zeilen:

Ach schon vierzehn Tage lieg' i
Eingezwängt auf dem Rigi;
Eine Aussicht hab' ich täglich:
Meine Rechnung wächst unsäglich!

Ein unverschämter Grobian schrieb in fast unleserlicher Handschrift, für den aber, der bei Regenwetter sich die Mühe nimmt, es zu entziffern, immerhin deutlich genug in dasselbe Buch:

Die Esel kommen und gehen
Und bringen stets neuen Besuch;
Die Esel gehen und stehen
Dann hinterher im Buch.

Einer, der während der Genfer Unruhen in jener Stadt war und, wie es scheint, einen gewaltigen Schrecken ausgestanden hat, verewigte sich dort mit den Worten:

Hier in Genf
Kam ich in einen schönen Senf.
Leider war es kein Kremser —
Hier mach' ich nie mehr einen Bremser!

Rührend ist auch die Klage, welche ein abgewiesener Liebhaber in einem Fremdenbuch der Alpenwelt aushaucht. Der Arme ist gewiß ein Handlungsreisender, der einen Naturabstich in die Alpen gemacht hat. Er schreibt:

Ach was ist die Schweiz,
Karoline, gegen Deinen Reiz!
Dein harter Vater im Winkel,
Versagt Dich mir aus purem Dünkel.

Unter diese wehmüthig hingehauchte, unendlich rührende Klage schrieb ein hartherziger Spötter in unverantwortlich grober Weise:

Der alte Vater im Winkel,
Der handelte ganz brav;
Man gibt kein junges Hinkel*)
Zur Gattin einem Schaf!

Auf dem Inselsberg in Thüringen, allwo in dem auf dem Berge liegenden Hause vier deutsche Vaterländer zusammenstoßen, trug sich ein Witzbold mit folgenden Zeilen ein:

Kopf in Koburg, Händ' in Hessen,
Füß' in Weimar, was kein Zwerg, —
Also schläft man nach dem Essen
Abends auf dem Inselsberg.

*) Hinkel, rheinisch, für Huhn.

## Würzburger Stadttheater.

— Würzburg, 19. Septbr. Die gestrige Aufführung der beliebten und besten Meyerbeer'schen Oper „Robert" verschaffte Frau Borchers die beste Gelegenheit, sich in ihrem speziellen Fache als Coloratursängerin zu zeigen; die Rolle der Isabella, welche in ihren Händen war, ist überreich mit Verzierungen jeder Art bedacht und eignet sich sohin am besten als Probestein. Frau Borchers hat die Probe ziemlich gut bestanden, ihre Läufe und Coloraturen waren diesmal zusammenhängend und flüssig, ihr Staccato rein und sicher, die Triller richtig angeschlagen und gut gehalten; in den beiden ersten großen Arien im 2. Akte waren ihre Leistungen in der That ganz vorzüglich; in den folgenden Nummern dieses Aktes dagegen konnte ihre Stimme nicht mehr recht nachhalten; es schwand die Kraft und damit der Schwung und die Elasticität ihrer Stimme, so daß die letzten Arien den zwei ersten entschieden nachstanden; ihre Stimme ist ganz ansprechend und angenehm, wenn sie ausgeruht hat, erlahmt aber bei größerer Anstrengung ziemlich bald, da es ihr an Ausdauer gebricht. Im 4. Akte hatten sich durch die Ruhe während des dritten die Kräfte wieder gesammelt, so daß die Gnadenarie mit Leben und Ausdruck gesungen wurde und der Frau Borchers allgemeinen Beifall errungen hat.

Ihre Isabella läßt sich mit Recht unter die besten Leistungen des Abends rechnen und ihr reiht sich Herr Leithner als Bertram unmittelbar an; er gefiel in dieser schwierigen Rolle besser als je. Seine Stimme war kräftig und markig und hatte einen vollen angenehmen Klang; nur in den tiefsten Lagen erscheint sie nicht ausgiebig und metallreich genug, um auch hier noch etwas besonderes zu leisten; nachdem man aber nicht von jedem Bassisten verlangen kann, daß er mit gleicher Fülle und Kraft bis zum tiefen C hinabsteigt, wie er sich in den höheren und mittleren Lagen bewegt, so dürfen wir mit Hrn. Leithner um so mehr zufrieden sein, als er ein gutgeschulter Sänger und gewandter Spieler ist, überdies noch einen ganz besonderen Vorzug hat, nemlich jenen, daß er eine ungemein verständliche und deutliche Aussprache hat, ein Vorzug, welcher bei den meisten Sängern vermißt wird. Mit solchen Mitteln ausgerüstet, konnte es nicht fehlen, daß Hr. Leithner als Bertram glücklich war und gefallen hat. Wenn noch Eines zu wünschen übrig war, so war es höchstens der Wunsch, daß derselbe in der Schlußscene des großen Terzettes im letzten Akte mehr Feuer und Leidenschaft im Vortrag und Spiel hätte entwickeln sollen, sonst konnte man durchweg zufrieden sein.

Von den übrigen Mitwirkenden wollen wir noch der Frln. Wilde gedenken, welche die Alice fleißig gesungen und gut gespielt hat, und des Hrn. Wagner, der in der Titelrolle sich rühmlich hervorgethan hat; derselbe hat sich nur durch das ganz falsche Einfallen im Anfange seiner Arie im vierten Akte geschadet; es dauerte mehrere peinliche Takte bis die Harmonie hergestellt war; wäre Hr. Wagner nicht ein so routinirter Sänger, so würde er sich nicht mehr hineingefunden haben, glücklicherweise ging es dann doch wieder zusammen.

Schließlich noch die Bemerkung, daß der Chor der Altistinnen sehr schwach und lahm war und einen herzlich schlechten Eindruck im 2. Akte gemacht hat; es sind einzelne gute Stimmen darunter, allein sie trauten sich nicht recht heraus. Das muß und wird besser werden, wenn die Sän-

gerinnen ihrer Sache gewiß sind und ihre Aufgabe sicher einstudirt haben; also mehr Fleiß, dann kommt auch die Sicherheit. — ß —

## Aphorismen über Kunst.

Die Kunst ist die Wahrheit, geschaut durch das Prisma der Phantasie.

Es gibt keine Periode in der Geschichte, die nicht in irgend einem Monumente symbolisirt ist. Ueberhaupt erscheint es kaum begreiflich, daß die Historiker vom Fache durchweg das Kunststudium so sehr vernachlässigen. So lange das nicht anders wird, gehört eine richtige, alles Wesentliche umfassende Geschichtsanschauung zu den frommen Wünschen, und wird das blos aus Manuskripten und Büchern Geschöpfte nur Stückwerk bleiben.

Der Künstler darf eben so, wie der Schriftsteller, in seinem Werke nicht Alles sagen wollen; er muß vielmehr die Ergänzung seiner Andeutungen der Selbstthätigkeit des Beschauers überlassen.

Es ist wunderbar, wohin die blinde Voreingenommenheit gegen das Mittelalter die Leute treiben kann, — sogar bis zum Renaissance-Cultus! Für die romanischen Völkerschaften liegt dafür noch mancher, wenigstens plausible Grund vor, wie aber ein von seiner Nationalität nicht gänzlich abgefallener Deutscher gedachtem Cultus sich ergeben kann, erscheint geradezu unbegreiflich. Datirt doch der Cäsarismus, der fast alle germanischen Ordnungen aus den Angeln gehoben hat, das falsche Gottesgnadenthum, welches sich über jedes Gesetz erhaben dünkt, die Staatsomnipotenz mit ihrem Gefolge, dem Büreaukratenthum und der Polizeiherrschaft, aus jener Zeit, welche in einem Machiavelli den prägnantesten Ausdruck findet! Nicht blos unsere vaterländische Kunst, sondern auch unsere Sprache, unsere Sitte, unser Recht mußten nach und nach den über Frankreich zu uns herüberkommenden Einflüssen erliegen; selbst das Verständniß für das altgermanische Wesen und die in demselben wurzelnde politische Freiheit ging verloren; fast in Allem und Jedem wurden wir endlich die Affen der Franzosen. Daß England sich verhältnißmäßig so gesund erhalten hat, rührt zumeist daher, weil die frische Seeluft dem Miasma der Renaissance dort größeren Widerstand leistete, wie denn auch überhaupt der Sachsenstamm seiner Natur nach jenem Wälschthum am antipathischsten ist. Ueberhaupt eignet sich übrigens das deutsche Naturell wenig dazu, dasjenige hervorzubringen, was die Renaissance so schön und verführerisch gemacht hat; am meisten aber irren unsere Modernisten, welche es übersehen, daß der Reiz der Renaissance ebenso sehr durch den Stoff und die Technik bedingt ist, als durch die Linienführung, und dennoch meinen, in Gyps, Zink und Gußeisen lasse sich die brillante Ueppigkeit der mediceischen Periode repristiniren!

Unsere Klassizisten und Renaissancisten, die sich so sehr auf die Antike steifen, vergessen (vielleicht auch wissen sie es nicht, da ihr Wissen nicht sonderlich weit her zu sein pflegt), daß die großen Meister des heidnischen Alterthums vorzugsweise darauf bedacht waren, das heilige Feuer des Ideals zu hüten, und daß das Ideal in dem religiösen Glauben und dem Kultus wurzelte. Die heidnische Masskerade, welche die modernen Künstler, die über jedes Heiligenbild an einem Hause die Nase rümpfen, aufzuführen pflegen, würde in Hellas nur Verachtung und Indignation zuwege gebracht haben. Das moderne Heidenthum verhält sich zum echten, alten ungefähr wie Möglespomade zu Rosenöl, oder wie die Branntweinfusel zum Bouquet des Scharzhofberger's.

Die „moderne Kritik", von der man so oft als von einer Haupterrungenschaft reden hört, besteht nach der ästhetischen Seite zumeist darin, daß die Träger derselben am Schönsten immer noch etwas auszusetzen finden, während sie am Häßlichen auch nicht den mindesten Anstoß nehmen. Mit dem äußersten Raffinement zerlegen unsere ästhetischen Feinschmecker die Kunstwerke aller Zeiten; sie bemerken es aber kaum, oder finden doch nicht das mindeste dagegen einzuwenden, wenn täglich unter ihren Augen die widerwärtigsten Mißgeburten entstehen, oder wenn die aus der Vorzeit noch herübergeretteten Meisterstücke zu Schanden restaurirt oder zerstört werden.

Die Altmacherei (der archäistische Purismus) ist bei der Wiederherstellung von Monumenten eine nicht minder gefährliche Klippe, als die Neumacherei, und kann nicht genug vor der Abgeschmacktheit gewarnt werden, Säkularbauten, wie z. B. Kathedralen, in Allem und Jedem auf den Styl ihrer Entstehungszeit zurückzuführen. Um stets die rechte Linie in dieser Beziehung einhalten zu können, ist neben einer gründlichen Kenntniß von den relativen Vorzügen jeder Stylperiode ein gewisser Takt erforderlich, den man sich nur allmählich durch vieles Vergleichen anzueignen vermag.

Kaiser Julian, der Apostat, verbot gleich beim Beginne seiner Regierung den christlichen Rhetoren und Grammatikern, wenn sie sich nicht zum Götterkultus bekennen wollten, das Lehren der freien Künste. Sollte nicht bald im Interesse der Akademien und ihrer antiken Götterwelt eine ähnliche Maßregel gegen die sich wieder vordrängenden Gothiker zu erwarten stehen oder doch zu empfehlen sein?

Die Künstler der Alten wollten nur das Schöne bilden; das Häßliche war ihnen antipathisch. Heutzutage sieht man gewisse Künstler sogar auf Leichengeruch spekuliren, um dem blasirten Publikum etwas Neues zu bieten.

Die monumentale Baukunst bewahrt die übrigen Künste vor dem Verdunsten.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: R. Bandorf.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 77. Sonntag den 25. September 1864.

### Die Glöcknerin.

Erzählung

A. G. Prandl.

Durch den unglücklichen Ausgang einer entscheidenden Schlacht war das Herz des Landes dem in siegreicher Uebermacht daherstürmenden Feinde preisgegeben. Mit ungezügelter Willkür begann er hier, während der rechtmäßige Herr und Gebieter, nach erlittener schmachvoller Niederlage, sich mit den Trümmern des zerstreuten Heeres bis an die äußersten Grenzen seines Reiches zurückgedrängt sah, wie in seinem Eigenthume zu hausen und zu schalten. Unerschöpflich in seinen Ansprüchen und Forderungen, ließ er die leidenden Bewohner des Landes alle Leiden und Schrecknisse der ihnen auferlegten eisernen Zwangsherrschaft erfahren, und mit der furchtbaren Gewalt und Schnelligkeit eines verheerenden Lavastromes ergossen sich die in Verfolgung des Sieges begriffenen Heeresmassen sengend und plündernd nach allen Richtungen hin. Der Widerstand, den einzelne Haufen von Bewaffneten, noch hier und da, durch die Ortsverhältnisse begünstigt, ihm bei seinem raschen Vordringen zu leisten versuchten, war kaum des Erwähnens werth, da sie, seinen ernstern Angriffe gewachsen, ihre letzte schwache Kraft nur in ohnmächtigen Bemühungen erschöpften.

Auch in der Nähe des Städtchens K.** hatte nach und nach eine ähnliche, aus Versprengten und Flüchtlingen bestehende, kleine Schaar sich zusammengefunden, von den hier vorhandenen rauhen und unwegsamen Gebirgsschluchten Besitz genommen und, in Wuth und Erbitterung entflammt, sich zu unablässiger Befehdung des übermüthigen Gegners auf Tod und Leben verschworen. Anfänglich hatte sich, da es dem gefaßten Entwurfe noch an dem innern geordneten Zusammenhange und Nachdrucke gebrach, die Ausführung des beabsichtigten Zweckes nur auf unbedeutende Neckereien beschränkt, welche der feindlichen Mühe, die verwegenen Freibeuter in ihren geheimen Schlupfwinkeln aufzuspüren, nicht werth gehalten, mithin auch nicht weiter beachtet wurden. Als jedoch nach Verlauf einiger Zeit die Hauptmacht des Feindes sich allmählich aus dieser Gegend entfernt hatte, um durch erneuerten Kampf und Sieg die bereits errungenen Vortheile zu vervielfältigen, gewann das Thun und Treiben der auf den Berghöhen versammelten kühnen Abenteurer, deren Anzahl sich mittlerweile von allen Seiten her bedeutend verstärkt hatte, gar bald ein ernsteres Ansehen. Raubgierig und beutelustig zugleich, brachen sie, von einem beherzten Anführer geleitet, mit gewaffneter Hand aus ihrem Hinterhalt hervor, durchkreuzten, aller Furcht und Gefahr spottend, das umliegende flache Land, und Schrecken und Verwüstungen bezeichneten ihre Spur. Mit eben so listiger Umsicht als kecker Entschlossenheit dehnten sie ihre Streifzüge weiter und weiter aus, bemächtigten bald hier, bald dort sich der für das feindliche Heer bestimmten Zufuhren, metzelten die Bedeckung ohne Barmherzigkeit nieder und scheuten, durch den wiederholt günstigen Erfolg ihrer Anschläge zu immer verwegeneren Unternehmungen gereizt und ermuthigt, selbst den ungleichsten Kampf nicht, da ihnen das Waldgebirge, so sie durch die Uebermacht des Gegners zum Rückzuge genöthigt wurden, stets einen für ihre Verfolger unzugänglichen Zufluchtsort darbot. Immer unruhiger und unsicherer ward es in der Gegend umher. Gräuel und Gewaltthätigkeit aller Art kamen an die Tagesordnung, und selbst von den Bewohnern des Städtchens wagte sich Niemand mehr auf die freie Landstraße hinaus; denn ob es gleich bei den Ausfällen und Streifereien der Parteigänger zunächst darauf abgesehen war, das zur Fahne des fremden Ueberwinders gehörige Kriegsvolk, wo es in größerer oder geringerer Zahl sich blicken ließ, zu stören und zu belästigen, seine Zwecke zu vereiteln und ihm jeden ersinnlichen Schaden zuzufügen, fehlte es doch keineswegs an Beispielen ausgeübten Unfugs, der mit der eben erwähnten Hauptabsicht der Verbündeten nicht in der entferntesten Beziehung stand.

Wer weiß, welch wichtige und einflußreiche Folgen für das Ganze zuletzt noch aus dieser Waffenverbindung hervorgegangen wären; hätte nicht der abermals günstige Ausfall einer zweiten Schlacht den Sieger in den Stand gesetzt, nunmehr auch auf den im Innern des Landes stattfindenden kleinen Krieg ein ernstlicheres Augenmerk zu richten und zu dessen Beendigung durch wirksamere Mittel Anstalt zu treffen. Mit nicht geringer Freude vernahm die in K. befindliche Besatzung, die bisher nur durch Aufbietung aller ihrer Sorgfalt und Wachsamkeit sich gegen die rings drohenden Gefahren zu schützen vermocht hatte, die willkommene Botschaft, daß die längstersehnte, zur Unterdrückung des in der Gegend herrschenden Unwesens erforderliche Verstärkung im Anzuge begriffen sei. Auch die Einwohner des Städtchens selbst, die in diesem Augenblick am empfindlichsten von ihren eigenen Landsleuten geneckt und gepeinigt und in Entbehrung der ersten Lebensbedürfnisse bereits mit dem furchtbarsten Mangel zu kämpfen hatten, wünschten mit gleicher Begierde den Tag ihrer Erlösung herbei. Die Vorstellung von der

Tiefe des Elends, in welche sie bei längerer Fortdauer einer so verzweiflungsvollen Lage nothwendig gerathen mußten, verschlang jede höhere patriotische Regung, und merklich fühlten sie daher ihr Herz erleichtert, als endlich der Vortrab des zur Vertilgung der Räuber und Banditen, wie die hier herumschwärmenden Parteigänger von ihren erbitterten Gegnern genannt wurden, bestimmten Heerhaufens unter klingendem Spiel seinen Einzug hielt.

Gar bald änderte sich jetzt die Gestalt der Dinge. Fast täglich kam es zu ernstlichen Gefechten, in welchen die Verbündeten, da nunmehr zwischen den beiderseitigen Streitkräften das auffallendste Mißverhältniß eingetreten war, trotz aller persönlichen Tapferkeit stets den kürzern zogen, bis sie zuletzt kaum die schmalen Gebirgspfade noch mühsam zu vertheidigen vermochten und, von allen Seiten umzingelt und eingeschlossen, nichts als die unvermeidliche Gewißheit ihres völligen Unterganges vor Augen hatten.

Es war an einem trüben regnerischen Abend im Spätsommer, als Jakobine, die Tochter des Glöckners Heilmann, in der einsamen Wohnstube am Kaminfeuer saß, auf das Angelegentlichste bemüht, ihren achtjährigen Bruder Gottwalt, der dem sie Mutterstelle vertrat, durch lebhaft reges Geschwätz wach und munter zu erhalten und eben dadurch zugleich die eigne innere Bangigkeit zu beschwichtigen, von welcher sie am heutigen Abend auf ganz ungewöhnliche Weise sich ergriffen fühlte. Heftiger als jemals hatte bereits mit dem frühesten Morgen draußen auf den benachbarten Waldhöhen das Gewehrfeuer wieder begonnen und unablässig den ganzen Tag hindurch fortgedauert. Erst mit hereinbrechender Dunkelheit war es plötzlich verstummt und eine schauerliche, mit dem vorhergegangenen wilden Geräusch und Getümmel im auffallendsten Absatz befindliche Todtenstille, die nur dann und wann durch den flüchtigen Hufschlag der Pferde, auf denen einzelne Reiter nach dem Städtchen zurücksprengten, unterbrochen wurde, herrschte seitdem in der Umgegend. Weder durch Bitten noch Vorstellungen hatte Jakobine ihren Vater, der ein eifriger Freund von Neuigkeiten und zugleich dem Trunk ergeben war, von seinem gewohnten Ausfluge nach dem Wirthshause zurückzuhalten vermocht. Ebenso wenig war sein Versprechen, sogleich nach eingezogenem genauern Bericht über die neuesten Vorfälle und Ereignisse ohne Verzug wieder nach Hause zu kommen, in Erfüllung gegangen; denn schon ertönte die neunte Stunde vom nahen Thurm, und noch immer ließ der Wortbrüchige vergeblich auf sich warten.

„Die Geschichten, die du mir erzählst, sind freilich alle recht hübsch," sagte der kleine Gottwalt, indem er sich gähnend die schlaftrunkenen Augen zu reiben begann. „Jetzt aber mag ich nichts weiter hören; denn ich bin müde und will zu Bett."

„Noch nicht; das Beste habe ich gerade bis zuletzt aufgespart!" entgegnete Jakobine. „Drum ermuntre dich wieder, und halte tapfer noch ein halbes Stündchen hier aus; du sollst es gewiß nicht bereuen."

In diesem Augenblick ließ sich ein wiederholtes Klopfen an der Hausthüre vernehmen, die Jakobine aus Furcht vor unwillkommenem Zuspruch, vorsichtig von innen verriegelt hatte. „Gott sei gelobt! da ist er endlich!" rief sie mit erleichtertem Herzen und eilte hinaus, um die Thür zu öffnen. Nicht gering aber war ihr Befremden, als sie statt des Vaters, dem sie ungeduldig entgegen geharrt, einen Anverwandten, den alten Zollschreiber Weinlich hereintreten und mit vor Zorn und Aerger glühendem Gesicht, nachdem er in der Wohnstube angelangt war, Hut und Stock auf den Tisch hinschleudern sah.

„Vetter, was ist Euch widerfahren?" rief sie mit neu erwachender Unruhe und Besorgniß ihm zu. „Was treibt Euch zu so ungewöhnlicher Stunde hierher, und warum habt Ihr mir den Vater nicht mitgebracht?"

„Als ob dies wohl in meiner Macht gestanden hätte!" antwortete der Befragte, indem er allmälig zu Athem kam. „Er hat nicht hören wollen; jetzt muß er fühlen! Leichtsinnig hat er meine wiederholten wohlgemeinten Warnungen in den Wind geschlagen; jetzt erntet er dafür den Lohn, der, wie ich es ihm schon oft prophezeit, auf die Länge nimmermehr ausbleiben konnte!"

„O ich bitte, ich beschwöre Euch!" drängte Jakobine, mit gesteigerter Herzensangst seine Hand ergreifend, „kommt von dem räthselhaften Vorbericht zur Sache selbst, und meldet mir ohne weitere Umschweife, was er verbrochen und was mit ihm geschehen!"

„Nicht zehnmal, sondern hundertmal hab' ich den unbedachtsamen Schwätzer und Großprahler gewarnt!" fuhr in eifriger Behauptung des angenommenen Tones der entrüstete Strafprediger fort. „Vetter Heilmann, hab' ich zu ihm gesagt, folge meinem Rath und hüte in dieser unheilschwangern Zeit, wo Vernunft und kluge Vorsicht jedes Wörtchen auf die Goldwage zu legen gebieten, eure schnöde Zunge besser im Zaum, oder setzt vielmehr eurem Geschmack an hitzigen Getränken, die Euch eben um den richtigen Gebrauch Eurer Vernunft bringen, ein gehöriges Ziel! Ihr gebraucht im Eifer des trunkenen Muthes Euer Mundwerk gar häufig zu Reden und Aeußerungen, die ihr bei nüchternem Verstande weder verantworten noch vertheidigen könnt. Ueberall sind wir von Laurern und Kundschaftern umgeben, die ihr Lieblingsgeschäft darin finden, den friedlichen Bürger bei denen, ohnehin von Argwohn und Mißtrauen erfüllten, Behörde zu verhetzen und anzuschwärzen, seinen harmlosesten Worten eine gehässige Absicht unterzulegen und ihn in Verdruß und Ungelegenheit zu verwickeln, ja wohl gar um Vermögen und Freiheit zu bringen!"

(Fortsetzung folgt.)

## Der deutsche Nord- und Ostsee-Kanal.*)

Bereits im Jahre 1848—49, während des ersten Schleswig-Holstein-Krieges, wurde die Ausführung eines Kanales, der für die größten Seeschiffe die Befahrung zwischen den beiden deutschen Meeren möglich macht, als das erstrebenswertheste Ziel deutscher Volkswirthschaft und deutscher Küsten-Vertheidigung bezeichnet. Zwei tüchtige Ingenieurs beschäftigten sich damals mit diesem Projekte: der Wasserbaudirektor Christensen, ein Schleswig-Holsteiner, der seitdem mit dem Herzog Christian von Augustenburg nach Schlesien

*) Der Nord- und Ostsee-Kanal durch Holstein, Deutschlands Doppelpforte zu seinen Meeren und Welthäfen. Mit einem Vorschlage zu einer Befestigungsweise der deutschen Strommündungen und Küsten. Von J. J. Sturz. Berlin, Mitscher und Röstell. 1864.

ausarbeitete, und der österreichische Oberst Möring, der auf den Wunsch des damaligen Reichsverwesers, Erzherzog Johann, einen Entwurf zur Ausführung dieser patriotischen deutschen Idee ausarbeitete.

Als aber in den folgenden Jahren die Dänen wieder von den Herzogthümern Besitz nahmen, wurde das große Projekt zu den Akten gelegt. So lange die „Dänske“ über einen Fußbreit deutscher Erde zu gebieten haben, werden sie ihre Herrschaft zur Unterdrückung deutscher Wohlfahrt anwenden — das war selbstverständlich für alle Welt, und darum dachte Niemand wieder an die Möglichkeit der Ausführung des Kanals, bis König Friedrich VII. starb und mit diesem Ereignisse die Stunde der Erlösung für die deutschen Herzogthümer schlug. Bereits am 15. Dez. v. Js. wurde von Berlin eine Denkschrift nach Holstein gesandt, welche die Grundzüge der Betrachtungen enthielt, die uns jetzt in der Druckschrift des Herrn Sturz vorliegen. Ein Theil des Inhaltes derselben ist in der Berliner geographischen Gesellschaft am 3. April d. J. zum Gegenstand eines eingehenden Vortrages gemacht worden. Deutsche Staatsmänner, Techniker und Kapitalisten machten sich mit der Idee vertraut, und diese hat seitdem mehr und mehr Aussicht zu ihrer Verwirklichung auf die eine oder die andere Weise erhalten.*)

Nicht die Sache Einer deutschen Regierung — etwa Schleswig-Holsteins oder Preußens allein — wird und kann es sein, der Ausführung dieses großen, Deutschland zu einer Seemacht erhebenden Kanalprojekts ihre Kräfte zu widmen. Der Verfasser berechnet die Kosten desselben auf 100—120 Millionen Thaler,**) deren Sicherstellung durch den Kanalzoll allein nicht zu ermöglichen sein dürfte. Wohl aber wird das gesammte Deutschland, dessen Nationalreichthum durch den Kanal ungemein gefördert werden wird und das an den beiden Mündungen dieses Kanals die bestgelegenen, wirksamsten Kriegshäfen zur Vertheidigung seiner Seeküsten erhält, die Sicherheit und die Verzinsung der darauf verwendeten Kapitalien zu garantiren die Pflicht haben.

Die meiste Aussicht auf eine außerordentliche Vermehrung ihres Wohlstandes und ihrer Weltbedeutung durch den projektirten Kanal haben die beiden Hansestädte Hamburg und Lübeck. Denn wie Herr Sturz in seiner Schrift nachweist, hat die südlichste der in Holstein gezogenen Linien, und zwar die zwischen Büttel, unfern Glückstadt und der Mündung der Stör in die Elbe und dem Hämelsdorfer See, unfern von Travemünde und dem Lübschen Fahrwasser, die geringsten Terrain-Schwierigkeiten zu überwinden und die meisten strategischen sowohl, als Seefahrts-Vortheile für sich.

Der Kanal würde hienach an derselben Stelle, wie die von Christensen vorgeschlagenen Kanal-Anlagen, bei Büttel, unmittelbar neben dem kleinen Flüßchen Stör, auf der linken Seite des letzteren, in die Elbe münden und von diesem Punkte aus in beinahe völlig gerader Linie bis zu dem Orte Schönbeck, eine Meile westlich von Lübeck, laufen. Bei Schönbeck wendet sich der Kanal nach Nordost, tangirt neben Schwartau die Serpentine der Trave und läuft in den Hämelsdorfer See; vom See soll, eine Achtelmeile nördlich von seiner gegenwärtigen Mündung, ein neuer Weg zum Meere gegraben werden. Diese Kanallinie ist, je nachdem man auf die eine oder andere Variante eingeht, dreizehn oder vierzehn deutsche Meilen lang. Ihre Herstellung würde, wie bereits erwähnt, 100—120 Millionen Thaler kosten, wenn man den Kanal, wie Herr Sturz räth, ohne alle Schleusen, 30 Fuß tief und 200 Fuß in der Sohle, 320 Fuß im Wasserspiegel breit bauen, rechts und links, anstatt des Leinpfades, Schienenwege für Schlepp-Lokomotiven anlegen und die Böschungen mit Bruchsteinen auskleiden würde. Eine solche Tiefe und Breite gestattet den größten Linienschiffen und Klippern, ohne alle Gefahr, im Fluge an einander vorüberzufahren. Die Schleppeisenbahn soll das nicht ganz gefahrlose Verwenden der Schiffsdampfmaschinen ersparen und die Durchfahrt selbst von mehreren hundert Dreimastern an einem Tage möglich machen. Man glaubt nämlich auf eine sehr große Frequenz dieser neuen Fahrstraße und deshalb auch auf eine gewisse Rentabilität derselben, wenigstens in einer späteren Zukunft, wenn auch nicht schon im ersten Jahrzehend, rechnen zu können. Die Schiffe, die aus der Ostsee nach dem Kanal La Manche oder der Themse fahren, oder umgekehrt, kürzen nämlich durch den Nordostsee-Kanal ihren Weg um vierthalbhundert Seemeilen ab; Dampfer gewinnen zwei, Segelschiffe fünf bis acht Tage, und man nimmt an, daß der ganze Verkehr zwischen den ungeheuren Hinterländern der Ostsee, zwischen Rußland, Preußen, Schweden und dem Westen diese neue Straße einschlagen und dann mit den Durchgangsgebühren das auf die Anlage verwendete Kapital allmählich verzinsen werde.

Von der Hand erwartet man vom deutschen Bunde eine ausgiebige Subvention, falls dieser es nicht vorziehen sollte, den Bau auf eigene Kosten zu unternehmen, da der Kanal selbst mit seinen Zwischenbassins auch den deutschen Hauptkriegshafen mit zwei Ausfallsthoren nach Westen und nach Osten bilden und die Anlage anderer kostspieliger maritimer Etablissements ersparen soll. Man verspricht sich von einer richtigen Befestigung der Elbemündung genügende Sicherheit gegen einen aus der Nordsee anlaufenden Gegner und bezeichnet den Hämelsdorfer See als das trefflichste Hafenbassin, das sich für ähnliche Zwecke überhaupt finden lasse. Dieses Binnenwasser ist nur durch 2000 Fuß Haideland vom Meere getrennt, welches unmittelbar am Strande schon 40 Fuß Tiefe besitzt. Die See erstreckt sich, bei einer Breite von 1/2—1/4 Meile, 1 1/2 Meilen weit in das Land hinein; seine Oberfläche beträgt 2000 Morgen, wovon 350 über 30 Fuß und ein Theil sogar 148 Fuß tief. Hügelreihen schützen ihn vor widrigen Winden und machen die Anlage schützender Befestigungen möglich. Deutschland könnte hier also mit verhältnißmäßig geringen Kosten einen Hafen gewinnen, der, vollkommen gedeckt gegen Angriffe des überlegenen Gegners, seinen Flotten gestattet, binnen einem halben Tage auf der Höhe von Rügen oder auf der von Helgoland zu erscheinen, der vor den schleswigschen Föhrden den Vorzug hat, daß seine Zufahrt nicht durch die Engstraßen zwischen den dänischen Inseln hindurchführt und gegen eine Land-

*) Bereits im Laufe des Jahres 1863, noch vor dem Ableben Friedrichs VII., war in Schleswig (bei Heiberg) eine anonyme Schrift erschienen: „Durchstich der Holsteinischen Landenge zwischen Ostsee und Nordsee“, die eigentlich das Verdienst hat, in jüngster Zeit die Sache zuerst wieder angeregt zu haben. A. d. R.

**) Die in Berlin unter dem Vorsitze des Frhrn. v. d. Heydt organisirte Nordostsee-Kanal-Kommission hat die Kosten der kürzesten Kanallinie — natürlich ohne Befestigungsbauten — nur auf 35 Millionen berechnet. Ein preußischer hoher Beamter und geschätzter Techniker hat demnach auch bereits die ersten Vorarbeiten eingeleitet. D. Red.

Invasion vom Norden her durch die Fortifikationen an der Elbe geschützt werden könnte.

(Schluß folgt.)

## Aphorismen über Kunst.

„Die Völker wie die Staaten haben ihr Kindheits-, Jünglings- und Greisenalter, wornach sie dann absterben mit Naturnothwendigkeit." Diese vom Leben der Individuen hergenommene Metapher hat gewisser Maßen Gesetzeskraft in der gebildeten Welt erlangt; sie ist zu einer Maxime geworden, aus welcher man denn auch für die ästhetische Fortentwicklung mit aller Sicherheit die tiefgehendsten Folgerungen herleiten zu können glaubt. Und dennoch theilt der Satz das Geschick so vieler anderer im Cours befindlicher Gemeinplätze — er ist falsch; jedenfalls ist er nichts weniger, als allgemein gültig. Die moralischen Existenzen folgen eben einem ganz anderen Lebensgesetze, als deren Träger, die physischen Existenzen. Insbesondere ist das Christenthum eine unversiegbare Lebensquelle; in dem Maße, in welchem ein Volk aus dieser Quelle schöpft, wird es leben und blühen; hier kann es sich auch wieder verjüngen, falls es durch Abfall gealtert war. Wenn die Kathedralen des Mittelalters dermalen, nachdem Jahrhunderte sie dem Untergange Preis gegeben, zu neuem Leben erwachen und gegen Himmel wachsen, so geschieht dieß, im großen Ganzen genommen, nur um deßwillen, weil die betreffenden Völkerschaften sich wieder auf sich selbst besinnen und auf den Geist, unter dessen Eingebung einstmals die Fundamente gelegt worden sind.

Das Haupthinderniß, welches der Wiedereinführung der Gothik sich entgegenstellt, ist der Umstand, daß sie so große Schwierigkeiten darbietet, daß sie unmöglich nebenbei gelernt und praktizirt werden kann. Jedes Werk in diesem Style muß rein und doch innerhalb eines festen Gesetzes sich halten. Weder mit der Schablone noch mit der bloßen Routine ist da auszukommen, am allerwenigsten mit jenem seichten Vielwissen, wie es erfordert zu sein pflegt, um glücklich durch die verschiedenen Staats-Examina zu passiren, die fast allerwärts auf unserem Kontinente (die praktischen Engländer wissen nichts davon und wollen nichts davon wissen) die Grundbedingung der bürgerlichen Existenz abgeben.

Die Lobredner der modernen Kunstentwicklung und die Propheten der daraus erwachsenden Zukunftskunst weisen uns vor Allem auf die Errungenschaften zufolge des so gewaltigen Fortschrittes der sog. exakten Wissenschaften und der Philosophie hin, wodurch wir reichlich für die etwaigen Verluste auf dem idealen Gebiete entschädigt seien; die Natur, von der die Alten so wenig verstanden, sei unsere Domäne geworden. Dennoch sollte man glauben, daß wenigstens das Fach der Porträtmalerei sich zur Zeit der höchsten Blüthe befinde und neben ihm etwa noch die Darstellung des gewöhnlichen Lebens, das sog. Genre. Aber vergebens sieht man sich allerwärts nach Künstlern um, die in diesen Fächern den großen Malern der Vorzeit, den van Eyck, Dürer, Cranach, Holbein, Tizian, Velasquez, van Dyk, Rubens, Rembrandt, van der Helst, Dow, Mieris, Teniers, van Steen, und wie sie alle heißen, auch nur bis zu den Schultern reichen. Ja, selbst das Pigment dieser Meister, ihre prachtvollen, unverwüstlichen Farben, wissen unsere Akademiker, trotz aller Fortschritte der Chemie, nicht mehr zu präpariren. Ihre Fleisch- und sogar ihre Leinwandtöne bekunden durchweg eben nur den guten Willen, Fleisch und Leinwand zur Anschauung zu bringen; vor einer Illusion braucht da wahrlich Niemand auf seiner Hut zu sein. Wer die vorstehende Aeußerung für tendenziös oder für eine Uebertreibung anzusehen geneigt sein möchte, vergleiche nur einmal unbefangen eine Sammlung von alten Gemälden mit einer Sammlung von neuen; er begebe sich z. B. in Berlin aus dem Museum in die Wagner'sche Gallerie oder in Dresden aus den unteren Stockwerken des dortigen Galleriebaues in das oberste, und er muß sofort inne werden, daß es nicht bloß die poetische Anschauung, der höhere Flug der Phantasie ist, was den heutigen Künstlern, durchschnittlich genommen, mindestens abgeht, sondern daß es in gleichem Maße an den technischen Unterlagen fehlt. Körper und Geist bedingen sich eben hienieden wechselseitig.

## Das Fallen der Blätter.

Nach dem Französischen des Millevoye.

Zur Erde sank der Schmuck des Waldes nieder;
Stumm war im Hain der Liebe zart' Geflüster,
Verklungen längst der Vöglein frohe Lieder.
Ein kranker Jüngling, ach! so bleich und düster
Im Lebenslenze, wandelt in dem Hain,
Des Traumes der Jugend nochmals sich zu freu'n.
Er spricht: „Geliebter Wald, leb' wohl! ich scheide
Auf immerdar; Du selbst im Trauerkleide
Verkündest mein Geschick; das Blatt, das fällt,
Ist mir ein Bote jener dunklen Welt.
Das Schicksal sprach: „Du siehst zum letzten Mal
Die Blätter fallen. Du, so todtenfahl,
So bleich wie der Cypressen blasses Grün,
Die üppig bald auf Deinem Grabe blüh'n;
Bevor die Aue sich entfärbt, entlaubt
Der Rebenhügel, ist Dein Lenz geraubt."
Ich sterbe! — Den Todeshauch hab' ich empfunden,
Mein Leben ist dem Traume gleich entschwunden.
Vergänglich Blatt, o falle, falle! Verschleire
Den Lieblingspfad! Mein Grab mit Laub bedeck',
Nicht schaue es im tiefen Weh die theure,
Verwaiste Mutter!" — Der Jüngling spricht's und geht. —
Als von der Eiche sank das letzte Blatt,
Fand er im Walde seine Ruhestatt.
Kein Freund besucht den fernen Leichenstein;
Den Frieden stört des Hirten Schritt allein.

Philipp Kühles.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: R. Sandorf.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 78. Mittwoch den 28. September 1864.

## Die Glöcknerin.

Erzählung

von

A. G. Präkel.

(Fortsetzung.)

„Gerechter Gott! Mein Vater ist doch nicht in Verhaft genommen?“ stammelte Jakobine, indem sie erschrocken um einige Schritte zurückwich.

„Wollte der Himmel, ich hätte dir keine schlimmere Botschaft mitzutheilen!“ versetzte der Hollschreiber, „Nein, nein! Hinaus nach dem Gebirge ist er so eben bei Nacht und Nebel mit fortgeschleppt worden, um bei Verfolgung und Aufsuchung der dort hausenden Streitpartei, die durch den heutigen Angriff fast gänzlich aufgerieben ist und welcher unverzüglich das Garaus gemacht werden soll, als Wegweiser zu dienen. Eiskalt hat es mich oft überlaufen und alle Haare auf dem Kopfe haben sich mir gesträubt, wenn er, unter seinen Zechbrüdern sitzend, mit prahlerischer Dickthuerei sich rühmte, daß er in früheren Zeiten täglich botanisirend zwischen den Bergen umhergekrochen, daß er die geheimsten Schlupfwinkel und Schleichwege derselben kenne, selbst an den pfadlosesten und gefährlichsten Stellen sich im Finstern zurecht zu finden getraue, und was des vorlauten albernen Geschwätzes mehr war. Nun hat er Gelegenheit, sein Talent zum Vortheil der fremden Unterdrücker und zum Verderben der eignen Landsleute zu bewähren; denn unversehens und mit der barschen Anzeige, daß man seiner Dienste benöthigt sei, ward er vor einer halben Stunde von bewaffneter Mannschaft aus dem Wirthshause abgeholt. Seine Einwendungen gegen das ihm gemachte Ansinnen wurden durch Flüche und Drohungen beantwortet; er mußte sich in die Nothwendigkeit fügen, und behielt kaum Zeit, den Auftrag für dich zu hinterlassen, daß du morgen früh um 6 Uhr, falls bis dahin seine Rückkehr nicht erfolgt ist, statt seiner zum Thurm hinaufsteigen solltest, um das Anziehen der Betglocke zu besorgen.“

„Mein armer Vater!“ jammerte Jakobine. „So hat mich meine Ahnung also doch nicht getäuscht! Ach wenn er doch nur dies einzige Mal sich durch meine flehentlichen Bitten vom Besuche des Wirthshauses hätte zurückhalten lassen. Die Nacht ist dunkel, die steilen Fußsteige sind vom Regen glatt und schlüpfrig, und das ihn umringende Kriegsvolk dürstet in seiner wilden Wuth nur nach Mord und Blutvergießen. Auf wie vielerlei Weise kann ihm, bei dem entsetzlichen Dienstgeschäft, das man ihm aufgebürdet, ein Unglück begegnen!“

„Das größte Unglück, das ihm zustoßen könnte, besteht eben in dem heillosen Berufe selbst, zu dessen Uebernahme man ihn gezwungen!“ sagte jener mit bedenklich ernster Geberde. „Das Kriegsglück ist wandelbar. Es wird auch diesmal seine Natur nicht verleugnen. Und wenn nun die Unsrigen, was ja jeder gute Patriot von ganzer Seele hoffen und wünschen muß, über kurz oder lang die ihnen entrissenen Vortheile wieder gewinnen, in Zurückwerfung des Feindes auf's Neue bis in diese Gegend vordringen, und es nun kund und ruchbar wird, zu welcher Dienstverrichtung sich dein Vater von den fremden Machthabern hat brauchen lassen — wie dann? Wird nicht vielmehr mit allen seinen gehässigen und verderblichen Folgen ihn der Fluch treffen, der nun einmal auf einem Gewerbe dieser Art ruht; es mag freiwillig oder nothgedrungen ausgeübt werden! Mitten im Kriege vollends, wo man in dergleichen Fällen nach erwiesener Thatsache gar kurzen Prozeß zu machen pflegt!“

Mit peinlich gerungenen Händen schwankte die Geängstigte während dieser leidigen Trostrede in der Stube hin und her. Gottwalt war über den für ihn unverständlichen Anklagen und Erörterungen mittlerweile ruhig entschlafen. Der Vetter aber schickte, nachdem er seine Meinung vorgetragen, zum Aufbruche sich an, ertheilte Jakobinen beim Scheiden noch einige, die nächtliche Sicherheit des einsam gelegenen Wohnhauses betreffende, Verhaltungsmaßregeln und entfernte sich wieder.

Kaum war nach seiner Verabschiedung eine Viertelstunde verflossen, als Jakobine aus der dumpfbrütenden Betrachtung, in welche sie der eben vernommenen Botschaft zufolge gerathen war, durch einige schnell aufeinander folgende Flintenschüsse emporgeschreckt wurde, die durch die Stille der Nacht sich von der Bergseite her vernehmen ließen und als Ankündigung dienten, daß es zwischen beiden Parteien wieder zum Handgemenge gekommen sei. „Heiliger Gott! wie wird es meinem Vater ergehen!“ schrie sie auf, und mit den grausenvollsten Bildern und Farben begann die Gefahr, in welche der Bedauernswerthe so schonungslos verstrickt worden, ihr vor die zagende Seele zu treten.

Bis gegen Mitternacht währte mit zunehmender Heftigkeit das Schießen fort; dann ward es schwächer und schwächer, und es trat die vorige lautlose Ruhe wieder ein. Von Furcht und Angst getrieben, war Jakobine während dessen rastlos von einer Ecke zur andern umhergeirrt, und hatte bald durch inbrünstiges Gebet, bald durch Ströme von Thränen dem schwergepreßten Herzen Erleichterung zu verschaffen

gesucht. Jetzt, da das Blutgeschäft beendigt schien, und die Sehnsucht nach der Rückkehr des Vaters ihr Innerstes mit neuer Lebhaftigkeit zu ergreifen anfing, konnte sie es in dem engen dumpfen Gemach, dessen schwüle Luft ihre Beängstigung und Beklemmung nur noch vermehrte, nicht länger aushalten. Schleichenden Trittes, als ob sie ein Verbrechen zu begehen im Begriffe sei, verließ sie die Stube, stellte das mitgenommene Licht auf den Boden der Hausflur, schob den Riegel an der Thüre leise zurück, und trat mit lauschendem Ohre scheu und behutsam auf den angrenzenden Kirchhof hinaus.

Undurchdringliche Finsterniß herrschte rings umher. Von feinem Staubregen hatte der Luftraum sich angefüllt; kein Stern durchdrang das schwarze Gewölk des Himmels mit freundlichem Schein, und alles in der nächsten Umgebung des Hauses war so still und öde, daß man den gleichförmig dröhnenden Schwung des Uhrperpendikels drinnen auf dem Thurme deutlich vernehmen konnte. Mit peinlich gespannter Aufmerksamkeit ging Jakobine einige Schritte vorwärts und ein dumpfes, hohles Geräusch, vom Hufschlag und Wiehern der Pferde herrührend, drang aus der Ferne zu ihrem Ohr. In diesem Augenblick begann es zwischen dem sich seitwärts an der Kirchhofsmauer wildverwachsenen Buschwerk, hinter welchem das Beinhaus befindlich war, zu knistern und zu rascheln.

„Mädchen, darf ich mich dir vertrauen?“ rief mit verstohlnem Flüstern eine gedämpfte Stimme.

Betroffen wandte Jakobine sich um, und bemerkte beim schwachen Schimmer, mit welchem das auf der Hausflur zurückgelassene brennende Licht die Dunkelheit dürftig erhellte, eine lange vermummte Gestalt, die mit ausgestreckten Armen sich durch das Gebüsch nach dem Freien hervorzuarbeiten bemüht war.

„Schirmt mich, ihr Engel des Himmels!“ kreischte, von tödtlichem Entsetzen befallen, die Ueberraschte, stürzte, die Thüre schnell hinter sich verriegelnd, nach dem Innern des Hauses zurück, eilte durch die Wohnstube spornstreichs nach der anstoßenden Kammer, und suchte bei dem schlafenden Gottwalt Schutz und Zuflucht vor der grauenvollen Erscheinung, die so eben zur Mitternachtsstunde sich ihren erschrockenen Augen gezeigt hatte.

* * *

Der anbrechende Morgen führte Muth und Fassung in Jakobinen's Seele zurück. Die Schreckbilder, welche, vom Schauer der nächtlichen Dunkelheit erzeugt, ihren aufgeregten Sinnen vorgeschwebt, zerflossen mit dem neuerwachenden Tageslicht in ein spurloses Nichts, und nur von der Bekümmerniß um das Schicksal ihres noch immer abwesenden Vaters ward die düstere Stimmung unterhalten, in der ihr Gemüth sich befand.

Den kleinen Gottwalt, der mit ungestümer Bitte sich ihr zum Begleiter aufgedrungen, an der einen, den Thurmschlüssel in der andern Hand, machte sie sich zur bestimmten Stunde auf den Weg, um das ihr übertragene Geschäft zu beschicken. Auf das Geflissentlichste hatte sie sich zu überreden gesucht, daß die nächtliche Erscheinung blos ein nichtiges Trugbild der eignen aufgereizten Phantasie gewesen; und um so weniger vermochte sie jetzt, das erneuerte Gefühl eines in ihrer Brust sich regenden zaghaften Grauens zu unterdrücken, indem sie im Vorübergehen einen Blick nach jener Stelle warf, und an dem zerknickten Gezweige die unverkennbarsten Spuren von der Zuverlässigkeit des stattgehabten schreckhaften Auftritts zu bemerken glaubte. Schüchtern verdoppelte sie ihre Schritte, und klopfenden Herzens betrat sie mit ihrem harmlos vor sich hin plaudernden Gefährten die schmalen Stiegen, welche, von mattem Dämmerlicht erhellt, nach der öden Glockenkammer des Thurmes emporführten.

Die Umgegend, nach welcher Jakobine von der Höhe herab die spähenden Blicke versandte, lag in so dichten Nebel gehüllt, daß kaum die zunächst befindlichen Gegenstände sich mit Genauigkeit erkennen und unterscheiden ließen. Ohne Verzug schickte sie daher, nachdem sie den ihr obliegenden Beruf ausgerichtet, zur Heimkehr sich an. Mit einem Schrei des Entsetzens aber prallte sie, den betroffenen Knaben fest umklammernd, gegen das Gemäuer zurück, als sie, den Raum des düstern Kirchengewölbes erreichend, plötzlich der nämlichen vermummten Gestalt wieder ansichtig ward, die, zur weiteren Verfolgung des in der letztvergangenen Nacht durch Jakobinens schnelle Flucht ihr vereitelten Zweckes, der Dienstpflichtigen still und unbemerkt bei Ersteigung des Thurmes nachgeschlichen war und jetzt mit funkelndem Blick und drohender Geberde ihr entschlossen den Weg vertrat. Es war ein großer starker Mann von wildem und trotzigem Ansehen, eine Mütze von Seehundsfell auf dem Kopfe, und vom Kinn bis zu den Knöcheln in einen weiten blauen Mantel gehüllt. Quer über seine Stirn zog sich eine tiefe, kaum verharschte Narbe, todtbleich waren seine Wangen, und ein pechschwarzer langer Bart, der seit Monaten bereits in ungehindertem Wachsthum begriffen schien, vermehrte das Abschreckende seiner äußern Gestalt.

„Barmherzigkeit des Himmels!“ ächzte Josephine, an allen Gliedern zitternd, indem die Ueberzeugung, daß sie ein menschliches Wesen vor sich sehe, ihr unter den obwaltenden Umständen keineswegs zu sonderlicher Beruhigung zu gereichen vermochte. „Was hegt Ihr gegen mich im Sinne? Was wollt Ihr von mir?“

„Was ich von dir will?“ wiederholte mit finsterer vorwurfsvoller Geberde der Fremde. „Was du mir gestern lieblos versagtest, und was du mir, wenn dein Heil und Leben dir noch das Mindeste gilt, wahrlich nicht zum zweiten Male verweigern sollst! Einen Zufluchtsort, der mir gegen die Nachstellungen meiner Verfolger hinlängliche Sicherheit gewährt, ein tiefes unverbrüchliches Schweigen über meinen Aufenthalt, und Nahrung — Nahrung vor allen Dingen!“

„Wie fällt es Euch ein, gerade mich aufzusuchen, um Forderungen zu thun, deren Erfüllung so wenig in meiner Macht steht?“ fuhr Jakobine mit bebender Stimme zu fragen fort. „Wir haben uns beide niemals im Leben gesehen. Ich weiß ebenso wenig, wer Ihr seid, noch von wem Ihr so feindselig verfolgt werdet!“

„Das läßt sich doch leicht genug errathen!“ war die Antwort. „Einen aus der Zahl der Vaterlandsvertheidiger, von den fremden Blutsaugern Räuber und Meuterer genannt, siehst du vor dir. Willig haben wir für den heiligen Zweck, welcher uns vereinigte, Leib und Leben zum Opfer dargeboten, weder Mangel noch Beschwerde gescheut und heldenmüthig uns in den eingenommenen Gebirgspässen zu behaupten gewußt, bis wir endlich der mehr und mehr anwachsenden und zuletzt durch schelmischen Verrath unterstützten Uebermacht des Feindes erliegen mußten. Ein

mörderischen Ausfall, den wir gestern gegen Abend, von Wuth und Verzweiflung gespornt, mit vereinter Kraft unternahmen, endigte mit unserer völligen Niederlage; und es sind von unserm Heerhaufen in diesem Augenblick nur einzelne Flüchtlinge noch übrig, die im Gebirge zerstreut umherschweifen und dem drohenden Verderben auf heimlichen Schleichwegen zu entkommen bemüht sind. Mich selbst, nachdem ich der feindlichen Gewalt unterm Schutz der Finsterniß glücklich entgangen, ließ der Zufall hieher gerathen. Ein günstiger Zufall ist es gewesen; denn keinen bessern Schlupfwinkel kann es für mich geben, als gerade hier oben zwischen dem düstern Dachgesperr des Kirchengewölbes, wo Niemand mich vermuthen und nachsuchen wird. Hier sollst du mich von heut an mit dem nöthigen Lebensunterhalt versorgen, bis es in der Umgebung des Ortes wieder ruhiger wird und ich mit Sicherheit meinen Fuß weiter zu setzen im Stande bin!"

(Fortsetzung folgt.)

## Der deutsche Nord- und Ostsee-Kanal.

(Schluß.)

Daß England auf das Zustandekommen des deutschen Kanals mit scheelen Blicken herüberschaut, darf uns nicht wundern. Es erkennt in diesem von Dänemarks Kontrole und feindseliger Gesinnung unabhängigen Verbindungsgliede der Nord- und Ostsee einen außerordentlichen Vorschub deutscher Machtstellung zur See. So bereit daher jetzt auch englische Kapitalisten sind, jedes Agiotagegeschäft zu unterstützen, das irgend einem Schwindelprojekte zur Herstellung kontinentaler Eisenbahnen zum Grunde liegt, so entschieden werden sie sich weigern, bei dem deutschen Kanalprojekte sich zu betheiligen. Sie werden gegen dasselbe, wo möglich eine noch thätigere Opposition entwickeln, als gegen das Suezkanalprojekt. Aber noch viel weniger, als dem letzteren, werden sie dem ersteren durch ihre Ränke und lügenhaften Ausstreuungen zu schaden im Stande sein. Im Gegentheil wird und muß jedes Zeichen einer englischen Intrigue gegen den deutschen Kanal ein vermehrter Sporn für das Streben unsres Landes sein, das großartige Unternehmen recht bald zur Ausführung zu bringen.

Auch Herr Sturz bringt das Projekt des Suez-Kanals in eine vergleichende Verbindung mit dem deutschen Kanal-Projekt. Er sagt: „Wer aber erwägt, daß, fern von der Heimath und unter den widrigsten Verhältnissen, französische Industrie 96 Millionen Kubikmeter oder 3,105 Mill. Kubikfuß Erde fortbewegen will und wird, und damit in 8 Jahren fertig zu werden gedenkt, der müßte des deutschen Namens unwürdig sein, wollte er daran zweifeln, daß Deutschlands Kraft und Wille einem Werk für die eigene Existenz ebenso gewachsen sei, wie Frankreich, das jetzt einen großartigen Kanal baut, blos um seinen Einfluß auszudehnen. Und wie günstig sind bei uns alle Verhältnisse! Uns kann kein mächtiger Nebenbuhler einen Plan durchkreuzen, der zu unsern häuslichen Einrichtungen gehört und der zugleich die Gesammtinteressen des Welthandels aller Völker befördert. Freie deutsche Arbeiter werden eifriger arbeiten, als gepreßte Aegypter, und Deutschlands so ruhmvoll gepriesene Techniker werden gewiß nicht hinter französischen Ingenieurs zurückstehen. Wenn die Kompagnie des Suez-Kanals jährlich $7^1/_2$ Millionen Kubikmeter oder 242,600,000 Kubikfuß Erde aushebt, wird Deutschland auf deutschem Boden spielend das Doppelte, wenn nicht das Vierfache leisten, so daß in 6—8 Jahren der ganze Kanal vollständig fertig und eröffnet werden kann. Welch ein Tag, wenn die Völker Deutschlands aus allen Gauen herbeiströmen, nicht um wie so oft das Gedächtniß der Vergangenheit zu feiern, sondern mit Himmelsjauchzen das Morgenroth der langersehnten, besseren Zukunft zu begrüßen! Kaiser Barbarossa hat endlich den festgewachsenen Bart aus dem steinernen Tische gezogen, und frei führt er sein Volk aus dem rabenumkrächzten Binnenkeller hinaus aufs freie Weltmeer."

Frankreich und seine Kapitalien werden dem deutschen Kanalbau ihre Theilnahme schenken, und wäre es auch bloß darum, weil die Engländer dagegen intriguiren. Sicher wird aber auch der auswärtige Handel Frankreichs, namentlich mit Rußland und den anderen Ländern der Ostsee, durch den die Fahrten so bedeutend abkürzenden und die Seegefahren außerordentlich vermindernden deutschen Kanal erheblich gewinnen. Was Rußland betrifft, so sagt Herr Sturz darüber:

„Das gewaltige russische Reich, das neuerdings in seiner noch ungeschwächten Urkraft einen mächtigen Anlauf genommen hat, um mit seinen 70 Millionen in die Reihe der fortschreitenden Völker einzutreten, hat seine Hauptküste am Gestade des Meeres, welches durch den deutschen Kanal in unmittelbare Verbindung mit der Nordsee und dem Atlantischen Ocean gelangen soll. Was ist natürlicher, als daß die ungeheure Masse der Erzeugnisse Rußlands, dessen Produktionsfähigkeit noch gar nicht zu übersehen ist, nach diesem Kanal strömen, daß sein im Entstehen begriffenes Eisenbahn-Netz und Kanalsystem, welches in nicht allzulanger Zeit einen großen Theil des Handels zwischen Europa und Asien vermitteln muß, sich an der Ostsee konzentriren und nach dieser Richtung die innersten Landestheile dem Weltmarkte eröffnen wird? Nach dem Vorhergesagten liegt es auf der Hand, daß der Handelsverkehr von Nord- und Mittelrußland, sowie eines Theils von Asien, mit den Atlantischen Gestaden und den wichtigsten Küsten Amerikas nur über die Ostsee, also nur durch den künftigen Kanal gehen kann, so daß also der deutsche Kanal in viel höherem Grade als der von Suez ein weltverbindender werden würde. An den Ufern des Kanals (oder in Hamburg) wird daher ein großer Theil von allen, meist voluminösen Exporterzeugnissen Rußlands gelagert werden müssen, da die Häfen dieses Reiches fünf Monate des Jahres durch Eis verschlossen sind. Aber auch die fremden Produkte, deren die große russische Bevölkerung bedarf, müssen aus demselben Grunde daselbst aufgestapelt werden, und man wird also nicht nur die Erzeugnisse des Nordens (mit Einschluß Skandinaviens) in den holsteinischen Speichern finden, sondern auch Westindiens Tabake und Zucker, Afrikas Hölzer, Palmöl und Elfenbein, Ostindiens Baumwolle, Brasiliens Kaffee, Chilis Kupfererze, Perus Guano und Salpeter, der Laplata-Länder Häute und Hörner, Frankreichs, Italiens und Griechenlands Weine, Oele, Südfrüchte, Droguen, Schwefel, kurz alle Produkte, die zum Verbrauch jener nordöstlichen Länder und des ganzen russischen Reiches bis tief nach Asien hinein bestimmt sind."

Der Verfasser verbindet mit seiner Schrift über den deutschen Kanal auch einige, wie es scheint, neue und sinnreiche Vorschläge in Bezug auf die künftige Vertheidigungsart der Seeküsten Deutschlands. Die Anwendbarkeit dieser Vorschläge zu beurtheilen, sind wir außer Stande, und bemerken

wir nur noch, daß Strandbatterien eigenthümlicher Art mit unterirdischen und unterseeischen Geschossen, die durch elektrische Drähte entzündet werden, das wesentliche Moment dieser Vorschläge bilden, in deren Beziehung wir Diejenigen, die sich für den Gegenstand interessiren, auf die Schrift selbst verweisen müssen.

## Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 25. Sept. „Wilhelm Tell", das Meisterwerk Rossini's, seine größte und zugleich letzte Schöpfung, großartig in der Grundidee und großartig in Anlage, Bau und Durchführung, verlangt für die Aufführung auch ungewöhnliche Mittel, um sich würdig im Sinne seines Meisters zu repräsentiren. In der Regel sind nur die größeren Hoftheater im Stande, eine Oper wie „Tell" mit den erforderlichen Kräften in Szene zu setzen. Provinzialbühnen wagen sich entweder nicht an dieses Werk, oder bringen dasselbe nur höchst mittelmäßig zur Aufführung. Die hiesige Oper war darin glücklicher, denn sie brachte den „Tell" in einer Weise, welche bei einigermaßen bescheidenen Ansprüchen als ziemlich gelungen und befriedigend bezeichnet werden kann. Es war bei allen Mitwirkenden ein schönes Streben ersichtlich, nach besten Kräften zum Gelingen des Ganzen beizutragen, insbesondere waren es die Träger der Hauptrollen und das Orchester, welche der gelungenen Durchführung die Krone aufsetzten.

Die Titelrolle hatte in Hrn. Grünewald einen routinirten Vertreter gefunden, dessen Hauptverdienst sein treffliches Spiel im Gipfelpunkt der Oper, beim Apfelschuß im dritten Akte, gewesen ist. Er verstand es, dem Schmerze des gepeinigten Vaterherzens den richtigen Ausdruck zu geben und war nicht minder glücklich, wo es sich darum handelte, den opfermuthigen Trotz des hochsinnigen Patrioten der Willkür des tyrannischen Landvogtes gegenüber ersichtlich zu machen; nicht nur in dem Auftreten überhaupt, sondern auch in dem Gesichtsausdrucke war der Schmerz des Vaters und der Hohn und Muth des Verfechters der Sache seines Landes deutlich geschrieben, so daß sich Alles vereinigte, um diese Scene als eine dramatisch vollendete erscheinen zu lassen. Im Gesange vermochte Hr. Grünewald nicht überall auszureichen, da seine Stimme den ungewöhnlichen Anforderungen der schwierigen Rolle des „Tell" nicht ganz gewachsen ist; allein er hat das Mögliche geleistet und deßhalb sei ihm die verdiente Anerkennung gezollt.

Herr Wagner hat den Arnold mit Ausnahme einer sehr störenden Schwankung im Finale des dritten Aktes gut gesungen, was wir auch von Frau Borchers als Mathilde sagen können; ihre erste große Arie im zweiten Akte war ganz vorzüglich; in dem Duett mit Arnold, worin das gegenseitige Geständniß der Liebe erfolgt, hätte etwas mehr Wärme und Leidenschaftlichkeit entwickelt werden dürfen; auch haben in dieser Nummer einige Coloraturen nicht die sonst gewohnte Sicherheit und Eleganz gehabt. Die undankbare Rolle des Geßler war durch Hrn. Leithner gut vertreten; auch Hr. Büxel hat im Walter Fürst entsprochen. Die übrigen Nebenrollen waren mit Ausnahme des Gemmy, welchen Frln. Herbold befriedigend durchgeführt hat, ungenügend, was dem Gesammteindruck ebenso sehr Abbruch gethan hat, als der öftere Mangel an Zusammenhalt und Abrundung in den freilich ziemlich schwierigen Chören, welche sich gerade in der schönsten Stelle: „Wer verzagt, wo es gilt!" am allerverzagtesten gezeigt haben.

Schließlich sei dem Orchester für die treffliche Durchführung der herrlichen Ouverture und der sicheren Haltung während der ganzen Oper besonderer Dank ausgesprochen, weil gerade hiedurch der Erfolg im Ganzen sehr bedeutend gehoben worden ist. —d.—

## Miscellen.

(Der König und der Landwirth.) Als im Jahre 1861 im jülicher Lande die großen Herbstübungen stattfanden, wurde dem König ein Verein von Gemeinderäthen vorgestellt, welche dem Landesvater ihre Huldigung darbringen wollten. Unter der Menge bemerkte der König einen Mann, welcher sich durch seine riesige und kräftige Gestalt, wie durch seine männliche Haltung auszeichnete; er sprach deßhalb ihn an und frug: welchem Stande er angehöre. „Majestät, ich bin ein schlichter Landwirth, ein Gutsbesitzer der Gegend", entgegnete der Gefragte. „Dann", fiel der König ein, „sind Sie glücklicher als ich!" „Ew. Majestät haben recht", antwortete der Landmann, „wenn Sie Ihre Schuldigkeit so pünktlich in Ihrem Kreise vollziehen wollen, als ich sie in dem meinigen vollziehe." So endete das für den Monarchen, wie für den Gutsbesitzer so ehrenvolle Gespräch.

*

(Von der Picke auf.) Im vorigen Monat starb in Cherson der bekannte Kolonist Fein in einem Alter von 71 Jahren. Derselbe hinterläßt 150,000 Dess. Land und 380,000 Merinoschafe. Diesen ungeheuren Besitz hat Herr Fein durch Mühe, Arbeit und Sparsamkeit erworben; wie er denn auch bis zu seinem Ende nicht die Gewohnheiten eines einfachen Kolonisten abgelegt hat. Das ganze Vermögen geht an zwei verheirathete Töchter und deren Kinder über. Der Verstorbene hatte von seinem Vater nur eine ganz kleine Schafheerde geerbt und einzig und allein durch seine Kenntnisse wurde er der erste Schafzüchter Süd-Rußlands.

*

Der Generalrath des Aube-Departements in Frankreich hat die Errichtung eines Denkmals zu Ehren des Papstes Urban VI. in Troyes beschlossen. Der gedachte Papst war der Sohn eines Schuhmachers aus dieser Stadt.

## Denkspruch.

Nicht die gewonnene Ueberzeugung allein ändert des Menschen Ansichten, nein, die Zeit ist es, die auf den Menschen, mag er sich noch so fest und willenskräftig glauben, den unmerklichsten, aber darum größten Einfluß übt.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inser.-Redakteur: M. Bandorf.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 79. Sonntag den 2. Oktober 1864.

## Die Glöcknerin.

Erzählung

von

A. G. Prätzel.

(Fortsetzung.)

„Himmel! Was muthet Ihr mir zu!“ entgegnete die Beängstigte. „Das Städtchen ist von feindlichem Kriegsvolk überfüllt, und mißtrauische Arglist bewacht und mustert alle unsre Schritte. Wie sollte ich es anfangen, Euch unbemerkt die Dienstleistungen zu gewähren, die Ihr von mir verlangt! Nimmermehr kann es Euer Ernst sein, mich ohne Schonung in das verderbliche Loos zu verstricken, das Euch unfehlbar treffen muß, sobald Ihr durch ein widriges Ungefähr hier ausgekundschaftet und entdeckt werdet!“

„Doch weiß gar wohl, von welcher Gefahr ich umringt bin!“ rief der Fremde mit ingrimmigem Gesicht. „Aber mindestens soll es dir nicht einfallen, zur Verrätherin an mir zu werden. Dagegen gibt mir der Zufall ein sehr erwünschtes Schutzmittel an die Hand.“

Und bevor die Geängstigte zu neuen Einwendungen Zeit gewann, hatte er rasch und gewaltsam sich des kleinen Gottwalt bemächtigt, den er von ihrer Seite hinweg riß, einige Schritte weit mit sich fortzog und, ohne sein Schreien und Sträuben zu beachten, mit kalter Entschlossenheit fest beim Arme gepackt hielt.

„Dieser Knabe,“ fuhr er fort, „bleibt als Geißel bei mir zurück. Und feierlich schwöre ich es dir: er stirbt von meiner Hand, sobald die Annäherung verdächtiger Schritte mich überzeugt, daß mein geheimer Aufenthaltsort ausgemittelt, ein Anschlag zu meiner Verhaftung im Werk und keine Sicherheit für Leib und Leben weiter zu hoffen ist! Jetzt entschließe dich für die sorgsame Erfüllung meines Begehrens zu Anstalten und Maßregeln, wie sie die Klugheit und der eigene Vortheil dir vorschreiben; denn ich halte Wort!“

Durch die drohende Bewegung, von welcher diese Rede begleitet wurde, warf sich sein Mantel zurück, und ein blankgeschliffener Dolch nebst zwei Pistolen, die er im Leibgurt stecken hatte, kamen zum Vorschein.

„Barmherzigkeit des Himmels!“ stammelte, fast außer sich vor Schreck und Entsetzen, die Verzweifelnde. „Ich will ja gern für Euch thun, was nur irgend in meinem Vermögen steht und kein Wörtchen, das Euch in Eurer Verborgenheit Gefahr bringen könnte, soll jemals über meine Lippen kommen, sondern das tiefste Stillschweigen will ich beim Heil meiner Seele Euch angeloben. Aber seid menschlich und gebt mir den Knaben zurück! Schon der bloße Gedanke, daß das arme Kind jedem Ungemach preisgegeben, Tag und Nacht hier oben in diesem schaurigen Raumbezirk zubringen soll, zermalmt und zerreißt mir das Herz! Und was soll ich erwidern, wenn ich nach ihm gefragt werde? Welchen Vorwand soll ich brauchen, um den Leuten sein plötzliches Verschwinden begreiflich zu machen?“

„Das ist deine Sorge!“ versetzte der Unerbittliche. „Nimm, zu welchem Märchen du willst, deine Zuflucht! Gib vor, daß er im wirren Lärm und Tumult sich verlaufen, daß fremdes Zigeunergesindel ihn aufgegriffen und mit sich fortgeschleppt, daß der nahvorbeifließende Strom ihn verschlungen; mir gilt es gleich! Dies Unterpfand leistet mir Gewähr für deine Vorsicht und Verschwiegenheit, und unwiderruflich bleibt es bei meinem Entschluß!“

Vergeblich war Jakobinens wiederholtes inständiges Bitten und Flehen, vergebens das angstvolle Ungestüm, mit dem Gottwalt selbst, unter lautem Winseln und Wehklagen, sich von dem gefürchteten Manne loszumachen bemüht war; beide mußten sich in ihr Schicksal ergeben, und von sinnbetäubendem Schmerz und Kummer durchdrungen, stieg Jakobine endlich die Stufen hinab, um alsbald für einige Lebensmittel zu sorgen, deren schleunige Herbeischaffung ihr der Fremdling unter Anzeige, daß er seit zwei Tagen bereits mit dem wüthendsten Hunger kämpfe, zur ersten dringenden Pflicht machte. Die Ungeduld, die sich bei ihrer Zurückkunft an seinem Wesen bemerken ließ, und die hastvolle Begierde, womit er über den vorläufig von ihr zur Stelle gelieferten Mundvorrath herfiel, verbürgten die Wahrheit jener Aussage; doch ebenso erfolglos, als es früher der Fall gewesen, scheiterten auch jetzt an seiner eisernen Willensfestigkeit alle erneuerten Bitten und Vorstellungen, mit welchen sie, ermuthigt durch den während des Genusses über sein Gesicht verbreiteten Ausdruck von Vergnügen und Dankbarkeit, ihn zur Freilassung des Knaben zu bewegen versuchte.

Tief darnieder gedrückt von der Sorgenlast, die ein grausames Verhängniß ihr auf die Brust gewälzt, in muthlosen Gram versunken und von den verschiedenartigsten, ihrer ahnenden Seele sich gewaltsam aufdrängenden, peinlichen Gedanken und Vorstellungen gemartert, hatte Jakobine den Thurm verlassen und befand sich wieder unten in ihrer Be-

hausung. Mehr und mehr, indem sie des ihr zugestoßenen schrecklichen Ereignisses gedachte, begann sich das Verlangen, mit welchem sie noch kurz zuvor der Heimkehr des Vaters entgegengesehen, in die lebhafteste Furcht und Scheu vor seinem Wiederanblick zu verwandeln. Zu welcher Ausrede sollte sie ihre Zuflucht nehmen, um seine Nachfrage nach Gottwalt auf eine ihm genügende Weise zu beantworten? Wie war für die Folge überhaupt, bei der Beschränktheit ihrer häuslichen Umstände, bei der Gefahr, die mit einem so schwierigen Unternehmen sich verknüpfte, bei der Unmöglichkeit, jedem verrätherischen Zufalle geschickt zuvorzukommen, die geheime Verpflegung und Beköstigung der beiden Thurmbewohner füglich in Ausführung zu bringen? Wie lange sollte die von dem Unbekannten erheischte, und durch Androhung des entsetzlichsten Rachewerkes erzwungene Hilfeleistung fortdauern? und welchen Ausgang sollte dies ebenso schauderhafte als mißliche Verhältniß zuletzt gewinnen?

Es verfloß eine Stunde nach der andern, indem sie, mit diesem und ähnlichen in ihrem Innern aufsteigenden Zweifeln und Bedenklichkeiten im Kampf begriffen, bald sinnend und grübelnd das kummerschwere Haupt gegen die Hand stützte, bald erschrocken von dem Sessel emporsprang, nach der Bodenkammer hinaufeilte und durch das geöffnete Fenster die verweinten Augen nach der Straße richtete, von wannen das wildfröhliche Toben der vom gestrigen Unternehmen in einzelnen Abtheilungen nach dem Städtchen zurückkehrenden Mannschaft zu ihr herübertönte. Eben befand sie gegen Mittag sich wieder auf dem erwähnten Standpunkt, als ein neuer Schrecken sie überfiel, der mit der erschütternden Gewalt eines Wetterschlages ihre mühsam errungene Fassung plötzlich vernichtete. Unter klingendem Spiel war ein frischer Troß von Bewaffneten angelangt, der auf einem unweit des Kirchhofes befindlichen freien Platze Halt machte, mit Quartierzetteln versehen wurde, und bald darauf nach den zunächst gelegenen Häusern sich zerstreute, um durch die ihm bewilligte Rast unter wirthlichem Obdach sich von der gehabten Anstrengung zu erholen. Auch nach Jakobinens Wohnung kam einer aus der Schaar, mit dem Zettel in der Hand frisch und wohlgemuth über den Kirchhof daher gewandert. „Heiliger Gott! Jetzt ist Alles aus!“ ächzte sie leise vor sich hin, indem sie die Treppe hinunter stieg, um dem ihr aufgedrungenen unerwünschten Gast die Thür zu öffnen. Es war ein blutjunger lebensfroher Bursch, von einnehmend freundlicher Gesichtsbildung und harmloser Munterkeit in Ton und Betragen. Die Kenntnisse, die er sich von der Landessprache erworben hatte, reichten, von der Mithilfe seines ausdrucksvollen Blickes unterstützt, vollkommen hin, um sich verständlich zu machen; und kaum hatte er, sein Erscheinen höflich entschuldigend, in der Wohnstube Waffen und Gepäck von sich gelegt, als er auch schon, wie aus der behaglichen Stimmung seines Wesens hervorging, sich heimisch zu fühlen schien und mit der offenen Zutraulichkeit eines alten Bekannten seine hübsche Wirthin von den Ereignissen der jüngstverflossenen Tage zu unterhalten anfing. Seinem Berichte zufolge waren die Freibeuter, nachdem sie, das Aeußerste versuchend, in einem mörderischen Gefecht wie Löwen gekämpft, theils niedergemetzelt, theils lebendig in die Gewalt ihrer Gegner gerathen. Nur der Anführer selbst hatte aus dem ihn dicht umschließenden Gewühl und Gedränge auf unbegreifliche Weise zu entschlüpfen gewußt und sich in der Dunkelheit spurlos verloren. Ein Preis war auf den Kopf des wilden und tollkühnen Aufwieglers gesetzt und mit dem angestrengtesten Eifer das Gebirge nach jeder Richtung hin durchkreuzt und durchsucht worden; doch aller angestellten Mühe zum Trotz hatte man des Vermißten, der muthmaßlich im reißenden Waldstrom seinen Untergang gefunden, bis jetzt nicht habhaft werden können. — Empört in der Seele habe es ihn, fügte der geschwätzige Berichterstatter gutmüthig hinzu, die schnöden und grausamen Mißhandlungen mit ansehen zu müssen, die man, in gänzlicher Zurücksetzung alles sonstigen Kriegsgebrauchs, an den armen Gefangenen ausgeübt; am allerwenigsten aber hege er den Wunsch, von dem Schicksal Augenzeuge zu sein, welches dem geächteten Befehlshaber derselben, wofern man sich seiner noch bemächtigen sollte, unausbleiblich bevorstehe!

(Fortsetzung folgt.)

---

## Turntag in Kitzingen.

Am 26. Sept. l. Js., Morgens um 8 Uhr, wurde der vierte bayerische Turntag durch den Vorstand des Vororts, Weinhändler Lupp, eröffnet. 92 Vereine waren bei demselben vertreten. Dem Berichte des Vorsitzenden entnehmen wir die Bemerkung, daß die Zahl der Mitglieder in den Turnvereinen durchgehends gesunken sei, daß sich aber hauptsächlich jene Leute zurückgezogen hätten, welche in den Turnvereinen nichts als eine Gelegenheit zu Festen und Vergnügungen gesucht hatten und daß somit die Saat, die jetzt vom Unkraut rein ist, desto frischer und kräftiger wachsen könne. Sodann beklagt er die Nachlässigkeit, mit der eine überwiegende Anzahl von Vereinen ihren Pflichten gegen den bayerischen Turnerbund nachkomme und verliest eine Reihe von Vereinen, deren Existenz zweifelhaft geworden war. Die nämliche Lauheit äußere sich auch in der Anschaffung der Vereinsblätter, was am besten der Umstand beweist, daß von der „Bayr. Turnzeitung“ nur 140 Exemplare abgezogen werden. Aus der Unterstützungskasse wurden während dieses Jahres 75 fl. an hilfsbedürftige Vereine und Mitglieder verabreicht. Hof und Augsburg wurden als künftige Vororte vorgeschlagen, Augsburg aber schließlich mit Stimmeneinheit zu diesem Ehrenamt gewählt. Es hat also der Turnverein Augsburg im Jahre 1865 die Vorortschaft zu führen und das dritte bayerische Turnfest in Szene zu setzen. Der Antrag des Münchener Männerturnvereins, unbedingt der wichtigste, welcher der Berathung des Turntags unterbreitet war, „der Vorort Kitzingen möge eine Denkschrift an den Landtag übergeben, in welcher darauf hingearbeitet werden soll, daß derselbe zur Förderung des Turnens in den Schulen eine größere Summe im Budget bewillige“, wurde nach längerer Debatte angenommen. Der Antrag, Gauverbände zu gründen, wurde wiederholt abgeworfen. Am Schluße des Turntags wurden fünf neue Vereine angemeldet, sodann Weber aus München beantragt, der Stadt und dem Magistrat Kitzingen den wohlverdienten Dank der versammelten Vertreter schriftlich auszudrücken. Mit diesem Beschluß endete der Turntag, der sein Material in streng geordneter Debatte, in würdiger Haltung erledigte. Nachher versammelten sich die Turnlehrer, Turnwarte und Vorturner, und in zwangloser Versammlung wurde da manches ernste Wort über die Mängel des Turnbetriebes und über die Mittel, das Turnen zu heben, gesprochen. Dem neuen Vorort Augsburg wurde es zur heiligen Aufgabe gemacht, beim

nächsten Landesfest ein mustergiltiges Riegenturnen vorzuführen und während des Festes einen Zeitpunkt für die Versammlung der Fachmänner der Turnvereine zu bestimmen. Ferner wurden einige praktische Vorschläge eingebracht, welche die Turner, die der Besprechung beigewohnt haben, in ihren Kreisen gut verwerthen können. — An dem darauffolgenden Festmahl betheiligten sich über 200 Personen. Den ersten Toast, den Lapp aus Kitzingen brachte, galt dem König Ludwig II., den zweiten, den Weber aus München aussprach, dem deutschen Vaterlande, den dritten von Turnwart Müller aus Kitzingen gebracht, dem Frhrn. v. Brück, dem Generaldirektor der Verkehrsanstalten in München, welcher die Güterhalle dem Verein als Festhalle überließ und durch diese Freundlichkeit das Fest überhaupt ermöglichte. Sodann hörten wir Bezirksamtmann und obersten Beamten der Polizei von Kitzingen, welcher den Turnern ein gutes Leumundszeugniß ausstellte und hoffte, daß er nicht den Tag vor dem Abend gelobt habe; die gutmüthigen Turner nahmen dieses polizeiliche Leumundszeugniß und den väterlichen Rath mit größter Befriedigung und reichem Beifall auf. Nach ihm brachte Schanzer aus Nürnberg auf den Bürgermeister von Kitzingen, den treuen Förderer der deutschen Turnerei, dann Vinzel aus Nürnberg auf die Kitzinger Turngemeinde einen Trinkspruch aus, und schließlich dankte der Bürgermeister für die ihm angethane Ehre und setzte den Turnern den Humpen, das bekannte Wahrzeichen Kitzingens, gefüllt mit vaterstädtischem Weine vor. — Nachmittags hatte ein Ausflug nach Mainstockheim statt, wovon man Abends in einer ansehnlichen Flotille auf dem ruhig fließenden Main zurückkehrte. — Der Abend verfloß unter Dank- und Abschiedsreden und Bravorufen, unter Gesängen und fröhlicher Unterhaltung und nur in einzelnen Gruppen standen die älteren Leute beisammen, und ihr Gespräch bezog sich auf die im Turnen gemachten Erfahrungen, ihr Zweck war es, an dem Bau des deutschen Turnens weiter zu bauen zu Nutz und Frommen des deutschen Vaterlandes. So endete der vierte bayerische Turntag.

A. Würzburg, 26. Sept. Vom 4ten bayr. Turntage in Kitzingen zurückgekehrt, glaube ich annehmen zu können, Ihrem Leserkreise dürfte eine Schilderung desselben nicht unerwünscht sein.

Schon 8 Tage vor Beginn des Festes war unsere Nachbarstadt der Schauplatz des regsten Lebens, in allen Straßen und Gassen wurde geputzt, dekorirt und bekränzt, Frauen und Jungfrauen waren in voller Thätigkeit, die dem Wohnungskomite massenhaft zur Verfügung gestellten Gastzimmer so freundlich als möglich herzurichten, alles war in Bewegung, der Bürgermeister wie der letzte Bürger, der Reiche wie der Arme, alle hatten nur Einen Gedanken: den lieben Gästen zu zeigen, wie sehr sich die Stadt der Ehre bewußt war, sie in ihren Mauern begrüßen zu dürfen als Vertreter des großen bayr. Turnerbundes. In allen Straßen prangten große deutsche und bayerische Fahnen, selbst die öffentlichen Gebäude, Thürme und Kirchen nicht ausgenommen; auch eine sinnige Dekoration bemerkte man an dem Wohnhause des Kürschners Vogel in der Marktgasse, bestehend in einer schönen Gruppirung kostbarer Fußdecken rc. und einem aus lauter Nerzfellen gebildeten „Gut Heil", von einem „Vogel" getragen, eine Zusammenstellung, die, vom Allgemeinen abweichend, dem Fremden imponirte und dem intelligenten Industriellen alle Ehre machte. — Den Glanzpunkt aller Vorbereitungen bildete jedoch die Festhalle selbst, nemlich die von der kgl. Eisenbahnbausektion in Kitzingen dem Komite bereitwilligst zur Verfügung gestellte neue Güterhalle im Bahnhofe (wie günstig war also für dieses Fest die Verzögerung der Bahneröffnung!), welche mit Dekorationen aller Art, Inschriften, Guirlanden förmlich bedeckt war! Da in allen Festen auch materielle Genüsse Hauptfaktor sind, so will ich bemerken, daß sowohl für den Magen durch Errichtung einer kolossalen Küche neben dem Gebäude, als für die Durstigen durch den weltberühmten Braumeister Ehemann gesorgt war, welcher wie bei früheren Festen der Stadt auch hier wieder eine Ausnahme von der Regel machte und seinen nur für das Ausland bestimmten delikaten Stoff zur Verfügung stellte; den Freunden des Rebensaftes endlich wurde ebenfalls Vorzügliches geboten. Für die Bedienung sorgten mehrere aus Würzburg beigezogene bekannte Kellner vom Hutten'schen und Platz'schen Garten, unter andern der liebenswürdige, flinke „Fritz", diesmal ohne Pfeife.

So vorbereitet, konnte die Stadt mit Ruhe der Ankunft der Gäste entgegensehen, welche sich denn auch Samstags gegen Abend einstellten und vom Quartierbureau durch Turnzöglinge in ihre Wohnungen geleitet wurden; der Turnverein Mainstockheim kam in einem Rollwagen, mit farbigen Ballons verziert, auf der noch jungfräulichen Eisenbahn herabgerollt.

Um 8 Uhr wurde die Versammlung in der glänzend mit Gas erleuchteten Festhalle durch den Vorstand der Turngemeinde Kitzingen, Hrn. Lapp, mit einer gediegenen wohldurchdachten Anrede begrüßt, hierauf folgte der Bürgermeister der Stadt, Herr Schmiedel, und begrüßte die Gäste im Namen der Bürgerschaft mit einem herzlichen Willkommen; wie sehr seine Worte den Anwesenden aus der Seele gesprochen waren, dieß bewies der rauschende Beifallssturm, der ihn oft unterbrach und kein Ende nehmen wollte; eine hervorzuhebende Erwiderung erfolgte von Seite der fremden Turner durch Herrn Studienlehrer Hofmann aus Zweibrücken, früher Bayreuth, einem feurigen Redner und ebenso eifrigen Turnbruder. Musik und Vorträge der Sänger-Vereine wechselten nun mit Reden ab, allgemeine Freude herrschte in den weiten Räumen der Halle; Kitzingens und seiner Umgebungen schönster Damenflor hatte sich hier eingestellt, um das Fest zu verherrlichen; bis in die späte Nacht hinein hielt man Stand.

Am Sonntage besichtigten die Gäste die Stadt, die Höhen mit einer der reizendsten Fernsichten des Frankenlandes; gegen Mittag trafen nun auch noch die näher gelegenen Turnvereine mit ihren Fahnen ein, bewillkommt von Deputationen, wie von der ganzen Bevölkerung; um 1 Uhr stellte sich der Zug auf dem bestimmten Platze in der Vorstadt Etwashausen auf und präzis 2 Uhr setzte er sich in Bewegung über die lange Mainbrücke nach der Stadt, deren mit Menschen dicht bedeckte Hauptstraßen — es war ein Wogen und Treiben, wie es nur in großen Städten zu sehen ist — einen überraschenden Anblick boten; das schöne Geschlecht hatte die Fenster der Häuser fast ganz in Beschlag genommen, um den Gästen zu zeigen, daß auch in Frankens lieblichen Thälern preiswürdige Rosen blühen (freilich sind sie auch nicht ohne Dornen!); zahlreiche Blumen wurden den schmucken Turnern zugeworfen, gar manches Herz mag ihnen in stiller Sehnsucht entgegengeschlagen haben! — Der Zug wurde eröffnet durch die Turnschüler mit Fahnen, dann folgte die Musik des Kitzinger Landwehrbataillons, freilich sehr schwach für derartige Festlichkeiten, hierauf eine Abtheilung Kitzinger Turner mit den Fahnen sämmtlicher Vereine, schließlich die Turner der Umgegend und die Turnfreunde, ein stattlicher Zug von etwa 1000 Personen, lauter wohlgebaute, kräftige Gestalten; merkwürdigerweise hatte sich die Kitzinger Schützenfahne ihren Turnschwestern beigesellt, und bildete in ihrer altersgrauen zerfetzten Verfassung einen schreienden Contrast zu den übrigen (sie war auch beim großen Schützenfest in Frankfurt Gegenstand der Bewunderung!); vermuthlich wollte man nur eine Fahne mehr oder auch daran erinnern, daß die jetzt glänzenden Turnerfahnen einmal noch einen andern Zweck haben könnten, als Parade zu machen.

Am herrlich gelegenen Turnplatz am Mainufer angelangt, wurde nun nach einer Anrede des Turnwarts Hrn. Müller eine Produktion in Freiübungen, Ringen und Kürturnen eröffnet, leider haben im Allgemeinen die Uebungen nicht befriedigt, wie auch bereits von anderer Seite berichtet wurde, eine Erfahrung, die bei ähnlichen Gelegenheiten häufig gemacht wird; schon um 4 Uhr setzte sich daher der Zug wieder in Bewegung nach der Festhalle, die sich abermals mit Menschen aus allen Schichten der Stadt und Umgegend gefüllt hatte, so daß gar Viele trotz Karten und Zeichen keinen Einlaß oder Platz finden konnten; abermals Reden, mit Gesang und Musikvorträgen abwechselnd, bis nach Mitternacht; auch ein Geistlicher, der evang. Stadtpfarrer Hr. Held, ergriff das Wort, um darzulegen, daß ein Theologe unter Umständen auch Turnfreund sein könne, was natürlich mit großem Applaus aufgenommen wurde! — Im Ganzen enthielten die vielen Reden nichts Neues und bewegten sich in den so oft in der Neuzeit gehörten Allgemeinheiten.

Am Montage wurde nun der eigentliche Turntag, die Berathung über Turnerangelegenheiten eröffnet; dessen Hauptbeschluß war, eine Adresse an die kgl. Staatsregierung zu richten, den Turnunterricht allgemein zu machen, außerdem wurde Augsburg zum nächsten Vorort gewählt; hiebei ist noch einer Rede des kgl. Hrn. Bezirks-

amtmanns Pfister zu erwähnen, welche sich lobend über die Haltung dieses Turntags verbreitete. — Ein gemeinschaftliches Diner vereinigte die Bürger Kitzingens mit ihren Gästen in den Mittagsstunden abermals in der Halle, nach dessen Beendigung eine allgemeine Partie nach Mainstockheim auf der Höhe der Mainberge folgte, um den Fremden die freundlichen entzückenden Umgebungen Kitzingens noch einmal vor Augen zu führen, das Wetter begünstigte dieses Ziel ausnehmend, über ein Dutzend lieblicher Dörfer und Städtchen waren dem Auge sichtbar, im Hintergrunde die Gebirgszüge des Steigerwaldes, unter sich der freundliche Main, mit seinem silbernen Bande die herrlichen Wiesengründe umschlingend. Nach kurzem Aufenthalte kehrte die Gesellschaft in den hiezu bereit gehaltenen, festlich geschmückten großen Kähnen zu Wasser mit Musikbegleitung nach der Stadt zurück, wobei ein schönes Feuerwerk zur Erhöhung des Genusses beitrug, auch eine Schiffstaufe fehlte nicht!

Den Schluß bildete Abends in der Festhalle nochmals eine gesellige Vereinigung, Abschieds- und Dankreden erfolgten massenhaft, Brüderschaften wurden reichlich abgeschlossen; die Damen waren alle in der heitersten, gehobensten Stimmung und nur Eines schien sie zu betrüben: daß nicht getanzt wurde! (Diesem Sehnen ist Tags darauf, wie ich höre, entsprochen worden.)

Nach allen Richtungen kehrten sie heim, die wackern Turner, alle befriedigt von der so überaus herzlichen, gastfreundlichen Aufnahme der Bewohner Kitzingens, welche Manches ersetzte und vergessen ließ, was sonst nur größere Städte zu bieten im Stande sind; gerade kleinere Städte vereinigen in sich die Elemente, um den fremden Gästen den Aufenthalt angenehm zu machen, denn dieselben wollen weniger prunkhafte Dekorationen, als vielmehr freundliche, entgegenkommende Gesichter sehen, und dieses Fest vereinigte so ziemlich Alles in sich! —

---

## Würzburger Stadttheater.

Mittwoch, 28. Sept. „Der Barbier von Sevilla". Wenn man das unerreichte Meisterwerk Rossini's im Gebiete der komischen Oper, seinen „Barbier", bei der Aufführung mit derber Komik würzt, und dabei sich etwas vergreift und ein Weniges mehr zuthut, als nothwendig war, so wird das wohl Niemand ernstlich tadeln, da die sämmtlichen Charaktere der Oper eine komische Färbung haben, zwei Hauptrollen, der Doktor Bartolo und der Musikmeister Basilio, vollkommen ausgeprägte Produkte der derben Komik sind, und unter diesen Umständen die Aufführung die Spieler zur Anwendung eines stärkeren Colorits drängen mag, als ihre Rolle es verträgt. Wenn aber die Grenzen, welche das Herkommen und die billige Berücksichtigung obiger Verhältnisse schon weit genug gezogen hat, noch überschritten werden, dann bekommen wie ein Zerrbild, eine Hanswurstiade, welche in Machwerken, wie dem bekannten „Orpheus" von Offenbach am Platze sein mögen, in einer klassischen Oper wie dem „Barbire" aber entschiedene Mißbilligung finden müssen.

Leider müssen wir diese Mißbilligung bezüglich der heutigen Aufführung aussprechen, denn es wurde in einer alle Grenzen überschreitenden Weise übertrieben; ärger kann kaum mehr über die Schnur gehauen werden, als es heute der Fall war. Herr Leithner gab in der Rolle des Basilio in dieser Beziehung den Ton an, Hr. Büßel sekundirt als Bartolo und Hr. Grünewald ließ sich in der Titelrolle von den genannten Herren fortreißen und war der Dritte mit im Bunde. Wir könnten zum Belege unserer Behauptung auf viele Scenen hinweisen, begnügen uns aber damit, der Nieß- und Raufscene unter Anderem speziell zu gedenken, weil hiebei wirklich außerordentlich Verkehrtes zum Vorschein kam, und wollen mit dem weitaus größten Theile der Zuhörer hoffen, daß in der Folge solche Ausschreitungen ernstlich vermieden werden und einem zwar lebhaftigen und animirten, aber durchhin taktvollen und angemessenen Spiele Platz machen werden.

Abgesehen von dem Fehler der Uebertreibung im Spiel, wurde viel des Guten und Beneidenswerthen geleistet; namentlich war es Frau Borchers, welche in der Rolle der Rosine die günstige Meinung, die wir bis jetzt von ihren Fähigkeiten hatten, um Vieles gehoben hat; ihre Intonation war heute so rein, ihre Coloraturen mit wenig Ausnahmen so flüssig und richtig und ihr Vortrag so angenehm, daß wir diese Rolle als ihre beste Leistung erklären müssen. Am vorzüglichsten war ihr Gesang in der großen Arie „Sanft [illegible] und [illegible]" im 1. Akt; diese Arie bildete den Glanzpunkt ihrer Leistungen und hat nebst den beiden kunstreich durchgeführten schwierigen Einlagen im 1. Akte und im Finale des 2. Aktes so allgemein angesprochen, daß einige Irrthümer, glücklicherweise von untergeordneter Bedeutung, in dem Duette mit Figaro nicht in Anschlag kommen können. Wir erachten deshalb die der Frau Borchers zu Theil gewordene Ehre des zweimaligen Hervorrufes als eine wohlverdiente und berechtigte.

Nach Frau Borchers hat unstreitig Hr. Büßel das Verdienst, abgesehen von seinen Uebertreibungen, seine Aufgabe recht gelungen gelöst zu haben; namentlich hat uns sein Gesang und Vortrag befriedigt, seine Stimme war voller und kräftiger als bisher und leistete an einigen Stellen, z. B. in der großen Arie im 2. Akte „Einen Doktor zu betrügen" ganz Vorzügliches. Die Titelrolle hat Hr. Grünewald gut gesungen, sein Spiel muß aber noch viel lebendiger werden, wenn es ihm ernstlich darum zu thun ist, den geschäftigen Figaro richtig darzustellen.

Eine höchst ungenügende Leistung war die des Herrn Hahn als Graf Almaviva; derselbe ist dieser Rolle nicht gewachsen und hat sowohl im Spiel als Gesang ganz entschieden mißfallen; er hat die Coloraturen schrecklich verarbeitet, so daß es öfters gar nicht zum Anhören war; dann zeigte er sich auch im Spiele als ganz mangelhaft. Wie er denn, um nur Eines zu erwähnen, den scheinbar betrunkenen Hufschmied so verzerrte, daß man froh war, in eine andere Scene geführt zu werden.

Wenn sich Herr Hahn nicht noch mehr schaden will in der Meinung über seine Leistungsfähigkeit, so möge er Rollen, denen er nicht gewachsen ist, für die Folge auch nicht mehr übernehmen.

Schließlich dem Orchester die gebührende Anerkennung für die taktvolle und korrekte Durchführung der Oper. —δ—

---

## Miscelle.

Der Photograph und Luftschiffer Nadar hat vor dem Pariser Zuchtpolizeigerichte einen Prozeß gegen die Luftschiffer Gebr. Godard gewonnen. Die beiden letzteren wurden zu 6 Monaten Gefängniß und zur Zurückerstattung von 6418 Fr., 800 Metres Seide repräsentirend, die sie zum Nachtheile Nadars unterschlagen hatten, sowie zu 2000 Fr. Schadenersatz und 1000 Fr. Strafe verurtheilt. Die Gebrüder, welche beide in der Gerichtssitzung nicht anwesend waren, hatten sich von Nadar 800 Metres Seide mehr liefern lassen, als sie zur Erbauung seines großen Ballons brauchten, und hatten dieselbe, wie durch zahlreiche Zeugen festgestellt wurde, für sich selbst behalten. Diese Affaire macht in Paris nicht geringe Sensation.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: A. Hartmann.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 80. Mittwoch den 5. Oktober 1864.

## Die Glöcknerin.

Erzählung
von
A. G. Prätzel.

(Fortsetzung.)

Gluth und Blässe wechselten während dieser Mittheilung auf Jakobinens Gesicht; doch hegte der junge Kriegsmann glücklicherweise einen zu arglosen Sinn, um aus der Verlegenheit und Verwirrung, deren sie sich vergeblich zu erwehren suchte, irgend einen ihrem Geheimniß nachtheiligen Verdacht zu schöpfen. Eben so wenig hatten die peinliche Hast und Eilfertigkeit, womit sie die Unterhaltung plötzlich abbrach, für ihn etwas Auffallendes; vielmehr schenkte er ihrer Aeußerung, daß sie jetzt sich hinwegbegeben müsse, um das Mittagessen zu besorgen, seinen ganzen Beifall und begann, während sie draußen in der Küche auf Bewerkstelligung des erwähnten Vorhabens bedacht war, sich durch Pfeifen und Trällern die Zeit zu vertreiben. Sobald er jedoch unter erneuertem sorglosen Plaudern sich bei der ihm aufgetischten Schüssel nach Kräften gütlich gethan hatte, verminderte nach und nach in immer merklicherem Grade sich die Lebhaftigkeit seiner Rede. Unfähig, dem ihn anwandelnden Gefühl der Müdigkeit Widerstand zu leisten, taumelte er mit dem unsichern Schwanken eines Berauschten nach dem Hintergrunde der Stube, warf sich auf den hier befindlichen Armsessel und verfiel in einen tiefen und festen Schlaf.

Alsbald verfügte sich Jakobine, den günstigen Augenblick benutzend, nach dem Thurm hinüber, um den dort versteckten Flüchtling in aller Eile von dem neuerfolgten mißlichen Vorfalle zu unterrichten, und was sie aus dem Munde des Einquartierten so eben vernommen, ihm zur Belehrung und Warnung kund zu thun. Er saß still und nachdenkend in einem dunkeln Winkel hinter den Dachsparren und Gottwalt lag, vom warmen Mantel umwickelt, friedlich schlummernd in seinem Arm. Die menschlich milde Sorgsamkeit, die er für die ungestörte Ruhe des Knaben zu hegen schien, stimmte den Gram, mit welchem sie der Stelle sich genähert, zur wehmüthigen Rührung und den bittern Groll, den sie gegen den Unbekannten wegen des von ihm verübten Gewaltstreichs bisher im Herzen getragen, zum Gefühl der mitleidigen Theilnahme um. Ihr wiederholt betheuernd, daß, so lange durch ihre kluge Umsicht und Fürsorge seine eigne Sicherheit ungefährdet bleibe, auch dem Kleinen kein Leid widerfahren solle, nahm er mit Merkmalen zufriedener Billigung die warme Bettdecke in Empfang, die sie für ihren Bruder mitgebracht hatte, äußerte darauf ein lebhaftes Verlangen, etwas von den Neuigkeiten des Tages zu erfahren, und hörte ihr mit sehr gespannter Aufmerksamkeit zu, indem sie jetzt sich über die Absicht ihres dermaligen Erscheinens gegen ihn zu erklären anfing. Der scharf durchdringende Blick, den er während der Erzählung auf sie heftete, das finstere Gewölk, das auf seiner Stirn sich zusammenzog und die leisen Flüche und Verwünschungen, die von Zeit zu Zeit seinen Lippen entschlüpften — alles diente dazu, sie in der Muthmaßung zu bestärken, daß sie in ihm, obgleich er es auf das geflissentlichste vermied, sich ihr näher zu erkennen zu geben, keinen andern, als eben jenen verwegenen Häupiling selbst vor sich sehe, der sich der Gefangennehmung schlau zu entziehen gewußt, und dessen Spur man noch immer mit so angelegentlichem Eifer zu verfolgen fortfuhr.

Ueber dem zwischen beiden stattfindenden Gespräch war Gottwalt mittlerweile wach geworden. Er schaute, nachdem er sich völlig ermuntert hatte, heitern Muthes um sich her, und zu ihrem nicht geringen Erstaunen erfuhr Jakobine aus seinem Munde, daß es ihm jetzt bei dem fremden Manne, der ihm so vielerlei hübsche Geschichten erzählt habe, ganz wohl gefalle, und daß er daher auch recht gerne bei ihm bleiben wolle, um ihm Gesellschaft zu leisten. Dieser schien an dem vorgebrachten offenen Geständniß des Kindes Behagen zu finden, streichelte mit sanfter Hand ihm den blonden Lockenkopf und sagte: „Das ist mir ebenso lieb, als es mich unendlich schmerzen würde, wenn ich jemals in die Nothwendigkeit geriethe, meine früher ausgestoßene Drohung in's Werk richten zu müssen!"

Er kehrte hierauf, als ob er sich einer zu milden Ausdrucksweise bedient hätte, wieder zum gewohnten finstern Ernst in Ton und Geberde zurück, gab der Betroffenen mit hinreichender Deutlichkeit zu verstehen, daß ihm jetzt über das saubere Geschäft, welches ihren Vater von seiner Behausung entfernt halte, jeder Zweifel benommen sei, rieth ihr, unter Ertheilung einiger zweckdienlichen Maßregeln, an, ihre Sorgfalt und Behutsamkeit zu verdoppeln und verabredete, bevor er sie von sich entließ, mit ihr ein besonderes Zeichen, wodurch sie bei Erschließung der Thür, die an der zuletzt zu ersteigenden Treppe sich befand, ihn für die Folge schon von fern zu benachrichtigen habe, ob er es mit Sicherheit wagen dürfe, seinen Schlupfwinkel zu verlassen und zum Vorschein zu kommen.

Mit einbrechender Abenddämmerung, nachdem Philibert — so nannte sich der in der Glöcknerwohnung einquartierte Krieger — schon längst durch den Genuß der Ruhe sich von den ausgestandenen Strapazen erholt und ein munteres Thun und Treiben wieder begonnen hatte, kehrte Jakobinens Vater endlich nach Hause zurück. Er war von der ungewohnten übermenschlichen Anstrengung, die man ihm zugemuthet, dermaßen abgemattet und die rauhe unfreundliche Witterung hatte, verbunden mit der Furcht und Angst, worin er unaufhörlich geschwebt, so nachtheilig auf ihn eingewirkt, daß er nach mühsamer Erreichung seines Wohnsitzes, keinen Augenblick länger aufzudauern vermochte, sondern sich sogleich zu Bett legen mußte. Sein Zustand erregte Jakobinens Besorgniß um so mehr, da sie gar bald aus den vorhandenen Anzeichen merkte, daß neben der gänzlichen Erschöpfung, in welcher er sich befand, zugleich ein heftiges Fieber im Anzuge begriffen war, gegen dessen völligen Ausbruch nicht schnell genug die nöthigen Vorbeugungsmittel in Anwendung gebracht werden konnten. In dieser Ueberzeugung machte sie sich daher, nachdem sie Philiberts freiwilliges Erbieten, sich unterdeß der Obhut des Kranken unterziehen zu wollen, dankbar angenommen, ohne Zeitverlust auf den Weg nach dem Städtchen, um den Arzt aufzusuchen und herbeizuholen. Das von ihm verordnete Heilmittel hatte zum Erfolg, daß der Leidende seine, in sinnlos buntem Gemisch über die ihm zugestoßenen Begegnisse sich erstreckenden, phantastisch irren Reden einstellte, nach und nach ruhiger wurde und endlich zum vollen Bewußtsein seiner selbst zurückkehrte. Die ersten Worte, die er jetzt mit matter Stimme an Jakobinen richtete, waren von einem forschenden Blicke nach der offenen Wohnstube begleitet und enthielten die Erkundigung nach dem kleinen Gotswalt.

Mit Ausbietung aller ihrer Geistesstärke nahm die Befragte zu dem im Stillen beschlossenen Vorgeben ihre Zuflucht und erwiderte, daß Schwester Ulrike heute Vormittag zu Besorgung nothgedrungener Geschäfte im Städtchen gewesen und bei der hier herrschenden Verwirrung und Unruhe ihr mit dem Anerbieten entgegen gekommen sei, den Knaben auf etliche Tage mit nach ihrer friedlichen Försterwohnung hinaus zu nehmen, was sie unter den obwaltenden Umständen denn auch gern bewilligt habe.

Der Alte runzelte zwar die Stirn und murmelte einige Worte vor sich hin, die seine Unzufriedenheit und Mißbilligung ausdrückten, doch fiel es ihm nicht ein, in die Richtigkeit der vernommenen Aussage selbst nur den geringsten Zweifel zu setzen, da Gotswalt auf gleiche Weise schon mehrmals seine an den Förster Wildheim verheirathete Schwester nach ihrem Wohnsitz begleitet und einige Zeit bei ihr zugebracht hatte. Der von Jakobinen gefürchtete Augenblick ging demnach glücklich vorüber. Sie nahm den Verweis, der ihrem eigenmächtigen Verfahren zu Theil wurde, ruhig hin und es blieb ihr jetzt nur zu wünschen, daß nicht etwa ein widriger Zufall Ulriken wirklich hierher führen und eben dadurch den völligen Ungrund jenes gewagten Vorgebens unerwartet ans Licht bringen möge.

Ueber der thätigen Fürsorge, mit welcher sie, von Philibert unterstützt, in ungetheilter Aufmerksamkeit um den kranken Vater beschäftigt gewesen, hatte sie die Erscheinung eines Besuchenden nicht beachtet, der mittlerweile sich eingefunden, in einer dunkeln Ecke der Wohnstube Platz genommen und hier, als schweigender Beobachter des in der Seitenkammer stattfindenden emsigen Verkehrs, seit einer Stunde bereits still und unbeweglich gesessen hatte. Es war ein Anverwandter des Hauses, Emanuel Traubler, der vor Ausbruch des Krieges auf einem in der Nachbarschaft gelegenen gräflichen Gute als Kunstgärtner angestellt gewesen, in Folge der Verheerungen aber, die der anrückende Feind, erbittert durch die ihm hinterbrachten Gesinnungen des den Landesvertheidigern beigetretenen Gebietsherrn, mit Feuer und Schwert daselbst angerichtet hatte, schnell wieder brodlos geworden war und gegenwärtig im Städtchen sich aufhielt.

Von Jugend auf hatte zwischen ihm und Jakobinen eine besondere Zuneigung gewaltet, die mit den Jahren immer stärker geworden und endlich in das innigste Liebesverständniß übergegangen war. Seit seiner jetzigen Anwesenheit im Städtchen hatte jedoch der ihm eigene heiter und zufriedene Sinn sich gänzlich verloren, ein grübelnder Mißmuth war an dessen Stelle getreten, und unablässig hing er der düstern Stimmung nach, die, von der plötzlichen Vereitelung seiner schönsten Wünsche und Hoffnungen erzeugt, noch durch so manche anderweitige Gedanken und Einbildungen in der Brust des zu Argwohn und Eifersucht geneigten Grillenfängers fortgenährt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

## Zwei Nächte in Südmexiko.

(Abenteuerlicher Kampf. — Ein Gewittersturm.)

„Eine herrliche Stelle für unser Nachtlager!“ So rief ich aus, indem ich vom Maulthiere stieg und Arme und Beine dehnte, die vom langen Ritte steif geworden waren. Es war dem Anscheine nach ein feenhafter Ort, eine enge Bergschlucht, von Mahagonibäumen beschattet. Mein Gefährte winkte beifällig. Unsere trägen mexikanischen Maulthiertreiber und Diener sagten kein Wörtchen dazu und fingen an, unser Nachtlager zu bereiten. Verdammte Schlingel! Wenn wir uns auch in einem Sumpfe, Stirne an Stirne mit einem Alligator gelagert hätten, so würden sie, glaub' ich, den Mund nicht aufgethan haben. Diese halbblütigen Mexikaner, halb Indianer, halb Spanier, mit der schwarzen Race auch noch ein bischen verwandt, bekümmern sich so wenig um die Gefahren und Uebel ihres Landes und Klima's, daß ihnen gar nicht einfällt, daß Yankeefleisch und Blut empfindlicher und mit Moskitos und vomito prieto, wie sie ihr höllisches Fieber nennen, nicht zu spaßen ist, der Schlangen, Skorpione, Alligatoren und ähnlichen Wesen nicht zu gedenken.

Ich war nach Mexiko gekommen mit einem jungen Virginier, Jonathan Rowley, 26 Jahre alt, und 6' 2'' hoch, mit herkulischen Gliedern und dachbreiten Schultern. Es war gegen das Ende des Jahres 1824 und bald nach der Befreiung Mexiko's von spanischer Herrschaft und seiner Umwandlung in einen Freistaat, was uns Amerikanern neuen, großen Antheil einflößte. Zudem hatte man uns Vieles von der Schönheit des Landes erzählt, doch darin hatten wir uns eher getäuscht und erreichten die Hauptstadt, ohne, ausgenommen einige Theile der Provinz Vera-Cruz, etwas gesehen zu haben, das die ausschweifenden Lobpreisungen über die Pracht der Landschaftsbilder in Mexiko, die wir in der Heimath gehört hatten, rechtfertigen konnte. Wir waren jedoch nicht weit südwärts gekommen, als das Gepräge der Gegend sich änderte und unsere ausschweifendsten Erwartun-

gen weit übertraf. Ganze Wälder von Palmen, Orangen, Zitronen und Bananen füllten die Thäler; Sümpfe und Niederungen waren von Mahagonibäumen und baumhohen Farrenkräutern bedeckt; die ganze Natur hatte einen riesenhaften Maßstab; die Berge unendlich hoch, die Thalfläche durchzucht und zerrissen, von 100—1000' tiefen Schluchten, und mit der reichsten und wechselndsten Vegetation überwachsen. Der Himmel selbst zeigte jenes tiefglühende Blau der Morgenländer, das gleichsam bewölkt und umsäumt mit Gold erscheint.

Aber dieses heiße Klima, die brütende Sonne erzeugen manchen Nachtheil. Ungeziefer und Gewürme aller Art, das tödtliche Fieber jener Himmelsstriche machen die Niederungen für zwei Drittheile des Jahres unbewohnbar. Doch gibt es weite Gegenden, welche verhältnißmäßig von diesen Plagen befreit, — wahre Edensgärten von so hoher Schönheit, daß schon dort zu leben und zu athmen eine wahre Lust und Freude ist. Das Herz hüpft gleichsam vor Vergnügen und die Seele erhebt sich an dem Anblicke jener feenhaften Pracht und Herrlichkeit.

Die berühmteste unter diesen gesegneten Provinzen ist das Thal von Oaxaca mit den zwei Bergdistrikten von Misteca und Zapoteca, welche alle anderen an Schönheit übertreffen. Es war in jenem unendlichen Thale, nahe an 300 (englische) Meilen lang und von den höchsten Bergen Mexiko's umgeben, wo wir uns jetzt befanden. Die gütige Vorsorge unseres Geschäftsträgers in der mexikanischen Hauptstadt hatte uns jegliche Erleichterung verschafft, um eine Gegend zu durchsehen, die nur selten von einem fremden Fuße betreten wird. Wir hatten zahlreiche Empfehlungsschreiben an die Alkalden und Behörden der Dörfer und Städte, welche nur spärlich in den südlichen Provinzen Mexiko's zerstreut liegen; wir bekamen Schutzgeleite, wenn es nöthig war; jegliche Hilfe, Unterstützung und Erleichterung sollte uns gewährt werden. Aber da weder die Behörden, nach Se. Exzellenz der Gesandte da Gasthöfe und Häuser errichten konnten, wo keine waren, so waren wir oftmals genöthigt, uns im Freien zu lagern, mit dem Himmel als Schutzdach über uns. Und gewiß war es ein herrliches Dach für unsere Schlafstätte; jener tropische Himmel mit seinen Sternbildern, den Bewohnern des Nordens neu, und jeder Stern größer und glänzender durch die Einwirkung des Dunstkreises. Mars und Saturn, Venus und Jupiter waren alle verschwunden; den großen und kleinen Bären konnte man noch sehen. In weiter Ferne das Schiff Argo und der glühende Zentaur, und herrlich vor allen, das glorwürdige Zeichen des Christenthumes, das ungeheure südliche Kreuz in all' seinem Glanze und seiner Erhabenheit hellstrahlend in silberner Pracht, in einer Einfassung von dunkelblauem Krystalle.

Während unsere Hängematten an den untersten Zweigen eines Baumes befestigt wurden, denn in diesem Theile von Mexiko ist es nicht räthlich, auf bloßer Erde zu schlafen, wegen der Schlangen und Gewürme, zündete der Koch unter dem nahen Felsen ein Feuer an, woran in wenig Minuten ein Iguan, den wir den Tag über geschossen, am Spieße gebraten wurde. Es war ein seltsamer Anblick, dieses Thier, das einem Drachen und der Eidechse gleicht, im Scheine des Feuers drehen und wenden zu sehen, und sein ekelhaftes Aussehen konnte wohl die Eßlust benehmen; aber wir wußten aus Erfahrung, daß es nichts Besseres gibt, als einen gebratenen Iguan. Wir ließen's uns wohl schmecken und beschlossen das Mahl mit einem Zuge aus der Rumflasche und kletterten dann in unsere Hängematten; die Mexikaner legten sich auf die Erde nieder, mit dem Kopfe auf dem Maulthiersattel, und bald waren Herren und Diener fest eingeschlafen.

(Fortsetzung folgt.)

## Würzburger Stadttheater.

Mittwoch, 3. Okt. Die Oper hat dem Schauspiele so ziemlich den Rang abgelaufen und beherrscht bereits in drei aufeinanderfolgenden Theaterabenden die Bühne; nachdem am vorigen Mittwoch der „Barbier" bei vollem Hause zur Aufführung gekommen war, folgte ihm am Freitag „Norma" und gestern der „Freischütz", und jedesmal war das Theater fast in allen Theilen gefüllt, ein Beweis, daß das hiesige Publikum die Musik zu schätzen weiß und gerne bereit ist, den von der Direktion gebrachten Opfern eine thatsächliche Anerkennung zu geben. Was die Aufführung der beiden zuletzt genannten Opern anlangt, so waltete über die erstere unverkennbar ein entschiedener Unstern. Frln. Wilde hatte in der Titelrolle eine ihre Kräfte weitaus übersteigende Aufgabe übernommen, welche sie kaum annähernd zu lösen vermochte. Ihr Gesang trug den Stempel von Unzulänglichkeit schon in den ersten Akten an sich; ihre Stimme war matt, ihr Vortrag ohne Ausdruck und ihre Coloraturen undeutlich und unkorrekt; vielleicht hätte sie in der minder großartig angelegten Rolle der Adalgisa eine ihren Mitteln angemessenere Aufgabe gefunden, der Norma war sie jedenfalls nicht gewachsen.

Die Adalgisa hätten wir auch in andere Hände als in jene der Frln. Herbold gewünscht, denn so sehr dieselbe bis jetzt sich als tüchtige Soubrette bewiesen hat, so wenig hat sie das Material zu größeren dramatischen Parthien in sich; übrigens hat sie ihrer Rolle allen Fleiß zugewendet und an einzelnen Stellen mit Recht gefallen.

Den Sever haben wir von Hrn. Wagner auch schon viel besser gesehen; er war nicht besonders disponirt und hat sich oft Zwang anthun müssen, um ein Gefühl zum Ausdruck zu bringen, welches ihm fremd war. Hr. Leithner hat den Führer der Gallier mit Kraft und Feuer gesungen und seinen Platz zur Zufriedenheit ausgefüllt.

Befriedigender wurde der „Freischütz" zur Aufführung gebracht; die Hauptrollen waren sämmtlich in die rechte Hand gelegt und so ging es auch im Allgemeinen ziemlich gut und abgerundet zusammen. Frau Bocherts hat in der Agathe unsere freilich mäßig gehaltenen Erwartungen einigermaßen übertroffen. Sie hat den Charakter der sinnigen sentimentalen Försterstochter in ihrem poetischen Reize und ihrer natürlichen Einfachheit richtig erfaßt und mit mehr Wärme durchgeführt, als sie bisher hatte blicken lassen; ihr Spiel war durchdacht und edel und ihr Vortrag innig und wahr. Wenn gleich ihre Agathe noch gefühlvoller und weicher hätte durchgeführt werden können, so erkennen wir doch in ihrer gestrigen Aufführung einen nennenswerthen Fortschritt und versprechen uns beim Fortschreiten auf dem betretenen Wege noch ganz gelungene Resultate.

Eine treffliche Folie zur Agathe war die Durchführung des Aennchens durch Frln. Herbold, welche mit Leichtigkeit die lieblichen ansprechenden Melodien dieser vorzüglich gezeich-

neren Soubrettenpartie gesungen und sich dabei ebenso gewandt im Spiele gezeigt hat; nur die Gesangsfiguren ließen mitunter noch etwas mehr Abrundung und Geläufigkeit zu wünschen übrig.

Weniger glücklich war Hr. Wagner im Max; er brachte keine guten Zeichen mit, denn schon im großen Ensemble mit Chor im ersten Akte kam er ganz und gar hinaus und wußte sich lange Zeit nicht mehr zurecht zu finden. Mag das Zerstreuung, mag es Mangel an genügender Vorbereitung gewesen sein, es war jedenfalls für den guten Klang, welchen bisher der Name des Hrn. Wagner hatte, nicht empfehlend, nachdem Aehnliches schon kurz vorher im Verlauf der jüngsten Zeit vorgekommen ist und wird ein Sporn für ihn sein, dergleichen Verstöße ernstlich zu vermeiden.

Der Kuno war in Hrn. Leithner genügend repräsentirt; im Spiel und Gesang gut, leistete er im Finale des ersten Aktes Vorzügliches. Die Chöre waren ziemlich unsicher und das etwas gelichtete Orchester, vielleicht in Folge der vielen Anstrengungen seither, matt und abgespannt. —δ—

---

# Miscellen.

Die „B. Z." erzählt: „In einem Münchener Hotel übernachteten unlängst zwei angebliche Realitätenbesitzer, mit deren Entfernung auch die Betten aus ihrem Zimmer verschwunden waren. Die hiesige Polizei hatte in denselben bereits ein Paar vagirende Handwerksgesellen ermittelt und war mit Verfolgung ihrer Spuren eifrig beschäftigt, als aus einem schwäbischen Städtchen an den betreffenden Hotelbesitzer ein anonymer Brief gelangte, in welchem sich die Gauner für die freundliche Bewirthung und die Betten bedankten und weiterer „Nachsicht" empfahlen. Der Galgenhumor sollte sich schlecht rentiren! Das Postzeichen war zweifellos ächt, ja nach wenigen Stunden wurden die „Realitätenbesitzer" am Aufgabsorte ihres Briefes betroffen und in einem Hotel untergebracht, in welchem zum Bettstehlen schon deßhalb alle Gelegenheit fehlt, weil dessen Insassen auf Strohsäcken zu liegen pflegen. „Euch Beiden sollte man das Stehlen verbieten;" meinte ein alter Vagabund, mit welchem die Gauner gemeinschaftlich transportiet wurden."

•

Wenn man eine Reise nach einer größeren Stadt unternimmt, kommen Bekannte und wollen allerlei mitgebracht haben. Die Auslagen werden mit Dank zu erstatten versprochen, was aber dennoch oft in Vergessenheit kömmt. Ein Quidam, der nicht aufs Hirn gefallen war, reiste nach London. Von vielen Seiten kamen Aufträge; der wollte dies, jener das mitgebracht haben. Schreibt, sagte er Allen, eueren Auftrag auf einen Papierstreifen und euren Namen dazu. Es fehlte nicht an Papierstreifen, ein einziger war schwer, der Auftraggeber hatte einen Louisd'or hineinpetschirt. Nach Monaten wurde seine Rückkehr angekündigt und richtig — er kam an. Des andern Morgens schon erhielt der Letztgenannte sein Packet und nun kamen von allen Enden die Auftraggeber, die ihm Zettel mitgegeben hatten. Ich habe, sprach sie der Quidam an, für keinen von euch etwas mitbringen können, weil mir ein fataler Streich arrivirt ist. Auf der Ueberfahrt übern Kanal saß ich beim schönsten Wetter von der Welt auf dem Verdecke. Da dachte ich, jetzt kannst du deine Aufträge sortiren, nahm meine gesammten Papierstreifen, legte sie vor mich auf die Bank und wie ich am besten dran war, kömmt ein heftiger Windstoß und jagt sie alle bis auf einen einzigen über Bord. Der liegen gebliebene hatte seine Rettung einzig und allein dem Umstande zu verdanken, daß ein Goldstück eingepetschirt war, dessen Schwere ihn am Bord ließ, den habe ich dann auch mit Vergnügen besorgt. Die andern gingen nun leer, aber mit einer Lehre nach Haus und merkten sich's für kommende Fälle.

•

In einem vor wenigen Wochen aufgenommenen Protokoll über einen gelungenen Fluchtversuch aus dem Gefängniß in Burgdorf (Kanton Bern) wurde als Ergebniß des Augenscheins u. A. ausgesprochen, die neuen Gefängnisse seien in Bezug auf die Vorkehrungen zum Verhindern des Entweichens durchweg so schlecht angelegt, daß man fast glauben müsse, den Baumeistern sei die Möglichkeit, diese Räume einmal selbst bewohnen zu müssen, bei Entwerfung ihrer Pläne vor Augen gestanden.

---

## Erinnerung.

Seh ich ein Auge milder Art,
Der Seele Widerschein,
Wo Schöne sich mit Anmuth paart,
Gedenk ich, Theure, Dein!
Doch glänzt auch zart des Auges Licht,
Wird mir's so weh zu Muth,
Denn ach! — es ist das Deine nicht,
Das Deine, fromm und gut!

Die Liebe ist ein Diamant,
Die Treue pures Gold,
Ich Glücklicher, der beides fand,
Bis Gott es anders wollt.
Zwar ruhen beide Schätze noch
In manchem Herzen hier
Und machen Andre froh, — jedoch
Sie leben nimmer mir.

Wo fänd' ich auch ein zweites Herz,
Das so, wie Deines schlägt,
Das so, wie Deines, himmelwärts
Mein gleichgestimmtes trägt!?
Was tröstet süße Täuschung mich,
Ich fühl' es, ach! zu sehr.
Ein Herz, wie Dein's, so inniglich,
Ich find' es nimmermehr.

Friedrich Friedreich.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: A. Hartmann.

**Mnemosyne.**

**Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.**

№ 81. Sonntag den 9. Oktober 1864.

# Die Glöcknerin.

Erzählung
von
A. G. Prätzl.

(Fortsetzung.)

So war ihm auch heute, nachdem Jakobine sich auf den Wink des nach Ruhe verlangenden Vaters aus der Kammer zurückgezogen hatte, weder durch ihre Annäherung, noch zutraulich herzliche Begrüßung ein freundliches Lächeln abzugewinnen. Die regsame Zuthulichkeit, die in Philiberts Wesen und Benehmen sich äußerte, schien ihm in der tiefsten Seele zuwider, und der zwanglos muntere Ton in seiner Unterhaltung mit Jakobinen ergriff und verletzte, wie aus den unverkennbarsten Merkmalen hervorging, ihn um so mehr, da sie, trotz des gegebenen Beispiels, es nicht für gemessen erachtete, dem Fremdlinge, dem sie sich noch obendrein für die ihrem Vater erwiesenen Dienstleistungen dankbar verpflichtet fühlte, gleichfalls mit verächtlichem Kaltsinn zu begegnen und sich in Beobachtung der feinen Sitte und Lebensart von ihm übertreffen zu lassen. Umsonst bemühte sie sich, nachdem Philiberts Versuche, mit dem mißlaunigen Murrkopf ein befreundeteres Verhältniß anzuspinnen, vergeblich geblieben waren, den auf seinem Gesicht vorwaltenden Unmuth zu zerstreuen, ihm durch Wink und Zeichen die Nothwendigkeit ihres gegen den Einquartierten angenommenen gastfreundlichen Betragens begreiflich zu machen und eben dadurch auch ihn zu einer minder auffallenden und anständigeren Verfahrungsweise zu bewegen. Der Eifer, vermittelst dessen sie ihn in eine gefälligere Stimmung zu versetzen suchte, bewirkte gerade das Gegentheil. Seine Mienen wurden immer finsterer, seine Lippen immer einsilbiger, bis er endlich, im sichtbarsten Kampfe mit sich selbst, sich von seinem Sitz erhob und ohne den verwunderten Philibert eines Blickes zu würdigen, die Stube verließ.

Jakobine begleitete ihn vor die Thür hinaus. „Diese Verlegenheit hättest du mir billig ersparen sollen!“ sagte sie mit sanft verweisendem Tone, der jedoch ihre gereizte Empfindlichkeit nicht ganz zu verbergen vermochte. „Ich weiß gar wohl, daß es ein gerechter Kummer ist, mit welchem deine jetzige aussichtslose Lage dich erfüllt, und werde daher auch keineswegs von dir verlangen, daß du deinen innern Trübsinn jählings verleugnen und eine ausgelassene Lustigkeit zur Schau tragen sollst. Unbegreiflich bleibt es mir aber, wie du in deiner üblen Laune dich so weit vergessen kannst, selbst die Forderungen der allergewöhnlichsten Sitte und Schicklichkeit so ganz aus den Augen zu setzen! Ist es denn unter den gegenwärtigen leidigen Zeitverhältnissen nicht klüger und rathsamer, gute Miene zum bösen Spiele zu machen, als den sich aufdringenden fremden Gästen, wie weit man sie auch von sich hinwegwünscht, dies so ganz ohne allen Rückhalt merken zu lassen, und eben dadurch sie zu erbittern und zu einer ähnlichen unfreundlichen Begegnung zu reizen? Sie haben nun einmal die Gewalt in Händen; wir können nichts dagegen ausrichten, und handeln mithin dem eigenen Vortheil gemäß, wenn wir uns geduldig in ein Schicksal ergeben, dessen Abänderung nicht in unsrer Macht steht.“

„Leider muß ich zu meinem Schrecken bemerken, daß du in dieser Kunst sehr bedeutende Fortschritte gemacht hast!“ rief Emanuel, indem er die Arme über einander schlug und die finstern Blicke starr gegen den Boden heftete. „Mag diese zuvorkommende lächelnde Freundlichkeit, die du dem jungen Kriegshelden zu bezeugen für nöthig erachtest, immerhin dazu dienen, dir ihn bei gutem Glauben zu erhalten; mir hat sie das Herz zerschnitten! Alles in der Welt hat sein bestimmtes Maß und Ziel. Jemand um sich dulden und jemand mit Wohlgefallen um sich sehen, sind zwei sehr verschiedene Dinge, und nur vom Erstern will mir hier die Nothwendigkeit einleuchten!“

„Schäme dich deines unwürdigen Argwohns!“ erwiderte Jakobine. „Wenn du nur gekommen bist, um durch bittre und kränkende Aeußerungen mir die Sorgenlast, unter der ich fast erliege, nur noch zu erschweren, so muß ich es freilich bereuen, dir durch mein Mitgehen hierzu eine bequeme Gelegenheit verschafft zu haben! Gelte ich dir für falsch und treulos und hast du zu der Redlichkeit meiner Gesinnungen kein Vertrauen mehr, so ergibt sich daraus, daß ich in die Aufrichtigkeit deiner Liebe die nämlichen Zweifel zu setzen habe!“

„Hätten diese Grund, vielleicht wäre uns beiden dadurch geholfen!“ entgegnete er mit einem tiefen Seufzer. „Aber das ist es eben, daß du, allen Gegenmahnungen der innern warnenden Stimme zum Trotz, mein einziger Gedanke bleibst; daß ich mit unauflöslichen Fesseln an dich gekettet bin, daß ich in der Angst und Unruhe meines Gemüths dich aufsuchen, dich wie ein quälendes Gespenst verfolgen muß! daß ich m u ß! Denn stünden auch alle die schwarzen Ahnungen, die sinnverwirrend mein Gehirn durchkreuzen, als klare Gewißheit mir vor der Seele; weder Gram noch Verzweiflung würden die Liebe zu dir aus meinem Herzen zu tilgen vermögen! Jakobine, habe Mitleid mit meinem Zu-

stande! Bedenke, daß im Kampfe gegen mein widerwärtiges Geschick nur deine treue Liebe mich zu stärken und aufrecht zu erhalten vermag! Schone meines kranken Sinnes! Vermeide den Schein, der nur zu leicht sein verzehrendes Gift in mein Innerstes wirft, nur als eingebildete Wirklichkeit mich zu Grunde zu richten; denn ich kann und kann nun einmal nicht von dir lassen!"

Er hatte während dieser Rede ihre Hand ergriffen und sie krampfhaft gegen seine stürmischklopfende Brust gedrückt. Der leidenschaftliche Schmerz, der sein Inneres durchtobte, entwaffnete Jakobinens Unwillen über die gehaltlosen Vorwürfe und Anschuldigungen, die sie aus seinem Munde vernommen und stimmte sie zu verzeihender Nachsicht. „Beruhige dich, lieber Emanuel!" sagte sie mit der Gelassenheit des reinen Bewußtseins. „Entschlage dich der schwarzen Grillen und Vorstellungen, die uns beiden das Leben verbittern, gib einer bessern Ueberzeugung Raum, und traue meiner dir schon so oft wiederholten Versicherung, daß ich niemals etwas gedacht oder gethan, was ich nicht vor dir, wie vor mir selbst, verantworten könnte. Es werden bessere Zeiten zurückkehren, dein Gemüth wird wieder heiterer werden und zur vollen Einsicht wirst du dann gelangen, durch welchen falschen und unwürdigen Argwohn du mich gekränkt hast!"

„Mag meine Besorgniß vielleicht zu weit gehen, es geschieht doch wahrlich nicht ohne Anlaß von deiner Seite!" fuhr er mit gemildertem Tone zu sprechen fort. „Nicht heute zum ersten Male hat die Art und Weise, wie du dich gegen die Feinde unseres Landes benimmst, mich zu so bitterm Unmuth gereizt. Schon früherhin, als der fremde Hauptmann hier im Quartier lag, mußte ich zu meinem Verdruß von ähnlichen Auftritten Zeuge sein. Mit welcher gefälligen Sorgfalt und Aufmerksamkeit warst du auf Erfüllung seiner Wünsche bedacht, wie oft saßest du stundenlang, seinen Lobsprüchen und Schmeicheleien ein geneigtes Gehör schenkend, bei ihm am Fenster, wie zutraulich und herzlich war der Abschied, den ihr von einander nahmt, und welche sichtbar schmerzliche Bestürzung ergriff dich wenige Stunden darauf, als die Botschaft einlief, daß man ihn, durch Flintenschüsse getödtet und bis auf's Hemd ausgeplündert, draußen an der Landstraße gefunden habe!"

„Er war sechs Wochen hindurch der wohlmeinende Freund und Rathgeber meines Vaters!" entgegnete Jakobine. „Ich leugne den erschütternden Eindruck, den das unerwartete schmähliche Ende des so eben in voller Gesundheit von uns geschiedenen Mannes bei mir hervorbrachte, eben so wenig, als ich jemals eines menschlichen Gefühls mich schämen werde!"

„Wohlan denn!" rief Emanuel mit schnellgefaßtem Entschluß. „Ich thue, was du von mir begehrst und verspreche dir, in Zukunft mehr deinem Wort, als meinen Augen zu trauen. Hier hast du meine Hand darauf, daß ich, wie sehr der äußere Anschein auch gegen dich zeugen möge, mich mit Aufbietung aller meiner Geisteskraft bezwingen und niemals mit einem lauten Vorwurf dich wieder behelligen will. Vergib mein ungestümes Aufbrausen und laß uns diesen unseligen Zwist für immer beendigen!"

Gern ließ Jakobine, obgleich die Erfahrung sie bereits zur Genüge belehrt hatte, wie wenig auf die Haltbarkeit dieser Friedensschlüsse zu rechnen sei, sich zur Wiederaussöhnung bereit finden, und beide schieden in so gutem Einvernehmen, als die Erinnerung an den vorangegangenen stürmischen Auftritt nur immer dulden wollte, bald darauf von einander. Emanuel schlug raschen Ganges seine Richtung nach dem Städtchen ein; Jakobine aber blieb, nachdem er aus ihren Augen verschwunden, noch eine Weile auf dem Kirchhofe stehen, blickte durch die Dunkelheit zur Höhe des Thurmes empor, hob in schmerzlich überwallender Empfindung die gefalteten Hände hoch vor sich hin, und flehte leise zum Lenker der irdischen Schicksale um Kraft und Standhaftigkeit bei Ausübung des ihr auferlegten schwierigen Berufes, um hülfreichen Beistand in Bewahrung des ihrer Hut anvertrauten Geheimnisses und um gnädigen Schutz und Schirm für das arme Kind, das droben unter dem finstern Kirchdach, in trauriger Abgeschiedenheit von allen befreundeten Wesen, das schaudervolle Geschick eines Geächteten zu theilen gezwungen war.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Zwei Nächte in Südmexiko.

(Abenteuerlicher Kampf. — Ein Gewittersturm.)

(Fortsetzung.)

Es war ungefähr um Mitternacht, als ich an einem unbeschreiblichen Gefühle von Beängstigung erwachte, das der Druck der Luft erzeugte. Die Luft schien nicht mehr geeignet zum Athemholen und hüllte uns, gleich giftigen Dünsten, die plötzlich aufgestiegen, gänzlich ein. Aus der Tiefe der Schlucht, die uns umgab, rollten dunkle, erstickende Dunstwogen, das vomito prieto oder Fieber selbst, im Nebel verkörpert. Im selben Augenblicke, während ich nach Luft schnappte, ließ sich eine Wolke auf mich nieder und tausend Stiche, gleich glühenden Nadeln, drangen in jeden unbedeckten Theil meines Körpers. Instinktmäßig streckte ich die Hände aus und schloß sie wieder, und zerdrückte bei dieser Bewegung Hunderte von ungeheueren Moskitos, deren singendes Flügelgeräusch mich fast betäubte. Die Luft war buchstäblich angefüllt von einem Schwarme jener Insekten und die Angst bei ihren wiederholten Angriffen unbeschreiblich. Es war eine vollkommene egyptische Plage.

Rowley, dessen Hängematte etwa zehn Ellen weit von der meinigen war, ließ sich alsbald vernehmen: ich hörte ihn stoßen und schlagen, sprudeln und fluchen, was unter jeden anderen Umständen spaßig gewesen wäre, aber damals war die Sache zu ernst zum Lachen. Unter den Qualen der Moskitostiche und den Wirkungen der durchdringenden, giftigen Dämpfe, die sich immer mehr verdichteten, befand ich mich in einem wahren Fieber, bald brennend vor Hitze und dann wieder zitternd vor Kälte, mit trockener Zunge, zuckenden Augenlidern und glühendem Kopfe.

Es fiel etwas schwer auf den Grund. Es war Rowley, der aus seiner Matte sprang. „Verdammt!" rief er aus, „wo sind wir? Auf oder unter der Erde? Waren wir oder sind wir in ihrem mexikanischen Fegfeuer? Ja, wir sind so gewiß darin, so gewiß, als es Schlangen in Virginien gibt. Holla, Arrieros! Pablo! Matteo!"

Im selben Augenblicke hörte ich einen Schrei der Angst und des Schreckens, wie ich weder vorher noch seitdem gehört, einen Wehruf, wie von einer Frau in höchster Noth und äußerster Gefahr, nur wenige Schritte von uns. Ich sprang aus meiner Hängematte und sah zwei weißgekleidete, anmuthige Frauengestalten an mir vorüberstürzen, oder viel-

mehr fliegen, in herzzerreißendem Tone um Hülfe rufend: „Socorro! Socorro! por Dios!" Auf den Fersen der Flüchtigen hüpften und sprangen mit mächtigen Sätzen drei oder vier dunkle Gestalten, die nichts Irdischem glichen. Wohl waren sie wie Menschen, aber so gräßlich und furchtbar, so übernatürlich und gespenstisch, daß ihr plötzliches Erscheinen in der finstern Schlucht selbst die stärksten Nerven erschüttern konnte. Rowley und ich selbst standen eine Sekunde wie gelähmt vor der fremdartigen Erscheinung, aber ein zweites Wehegeschrei gab uns unsere Geistesgegenwart wieder. Eine der Frauen war entweder ausgeglitten oder aus Ermüdung niedergesunken und lag wie ein weißes Bündel auf der Erde. Die Hülle der anderen war in den Klauen eines der Gespenster oder Teufel, oder was immer sie waren, und Rowley stürzte mit einem Rufe des Schreckens vor und that einen furchtbaren Streich seines Messers auf das Ungethüm. Zur selben Zeit, ohne zu wissen wie, war ich mit einer der Mißgestalten in Kampf gerathen, aber dieser war ungleich. Wir stießen und stachen vergebens mit unseren Waffen; unsere Gegner waren bedeckt und geschützt durch eine harte, stachelichte Haut, welche unsere scharfen, spitzen Messer nur mühsam durchbohrten; überdies umschlangen uns nervichte, lange Arme, die in Hände und Nägel endigten, scharf und stark wie Adlerklauen. Ich fühlte diese schrecklichen Krallen in meinen Schultern, als das Unthier mich packte und an sich drückte, wie in der Umarmung eines Bären, während das halb menschliche halb thierische Antlitz mich angrinste und mitunter seine langen, scharfen, weißen Zähne zeigte, die nahe vor meinem Gesichte fletschten und knirschten.

„Gott des Himmels! Dies ist schrecklich! Rowley, hilf mir!"

Aber Rowley, trotz seiner riesigen Stärke, war hülflos wie ein Kind in der Umhalsung des schrecklichen Gegners. Er befand sich wenige Schritte von mir im Kampfe mit zweien, mit übermenschlicher Kraft nach seinem Messer ringend, das ihm entfallen war. Und wo waren unsere Maulthiertreiber all' die Zeit über? Wurden auch sie angegriffen? Warum standen sie uns nicht bei? — Die ganze Zeit? Es war keine Zeit, denn es dauerte nur einige Sekunden, auf einem Schauplatze wenige Schuh breit, beim schwachen Geflimmer der Sterne und den verkohlten Resten unseres ziemlich entfernten Feuers.

„Ho, das hat getroffen!" Ein Stoß, mit der Kraft der Verzweiflung gethan, durchdrang die Seite meines Gegners! Aber ich sollte ihn theuer büßen. Mit einem gellenden Schrei des Schmerzes und der Wuth drückte das Unthier mich fester an seinen ekelhaften Leib; die scharfen Klauen gruben sich tiefer in meine Schultern und hackten das Fleisch auf: die Angst war fürchterlich, meine Augen verdunkelten sich, und die Sinne schwanden. Da horch: Puff, puff! Zwei — vier — ein Dutzend Flinten- und Pistolenschüsse, denen ein schallendes Jauchzen und Jubeln und unmäßiges Lachen folgte. Das Geschöpf, welches mich festhielt, stutzte und wich zurück. In diesem Augenblicke streifte ein dunkler Arm vor meinem Gesichte, dann ein blendender Blitz, ein Schrei und ich fiel zur Erde, befreit aus der Umhalsung meines Gegners. Sonst erinnere ich mich an nichts weiter. Ueberwältigt von Schmerz, Anstrengung, Schreck und den giftigen Dämpfen der Schlucht, verließen mich meine Sinne und ich lag in Ohnmacht.

Als ich wieder zum Bewußtsein kam, ruhte ich wohl zugedeckt unter einem Schutzdache von Blättern und Blumen. Es war heller Tag, die Sonne schien klar, die Blüthen dufteten süß, bunte Kolibris flatterten und schossen umher in den Sonnenstrahlen, wie eben so viele belebte Splitterchen eines Prisma. Ein mexikanischer Indianer stand an meinem Lager, dessen Gesicht mir fremd war, und bot mir eine Kokosschale mit einem Getränke, welches ich eifrig ausschlürfte. Der Trank, eine Mischung aus Zitronensaft und Wasser, erfrischte mich sehr, und indem ich mich auf meinen Arm stützte, zwar mühsam und nicht ohne Schmerzen, blickte ich umher und sah einen Auftritt voll Leben und Bewegung, den ich mir nicht zu erklären wußte. Am Abhange des Hügels, wo ich ruhte, war eine Art von Lager aufgeschlagen. Eine Anzahl Maulthiere und Pferde weideten in Freiheit, oder, an Bäume und Büsche gebunden, fraßen sie, was für sie gesammelt wurde. Einige trugen hübsche, bequeme Sättel, andere Packsättel, augenscheinlich für zahlreiche Päcke und Koffer und Kisten eingerichtet, die auf dem Boden zerstreut lagen. Mehrere Flinten und Gewehre lehnten hie und da an den Bäumen und zwölf oder fünfzehn Männer waren verschieden beschäftigt, einige Säcke füllend, oder das Gepäck auf den Maulthieren festbindend, andere lagen im Grase und rauchten, noch andere umgaben das Feuer und kochten. Unfern von meinem Lager war ein anderes ähnliches, worauf ein Mann lag, in Decken eingewickelt und mit dem Rücken gegen mich gewendet, so daß ich seine Gesichtszüge nicht unterscheiden konnte.

„Was soll all' dies bedeuten? Wo bin ich? Wo ist Rowley, unsere Führer? Wo sind sie Alle?"

„Non entiendo," antwortete mein brauner Mundschenk, indem er den Kopf schüttelte und gutmüthig lächelte.

„Adonde estamos?" (Wo sind wir?)

„In el valle de Chihuatan, in el gran valle de Oaxaca y Guatimala, diez leguas de Tarifa." (Im Thale von Chihuatan, zehn Meilen von Tarifa.)

Die Gestalt, die auf dem Bette nächst mir lag, bewegte sich und wandte sich um. Wer konnte es sein? Das Gesicht war wie ein rothes Stück Fleisch mit Blut bespritzt und gefleckt; keine Züge waren zu unterscheiden.

„Wer seid Ihr? Was seid Ihr?" rief ich.

„Rowley," war die Antwort, „Rowley hieß ich sonst, wenn diese Teufel mich nicht ausgewechselt haben!" — „Ja, ausgewechselt haben sie Euch!" rief ich mit wildem Lachen. „Guter Gott! haben sie ihn lebendig skalpirt oder was sonst? Das ist nicht Rowley!"

Der Mexikaner, der dem angeblichen Rowley zu trinken reichte, öffnete einen Mantelsack, der in der Nähe lag, und zog einen kleinen Spiegel heraus, den er mir vor das Gesicht hielt. Dann kehrte mir ins Gedächtniß zurück, was mit uns geschehen war, und ich überzeugte mich, wie die Masse vom menschlichen Fleische in meiner Nähe wirklich Rowley sein konnte. Ich fand mich wo möglich noch mehr entstellt; die Augen fast ganz zugeschwollen, Lippen, Nase und Gesichtszüge zu einem ungeheuren Umfange aufgedunsen und vollkommen unkenntlich. Ich schauderte unwillkürlich zurück, aus Abscheu und Ekel vor meinem eigenen Antlitze.

Die schreckliche Nacht in der Bergschlucht, die faulen, erstickenden Dünste, der wüthende Angriff der Moskitos, deren Stiche mit dem daraus folgenden Fieber und Entzündung uns so entstellt hatten; dies alles kehrte in unser Ge-

dächtniß zurück. Aber die Frauen, der Kampf mit den Ungeheuern, Thiere, Indianer, oder was es sonst waren, blieb immer noch zu errathen. Es war kein Traum: mein Rücken und meine Schulter schmerzten mich stets von den Wunden, die von den Krallen jener Unthiere mir gerissen worden, und ich fühlte nun, daß meine Glieder mit feuchtem Verbande umwickelt waren. Ich nahm all mein Spanisch zusammen, um dem Indianer eine Erklärung darüber abzufragen, als ich plötzlich große Bewegung im Lager bemerkte, indem man sich um einige Personen drängte, die aus dem Farrenkrautgebüsche traten, worunter ich unsere Arrieros und Diener erkannte. Die Neuangekommenen umgaben etwas, das sie auf dem Boden nachschleppten; mehrere Frauen, die meisten junge anmuthige Wesen, die schlanke Gestalt in die flatternden, malerischen Schleier und Decken gehüllt, führten den Zug an, häufig zurückschauend mit einem Ausdrucke von Abscheu und Siegesfreude, alle mit Rosenkränzen, deren Kügelchen rasch durch ihre Finger rollten, während sie das Kreuz küßten, oder an die Brust drückten. „Ein todter Zambo!“ riefen sie beim Näherkommen.

„Sie haben einen Zambo getödtet!“ wiederholte mein Wärter in freudigem Tone.

Nun kamen sie uns ganz nahe; die Frauen traten zurück, jauchzend, hüpfend und sich bekreuzend unter dem beständigen Rufe: „Ein Zambo! Ein todter Zambo!“ Wir sahen nun inmitten der Gruppe, die sich öffnete, todt auf der Erde ausgestreckt, einen unserer furchtbaren Gegner der verflossenen Nacht. „Guter Gott! was ist das?“ rief Rowley mit mir in einem Athem. „Ein Teufel!“

„Schreckliche Affen, diese Zambos.“

„Affen?“ rief ich aus.

„Affen?“ wiederholte der arme Rowley, indem er sich mit Hilfe seiner Hände aufrichtete. „Affen! Meerkatzen! — Bei Jupiter! Wir haben mit Affen gekämpft, und sie haben uns also zugerichtet.“

Das Lächerliche der Geschichte überwältigte seinen Aerger und die Schmerzen seiner Wunden und Stiche; er sank zurück auf das Lager von Bananenblättern und Linnenlüchern, und lachte so sehr, als es sein geschwollenes Gesicht und die Wurstlippen ihm erlaubten.

Ich hatte große Mühe, mich zu überzeugen, daß der Körper vor mir nie von einer menschlichen Seele belebt gewesen war. Es war demüthigend, die Verwandtschaft dieses Affen mit unserem eigenen Geschlechte zu betrachten. Den Schweif abgerechnet, hätte man ihn gar wohl für einen unserer in Pelz gehüllten Prairiejäger nehmen können. Er glich ganz einem großen, wohlgewachsenen Menschen, und selbst der Ausdruck des Gesichtes hatte mehr von böser menschlicher Leidenschaft, als von thierischem Instinkte an sich. Füße und Hüften waren wie bei einem muskulösen Manne, die Beine gebogen und fleischlos, wie man es manchmal bei Negern sieht, die Sehnen am Arme traten hervor wie Peitschenstränge, die Nägel waren so lang wie Tigerkrallen. Kein Wunder, daß wir im Kampfe gegen die Bestien unterliegen mußten. Kein Mensch konnte ihn bestehen. Die Arme dieses Einen glichen Seilbündeln, lauter Muskeln und Sehnen, und die Hände waren so fest in einander geschlossen, daß die vereinten Kräfte von acht oder zehn Mexikanern und Indianern nicht hinreichten, sie zu trennen.

Was noch dunkel geblieben in unseren nächtlichen Abenteuern, klärte sich jetzt bald auf. Unser Führer in seiner Unwissenheit oder Unachtsamkeit gab zu, daß wir unser Nachtlager ganz nahe bei einem der verpesteten Pfühle bereiteten, die berüchtigt sind in der ganzen Provinz. Bald, nachdem wir eingeschlafen waren, kam ein Zug mexikanischer Reisender und ließ sich in unserer Nachbarschaft nieder, aber auf einer Anhöhe, wo sie den mephitischen Dünsten und auch den Moskitos, welche Rowley und mich so sehr gequält hatten, ausweichen konnten. In der Nacht wurden zwei Frauen, welche sich etwas von dem Lager entfernten, durch die Zambos oder menschenähnlichen Affen, welche in Südamerika bisweilen häufig sind, angefallen; sich vergebens nach ihren Freunden umsehend, flohen sie, ohne zu wissen, wohin, und zwar glücklicherweise in der Richtung unseres Bivouaks. Ihr Wehgeschrei, unser Rufen, das Gebell und höllische Gelächter der Zambos rief die Mexikaner zu unserem Beistande herbei. Die Affen wagten keinen zweiten Angriff; mehrere wurden verwundet, aber nur der eine war auf der Wahlstatt geblieben.

Die Mexikaner, unter welche wir geriethen, waren Zapotelen, die Cochenille sammelten, und ein äußerst gutmüthiges Völkchen. Was sie auch für uns thaten, so schien es ihnen doch nicht zu genügen, vorzüglich den Frauen, und unter diesen wieder den beiden, die wir aus der Gewalt der Affen befreit hatten. Diese hatten aber auch Ursache dazu, und wir konnten uns ihr Schicksal nicht schrecklich genug denken, wenn sie uns nicht begegnet wären, und die Mexikaner dadurch Zeit gewonnen hätten, uns zu Hilfe zu kommen.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Der Geist.

In einem Königsschlosse
Geht mahnend ernst und stumm,
Ein Geist durch ries'ge Hallen
Noch unerlöst herum.

„Erlöst mich aus den Ketten,
Sonst brauch' ich meine Kraft!“
So ächzet er und stöhnet
Und hat sich aufgerafft. —

Dann geht er hin, — es sehen
Die Wachen scheu ihm nach,
Und schwindet vor der Thüre
Am Königs Schlafgemach.

„Wer ist im Königsschlosse
Der Geist, verbannt, — verflucht?“ —
„Es ist Borussias Freiheit,
Die den Erlöser sucht!“

Friedrich Friedreich.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: A. Hartmann.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 82. Mittwoch, den 12. Oktober 1864.


## Die Glöcknerin.

Erzählung

von

M. G. Prehn.

(Fortsetzung.)

Die Krankheit, die der Alte von seiner nächtlichen Wanderung mit nach Hause gebracht hatte, drohte sich in die Länge zu ziehen. Er war am andern Morgen noch immer nicht im Stande, das Lager zu verlassen, und Jakobine sah sich daher genöthigt, in Verrichtung der ihm obliegenden Berufsgeschäfte auch fernerhin seine Stelle zu vertreten. Philibert war und blieb, ohne ihr die verächtliche Zurücksetzung, die er von Emanuel erfahren, im geringsten entgelten zu lassen, die Gefälligkeit selbst, suchte durch stets bereitwilligen Beistand ihr sowohl die Pflege des Vaters, als die Besorgung der sonstigen häuslichen Arbeiten nach Kräften zu erleichtern, und schien durch die Zeichen von wohlwollender Geneigtheit, welche sie ihm, der erhaltenen Zurechtweisung zum Trotz, nicht versagen konnte, sich für seinen Diensteifer hinreichend belohnt zu fühlen. Auch der Umstand, daß sie in Folge ihres beschränkten und durch die Zeitläufe fast ganz dahingeschmolzenen Vermögens, ihm nicht zu gewähren vermochte, was er, nach der vorgeschriebenen Verordnung für den eigenen Unterhalt von ihr zu verlangen befugt war, brachte keine Aenderung in seinem Betragen hervor. Willig begnügte er sich mit der magern und spärlichen Kost, die sie ihm vorsetzte, zeigte ein immer heiteres Gesicht und begann, wenn sie von Zeit zu Zeit die ihm zu Theil werdende mangelhafte Bewirthung durch ihre dürftige Lage zu entschuldigen versuchte, sogleich seinen Scherz mit dem Gretchen zu treiben, mit dem bei Andeutungen solchen Inhalts die Scham ihre Wangen überzog.

Gleich nach dem Mittagessen pflegte Philibert, um Besuch bei diesem oder jenem Waffengefährten abzustatten, nach dem Städtchen zu schlendern, von wannen er gewöhnlich erst nach Verlauf einiger Stunden in sein Quartier zurückkehrte. Dies war denn auch der Zeitpunkt, den Jakobine für die regelmäßige Ueberbringung der nach dem Thurme zu liefernden Lebensmittel benutzte.

So war sie eines Tages, nachdem sie den Eingang des Thurmes erreicht und hier den mitgenommenen Handkorb an den Boden niedergesetzt hatte, eben im Begriff, den Schlüssel von der Thür abzuziehen und dieselbe, wie sie aus Furcht vor unwillkommner Störung zu thun gewohnt war, von innen zu verschließen, als Philibert, der, von ihr unbemerkt, sich zufälliger Weise noch auf dem Kirchhof aufgehalten hatte, plötzlich mit eilfertigen Schritten dahergestürzt kam, und unter Kundgabe des Wunsches nach einer nähern Bekanntschaft mit der Aussicht, welche der Thurm droben gewähre, sich ihr zum Begleiter anbot. Durch den Luftzug, den sein ungestümes Aufreißen der Thür und Hereinstürmen nach dem Innern verursachte, wurde das Tuch hinweggeweht, das den Korb bedeckte, und frei und offen stellte der in Eßwaaren bestehende Inhalt desselben dem Auge sich dar. Jakobine war wie vom Blitz getroffen, und hatte vor Schreck alle Fassung und Besonnenheit verloren. Die gräßlichsten Ahnungen durchdrangen mit vernichtender Gewalt ihr Inneres. Sie sah ihr Geheimniß verrathen, sah die von der Kriegsbehörde zur Verhaftung des Unglücklichen abgeschickten Söldner unter Waffengeklirr den Thurm ersteigen, sah ihren Bruder unter den Dolchstichen seines vom Verderben ereilten racheschnaubenden Mörders verbluten. Mit zitternden Armen umklammerte sie die Pfoste des Treppengeländers und schaute den Ankömmling mit der Miene eines zum Empfang seines Urtheils vorgeführten Verbrechers an, der in angstvollgespannter Erwartung auf dem Gesichte des eintretenden Richters zu lesen sucht, ob er Tod oder Leben zu verkündigen habe. Philibert stutzte, kniff die Lippen zusammen und schien einige Augenblicke lang mit sich selbst im Zweifel, wie er bei der hier gemachten verdächtigen Entdeckung sein Verhalten einrichten solle. Bald aber ging sein stilles regungsloses Befremden in unruhige Verlegenheit über. Schüchternen Blickes und in stammelnden Worten bat er die Erschrockene, seiner unhöflichen Zudringlichkeit wegen, um Verzeihung und schlich sodann mit einer Bescheidenheit, die gegen die wilde Hast seines Erscheinens den auffallendsten Abstich bildete, wieder zur Thür hinaus.

Von seiner Gegenwart befreit, suchte sich Jakobine so viel als möglich zu ermuthigen. Noch eine kleine Weile lauschte sie mit verhaltenem Athem gegen die Thür hin, dann ergriff sie den Korb auf's Neue und trug ihn rasch die Stufen hinan. Sie verschloß jedoch, nachdem sie das Ziel ihrer Bestimmung erreicht hatte, eine ganz eigene Bangigkeit ihr den Mund, und ohne daher des unten erlebten höchst widerlichen Auftrittes mit einer Sylbe Erwähnung zu thun, händigte sie dem harrenden Fremdling die mitgebrachten Nahrungsmittel ein, beschäftigte sich einige Minuten lang tändelnd und liebkosend mit dem kleinen Gottwalt und verabschiedete sich wieder.

Außerhalb einer in der Kirchhofsmauer befindlichen Gitterpforte stand Emanuel, den Hut tief in's Gesicht gedrückt und die Augen starr nach der Thurmthür gegenüber gerichtet. Ihn bemerkend und erkennend, machte Jakobine eine Bewegung, sich ihm zu nähern. Er aber warf ihr einen Blick voll Schmerz und bitterer Vorwürfe zu und war, ohne ihre Annäherung abzuwarten, im Nu hinter der Mauer verschwunden. Wahrscheinlich hatte er seinen Standpunkt gerade in dem Augenblick gewonnen, als Philibert aus dem Thurme zurückkam, war dadurch gereizt und bewogen worden, sich auf die Lauer zu stellen und fand jetzt, da auch Jakobine aus der nämlichen Thür hervortrat, den Argwohn, der ihn auf's Neue beschlichen, so vollkommen bestätigt, daß er keine Neigung verspürte, sich durch Anhörung abermaliger Ausflüchte und Entschuldigungsgründe in seiner Ueberzeugung irre machen zu lassen.

Philibert war weder im Hause, noch im daran stoßenden Garten zu finden. Er hatte also, nach der verhängnißvollen Ueberraschungsscene im Thurm, die ohne Zweifel ihn auf die unheimlichsten Gedanken und Vermuthungen gebracht haben mußte, seinen gewohnten Ausflug noch unternommen und es Jakobinen anheimgestellt, mittlerweile durch eignes Nachdenken zu ergrübeln, was sie von ihm zu fürchten oder zu hoffen habe. Sein Benehmen bei diesem Vorfall war jedoch von so wunderlicher Eigenthümlichkeit gewesen, daß sie durchaus nicht mit sich einig zu werden vermochte, wie sie dasselbe, hinsichtlich des bevorstehenden Erfolges deuten und auslegen solle. Zwar bildete eine ihm angeborne natürliche Gutmüthigkeit den nicht zu verkennenden Grundzug seines Wesens; doch hatte sie häufig genug auch Reden und Aeußerungen aus seinem Munde vernommen, die nur den feindlichen Krieger bezeichneten, und mit einer seltsam zwischen Furcht und Verlangen wechselnden Empfindung sah sie demnach seiner Heimkehr entgegen.

Sie erfolgte später als gewöhnlich; auch glaubte Jakobine an dem Eintreffenden sogleich eine gewisse Wortkargheit und behutsam in sich gekehrte Zurückgezogenheit wahrzunehmen, welche sie bis dahin selbst in seinen ernsthaftesten Augenblicken noch niemals an ihm bemerkt hatte. Was blieb unter diesen Umständen zunächst für sie zu thun? Welche Verfahrungsweise erschien als die klügste und rathsamste? Sollte sie seinen Edelmuth, seine biedere Denkungsart, sein gefühlvolles Herz in Anspruch nehmen und unter unumwundener Mittheilung, wie das obwaltende Verhältniß beschaffen und sie selbst in dasselbe verwickelt worden sei, ihm freiwillig alles bekennen? oder sollte sie ein fortgesetztes Stillschweigen darüber beobachten, und eben durch dieses stumme Zeichen ihm die Bitte um eine gleiche Verschwiegenheit an's Herz legen? — Sie entschied sich für das Letztere und glaubte, da auch Philibert mit der sichtbarsten Geflissenheit vor jeder Anspielung und Hindeutung auf den stattgehabten Vorfall sich hütete, wohl daran gethan zu haben. Eben dadurch ward aber auch von diesem Augenblick an der Ton ihres Umganges um so peinlicher und gezwungener, eine fremdartige Scheu und Verlegenheit nahm von ihrem Wesen Besitz, und vergeblich suchten sie vor einander das Gefühl des heimlichen Unbehagens zu verbergen, das ihr Innerstes nährte und welches immer am merklichsten in ihren Mienen sich ausdrückte, wenn sie, in Folge der hergebrachten Hausordnung, zum längeren Beisammensein unter vier Augen genöthigt wurden. Philibert hatte seine harmlos frohe Laune verloren und ging bedrückt und entmuthigt umher. Es schien als ob der Gedanke, daß er mit seiner Gegenwart hier lästig falle, jählings eine vorherrschende Macht über ihn erlangt hätte, und unverholen gab er dann und wann durch hingeworfene Andeutungen zu verstehen, daß er, des trägen unthätigen Lebens müde, nun endlich sich wieder hinwegsehne.

Dieser Wunsch ging früher in Erfüllung, als es dem Anscheine nach zu vermuthen war; denn plötzlich und unerwartet erhielt der Heerhaufen, zu welchem er gehörte, mitten in der Nacht Befehl zum Aufbruch und als der Morgen graute, stand Philibert, zum Abzuge gerüstet, am Lager des noch immer kränkelnden Hauswirthes, um Abschied von ihm zu nehmen. Eine, mit der Lebhaftigkeit seines früher geäußerten Verlangens im Widerspruch befindliche, stille, düstre Glut brannte in seinen Blicken, und sichtbar mußte er sich Zwang anthun, um, bei Vorbringung seiner Worte, den Ton der Stimme nicht zum Verräther der innern Gemüthsbewegung werden zu lassen. Tief erschüttert begleitete ihn Jakobine bis an die Hausthür. Hier blieben beide zögernd stehen, faßten sich bei der Hand und schauten einander schweigend in die Augen. Vor Schmerz und Wehmuth ging Jakobinen das volle Herz über. Sie wollte reden. In dem nämlichen Augenblick aber riß Philibert, wie von einer bösen Ahnung ergriffen, sich von ihr los, machte eine abwehrende Bewegung und eilte spornstreichs davon. Erst als er das Kirchhofsthor erreicht hatte, wandte er sich noch einmal nach ihr um, nickte ihr sein letztes Lebewohl zu, legte mit einem ernsten vielsagenden Blick den Finger auf den Mund, dann die Hand auf die Brust, und verlor sich der Nachschauenden aus dem Gesicht.

„Guter, edler Mensch! dafür belohne dich Gott!" rief Jakobine und ging weinend nach der Stube zurück.

(Fortsetzung folgt.)

## Zwei Nächte in Südmexiko.

(Abenteuerlicher Kampf. — Ein Gewittersturm.)

(Fortsetzung.)

Sie erwiesen uns jegliche Aufmerksamkeit; wir wurden mit Palmenblättern gefächelt, erfrischt mit kühlem Getränke, unsere Wunden sorgfältig verbunden, die von den Moskitostichen entzündeten Glieder und Gesichter mit Balsam und Pflanzensäften bestrichen; kurz, es gab keine sorgfältigeren zarteren Wärterinnen. Bald fühlten wir uns besser und konnten uns aufrichten und umherschauen; doch vermieden wir sorgfältig, uns gegenseitig anzublicken, und konnten den schrecklichen Eindruck nicht verwinden, den unser geschwollenes, blutiges, ekeliges Aussehen auf uns machte. Von der Anhöhe übersahen wir vollkommen den Moorgrund, wo sich unser Unglück zugetragen. Da lag er dampfend wie ein großer Kessel; endlose Nebel stiegen daraus auf. Zur Linken sah man Klippen und Felswände aus bodenloser Tiefe aufragen und gleichsam schwimmend über dem Nebelmeere. Geier und Aasvögel umkreisten mit heiserem Geschrei den tiefen Pfuhl, oder ließen sich auf die Gipfel schlanker Palmen nieder, die ungeheuren Sonnenschirmen, oder dem Dache chinesischer Sommerhäuschen glichen. Aus dem Sumpfe selbst tönte das Schnarren, Quicken und Plätschern der Alligatoren, Ochsenfrösche und unzähliger unsauberen Thiere, welche er beherbergte.

Die Luft war ungewöhnlich schwül und drückend; von Zeit zu Zeit hörte man fernen Donner. Wir hörten die Berathungen der Mexikaner über die weitere Fortsetzung der Reise, der unser leidender Zustand am meisten entgegen war. Wie wir aus ihren Reden entnehmen konnten, so ließen sie uns nur ungerne in dieser gefährlichen Gegend zurück, im hilflosen Zustande und mit unzuverlässigen, unsicheren Dienern. Doch schienen dringende Gründe zur Weiterreise vorhanden zu sein; alsbald kamen die ältesten Mexikaner, die die Karawanen anzuführen schienen, auf uns zu, fragten nach unserem Befinden, und ob wir uns auf den Weg zu machen vermöchten, indem sie beifügten, daß viele Anzeichen in der Luft und auf der Erde einen nahen Sturm befürchten ließen, und die nächste Behausung oder Zufluchtsstätte viele Meilen entlegen sei. Wir fühlten uns wohl schwach und hungrig, und indem wir den Mexikanern ankündigten, daß wir in einer halben Stunde aufbrechen wollten, verlangten wir von unseren Dienern etwas zu essen. Aber unsere neuen Freunde kamen uns zuvor, und brachten ein großes Stück von einem geröstetem Iguan herbei mit Bananen, und Becher aus Kokosschalen mit Kaffee, was uns beiden sehr wohl schmeckte. Währenddem waren unsere Führer und die Zapoteken geschäftig, unsere Thiere zu packen und zum Aufbruche zu rüsten.

Wir hatten kaum unsere Mahlzeit begonnen, als wir einen Mann den Hügel herabeilen sahen, mit einem Zweige in jeder Hand. Alsbald nach seinem Erscheinen ließen die Mexikaner alles liegen und versammelten sich um ihn.

„Sieben Stunden!“ rief der Mann. „Sieben Stunden und nicht mehr!“

„Nicht mehr als sieben Stunden!“ wiederholten die Zapoteken in wildem Schreck und Aufruhr. „Es dauert länger als zehn, um das Dorf zu erreichen.“

„Was soll das bedeuten?“ fragte ich Rowley.

„Ich weiß nicht — wohl eines ihrer indianischen Gaunerstücke, wie ich vermuthe! Was gibt's?“ fragte ich nachlässig; „was ist die Sache?“ „Was es gibt?“ wiederholte ein alter Zapoteke mit langen, lockigen, grauen Haaren unter seinem Sombrero und einem welken, aber feingeschnittenen Gesichte. „In sieben Stunden Wolkenbruch und Sturm!“

„Laßt uns eilen um der heiligen Jungfrau willen!“ riefen ein Dutzend Mexikaner, indem sie uns zwei grüne Zweige vor die Augen hielten.

„Was sollen diese Zweige?“

„Sie sind von dem Sturmbaume, dem Propheten des Unwetters,“ war die Antwort.

Und Zapoteken und Weiber, Führer und Diener liefen in äußerster Furcht und Verwirrung umher, mit dem Geschrei: „Brechen wir auf mit verdoppeltem Schritte, oder es ist Alles verloren.“ Und sattelnd und packend kletterten sie auf ihre Maulthiere. Bevor Rowley und ich recht wußten, woran wir waren, zogen sie uns fort von unserem Iguan und Kaffee, und drängten und schoben uns auf die Sättel. Solch ein Durcheinander von Verwirrung und verzweifelter Hast hatte ich nie gesehen. Die Lagerstätte wimmelte von Männern und Frauen, Pferden und Maulthieren, von Getöse, Schreien und Zanken, Wiehern und Stoßen; aber in all' der Wirre ging nur wenig Zeit verloren, und in weniger als drei Minuten nach dem ersten Zeichen des Ausbruches stürzten wir fort über Stock und Stein, in einem langen, wilden, unregelmäßigen Zuge.

Die Eile und Aufregung unseres Rittes schien unsere Schmerzen zu betäuben oder sie uns vergessen zu machen, und schon dachten wir kaum mehr weder an das Fieber, noch an die Muskitostiche und Bisse. Es war ein Ritt um Leben und Tod, und unsere Pferde hielten aus, als ob sie geahnt hätten, wie Vieles von ihrer Schnelligkeit abhänge.

In der Verbitterung und dem Schrecken hatten wir Pferde bestiegen statt unserer Maulthiere, und prächtige Thiere waren es. Ich zweifle, ob unsere Virginier sie müde reiten könnten, und das will viel sagen. Es war weder Anstrengung noch etwas Gewaltsames in ihren Bewegungen; sie schienen nur spielend die vielfachen Hindernisse unseres Pfades zu überwinden. Ueber Berg und Thal, Sümpfe und Hohlwege stets derselbe sichere Schritt, wie Katzen über die rauhen Stellen kletternd, gleich Schlangen an den steilen Felsen hinangleitend und mit wundersamer Kraft ausgreifend, wenn der Boden günstig war, und dieß alles mit so leichter Bewegung, daß wir sie kaum fühlten. Wir wären bequem wie in Armstühlen in den weiten spanischen Sätteln gesessen, hätten nicht so viele Hindernisse uns in dem Weg gelegen, der mit umgestürzten Bäumen und herabfallenden Felsstücken besäet war. Wir mußten stets anhalten und den Kopf beugen unter den Schlingpflanzen, die unseren Pfad überhingen, oft mit Dornen vermengt von der Länge eines Armes. Letztere staken an den Bäumen wie eben so viele Bajonette und ein Mensch, der dagegen gerannt wäre, hätte sich sicherlich daran wie am Stahle gespießt. Dennoch rückten wir vor, auf Indianerweise, den beiden Führern folgend, die den Zug eröffneten, unsern Weg durch's Dickicht bahnend, wo eine wilde Katze nur mühsam durchgekrochen wäre, durch Mangrovebäume, Mimosen, hohe Farrenkräuter und Kaktus, mit ihren dornigen Blättern wohl zwanzig Fuß hoch, in vielfachen Wendungen uns drehend. Nur manchmal gestattete die günstigere Beschaffenheit des Bodens eine Ansicht der ganzen Marschkolonne. Ihr malerischer Anblick überraschte uns; die Führer an der Spitze als Pionniere, vorsichtig und ängstlich nach allen Seiten spähend, wie Soldaten, welche einen Hinterhalt befürchten; die anmuthigen Gestalten der Frauen, sich über die Mähne ihrer Pferde beugend und neigend, und oftmals Reste ihrer Mantillen und Schleier an den Zweigen und Dornen des Labyrinths, das wir zu durchdringen strebten, zurücklassend. Aber es war keine Zeit zu malerischer Betrachtung. Wir wurden stets angetrieben durch das Angstgeschrei der Mexikaner: „Vorwärts, um Gotteswillen, vorwärts!“ wenn das geringste Zeichen von Erschlaffung sichtbar wurde, und bei diesen Worten flogen unsere Pferde, gleich als hätten sie ihren Sinn verstanden, mit neuer Kraft und Schnelligkeit davon.

So ging es fort, über Berg und Ebene, durch Thal und Sumpf. Dies Thal von Oaxaca wird mit eben so viel Recht ein Thal genannt, als unsere Alleghannies eine Hügelreihe; in den Vereinigten Staaten nennen wir sie einen Gebirgszug. So steigen hier Hügel auf wohl 2000 Fuß über dem Thalboden und 4—6000 Fuß über dem Meere; doch diese verschwinden und werden zur Ebene, wenn man sie mit den riesigen Bergen vergleicht, die das Thal von allen Seiten einrahmen. Und welch einen glänzenden Rahmen bilden sie, diese kolossalen Gebirge in ihrer reichen Verschiedenheit an Gestalt und Färbung! Hier glänzen sie wie geschmolzenes Gold, dort wie dunkle Bronze; tiefer unten sind sie mit den mannigfaltigsten Abschattungen von Grün bedeckt, mit Scharlach und Purpur, und Violet und Hell-

gelb, und himmelblau und blendendem Weiß, von den Tausenden von Banilinien und Winden und anderen blühenden Gewächsen, aus denen die mächtige Palme aufsteigt, wohl 100 Fuß hoch, und den grünen Kopfschmuck schüttelnd, wie eines Sultans Haupt über dem üppigen Wuchse der dichten Blüthen- und Pflanzenwelt. Dann die Mahagonibäume, die Chicozapotes und in den Gebüschen den kandelabergleichen Kaktus, und höher oben die immer grüne knotige Eiche. Ein steter Wechsel von Pflanzen, Bäumen und Luft.

Wir waren seit fünf Stunden im Sattel und hatten schon dreimal die Zone gewechselt, bald von der kalten in die gemäßigte, und dann wieder in die ganz heiße. In der letzteren befanden wir uns in der angegebenen Zeit triefend von Schweiß, glühend und schmorend in der Hitze. Wir waren umgeben von einer neuen Welt von Pflanzen und Thieren. Der Storax und die Mangroven und Farrenkräuter waren hier so hoch wie Waldbäume, während diese die Höhe von Kirchenthürmen erreichten.

(Fortsetzung folgt.)

## Würzburger Stadttheater.

Sonntag, 2. Oktober. „Der Troubadour" von Verdi. Die Aufführung dieser Oper hatte ein besonderes Interesse, indem sie uns in der Rolle der Zigeunerin Azucena einen Gast, Frln. Primavesi von Wien, vorführte. Die Zigeunerin gehört nicht zu den dankbarsten Partien; ihre mysteriöse, fremdartige Erscheinung macht einen eigenthümlichen Eindruck und stößt durch ihr fortwährendes Drängen nach Rache und den Mangel fast aller weiblichen Vorzüge und Gefühle ab; wie ihre Erscheinung, ist auch ihre Gesangspartie ein sonderbares Gemisch bizarrer Ruelositäten und excentrischer Effekthascherei, welches in greller Weise ihren Rachedurst reflektirt und das Gemüth des Hörers bis auf die Schlummerscene im letzten Akte leer ausgehen läßt. Das ist der Grundcharakter der Azucena und es läßt sich leicht ermessen, daß dieselbe bei diesen hervorspringenden, ziemlich unwandelbaren Sonderlichkeiten einer ganz vorzüglichen Darstellung in Spiel und Gesang bedarf, um für sich einzunehmen und Effekt zu erzielen. Da überdies die Rolle für eine Altstimme mit ganz ungewöhnlichem Umfange geschrieben ist und selbst für eine geschulte Sängerin noch ihre Schwierigkeiten hat, so ist es begreiflich, daß die Zigeunerin keine gesuchte Rolle ist und nur von einem reich begabten Talente vollständig befriedigend durchgeführt werden kann.

Werfen wir nun einen Rückblick auf die Leistungen der Frln. Primavesi, so wird es nach vorstehenden Erörterungen nicht befremden, wenn wir derselben nur einen halben Erfolg zugestehen können; wir wollen zwar nicht leugnen, daß Frln. Primavesi ihre Rolle richtig aufgefaßt hat und bemüht war, sie nach besten Kräften zu Ende zu führen, daß sie auch im Besitze einer ausgiebigen Stimme ist und Zeugniß von entsprechender Vorbildung gegeben hat; dagegen konnten wir uns mit ihrem Organe nicht recht befreunden, ihre Stimme ist unmäßig breit und dick und entbehrt Wohllaut und Schönheit; da auch ihr Vortrag diese Nachtheile nicht in Vergessenheit zu bringen vermochte, überdies öfter unverständlich und undeutlich war, so wollte es Frln. Primavesi nicht gelingen, unbedingt für sich einzunehmen. Vielleicht gibt eine weniger schwierige Rolle, in welcher sie ihre Stimme im Vortrag besser zu meistern vermag, ihr willkommene Gelegenheit, sich in durchweg günstigem Lichte zu zeigen.

Mit den Leistungen der übrigen Darsteller konnte man durchweg zufrieden sein, am besten war Frau Borchers als Leonore und die Herren Wagner und Grünewald standen ihr rühmlichst zur Seite als Troubadour und Luna. Das Orchester hat sich mehrere merkliche Verstöße zu Schulden kommen lassen und nicht mit der ihm sonst eigenthümlichen Sicherheit gespielt.

△ Vergangenen Freitag gab Hr. Dawison als erste Gastrolle den „Narciß" in Brachvogels gleichnamigem Stücke. Es ist dem Darsteller gelungen, dieses dramatische Zerrbild, wie es aus einem verschrobenen Dichtergemüthe hervorgegangen ist, durch die schöpferische und ausgleichende Kraft einer vollendeten Kunst uns menschlich nahe zu bringen. Was der Dichter verfehlt oder versäumt, hat der darstellende Künstler verstanden, zu korrigiren und zu ergänzen. Die dichterische Figur gewann so an einheitlichem Charakter und Lebenswahrheit und der Künstler erzielte eine Gesammtwirkung, welche uns das dargestellte Bild nicht vergessen läßt. Hr. Dawison besitzt ein ausgiebiges Organ, das er vollkommen beherrscht. Erschütternde Seelenlaute stehen ihm ebenso zu Gebote, wie die schneidenden Stimmen scharfen Spottes und bittern Hohns. Der Gast bekundete durchgehends eine so geistvolle Auffassung der Rolle, eine so warme und feurige Hingebung an dieselbe und zugleich Beherrschung derselben, wie wir dies bei dieser Roll sonst noch nicht gesehen haben. Während sein Spiel das Gepräge vollster Unmittelbarkeit hat, tritt zugleich stets ein bewußt künstlerischer Zug hervor, und den Künstler leitet immer jenes edle Maß, welches das Zeichen ächter, wahrer Kunst ist. Die Gesammtdarstellung des Stücks war eine befriedigende und verdienen die übrigen Mitwirkenden mehr oder minder rühmliche Anerkennung.

In seinem zweiten Gastspiele als Graf Thorane in Gutzkow's „Der Königslieutenant" bekundete der Gast nicht weniger die berührten glänzenden Vorzüge und zeigte zugleich in der Weise, wie er den das Deutsche radbrechenden Franzosen darstellte, eine der Rolle entsprechende bewundernswerthe sprachliche Virtuosität. Wenn wir die Darstellungen der übrigen Mitwirkenden nicht als besonders hervorragend bezeichnen können, so mag dies nicht so sehr der Mittelmäßigkeit der Leistungen zuzuschreiben, als vielmehr auf Rechnung des relativen Werths des Stücks zu setzen sein. Den jungen Göthe wurde von Frl. Kolbe gegeben, welche einen netten Knaben repräsentirte, „zierlich saß ihr Rock und Höslein" und auch die Stimme ließ sie gar frisch vernehmen. Als „Mariel" entwickelte Frl. Lohmeyer einen köstlichen Küchenhumor und erzielte das Publikum durch zwangloses Wesen und leicht degagirtes Spiel. Erwähnt sei noch die gelungene Darstellung des Prof. Mittler durch Hrn. Simon.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: F. Hartmann.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 83. Sonntag den 16. Oktober 1864.

## Die Glöcknerin.

Erzählung
von
A. G. Prätel.

(Fortsetzung.)

Das fremde Kriegsvolk war nach und nach, bis auf die frühere geringe Besatzung, wieder abgezogen und zum Hauptheere gestoßen, welches jetzt, beim sich nähernden Ablauf des zwischen den feindlichen Mächten geschlossenen Waffenstillstandes, zu neuen wichtigen Unternehmungen sich zu rüsten begann. Unter den Bewohnern des Städchens herrschte der drückendste und bitterste Mangel. Durch die ihnen aufgebürdeten Kriegslasten gänzlich erschöpft, vermochten sie kaum die ersten Lebensbedürfnisse mehr zu erschwingen; seufzend klagten sie einander ihre traurige Lage, aber jeder hatte mit ausschließlicher Sorge für die eigne Erhaltung zu kämpfen, um zur Abhilfe fremden Ungemaches die Hand bieten zu können. Auch in der Wohnung des Glöckners Heilmann war die Noth allmälig auf's Höchste gestiegen.

Eines Morgens kam Jakobine mit einem kostbaren Ringe nach Hause zurück, den der Thurmbewohner auf ihre Vorstellung, daß sie jetzt, auch beim besten Willen, für Herbeischaffung der zu seinem Unterhalt erforderlichen Lebensmittel keine Anstalt mehr zu treffen wisse, ihr unter Ertheilung des Auftrags verabreicht hatte, denselben zu verkaufen und für einen Theil des Ertrages ihm Bauernkleider zu besorgen, mit deren Hilfe er, da die Gegend nunmehr wieder sicherer geworden war, unerkannt zu entkommen und glücklich zum Ziele seiner Wünsche zu gelangen hoffte. Hier im Orte selbst war der Verkauf des Kleinods, theils des eingerissenen allgemeinen Geldmangels, theils anderer Bedenklichkeiten wegen, nicht füglich zu bewerkstelligen; sie mußte mithin zu Vermittlung dieser Angelegenheit auf einen andern Ausweg bedacht sein. Emanuel, auf den ihre Gedanken verfielen, schien einen neuen und unüberwindlichen Groll gegen sie gefaßt zu haben; wenigstens hatte er sich seit dem Tage, da er an der Gitterpforte des Kirchhofs ihr aus den Augen verschwunden war, nicht wieder blicken lassen. Auf die schriftliche Einladung, die sie, von der Noth getrieben, jetzt in ebenso dringenden als freundlichen Ausdrücken an ihn ergehen ließ, erschien er jedoch und erkundigte sich mit muthloser Niedergeschlagenheit nach ihrem Begehren.

Als er es vernommen und den aus ihrer Hand empfangenen Ring, den er, ihrer Bitte zufolge, sobald als möglich nach der benachbarten Stadt tragen und daselbst gegen klingende Münze verhandeln sollte, mit flüchtigem Blick gemustert hatte, verzog sich sein von Gram und Kummer abgezehrtes bleiches Gesicht zu einem schmerzlichen Lächeln; doch äußerte er weder Einwurf noch Widerstand, sondern versprach vielmehr, den Auftrag mit aller Pünktlichkeit und ganz in der Stille, wie sie es ihm zur Pflicht gemacht, auszurichten, und zwar noch des nämlichen Tages, da zufällig eine Fuhrgelegenheit nach der Stadt vorhanden sei, deren er sich bedienen könne.

Diese, der vorgefaßten Vermuthung so ganz entgegengesetzte, Aufnahme ihres Gesuches erregte bei Jakobinen, die, statt auf eine so duldsame stumpfe Willfährigkeit sich nur auf erneuerte Klagen und Vorwürfe gefaßt gemacht hatte, nicht geringes Befremden; eine bange Wehmuth durchdrang ihr Herz bei seinem Anblick und es war ihr, als müsse sie durchaus noch irgend etwas zu seiner Beruhigung hinzufügen.

„Denke nichts Arges dabei, lieber Emanuel!“ sagte sie mit einem leichten Erröthen. „Der Ring ist noch aus dem Nachlasse meiner verstorbenen Mutter. Auch darfst du nur um dich schauen, um sogleich zu errathen, was mich zur Veräußerung des jahrelang so sorgfältig aufbewahrten Erbstückes zwingt. Das sei dir für jetzt genug! Bald sollst du mehr darüber erfahren!“

„O mein Gott!“ rief Emanuel heftig bewegt, „hab' ich denn schon zu wissen verlangt, auf welche Weise du zum Besitz dieses Ringes gekommen bist? Du bedarfst meines Dienstes, und ich werde thun, was du von mir begehrst. Aber hierbei laß es auch sein Bewenden haben und verschone mich mit jeder nähern Auskunft und Erläuterung!“

„Du versprachst mir unbedingtes Vertrauen, und hast doch durch ein blos zufälliges Zusammentreffen der Umstände dich sogleich wieder von deinem unseligen Argwohn bestricken lassen!“ entgegnete Jakobine. „Nur eine nichtige Täuschung, ja beim wahrhaftigen Himmel! nur ein falscher Scheinbetrug ist es gewesen, was dich auf's Neue gegen mich eingenommen und erbittert hat! O wüßtest du, was ich in dieser Schreckenszeit erduldet habe und jetzt noch erdulden muß, du würdest keine Gedanken solcher Art gegen mich hegen, sondern mich von ganzer Seele bemitleiden!“

„Wir gerathen wieder in den alten, zu nichts führenden Wortstreit; laß uns davon abbrechen!“ sagte der Kleingläubige. „Was kann ich für die schmerzenden Beweise des Augenscheines! Sie sind es nun einmal, die mir den innern Frieden zerstört, mir das Leben vergiftet haben. Mein Herz kennt keinen Muth, keinen Glauben mehr! Vergebens

also wiederholst du die Zusicherungen deiner Liebe, um mich aus dem Abgrund der Hoffnungslosigkeit zu retten, in den ich versunken bin!" —

Die aus der anstoßenden Kammer ertönende Stimme des Vaters unterbrach das Gespräch.

„Nur einen Augenblick noch verweile, ich bin gleich wieder bei dir!" bat flüsternd die Erglühende und folgte dem an sie ergangenen Rufe. Emanuel aber wartete ihre Zurückkunft nicht ab, sondern wandte, mit dem Ring in der Tasche, sich nach der Thüre und ging still von dannen.

* * *

Seiner Rückkehr mit ungeduldigem Verlangen entgegen harrend und die Augen unverwandt nach dem Thorwege des Kirchhofs gerichtet, saß Jakobine des andern Tags am Fenster und begann über dieses ihr unerklärliche Ausbleiben in zunehmender Besorgniß und Unruhe sich den Kopf zu zerbrechen. Schon gegen Mittag hatte er seiner ausdrücklichen Versicherung gemäß, wieder eintreffen wollen; aber mehrere Stunden waren seitdem bereits verflossen und noch immer ging seine Zusage nicht in Erfüllung. Es schien ihr nicht glaubhaft, daß der Verkauf des Ringes, während der zu Abmachung dieses Geschäfts ihm gewährten Zeitfrist, nicht füglich sollte zu bewerkstelligen gewesen sein; noch weniger aber wollte es ihr einleuchten, daß er, aller um die möglichste Beschleunigung desselben an ihn ergangenen Bitten ungeachtet, sich durch das heut eingetretene Regenwetter von der Wiederheimreise habe zurückhalten lassen. Sie konnte diese Ungewißheit endlich nicht länger ertragen und machte sich daher, um zu näherer Auskunft zu gelangen, auf den Weg nach dem Hause des Mannes, dessen Namen Emanuel bei Erwähnung der nach der Stadt vorhandenen Gelegenheit ihr genannt hatte. Er war schon seit einigen Stunden zurück und der Bericht, den er ihr über seinen Reisegefährten zu Theil werden ließ, war keineswegs geeignet, sie in eine ruhigere Stimmung zu versetzen. Seiner Aussage zufolge, hatte Emanuel, gleich nach erfolgter Ankunft in der Stadt, sich von ihm getrennt, war aber, obgleich er in dem nämlichen Quartiere zu übernachten gesonnen gewesen, nicht wieder zum Vorschein gekommen. Auch heute Morgen hätte er, trotz des Umstandes, daß er die Stunde der Wiederabfahrt genau gewußt, vergeblich auf sich warten lassen. Es mußte mithin ihm jedenfalls irgend ein Unfall zugestoßen sein, der nicht allein ihn an der beschlossenen Rückreise verhindert, sondern es ihm auch zugleich unmöglich gemacht hatte, in dem Wirthshause, wo der Wagen eingekehrt war, vorzusprechen und hierüber Bescheid zu ertheilen.

In Betrachtungen über das unergründliche Räthsel vertieft, welches die eben vernommene Meldung für sie enthielt, begab Jakobine sich gedankenvoll nach ihrer Behausung zurück. Allmälig begann der Tag sich zu neigen und es nahte der Augenblick heran, wo sie des üblichen Berufswerkes wegen, nach dem Thurm hinauf mußte. Sie konnte bei dieser Gelegenheit nicht umhin, den Ertheiler des Ringes mit den in ihrem Innern erwachten Bedenklichkeiten und Befürchtungen bekannt zu machen, indem sie ihm wieder erzählte, was in Bezug auf die gestern erfolgte Sendung ihres Vetters nach der Stadt ihr so eben zu Ohren gekommen war. Er gerieth bei Anhörung der ihm überbrachten Botschaft in die sichtbarste Bestürzung, that hastig einige, die Person und Gemüthsart des Verschwundenen betreffende, Fragen und es wuchs, statt durch Jakobinens Versicherung, daß bei ihrem Vetter an eine absichtliche Veruntreuung des ihm anvertrauten Kleinods nicht im entferntesten zu denken sei, beschwichtigt zu werden, seine Unruhe vielmehr in eben dem Maße, als jene bemüht war, ihn von der Nichtigkeit eines solchen Argwohns zu überzeugen.

Grauenvoller als jemals aber erschien Jakobinen heut, bei der einbrechenden Abenddämmerung, der Aufenthalt an diesem Orte. Das draußen tobende Unwetter hatte während des Nachmittags mehr und mehr überhand genommen. Wie im Begriff, aus seinen Fugen zu weichen, dröhnte und krachte das Sparrwerk bei der Wuth des um das Dach heulenden Sturmwindes, laut kreischte der Wetterhahn auf der Spitze des Giebels und in Strömen schoß der Regen vom dunkeln Himmel herab.

(Fortsetzung folgt.)

## Zwei Nächte in Südmexiko.

(Abenteuerlicher Kampf. — Ein Gewittersturm.)

(Fortsetzung.)

Im Dickicht rings umher wurden zahllose schwarze Tiger; wir sahen diese feigen, schleichenden Thiere umherschleichen, Iguana von 3' Länge, Eichhörnchen noch einmal so groß als sonst und Panther, wilde Schweine, Schakals, Affen und Meerkatzen jeder Art und Gestalt, die uns bedrohten und angrinsten von jedem Baumaste herunter. Aber was läßt dort rechts, das so weiß vom dunkelblauen Himmel und den bronzenen Felsen absticht? Eine Stadt — [illegible] wird sie genannt.

Wir waren nun wohl an 16 Meilen weit geritten und dachten, wir wären dem Agnas oder der Fluth ausgewichen, deren Erwartung unsere Zapateken so sehr erschreckt hatte. Rowley, der schnaubend und wüthend fortritt, dachte, es wäre wohl gleichgültig, wenn unsere Thiere einige Minuten Athem schöpften. Das Klettern und das beständige Wechseln des Schrittes, welches die Beschaffenheit unseres Weges oder vielmehr Fußsteiges nothwendig machte, war sicher äußerst ermüdend für Menschen und Thiere. Von Gespräch konnte nicht die Rede sein. Wir hatten genug zu thun, daß wir den Hals nicht brachen oder die Zähne einschlugen, während wir uns durchwanden zwischen Hohlwegen, durch Sümpfe und Gestrüppe, über Felsen und Baumstrünken, durch Mimosen und Gebüsch, verstrickt und verkettet durch Dornen und Schlingpflanzen, was auf einem Gemälde sehr schön gewesen wäre, aber in der Wirklichkeit verdammt unpoetisch aussah.

„Gehen wir, um der heiligen Mutter willen, gehen wir!" ertönte es wieder, und das Geschrei wurde von den Mexikanern wiederholt in grellem, schrillem Tone, der unsere Ohren seltsam zerriß und die Pferde erschreckte und antrieb. Hurrah! Weiter ging es durch Dornen und Gebüsch, die uns zerkratzten und zerrissen und unsere Kleider zerfetzten. Wenn es lange so fortgeht, sind wir unbekleidet; es ist ein wahres Wettrennen! Voran die beiden Führer, sich bückend, winkend, niederbeugend, bald auf die eine, bald auf die andere Seite, gleich einem Paar Mandarinen oder indischer Götzen, hinter ihnen ein Zapoteke in seiner malerischen Kapuze, dann die Frauen, dann mehrere Zapoteken. Da wird nicht an Rang und Höflichkeitsbezeugungen gedacht, und

[illegible] und sich, [illegible] dem Schein [illegible] führten [illegible] Rachsucht an. [illegible]

„[illegible], [illegible] der Heiligen willen!“ [illegible] zugleich [illegible] Stimmen. [illegible] Ihr nicht [illegible] wir [illegible] können [illegible] weiter als zwei Meilen [illegible] zur nächsten Niederlassung oder dem Dorfe, von welchem Ihr gesprochen, [illegible] der Anschein ist jetzt nicht so drohend. Es ist wohl schwül, aber nur durch die Dünste des verfluchten Sumpfes, dem wir gerade nahe sind, und wir können das Quicken der Alligatoren und Ochsenfrösche hören. [illegible] sie, die lieblichen Thiere; ein paar gucken nach uns und strecken ihre zierlichen Köpfe und zarten Schwanzen aus dem Schlamme und Kothe. Die Nachbarschaft [illegible] die beste, aber zum Glücke der Fußsteig fest und sicher, sorgfältig angelegt, augenscheinlich von indianischen Werkleuten; nur Indianer können arbeiten [illegible] pestilenzialischem Qualme. Gott sei Dank! wir habens endlich hinter uns. Wieder auf festem Waldgrunde, mitten in der herrlichen Einförmigkeit ewiger Palmen und Mahagonibäume. Aber schaut her!

Eine neue und prächtige Landschaft öffnete sich plötzlich unseren Blicken und schien [illegible] in dem durchsichtigen Luftkreise zu schweben. Auf allen Seiten Berge, diese links in tiefem Schatten, jene rechts gleich riesenhaften Lichtgestalten in einer Schönheit und Pracht, die übernatürlich erschien, und jeder Baum, jeder Zweig in seiner eigenen, frischen, herrlichen Färbung.

Vor uns lag das Thal in seiner südlichen Üppigkeit und Schönheit, ein Blumen- und Blüthenbeet bis zum höchsten Gipfel der Palmenbäume, von denen einige bis zur Höhe von 150—180' aufgeschossen waren. Tausende, Millionen von Convolvein, Pantinien, Bignonien, Dendrobien kletterten von den Farrenkräutern zu den Baumstämmen, von den Stämmen zu den Zweigen und höchsten Wipfeln empor und fielen dann [illegible] nieder, Mangrovebäume und Granitblöcke umwindend und umschlingend. Es war uns wie ein Zauberspiel, als wir aus dem Dunkel des Waldes plötzlich in die strahlende Beleuchtung und glühende Färbung des herrlichen Thales vor uns blickten.

„Erbarmen, Erbarmen uns armen Sündern! Erbarmen!“ riefen und flehten allzumal die Mexikaner in den verschiedensten Lauten von Entsetzen und Verzweiflung. Wir blickten umher. Was konnt' es sein? — Wir sahen — nichts. Nichts, als zwischen den beiden Bergen, welche gleich mächtigen Vorgebirgen das Thal umfassen, eine aufsteigende Wolke. „Was gibts? Was bedroht uns?“ Ein Dutzend Stimmen antwortete uns:

„O heilige Jungfrau! Fort, fort! Es ist keine Zeit zum Reden! Wir haben noch zwei Stunden zurückzulegen, und in einer kommt die Fluth!“

Und wieder begannen sie ihren heulenden, kreischenden Chor von: „Erbarmen uns armen Sündern!“ und: „Allerheiligste Jungfrau!“

„Sind die Bursche toll?“ polterte Rowley; „und wenn die Wasser kommen, so werden sie uns nicht verschlingen. Ein wenig mehr oder minder in die Traufe zu kommen, ist nicht der Rede werth. Seid Ihr denn von Zucker oder Salz? Ich wurde manchmal in den Vereinigten Staaten eingeweicht ohne großen Schaden. Und unsere Platzregen sind auch kein Kinderspiel!“

[illegible] und [illegible] blickten, [illegible] unwillkürlich die schnelle Veränderung des Himmels. Sein dunkles, goldenes Blau war verschwunden und durch ein trübes, glimmendes Grau ersetzt. Selbst die Beschaffenheit der Luft war anders geworden; sie war weder warm noch kalt, aber ihre Leichtigkeit und Weichheit war nicht mehr zu fühlen; sie drückte und lastete schwer auf uns. Alsbald sahen wir die dunkle Wolke stufenweise aufsteigen hinter den Hügeln und dann umherwogen, bis sie über dem Thale hing, wie ein ungeheurer Nachtvogel, dessen Flügelspitzen auf den Bergen zu beiden Seiten ruhten. Zu unserer Rechten sahen wir ganz nahe die Mauern und Dächer von Dulcekool.

(Fortsetzung folgt.)

## Würzburger Stadttheater.

(Davison's Gastspiele im Dam[illegible] am 9. u. 10. Oct.)

Von der Vielseitigkeit und dem Reichthum des dramatischen Talentes unseres geehrten Gastes, Hrn. B. Davison, konnte sich einen Begriff machen, wer den Vorstellungen am Sonntag und Montag beigewohnt hat. Der erste Abend führte uns denselben in drei grundverschiedenen Rollen vor: in „Garrick“ in dem Lustspiele „Doctor Robin“, im Mephisto [illegible] Akte von „Faust“ und als Bonjour in dem Holtei'schen Lustspiele „Die Wiener in Paris“; und am Montag erschien Davison in einer hervorragendsten Rolle als Hamlet. So wenig diese Partien in Grundgedanke, Anlage und Durchführung mit einander verwandt sind, so gelang es doch dem genialen Künstler, diese verschiedenartigen Charaktere mit seltener Meisterschaft durchzuführen und in jedem Genre gleiche Vollkommenheit zu bekunden. Hr. Davison vereinigt alle Eigenschaften, um sich als Eminentes im weiten Gebiete der dramatischen Kunst zu leisten, er ist ein großer Denker, der mit scharfem Verstande viel menschlichen Leidenschaften und dem Treiben der Welt [illegible] ein feiner Beobachter, welcher jeder Individualität das Charakteristische ablauscht und diese Errungenschaften trefflich zu verwerthen versteht, dabei im Besitze eines sonoren biegsamen Organes, einer guten Aussprache, angenehmen Erscheinung und feiner eleganter Manieren, [illegible] ein Mime ersten Ranges, der, was er richtig aufgefaßt, mit Wort und Geberde auch schön darzustellen weiß [illegible] dabei frei von jeglicher Uebertreibung nur an der Hand der Natur geht und durch das Feuer seiner Darstellung und die ungekünstelte Wahrheit in seinem ganzen Auftreten sich einen Namen in der Kunstwelt gemacht hat, der gegenwärtig wohl den hervorragendsten Platz einnimmt und für alle Zeiten unvergänglich bestehen wird.

Sein Garrick im erstgenannten Lustspiele war eine köstliche Darstellung; wie ein Chamäleon wechselte er das Kleid und mit demselben Alter, Gestalt und äußere Erscheinung; wir haben noch kaum in ihm den geistreichen Schauspieler Garrick bewundert, mit seinem lebendigen Wesen und sprudelnden witzigen Dialog, und schon werden wir durch die herrliche Durchführung des altersschwachen, unter der Last der Jahre gebeugten „Doktor Robin“ in Erstaunen versetzt; wüßten wir nicht, daß Garrick und Robin von demselben Künstler gegeben würden, wir würden nicht im Mindesten zweifeln, daß wir es mit zwei verschiedenen Darstellern zu thun hätten, so trefflich ist der alte Herr mit dem gekrümmten Rücken und den unsicheren Füßen gezeichnet. Dann

wieder der in Begeisterung und Liebe aufglühende Wagner, welcher sich plötzlich mit leichtem Rucke aus der alten Maske des Doktors entpuppt, und zum Schlusse die nicht minder gelungene Darstellung der simulirten Trunkenheit. Alles gleich vorzüglich, gleich bezaubernd.

Diesen heiteren Gebilden gegenüber die meisterhafte Durchführung des kalten ironischen Mephisto im Dialog mit Faust und dem Schüler, welcher ungeheure Kontrast und doch auch diese Parthie ein Meisterwerk aus demselben Gusse der Vollendung hervorgegangen, wie die früheren Rollen des Künstlers. Und nun wieder der freie fröhliche Humor des alten Soldaten Bonjour, welcher ein tiefes Gefühl unter den derben Manieren des Invaliden verbirgt und den Mittelpunkt eines heiteren schönen Familienlebens bildet; überall riß Dawison zum lebhaften Beifall hin, da trotz des raschen Wechsels der Charaktere nirgends sich ein nachtheiliger Reflex wahrnehmen ließ, vielmehr jedes Bild lebensfrisch, klar und verständlich gehalten war.

Hatte Hr. Dawison sich in dem bunten Allerlei vom Sonntag nicht minder wie an den vorhergehenden Abenden als Künstler im vollen Sinne des Wortes bewiesen, so hat er in seinem Hamlet wenn möglich die früheren Leistungen noch überboten. Die Auffassung dieser schwierigen Rolle war eine großartige, das rechte Maß haltende, bei welcher der Künstler nirgends in den schwärmerischen, überschwenglichen Ton verfiel, welcher so manchem Darsteller derselben eigen ist, der Tiefe der Situation immer Rechnung zu tragen wußte und sich doch nicht vom Boden der Wahrheit entfernte. Man hat schon oft den Hamlet als die Ausgeburt einer zügellosen Phantasie betrachtet und mancher Schauspieler verfiel auf allzu grelle Farben und malte ein der Wirklichkeit sehr ferne stehendes Bild, wie sichs der Dichter wohl nimmer gedacht haben mag.

Dawison gab dem Hamlet das rechte Fleisch und Blut; er verkörperte ihn so glücklich, daß er ein aus dem Leben gegriffenes Bild war, frei von Uebertreibung. Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen des breiten Mienenspieles nach dem ersten Erscheinen Hamlets in der 2. Scene des ersten Aktes, wo derselbe als stummer Zuhörer unter dem Drucke furchtbarer Ahnungen vor dem Könige bei Hofe steht; dieser Gesichtsausdruck, er war so verständlich und sprach so deutlich wie gleich darauf der Mund des Künstlers, wo er seinen Abscheu vor dem Treiben des Hofes, insbesondere der übereilten Verbindung seiner Mutter mit seinem Oheime in dem großen Monologe der 2. Scene kundgibt.

Während sich im Dialoge der gewöhnlichen Konversation ein edles Gemüth und echte Denkungsart aussprach, brannte in den schrecklichen Scenen nach den Mittheilungen des Geistes, der Entdeckung von der Blutschuld des Oheims und der Unterredung mit der Königin, endlich den ergreifenden Vorgängen im letzten Akte das wilde Feuer der Rache und Verzweiflung und keine dieser Scenen verfehlte ihre erschütternde Wirkung, obwohl sich Dawison immer in den Grenzen des Natürlichen hielt.

Mit gleicher Vollendung wie die hervorstehenden Antheile behandelte Hr. Dawison auch die minder wichtigen Scenen; überall, in jedem Worte, in jeder Bewegung zeigte sich der denkende Künstler und schloß auf diese Weise ein in sich durchgehendes vollendetes und unvergeßliches Charakterbild ab, welches von den zahlreichen Zuhörern mit Spannung bis zum Schlusse verfolgt wurde und einen Beifallssturm nach jedem Akte hervorrief, wie er lange nicht mehr in den Räumen des Theaters gehört worden ist.

Ein Lorbeerkranz lohnte den Künstler vor dem Schlusse und die Sympathie der Versammlung folgt ihm nach. Möge den Gefeierten das Geschick bald wieder in unsere Mauern führen!

K.

## Neue Gedichte

von

**Ludwig Bauer.**

### I.

### O laß die Rosen ungepflückt!

O laß die Rosen ungepflückt,
Wenn aus der Brust die Liebe wich,
Der tiefste Zauber, der sie schmückt,
Verhüllt dann Deinem Auge sich.

Laß ab, ihr heimlich Glanz verblaßt,
Vom Windhauch wird ihr Duft entführt,
Du merkst es erst, daß Du sie hast,
Wenn Deine Hand den Dorn berührt.

Doch wenn Dir Liebe, hold und treu,
Die ganze Seele reich entzückt,
Blüht selbst die welke Rose neu,
Als hätt'st Du eben sie gepflückt.

### II.

### Rauchbild.

Draußen pfeift der Nordwind wetternd,
Kehrt den Schnee vom Giebeldach.
Still in seinem Buche blätternd
Sitzt der Vater im Gemach.

Duftig leichtgeringelt ziehen
Raucheswolken ihm vom Mund,
Lächelnd spielt ihm auf den Knieen,
Seine Tochter, blond und rund.

Sieh, nun blickt er vom Gewimmel
Schwarzer Lettern schnell befreit,
Keck in einem heitern Himmel
Reinster Kindesseligkeit.

„Nach den blauen Ringeln hasche
Immerzu, mein trautes Kind,
Unbekümmert, ob die rasche
Kindheit Dir, wie sie, zerrinnt.

Einst wird, ach, mit süßen Schauern
Dich ein duft'ger Traum umweh'n,
Walte Gott, daß nicht mit Trauern
Du ihn mußt zerflattern seh'n!"

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: [illegible]

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 84. Mittwoch den 19. Oktober 1864.

# Die Glöcknerin.

Erzählung
von
N. G. Prätzel.

(Fortsetzung.)

Der Fremdling fuhr, indem so eben ein neuer heftiger Windstoß erfolgte, plötzlich, wie von einem mächtigen Gedanken ergriffen, aus seinem unruhigen Nachgrübeln empor und warf einen wilden Blick um sich her.

„O Gott! Soll ich den Knaben denn nicht endlich wieder mit nach Hause nehmen?“ fragte Jakobine, von den vorhandenen Schrecknissen geängstigt. „Nunmehr liegt es doch wohl genug am Tage, daß von mir kein hinterlistiger Verrath zu befürchten ist! Soll ich ihn denn nicht mit mir nehmen?“

„Nimmermehr! heut gerade am allerwenigsten!“ versetzte der Befragte mit drohender Geberde. Er bleibt bei mir, bis ich selbst es für gut befinde, ihn frei zu geben!“

„Ich will ja auch gar nicht mit; so gern ich sonst wohl bei dir sein mag!“ rief Gottwalt der bekümmerten Schwester mit unbefangener Heiterkeit zu; und vertraulich an seinen bärtigen Freund sich schmiegend, fuhr er fort: „Fürchte dich nicht! Es ist gar nicht mein Wille, dich bei der finstern Nacht hier oben allein zu lassen! Mag es stürmen und regnen und poltern und krachen, so viel es will; wir bleiben beisammen!“

„Merke jetzt genau, was ich dir sage!“ nahm jener auf's Neue das Wort. „Ich werde von Zeit zu Zeit mich an die benachbarte Thurmluke begeben, um von dort nach deiner Wohnung hinabzuschauen. Sollte vielleicht bis 9 Uhr sich irgend etwas Verdächtiges im Städtchen ereignen, so stelle unverzüglich ein brennendes Licht, das mir zum Zeichen dienen soll, in die Nähe des Erkerfensters. Würde aber wohl gar bei dir selbst nähere Nachfrage wegen des Ringes gethan, so gib vor, daß ein fremder Offizier, mit dem du befreundeten Umgang gepflogen, dir ihn zum Andenken hinterlassen habe. Ich verlange, daß du dies wenigstens drei Tage hindurch behauptest; alsdann aber soll es dir freistehen, dich der Wahrheit gemäß darüber zu erklären, wofern du es nicht vorziehst, bei der einmal gebrauchten Aussage zu verharren.“

„Welches neue unerhörte Ansinnen!“ versetzte die Gekränkte mit Unmuth und Widerwillen. „Wie kann ich etwas behaupten und vorgeben, was meine Ehre befleckt?“

„Es gilt das Leben deines Bruders!“ rief der Hartherzige. „Wahrscheinlich aber ist es auch der letzte Dienst, zu dem ich dich auffordere; darum entschließe dich rasch und gelobe mir mit Hand und Mund die Erfüllung meines Begehrens!“

„O ich Unglückliche!“ seufzte Jakobine, indem sie zur Einwilligung in sein Verlangen ihm die zitternde Hand darreichte.

Er aber zog die Erschrockene näher, schloß mit stürmischer Heftigkeit sie an seine Brust und drückte einen brennenden Kuß auf ihre Stirn. „Jetzt geh und halte dich versichert, daß dir nicht unvergolten bleiben soll, was du an mir gethan hast!“ Mit diesen Worten entließ er sie aus seiner Umarmung und begab sich, von Gottwalt begleitet, während Jakobine seltsam bewegt und erschüttert den abwärts führenden Stufen zueilte, nach dem Hintergrunde des Kirchbodens zurück.

* * *

Der Abend und die Nacht gingen indeß vorüber, ohne daß Jakobine zu Ertheilung des verabredeten Zeichens sich veranlaßt fand. Bei den neu aufgeregten Sorgen und Bekümmernissen ihres Gemüths war auch diesmal die Erquickung des Schlafes ihr versagt geblieben, und mit verwachten Augen sah sie, unter dem rastlos fortdauernden Getöse des draußen herrschenden Orkanes den Morgen heranddämmern.

Von einer geheimen Ahnung durchdrungen, eilte sie bald darauf nach dem Thurme hinüber. Der leise Ruf, vermittelst dessen sie bei Ersteigung der letzten Stufen ihre Ankunft zu verkündigen, und auf welchen der Unbekannte sonst immer sogleich zum Vorschein zu kommen pflegte, blieb unbeantwortet; von einer tiefen schauerlichen Stille war sie umgeben, und nachdem sie mit furchtsamer Neugier weiter und weiter nachzuforschen begonnen, traf sie endlich auf Gottwalt, der in einem einsamen Winkel zwischen dem Dachgesperre sanftschlummernd auf seiner gewohnten Ruhestätte lag. Jetzt durfte sie nicht länger zweifeln, daß der Fremde, der vier Wochen lang ihr die unablässigsten und qualvollsten Sorgen verursacht, die eben verflossene stürmische Regennacht zu Beschleunigung seines oft geäußerten Vorhabens benutzt und sich für immer von hier entfernt habe. So schnell und hastig, als ob kein Augenblick zu verlieren sei, rüttelte sie den ihr wiedergeschenkten Liebling aus dem Schlaf, und schon wenige Minuten darauf befand sie sich mit ihm am Bette des Vaters, dem sie nunmehr, da sie ihm den Knaben

gesund und unverletzt wieder zurückliefern konnte, ohne weiteres Bedenken alles eingestand, was ihr begegnet war und sie bisher, geschreckt durch die an sie ergangene furchtbare Drohung, auch vor ihm geheim halten zu müssen geglaubt hatte. Er wollte vor Befremdung und Entsetzen den eigenen Ohren kaum trauen; es heftete bald auf die Erzählerin, bald auf den Kleinen, den er mit der abgemagerten Hand bei der Schulter gefaßt hielt, sich sein starrer Blick, immer noch mehr wollte er wissen, unaufhörlich mußte Jakobine, nachdem sie mit dem Bericht ihres Abenteuers längst zu Ende gekommen war, ihm bald diese, bald jene Fragen und Erkundigungen beantworten, und wiederholt gab er ihr zugleich seine Zufriedenheit zu erkennen, daß sie nicht eher, als diesen Augenblick, ihn von dem stattgehabten Ereigniß unterrichtet; indem er, mit der wahren Lage der Dinge vertraut, sich seiner Versicherung nach unfehlbar darüber würde zu Tode geängstigt haben.

„Denn so wahr der Herr mir helfe!" rief er aus, „das ist von jenen Parteigängern nun und ewig kein anderer gewesen, als eben der Anführer selbst, von dem nachher, als man ihn nirgends auffinden konnte, die Rede ging, daß er sich aus Verzweiflung in den Strom gestürzt habe. Was ich von dir gehört, paßt ganz zu der Beschreibung, die ich mir von ihm habe machen lassen. Gott! wenn sein Aufenthalt wirklich entdeckt worden wäre! Wenn er seine gräßliche Drohung wirklich vollführt hätte! Und daran ist gar nicht zu zweifeln; denn als wahrer Wütherich soll er ja immer und besonders in der letzten Zeit sich bewiesen haben!"

„Das glaubt nur nicht, Vater! Nein, nein, das ist eine Erzlüge!" fiel Gottwalt, dem man es deutlich anmerkte, wie ungern er auf seinen bisherigen Gesellschafter Verzicht leistete, mit vieler Lebhaftigkeit ein. „Es war gewiß ein recht herzensguter Mann; das weiß ich besser! Wenn wir beide allein waren, hat er in einem mit mir fortgespielt und mir Geschichten erzählt, so daß mir niemals bei ihm die Zeit lang geworden ist. Und mehr als hundertmal hat er mir gesagt, daß er es gut mit mir meine und daß er mir auch auf keinen Fall etwas zu Leide thun werde. Wenn aber die Schwester kam, machte er gleich ein ganz anderes Gesicht, und das that er nur, um sie zu schrecken, damit sie hübsch auf ihrer Hut sein und ihn nicht an das fremde Gesindel verrathen möchte, das hier in's Land gekommen ist, um unsern rechtmäßigen Fürsten zu verjagen, um uns auf schändliche Weise zu unterjochen, um uns mit Gewalt unser Eigenthum zu stehlen —"

Mit erschrockener Geberde drückte der Alte dem freimüthigen Eiferer die knöchernen Finger auf das kleine Lästermaul, sah sich ängstlich um und sagte zu seiner Tochter: „Um aller Welt willen, laß mir den Jungen nicht aus den Augen und schaff' ihn gleich an die Seite, wenn er etwa Miene macht, in Gegenwart andrer Leute ähnliche Reden zu führen! Wahrhaftig, er könnte uns leicht die größte Ungelegenheit dadurch auf den Hals ziehen!"

„Macht euch deshalb keine Sorge!" entgegnete Gottwalt. „Ich habe unterdessen mehr gelernt, als ihr glaubt, und weiß also auch, daß man zu jetziger Zeit nur gegen wenige Menschen reden darf, wie es einem um's Herz ist. Ach wäre ich nur größer, so groß, wie Emanuel; ich wüßte wohl, was ich zu thun hätte!"

Die an den ausgesprochenen Namen sich knüpfende schmerzliche Erinnerung verscheuchte schnell aus Jakobinens Brust jedes angenehmere Gefühl, das beim unverhofften Wiedergewinn des Bruders sich ihrer auf Augenblicke bemächtigt hatte. Ihr Blick verdüsterte sich wieder und mit beklemmender Gewalt kehrte die erneuerte Bekümmerniß um das Schicksal des Entfernten in ihre Seele zurück. —

Einige Tage waren seitdem verstrichen. Die mit Abfertigung eines eigenen Boten verbundenen Kosten scheuend, hatte Jakobine täglich auf eine nach dem Wohnsitz des Försters Wildheim sich darbietende Gelegenheit gelauert, um vermittelst derselben, da der Grund ihres bisherigen Stillschweigens jetzt beseitigt war, ihre Schwester von der fortdauernden Kränklichkeit des Vaters, sowie von seinem oft geäußerten Verlangen nach ihrem Besuch, in Kenntniß zu setzen; als sie eines Morgens unerwartet und aus eignem Antriebe sich einstellte. Jakobine merkte sogleich, daß der eigentliche Zweck von Ulrikens Erscheinung eine Sache von Wichtigkeit betreffe, welche sie ihr nur unter vier Augen mittheilen könne, und es befanden sich beide Schwestern, nach vorangegangener Bewillkommnung mit dem Vater, nicht sobald ohne Zeugen, als Ulrike auch schon mit höchst bedenklicher Miene einen Brief zum Vorschein brachte, den ihr Mann mit der gestrigen Post erhalten hatte. Auf den ersten Blick erkannte Jakobine Emanuels Schriftzüge; mit zitternder Hand entfaltete sie das ihr überreichte Papier und las folgende Zeilen:

„Unter der vorangeschickten inständigen Bitte, nur deine Frau und deine Schwägerin, letztere aber sobald als möglich, mit dem Inhalt gegenwärtigen Schreibens bekannt zu machen, halte ich es für nothwendig, durch getreue Mittheilung eines bis zur Verzweiflung wunderlichen Vorfalles, der mir begegnet ist, dir, lieber Wildheim, zugleich über mein plötzliches Verschwinden Licht und Aufschluß zu geben. Aller Augenscheinlichkeit nach werde ich die Gegend nie wieder betreten, welcher ich jetzt, von der Möglichkeit des Unglaublichsten, des Unerhörtesten überzeugt, den Rücken zugewandt habe. Doch was erwähne ich eines Umstandes, über den man sich eben so leicht zu trösten wissen wird, als dies unstreitig der Fall gewesen wäre, wenn man mich überraschender Weise der Theilnahme an einer Mordthat bezüchtigt und auf dem Sandhaufen niedergeschossen hätte! Zur Sache denn!"

„Durch Tauschhandel war ich bereits vor längerer Zeit zufällig zum Besitz eines goldenen, mit schön blitzenden Rosetten versehenen Ringes gelangt, an dem ich früh und spät die Augen weidete; bis endlich, zur Strafe dieser abgöttischen Liebhaberei, die allgemeine Noth auch bei mir ihren Einzug hielt und mich das unschätzbare Juwel zu veräußern zwang. In dieser Absicht fuhr ich mit einem eben dorthin abgehenden Wagen nach der Stadt und begab mich alsbald nach der Werkstätte eines Goldarbeiters, um den gedachten Handel in Richtigkeit zu bringen. Seltsam genug aber mußte sich's fügen, daß ich an keinen andern gerieth, als eben an den Verfertiger des Ringes selbst, der noch obendrein, wie ich späterhin erfuhr, neben seiner Kunst zugleich das einträgliche Gewerbe eines im Sold der fremden Obergewalt stehenden Spions betrieb. Er zog, als ich ihm die glänzende Kostbarkeit zur nähern Beschauung überreichte, ein halb schmunzelndes, halb verschmitztes Gesicht, bedauerte, daß seine so eben gänzlich erschöpfte Baarschaft ihm den Ankauf für eigene Rechnung unmöglich mache, äußerte jedoch die Hoffnung, den Ring bei einem seiner Kunden, der erst vor wenigen Tagen eines ähnlichen Gegenstandes wegen Nachfrage bei

ihm gethan, vielleicht an den Mann bringen zu können, und ersuchte mich höflichst, in zwei Stunden wieder zu kommen, um über den Erfolg seiner sogleich zu veranstaltenden Bemühungen das Nähere zu erfahren."

„Da seine Arbeitsgehilfen bei dieser Verhandlung als Zeugen zugegen waren und er mir überdies einen schriftlichen Empfangschein ausstellte, so trug ich in meiner Arglosigkeit oder Dummheit kein Bedenken, den Ring in seinen Händen zurück zu lassen, versprach also, mich zur bestimmten Zeit wieder einzustellen, und spazierte unterdessen zum Zeitvertreib nach dem Stadtwall, wo ich mit Bewunderung und Ergötzen die von den fremden Ueberwindern getroffenen und gegen unsere Landsleute gerichteten meisterhaften Vertheidigungsanstalten in Augenschein nahm."

„Erst auf dem Rückwege kam es mir in den Sinn, daß mir der Mann mit seinem schnöden abgefeimten Gesichte, seinem höhnisch lauernden Blick und seinem arglistigen Lächeln eigentlich gar nicht besonders gefallen hatte. Da es indeß unter der Sonne so mancherlei gibt, was einem nicht gefällt und woran man sich dennoch gewöhnen muß, so achtete ich der sich mir andrängenden unheimlichen Gedanken und Vorstellungen nicht weiter, sondern wanderte frisch darauf los. Schon begann es zu dämmern, und eben wollte ich nach der von dem Goldarbeiter bewohnten Straße einbiegen, als plötzlich ein junger Mensch auf mich zu kam, mich unter der leisen Andeutung, daß er mir etwas zu entdecken habe, nach einem einsamen Winkel mit sich fortzog und hier mit schüchterner Hast und Eilfertigkeit mir zuflüsterte: Ihre Freiheit, Ihr Leben steht auf dem Spiel! Folgen Sie meiner Warnung und suchen Sie so schnell als möglich aus der Stadt zu kommen! Der von Ihnen zum Verkauf ausgebotene Ring hat einem feindlichen Hauptmann zugehört, der nachher in der Gegend von K. auf der Landstraße umgebracht und ausgeplündert worden ist. Mein Lehrherr, der es mit der fremden Behörde hält, hat Sie bereits als den jetzigen Eigenthümer verrathen und angegeben. Das Haus ist von Polizeidienern besetzt und in dem Augenblick, wo Sie es betreten, sind Sie verloren!"

„Ei, ei! rief ich aus, und ehe ich Zeit gewann, mich für den ertheilten Wink geziemend zu bedanken, war der Bursche schon um die Ecke verschwunden. Ich aber ließ mir seine Rede nicht ungesagt sein, sondern veränderte sogleich die eingeschlagene Richtung und pilgerte mit hurtigen Füßen schnurstracks zum Thor hinaus!"

„Im Grunde freilich hätte ich mich an die Warnung nicht kehren, sondern dem heimtückischen Schelme getrost unter die Augen treten sollen, um mein Eigenthumsrecht geltend zu machen. Ein Ring sieht dem andern ähnlich und nicht selten triumphirt eine dreiste Stirn selbst über die plangemäßeste Bosheit. Ich hätte mich ja des ersten besten Vorwandes bedienen, hätte, zum Beispiel behaupten können, daß ich den Ring auf der Straße gefunden, daß ich ihn von meiner Mutter geerbt, oder sonst dies und jenes! Und hätte man, statt sich mit meiner Versicherung zu begnügen, mir als dem muthmaßlichen Helfershelfer bei der Ermordung des Hauptmanns Gleiches mit Gleichem vergelten zu müssen geglaubt, nun, so wäre eben auch nicht gar viel daran gelegen gewesen!"

„Da ich aber nun einmal, trotz meiner Verachtung des Lebens, von welcher ich noch dazu in jenem Augenblick stärker als jemals durchdrungen war, mich durch die Flucht zu retten und in Sicherheit zu bringen gesucht habe, so will ich jetzt den in der Bestürzung ergriffenen Ausweg auch für den besten erachten und wenigstens auf andre Art enden! Bald wird die heißerwünschte Gelegenheit hierzu mir geworden sein! Auf dem Standpunkte, auf dem ich mich befinde, verstummt jede Leidenschaft, und es schwinden Haß und Liebe in das Gefühl des kalten Gleichmuthes dahin! Ich habe nichts mehr zu hoffen noch zu fürchten, ich klage Niemanden an, ich bin mit mir selbst und mit der Welt abgefunden!"

„Lebe wohl, mein werther Freund, und empfange meinen Dank für die brüderlich theilnehmende Gesinnung, die du in glücklichern Tagen stets für mich gehegt hast!

Emanuel Traubler."

(Fortsetzung folgt.)

---

## Zwei Nächte in Südmexiko.

(Abenteuerlicher Kampf. — Ein Gewittersturm.)

(Fortsetzung.)

„Warum gehen wir nicht in die Stadt?" rief ich den Führern zu, „wir können nicht mehr ferne sein!"

„Mehr als fünf Stunden," antworteten die Männer mit Kopfschütteln und ängstlich nach der Wolke blickend, die stets dunkler und drohender sich dehnte und anschwoll. Sie glich einem furchtbaren Ungethüm oder einem fabelhaften Kraken, der mit seinen Krallen sich fortschob und weithin seinen grauenhaften Schatten warf über Hügel und Thal, Wald und Klüfte, und sie in Nebel und Finsterniß hüllte. Rechts und hinter uns waren die Berge noch roth und golden, von der Sonne beschienen, aber links und vor uns war Alles schwarz und dunkel. Mit Einem Blicke sahen wir die tiefste Finsterniß und den sonnenhellsten Tag, die sich begegneten aber nicht vermengten. Es war ein fremdartiger, unheilvoller Anblick!

Unheilvoll genug; die Thierwelt schien ihn zu fürchten, wie wir selbst. Die plaudernden Papageien, die hüpfenden, geschwätzigen, munteren Affen, alle Vögel und Thiere, kreischend und schreiend, flatternd und springend, als suchten sie Schutz vor naher Gefahr. Selbst unsere Pferde begannen zu zittern und zu keuchen, wollten nicht weiter, stutzten und schnaubten, die ganze Thierwelt gerieth in Bewegung, wie ergriffen von überwältigendem Schreck. Der Wald wimmelte von lebendigen Geschöpfen. Woher kommen sie alle? Auf allen Seiten hört man das Heulen und Schnauben der wilden Thiere, das furchtsame Rufen und Piepen der Vögel. Geier und Falken, die wenige Minuten zuvor noch hoch in den Lüften kreisten, flatterten nun schreiend in den Aesten der Mahagonibäume; jedes lebende Geschöpf läuft, rennt und flieht — Affen und Tiger, Vögel und Gewürme.

„Gehen wir, um der Allerheiligsten willen! Fort, oder wir sind Alle verloren."

Und wir reiten, wir stürzen fort — weder Felsmassen noch Baumstämme, noch Dornen und Gestrüppe halten unseren wilden Lauf zurück. So geht es fort in Sätzen, bald kletternd, bald stürzend, in verzweifeltem Ritte, einer Gefahr entfliehend, deren Natur uns nicht ganz klar ist, die wir uns aber groß und ungeheuer denken. Es ist ein furchtbarer, schreckenbringender Feind, die dunkle Wolke, die immer näher kommt und stets größer und schwärzer anschwillt; rückwärts

blickend, trifft uns noch der letzte Strahl der blutrothen Sonne, welche im nächsten Momente unter dem Saume der mächtigen Wolke verschwindet. Stets eilen wir vorwärts. Rudel von Tigern und Affen, klein und groß, Eichhörnchen und Schakals nahen sich, Schutz suchend, und da sie keinen finden, rennen sie heulend in den Wald zurück. Nicht ein Lüftchen weht, aber die ganze Natur, Pflanzen und Bäume, Menschen und Thiere scheinen vor Furcht zu zittern und zu beben. Unsere Pferde schwitzen und ächzen, wie sie fortspringen mit weit geöffneten Nasenlöchern und schimmernden Augen, an allen Gliedern zitternd und halb todt vor Angst; ihre Sprünge und Sätze gleichen mehr denen des gejagten Tigers, als denen des Pferdes.

Die Gebete und Ausrufungen der Mexikaner dauern ohne Unterlaß fort, bald lispelnd, bald ächzend und seufzend in jeder Tonweise; die erdfahle Farbe höchsten Entsetzens war auf jeglichem Gesichte. Einige Augenblicke herrschte eine Todesstille, eine unnatürliche Ruhe rings um uns her: es war, als hielten alle Elemente ihren Athem an sich, um ihre Kräfte zu einem gewaltigen Ausbruche zu sammeln. Dann hörte man einen dumpfen, wehklagenden Ton, der aus den Eingeweiden der Erde zu dringen schien. Die Warnung war bedeutsam.

„Halt! halt!“ riefen wir den Führern zu; „halt! laßt uns Schutz suchen gegen den Sturm!“

„Fort! fort! Um des Himmels willen! oder wir sind verloren!“ war die Antwort.

Dank dem Himmel! der Pfad wird breiter — wir kommen an einen Abhang — sie führen uns aus dem Walde heraus. Wäre der Sturm gekommen, während wir unter den Bäumen hingezogen, die fallenden Aeste hätten uns zerschmettert. Wir sind nahe an einer Thalschlucht.

„Schnell! schnell!“ riefen die Mexikaner. „O Mutter Gottes! O Gott! O Gott!“

Und wohl mochten sie zu Gott rufen in jenem Augenblicke des Schreckens. Die Riesenwolke öffnete ihren Rachen und warf Feuerzungen aus, — gespensterhafte weiße Flammen, die seltsam und schauerlich gegen den dichten dunklen Hintergrund abstachen. Ihnen folgte ein Donnerschlag, vor dem die Erde erbebte, dann eine Pause, wo man nichts hörte, als das Schnauben unserer Pferde, welche sich durch den Hohlweg drängten und die steile Seite eines Hügels erklommen. Die Wolke öffnete sich wieder, und zum zweitenmale wurde rings Alles beleuchtet. Dann abermals ein Donnerschlag, und, gleich als hätten sich die Thüren seines Kerkers plötzlich geöffnet, rauschte der Sturm heran in seiner Macht und Wuth, und zerbrach und zertrümmerte, und wehte hinweg, was ihm entgegenstand. Die Bäume des Waldes wankten und bebten für einen Augenblick, als wollten sie seiner Wuth widerstehen, aber umsonst; bald lagen viele Tausend Morgen des kräftigsten Waldes mit einem furchtbaren Krachen wie das Dröhnen der Kanonen darnieder, die Aeste zerschmettert, die Wurzeln ausgerissen; es war nicht länger ein Wald, sondern ein Chaos, ein Ozean von Zweigen und Baumstrunken, welche umhergeworfen wurden wie Meereswellen, oder in die Lüfte geschleudert wie Strohhalme; die Luft verfinstert mit Staub, Blättern und Zweigen.

„Gott sei uns gnädig! Rowley! Wo seid Ihr?“ Keine Antwort. „Was war aus ihnen Allen geworden?“

Ein zweiter Windstoß, noch wüthender, als der erste. Können Berge ihm widerstehen? Stürzen sie nicht ein? Bei dem Allmächtigen, es geschieht! Die Erde bebt, unser Hügel wankt und weicht, die Luft wird dick und erstickend — voll Staub, Salpeter und Schwefel. Wir schwanken gleichsam. Alles ist finster wie die Nacht. Wir sehen nichts und hören nur das Heulen des Sturmwindes und den Donner und das Krachen der stürzenden Bäume und zersplitterten Aeste.

Plötzlich läßt der Sturm nach und Alles wird still; aber so rasch, daß der Wechsel schrecklich und unnatürlich ist. Kein Laut ist zu hören, als das Aechzen und Dröhnen der Bäume, mit denen der Grund bedeckt ist. Es ist ein plötzliches Innehalten in der Schlacht, wenn der Kanonendonner und das Gewehrfeuer aufhört und nur das Wehklagen der Verwundeten, die Seufzer und das Röcheln der Sterbenden noch vernommen wird.

Man hört den Widerhall einer Pistole, dann noch eine, eine dritte — Hundert — Tausende! Es ist die Fluth, das Wasser; die Schüsse sind Regentropfen; aber welche Tropfen! jeder von der Größe eines Hühnereies. Sie treffen uns mit der Gewalt von Hagelstücken — betäubend und blendend. Bald unterscheidet man keine Tropfen mehr; die Schleußen des Himmels sind geöffnet; es ist weder Regen noch Fluth, eher ein See, Wasserfälle, Niagaras.

(Schluß folgt.)

---

# Neue Gedichte

von

**Ludwig Bauer.**

## III.

### Schau' ins Auge Deinem Kinde.

Lähmt Dir die Fessel der gemeinen,
Der Alltags-Noth des Geistes Kraft,
Wenn in der Sorge für die Deinen
Ruhlos Du Tag und Nacht geschafft,
Und doch kein Hoffnungshauch gelinde
Dein banges Vaterherz durchweht;
Dann schau' ins Auge Deinem Kinde,
Das kräftigt Dich, wie ein Gebet.

Wenn Dich ein falscher Freund verrathen,
Dem Du vertraut in Glück und Leid,
Wenn Deines Lebens beste Thaten
Verleumdung Dir entstellt und Neid,
Und wenn die Welt ringsum, die blinde,
Dein treustes Wollen nicht versteht,
Dann schau' ins Auge Deinem Kinde,
Das tröstet Dich, wie ein Gebet.

Und denkt Dein Herz in bittrer Reue,
Wie einst Du fremdes Glück zerstört,
Wie Du das Wort der Lieb' und Treue
In eitlem Wahn oft überhört,
Legt sich der Schmerz wie eine Rinde
Um's Herz Dir, daß es fast vergeht,
Dann schau' ins Auge Deinem Kinde,
Das läutert Dich, wie ein Gebet!

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: A. Hartmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 85. Sonntag den 23. Oktober 1864.

# Die Glöcknerin.

Erzählung
von
K. G. Prätzel.

(Fortsetzung.)

„Nun, was sagst du dazu?" fragte Ulrike, nachdem Jakobine mit Durchlesung des Briefes zu Ende war. „Uns ist der ganze Inhalt so dunkel und räthselhaft vorgekommen, daß wir, alles Nachgrübelns ungeachtet, über den eigentlichen Zusammenhang der Sache in gleicher Ungewißheit geblieben sind. Wildheim ist aber der Meinung, daß du uns ohne allen Zweifel den näheren Aufschluß darüber werdest ertheilen können."

„Freilich kann das niemand besser, als ich!" rief Jakobine mit dem Ausdruck des tiefsten und bittersten Schmerzes, und nachdem sie von der Gewalt der in ihr aufgeregten Empfindungen sich einigermaßen erholt hatte, ermangelte sie nicht, der erstaunten Schwester einen treuen und ausführlichen Bericht über alles zu geben, was in der letztverwichenen schreckenvollen Zeit ihr begegnet war.

Ulrike fühlte sich bei Anhörung der Leiden und Bedrängnisse, mit welchen Jakobine zu kämpfen gehabt, vom innigsten Mitleid ergriffen; aber früher noch, als sie es vermuthet hatte, sollte sie Gelegenheit finden, ihr diese liebende Theilnahme auf noch thätigere Weise an den Tag zu legen. Denn wie der Herbst sich näherte und, vom schärferen Hauch des Windes geknickt, das Laub von den Bäumen fiel, verschlimmerte sich die gefährliche Brustkrankheit, an welcher der Glöckner darniederlag, in immer merklicherem Grade, bis sie bald darauf mit seinem Dahinscheiden endigte. In den Armen seiner beiden anwesenden Kinder entschlief er eines Morgens, um nicht wieder zu erwachen und als Ulrike, durch einen Eilboten von dem herannahenden Todeskampfe des Vaters unterrichtet, in der heimathlichen Behausung eintraf, fand sie seine Leiche schon erstarrt und erkaltet. Was nach den vorhergegangenen und schwer zu erschwingenden Opfern an zeitlicher Habe noch vorhanden war, reichte kaum hin, um die Begräbnißkosten zu bestreiten.

Willig folgte Jakobine der Einladung ihres Schwagers, und schon wenige Tage nach der Beerdigung des Verstorbenen trennte sie, verarmt und vom Kummer niedergedrückt, sich von ihrem bisherigen Wohnsitze, und zog nach dem einsamen Forsthause, wo sie sammt ihrem Bruder Gottwalt ein schirmendes Obdach und eine liebreiche Aufnahme fand. —

Es war allmälig über der stillbetriebsamen Sorgfalt, mit welcher sie ihrer Schwester bei Beschickung des Hauswesens, bei Wartung der Kinder, bei Bestellung des Gartens und ähnlichen Verrichtungen hilfreich an die Hand ging, ein Zeitraum von acht Monaten verstrichen, als plötzlich die freudenreiche Botschaft von dem jetzt erfolgten sehnlich erwünschten Abschlusse des Friedens, die schnell bis nach dem verborgensten Winkel des Landes sich verbreitete und überall mit gleichem Jubel vernommen wurde, auch in Jakobinens verdüstertes Gemüth erheiternde Lichtstrahlen warf und die hier schlummernden Wünsche und Hoffnungen zu neuem Leben erweckte. Der in ihrer Brust erwachende zuversichtliche Glaube, daß Emanuel nun zurückkehren und es dann nicht die geringsten Schwierigkeiten für sie haben werde, sich vollkommen in seinen Augen zu rechtfertigen, wirkte mit wohlthätiger Zauberkraft auch auf ihr äußeres Wesen und Ansehen. Ihr Blick ward munterer und heller, ihre vor Gram gebleichten Wangen rötheten sich wieder; es verschwand der melancholische Trübsinn aus ihren Mienen und Geberden, und mit frischem Jugendreiz schmückte sich ihre Gestalt.

„Widersetzt Euch nun nicht länger meinem Vorhaben, sondern gewährt mir meine Bitte!" sagte sie eines Morgens beim Einsammeln der Gartenfrüchte zu ihren Hausgenossen, indem sie einen in diesen Tagen oft berührten Gesprächsgegenstand auf's Neue in Anregung brachte. „Wenn Ihr fernerhin, Eurer Versicherung nach, Euch der Sorge für Gottwalt unterziehen wollt, so thut Ihr schon mehr, als man eigentlich von Euch verlangen darf, indem es Euch sauer genug wird, für Euch und Eure Kinder den nöthigen Unterhalt zu gewinnen. Ich selbst aber will und mag Euch, wie gesagt, nicht länger mehr zur Last fallen. Es wäre, bei den geringen Gegendiensten, die ich Euch zu leisten im Stande bin, unverantwortlich von mir, mich auch in Zukunft von Euch ernähren zu lassen! Gewiß wird es mir jetzt, da wir wieder ruhigeren Zeiten entgegensehen dürfen, nicht schwer werden, ein anderweitiges, anständiges Unterkommen zu finden!"

„Wenn du es denn durchaus nicht anders haben willst," versetzte der Förster, „nun, so muß ich freilich Anstalt treffen, dir zur Ausführung deines Entschlusses behilflich zu sein. Im Städtchen freilich dürfte es wohl schwer halten; vielleicht

aber wäre drüben auf dem gräflichen Gute Weilbach eine deinen Wünschen entsprechende Anstellung für dich zu ermitteln. Wir befänden uns dann nur drei Meilen von einander und du könntest, wenn es dir in den neuangeknüpften Verhältnissen nicht gefallen sollte, mit um so geringeren Schwierigkeiten wieder zu uns zurückkehren!"

„Weilbach?" rief die Betroffene, indem eine brennende Röthe ihre Wangen überflog. „Das ist ja der nämliche Ort, wo Emanuel kurz vor dem Anfange des Krieges —"

„Ganz recht!" fiel jener ihr in die Rede. „Der Feind hat dort arg gewirthschaftet; es wird aber gegenwärtig bereits aus vollen Kräften gearbeitet, um jede Spur der Verheerung zu tilgen und alles wieder in seinen vorigen Zustand zu versetzen. Auch ist vorgestern, wie ich höre, die Gräfin von Alming selbst schon dort eingetroffen, um über die vorzunehmenden Arbeiten in eigener Person die Aufsicht zu führen."

„Darin irrst du wohl, lieber Wildheim!" entgegnete Jakobine. „Der Graf v. Alming war meines Wissens nicht verheirathet."

„Wie ich diesen Morgen aus dem Munde eines aus jener Gegend kommenden Holzbauers vernommen, hat er seinen Tod auf dem Schlachtfelde gefunden!" fuhr der Förster fort, „und sein Bruder, der sich gleichfalls in Kriegsdiensten befindet, ist der nunmehrige Herr und Besitzer von Weilbach."

„Und wer weiß," bemerkte Ulrike, „ob nicht auch Emanuel vielleicht schon unter der Hand den Versuch gemacht hat, wieder in sein früheres Dienstverhältniß einzutreten. Er hat seine Stelle zur völligen Zufriedenheit des Grafen verwaltet, und es waren ja nur die schlimmen Zeitumstände, denen er damals weichen mußte. Ja, ich halte es gar nicht für unmöglich, daß er schon in diesem Augenblicke sich wieder auf seinem vorigen Posten befindet!"

„Gerade deshalb muß ich auf die Annahme des mir gemachten Vorschlags gänzlich verzichten!" sagte Jakobine nach einigem Nachdenken. „Es ist zwar mein innigster Wunsch, mich mit Emanuel über die ohne mein Verschulden zwischen uns eingetretenen Mißhelligkeiten zu verständigen; doch sträubt sich mein Gefühl gegen alles, was nur im Entferntesten den Schein gewinnen könnte, als ob ich mich deshalb absichtlich in seine Nähe gedrängt hätte. Also nicht nach Weilbach, sondern anders wohin laß deine Verwendung für mein künftiges Unterkommen gerichtet sein, lieber Wildheim!"

Aber ohne alles Zuthun des Försters war für die Beseitigung dieser Angelegenheit schon gesorgt und zugleich der entscheidende Augenblick auf eine, wegen der so eben stattgehabten Unterredung, höchst seltsame und überraschende Weise vorhanden. Denn indem sie eben zu fernerer Betreibung der unterbrochenen Geschäfte sich anschicken wollten, zeigte sich von fern eine Kutsche, die langsam auf dem durch die Waldung führenden holperigen Fahrgeleise daherschwankte und endlich dem Forsthause gegenüber still hielt. Der Bediente sprang von seinem Sitz, öffnete den Kutschenschlag und im Aussteigen begriffen, kam eine Dame von mittleren Jahren und hohem stattlichen Ansehen zum Vorschein.

„Ich suche hier," wandte sie sich, nach freundlicher Begrüßung an den gleichfalls herbeigeeilten Förster, „ein junges Frauenzimmer, Jakobine Heilmann mit Namen. Sie sind unstreitig der Förster Wildheim, bei dem sie sich, wie mir berichtet worden ist, gegenwärtig aufhalten soll?"

„Zu dienen, und dort steht auch meine Schwägerin!" antwortete der Befragte, indem er mit der Hand nach dem Gartenzaun deutete, an welchem die beiden Schwestern mit neugierigem Befremden über eine hier so ungewohnte Erscheinung getreten waren.

Alsbald näherte sich die Dame mit einem Gesichte, dessen sorglos zufriedene Heiterkeit gegen das Trauergewand, mit dem sie bekleidet war, einen ziemlichen Abstich bildete, der bezeichneten Stelle, und ein Blick voll Lust und Wohlgefallen haftete sekundenlang auf der Gestalt des hocherröthenden Mädchens.

„Es wird nur weniger Worte bedürfen, um mich über mein unerwartetes Erscheinen gegen Sie zu erklären!" fing sie zu sprechen an. „Im Begriff, mich wenige Meilen von hier häuslich niederzulassen, ist es mein erster und angelegentlichster Wunsch, mir je eher je lieber eine Gesellschafterin zuzueignen, welche mit den in hiesiger Gegend üblichen Sitten und Gewohnheiten besser vertraut ist, als dies natürlich bei den übrigen Umgebungen, die mir hierher gefolgt sind, bis jetzt der Fall sein kann. Man hat mir aber von Ihnen, meine Liebe, so viel Gutes und Rühmliches gesagt, daß meine Wahl augenblicklich auf Sie gefallen ist und ich daher auch sogleich den Vorsatz faßte, Sie persönlich aufzusuchen, um Sie mit meinem Anerbieten bekannt zu machen. Ich bin die Gräfin Alming aus Weilbach!"

„O mein Gott!" stammelte Jakobine mit Beklommenheit und Verwirrung. „Wie könnte ich wohl auf eine solche Auszeichnung den mindesten Anspruch machen! Ich bin in schlicht bürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen, verstehe mich nicht auf den in höheren Zirkeln herrschenden Ton und Umgang und würde mithin, auch beim besten Willen, den mit der, mir zugedachten, Stelle verbundenen Obliegenheiten nicht zu genügen im Stande sein!"

„Wenn Sie keine andern Weigerungsgründe haben, so sind wir schon einig!" rief die Gräfin mit rascher Lebhaftigkeit. „Also besinnen Sie sich nur keinen Augenblick länger, sondern sprechen Sie schnell ihren zustimmenden Entschluß aus! Die nähern Bedingungen, die ich mir vorbehalte, werden hoffentlich zu ihrer völligen Zufriedenheit ausfallen. Auch stehe ich Ihnen dafür, daß Ihnen nichts leichter werden soll, als die Forderungen zu erfüllen, die ich an Sie zu machen gesonnen bin!"

Der Eifer der Ueberredung, den die Gräfin gleich in der ersten Minute der erfolgten persönlichen Bekanntschaft geschäftig aufbot, um zu ihrem Zweck zu gelangen, befestigte Jakobinen mehr und mehr in der Ueberzeugung, daß Emanuel sich wirklich bereits wieder in Weilbach befinde, und daß Niemand anders, als eben er selbst, diesen für sie so überraschenden Auftritt insgeheim veranlaßt habe. Ein Raub der eigenen sich widersprechenden Empfindungen, schlug sie den Blick zu Boden und verstummte in ängstlicher Unschlüssigkeit. Da traten aber Wildheim und Ulrike, die in dem vernommenen Antrage eine eben so heilvolle als wunderbare Fügung des Himmels erkannten, auf die Seite der Gräfin, und jetzt konnte und durfte sie, wenn sie mit ihren Zweifeln und Bedenklichkeiten keinen Anstoß erregen wollte, nicht länger widerstehen. Schüchternen Muthes erklärte sie, daß sie zur Annahme des an sie ergangenen Erbietens sich geneigt fühle.

„Ich werde der Nachsicht sehr bedürfen!" fügte sie mit leiser Stimme hinzu. „Doch soll es wenigstens mein unermüdliches Bestreben sein, mich einer so zuvorkommenden Huld

und Güte immer würdiger zu machen! Wann befehlen Sie, daß ich mich zu Antretung meines Dienstes bei Ihnen einfinden soll?"

„Ei nun, am liebsten ist es mir," versetzte die Gräfin, „wenn Sie dies keinen Augenblick länger anstehen lassen, sondern mich sogleich nach Weilbach begleiten. Uebrigens bin ich schon darauf bedacht gewesen, Ihnen diese schnelle und plötzliche Trennung von dem Kreise Ihrer Verwandten möglichst zu erleichtern. Sie haben, wie ich weiß, noch einen jüngern Bruder; den nehmen wir mit uns und ich werde dafür sorgen, daß auch er mit dieser Ortsänderung zufrieden sein, und daß dieselbe überhaupt nur zu seinem Besten gereichen soll!"

(Fortsetzung folgt.)

---

# Zwei Nächte in Südmexiko.

(Abenteuerlicher Kampf. — Ein Gewittersturm.)

(Schluß.)

Das Hügelchen, auf dem ich stehe, wird vom Wasser unterwaschen, gibt nach und weicht unter mir; in zehn Sekunden bin ich im Hohlwege, der in ein Strombett verwandelt ist; mein Pferd ist fort, ich weiß nicht, wohin. Der einzige, den ich erblicke, ist Rowley, gleich mir ohne Pferd und gegen den Strom ringend, der uns bis an die Brust reicht und gewaltige Aeste und ganze Bäume fortschwemmt, welche uns jeden Augenblick umstürzen oder gegen die Felsen schleudern können. Wir weichen diesen Gefahren aus, Gott weiß, wie, und strengen uns heftig an, dem Strome zu widerstehen und den Rand des Hohlweges zu erreichen; doch, sollte es uns auch gelingen, so ist er so steil, daß wir ihn ohne Hilfe nicht zu erklimmen vermögen. Und woher soll uns Beistand kommen? Von den Mexikanern sehen und hören wir nichts; sie sind wohl alle ertrunken oder zerschmettert. Sie waren höher oben am Hügel, als wir, und sind deshalb wohl mit größerer Gewalt niedergeschwemmt und vom Strome fortgerissen worden.

Wir dürfen kein besseres Schicksal erwarten. Ermüdet von unserem Ritte, geschwächt durch das Fieber und die Leiden der verflossenen Nacht, waren wir in einem Zustande, der uns den längeren Kampf gegen die wüthenden Elemente unmöglich machte. Für einen Schritt, den wir gewonnen, verlieren wir zwei. Das Wasser steigt, schon reicht es uns bis unter die Arme. Es ist vergebens, länger zu widerstehen. Unser Schicksal ist beschlossen.

„Rowley, alles ist vorüber — laß uns sterben wie Männer. Gott sei unsern Seelen gnädig."

Rowley war wenig Schritte höher oben. Er antwortete nicht, aber blickte mich an mit einem ruhigen, kalten, trüben Lächeln; dann ließ er ab von seinen Anstrengungen, dem Strome zu widerstreben und den Abhang zu erreichen, kreuzte die Arme über die Brust und blickte rings umher, als wolle er der Welt ein letztes Lebewohl sagen. Die Fluth riß ihn bald zu mir herunter, als rasch ein wildes Hurrah aus seinen Lippen drang und er auf's Neue gegen die Wasser ankämpfte und mit aller Gewalt in dem unebenen, schlüpfrigen Strombette festen Fuß zu fassen strebte.

„Haltet Euch! Haltet Euch!" riefen viele Stimmen, die von Geistern aus der Luft zu kommen schienen, und im selben Augenblicke pfiff etwas um meine Ohren und versetzte mir einen tüchtigen Streich ins Gesicht. Mit dem Naturtriebe eines Ertrinkenden griff ich nach dem zugeworfenen Lasso; Rowley war mir ganz nahe und ergriff ihn auch. Es wurde stark angezogen und mit seiner Hülfe erreichten wir festen Grund und fingen an, den Rand des Felsens zu erklimmen, der aus abschüssigen, glatten Massen bestand, wo der Fuß nur geringe Stütze finden konnte. Gott gebe, daß der Lasso fest sei, er muß eine schwere Last tragen; Rowley wiegt fast zwei Zentner und auch ich bin keine Feder. Viva! wir werden unter den Armen gefaßt, emporgezogen, aufgerichtet und sinken dann erschöpft zur Erde nieder, umgeben von den Zapoteken, Maulthieren, Arrieros, Führern und Frauen, die vor dem Sturme geschützt sind in einer Art von Höhle.

Von da sahen sie nieder in die Schlucht, wo sie Rowley und mich entdeckten, wie wir um unser Leben mit dem Strome rangen, und vermochten sie, indem sie mehrere Lassos zusammenknüpften, uns zu Hülfe zu kommen und uns zu retten. Ob diese Hülfe früh genug gekommen, war noch die Frage. Das Leben schien aus unsern Leibern entflohen zu sein nach alledem, was wir ausgestanden hatten; wir vermochten nicht, einen Finger zu bewegen, und lagen hilflos und regungslos, mit einem glimmernden und trüblichen Sehvermögen, das nicht bis zum Bewußtsein dessen, was um uns vorging, reichte. Ermüdung, Fieber, das Eintauchen in kaltes Wasser in der äußersten Erhitzung, die Leiden aller Art, die wir im Laufe der letzten zwanzig Stunden erduldeten, hatten uns gänzlich erschöpft und darnieder geworfen. Das Unwetter dauerte nicht mehr lange fort, es zog weiter und ließ eine breite Spur der Verheerung nach sich. Die Mexikaner machten sich wieder auf den Weg, mit Ausnahme von vier oder fünfen, die bei uns blieben mit unseren Führern und Dienern. Das Dorf, nach dem wir wanderten, war nur eine Stunde entfernt, aber wir waren nicht im Stande, diese kurze Strecke zurückzulegen. Die gutherzigen Zapoteken gaben uns stärkende Mittel, zogen uns die triefenden, zerrissenen Kleider aus und hüllten uns in Decken. Wir fielen in einen tiefen Schlaf, der den ganzen Abend und einen großen Theil der Nacht andauerte und so sehr erfrischte, daß wir eine Stunde vor der Morgendämmerung aufbrechen konnten, zwar nur langsam und unter großen Schmerzen unserer zerschlagenen, wunden Glieder bei jedem Stoße oder harter Bewegung unserer Maulthiere, auf denen wir mehr hingen, als saßen.

Während die Maulthiertreiber nach dem Riemenwerke ihrer Thiere sahen und das Gepäck vor dem Abwärtssteigen ins Gleichgewicht hingen, saßen Rowley und ich, in weite mexikanische Mantelkapuzen gehüllt, auf unseren Maulthieren und blickten nach dem Morgensterne, wie er langsam niedersank und immer blässer und bleicher wurde. Plötzlich erhellte sich der östliche Himmel und ein glänzender Strahl erschien im Westen; ein Lichtpunkt, nicht größer als ein Stern, und doch keiner, er hatte einen rosigen Schein; dann zeigte sich ein ähnlicher Lichtfleck nahe dem ersten, der bald zu einer feurigen Zunge ward, die gleichsam die silbernen Gipfel der schneeigen Berge bedeckte. Und wie wir hinblickten, waren fünf, zehn, zwanzig Hügelspitzen, so mit derselben Rosengluth übergossen; dann wurden sie zu feurigen Bannern, die am Himmel hinflatterten, während Goldstreifen und Lichtfunken sie umsäumten, wie Meteore von einem Berggipfel zum andern fliegend und sie alle wie Leuchtthürme

entzündend. Kaum fünf Minuten waren vergangen, seit die entfernten Berge sich uns wie hohe gespenstische Gestalten gezeigt hatten, deren silberweiße Gewänder mit Sternen besäet schienen; nun glich die ganze Gebirgskette glühenden Vulkanen, die aus der Finsterniß emporragten, die ihre Seiten und Grundfesten noch bedeckte, als sichtbare, wundervolle Zeugen der Allmacht dessen, der da sprach: „Es werde Licht! und es ward Licht!“

Wir sahen still und regungslos, das Zauberbild anstaunend.

Nun stieg die Sonne höher und eine Fluth von Licht erhellte das ganze Thal, welches einige hundert Fuß tiefer unter uns lag, — ein wahrer Garten, so wie eine irdische Einbildungskraft sich ihn nicht auszumalen vermag, ein Garten von Zuckerrohr, Baumwollensträuchern, Vogelbäumen, vermischt mit Granaten, Erdbeerbäumen und Lauben von Orangen, Feigen und Limonen, Riesen in ihrer Art, zu einer weit größeren Höhe aufsteigend, als die Eiche der Vereinigten Staaten; jeder Baum ein ganzes Gewächshaus, eine Blumenpyramide, mit Blüthen bedeckt bis zum äußersten Zweige. Alles war Licht, Frische und Schönheit; jeglicher Gegenstand schien zu hüpfen und zu tanzen in dem vergoldeten Luftkreise. Es war ein irdisches Paradies, neu aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, und beim ersten Anblicke vermochten wir keine menschliche Spur zu entdecken. Doch bald sahen wir das Dorf zu unseren Füßen, die kleinen Steinhäuser mit Blumen überwachsen und unter den Bäumen versteckt, so daß kaum ein Fußbreit Dach oder Mauerwerk zu unterscheiden war. Selbst die Kirche lag in einem Kranze von Pomeranzenbäumen versteckt, und Lianen und sternblumige Winden kletterten und flatterten um das schlanke Kreuz auf ihrem viereckigen weißen Thurme.

Wir nahmen unsere Hüte ab und lispelten Dankgebete zu Gott, welcher uns beigestanden in der Stunde der Gefahr, und sich uns offenbarte in seinen Werken.

---

## Würzburger Stadttheater.

**Donnerstag**, 20. Oktober. „Die Favoritin“ von Donizetti. Herr **Wagner**, unser vielbeschäftigter erster Tenorist, hat diese Oper zum Benefize sich gewählt und damit ein ziemlich volles Haus erzielt, die meisten Zuhörer aber unbefriedigt gelassen, weil die „Favoritin“ zu denjenigen Opern gehört, die sich überlebt haben, und in der ganzen Anlage sowie in der Durchführung dem jetzigen musikalischen Geschmacke nicht mehr recht zusagt. Im Grundcharakter der italienischen Richtung folgend, trägt sie vielfache Spuren des französischen Einflusses an sich, welchem sich Donizetti bei seinem längeren Aufenthalte in Paris nicht entziehen konnte und dieses Zwitterding hört sich mitunter recht unangenehm, da der Komposition eine geniale Hand gefehlt hat, welche die verschiedenartigen musikalischen Ströme, wie z. B. im „Wilhelm Tell“, zu einem gelungenen Ganzen zu vereinigen verstanden hätte. Abgesehen davon, sind die einzelnen Nummern durchweg viel zu lange, und dadurch wird eine gewisse Monotonie hervorgebracht, welche dem Interesse an der ohnehin ziemlich einfachen und effektlosen Handlung erheblichen Eintrag thut. Nachdem auch in der musikalischen Behandlung keine besonderen Schönheiten die Aufmerksamkeit fesseln, und ein gewisses Haschen nach Effekt nur zu deutlich hervortritt, kann es nicht Wunder nehmen, wenn sich die Langweile und mit ihr der Wunsch auf ein baldiges Ende des Stückes eingestellt hat. Nicht mit Unrecht ist deshalb auch die „Favoritin“ aus der Gunst des Opernrepertoirs der meisten Bühnen gefallen, so daß sie dermalen nur mehr als ein Zugvogel auftaucht, der schon nach kurzem Verweilen in die Schränke der Theaterbibliotheken zurückfliegt, um dort lange, lange Zeit auf Erlösung zu harren.

Wenn man doch einmal Mühe und Fleiß an Etwas setzt, wie das unverkennbar bei der „Favoritin“ geschehen ist, so hätte man wohl etwas Gediegeneres und Besseres wählen können, was auch die darangewandte Arbeit gelohnt hätte. Unter diesen Umständen konnte es nicht auffallen, wenn die Mitwirkenden, obgleich ihnen durchschnittlich das Zeugniß gegeben werden muß, daß sie nach besten Kräften gespielt haben, keinen rechten Zug in die Sache bringen konnten und den Zuhörer mit Ausnahme einiger wenigen Stellen kalt und gleichgiltig ließen.

Die Hauptrollen waren in den Händen der besten Kräfte; die Herren **Wagner**, **Grünewald** und **Leithner** theilten sich in die Rollen des Fernando, des Königs Karl und des Großpriors Balthazar, während Frln. **Wilde** sich in der Titelrolle präsentirte und in einigen Nummern ziemlich glücklich war; von den genannten Herren gefiel Herr Grünewald in der dankbaren, großen Arie des 3. Aktes am besten, doch standen ihm auch Hr. Wagner und Hr. Leithner im Allgemeinen nicht nach, so daß man mit der Aufführung im Ganzen ziemlich zufrieden sein konnte und nur den einen Wunsch übrig hatte; es möge einem mehr zusagenden Kunstwerke der gleiche Fleiß zugewendet werden, welchen das Einstudiren und die genügende Durchführung der „Favoritin“ erfordert hat.

---

## Neue Gedichte

von

**Ludwig Bauer.**

### IV.

### Herbstlied des Kranken. (1863.)

Sonniger Herbsttag, noch einmal zeige
Mir Dein mildlächelndes Angesicht,
Ehe vom schwerbeladenen Zweige
Gierig die letzte Frucht man bricht,
Ehe die schwellende Zier der Rebe
Knirschend die wuchtige Kelter zerdrückt,
Daß sich das Alter an dem belebe,
Was Deine Jugend so reich geschmückt.

Lehre mich, ehe die Schwalben kehren
Südwärts mit sanftverhallendem Lied,
Wie man so heiter und ohne Zähren
Jugend und Liebe scheiden sieht,
Wie man hinweg von dem stillen Glücke,
Das man sich selber schaffend erbaut,
Schwankend auf abgrundumnachteter Brücke
Muthig dem Tod ins Auge schaut!

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: A. Hartmann.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 86. Mittwoch den 26. Oktober 1864


## Die Glöcknerin.

Erzählung

von

N. G. Prätzel.

(Fortsetzung.)

Von neuem Erstaunen überwältigt und nicht vermögend, den Sinn und Zusammenhang dieses doppelten Räthsels zu begreifen, begab sich Jakobine, dem jetzt an sie ergehenden Geheiß zufolge, nach dem Innern der Wohnung, um Gottwalt aufzusuchen und herbeizuholen. Als sie in seiner Begleitung den Garten wieder betrat, fand sie die Gräfin mit den beiden Zurückgebliebenen in sehr angelegentlichem und geheimnißvollem Gespräche begriffen, das jedoch bei ihrem Erscheinen sogleich abgebrochen wurde. Das äußere Wesen des Knaben schien nicht minder, als seine mit unbefangener Offenherzigkeit vorgebrachte Versicherung, daß er mit allem zufrieden sei, wenn er nur von Schwester Jakobine sich nicht zu trennen brauche, seine neue Gönnerin mit wohlwollender Zuneigung für ihn zu erfüllen. Schnell waren jetzt die Zurüstungen zur Abreise beendigt. Tiefbewegt von der seltsamen und unerwarteten Wendung, die ihr Schicksal genommen, verabschiedete sich Jakobine von dem Förster und seiner Frau, und bevor seit ihrem ersten Zusammentreffen mit der Gräfin eine Stunde verflossen war, befand sie sich nebst Gottwalt bereits bei ihr in dem Wagen, der jetzt sich auf's Neue in Bewegung setzte und mit einbrechender Abenddämmerung auf dem Schlosse zu Weilbach anlangte. Hier waren, wie es sich sogleich kund gab, alle zur Aufnahme der beiden Geschwister erforderlichen Anstalten schon im Voraus getroffen. Gottwalt ward von dem Schloßverwalter, einem gutmüthigen alten Manne, dem er zur Obhut und Aufsicht anvertraut worden, in Empfang genommen; Jakobine aber erhielt nahe bei den Wohngemächern der Gräfin ein geräumiges und freundliches Zimmer angewiesen. Unfähig, sich in einen Schicksalswechsel zu finden, von dessen Möglichkeit sie wenige Stunden zuvor nicht die leiseste Ahnung gehabt hatte, stand sie hier, als alle übrigen Bewohner des Schlosses sich schon längst der nächtlichen Ruhe hingegeben hatten, noch betrachtungsvoll am Fenster, blickte bei dem Gedanken, daß sie sich in Emanuels Nähe befinde, von abwechselndem Gefühl der Lust und Bangigkeit bewegt, still nach dem mondbeglänzten Raume des Schloßgartens hinab und versuchte lange durch die lebendigste Vergegenwärtigung alles dessen, was sich am heutigen Tage mit ihr ereignet, die Ueberzeugung zu behaupten und festzuhalten, daß sie nicht mit offenen Augen geträumt habe.

* * *

Am andern Morgen begab sich die Gräfin in Jakobinen's Gesellschaft nach dem Garten, um über die während ihrer gestrigen Abwesenheit vorgenommenen Arbeiten die gewohnte Musterung zu halten. Vor einem noch wüst liegenden freien Platze blieb sie stehen, durchmaß in stillem Nachdenken ihn ein paar Minuten lang mit den Augen, und plötzlich schien ein ihr willkommener, der nähern Beachtung werther Gedanke in ihr aufzusteigen. „Ein recht glücklicher Einfall, wie ich glaube!" sagte sie mit der ihr eignen Lebhaftigkeit zu ihrer Gefährtin, die während dessen schweigend in ihrer Nähe gestanden und nur dann und wann einen scheuen und flüchtigen Seitenblick nach der Umgegend zu versenden gewagt hatte. „Dort hinter jener Hecke seh' ich den Gärtner beschäftigt; holen Sie mir ihn doch geschwind hierher, damit ich mich sogleich mit ihm darüber berathen kann!"

Erschrocken kehrte Jakobine nach der bezeichneten Stelle sich um. O Himmel! wäre dieser Augenblick erst glücklich vorüber! dachte sie und begab sich zitternd auf den Weg, um den ihr gewordenen Auftrag auszurichten. Mit jedem Schritte vermehrte sich ihre heimliche Angst; denn einen Mann von Emanuels Wuchs und Gestalt bemerkte sie immer deutlicher zwischen der Baumschule, die von ihm mit emsiger und ungetheilter Aufmerksamkeit besichtigt wurde. Schon hatte sie bis auf wenige Schritte sich ihm genähert, als er erst in seiner Betrachtung sich stören ließ. Doch einer ungegründeten Vermuthung hatte sie Raum gegeben. Es war nicht Emanuel! Ein wohlgebildetes, aber ihr ganz unbekanntes Gesicht wandte nach der Betreffenden sich um und schaute mit stillforschendem Blick ihr entgegen. „Die Gräfin verlangt Sie zu sprechen!" rief sie ihm stotternd zu; und alsbald gab er die hier unternommene Beschäftigung auf und eilte von dannen.

So hatte sie noch im Laufe des nämlichen Tages Gelegenheit, sämmtliche im Dienste der Gräfin befindliche Personen der Reihe nach kennen zu lernen und sich auf das unwiderleglichste zu überzeugen, sie habe mit der Voraussetzung, daß es Emanuels empfehlendes Fürwort sei, dem sie ihre Berufung nach Weilbach zuschreiben müsse, in völligem Irrthum geschwebt. Nie und nirgends hörte sie seines Namens erwähnen, und eben so zweifelhaft, wie zu der Zeit,

da sie sein an den Förster gerichtetes Schreiben gelesen, war es jetzt auf's Neue, ob sie jemals ihn wiedersehen werde. Dagegen schloß die Gräfin, die mit sichtbarem Eifer alles aufbot, um ihr den Aufenthalt auf dem Schlosse so angenehm als möglich zu machen, sich mit jedem Tage näher und inniger an sie an. Mit fortdauernden Proben der herzlichsten Wohlgewogenheit sah Jakobine sich bei jedem Anlaß von ihr überhäuft, und bald gab die äußerliche Beschaffenheit des zwischen beiden obwaltenden traulichen Verhältnisses nur noch in der bescheidenen Zurückhaltung sich kund, welche sich die Begünstigte zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht hatte.

Auf solche Weise waren beim lockenden Genusse des ihr zu Theil gewordenen Glückes, das nur durch die wehmüthige Erinnerung an Emanuel dann und wann getrübt wurde, nach und nach sechs Wochen verstrichen, und der Tag endlich herangenaht, an welchem der Graf von Alming, der, nach kräftiger Mitwirkung für die Sache des Vaterlandes, sich jetzt wieder aus dem Kriegsdienst verabschiedet hatte, seiner letzten schriftlichen Zusage gemäß, in Weilbach einzutreffen gedachte, um hier fortan einem stilleren und friedlichern Lebensberuf sich zu widmen. Schon in der Frühe des Morgens ließ die Gräfin, die vor freudiger Ungeduld nach dem Wiederanblick des Ersehnten hier im Schlosse nicht länger auszudauern vermochte, den Wagen anspannen, um ihrem Gemahl eine Strecke Weges entgegen zu fahren. Statt aber, wie sie bei ähnlichen Ausflügen sonst stets zu thun pflegte, Jakobinen zur Theilnahme an dieser Fahrt einzuladen, übergab sie ihr die Besorgung einiger unbedeutenden Aufträge, ließ, indem sie zur Ausführung ihres Vorhabens sich anschickte, Gottwalt herbeirufen und erklärte lächelnd, daß sie für diesmal sich lediglich mit seiner Gesellschaft und Unterhaltung zu begnügen gesonnen sei. —

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Besuch im Lager von Châlons*) M.

1864.

Wem möchte als deutschen Militär, der auf einer Vergnügungsreise begriffen sich in Paris aufhält, nicht die Lust ankommen, einen kleinen Abstecher nach Châlons und in das nahe Lager „Mourmelon" zu machen, um mit eigenen Augen das anzusehen, was unsere deutschen Militär-Journalisten uns schon so vielfach und mit den verschiedensten Urtheilen begleitet vorführten. Auch mir erging es so. Nachdem ich mich ein paar Wochen in Paris aufgehalten und die Sehenswürdigkeiten, das Leben und Treiben der großen Weltstadt bis fast zur Ermüdung betrachtet hatte, kam mir die Lust, nach Châlons zu gehen und anzusehen, in welcher Art und Weise unsre Nachbarn, die Franzosen, ihre Lager-Einrichtungen haben und ferner, um eine größere vereinigte Truppenmasse zu Gesicht zu bekommen, wozu sich mir leider weder in Paris noch in Versailles — obgleich beide Städte, man kann sagen, vollgepfropft von Truppen sind — keine Gelegenheit während meines Aufenthalts bot.

Es war der 23. Juli Mittags 12 Uhr, als ich vom Straßburger Bahnhof in Paris nach Châlons abfuhr, wo ich um 5½ Uhr Abends ankam und im Hôtel à la cloche d'or abstieg. Châlons — obgleich eine Stadt von 14,000 Einwohnern und nebst Reims und Epernay der Hauptsitz des Handels mit Champagner-Weinen — hat sehr das Gepräge der Ländlichkeit und macht auf einen von Paris Kommenden den Eindruck der Dürftigkeit. Man dinirt hier, wie in Paris, Abends um 6 Uhr und begibt sich dann au café. Ich begab mich in das café des oiseaux und trank nach französischer Sitte Abends 7 Uhr schwarzen Kaffee mit Cognac und später ein Glas ziemlich gutes Straßburger Bier, rauchte dabei mittelmäßige französische Regie-Zigarren und hörte mit Behagen dem von der Notre-Dame-Kirche herabklingenden, in seiner Art ganz eigenthümlichen Glockenspiele zu, welches einen ganz artigen Choral, in dur und moll gesetzt, abspielte. Ein ähnliches Glockenspiel erinnere ich mich, nur noch in Potsdam von der Garnisonskirche herab gehört zu haben. Châlons hat eine Garnison von Infanterie und Husaren und an seinem Bahnhofe geht es stets lebhaft zu von ab- und zugehenden einzelnen Militärpersonen. Hier hörte ich zum ersten Male einen französischen Zapfenstreich; denn in Paris wird keiner geschlagen. Er ist dem bayerischen nicht unähnlich und die Trompeter der Husaren fielen zeitweise während des Marschirens mit einigen Fanfaren in die Trommelschläge ein, ohne daß letztere unterbrochen wurden. Es fiel mir auf, daß die Infanterie-Regiments-Musik Abends um 9 Uhr noch im hôtel de ville mit ihren Musikproben begann. Ich fragte, ob hier vielleicht Konzert sei, allein man erwiderte mir: „Non Monsieur, seulement des répétitions."

Tags darauf — es war ein Sonntag und prächtiges Wetter, wie denn überhaupt heuer der Juli sehr mit Hitze gesegnet war — bin ich schon bei Zeiten in der Höhe gewesen. Man hatte mir gesagt, es gehe schon um 6 Uhr ein Bahnzug in das Lager ab, allein ich war falsch berichtet und mußte ¾ Stunden am Bahnhofe warten. Endlich ging es fort auf der Zweigbahn nach Mourmelon, den Kreidehügeln der Champagne entlang, an ärmlichen Dörfern vorüber, links neben sich die Marne, ein Fluß wie beiläufig unsere Pegnitz und in fast einer Stunde war ich am Ziele meiner Wünsche. Schon eine gute Strecke vorher sah ich die Zeltstadt am Horizonte auftauchen und die Neugierde ließ meinen Kopf das Coupé-Fenster nicht mehr verlassen, als bis es Zeit zum Aussteigen war. Der Bahnhof ist ganz dicht an dem Dorfe Petit-Mourmelon.

Kaum war ich ausgestiegen, so wurde schon meine Heiterkeit angeregt durch eine lithographirte Karte, die mir der geschäftige Eisenbahn-Restaurateur übergab und worauf die speculative Ankündigung stand: „Promenade en voiture dans le camp pour 1 fr. 60 cent. pour tout voyageur qui déjeûne ou qui dîne au Buffet de la Gare."

Ich zog jedoch vor, zu Fuß zu gehen, da man zu Fuß bei Besichtigung von Einzelnheiten viel weniger behindert, überhaupt mobiler ist. Die Truppen machten schon Anstalten zur großen Kirchenparade, die heute wie jeden Sonntag stattfindet. Die einzelnen Bataillone und Schwadronen formirten sich eben auf ihren Waffenplätzen. Ich bewunderte hiebei die große Ruhe, mit welcher Alles an seinen Platz ging und ich möchte sagen die große Gemächlichkeit, mit welcher man sich Zeit nahm. Kein Geschrei, kein Hin- und Herrennen, Alles mit Ruhe und Ordnung und ich sah hier ganz deutlich, daß der bewegliche Franzose auch recht ruhig sein kann. Ueberhaupt hörte ich später, daß die sogenannten crieurs den Franzosen — wie sie sagen — une chose abominable sind. Es wurde mit großer Sorgfalt das Adjustement der Ausrückenden nachgesehen.

Nach und nach rückten nun die Bataillone auf dem nächsten Wege in gerader Linie nach einem Punkte hin, dem Kapellenzelte mit dem saint-autel. Man darf sich aber hierunter nicht etwa ein Zelt vorstellen, sondern es ist eine aus Holz gefertigte, erhabene, viereckige Tribune, in der Größe eines Zimmers, zu dem von der Lagerseite her 8—10 Stufen hinaufführen, versehen mit einem, auf 4 Pfosten ruhenden Thronhimmel, so daß man von allen 4 Seiten den Kultus beobachten kann, und geschmückt mit Teppichen und Fahnen, wobei die rothe Farbe die vorherrschende ist. Dieser Tempel steht ganz in der Nähe der kaiserl. Wohnung und jener des kommandirenden Marschalls an der Römerstraße auf Kanonenschußweite fast vor der Mitte der Lagerfronte, und das von hier aus gegen das Lager sich sanft senkende Terrain dient zur Placirung der Truppen während der heiligen Messe und zum Vorbeimarsche. Für den protestantischen Kultus ist etwas rückwärts der Lagerlinie ein nettes gemauertes Kirchlein erbaut.

Ich erwartete mir die nähere Besichtigung des Lagers auf eine gelegenere Zeit und eilte, da die Zeit drängte, nach der Feldmesse. Aufgestellte Gendarmen sorgten dafür, daß das Publikum die Fläche nicht betrat, wo sich die Truppen aufstellten. Wagen, Reiter und Fußgeher waren in Bewegung, um sich einen guten Platz zu suchen, für die Besichtigung der großen Feierlichkeit. An den zwei Seiten des Altars, welche den Truppen nicht zugekehrt waren, befand sich ein viereckiger mit kleinem Gesträuche eingefaßter Rasenplatz, welcher dem schaulustigen Publikum sowohl während der Messe, als auch während des Vorbeimarsches eingeräumt war und von wo aus man Alles herrlich sehen konnte. Es war mir auffallend, daß verhältnißmäßig sehr wenig Zuseher da waren. Allein es ist erklärlich, denn die Bewohner der umliegenden Orte haben die Sache muthmaßlich schon öfter mit angesehen, also beschränkt sich das Publikum auf die zureisenden Fremden und auf Soldaten, die sich nicht im Dienste befinden. Auch sieht man die sogenannten Enfants de troupe — Soldatenkinder, die vollständig in die Uniform ihres Regiments gekleidet sind.

Die Truppen hatten inzwischen ein nach der Altarseite offenes Viereck gebildet und zwar die zwei Flanken, welche senkrecht auf die Altarseite standen, aus Infanterie in geschlossenen Bataillons-Kolonnen und die dem Altar als Hintergrund gegenüber liegende Seite aus Artillerie und Kavallerie bestehend. Sämmtliche Adler wurden in Begleitung von Sappeurs an den Altar gebracht. Die Generalität war zu Fuß am Altar. Ein Kanonenschuß verkündete den Beginn der Messe, feierliche Stille trat ein, der Priester begann seine Funktion. Die Tamboure der gesammten Infanterie, sowie deren Musiken waren um den Altar herum aufgestellt und eine der letzteren exekutirte mit größter Präzision eine Piece aus der Oper Trovatore während der Messe als Kirchenmusik.

Es war ein imposanter Anblick, der seinen Höhepunkt erreichte, als das ganze Armeekorps schulterte, präsentirte und nach Kommando sich auf die Knie niederließ während der Wandlung. Die Tamboure wirbelten, Kanonen erdröhnten.

Von fremden Offizieren in Uniform sah ich nur 8 türkische Offiziere mit ihren rothen Fez's, dunkelblauen Waffenröcken mit goldenen Bouillon-Epaulettes und rothen Pantalons und war denselben seitwärts zunächst den Häusern der Generale ein eigener Platz angewiesen, von wo aus sie Alles gut übersehen konnten. Auch hielten in der Nähe ein paar Equipagen mit Offiziers-Familien, zu denen später mehrere Generale heranritten und sie begrüßten.

Die vielen rothen Hosen und weißen Kamaschen nehmen sich in ihrer Totalität sehr gut aus. Es ist überhaupt in der französischen Uniform — man kann nicht mehr sagen sehr viel Schmuck, sondern — sehr viel Putz und scheint dies wohl berechnet und dem Naturell des Franzosen angepaßt zu sein.

Zuaven, chasseurs d'Afrique und Spahis waren in diesem Jahre nicht im Lager.

Nachdem nun die Feldmesse beendigt war, formirten sich die Truppen zum Vorbeimarsche vor dem Kommandirenden des Lagers, dem Marschall Mac Mahon, Herzoge von Magenta. Es geschah dies in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit und mit der größten Ruhe und Präzision. Da diese Parade alle Sonntage abgehalten wird, so ist die Aufstellung und das Zusammenrücken eine bekannte und gewohnte Sache.

Der Marschall begab sich vom Altare weg zu Fuß nach seiner ungefähr 50 Schritte hinter dem Altare befindlichen Wohnung in dem Quartier de l'Empereur et des généraux, um hier zu Pferd zu steigen, sobald er Rapport erhalten hatte, daß die Truppen zum Vorbeimarsche rangirt seien. Es sammelte sich um ihn eine ansehnliche Suite von Generalen, Generalstabsoffizieren und Adjutanten und es fand hier — so zu sagen — eine kleine Cour statt.

Der Marschall selbst ist eine schöne, lebensfrische Erscheinung, hat lebhafte und noble Bewegungen, sehr gute Haltung, ein schönes militärisches Aeußere, ist groß mit etwas Embonpoint und hat sehr einnehmende Gesichtszüge.

Von der Wohnung des Marschalls weg begab sich die ganze Suite im Galopp nach dem Aufstellungsplatze zur Abnahme des Vorbeimarsches. Die türkischen Offiziere ließ der Marschall einladen, rechts von seiner Suite Platz zu nehmen. Dieselben waren und blieben zu Fuß.

Es begann nun der Vorbeimarsch. Voraus Artillerie-Abtheilungen zu Fuß und Pontonniers zu Fuß, dann Jäger, hierauf die Linien-Infanterie und zum Schluß die bespannte Artillerie und die Kavallerie. Die gesammte Infanterie war in drei Divisionen formirt und die fahrende Artillerie und die Kavallerie ebenfalls wieder in eine Division. Wenn ich die Division zu 8—10,000 Mann rechne, so war die ganze Stärke 30—40,000 Mann. Die Artillerie hat den Vorrang vor den andern Waffengattungen und scheint überhaupt etwas gehätschelt zu werden. Die Pontonniers stehen in ganz gleichem Range mit der Artillerie und findet auch das Avancement in beiden Korps wechselseitig statt.

Die Breite der Abtheilungen bei dem Vorbeimarsche war zwei Kompagnien nebeneinander. Ein Kapitän dieser Kompagnien marschirte voraus, der andere links zur Seite. Die Bataillone marschirten mit 50 Schritten Abstand von einander in geschlossenen Kolonnen aus Divisionen gebildet. Der Abstand in der geschlossenen Kolonne ist etwas größer, als bei uns. Bei der Linien-Infanterie hatte immer das erste Bataillon eine rothe Fahne, das zweite einen Adler und das dritte eine roth und weiße Fahne. Richtpunkte wurden nicht aufgestellt.

Die Sappeurs eröffneten den Zug, ihnen folgten die Spielleute, von zwei großen, geputzten, bärtigen Tambourmajors mit hohen Bärenmützen geführt. Die sämmtlichen Tamboure, Hornisten und Hautboisten einer ganzen Armee-

Division wären immer zu einer einzigen Abtheilung vereinigt und bildeten für sich schon ein kleines Bataillon. Am Marschall vorübergekommen, machten sie links um und rechts schwenkt, so daß sie dann dem zu Beehrenden etwas links seitwärts gegenüber standen. So lange eine Division vorübermarschirte, schlugen und bliesen die Spielleute dieser Division unausgesetzt und zu gleicher Zeit auf ihren Instrumenten, was einen nicht unerheblichen Lärm machte. Nach den Spielleuten ritt der Divisionsgeneral, ihm folgten Adjutanten und Generalstabsoffiziere, in Linie nebeneinander reitend, und hinter diesen die Ordonnanzen, ebenfalls in Linie nebeneinander, sodann der Brigadegeneral, dessen Adjutanten und Ordonnanzen in derselben Ordnung, schließlich der Regiments- und dann der Bataillons-Kommandant u. s. w. Alles marschirte gerade aus fort und nur die Divisionsgenerale allein ritten — nachdem sie am Marschall vorüber waren — links im Galopp um die Musik herum und stellten sich dem Marschalle gegenüber, so daß die Truppen zwischen dem Marschalle und dem Divisionär defilirten.

Sämmtliche Generale und Stabsoffiziere, sowie auch die Fahnen salutirten. Die Salutation ist hoch und rechts auswärts; sie kam mir ähnlich vor, wie es einige Fechtmeister im Floret-Fechten lehren. Vor jedem General, Bataillons-Chef und jedem Adler nahm der Marschall seinen Hut ab.

Das Marschtempo der Infanterie ist mir etwas langsam vorgekommen und nach meiner Meinung müßte es das Zeitmaß von 100 Schritten in der Minute gewesen sein. Die Artillerie defilirte im Trabe und die Kavallerie im Galoppe. Wenn ich sage, daß mir das Zeitmaß langsam vorkam, so hat das nur Bezug auf den Vorbeimarsch, denn ich machte die Bemerkung, daß einzeln marschirende kleinere Abtheilungen, die z. B. auf die Wache oder zum Exerziren zogen, viel schneller marschirten und vielleicht ein Tempo von 112 Schritten in der Minute hatten.

In Deutschland ist vielfach die Ansicht verbreitet, in der französischen Armee herrsche eine an Unordnung streifende Légèreté. Ich muß bekennen, bei einer großen Parade im Lager von Châlons merkt man davon nichts. Sämmtliche Truppentheile defilirten mit derselben Korrektheit und Akkuratesse, wie bei uns; ein guter, gleicher Schritt, gerade Linien, ordentliches Gewehrhochtragen, kurz die ganze Art und Weise ließen Schule und Disziplin erkennen. Die Offiziere hatten alle die gezogenen Säbel an die Seite angedrückt und hielten mit der linken Hand die Säbelscheide. Es ist richtig, wenn ein Bataillon 150 Schritte über dem Marschall hinaus vorbei war und nach seinem Lagerplatze abrückte, so wurde das Marschiren lässiger, aber nicht unordentlich. Das ist bei uns ebenso.

Auf mich machte überhaupt das ganze Lager von Châlons, sowie Alles, was ich in Frankreich Militärisches gesehen habe, den Eindruck, als ob man sich in jeder Beziehung, besonders aber, was innere Ordnung und Disziplin betrifft, bemühe, keiner andern europäischen Armee nachzustehen und den Geist der Légèreté und des radikalen Wesens nach Möglichkeit auszutreiben, mit einem Worte, den Zügel straff zu halten.

(Fortsetzung folgt.)

# Miscelle.

Ein in mehrfacher Beziehung interessanter Kriminalfall ward in voriger Woche vor den Assisen von Tulle verhandelt. Im Sommer dieses Jahres kam Elisabeth Tarracol, eine junge Hirtin, eines Tages mit ihrer Heerde von der Weide zu Hause. Sie sah sehr leidend aus und verschiedene Symptome leiteten auf den Verdacht hin, daß sie kurz vorher ein Kind geboren habe. Sie leugnete dies zwar entschieden, man beruhigte sich dabei aber nicht und sie gestand, als man Nachforschungen anzustellen begann, ein, daß der Verdacht ein wohlbegründeter sei, daß sie allerdings geboren habe, das Kind aber todt zur Welt gekommen und deßhalb sogleich von ihr in einem Stalle vergraben worden sei. Sie bezeichnete genau die Stelle, wo dies geschehen war, man grub nach und fand unter einer Schicht Erde von 25 Cent. Höhe das Kind, und zwar noch athmend vor. Man widmete ihm die nöthige Sorgfalt und es gelang, es vollständig ins Leben zurückzurufen. Die ärztliche Untersuchung hat ergeben, daß das Würmchen das Licht der Welt um etwa einen Monat vor dem normalen Termine erblickt hatte. Daß es trotzdem vier volle Stunden begraben liegen konnte, ohne zu ersticken, ist ein Fall von einer Lebensfähigkeit, wie sie gewiß selten vorkommen dürfte. Die Mutter ist natürlich des versuchten Kindesmordes angeklagt, von den Geschwornen aber nichtschuldig erklärt worden, muthmaßlich, weil es zweifelhaft blieb, ob das Kind nach der Geburt deutlich erkennbare Lebenszeichen von sich gegeben habe.

# Neue Gedichte

von

**Ludwig Bauer.**

V.

## Frühlingslied des Genesenden. (1864.)

Nun ist mir der lange Winter durchkämpft,
Am offenen Fenster wag' ich mich schon,
Ich höre, dem Lärmen der Straße gedämpft,
Vom Wald her der Drossel süß lockenden Ton.
Jüngst hat mich wie Todesahnung umschwebt,
Am Rande des Grabs schier glitt wie der Fuß,
Und jetzt, wie durchbebt,
Herrlicher Lenz, mich belebend Dein Gruß!

O Mutter der Wesen, allmilde Natur,
Nicht halt' ich mich länger, es treibt mich hinaus,
Ich kenne den Ruf und folge der Spur,
Sie führt Dir den Sohn, den vergessenen, nach Haus.
Wie Nebel vor schwimmendem Auge, versank
Der Krankheit, des Winters schwerlastender Schmerz,
Nun sink' ich voll Dank,
Ew'ge, Dir weinend an's pochende Herz!

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: [illegible]

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 87. Sonntag den 30. Oktober 1864.

## Die Glöcknerin.

Erzählung
von
A. G. Prätzel.

(Fortsetzung.)

Von dem heitern Herbstwetter nach dem Freien hinausgelockt, wandelte Jakobine während der Mittagsstunde, wo sämmtliche Arbeiter den Park verlassen hatten, einsam in den stillen verödeten Gängen desselben umher. Eben hatte sie, in mancherlei Gedanken und Betrachtungen vertieft, die äußerste Grenze desselben erreicht und befand sich an einem Punkte, welcher über das anstoßende, tiefer liegende Wiesenland hinweg eine freie und lachende Aussicht darbot, als plötzlich ein im benachbarten Buschwerk sich erhebendes Geräusch ihre Aufmerksamkeit auf sich zog.

Nein, diesmal war es kein Betrug, der sie täuschte! Sprachlos vor Erstaunen heftete sie ihre Augen auf die Erscheinung, die zwischen den Stauden und Sträuchern sich zeigte. Er selbst, der Freund, der Geliebte war es, den sie erkannte! Es theilten die Zweige sich von einander und Emanuel stand vor ihr da! Er ging sehr dürftig gekleidet, und eben von dem ärmlichen Ansehen, dessen er sich bewußt war, schien auch die Verlegenheit und Beschämung herzurühren, die er im ersten Augenblick des gegenseitigen Wiedersehens an sich wahrnehmen ließ.

„Ist es möglich? Emanuel, mein lieber Emanuel! Also du hast mich doch nicht ganz vergessen!" rief Jakobine im überwallenden Gefühle des liebenden Herzens ihm zu, indem sie freudig ihm die Hand zur Bewillkommnung entgegenstreckte.

„Schon seit gestern," erwiderte er, „bin ich in dieser Gegend herumgeschlichen und hab' mich bald hier bald dort auf die Lauer gestellt, um dich wenigstens noch einmal zu sehen. Denn dabei wird es nun wohl sein Bewenden haben müssen, nachdem in unsern beiderseitigen Verhältnissen ein so bedeutender Unterschied herrschend geworden ist! Dich hat das Schicksal in eine glänzende und beneidenswerthe Lage versetzt, während ich nach wie vor noch immer mit Armuth und Dürftigkeit zu kämpfen habe!"

„Ich darf nicht leugnen," versetzte Jakobine, „daß mir durch die wundervolle Fügung des Himmels ein sehr erfreuliches und glückliches Loos zu Theil geworden ist; doch hat dasselbe in meinen Gesinnungen gegen dich nicht die geringste Veränderung bewirkt! Die Mühe, die du angewandt hast, um mich aufzusuchen, dient mir als Beweis, daß du jetzt von deinem früheren Irrthum zurückgekommen und durch ruhigeres Nachdenken endlich zur Ueberzeugung von der Aufrichtigkeit meiner dir damals gegebenen Zusicherungen gelangt bist. Es bedarf also kaum der erneuerten Zusage, daß ich, allen Annehmlichkeiten und Begünstigungen meiner gegenwärtigen Lage zum Trotz, noch immer von ganzem Herzen dir angehöre und so wie sonst bereit bin, selbst das sorgenvollste Geschick mit dir zu theilen!"

„Ach, ein solches wäre es auch nur, was ich dir anzubieten vermöchte!" fuhr er zu sprechen fort. „Des bisher geführten unthätigen Lebens müde, bin ich endlich, nach so manchen, theils in der Fremde, theils hier in der Heimath unternommenen vergeblichen Bemühungen, wieder als Kunstgärtner angestellt zu werden, zu dem Entschlusse gelangt, mein erlerntes Gewerbe gänzlich aufzugeben und für die Zukunft ein mit demselben nur in entfernterer Beziehung verwandtes Geschäft zu betreiben. Hierzu habe ich denn bereits vor einigen Monaten durch den Ankauf eines kleinen Bauerngutes Anstalt getroffen. Es liegt zehn Meilen von hier entfernt. Die Gegend umher ist einsam, und von der Natur eben so wenig begünstigt, als das zu demselben gehörige Ackerland, das nur durch ausdauernd unermüdlichen Fleiß nach und nach fruchtbarer und ergiebiger zu werden verspricht. Dennoch beschloß ich, indem ich dabei der thätigen Mithilfe einer tüchtigen Hausfrau nicht länger entbehren kann und zugleich in der Voraussetzung, dich noch in der väterlichen Wohnung anzutreffen, wo mir ein solches Erbieten freilich weniger gewagt erschienen wäre, mich mit der Anfrage an dich zu wenden, ob du geneigt seist, dies kümmerliche Loos mit mir zu theilen und die Meinige zu werden? Eben dies war der Zweck meiner hierher unternommenen Wanderung!"

Er schwieg und blickte mit einer Miene vor sich hin, in welcher das Ergötzen über die Nähe der Geliebten mit der bangen Erwartung des jetzt von ihr zu vernehmenden Bescheides sich zu vermischen begann.

„Ich habe dir mein Wort gegeben," sagte Jakobine, „und ich bin fest entschlossen, es zu halten! Hier hast du meine Hand darauf, daß ich keine Arbeit, keine Noth, kein Ungemach scheuen will, wenn ich mich deiner Liebe und deines Vertrauens versichert halten darf! Noch heute werde ich der Gräfin ein freimüthiges Geständniß darüber ablegen und sie zugleich mit meinem Entschlusse bekannt machen."

Ein Strahl des innigsten Entzückens blitzte bei dieser Erklärung aus Emanuels Augen hervor. „O, wie war es

möglich,“ rief er aus, „daß ich jemals dein Herz verkennen und einen so niedrigen Argwohn gegen dich fassen konnte! Wie wird es, auch bei dem eifrigsten Bestreben, mir jemals gelingen, wieder gut zu machen, was ich an dir verschuldet habe!“ —

Hier ward die Unterhaltung plötzlich durch das aus der Ferne herüberdringende dumpfe Getöse eines über die Schloßbrücke rollenden Wagens gestört und unterbrochen. „Ach, da kommen sie wahrhaftig schon zurück! Jetzt darf ich keinen Augenblick länger hier säumen!“ — Mit diesen Worten wand Jakobine aus den umschlingenden Armen des Beglückten sich los, ertheilte hastvoll ihm noch die Weisung, sich morgen um die nämliche Stunde zur weiteren Verabredung an dieser Stelle wieder einzufinden, und flog mit behenden Schritten und auf dem kürzesten Wege dem Schlosse zu.

* * *

Wie ward ihr, als sie, aus dem regen Gewühl und Getümmel, von welchem der Hofraum und die Vorhalle des Schlosses erfüllt waren, in das Wohnzimmer der Gräfin eintretend und hier von dem heimgekehrten Gebieter mit freundlicher Begrüßung empfangen, gleich auf den ersten Blick, obgleich sein äußeres Ansehen sich völlig verändert hatte, in ihm den nämlichen fremden Flüchtling wieder erkannte, der an jenem Schreckensmorgen sich droben auf dem Thurme so barsch und unfreundlich ihr entgegengestellt, ihr gewaltsam den Bruder von der Seite gerissen, und vermittelst einer grimmvollen Drohung ihr mehrere Wochen hindurch Schutz und Unterhalt abgetrotzt hatte! Ja, jetzt klärte sich freilich alles auf, was ihr in der plötzlichen Veränderung ihrer Lage bis zu diesem Augenblick so unbegreiflich und unergründlich gewesen war! Das Räthsel war gelöst. Der Erkenntlichkeit für jene Dienstleistung hatte sie das Glück zu verdanken, das hier mit freundlichem Wink sie umlächelte und welches sie, der vor wenigen Minuten ausgesprochenen Erklärung gemäß, freiwillig wieder gegen ein dürftigeres und mühevolleres Loos zu vertauschen entschlossen war.

Es ward ihr indessen, nachdem sie von der ersten Bestürzung sich erholt hatte, um so leichter, die wiedererlangte Fassung und Besonnenheit zu behaupten, da der Graf für jetzt jede nähere Andeutung und Erörterung gegen sie absichtlich zu vermeiden schien und statt dessen in ausschließlicher Aufmerksamkeit sich nur mit seiner Gemahlin unterhielt, die im Wonnegefühl ihres Herzens nicht aufhörte, ihn mit immer neuen Freudensbezeigungen und Liebkosungen zu überhäufen.

(Schluß folgt.)

## Ein Besuch im Lager von Châlons s/M. 1864.

(Fortsetzung.)

Die Reden und Aussprüche, die man nicht selten in Deutschland hört, als ob der französische Offizier mit seinen Soldaten Billard und Karten spiele, mit ihnen Arm in Arm auf der Straße ginge, überhaupt sich jedmöglicher Vertraulichkeit überlasse, ferner daß die Soldaten vor den Offizieren keine Honneurs machten u. a. dergl., sind leere und ungegründete Phrasen, die auf totaler Unkenntniß der Armee-Verhältnisse beruhen. Es gibt vielleicht keine Armee, wo auf die Absonderung der Chargen prinzipiell so schroff gehalten wird, wie in der französischen. Es mag eine Zeit gegeben haben, wo es anders war; diese Zeit ist längst vorüber. Die Soldaten machen eben so wie bei uns vor ihren Offizieren sowohl im Lager als in den Städten ihre Honneurs und ich bemerkte nirgends etwas von der viel erwähnten Vertraulichkeit. In Paris und in Straßburg — wahrscheinlich eben in allen großen Städten — gehen die nicht im Dienste befindlichen Offiziere in Civil; in Paris ist es erlaubt, in Straßburg tolerirt. Bei dem Mittagtische sind die Offiziere regimentmäßig nach Graden getrennt und nur die Garde und die im Lager von Châlons liegenden Offiziere machen in so fern eine Ausnahme, daß immer ein Offizierkorps gemeinschaftlich speist. Sie heißen das ihre Messen.

Auch bei den Unteroffizieren ist der Grundsatz der Trennung von der Mannschaft durchgeführt. Die Unteroffiziere — worunter die Franzosen den Feldwebel, den Listenführer und die Sergeanten verstehen — liegen weder in den Baracken, noch in den Zelten bei der Mannschaft, sondern abgesondert in einem Zelte beisammen, und bei den Baracken in einem eigenen Zimmer. Die Caporaux hingegen liegen unter der Mannschaft.

Der Vorbeimarsch hatte gewiß über eine Stunde gedauert und die Mittagszeit war herangekommen. Die Truppen-Abtheilungen waren nach ihren Lagerplätzen zurückmarschirt und ich nahm meine Richtung gegen Grand-Mourmelon, wo ich in einer Restauration den unabweislichen Anforderungen des Magens mit einem Déjeuner Genüge leistete.

Ich bemerkte hier, daß Omnibusse in regelmäßigen Fahrten durch das Lager gehen und die Verbindung der entfernteren Theile des Lagers mit dem Bahnhofe vermitteln.

Den Nachmittag brachte ich damit zu, mir das Lager selbst nun etwas mehr im Detail zu besehen. Es ist in der That etwas Großartiges und Schönes dieses Lager. Man kann es mit Fug und Recht eine Stadt von Baracken und Zelten nennen, und zwar keine kleine Stadt, sondern eine von 40,000 Einwohnern.

Regelmäßige und schöne Straßen durchziehen das Lager, sie haben alle ihre Namen, und wo man hinsieht, herrscht Reinlichkeit und Ordnung, Alles ist wohl gekehrt und gespritzt. Vier hölzerne Leuchtthürme, die mit mehreren großen Oellaternen auf ihren Spitzen versehen sind, dienen Nachts als Orientirungspunkte. Ueberhaupt muß ich bekennen, an Allem, was man sieht — von den Palästen, welche die Soldaten in Paris als Kasernen bewohnen, angefangen bis zum letzten Schilderhause im Lager von Châlons herunter — merkt man die fürsorgende Hand des Kaisers und daß von Seite der Regierung für die Armee viel gethan wird.

Die Lagerung selbst ist im Ganzen nicht anders, als sie bei uns auch geschieht, nur ist bei allen Verhältnissen auf die Stabilität des Lagers Rücksicht genommen. Es ist ein Gassen-Lager; jede Kompagnie bildet eine Gasse, welche so breit ist, als die Kompagnie, wenn sie aufgestellt ist; die meisten Kompagnien haben Zelte und nur das Centrum des Lagers hat Baracken, welche auch im Winter von einer zur Bewachung des Lagers zurückbleibenden Truppen-Abtheilung bewohnt werden. So viel ich hörte, werden die Zelte im Laufe der Zeit alle durch Baracken ersetzt werden. Jede Kompagnie hat in der Regel zehn Zelte für die Mannschaft

oder zwei Baracken und für jeden Offizier ein Zelt, aber nicht so klein, als bei uns, sondern ein gewöhnliches Mannschaftszelt, oder in den Baracken ein eigenes Zimmer. Zwischen den Bataillonen ist eine Straße von 25 Schritten Breite. Die Eingänge der Zelte, welche so verfertigt sind, daß man die Leinwandthüren mittelst zweier Stangen aufwärts stellen kann, münden alle in die Kompagnie-Gasse. Die Gewehre stehen, wie bei uns, unter leinenen Gewehrmänteln, resp. kleinen Zelten, 12—15 Schritte vor der Frontlinie oder sind bei Baracken innerhalb derselben aufgehängt. Hinter den Mannschaftszelten sind die Offizierszelte, dann die Küchen und Marketenderzelte, die Stabsoffizierszelte, die Pferde und weiter entfernt die Latrinen. Die Pferde der Kavallerie und Artillerie stehen zunächst der Zelte Tag und Nacht im Freien ohne Dach und sind in der Regel auch nicht durch Decken geschützt; es soll ihnen jedoch ganz gut bekommen und sie sehen auch gut aus. Dieselben sind nicht an Halftern, sondern an den Füßen angebunden und stehen alle in Reihen nebeneinander. Die Pferde der Offiziere stehen jedoch unter Dach in halb offenen Bretterhütten.

Hie und da reißt sich ein Pferd los und springt frei im Lager herum. Ich sah aber, daß man sich nicht viel Mühe gibt, es einzufangen, da dasselbe in Bälde von selbst wieder an seine Stelle zurückkehrt.

Während ich nun so im Lager herumspazierte, lenkte sich meine Aufmerksamkeit auf einen Trupp Infanteristen, welche Strafexerziren mußten. Das System, welches hier zur Anwendung kam, war so eigenthümlich, daß ich nicht umhin kann, es zu erzählen. Es waren 6 Mann, welche ein alter schnurrbärtiger Korporal in der Arbeit hatte. Es handelte sich hier nämlich nicht darum, den Leuten in einer Privatlektion etwa Versäumtes oder mangelhaft Erlerntes nachholen zu lassen, sondern das System bestand darin, diese Leute eine Stunde lang die größte Langweile ausstehen zu lassen. Der Korporal ließ Handgriffe und Ladungen zergliedert ausführen und stand nicht wie bei uns vor der Fronte, sondern ging ganz behäbig hinter der Fronte auf und ab. Es durfte sich keiner umsehen, und wenn doch hie und da einer zurückschielte, so wurde er furchtbar angeschnurrt. Der Korporal kommandirte, so laut, als ob er ein Bataillon hätte, beispielsweise: „Zieht aus den Ladstock, eins!" Hierauf nahm er mehrere Prisen Tabak und ließ mehrere Minuten vergehen, bis er sein „Zwei!" erschallen ließ und fuhr in dieser Weise fort. Mir wurde es natürlich selbst zu langweilig und ich ging meines Wegs wieder weiter; allein ich dachte für mich, was würde man bei uns von einem Hauptmann sagen, der wegen vielleicht geringfügiger Ursache am Sonntage Nachmittag von 3—4 Uhr bei größter Sonnenhitze ohne Schatten Leute mit Sack und Pack Strafexerziren ließe. Jedenfalls würde man ihn der Inhumanität beschuldigen, während es in Châlons gar nicht auffällt.

Ich hatte meine Wohnung nicht im Lager selbst, sondern in der Stadt Châlons aufgeschlagen, da ich das Lager nur vorübergehend mitnehmen wollte. Ich war daher gezwungen, um den Abendzug nicht zu versäumen, mich in die nächste Nähe des Bahnhofes nach Petit-Mourmelon zurückzuziehen und nahm mir vor, am nächsten Tage meine Lager-Wanderung und Besichtigung fortzusetzen.

Mourmelon le Petit ist ein Dorf, welches aus einer langen Straße besteht, an der rechts und links Häuser liegen. Natürlich fehlt es nicht an Wirthshäusern, die mitunter die drolligsten Aushängeschilde haben. So las ich auf einem: „En dépit des jaloux, le mouton fait la barbe au loup"; auf einem andern: „Autant ici qu'ailleurs"; sehr häufig liest man auch: „On loge ici à pied et à cheval." Soldaten promeniren hier in Menge und frequentiren die Wirthshäuser, vor welchen Orgelmänner, Savoyarden mit Affen, Polichinells, Mordthatenmänner u. dgl. die Lebhaftigkeit vermehren. Offiziere sieht man hier wenige, diese halten sich mehr in Mourmelon le Grand auf.

Der erste Morgenzug von der Stadt Châlons in das Lager geht erst um 7 Uhr ab; es wird daher 8 Uhr, bis man ankommt, und fast 9 Uhr, bis man an den Platz kommt, wo die Truppen exerziren und manövriren und um diese Zeit wird von den Abtheilungen schon wieder Anstalt gemacht zum Einrücken, so daß ich von den taktischen Evolutionen sehr wenig profitiren konnte. Wer in dieser Richtung Studien machen will, der muß unbedingt im Lager selbst wohnen, wozu sich in Mourmelon le Grand Gelegenheit bietet, und wo möglich sich beritten machen.

Die großen Uebungen werden übrigens erst im Monate August gemacht, wenn der Kaiser anwesend ist, welcher zu meiner Zeit im Bade Vichy war, so daß ich also nur kleinere Uebungen zu sehen bekam. Ich könnte nicht sagen, daß gut exerzirt wird, auch nicht besonders schnell, allein im Ganzen genommen geht es doch ordentlich zusammen und mir schien es, als ob weniger darauf gesehen würde, wie es ausgeführt wird, sondern mehr, daß es ausgeführt wird. Die Kommandos sind meist sehr lang und es wird in Reih und Glied viel avertirt. Wenn man sich die konskribirten Jünglinge der Franzosen so betrachtet, so kann man nicht begreifen, daß das die Leute sind, welche die Schlachten der Neuzeit gewinnen. Sie unterscheiden sich um kein Haar von unseren Leuten und mancher Vergleich möchte zum Vortheil der unsrigen ausfallen. Was ist es also, was diesen elan im rechten Augenblicke hervorbringt? Ich glaube nichts Anderes, als 1) das Beispiel der Führer und 2) das beständige Haranguiren der Truppe, worin die Franzosen eine vorzügliche Fertigkeit besitzen.

Man sieht sehr viele Dekorirte in der Armee und der französische Militär trägt seine Dekoration stets und in der ursprünglichen Form. Was den Anzug anbelangt, so wird vielleicht in keiner Armee so viel auf Einhaltung der Vorschriftsmäßigkeit gesehen, als in der französischen. Im Lager ist es gestattet, ohne Säbel und in der Mütze auszugehen, in sämmtlichen Garnisonsstädten aber geht Offizier und Soldat von Vormittags 11 Uhr angefangen bis in die späte Nacht nie anders aus als in Käppis und mit Säbel. Die Propretät ist eine sehr befriedigende, was aber auch nicht zu verwundern ist, wenn man bedenkt, daß der französische Soldat alle 18 Monate einen neuen Waffenrock und alle Jahre eine neue Hose bekommt, welche im grand habillement militaire in Paris fabrikmäßig nach 13 Nummern gefertigt und an die sämmtlichen Regimenter Frankreichs und der Kolonien versendet werden. Die Uniform ist mit Ausnahme der wollenen Epaulettes sehr zweckmäßig, aber ein ungeheures Farbenspiel, außer der rothen Farbe auch die gelbe sehr viel vertreten. Die ledernen gambières um die Wade, welche die weißen Kamaschen der Infanterie mit den rothen Hosen verbinden, scheinen sehr zweckmäßig; unsere Einrichtung übrigens mit den in die Halbstiefel hineingesteckten Hosen halte ich für noch zweckmäßiger.

Nur die Offiziere tragen lange Waffenröcke, die Mannschaft kurze Tuchspenser und die Spezialtruppen haben als Gala noch den Frack. Etwas besonderes ist es auch, daß die Franzosen keine Kravatten tragen, sondern Schlips von hellblauem Zeuge, deren Enden über die Brust herabfallen.

(Schluß folgt.)

## Paris in Berlin.

Die illustrirte Muster- und Mode-Zeitung „Victoria“, Verlag von A. Haack in Berlin, Preis vierteljährlich fl. 1. 12 kr., liefert durch ihre kolorirten Modekupfer einen interessanten Beweis von dem Aufschwunge und den Fortschritten der deutschen Industrie; denn trotz der französischen Unterschrift des einen Theils der Auflage: Le Salon, Moniteur des Modes Parisiennes, werden jene Modekupfer, welche über die ganze civilisirte Erde verbreitet sind und selbst bis nach Australien gehen, nicht in Paris, sondern in den Geschäfts- und Arbeitslokalen der „Victoria“ entworfen und ausgeführt. In dem Redaktionszimmer dieser Zeitung werden sie nach französischen Originalroben entworfen, von dem Maler in reizenden Aquarellbildern veranschaulicht, in dem Kupferstichatelier gestochen, durch vier Pressen vervielfältigt und in der Koloriranstalt in Spandau, wo gegen vierzig Personen den ganzen Tag über mit ihren fein zugespitzten Pinselchen thätig sind, kolorirt. Ganz dieselben Modekupfer werden mit der deutschen Auflage der „Victoria“ als Gratisbeilagen ausgegeben und führen die ursprüngliche Unterschrift: „Beilage zur Victoria“, welche dann in das französische „le Salon, Moniteur des Modes Parisiennes“ umgewandelt wird. Aehnlich verhält es sich mit der zweiten Beilage der erwähnten Zeitung, den gelben Schnitt- und Musterbogen.

An bestimmten Wochentagen werden Konferenzen in dem mit den nöthigen Zeitschriften und Bildermappen ausgestatteten Redaktionszimmer abgehalten, die assistirenden Damen statten Bericht von ihren Wanderungen ab, die Packete, die sie mitbringen, entpuppen sich in Mode-, Tapisserie- und andern Artikeln, der Inhalt der mit der Post eingelaufenen Kisten wird einer Kritik unterzogen, Maler und Zeichner empfangen ihre Aufträge und Modelle 2c. Die ersten Abzüge von den Platten und den Holzstöcken übergibt die Redaktion sodann an die Damen zur Beschreibung. Das Manuskript geht zum Satz nach Leipzig, wo die „Victoria“ gedruckt wird, danach zum Arrangement von Text und Illustrationen an die Redaktion zurück und schließlich zum Abdruck des Ganzen wieder nach Leipzig. Dort werden auch die Stickmuster in Buntdruck — eine dritte Gratisbeilage der „Victoria“ — angefertigt und die Verpackung und Versendung 2c. der Zeitung besorgt. Genug, die Herstellung dieser Blätter erfordert viel Mühe, und ist bei solchen Mühen und Kosten die Wohlfeilheit der „Viktoria“ zu bewundern, deren Abonnement einschließlich der drei Extrabeilagen nur vierteljährlich fl. 1. 12 kr. beträgt.

## Miszelle.

**Stuttgart**, 27. Okt. Seit einigen Tagen macht sich bei der Parademusik ein neues Instrument bemerklich, das von Instrumentenmacher Missenharter verfertigt und, wie wir hören, unseren Regimentsmusikern zur Probe übergeben worden ist. Es ist dies ein tragbares Glockenspiel oder eine Metallharmonika, und besteht aus Stahllamellen, die auf einem leyerförmigen Träger befestigt sind und mit einem Stahlhammer angeschlagen werden. Der Tonumfang des Instruments beträgt $2\frac{1}{2}$ Oktaven; der reine, helle Ton desselben klingt äußerst angenehm und ist dabei so durchdringend, daß das Instrument die Melodie viel weiter trägt, als die schrillendsten Melodie-Instrumente, die gewöhnlich in Gebrauch stehen. Da unsere Regimentsmusikchöre ohnehin nicht sehr stark besetzt sind, so möchte eine solche Verstärkung doppelt am Platz sein; das Instrument soll auch in einem andern größern deutschen Staate bereits eingeführt sein.

Die „Union de Charleroi“ erzählt: „Ein achtjähriger Knabe, Sohn eines Taglöhners zu Farciennes, wurde eines Abends von seinen Eltern zum Bäcker geschickt. Das eingekaufte Brod unterm Arm und lustig ein Liedchen singend, schlenderte der Kleine nach Hause. Der Weg führt ihn über die Eisenbahn. Im Augenblicke, wo er sie überschreiten will, kommt der Zug von Namur, welcher langsam in den Bahnhof von Farciennes einfährt. Während der Kleine durch einen Sprung über die Schienen der Gefahr entrinnen will, fällt er, aber er behält Geistesgegenwart genug, sich zwischen die beiden Schienen zu werfen, damit der Zug über ihn hinweggehe. Unglücklicher Weise jedoch hält sich seine Blouse an einem Schneefeger der Lokomotive an, und so wird der Kleine nun mitgeschleppt, bis der Zug im Bahnhofe hält. Wie er später erzählte, hat er in dieser gefährlichen Lage nur sein Augenmerk darauf gerichtet, nicht unter die Räder zu kommen. Leider blieb sein Bemühen vergebens; einer seiner Arme wurde durch ein Rad am Ellenbogen zerquetscht. Während die Eisenbahnarbeiter hinzuliefen, den armen Knaben aus seiner qualvollen Lage zu befreien, erhob sich derselbe, überschritt die Schienen und setzte sich auf den Perron. Dort betrachtete er in aller Ruhe seine fürchterliche Verletzung. „Ojeh, ojeh, sagt nur der Mutter nichts,“ waren die ersten Worte, die er an die sich ihm nähernden Personen richtete. Dann bat er die Arbeiter, ihm das Brod zu bringen, das am Uebergange liegen müsse. Zu Hause angekommen, schien der kleine Held alle seine Schmerzen zu vergessen, indem er unaufhörlich seine Mutter tröstete. Bei der sehr schmerzhaften Abnahme des Vorderarmes zeigte der Kleine einen Muth, dessen wenig Männer fähig wären. Er wollte sich durchaus nicht chloroformiren lassen, sah im Gegentheil der Operation ruhig zu; nur zuweilen fragte er, ob es bald vorbei wäre. Jetzt sind es drei Wochen her, daß der Kleine den Arm verlor. Wer aber zufällig vor und nach der Klasse am Schulhause von Farciennes vorbei kommt, kann den kleinen Simon Mahaux sehen, leicht erkenntlich an seinem Armstumpf und seinen schwarzen, feurigen Augen. Er trägt so stolz wie seine Kameraden die lederne Büchermappe unterm Arm und singt und tanzt wie ehedem. Die Aerzte, welche ihn behandelt haben, sind höchst erstaunt über die außerordentlich schnelle Heilung. Nie, sagen sie, haben wir eine solche Eisennatur, nie so viel Kaltblütigkeit und trotzigen Muth bei einem Verwundeten angetroffen, wie bei diesem kleinen belgischen Spartaner.“

(**Petroleum als Wundsalbe.**) Man liest in amerikanischen Blättern: Es hat sich in neuester Zeit wiederholt bestätigt, daß das Steinkohlenöl bei eiternden Wunden dieselben Funktionen ausübt, als kaltes Wasser bei Entzündungen; es vertreibt Fliegen und Ungeziefer, lindert den Schmerz der Wunde, und befördert eine gesunde Krönung. Namentlich in den amerikanischen Feldlazarethen ist es mit gutem Erfolge und zum Trost der Kranken vielfach gebraucht worden.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: A. Hartmann.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 88. Mittwoch den 2. November 1864.


## Die Glöcknerin.

Erzählung
von
M. G. Prätzel.
(Schluß.)

Auch während der Mittagstafel, zu welcher Jakobine, die sich bescheiden wieder nach ihrem Zimmer zurückgezogen hatte, einige Zeit nachher abgerufen wurde, hatte es anfangs gar nicht den Anschein, als ob es dem Vetter um eine nähere Erklärung dieser Art überhaupt sonderlich zu thun sei. Mit ruhiger und unbefangener Miene begann er seine kurz nach erfolgtem Ausbruch des Krieges erlebten Schicksale der Reihe nach vorzutragen und über alle, selbst die geringfügigsten Nebensachen sich so umständlich auszulassen, daß wohl eine Stunde verstrich, bevor er in seiner Erzählung endlich bis zu dem Zeitpunkt vorrückte, wo er, von der Verzweiflung über die Lage der Dinge bis auf's Aeußerste getrieben, sich zum Anführer einer Schaar von Parteigängern aufgeworfen und die beim Städtchen K. vorhandene Gebirgsgegend zum Hinterhalt erwählt hatte, um von dort aus den fernern Unternehmungen des siegtrunkenen Feindes nach Kräften hinderlich und verderblich zu werden. — Jetzt aber erhöhte er plötzlich den Ton seiner Stimme, verzog seine freundliche Miene zu einem häßlichen Grinsen und wandte mit der Frage sich an Jakobinen, ob sie wohl sich erinnere, zur damaligen Zeit einem solchen Gesicht begegnet zu sein?

„O allerdings!“ antwortete sie lächelnd, während die Gräfin mit listiglauernden Blicken auf ihr verweilte und auch Geltwalt sogar durch ein schlaues Schmunzeln zu erkennen gab, daß er in diesem Augenblick viel klüger sei, als seine Schwester. „Allerdings erinnere ich mich eines solchen Gesichts noch sehr lebhaft! Nur bin ich seitdem so beherzt geworden, daß ich mich nicht im geringsten mehr davor fürchte! Wenn ich hoffen darf, wegen meines guten Gedächtnisses Entschuldigung bei Ihnen zu finden, so will ich Ihnen nur ganz frei gestehen, daß ich Sie sogleich wieder erkannt habe!“

„Ei, wäre das möglich?“ rief der Graf, dem man es anmerkte, daß er ungern auf das Ergötzen Verzicht that, welches er sich von dem Erstaunen und der Ueberraschung des Mädchens im Voraus versprochen gehabt. „Nun immerhin!“ fuhr er nach einer kurzen Pause zu sprechen fort. „Wenn ich damals, trotz meiner abschreckend wilden Gestalt, wirklich einen so tiefen und unvertilgbaren Eindruck auf dein Herz gemacht habe, mein gutes liebes Kind; so wird es mir jetzt, nachdem mein Aeußeres auf eine doch wohl nicht eben unvortheilhafte Weise sich umgewandelt hat, auch um so leichter werden, dich für die Annahme eines Vorschlages zu stimmen, den ich dir, zur Vergeltung für die mir erwiesenen wichtigen Dienste, zu machen im Begriffe bin. Du weißt, welch greuliches Unwetter an jenem Abend herrschte, als ich meinen auf dem Kirchgewölbe gefundenen Zufluchtsort wieder verließ. Unter Sturm und Regen trat ich, zunächst nach den Gebirgshöhen mich wendend, meine gefahrvolle nächtliche Wanderung an, hatte in der Finsterniß gar bald die einzuschlagende Richtung verloren, und glaubte nun jeden Augenblick den unendlichen Mühseligkeiten und Beschwerden, die sich meinem Vorhaben entgegenstellten, erliegen zu müssen. Doch trieben Furcht und Besorgniß mich vorwärts, und als der Morgen graute, lag eine Strecke von fünf Meilen zwischen mir und dem Orte, von wannen meine Flucht begonnen hatte. Jetzt nahm eine tiefe und an ihrem Eingange mit fast undurchdringlichem Dorngebüsch bewachsene Berghöhle mich auf. Hier beschloß ich, nachdem ich an dem mitgenommenen Mundvorrath mich erquickt hatte, den Tag über zu rasten und nicht eher als mit beginnender Abenddämmerung meinen Weg weiter zu verfolgen; so wie es überhaupt in meinem schon früher gefaßten Plane lag, mich während des Tages stets an irgend einem sichern Winkel verborgen zu halten und nur zur Nachtzeit auf Fortsetzung meiner Reise bedacht zu sein. Dennoch würden vielleicht, da die Gefahr in eben dem Grade zunahm, wie ich meinem ersehnten Zielpunkt mich näherte, alle ergriffenen Vorsichtsmaßregeln mir nur wenig oder nichts genutzt haben; hätte nicht, als ich am vierten Abend so eben wieder durch eine einsame Gegend dahin zu pilgern begann, sich ein junger Mensch zu mir gesellt, der sich mir zum Begleiter anbot und gegen welchen ich mich, nachdem ich seine Gedanken und Gesinnungen näher zu erforschen gesucht, ohne Bedenken über meine Absicht, so wie über die mit Ausführung derselben verbundenen Schwierigkeiten erklären zu können glaubte. Er entsprach dem Vertrauen, das ich ihm geschenkt hatte, machte mich, vermittelst der von ihm bereits eingezogenen Nachrichten, mit allen vom Feinde besetzten Punkten bekannt, wußte zugleich, während ich, in meinem verdächtigen Aufzuge, keine der umliegenden Wohnstätten zu betreten wagte, die Richtung, die ohne Gefahr sich einschlagen ließ, geschickt auszukundschaften und bewirkte dadurch, daß ich glücklich und wohlbehalten den Aufenthaltsort des befreundeten Heeres erreichte. Er ist seitdem nicht wieder von meiner Seite

gewichen; denn auch er nahm Kriegsdienste, und nicht minder durch seinen im Kampfe bewiesenen unerschrockenen Muth, der auch anderweitig die gebührende Anerkennung gefunden, als durch die wiederholten Proben der besondern Anhänglichkeit, deren ich mich stets von ihm zu erfreuen gehabt, ist er meinem Herzen so theuer geworden, daß ich nunmehr, da die mühevolle Arbeit des Krieges geendigt, ihm so gern zur Begründung eines schönern Erdenglückes förderlich sein möchte und daß ich daher —"

Hier hielt er inne und heftete einen forschenden Blick auf Jakobinen, während diese über die vernommene Hindeutung in die peinlichste Unruhe zu gerathen anfing.

„Daß ich daher," fuhr er mit kräftigem Nachdruck zu sprechen fort, „diesen Wunsch für erfüllt halte, wenn es mir, wie ich nicht zweifeln will, gelingt, aus Euch beiden ein Pärchen zu machen!"

„Sie verzeihen, Herr Graf, daß ich mich sogleich und auf das unbedingteste gegen einen Antrag solcher Art erklären muß!" versetzte Jakobine. „Denn in der That, Sie würden das Unmögliche von mir verlangen! Ich tröste mich indessen mit der Vorstellung, daß Sie nur Ihren Scherz mit mir treiben!"

„Bei meiner Ehre! In zwei Minuten sollst du dich überzeugt haben, wie ernstlich es mit diesem Vorschlage gemeint ist!" sagte der Graf. „Ihr habt Euch beide gleiches Verdienst um mich erworben und mithin auch so gleichmäßiges Recht auf meine Dankbarkeit, daß der Entwurf, Euch durch das Band der Liebe mit einander zu vereinigen und der Stifter Eurer gegenseitigen Wohlfahrt zu sein, schon längst mein Lieblingsgedanke geworden ist. Aber vertraue meinem Wort! Der Mann, den ich dir zum Gatten bestimmt, ist deiner so vollkommen würdig, daß er schnell deine ganze Zuneigung gewonnen haben wird! Es mag die Probe gelten. Die Schilderung, die ich ihm von dir entworfen habe, ist hinreichend gewesen, meinen Wunsch bereits zu dem seinigen zu machen. Er brennt vor Begierde, dich von Angesicht zu sehen. Ich hole ihn herbei; du sollst ihn näher kennen lernen und wenn ich, wie es ja gar nicht anders sein kann, richtig prophezeit habe, so feiern wir noch heute die Verlobung!"

„Um Gottes willen, wo denken Sie hin!" rief Jakobine in der heftigsten und peinvollsten Bewegung ihres Gemüths. „Glauben Sie mir irgend eine Rücksicht schuldig zu sein, so verschonen Sie ihn und mich mit einer so grenzenlosen Verlegenheit! Was Sie von mir verlangen, steht nicht mehr in meiner Wahl! Ich habe Herz und Hand bereits versagt! Nie und nimmer kann ich einem Andern zugehören!"

„Ich aber habe es mir einmal in den Kopf gesetzt! Es bleibt dabei!" entgegnete jener mit unerbittlichem Starrsinn, verließ seinen Stuhl und eilte, ohne Jakobinens angstvoll abwehrendes Sträuben zu beachten, mit raschen Schritten nach dem Nebenzimmer. Wenige Augenblicke darauf kehrte er, Arm in Arm, mit einem jungen Offizier in den Saal zurück. „So empfangen Sie denn hier aus meinen Händen die Ihnen zugedachte Braut!" rief er aus, indem er seinen Begleiter zum Fensterbogen führte, wohin Jakobine, über ein so gewaltthätiges Verfahren im Innersten empört und entrüstet, sich geflüchtet hatte.

Von einer bekannten Stimme ward sie angeredet; sie schlug die unwillig zu Boden gesenkten Augen empor, that einen lauten Schrei und lag in Emanuels Armen!

„Verzeihe den die gespielten Betrug!" rief er der Betäubten unter den zärtlichsten Liebkosungen zu. „Er geschah nach dem Willen unseres edeln Freundes und Wohlthäters, dem ich mehr als dem eignen schwachen Verdienst, meinen jetzigen Stand zu verdanken habe; für mich hätte es dieser letzten Prüfung nicht mehr bedurft; denn längst schon hat der Glaube an dein treues Herz jeden kleinmüthigen Zweifel besiegt. Vergiß jetzt der Vergangenheit und laß uns nur der glücklichen Gegenwart leben!"

„Das war ja eben auch meine Meinung!" sagte der Graf, indem die übrigen Anwesenden ihre freudige Theilnahme zu erkennen gaben. „Und da ich richtig prophezeit habe, so feiern wir noch heute die Verlobung!"

---

# Ein Besuch im Lager von Châlons s/M. 1864.

(Schluß.)

Aus einem Gespräche, welches ich in Straßburg mit einem französischen Kapitän hatte, entnahm ich, daß die Offiziere nicht gerne im Lager von Châlons sind. Sie sagen, das Lager hätte nur Nutzen für die Generale und höhern Offiziere und sei für deren Ausbildung berechnet; allein diesem Urtheile kann ich nicht beistimmen, sondern bin der Meinung, daß das Lager für Militärs der niedern Grade ebenso nutzbringend ist, als für jene der höhern Grade und daß man für Anlegung des Lagers viele und verschiedene Gründe gehabt hat. Der Entgang des Comforts und der Vergnügungen der großen Städte mag eher ein Grund sein, warum Manche nicht gern in das Lager gehen. Es ist übrigens auch in dieser Richtung im Lager Vorsorge getroffen, denn abgesehen davon, daß der Grundsatz aufgestellt ist, daß jeder Einzelne sich so komfortabel einrichten darf, als es nur geht, so existirt in Groß-Mourmelon ein Theater mit Raum für 2000 Personen, wozu der Kaiser jährlich 30,000 Francs beiträgt und wo die Offiziere freien Eintritt haben und von der Mannschaft im Wechsel immer eine große Anzahl hineingeführt wird. Außerdem gibt es Restaurationen, Kaffeehäuser und Wirthshäuser in Masse und vor allen Dingen ist das kameradschaftliche Leben hier auf erhöhte Stufe gebracht. Heuer haben auch Soldaten — ich glaube des 100. Regiments — nach Art der Zuaven in der Krim ein Liebhabertheater gebildet, worin Bouffonnerien gegeben werden. Außerdem haben die Soldaten zwischen den Zelten selbst Kegelbahnen angelegt und amusiren sich mit Kegelspiel.

Die Offiziere sind in ihren Zelten sehr gut eingerichtet. Jeder hat seine eiserne Bettlade mit Matratze und vollständigem Bette, seine Kommode, Waschtisch, Spiegel, Tisch und Stühle, auch sah ich Fauteuils. Man muß freilich nehmen, daß das Lager 4 Monate dauert. Auf dem Boden sind Bretter gelegt und außen um die Zelte der Offiziere hat die Fürsorge der Mannschaft ganz nette Blumengärtchen angelegt, in der Weise, wie sie auf dem Infanterie-Schießplatze zu Würzburg vor den Baracken sind. Die Soldaten liegen in ihren Zelten nicht auf Stroh, wie bei uns, sondern auf den Boden werden an den Wänden des Zeltes herum von Stroh geflochtene Matten gelegt, auf diese kommen Matratzen von Seegras oder Stroh und dazu hat jeder Mann noch zwei wollene Decken. In den Baracken hat jeder Mann seine eiserne Bettlade mit Matratze und Decken und ist der

Mannschaftssaal für 50 Mann eingerichtet. Es ist dies eine ganz andere Lagerung, als bei allen andern Lagern, es trägt natürlich das Gepräge des Friedens und es macht eigentlich den Eindruck einer Kasernirung im Großen.

Von Zelten sah ich zweierlei Gattungen, längliche und konische, von denen die letzteren die neueren zu sein schienen. Im Inneren sind Vorrichtungen zum Aufhängen der Armatur und Unterbringung von Brod, Kopfbedeckung und Schuhen. Die Gräben um die Zelte sind etwas tiefer als bei uns angelegt.

Die Baracken sind ganz schöne Gebäude, jedoch nur mit Parterre-Wohnungen; sie sind aus Ziegeln gebaut und mit Schiefer gedeckt, haben ordentliche Fenster, einen ordentlichen gedielten Fußboden, schöne Thüren, einen Austritt von Quadersteinen, kurz, sind förmliche kleine Kasernen. Sie sind 38 Schritte lang und 9 Schritte breit und haben einen Mannschaftssaal und ein Unteroffiziers- oder Offiziers-Zimmer.

Da das Lager nicht als Feldlager betrachtet wird, so sind auch keine Feldwachen ausgestellt und es sind nur von Strecke zu Strecke Schildwachen aufgestellt, die jedoch mit Sack und Pack stehen. In jedem Schilderhause ist ein Bänkchen, damit sich die Schildwache auch setzen kann, jedoch ohne das Gewehr aus der Hand zu geben.

Das schönste und größte Gebäude im Lager ist das Krankenhaus, dann die Intendantur, mit schönen Wohnungen für die Beamten. Ferner sind schöne und feste Gebäude errichtet für die Magazinirung der Lager-Bedürfnisse, für Bäckerei, Metzgerei; dann sind für Austrocknung der Brodlaibe Baracken mit Luftdurchzug, ähnlich den Tabak-Trocknungsstädeln erbaut. Auch ist eine festgemauerte Prison im Lager, die noch eigens mit einem Palissadenzaun umgeben und von einer starken Wache besetzt ist.

Durch das ganze Lager zieht sich eine Eisenbahn, auf welcher den Regimentern mittelst Pferdekraft ihr Proviant herbeigefahren wird und welche Bahn mit jener von Châlons in Verbindung steht.

Ein großes Stück Land wird dazu benützt, um alle mögliche Küchenbedürfnisse zu bauen. Zur Pflege dieser großen Gärten geben die Regimenter Leute ab, welche des Garten- und Landbaues wohl kundig sind und man trifft hier Bohnen, Kraut, Kohl, Salat, Kartoffeln, Rüben u. s. w. in schönstem Flore. Daß dieses Selbstbauen der Gemüse in ökonomischer Beziehung ein großer Vortheil für die Menagen ist, läßt sich leicht erkennen.

Die Wohnungen der Generale — auf Kanonenschußweite vor der Mitte der Lagerfront — sind kleine, elegante Häuser ohne aufgesetzte Stockwerke. Sie enthalten mehrere Zimmer und sind auf das Comfortabelste und Eleganteste eingerichtet. Sie bilden wieder für sich eine kleine Stadt.

Nach meiner Zeiteintheilung konnte ich leider meinen Aufenthalt im Lager auf keine längere Dauer ausdehnen, sondern mußte die Weiterreise antreten; allein schon dieser kurze Besuch des Lagers bot mir viel des Interessanten und ich verließ dasselbe mit großer Befriedigung, indem ich noch im Wegfahren für mich dachte, es wäre doch Schade gewesen, wenn ich diesen Abstecher nicht gemacht hätte.

* * *

K.

## Würzburger Stadttheater.

**Freitag, 28. Okt.** „Johann von Paris", komische Oper von Boieldieu. Wenn das Repertoire der Oper, welche bis ins dritte Monat der Saison hinein noch keine Wiederholung gebracht, sondern in unermüdlichem Fleiße immer etwas Neues vorgeführt hat, endlich einmal zu einer früheren Vorstellung zurückgreift, so wird man bei den großen Anstrengungen, welchen das Personal bisher unterworfen war, um so weniger darüber ungehalten sein, als die zum zweiten Male vorgeführte Oper „Johann von Paris" sich durch ihre reizende melodiöse Musik nicht nur bei dem Kenner, sondern auch bei dem größeren Publikum einen guten Namen gemacht hat und ihre Anziehungskraft ihr den Platz auf dem Repertoire der größeren Opern für immer sichern wird.

Da das Sujet ein mehr als einfaches und mageres ist und sich ziemlich monoton abwickelt, so blieb dem Talente des Verfassers in musikalischer Beziehung eine um so größere Aufgabe, um dem Werke Eingang zu verschaffen und Erfolg für die Dauer zu sichern; Boieldieu hat es aber verstanden, diese Aufgabe zu lösen; er hat über die gedehnte, nur selten spannende Handlung einen reichen Flor der schönsten und anmuthigsten Melodien gewoben und ihr in der harmonischen Eleganz der Formen und der Lieblichkeit und Gefälligkeit der einzelnen Nummern einen Zauber gegeben, welcher über die Dürftigkeit der Handlung hinweghilft und dem Genie des Meisters, der lediglich durch die Kunst ohne Beihülfe von scenischen und sonstigen Effektmitteln so Großes geschaffen, das glänzendste Zeugniß ausstellt; es dürfte wohl kaum einem Andern gelungen sein, ein Sujet so trefflich auszustatten, dessen erster langer Akt dadurch ausgefüllt wird, daß sich der Held des Stückes, Johann von Paris, und der Senechal der Prinzessin von Navarra um Quartier und und Mahl in einem Straßenwirthshause herumstreiten, während im zweiten und letzten die Prinzessin und Johann sich verlieben und als Brautpaar die Reise fortsetzen. Wenn eine so einfache Unterlage dennoch reussiet, so ist es natürlich nur das Verdienst des Komponisten, und deßhalb sei dem schöpferischen Talente Boieldieu's die gebührende Anerkennung gezollt.

Was die Aufführung anlangt, so hätte im Allgemeinen das Spiel etwas animirter und lebendiger sein dürfen, namentlich hätten wir gewünscht, daß der Charakter der Romantik und Ritterlichkeit, welche sich als rother Faden durch das Ganze zieht und in der Titelrolle verkörpert ist, feiner und nobler zum Ausdruck gekommen wäre; es gehört dazu eine Eleganz in Ausdruck, Haltung und Bewegung, welche Herr **Hahn** mit aller Aufmerksamkeit doch nicht vollständig erreichen konnte. Bei dem Dialog fehlte sowohl ihm als den sämmtlichen anderen Darstellern die wünschenswerthe Sicherheit und Flüssigkeit, ein Mangel, auf dessen Beseitigung zu sehen wir dringend rathen müssen, da der Eindruck, welchen der Sänger im Gesange errungen haben mag, durch unsichere Deklamation sehr gefährdet wird. Die Rolle des Senechal war von Hrn. **Büßek** in einer Weise durchgeführt, mit der wir uns nicht einverstanden erklären können; der Senechal ist eine komische Partie, welche mit ziemlich breiten Zügen ausgemalt ist, sie streift in das Derbkomische und neigt sich der Auffassung des Bürgermeisters von Saardam einigermaßen hin; der Senechal ist ein dünkelhafter, hochmüthiger, den Freuden der Tafel mehr als geziemend ergebener Patron, der von seinen vortheilhaften Eigenschaften

so gründlich überzeugt ist, daß er sich sogar vermißt, sein Auge zu seiner Gebieterin emporzuheben und sich in Hinblick auf seine geträumten Vorzüge auch den Sieg schon im Voraus zuschreibt. Herr Büßel hat aber lediglich den Hochmuth des aristokratischen adelstolzen Seneschals hervorgehoben, der lächerlichen Einbildung desselben aber und seiner Weichheit zu wenig Rechnung getragen und deßhalb auch nicht den Erfolg erzielt, welcher sonst um so weniger ausgeblieben wäre, als er den gesanglichen Theil der Rolle recht gut durchgeführt und namentlich seine Arie im ersten Akte trefflich gesungen hat.

Im Uebrigen verdient noch Frau Borchers als Prinzessin und Frln. Herbold als Olivier als befriedigend erwähnt zu werden.

Sonntag, 30. Oktober. „Czaar und Zimmermann“, komische Oper von Lortzing. Der Bürgermeister von Saardam, bekanntlich nebst dem Czaaren die hervorragendste Rolle in obiger Oper, war bis zum vorigen Jahre auf hiesiger Bühne in einer Weise repräsentirt, daß nichts zu wünschen übrig blieb. Hr. Schiffbenker, welcher am Schlusse der letzten Saison aus der Oper schied, war unstreitig der beste Bürgermeister, den man sehen konnte, und steht namentlich durch diese seine vorzüglichste Rolle noch in ehrenvollem Andenken; er war für diese Partie wie geschaffen und versetzte Alles durch seinen köstlichen Humor und sein unübertreffliches Spiel in Heiterkeit. Kein Wunder, daß es nach einem solchen Vorgänger, dessen Verdienste noch keineswegs in Vergessenheit gerathen sind, schwer war für den Nachfolger, sich die Zufriedenheit zu erwerben. In der That blieb Hr. Büßel weit hinter dem trefflichen Vorbilde des Hrn. Schiffbenker zurück und hob durch seine mangelhaften Leistungen den Kontrast zwischen Sonst und Jetzt recht auffallend hervor. Unseres Bedünkens geht Hrn. Büßel vor Allem die vis comica ab, welche der Darsteller des Bürgermeisters durch seine Erscheinung schon, dann durch sein Spiel und seine Manier auf den Zuschauer unwillkürlich ausüben muß. Sein Auftreten war zu steif, zu berechnet, sein Spiel gekünstelt, seine Deklamation ohne Würze und Humor, kurz es fehlte der echt komische Anstrich und deßhalb zündeten die alten, wohlbekannten Witze, welche man bei Hrn. Schiffbenker immer wieder belächelte, nicht, deßhalb blieb man kalt und deßhalb erhoben sich sogar jene Hände nicht zum Beifallklatschen, welche sonst selbst bei geringeren Leistungen mit ihrem Beifalle nicht karg sind.

Abgesehen von dem Mangel des echt komischen Elementes in der Darstellung des Hrn. Büßel gab auch sein Gesang zu gegründeten Beschwerden Anlaß. In der großen Arie am Eingang des 1. Aktes, welche er durchgehends matt und ohne Ausdruck und Leben vorgetragen, verlor er bei einem größeren, übrigens ganz bekannten Laufe den Faden und sang einige Takte total falsch; sehr unsicher war er auch in dem Duette mit Iwanoff im 1. Akte, die Parlandostellen, welche der geschwätzige Bürgermeister mit glatter Zunge durchlaufen soll, gingen schleppend und undeutlich und das Allegro in der großen Arie: „Ich bin klug und weise“ wurde so schleppend genommen, daß sich dadurch der ganze Charakter dieser trefflichen Nummer verlor. Besser war Hr. Büßel im 3. Akte, obgleich sich auch da wieder deutlich zeigte, daß der Humor nicht nachgemacht werden könne, wenn er nicht in der Natur des Spielers schon niedergelegt ist.

Wie in dieser Hauptrolle, so fehlte es übrigens in der Aufführung im Uebrigen auch. Herr Grünwald hat in der Rolle des Czaren nur in einzelnen Stellen, wie z. B. im bekannten Liede des letzten Aktes genügt und Frln. Herbold bekundete als Nichte des Bürgermeisters eine auffallende Unruhe und Unsicherheit. Mit Ausnahme des Hrn. Bieler, welcher den Iwanoff wenigstens recht lebendig und natürlich spielte, hatten wir es nur mit ganz untergeordneten Leistungen zu thun, denen eine besondere Besprechung zu widmen nicht lohnt. Daß unter diesen Umständen die Ensembles schlecht waren, versteht sich von selbst; sogar das prächtige Sextett: „Zum Werk, das wir beginnen“ wurde äußerst mittelmäßig gesungen, obgleich es keine ungewöhnlichen Schwierigkeiten bietet. Unter diesen Umständen hat die Aufführung ungeachtet der lieblichen, gemüthlichen Melodien der Oper nicht viel Anklang gefunden. —k—

# Miscellen.

(Neue Abderiten.) In Abbehausen (Königreich Hannover) konzertirte jüngst eine Tyroler Sängergesellschaft. Unter andern Piecen kam auch das bekannte Lied von Andreas Hofer zum Vortrag. Mit sichtbarer Theilnahme verfolgte die Zuhörerschaft das Schicksal des Helden. Als aber das verhängnißvolle Kommando „Feuer“ ertönte, war's mit der Fassung der guten Abbehausener aus. Mit den Schreckensrufen: „Wo brennt's?“ — „Wo ist Feuer?“ sprangen die intelligentesten der Anwesenden erschrocken auf und alarmirten die Gesellschaft. Dem wie aus den Wolken gefallenen Sänger blieb sein „Ade, mein Land Tyrol“ in der Kehle stecken.

Neapel, 18. Oct. (Weiberschlachten.) Eine traurige Erscheinung ist die um sich greifende Streit- und Mordsucht; dieselbe ist auch unter dem sogenannten zarten Geschlechte so tief eingewurzelt, daß man es für dringend geboten hielt, im Hauptspital eine Abtheilung für „verwundete Weiber“ einzurichten. Auch im Brigantenthum spielen die Weiber nicht selten die vornehmsten Rollen und zeigen sich in vielen Fällen listiger und verwegener als das starke Geschlecht. Wie oft kommt es in den mit einem engen schmutzigen Straßennetz bedeckten Hängen des Vomero nicht zu Weibergefechten! Pack' Dich! Pack' Dich! ist dann das ohrenzerreißende Feldgeschrei der rasch durch Zulauf anschwellenden Schaar der Amazonen, die sich ihre mächtigen Kämme aus den Zöpfen reißen und in blinder Wuth damit einhauen, in neuester Zeit aber auch mit Dolchmessern und ähnlichen Instrumenten in den Kampf gehen. Niemand wagt es, der Wuth dieser Furien zu wehren, denn er müßte Schimpf und Schande davontragen, da sich die ganze Meute blitzschnell gegen ihn kehren würde. Solche Fehden währen Stunden und Tage lang, mit Zwischenpausen, in denen eine Art von Waffenruhe stattfindet, die durch Ermüdung und Blutverlust herbeigeführt wird.

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: A. Hartmann.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 89. Sonntag den 6. November 1864.


## Der Urwald.*)

Originalnovelle

von

Paul Fuchs.

Unermeßlich dehnt sich das Riesengrab der Unglücklichen, wie der russische Dichter und Patriot Ryleeff Sibirien nennt, von Westen nach Osten, von Süden nach Norden aus; doch nur der Süden, der gegen Persien und China liegt, ist etwas bevölkert; saftige Triften wechseln mit goldgelben Feldern, weithin ziehen sich unabsehbare Steppen, deren Federgras vom Winde bewegt, gleich Meereswellen wogt, hie und da erheben sich, gleich Oasen in der Wüste, große, von unglücklichen Verbannten bevölkerte Dörfer oder Städte, die den Dörfern ähnlich sind; nur einzelne unter denselben verdienen den Namen Stadt, an ihrer Spitze Irkutsk, die Hauptstadt Sibiriens und Nordasiens, eine Stadt, die bestimmt zu sein scheint, einst als Leuchtthurm der Intelligenz in Asien das Licht der Bildung zu verbreiten. Von Mittelsibirien jedoch breiten sich nach Norden unermeßliche Tundren, mit Cedernwald bewachsene Sümpfe; die hoch zum Himmel emporstrebenden Bäume finden für ihre Wurzeln spärliche Nahrung in der dünnen Erdrecke, welche das ewige Eis krönt; oft fällt ein Sturm mit unsichtbarer Hand auf hundert Meilen hin die Riesenstämme, welche unbenützt verfaulen, um die Erde für zukünftige Cederngeschlechter zu düngen.

Schön ist es im Urwald — denn im Urwald ist man frei. Wie oft bin ich Wochen lang auf meinem kleinen Kosakengaul herumgezogen, ohne auf Spuren menschlichen Lebens zu stoßen, meine Kumpane waren die Vögel, die in den Lüften schwirrten, die Eichhörnchen, die lustig von Ast zu Ast, von Baum zu Baum sprangen und mir Cedernüsse zuwarfen. Freund Bey, der schwerfällig durch das Gebüsch brach, mich einige Augenblicke staunend betrachtete, und dann wieder umkehrte und sich im Dickicht verlor, mich wahrscheinlich für unwürdig seines Angriffs haltend; hie und da huschten Wiesel und Marder unter meinen Füßen, betrachteten mich neugierig aus der Ferne eines Silberfuchses schlaue Augen, oder floh, erschreckt von meinem Nahen, ein Zobelthier in den Wald zurück. Des Nachts war duftiges Moos mir ein weiches Lager, auf dem ich sorglos und ruhig, von des Himmels lichten Sternen bewacht, mich dem Schlafe ergab und Kräfte zum kommenden Tage sammelte. Frisch von mir geschossenes Wild, das ich an scharfzugespitzten Stäbchen briet, war mir ein leckeres Mahl, das die frische, duftige Waldesluft noch mehr würzte. Schön ist der Wald, und oft sehne ich mich aus dem Treiben der sogenannten civilisirten Welt wieder dahin zurück!

Einst war ich den ganzen Tag geritten, eine angenehme Müdigkeit, die aber nicht Erschlaffung zu nennen war, mahnte mich zur Ruhe, und schon spähten meine Augen nach einem Lagerplätzchen. Die Sonne war tief hinter den Bäumen, die Riesenschatten, welche in wirren Verschlingungen sich vereinten und trennten, auf das Moos warfen; dem Horizonte zueilend, blickte nur hie und da durch lichte Stellen ihr Feuerauge auf mich, als wolle sie mir eine gute Nacht wünschen, und auch ich rief ihr zu: „Gute Nacht, auf Wiedersehen". Immer ruhiger und ruhiger wurde es in den Lüften, es verstummte das sonderbare und melodiöse Schwirren der Vögel, die Eichhörnchen nickten auf den Bäumen, öffneten, durch meines Pferdes Tritte aufgeweckt, einen Augenblick schläfrig ihre Augen, um sie sofort wieder zu schließen. Der Silberfuchs suchte mit seinem Raube seinen Bau auf, um ihn mit seinen Kleinen zu theilen, nur der Wolf füllte die Lüfte mit seinem unheimlichen Geheul, doch der Wolf ist in Sibirien, wo es ihm nie an Atzung gebricht, ein scheues und furchtsames Thier und greift nie den Wanderer an.

Ich hatte mir endlich ein hübsches, trauliches Plätzchen zum Nachtquartier erwählt, war vom Pferde gestiegen, das ich ebenso wie mein Packpferd, von seinem Sattel befreite, und ich ließ beide, nachdem ich die Vorderfüße zusammengekoppelt hatte, frei grasen, doch zündete ich zur Vorsicht, um die Raubthiere abzuschrecken, große Feuer aus dürrem Holze an. Mein Nachtmahl war bereit, ich saß in eifriger Unterhaltung mit einem goldigen, saftigen Rebhuhn vertieft und bespülte es von Zeit zu Zeit mit einem kräftigen Cherrywein, welchen mir ein Freund, ein Goldbergwerksbesitzer, mitgegeben hatte, als ich plötzlich ein Geräusch hinter mir hörte, und einen hohen, schlanken, in eine Kleidung von Rennthierfellen gehüllten Mann aus dem Dickicht treten sah; er trug eine Flinte auf seinem Rücken und dunkel glühten seine Augen unter der Rennthierkapuze.

Unwillkürlich griff ich nach meinem Revolver; er bemerkte meine Bewegung und sagte mit bitterem, traurigem Lächeln:

„Beruhigen Sie sich, ich bin kein Räuber, Sibirien kennt deren keine; die Verbrecher, die Räuber und Mörder,

*) Zweite Skizze aus Sibirien, siehe die Novelle „Warnak" Mnemosyne 1864, Nr. 1—6.

die hieher verbannt werden, sind rein gebrannt durch das Feuer der Prüfung, wie das irdische Feuer die Schmutzschlake, welche das Gold einhüllt, verbrennt, damit dieses reiner erglühe, und die Anderen, die man hieher sendet und denen man Familie, Heimat, Vermögen, mit einem Worte Alles, was der Mensch sein nennen kann, geraubt hat, werden nicht ihren Feinden nachahmen und ihre Hände mit Raub beflecken."

Ich hatte längst, bevor er noch zu sprechen geendigt hatte, meinen Revolver aus der Hand gethan, denn ich erkannte in ihm einen jener Unglücklichen, welche aus dem Kreise, in dem sie gewohnt waren, sich zu bewegen, gerissen, als Pioniere der Zukunft in Sibirien ihr Leben verschmachten und die unwillkürlichen Werkzeuge der künftigen Civilisation dieses Landes sein müssen.

Ich lud ihn ein, Theil an meinem frugalen Mahle zu nehmen und reichte ihm meine Flasche mit Sherry; er trank davon einige Schlucke und sagte, indem er mit der Zunge schnalzte:

„Ein guter, kräftiger Wein! Wie lange habe ich keinen gekostet, denn in meine Jurte kann der Luxus nicht dringen und doch, doch einst . . . ."

„Einst!?" fragte ich neugierig.

Er warf mir einen stechenden Blick zu und sagte:

„Einst? Nun — einst ist nicht, was jetzt ist, das ist einmal der Welten Lauf. Ein Franzose hat gesagt: Les jours se suivent, et se ressemblent. Nun, solch eine Dummheit kann nur ein Pariser Badaud erfunden haben, der niemals seinen Marais verlassen hat und dessen Zeit einem Chronometer gleicht, der in bestimmten Abschnitten die Stunden und Minuten zeigen muß . . ."

„Aber!"

„Was, aber! Ich frage Sie nicht, was bei Ihnen das Einst war, so brauchen Sie denn es auch nicht zu wissen, ob meine Vergangenheit rosig oder schwarz gewesen."

Die Antwort war nicht artig, doch gerade diese Derbheit interessirte mich und machte meine Neugier rege; ich war entschlossen, ihn zum Reden zu bringen. Wie aber? das war der kitzliche Punkt. Ich bot ihm an, mit mir den Ruheplatz zu theilen, doch er nahm meine Einladung nicht an, im Gegentheil, er bot mir seine Gastfreundschaft an. Ich betrachtete ihn verwundert. Er sah meinen Blick und errieth dessen Bedeutung, denn mit Bitterkeit lächelnd sagte er:

„Sie wundern sich über das Wort Gastfreundschaft? Wo soll man sie aber üben? Nicht dort, wo reiche Hotels dem Reisenden mehr bieten, als in einem Privathause zu finden ist. Im Urwald, wo der Allmächtige gastfreundlich sein Dach über den Reisenden breitet, seine Sterne für ihn des Nachts leuchten läßt, sein Wild ihm zur Atzung sendet, kann jedoch auch der schwache Mensch zu seinem Nebenmenschen sagen: „Tritt in meine Jurte,*) ein, sie ist zwar klein, doch nicht der Raum, der gute Wille macht sie groß. Meine Jurte ist nicht fern von hier, und so schön es auch ist, unter Gottes freiem Himmelsdach zu ruhen, ist doch heute, wo für die Nacht ein Gewitter droht, auch ein von menschlicher Hand gezimmertes Dach nicht zu verschmähen."

Ich blickte auf; des Himmels lichte Sterne hatten sich hinter einer dichten, bleiernen Decke versteckt, deren, von der Sonne, die schon dem Horizont den Abschiedskuß gegeben hatte, noch röthlich besäumte Massen, aus welchen von Zeit zu Zeit sich Blitze schlängelten, mit einem nahenden Gewitter drohten.

„Es ist nicht weit von hier," fuhr er fort, „koppeln Sie die Füße Ihrer Pferde aneinander, diese werden bei mir auf dem Hofe einen Kameraden finden und sicherer auf meinem Hofe stehen, über dessen Pfahlzaun kein Raubthier zu dringen wagt, als sie hier grasen könnten."

Ich that, was er mich zu thun hieß und folgte ihm.

(Fortsetzung folgt.)

*) Auf sibirisch Hütte.

---

## Das Clavier im Ohr.

Der Stoff trennt, der Geist verbindet, so hieß es jahrhundertelang. Und doch verschwinden die materiellen Trennungen von Raum und Zeit durch die modernen Erfindungen täglich mehr. Dagegen will man zwischen den Wissenschaften chinesische Mauern errichten. In jeder einzelnen wird zwar gehörig geklingelt, aber aus dem Gebiet der einen in das der andern soll man nicht einmal mehr hinüberblicken dürfen. Fragt man jedoch nach den wirklich großen und epochemachenden wissenschaftlichen Fortschritten der Neuzeit, so beruhen sie durchwegs auf der Verbindung mehrerer Gebiete. Man erkennt die stoffliche Beschaffenheit der Sonnenphotosphäre durch die Anwendung der Physik auf die Chemie; in das graueste Alterthum dringt man durch die Verschmelzung von Philologie und Geschichte; bis zu den vorweltlichen Menschen führt die Geologie im Bunde mit der Archäologie; dem Räthsel der Seele tritt man näher durch die in Fechner's Psychophysik vollbrachte Vereinigung von Physik und Psychologie, und endlich verknüpfte Helmholtz in seinem Werke „Über Tonempfindungen" die Grenzgebiete von Physik, Physiologie, Aesthetik und Generalbaß, und bewegte sich durch alle diese Gebiete so schnell und leicht, als würde er in einem Eisenbahnwaggon deutsche Duodezstaaten durchfliegen. Unter allen diesen wissenschaftlichen Thaten hat das Werk von Helmholtz die größte Theilnahme erregt. Populäre Vorträge wurden gehalten, in der Gesellschaft wurde es besprochen, Musiker und Naturforscher lasen es um die Wette. Dies ermuthigt uns zu dem Versuche, die interessanten Aufschlüsse desselben über unser Gehörorgan in weiteren Kreisen zu verbreiten. Allerdings muß uns der Leser über steile Pfade folgen, um der sich dann eröffnenden Aussicht theilhaft zu werden. —

Schon Vitruv gab die schöne Erklärung: „Der Ton ist ein fliegender Hauch, der die Luft erschüttert und sich dadurch unserem Ohre kundgibt. Dabei bewegt sich die Luft in zahllosen concentrischen Kreisen, gleich den Wellen des Wassers, in welches ein Stein geworfen wird." Durch Schwingungen tönender Körper werden diese Wellen erregt, durch Schwingungen im Ohre wahrgenommen. Und das Gesetz des Mitschwingens bildet den Ariadnefaden, durch welchen wir aus dem geheimnißvollen Labyrinthe des Ohres zum Tageslichte der Erkenntniß dringen werden.

Galilei, der Erfinder des Pendels, hat bereits folgende merkwürdige Thatsache gefunden. Er hauchte so leise und geisterhaft, als es ihm möglich war, in genauen Intervallen von einer, zwei oder mehreren Secunden gegen ein Pendel, welches vermöge seiner Länge in je einer Secunde eine Schwingung vollenden mußte, und nach wenigen Minuten war dasselbe in die lebhaftesten Schwingungen versetzt. Wohl

hatte er schon früher mit seinem Hauche den staubigen Wahn von Jahrhunderten weggeblasen, mit diesem Versuche hatte er aber das Grundgesetz alles Mitschwingens erkannt. Auch das Mittönen beruht hierauf. Die von einer tönenden Saite erregten zarten Luftwellen genügen, um eine zweite in der Nähe befindliche Saite, welche die gleiche oder die doppelte oder die dreifache ꝛc. Anzahl Schwingungen in der Sekunde macht, lebhaft mitklingen zu lassen. Alle übrigen Saiten dagegen, auf andere Töne gestimmt, bleiben starr, stumm und unbewegt. Man kann die Erscheinung des Mittönens auch an dem Phänomen der Mitempfindung erläutern. Daß man hier längst eine Analogie gefunden hatte, beweist schon der Ausdruck „gleichgestimmte Seelen." Nur diese verstehen sich. Theilnahmslos gehen die andern aneinander vorüber. Vergeblich rief der Spartanerkönig Kleomenes in der ägyptischen Stadt: Freiheit, Freiheit! Die von ihren Priestern geknechteten und verdummten Aegypter verstanden ihn nicht. Sie glotzten ihn kalt und gleichgültig an, als wären sie selbst ihren starren Statuen gleich. Und der edle Grieche, der den Tod der Gefangenschaft vorzog, mußte verzweifelnd sich tödten. Ein andermal aber, wenn ein Wort der „Stimmung des Tages" entspricht, flüstert man es nur leise zum Nachbar, sei es „Freiheit", sei es „Lambert", und ein ganzes Land ruft laut und immer lauter nach: „Où est Lambert? Vive Lambert!"

Der bekannte Göttinger Philosoph Feder erzählte, daß er einem Manne zugesehen habe, welcher in einem Wirthshause gegen Bezahlung mehrere Gläser vor sich hinstellte, ihren Ton durch Anschlagen mit einem Schlüsselchen aufsuchte und dann eben diesen kurz und möglichst scharf hineinschrie, worauf jedes der Gläser ohne weitere Veranlassung zersprang. So groß kann die mechanische Wirkung des Mittönens sein. Dasselbe Phänomen wird auch schon im Talmud erwähnt und liefert eine possirliche Probe scholastischer Spitzfindigkeit. Wenn ein Hahn sein Haupt in ein Glas steckt, kräht und dadurch das Glas zerbricht, so muß des Hahnes Eigenthümer den vollen Schaden ersetzen, während das Geschrei eines Esels oder das Wiehern eines Pferdes den Besitzer nur zum halben Schadenersatz verpflichtet. Der Leser wird von uns nicht die nähere Begründung dieser höchst scharfsinnigen Unterscheidung verlangen.

(Fortsetzung folgt.)

## Würzburger Stadttheater.

**Dinstag, 1. Novbr.** „Die Stumme von Portici", große Oper von Auber. Noch niemals im Verlaufe der Saison ist eine Oper so mangelhaft über die Bühne gegangen wie die Stumme; die Aufführung glich einer Improvisation und war schlechter als manche geringfügige Probe; das bekanntlich so schwierige Werk war kaum nothdürftig vorbereitet, von einem Einstudieren und einer gewissenhaften Vorbereitung war keine Spur wahrnehmbar; wir müssen leider über die sämmtlichen Leistungen den Stab brechen, denn wir wüßten wahrlich nicht, wen wir von dem Vorwurfe der Gleichgiltigkeit und Unzureichenheit ausnehmen sollten; waren ja sogar die Leistungen derjenigen Sänger, welche an der Spitze der Oper stehen, in einem Grade unreif und schwach, daß dadurch ihr bisheriger guter Name empfindlich beeinträchtigt wurde. Es herrschte in Haupt- und Nebenrollen, im Orchester und den Chören eine gleiche Mangelhaftigkeit, Unsicherheit und, wie es schien, auch Unlust und so konnte es nicht anders kommen, als daß Alles mißglückte und die schönsten und populärsten Nummern von einem Heere von Dissonanzen und Fehlern überfluthet waren. Es ist wirklich schwer zu begreifen, wie man es wagen konnte, mit einer so lückenhaften Vorbereitung vor das Publikum zu treten; einer solchen Versündigung gegen den guten Geschmack hätten wir die Direktion nicht für fähig gehalten und müssen uns entschieden im Interesse des Theaterpublikums und in Hinblick auf den Zweck des Theaters als einer Schule für Ausbildung und Verfeinerung des Geschmackes und musikalischen Gefühles gegen den sich einschleichenden Schlendrian verwahren, der ganz geeignet ist, der Vorliebe für die Oper einen starken Dämpfer aufzusetzen.

Das einzige, was sich über die Mittelmäßigkeit erhoben hat, war die Darstellung der Titelrolle durch Frln. Saphir, einer strebsamen Anfängerin, welche im Laufe der Saison schon sichtliche Fortschritte gemacht hat. Die von ihr übernommene Rolle ist von solchem Umfange und bietet selbst für gewiegte dramatische Künstlerinnen solche Schwierigkeiten, daß eine vollendete untadelhafte Durchführung derselben Seitens der Frln. Saphir nicht zu gewärtigen war; demungeachtet hat sie mehr geleistet, als man erwartet hatte. Sie hat den Charakter der Fenella richtig aufgefaßt und war auch im 1. Akte so glücklich, denselben in edler, richtiger Weise zur Aufführung zu bringen; in den folgenden Akten nahm die Schattirung des leidenschaftlichen, hintergangenen, aber immer edelmüthigen Mädchens etwas ab und gegen Schluß verblaßten die lebhaften Farben, in welchen die Stumme gemalt werden muß, nicht unerheblich. Uebrigens läßt sich nicht verkennen, daß Frln. Saphir Alles aufgeboten hat, was ihr möglich war und sich im Ganzen besser zu halten wußte, als man voraussetzen konnte. Darum sei ihr die verdiente Anerkennung gezollt mit dem Wunsche, daß sie in unermüdlichem Eifer den bisher mit Glück betretenen Weg fortsetzen möge.

—ß—

△ Vergangenen Donnerstag kamen auf unserer Bühne zum Benefice des Frl. Schütz drei Novitäten zur Aufführung. Die erste war ein einaktiges „Genrebild", betitelt: „Ein alter Dienstbote". In der Person einer Magd bringt eine Dame sich ein ererbtes altes Familienstück in ihre junge Ehe. Die 17jährige Gattin meint nur geschaffen zu sein, zu lieben und nicht als zu lieben, und indem sie annimmt, ihr Gatte, der Mediziner Manilius, dürfe und könne auch keine andere Lebensaufgabe haben, will sie nicht begreifen noch gestatten, daß derselbe auch andere soziale Bedürfnisse hege und denselben genüge. Bei solcher Lebensauffassung liegt es nahe, daß der jungen Dame bei den nächsten Anlässen Mißtrauen und Eifersucht rege wurden. Der alte Dienstbote ist sehr beflissen, das gequälte Herz der jungen Frau durch seine Mittheilungen immer mehr auf die Folter zu spannen. Es wird eine Scene herbeigeführt; alles kommt aber wieder ins Geleise durch die Liebenswürdigkeit des Herrn Gemahls, der auch nachzuweisen in der Lage ist, daß er nur seinem medizinischen Beruf, und in einem gewissen Falle bloß aus Humanitätsrücksichten nachgekommen sei. Die Frau wird gerührt und, wie es scheint, verständigeren Sinnes. An der allgemeinen Versöhnung nimmt der „alte Dienstbote" Theil. Letzterer wurde von

Frl. Schütz gegeben; an ihrer Darstellung ist das frische, lebendige und charakteristische Spiel hervorzuheben.

Es folgte dann das nach dem Französischen bearbeitete Lustspiel: „Aus der komischen Oper". Der Witz an diesem Stücke ist, daß ein reicher „junger Mann ohne Amt", wie der Zettel sagt, in Folge einer Verwechselung der Ueberröcke beim Besuche der „komischen Oper" (daher der Titel) ein Taschenbuch in seine Hände bekömmt, in welchem dessen Besitzer sich ein Programm für den folgenden Tag vorgezeichnet hatte, und daß der glückliche, amtlose Mann beschließt, dieses Programm selbst zu befolgen. Er macht Besuche bei einigen Mädchen, überrascht die junge Wittwe v. Tenisse, hält um ihre Hand an, will sich dann einen Zahn ausreißen lassen, u. s. w. — Alles, wie es das Programm vorschreibt. Es werden auf diese Weise erheiternde Auftritte herbeigeführt; aus dem Scherze entwickelt sich endlich Ernst, indem der junge Mann und die Wittwe sich verloben; der Besitzer des Taschenbuches und Aspirant auf die Hand der Frau v. Tenisse, welcher zugleich Fanatiker für seine Tagesprogramme ist, wird beseitigt, indem ein weiterer, geeigneter Artikel in das Taschenbuch gezeichnet und dasselbe seinem Besitzer übermittelt wird. Die Darstellung war befriedigend; für derartige Stücke, in denen höhere Kunstforderungen nicht gestellt werden, pflegt eben auch eine saubere, gewandte Technik zu genügen. Herr Höhn gab den Mann ohne Amt durch freies und ungezwungenes Spiel in gelungener Darstellung. Das polternde Wesen des Schiffskapitäns wurde von Hrn. Bethge treffend gezeichnet. Es hat immer etwas Mißliches, französische Lustspiele auf deutschen Bühnen aufzuführen; da es unseren Schauspielern selten gelingt, sich ihrer deutschen Wesenhaftigkeit, die einen etwas robusten Charakter zu haben pflegt, soweit zu entkleiden, daß sie die Feinheit französischer Darsteller erreichen und jenes schlagfertige, geistreiche Geplauder verstehen, welches die Worte vom Munde wegfängt, und die Bonmots wie Federbälle hinüber und herüberwirft. Daß dieser Mißstand bei dem erwähnten Stücke weniger hervortritt, hat seinen Grund darin, daß dasselbe von den besseren französischen Lustspielen weit absteht und im Ganzen ein geist- und poesieloses Machwerk ist.

Während die beiden besprochenen Stücke wenig mehr als Nullitäten sind, hatte das dritte Stück, ein nach dem Spanischen bearbeitetes Lustspiel mit dem Titel: „Rezept gegen Schwiegermütter" doch etwas mehr Kern und Geist. Dasselbe ist bekanntlich von Sr. Maj. König Ludwig I. bearbeitet. Zur Geschichte dieses Kabinetsstücks können wir mittheilen, daß Prinz Adalbert das Original in Madrid aufführen sah und späterhin den königlichen Vater mit demselben bekannt machte. König Ludwig, welcher erst in den letzten Jahren sich das Spanische angeeignet hat, gab nun dem Stück jene Bearbeitung, in welchem dasselbe auf den deutschen Bühnen jetzt die Runde macht. Der Inhalt des Stücks ist kurz folgender. Ein spanischer Edelmann hat zwei Schwiegermütter in seinem Hause; die Mutter und Großmutter seiner Frau, welche ihm das Glück der Ehe verbittern. Das Recept, welches gegen beide Schwiegermütter in Anwendung gebracht wird, besteht darin, daß beide verheirathet werden. Es macht sich dies leichter, als man denken möchte, indem ein Freund des Edelmannes, der in der Welt herumzieht, um eine Dame, die ihm gelegentlich das Herz geraubt, wiederzufinden, zu Besuch kömmt, und in der ersten Schwiegermutter die Geliebte entdeckt, sich um sie bewirbt und ihre Hand erhält. Im Hause verkehrt ein alter Arzt, der auf das Versprechen hin, daß ihm der Gast durch sein Fürwort bei dem Minister den Hofrathstitel verschaffe, sich herbeiläßt, um die Hand der zweiten Schwiegermutter, der Großmutter der jungen Frau, zu werben und dieselbe zu ehelichen. Auf diese Weise sind beide Schwiegermütter untergebracht und hiemit der Hauptinhalt der Handlung, an die sich einige scherzhafte Verwicklungen arabeskenartig knüpfen, erschöpft. Der Dialog ist voll Geist und Leben; übrigens haben wir das Stück vollkommen gewürdigt, wenn wir es als recht amüsant bezeichnen. Die Gesammtdarstellung war befriedigend, dieselbe hatte jedoch, vielleicht um uns an den spanischen Ursprung des Stücks zu erinnern, hie und da ein auffallend gemessenes Tempo. Indem sich das Rezept, welches das Stück verordnet, als probat bezeichnen läßt, bedauern wir zugleich, wenn auch unberufen, mit den geplagten Ehemännern, daß sich dasselbe nur in den seltensten Fällen in Anwendung bringen läßt.

---

# Miscellen.

Unter den Berlinern gibt es bekanntlich Geschäftsleute, welchen Gefühl und Religion und Patriotismus, überhaupt alles Edle, dienstbar sein muß in ihrem Bestreben, „Geschäfte zu machen". Einen neuen Beweis hievon finden wir — leider! — in einer Beilage der „neuen Sängerhalle", woselbst die Mützenfabrik von Herold und Schlosser erzählt, sie sei von vielen Sängerkorporationen aufgefordert worden (?), eine für alle deutschen Sänger gleiche Mütze zu erfinden (!!), welche Aufgabe sie glücklich gelöst habe. Die spekulative Firma wünscht nun, daß diese Mütze überall eingeführt werde, „um, wie durch das deutsche Lied, so auch durch diesen Theil einer durchweg gleichen Bekleidung ein großes Ganzes zu bilden (!!), wozu wir ein um so größeres Interesse haben, als wir selbst Mitglieder einer der Sängervereinigungen sind." Komischer Weise bemerkt sie gleich darauf: „Die Mütze ist so eingerichtet, daß sie zu allen andern Gelegenheiten ebenfalls zu benutzen ist." Schließlich wünscht sie, „daß Niemand durch die oft alle Einigkeit zerstörenden Sonderinteressen sich von der Anschaffung der deutschen Sängermütze ausschließen möge" (!!!) und dann mißbraucht die löbliche Firma auch noch den Gruß der Sänger, indem sie unterzeichnet: „Mit deutschem Sängergruß (soll wohl heißen Säcklergruß) zeichnet Herold und Schlosser, Mützenfabrik en gros." Eine so grobe und verletzende Ausbeutung der edlen Gefühle des Patriotismus und der Zusammengehörigkeit verdiente eigentlich noch eine empfindlichere Züchtigung als die Verachtung. Daß kein deutscher Sänger sich dazu hergibt, diesen Herren für ihre — heit auch noch Geld in die Tasche zu spielen, dürfen wir wohl zur Ehre der deutschen Sänger annehmen.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: [illegible]

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

**№ 90.** Mittwoch den 9. November **1864.**

## Der Urwald.

Originalnovelle
von
Paul Fuchs.

(Fortsetzung.)

In der That war seine Jurte nicht weit; es war eine kleine, aus Brettern gezimmerte Hütte, welche nach der Art amerikanischen Blockhäuser, von einem Pfahlzaun umgeben war. Hinter einem kleinen Bretterverschlag stand ein Pferd, das sich nach sibirischer Pferde Art, denen Hafer ein unbekannter Luxus ist, recht gut frisches, duftendes Heu und Moos schmecken ließ; es wieherte, als es Kameraden witterte. Ich ließ meine Pferde mit ihrem Kumpane Bekanntschaft schließen, und folgte meinem Wirthe in die Jurte. Sie hatte ein einziges Zimmer, längs deren Wänden sich eine breite Bank, die zugleich zum Sitzen, wie zum Liegen dienen konnte, hinzog. Einige Hirschfänger, ein Paar Pistolen, eine Flinte, sowie ein Crucifix in einer Ecke, waren der ganze Schmuck des einfachen Zimmers, aus dem eine Thür in eine kleine dunkle Kammer führte, die sowohl als Garderobe, als auch als Vorrathskammer dienen mußte.

„Ich habe Theil an Ihrem Mahle genommen," sagte der Unbekannte, „jetzt nehmen Sie Theil an dem meinigen!" und er holte aus seiner Vorrathskammer verschiedene Vorräthe, welche er mir vorsetzte. Ich weigerte mich, etwas zu essen, aber eine Art von Grog, bereitet aus russischem Wodky, ließ ich mir gut schmecken; auch er trank, des Wirthes Pflichten eingedenk, mir wacker zu. Nach und nach löste sich seine Zunge, und wie ein Schlag des Hammers auf das Zündhütchen das Gewehr explodiren macht, so brachte ein Wort von mir ihn zum Reden. Ich weiß es selbst nicht, wie das Gespräch auf die Zigeunerinnen Moskau's, die ich bei meiner Durchreise hatte kennen gelernt, kam und ich nannte Mariula, eine damals bekannte Zigeunersängerin.

„Mariula!" rief der Unbekannte, „Mariula! Auch Sie haben diesen Namen gehört, auch Sie! Doch nein," fügte er traurig hinzu, „die Mariula, von der Sie sprechen, ist, kann nicht meine Mariula sein."

„Ihre Mariula?!"

„Nun ja, meine Mariula, ja die, welche ich einst meine Mariula nannte und die — doch gut, das Eis ist gebrochen. Sie sind der einzige Mensch, mit dem ich seit Jahren mehr, als die banalen, alltäglichen Redensarten gewechselt habe. Sie sollen meine Lebensgeschichte, oder wenigstens einen Abschnitt aus derselben kennen lernen, — denn es thut mir wohl, mein Herz in eines Andern Herz auszuschütten, gleichwohl ob ich Mitgefühl in demselben finden werde, oder nicht."

Ich wollte ihm die alltäglichen Worte: Sympathie, Mitgefühl rc. wiederholen, doch er unterbrach mich ziemlich unsanft, indem er sagte:

„Sparen Sie Ihre Worte für die, welche Ihnen glauben können. Sie kennen mich nur seit einigen Stunden, haben mich Anfangs für einen Räuber oder etwas Aehnliches gehalten, also ist Sympathie ein Spottwort in Ihrem Munde. Uebrigens spreche ich mehr für mich, als für Sie."

„Ja, ich bin jetzt nicht der, welcher ich einst war, so fade auch diese Redensart klingt, doch sie ist wahr, jetzt bin ich einfach der Verbannte Gregor Iwanoff, selbst der Isprawnik*) kennt meinen eigentlichen Namen, der in den Archiven des Generalgouverneurs auf ewig begraben liegt, nicht, Sie, Fremdling, sehen mich in einer armseligen Hütte; diese Kleider von Fellen, die ich von eigenhändig geschossenen Rennthieren genommen und mir selbst zusammengenäht habe, bilden meine Kleidung, ich lebe fern von Allen, von Allen gemieden und Alle meidend, und doch klang mein Name einst laut und stolz in den höchsten Regionen, man drängte sich um mich, man nannte mich den König der Mode und des Geschmacks, ich hatte Schmeichler und Neider, — gewöhnlich sind die Menschen beides zugleich, — doch in meinem Herzen kannte ich nur ein Ziel, das Wohl meines Vaterlandes, das jetzt eine Zeit der Prüfung zu bestehen hat, doch, wie der Phönix aus der Asche, auferstehen wird. Ja, Fremdling, betrachten Sie mich nicht mit verwunderten Augen, ich bin kein Verbrecher, wie Sie es vielleicht glauben, nein, ich bin der Fürst —" und er nannte mir einen Namen, der einst an der Spitze Jungrußlands genannt wurde.

„Ja, das bin ich. Man hält mich jetzt in Rußland für todt, man hält mich für eingescharrt in kühler Erde, während ich hier in diesem Urwald auf ewig begraben dahin schmachte und des Augenblicks sehnsüchtig harre, wann der Tod mir Erlösung bringen wird. O, hätte mir Jemand einst, als mich Glanz, Ehre, Zukunft (dieses Wort sagte er mit einem unheimlichen Ausdruck, so daß mir trotz des genossenen heißen Grogs ein eisiger Strom durch die Glieder rieselte), Alles, was den Menschen freut und glücklich macht, umgab, hätte mir damals Jemand gesagt, daß alle meine glühenden Träume hier in Sibiriens Eis und ewi-

*) Kreisvorsteher.

gem Schnee erstarren würden! Ich hätte mitleidig gelächelt und gesagt: „Thor, mich kann das Geschick gewöhnlicher Menschen nicht treffen, ich stehe zu hoch, um unschuldig von einem Machtspruche getroffen zu werden, und eines Verbrechens glaube ich mich nicht fähig.“

„Ich kam nach Moskau, dem Sitze der altrussischen Aristokratie, der echt russischen Stadt, während Petersburg nur ein Kaleidoscop zusammengewürfelter, zufällig sich an einander reihender Nationalitäten ist; meine Verwandten wollten für mich eine Braut wählen, denn bei uns in Rußland geschieht bei den Heirathen in den großen Familien dasselbe, was in diesen Kreisen überall geschieht, nicht des Mannes Herz wählt freiwillig die zukünftige Gefährtin seines Lebens, nein, dafür sorgen Tanten, Schwäger und Cousinen. Mir war es übrigens auch einerlei, wen man mir zur Gattin wählen würde, in unseren Ständen ist man einmal gewöhnt, die Heirath für ein nothwendiges Uebel zu halten, das zwei Wesen zwar an einander bindet, ohne sie jedoch in ihren Neigungen zu fesseln.

„Es war beschlossen, mich mit der Fürstin Olympiada Achmatoff-Bustambeloff zu verbinden; sie war die einzige Erbin eines Abkömmlings eines kirgisischen Mursa, der sich unter Katharina II. dem russischen Scepter unterworfen hatte, und von ihr mit reichen Gütern belohnt worden war, welche seine Nachkommen später noch durch reiche Heirathen vermehrt hatten.

„Die Fürstin Olympiada war schlank, graziös, hatte die, unsern Damen eigene fahlgelbe Farbe, sprach französisch, englisch, italienisch, verachtete ebenso die russische Sprache wie die deutsche, mit einem Worte, sie war eine echte russische Aristokratin.

„Ich habe gesagt, daß es mir vollkommen einerlei war, wen ich zur Frau bekommen sollte, und ich willigte gerne ein, besonders da das Vermögen, welches sie mir mitbrachte, geeignet war, die Bresche, die ich und meine Vorfahren in unser Erbgut geschlagen hatten, wieder auszufüllen. Es sollte unsere Verlobung gefeiert werden. Am Vorabende ging ich ziemlich spät aus dem Hause meiner Braut, wir wohnten in derselben Straße, in der Twerskaja; nicht weit von meiner Wohnung höre ich um Hilfe rufen. Ich eile zu dem Orte, woher das Geschrei kommt und sehe ein junges, einfach aber geschmackvoll gekleidetes Mädchen von einem Offizier festgehalten, sich seinen Händen zu entwinden suchend. Ich eile zu ihr, ein kräftiger Stoß macht den Offizier, der betrunken zu sein schien, taumeln und ehe er noch zur Besinnung kommt, habe ich das Mädchen ihm entrissen und führe sie an meinem Arme fort. Er will mir nacheilen, doch wende ich mich um, mache eine drohende Handbewegung und er bleibt wie eingewurzelt stehen.“

„O, wie danke ich Ihnen, Fürst!“ sagte meine Dame.

„Sie kennen mich?“

„O, wie sollte ich Sie nicht kennen, Sie sind der Bräutigam meiner Herrin.“

„Ich sah sie genau an. O, wie soll ich sie beschreiben! Denken Sie sich ein Ideal, das sich der Dichter, der Maler, der Bildhauer in schlaflosen Nächten träumt, und Sie werden das Bild meiner Mariula haben. Denn sie hieß auch Mariula, doch war sie nicht Zigeunerin, sie war ein Kind der ukrainischen Steppen, eine jener Blumen, an denen jene, einst freien Kosakenländer, reich sind. Sie war mit der Fürstin Olympiada aufgewachsen, hatte an ihrem Unterrichte Theil nehmen müssen, damit die kleine Fürstin sich nicht langweile, war schön, war gebildet, doch Sklavin, ein Spielwerk in den Händen ihrer Herrin geblieben, die sie den Abend, als ich sie aus den Händen des Offiziers rettete, zu einer ihrer Freundinnen mit einer Einladung zu der bevorstehenden Verlobung geschickt hatte. Brauche ich Ihnen das zu sagen, was Sie auf jeden Fall schon errathen haben, seit jenem Abend liebte ich Mariula; ich, der blasirte Weltmann, der die Liebe nur für ein Spielwerk müssiger Stunden gehalten hatte, liebte Mariula mit der ganzen Gluth einer ersten Jünglingsliebe. Ich liebte sie mit einer reinen Liebe und doch fühlte ich, daß eine solche Liebe zwischen ihr, der Sklavin, und mir, dem angesehenen Höfling, unmöglich sei, ich fühlte es und konnte doch von meiner Liebe nicht lassen.“

„Ich gestand meine Liebe einem meiner Freunde.

„Dieser lächelte zynisch und sagte:

„Du heirathest die Fürstin Olympiada, Mariula wird ihr als Mitgift gegeben. Es trifft Alles vortrefflich zusammen und das Uebrige wird sich auch finden.“

„Ich war über diese Grundsätze, denen ich selbst einst gehuldigt hatte, entrüstet; drehte meinem Freunde schweigend den Rücken, und verschloß seitdem das Geheimniß meiner Liebe, gleich einem heiligen Schrein, neidisch den Blicken der Profanen.

„Ich war mit der Fürstin Olympiada verlobt, sah sie täglich, fuhr mit ihr in Gesellschaften, auf Bälle, spazieren, doch ihr Kammermädchen Mariula konnte ich nur selten erblicken. O diese Tantalusqual, mich in demselben Hause, wo meine Geliebte, der ich jedoch meine Liebe niemals gestanden hatte, weilte, zu wissen, es täglich zu besuchen, sie jedoch, der ich mein ganzes Herz hingegeben, nur selten sehen, niemals sprechen zu dürfen, war mir unerträglich, und doch war ich vom Schicksal dazu verurtheilt!

„Es war ein schöner Abend, ich ging gedankenvoll im Garten der Fürstin, der an das Haus gränzte, spazieren, meine Braut erwartend, um mit ihr in den Park von Sokolniki zu fahren, doch nicht bei ihr, bei ihrem Kammermädchen waren meine Gedanken. Ich war schon lange im Garten und ahnte nicht, daß sie, der Gegenstand meines Sinnens, so nahe bei mir war. Da stand sie, auf Befehl ihrer Herrin, — wie gräßlich war für mich dies Wort — Blumen pflückend, um die Vasen, die im Salon und im Boudoir standen, damit zu schmücken; endlich erblickte ich sie und unwillkürlich entschlüpfte meinen Lippen der Ruf:

„Mariula!“

„Sie wandte sich um, und eine leise Röthe flog über ihre blassen Wangen, doch bückte sie sich sofort wieder, ihr Gesicht vor mir zu verstecken suchend.

„Mariula!“ wiederholte ich.

„Sie richtete sich auf:

„Verzeihen Sie, Herr Fürst, ich habe Sie nicht bemerkt.“

„Mariula, ich habe mit dir zu reden.“

„Daß ich sie du nannte, konnte sie nicht befremden, denn sie war ja gewöhnt, als Sklavin so angeredet zu werden, ich jedoch gab dem Wörtchen Du nicht den Ausdruck der Verachtung, sondern der innigen Liebe.

„Ja, Mariula, ich habe mit dir zu reden, komm näher zu mir.“

„Wenn aber die Fürstin Olympiada, Ihre Braut,“ — das letzte Wort sprach sie mit einem sonderbaren Ausdruck, der wunderlich in meinem Herzen vibrirte.

„Mariula, komm'; die Augenblicke, die uns zugemessen sind, sind kurz; wir müssen sie benützen. Mariula, ich liebe dich!..."

(Fortsetzung folgt.)

## Das Clavier im Ohr.

(Fortsetzung.)

Man unterscheidet am Tone dessen Höhe und Klangfarbe. Die Höhe hängt ab von der Anzahl der Schwingungen oder Stöße in der Sekunde. Man beweist dies am besten durch ein Instrument, Sirene genannt. Doch ist dessen Klang nichts weniger als sirenenhaft, und hätten die Sirenen eine solche Stimme gehabt, Ulysses hätte nicht seinen Gefährten, sondern sich selbst die Ohren verstopft.

Hebbel dichtet:

„Und Horn und Flöte machen
Mir manch' Geheimniß kund
Bald in des Berges Schoße
Vermeine ich zu sein,
Und bald mich zu ergehen
In Indiens Sonnenschein."

Für den Naturforscher spricht hier der Dichter von der Klangfarbe des Erzes aus Steingeklüften und des Sandelholzes vom Gangesufer. Und wenn der Anamite im Stande ist, durch: „Ba bà, bä, bá" auszudrücken, drei Frauen gaben der Favoritin des Prinzen eine Ohrfeige, so benutzt er sicherlich auch die Klangfarbe. Sonst wäre es eben so unmöglich, aus obigen vier Silben ihren Sinn zu entnehmen, als wenn in einem andern Gedichte Hebbels der Neger den Inhalt des Briefes erhorchen will, indem er ihn an sein Ohr legt. Das Sprichwort: „C'est le ton, qui fait musique", bezieht sich gewiß nicht blos auf die Höhe und Stärke, sondern auch auf die Klangfarbe des Tones. Wie Buffon durch den Styl die Menschen, unterscheidet man durch die Klangfarbe, durch den Timbre die Instrumente. Die Naturphilosophen meinten gar, im Timbre offenbarten uns die Stoffe ihr innerstes Wesen, ihre Seele. Chladni, der berühmte Akustiker, glaubte aber noch vor einem halben Jahrhundert, die Ursache der Klangfarbe werde ein ewig unlösbares Räthsel bleiben. Dennoch wurde sie von G. S. Ohm, dem bekannten (nicht-Berliner) Physiker in der That erkannt. Nur dann hören wir einen Ton als völlig einfachen, wenn die Bewegung der schwingenden Theilchen nach demselben Gesetze vor sich geht, nach welchem ein Pendel schwingt. Man nennt daher solche Schwingungen pendelartige, und nur sie liefern jene zart geschwungenen Wellenlinien, welche man als Schönheitslinien bezeichnet. Unter den von uns gebrauchten tönenden Körpern schwingt die Stimmgabel am meisten pendelartig, und ihre Klangfarbe kann demnach als die des einfachen Tones angesehen werden. Jede andere Schwingung, sie mag wie immer beschaffen sein, kann, wie Ohm strenge beweist, als aus mehreren einfachen Schwingungen zusammengesetzt betrachtet werden. Die langsamste dieser Schwingungen liefert den Grundton und bestimmt die Tonhöhe. Die mitklingenden einfachen Töne werden Obertöne genannt und besitzen zwei-, drei- 2c. mal so viel Schwingungen als der Grundton. Sie sind also dessen Oktave, Duodezime 2c. Dies ist nicht blos eine mögliche theoretische Anschauungsweise, sondern in Wahrheit hängt die Klangfarbe einzig und allein von der Anzahl der Obertöne und dem Verhältnisse ihrer Intensität zum Grundtone ab. Dies vermuthete schon Ohm. Helmholtz gelang jedoch der strenge Nachweis.

Er vermochte vor Allem die vorhandenen Obertöne für Jedermann hörbar zu machen. Er ließ eine große Anzahl Messingkugeln verfertigen. Die Luftmassen in denselben entsprachen verschiedenen Tönen. Sie konnten an das Ohr gebracht werden. Und war nun einer der Obertöne eines Klanges der Eigenton der Hohlkugel, so schmetterte er nach den Gesetzen des Mittönens, den Grundton verdunkelnd, donnerähnlich in das Ohr hinein. Helmholtz nannte diese Hohlkugeln eben deshalb Resonatoren. Sie erinnern uns an die ehernen, auf verschiedene Töne abgestimmten Hohlgefäße, die nach Vitruv's Angabe in den großen offenen Theatern Roms hinter den Sitzen der Zuhörer zur Verstärkung des Schalles der Redenden angebracht waren.

Doch ließ es Helmholtz hierbei nicht bewenden, sondern in wahrhaft genialer Weise stellte er einen Apparat zur künstlichen Nachahmung der Klangfarbe her. Eine Reihe von Stimmgabeln war auf Grundton, Oktave, Duodecime 2c. abgestimmt. Resonanzräume gestatteten, das Verhältniß der Intensitäten beliebig zu regeln. Mit Hilfe des Elektromagnetismus konnten alle Stimmgabeln gleichzeitig in Bewegung gesetzt werden. Und so vermochte Helmholtz selbst die Vokale, welche auch nur auf einer eigenthümlichen Klangfarbe der Stimme beruhen, künstlich zu erzeugen. Die Gesetze des Mittönens setzen uns übrigens in die glückliche Lage, gerade dieses Experiment mit jedem Klaviere, wenn auch nur theilweise und unvollkommen, wiederholen zu können. Wir rufen nach gehobener Dämpfung den Vokal mit aller Kraft in die Saiten des Klaviers hinein, und wie mit Geisterstimmen tönt der Vokal daraus zurück. So hat Helmholtz den Nachweis geliefert, daß jede Klangfarbe nur von den Obertönen herrührt. Der Zauber der Menschenstimme, der Schmelz der Hirtenflöte, der Weltschmerzton der Violine, der gellende Weckruf des chinesischen Tamtam oder der gläserne Schall der drachen- und wallfischähnlich geformten Scheiben des chinesischen King — mit einem Worte, all' die wunderbaren und mannigfaltigen Klangfarben dieser Erde — sie beruhen sammt und sonders auf dem Intensitäts-Verhältnisse zwischen Grundton und Obertönen, und ihr Geheimniß ist enthüllt.

Wie ist aber unser Ohr eingerichtet, daß es die einfachen Töne wahrnimmt und unterscheidet und das Verhältniß eines Grundtones zu Obertönen als Klangfarbe empfindet?

Nur Weniges über das äußere Ohr. Bei den civilisirten Völkern scheint die Ohrmuschel durch unsere seit der Kindheit getragene Kopfbedeckung den größten Theil ihres Nutzens verloren zu haben. Wilde Völker sollen sie dagegen noch heute willkürlich bewegen und dadurch wesentlich zur Verstärkung ihres Gehöres beitragen können. Wie trefflich der Gehörgang den Schall leitet, bedarf keiner Erläuterung. Pflegen doch die längsten Röhren den Schall ohne jede Verminderung seiner Intensität fortzupflanzen. Hierauf beruhten z. B. jene hohlen Köpfe, von denen eine Röhre zu einer im Nebenzimmer befindlichen, hörenden und redenden Person geführt waren, und die daher zum Erstaunen des Auditoriums die ihnen gestellten Fragen beantworteten.

Seit ihr Geheimniß bekannt wurde, sind sie aus der Mode gekommen. Doch soll darum die Bewunderung hohler Köpfe nicht aus der Welt verschwunden sein. — Das Ende des äußeren Gehörgangs bildet das Trommelfell, welches zunächst durch die Luftwellen in Erschütterung gesetzt wird. Wie das Auge für Nah und Fern, so dürfte wahrscheinlich das Trommelfell vermöge eines spannenden Muskels für Hoch und Tief sich accommodiren. Durch die Gehörknöchelchen: Hammer, Amboß und Steigbügel, wird die Schallbewegung an die Membran des ovalen Fensters und von dieser an die Flüssigkeit des Labyrinthes übertragen.

Das Labyrinth, jener innerste Theil des Gehörorganes, wo sich der Gehörnerv in Tausenden von Enden verzweigt, ist eine vollständig geschlossene, mit Wasser angefüllte Höhle. Man unterscheidet den Vorhof und die nach den drei Dimensionen des Raumes gestellten drei Bogengänge des Labyrinthes von dem für uns interessantesten Theil desselben, von der Schnecke, so genannt, weil ihre Höhlung die Form eines Schneckengehäuses hat. Die Höhlung ist durch eine wie die Stiege im St. Markusthurme in Venedig treppenförmig ohne Stufen emporsteigende Scheidewand in zwei Theile getrennt. Diese Scheidewand der Schnecke besteht aus zwei Membranen, zwischen denen ein Hohlraum bleibt, welchen man die mittlere Treppe der Schnecke nennt. Hier befindet sich jenes wunderbare, sogenannte Cortische Organ, welches man mit Recht als Klavier des Ohres bezeichnen kann. Eng nebeneinander aufgespannte und, soweit man es nach mikroskopischen Präparaten beurtheilen kann, mit dem einen Ende an der schwingenden Membran der Scheidewand, mit dem anderen an einem elastischen Steg befestigte Fasern bilden dasselbe. Die Zahl dieser Fasern dürfte drei- bis viertausend betragen. Nun vermuthen Helmholtz und Fechner, daß jede dieser Fasern wie eine Saite zu betrachten ist, welche als Eigenton einen einzigen einfachen besitzt. Nach den Gesetzen des Mittönens wird sie also, wenn derselbe einfache Ton durch die Luftwelle ans Trommelfell getragen wurde, in Schwingungen versetzt werden. Wenn wir daher einen bestimmten Ton unterscheiden, so haben wir eben nur die Erregung einer bestimmten Faser unter schwachem Mitschwingen ihrer Nachbarfasern erkannt. Man denke sich die Saiten eines Klaviers so vermehrt, daß ihre Ton-Unterschiede noch beträchtlich verringert würden. Dabei sei ihre Mitte so belastet, daß sie nur mehr den Grundton ohne Obertöne erklingen lassen. Ferner seien die Saiten wie auf einer Wendeltreppe spiralförmig angeordnet und so mit elektrischen Apparaten in Verbindung gesetzt, daß ihre Schwingungen, indem sie einen Strom unterbrechen und schließen, nach der Ferne übertragen werden; dann haben wir in einem derart modifizirten Klavier völlig das Cortische Organ vor Augen, wie es sich Helmholtz und Fechner vorstellen. Die Nerven sind die Telegraphendrähte, welche die Erregung der einzelnen Cortischen Fasern dem Central-Organe, dem Gehirne signalisiren. Und so lehrt uns nicht, wie Leibnitz will, ein unbewußtes Zählen, sondern das Mittönen bestimmter Fasern die Unterscheidung der Töne. Bei einer Klangfarbe aus mehreren einfachen Tönen schwingen eben alle auf diese einfachen Töne abgestimmten Fasern mit, und zwar in jenem selben Verhältniß der Intensität von Grundton und Obertönen, welches die Klangfarbe bildet. In solcher Weise nehmen wir also Tonhöhe und Klangfarbe, die Grundlagen alles Musikgenusses, wahr. Und so ist es licht vor uns geworden. Wir haben es bei der Ton-Empfindung mit keiner mystischen Begabung, sondern mit jener selben Fähigkeit unserer Seele zu thun, welche uns auch sonst in den Stand setzt, den Raum aufzufassen, Sinnenreize zu lokalisiren, kurz gesagt, die Erregung getrennter Organe gesondert zu empfinden. Die Entdeckung des Cortischen Organes, des Klaviers im Ohre, ist aber ein neuer Fortschritt der Physiologie auf jener selben Bahn, welche für Empfindung und Bewegung getrennte Nerven finden ließ und durch Erforschung des Seelenorganes dem Räthsel der Seele selbst näher tritt.

(Schluß folgt.)

## M i s c e l l e n.

Eine höchst pikante Geschichte erzählt die „W. A." aus London: Dort stellte sich kürzlich bei einer Herzogin, deren Wappen eines der stolzesten Portale des Westens ziert, ein hervorragendes Organ der geheimen Polizei ein und eröffnete der Dame, daß sich in ihren Diensten einer der gefährlichsten Verbrecher der Hauptstadt verberge, der kürzlich mit unglaublicher Verwegenheit und auf die abenteuerlichste Weise seinen Ketten entsprungen sei. Die Herzogin ließ sofort ihr gesammtes Personale herbeirufen, aber, wie sie auch im Stillen erwartete, das gefürchtete Individuum fand sich darunter nicht vor. — „Das ist Ihre vollständige Dienerschaft?" fragte der Beamte. — „Vollzählig." — „Und doch muß ich auf meiner Vermuthung bestehen; ich weiß, daß der, welchen ich suche, sich in diesem Hause befindet." — „Nun, mein Freund," sagte die Herzogin in scherzendem Tone, aber nicht ohne Zeichen einiger Ungeduld, „Sie werden doch nicht sagen wollen, daß das Kammermädchen, welches bei mir persönlich den Dienst versieht und die Sanftmuth und Ergebenheit selbst ist, Ihr schrecklicher Fra Diavolo wäre?" — „Darf ich bitten, mir das Fräulein vorzuführen?" — Die Herzogin murrt unwillig: „Nie und nimmer werde ich meine gute Alice einer so schimpflichen Prüfung unterziehen lassen." — „Im Namen der Königin denn; ich verlange Miß Alice auf der Stelle zu sehen." Die Herzogin klingelt und, eine weibliche Arbeit in der Hand, tritt mit der arglosesten Miene von der Welt Miß Alice in den Salon. Der Mann des Gesetzes faßt das Mädchen fest in's Auge und sagt dann in wohlwollendem Tone: „Hätten Sie wohl, Fräulein, den Muth, mir Ihre Hand zu geben?" — „Warum nicht?" entgegnete Alice, seinen Wunsch erfüllend. — „Nein, die Linke, wenn ich bitten darf." — In diesem Augenblick verfärbt sich das Mädchen. Mit einer raschen Bewegung ergreift der Mann die linke Hand, entblößt den Arm und zeigt der entsetzten Herzogin die Marke des Sträflings. — Seit der Zeit sind die Salons der Dame sehr gelichtet; man wollte wissen, daß die Herzogin nicht vollkommen überrascht gewesen sei.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: A. Hartmann.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

**№ 91.** Sonntag den 13. November **1864.**

## Der Urwald.

Originalnovelle

von

Paul Fuchs.

(Fortsetzung.)

„Mariula schrack zusammen, ihr Antlitz ward weiß wie ein Leichentuch, sie wankte unsicher.

„Sie . . . Sie . . . lieben mich. Nein, das ist unmöglich."

„Ja, Mariula, ich liebe dich seit dem Augenblicke, als ich dich aus den Händen jenes betrunkenen Offiziers befreite. Mariula, sage mir, keimt ein Gefühl für mich, so klein es auch sei, in deiner Brust."

„Ich, ich weiß nicht, was ich sagen soll. Fürst, bedenken Sie, Sie haben eine Braut. Was wird die Welt . . ."

„Ach, was ist mir meine Braut? Was ist die Welt! Du bist meine Braut, du bist meine Welt."

„Mariula schien ihre Fassung wieder zu gewinnen. Kraft kehrte in ihr Herz zurück.

„Fürst, bedenken Sie Ihren Stand, bedenken Sie, daß ich Sklavin bin! Sie können mich nicht heirathen, und anders . . .!"

„Engel, reiner Engel, du sollst mein Weib werden, denn dich anders, als mit reiner, inniger Liebe zu lieben, ist mir unmöglich. Du sollst frei, du sollst mein Weib werden."

„Mariula schüttelte traurig ihr Haupt.

„Fürst, die Fürstin wird mich nicht freilassen, besonders wenn sie erfährt . . ."

„Ich war neben Mariula, ich zog sie an meine Brust.

„O Mariula, laß den Zweifel. Sage mir, daß du mich liebst, und möglich wird die Unmöglichkeit."

„Mariula suchte sich aus meinen Händen zu winden.

„Aber Fürst . . . O lassen Sie mich, bei Gottes Barmherzigkeit, lassen Sie mich."

„Ich ließ sie los, und sagte, indem innere Thränen meine Worte beinahe erstickten:

„Du liebst mich nicht, Mariula. O Mariula, du liebst mich nicht!"

„Sie hatte ihr Gesicht in ihre Hände versteckt und schluchzte.

„Mariula, du weinst, sage, habe ich dir wehe gethan? Du hassest mich vielleicht! Du, die ich mehr, als mich selbst, mehr, als mein Leben, liebe."

„Ich hatte ihre Hand ergriffen.

„O Mariula, sage mir, daß du mich nicht hassest, sage mir . . ."

„Ihr thränendes Antlitz blickte auf, sie sah mich mit umflorten Augen an.

„Ich Sie hassen! Ich . . . o Gott! Großer Gott! Nein, wehe! ich liebe Sie!"

„Die letzten Worte sprach sie mit wilder Leidenschaft, die mich auch erfaßte, ich zog sie an meine Brust und drückte auf ihre Lippen den Kuß der Verlobung. Da hörten wir die Schritte der Fürstin. Mariula riß sich aus meinen Armen und bückte sich zu den Blumen, um ihr Gesicht zu verbergen, während ich verlegen meiner Braut harrte. O hätte diese geahnt, wie ich in meines Herzens Tiefe sie verfluchte, hätte sie mir nicht so lächelnd den Arm gegeben, und sich von mir zu ihrem, unser harrenden Wagen geleiten lassen.

„Ich wußte, daß sie mich nicht liebte, daß auch bei ihr, wie bei mir, unsere Ehe eine sogenannte Anstandsehe war, sie brauchte einen Mann, um selbständig zu werden, ich war ihr als passende Partie vorgeschlagen worden, und ich hatte ihr Jawort. Doch ich kannte ihren stolzen Charakter, der sie zum Aeußersten treiben konnte, wenn sie erführe, daß eine Sklavin, ihr eigenes Kammermädchen, ihre Rivalin sei. Ich mußte also meine Liebe bis zum günstigsten Augenblicke neidisch verbergen, ich mußte ihr sogar eine nicht gefühlte Liebe heucheln, damit sie nicht mein Geheimniß errathe. Vor Allem aber mußte Mariula frei werden; wie das aber beginnen, denn die Fürstin würde um keinen Preis das ihr nöthige Kammermädchen, das mit ihr aufgewachsen war, alle ihre Launen und Gewohnheiten kannte, missen wollen.

„Ich mußte zur Diplomatie meine Zuflucht nehmen. Ich wandte mich an eine meiner zahlreichen Tanten, die ich, ohne ihr mein Geheimniß anzuvertrauen, von meinem Wunsche, Mariula loszukaufen, in Kenntniß setzte. Ich sagte ihr, ich wolle meine Braut überraschen, daß sie, wenn sie mein Haus beträte, die Gespielin ihrer Kindheit, ihr Kammermädchen wieder bei sich fände, ich wolle ihr Mariula als Brautgeschenk geben, meine Tante solle die Unterhandlungen mit dem Fürsten Achmatoff-Bustambeloff leiten, ihm aber ans Herz legen, er solle seiner Tochter ja nicht sagen, wer Mariula kaufe, denn das solle eine Ueberraschung an ihrem Hochzeitstage werden.

„Meine Tante leitete die Verhandlungen mit dem alten Fürsten so geschickt, daß er mir Mariula, trotz des entschiedenen Widerspruchs seiner von ihm vergötterten Tochter, der er schmunzelnd sagte, sie würde ihm einst für den

Handel danken, verkaufte. Marula war also gesetzlich mein, war meine Sklavin, ich hatte fast unumschränktes Recht über sie; doch ich liebte sie zu sehr, als daß sie einen Augenblick Sklavin geblieben wäre. Als meine Tante sie in das Haus ihres neuen Herrn brachte, dessen Name auch ihr verschwiegen worden war — denn wozu braucht man so etwas einer Sklavin zu sagen — erwartete sie bei mir ihr Freiheitsbrief. Auch hatte ich ihr eine Wohnung in Petersburg gemiethet, wohin sie sofort abreisen mußte, um in Zurückgezogenheit den Augenblick abzuwarten, wo ich sie vor Gott die Meinige nennen konnte.

„Ich glaubte am Ziele meines Glückes zu stehen, wehe aber, der Kelch, den ich mit des Glückes schäumendem Wein zu füllen gedachte, sollte sich bis an den Rand mit Wermuth füllen. Als ich mich der Freiheit Marula's versichert hatte, schrieb ich der Fürstin Olympiada einen ehrfurchtsvollen Brief, in welchem ich ihr ankündigte, daß eine Ehe zwischen mir und ihr unmöglich sei; ich schob alle Schuld auf mich, sagte, ich hätte einen unerträglichen, bizarren Charakter, ich hätte sie, die des Glückes so würdig sei, niemals glücklich machen können, und was dergleichen Redensarten mehr sind.

„Man kann sich denken, welchen Lärm die Geschichte in der sogenannten Moskauer Gesellschaft machte und wie wüthend nicht allein die Familie Achmatoff-Bustambekoff und deren ganzer Anhang, sondern auch meine theuren Tanten und Basen, welche die Verbindung vermittelt hatten, waren. Besonders meine Tante, die den Loskauf Marula's vermittelt hatte, und jetzt den Zusammenhang der Geschichte erfuhr, wurde meine erklärte Feindin und Herumträgerin verschiedener Geschichten höchsteigener Erfindung über mein Verhältniß zu Marula. Der Fürst Achmatoff-Bustambekoff hatte viele Verwandte am Hofe, die nichts Eiligeres zu thun hatten, als den Kaiser Nikolaus von diesem Skandal, wie sie es nannten, zu benachrichtigen, selbstverständlich mit Variationen, die weder für mich, noch auch für Marula besonders günstig waren. Das arme, reine, unschuldige Mädchen war zur abgefeimten, schlauen Intriguantin gestempelt worden, ich — nun gegen mich hatten meine Feinde freies Spiel, besonders da ich von jeher im üblen Geruch des Liberalismus war. (Schluß folgt.)

## Das Clavier im Ohr.

(Schluß.)

Hat aber ein solches Cortisches Organ etwa nur der Mensch? Jedes Säugethier ohne Ausnahme besitzt es, und zwar in nicht viel geringerer Vollkommenheit als der Mensch selbst. Mancher Offizier wird wissen, daß ein geschultes Cavalleriepferd die Trompeten-Signale besser versteht, als der daraufsitzende Reiter. Und auch die Vögel haben ein Cortisches Organ, nur sind dessen Fasern, statt spiralförmig, horizontal angeordnet, ganz so wie die Saiten unseres Claviers. Kaum 150 Jahre ist es aber, seit in Deutschland unser modernes Klavier erfunden wurde. Vergleicht man diese Thatsache mit der Kunde vorweltlicher Wesen, so wird man von einem tiefen Gefühle der Bewunderung für die Erhabenheit der Natur ergriffen. Vor Tausenden und Tausenden von Jahren besaßen schon Mastodonten und andere Riesen der Vorwelt in ihrem Ohre am Cortischen Organ ein Klavier, vollkommener, als noch heute trotz aller Verbesserungen das unsere ist. Zahlreicher als die Saiten des Pianos sind die Fasern im Ohr-Klavier. Ein elektrischer Apparat ist mit denselben verknüpft. Sie sind auf einfache Töne abgestimmt und also ist ihnen durch deren Kombination jede nur denkbare Klangfarbe ermöglicht. Und da das Klavier im Ohre des Vogels flach, dagegen im Ohre des höher stehenden Säugethieres spiralförmig gebaut ist, so deutet dies auf noch heute nicht klar von uns erkannte akustische Vorzüge der Spirale hin. Vermag doch all unsere Kunst kein besseres Hörrohr herzustellen, als die großen Schneckenhäuser am Ufer des Meeres nach abgeschlagener Spitze liefern. Wenn man in jener Grotte bei Syrakus, dem sogenannten Ohr des Tyrannen Dionys, jedes wo immer in der Höhle noch so leise gesprochene Wort an einem bestimmten Orte vernahm, so soll dies auf Spiralformen der Wände beruht haben. Wer will darüber absprechen, ob wir nicht einst auf einem, nach dem Prinzipe des Säugethier-Ohres, d. h. spiralförmig gebauten Klaviere, neuen, bis heute unerhörten Wohlklang hervorrufen werden? Vielleicht wird die „Musik der Zukunft" auf einem solchen Piano gemacht werden. Ist für Beethoven das jetzige, nach dem Prinzipe des Vogel-Ohres gebaute Klavier nicht schon manchmal zu beschränkt gewesen?

Hat die Natur vor Jahrtausenden unser Klavier bereits im Ohre des Säugethieres übertroffen, so hat sie schon vor Jahrmillionen unsere Linsen, Kameras und andere optische Apparate im Sehorgane belebter Wesen antizipirt. Auch ist es nur wenig mehr als ein halbes Jahrhundert, seit es der höchsten Anstrengung menschlichen Genies gelang, die Voltasäule zu erfinden. Und doch dürfte längst vorher in grauer Vorzeit, ja schon in dem mit üppigen Farnen geschmückten Urweltsumpfe sich der Zitteraal gegen seine Feinde mit seiner höchst vollkommenen elektrischen Säule vertheidigt haben. Die Indianer fangen ihn, indem sie Maulthiere und Pferde in den Sumpf jagen. Der Aal entladet nun gegen die ihn attakirenden Vierfüßler seine elektrischen Funken, wie das Genie oft seine Geistesblitze an unwürdige Gegner verschwendet, wenn man mutatis mutandis das indianische Manöver im civilisirten Europa gegen dasselbe versucht. Erschöpft und ermattet wird dann der elektrische Aal gefangen genommen und mit nicht leitenden Hölzern aufs Trockne gesetzt. — Wie kurze Zeit erst sind wir im Besitze der Schraube, die den Panzerschiffen vorgearbeitet hat! Der Gedanke, die Schraube auch als Steuerruder zu benutzen, soll eben erst im praktischen Leben verwirklicht werden. Als aber noch gar keine Menschen existirten, ihn als Modell zu benutzen, hätte längst schon der vierhörnige Kofferfisch der indischen Meere einen durch eine riesige Schwanzschraube getriebenen und gelenkten, vorn und rückwärts mit zwei Hörnern statt zwei Kanonen vertheidigten Monitor dargestellt. Ja, seine Bauch- und Rückenflossen lassen ihn als noch heute unerreichtes Ideal eines gepanzerten Taucherschiffes erscheinen.

Erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts ist der Mensch im Stande, den festen Boden der Erde zu verlassen und sich als Gefährte des Vogels in die Region der Wolken zu erheben. Nicht bald hat eine andere Erfindung größeres Staunen erregt. Schon hatte Professor Charles seine Auffahrt mit dem Wasserstoffgas-Ballon zu Paris angekündigt, und doch glaubte die achtzigjährige Marschallin Villeroi noch nicht daran. Man mußte sie mit Gewalt an ein Fenster führen, wo sie den Ballon steigen sah. Nun vom Unglauben zur äußersten Gläubigkeit überspringend, rief sie weinend: „O diese Menschen, sie werden noch ein Mittel gegen den Tod erfinden, aber ich werde dann gestorben sein!" — Thb.

richte Vorgen. Seit mehr als fünfzig Jahren ist sie nun lobt, und noch heute, wie damals, ist der Ballon unlenkbar, und der nach Willkür durch die Lüfte segelnde Vogel ist noch heute, und wer weiß wie lange noch, ein utopisches Vorbild. Das Problem für den Tod ward auch nicht gefunden. Wohl aber verwandelte schon vor Aeonen jedes organische Wesen weit vollständiger als unsere besten Dampfmaschinen Verbrennungswärme in mechanische Arbeit. Mit allem Aufwande unseres Geistes vermögen wir doch nur langsam nachzudenken und mit unseren Instrumenten und Maschinen künstlich nachzuahmen, was schon längst seit den unermeßlichen Zeiträumen der Geologie in der belebten Natur verwirklicht war, gleich wie das Klavier im Ohr.

Dr. Tom. Reitlinger (in der „Presse").

## Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 10. Novbr. Nachdem Frau Howitz-Steinau, welche an Stelle der von der hiesigen Bühne geschiedenen Frln. Wildt als erste Sängerin getreten und nach kurzer Probezeit engagirt worden ist, bereits in mehreren Rollen aufgetreten ist, erachten wir es an der Zeit, auf ihre Leistungen näher einzugehen. Frau Howitz-Steinau ist im Besitze einer gut geschulten umfassenden Stimme, welche in allen Registern voll und ausgiebig ist, eine schöne Klangfarbe hat und einen angenehmen Eindruck macht; ihre Glanzperiode ist zwar schon vorüber, doch nimmt sie noch einen ganz respektabeln Platz als Sängerin ein, gebietet über bedeutende Mittel und hat der Zeit außer der Zauberkraft und Frische einer jugendlichen Stimme keine wesentlichen Opfer gebracht; diesen Verlust versteht aber Frau H.-Steinau durch ihren Vortrag, welcher ein richtiges künstlerisches Verständniß erkennen läßt und durch die reichen Hilfsmittel, welche eine gediegene Schulbildung an die Hand gibt, endlich durch den Wohllaut und die Kraft ihres Tones in den Hintergrund zu drängen und in denjenigen Partien, welche nicht rein lyrisch sind, so ziemlich vergessen zu machen. Das gelingt ihr um so leichter, als sie in ihrem vortrefflichen, durchdachten und lebten Spiele einen mächtigen Bundesgenossen hat, welcher ihren Gesang wesentlich hebt und sehr viel zu dem Erfolge beigetragen hat, dessen sich Frau Howitz-Steinau bis jetzt erfreut hat. Ihre Lucrezia war eine großartige, imponirende Erscheinung, auch ihre Valentine in den „Hugenotten" war im Allgemeinen gelungen, obgleich wir ihr Spiel mitunter, namentlich in der Verschwörungsscene des 4. Aktes etwas stark aufgetragen fanden und es auf ein beschränkteres Maß zurückgeführt gewünscht hätten. Weitaus am besten, ein wahres Meisterstück, war aber ihre Recha in der „Jüdin"; sie hat diese schwierige Rolle mit einer hohen Virtuosität durchgeführt und dadurch auch für die übrigen Mitwirkenden den Impuls zu einem höheren Aufschwung, wie wir ihn leider seit einiger Zeit schon vermißt haben, gegeben, so daß die ganze Aufführung eine vortreffliche und in der That ein Genuß für den Zuhörer war. Insbesonders gebührt Herrn Wagner das Verdienst, daß er nicht minder vorzüglich in Spiel und Gesang war als Frau Howitz. Wir nehmen keinen Anstand, den Eleazar des Hrn. Wagner als seine beste Rolle zu erklären; trotz der ungewöhnlichen Anforderungen, welche an den Sänger gemacht werden, hat derselbe bis zum Schlusse mit edler Aufopferung und Hingebung gesungen und den Beweis geliefert, daß seine Stimme vor keinem Hinderniß zurückzuschrecken braucht. Im 2. und letzten Akte waren seine Leistungen über jeden Tadel erhaben und bildeten mit Frau Howitz und Hrn. Leithner als Kardinal ein schönes harmonisches Ganzes, welches ausnahmsweise auch durch Hrn. Hahn unterstützt wurde, der in der Rolle des Leopold recht schön gesungen hat. Unzweifelhaft hat das gute Beispiel der oben Genannten auch auf ihn ermunternd gewirkt, denn sonst waren wir einen solchen Aufschwung an ihm nicht gewohnt. Mit einem Male waren die fatalen Nasentöne, welche seine Stimme immer so widerlich machten, verschwunden und Hr. Hahn sang, fortgerissen von der allgemeinen Begeisterung von der Brust weg ohne Beengung oder Beklemmung und deshalb auch wohltönend und frei von störenden Mißtönen. Möge dieser Erfolg für Hrn. Hahn ein Sporn werden, künftig frei und frisch zu singen und sich zu diesem Zwecke auf anhaltendes Studium seiner Rollen zu verlegen, denn nur dieses erzeugt volle Sicherheit und diese ist die erste Bedingung für ein selbstbewußtes Auftreten und Singen.

Wie die Genannten, war auch Frau Borchers als Prinzessin vortrefflich; sie hat seit ihrem ersten Auftreten wesentliche Fortschritte gemacht und sich bereits zum Liebling des Publikums emporgeschwungen.

Es waren sonach alle Faktoren zu einer ganz besonders befriedigenden Durchführung der Oper gegeben, da die Hauptrollen in guten Händen lagen, und Alles ging auch vortrefflich, bis leider im 4. Akte von einer Seite ein Strich durch die Rechnung gemacht wurde, von welcher man es wohl am wenigsten erwartet hätte. Das Orchester, welches sich bisher immer ziemlich brav erwiesen hatte, verstummte während der schönen Arie des Eleazar in dem genannten Akte ganz und gar. Die Contrebässe, welche zunächst einzufallen gehabt hätten, hatten nicht gezählt und sich, wie es scheint, auf den Direktor verlassen; dieser aber hatte die betreffende Taktstelle für die Bässe nicht besonders markirt und so entstand plötzlich eine Stille, welche für den Sänger nicht minder unangenehm als für den Zuhörer wurde; die übrigen Violinstimmen blieben auch aus und bald herrschte allgemeiner Stillstand im Orchester, wie in einer Fabrik, in welcher ein ausgebrochenes Rad den ganzen Mechanismus zum Stehen bringt. Obgleich Herr Wagner, welcher sehr gefaßt war, mehrmals die Stelle angab und das Orchester zum Einfallen zu veranlassen suchte, wollte doch nichts zusammengehen, da nicht nur das Orchester, sondern auch der Herr Kapellmeister den Kopf verloren hatten; nach mehreren verzweifelten und deshalb mißlungenen Versuchen legte der letztere unbegreiflicher Weise sogar den Taktstab weg und setzte sich nieder, statt mit aller Macht darauf hinzuwirken, über diese schwierige Klippe hinwegzukommen. Endlich nach längerer Zeit ging's, wenn auch schlecht genug, weiter, weil Herr Wagner mit Ausdauer auf seinem Platz blieb und die zerfahrenen Geiger endlich wieder mit Energie zur Begleitung brachte, aber es hat lange, sehr lange gedauert, bis sich wieder Fluß und Leben ins Orchester bringen ließ.

Eine solche Nachlässigkeit verdient mit Recht den allgemeinen Tadel und wir nehmen keinen Anstand, solchen hiemit auf den Dirigenten und die Geiger oder vielmehr nicht-Dirigenten auszuschütten und damit die Mahnung zu verbinden, sich vor dem maschinenmäßigen Spielen zu hüten; insbesondere wolle erwogen werden, daß der Dirigentenstab dem Takte nicht folgen, sondern ihn angeben und das Orchester geistig beherrschen, namentlich auch den einzelnen

Stimmen, die erst nach längerer Pause einzufallen haben, die nöthigen Hülfen und Andeutungen auf Grund der Partitur, deren viele Linien dem Auge und Geiste des Dirigenten immer gleichzeitig vorschweben sollen, geben soll; dann werden Fehler, wie der oben erwähnte, Gottlob bisher noch nicht dagewesene, sich sicherlich nicht mehr wiederholen. Bei der sonst bewiesenen Tüchtigkeit des Hrn. Kapellmeisters und des Orchesters hoffen wir, nicht mehr zu ähnlichem Tadel veranlaßt zu werden und wiederholen nur schließlich das Bedauern, daß eine sonst treffliche Aufführung eine so unerwartete Störung gefunden hat.

△ Vergangenen Montag kam die Posse: „Unruhige Zeiten oder Lietze's Memoiren" von Emil Pohl auf dem hiesigen Stadttheater zur Aufführung. Das Stück ist Berliner Gewächs und allerliebst, so daß auch ein strengerer Kritiker seinen ästhetischen Apparat vergessen und unterlassen würde, einen höheren Maßstab an dasselbe anzulegen. Ein Weltblatt, die Londoner „Times", nahm vor wenigen Tagen Anlaß, über die eigenthümliche Richtung der englischen Lesewuth sich vernehmen zu lassen; das Blatt offenbart dabei eine allerdings etwas triviale Anschauung über Lektüre, indem es meint, der Zweck, warum der gemeine Mann zu einem Buche greife, sei in der Regel nicht Erhebung und Belehrung sondern Zerstreuung; er will über dem Buch auf einige Stunden seine Sorgen und Nöthen vergessen und diesem Zwecke entspreche eine Leihbibliothek häufig besser als eine bessere Literatur. Die „Times" schließt mit den Worten: „Jedwede Lektüre, die einen Menschen von seinen Sorgen zerstreut, ist nützlich, ja sehr nützlich." Wenn wir die Anschauung des Londoner Blattes in erlaubtem Maße auf unsere Theaterliteratur gelten lassen wollen, so hat das obenerwähnte Stück eine seltene Berechtigung und es bedürfte nicht des in einem Couplet gegebenen liebenswürdigen Geständnisses, daß die moderne Posse „nur Sand in die Augen" sei. Dasselbe zerstreut und ergötzt in hohem Maße. Wenn wir uns einer Reihe von Wiener und Berliner Zug-Stücken erinnern, in denen die Gemeinheit ihre Bachanalien feiert und seine schmutzige Phantasie oft die letzte Barriere des Anstands überspringt, so schätzen wir bei „Lietze's Memoiren", welche demselben Boden entwachsen sind, umsomehr den Vorzug, daß sie auch für zartere Ohren leidlich und für feinere Gaumen zu goutiren sind. Dieselben zeichnen sich im Gegentheil, ohne der Pikanterien zu entbehren, oft durch eine grenzenlose Harmlosigkeit des Humors aus und erhalten durch des „Blödsinns üppige Blüthen", mit denen sie geschmückt sind, ihren besonderen Reiz. Der Raum gestattet nicht, auf den Inhalt des Stückes näher einzugehen. Wie es dieser Gattung eigen, ist der Zusammenhang ein loser, meist nur durch Aneinanderreihung von Tableaux vermittelt. Oft zerreißt der Faden, um sich dann wieder in leichtester Weise zu schürzen. Dank den „Briefen", „Glossen" und „Federzeichnungen" aus Berlin von Kossak, Wachenhusen u. A., mit welchen unsere Tagesliteratur reichlich versehen ist, sind dem Publikum die lokalen Anspielungen geläufig. Neben den gewichsten Figuren, wie sie Berlin erzeugt, ist der wirksame Gegensatz gegeben in der plumpen Derbheit, in der Herzensnaivetät und biedermännischen Geradheit eines Hinterpommern. Die eingelegten Couplets sind voll Witz und die rasch wechselnden Situationen sehr amusant. Die Gesammtdarstellung war befriedigend und das ganze Personal offenbar von dem leichten, frischen Zuge, der durch das Stück geht, inspirirt. Wenn wir bekennen, in einiger Verlegenheit zu sein, welche Einzelleistungen wir als besonders hervorragend bezeichnen sollen, so mag dies im Hinblick auf das harmonische Zusammenspiel das beste Lob der Truppe bilden; es sei übrigens erwähnt, daß Hr. Simon als Karl Liebe wie in der Rolle so im Spiele hervortrat. — Wir verließen an jenem Abend das Schauspielhaus mit jener angenehmen Empfindung, welche die wohlthuende Nachwirkung heiter zugebrachter Stunden ist.

„Zu Schillers Geburtstage und zum Benefize der Frl. Lehmeier" kamen am Donnerstag „Die Karlsschüler" von Laube zur Aufführung. Dank der Direktion, daß sie uns an diesen Tag erinnerte und ihn nicht ohne Feier vorübergehen ließ. Greifen wir in unsern Busen, ohne die Erinnerung hätten es wohl Viele vergessen; und mit der Erinnerung — haben es Viele dennoch vergessen. Die Schillerbegeisterung von 1859 ist verflogen; die Seelen sind angefüllt von politischen und materiellen Interessen des Augenblicks; die Poesie und alles, was Idealität heißt, erscheint als ein geistiger Luxus, dem man nur dann, wenn er durch besonders starke Reizmittel anlockt, eine flüchtige Theilnahme zuwendet; zudem thut die Jetztzeit nichts aus bloßer Pietät; sie gibt nichts dafür, selbst in Würzburg nicht. Das Haus war am Donnerstag bis zur Verlassenheit leer, was von den Manen Schillers verziehen werden und, wie wir wünschen, der Stimmung der Frln. Lehmeier keinen Eintrag thun möge. Die Logen waren verödet und der Sperrsitzraum vereinsamt; nur auf dessen rechtem Flügel waren weiße Punkte bemerklich und hatten Verehrer der Benefiziantin die Plätze besetzt. Die festliche Beleuchtung war geeignet, die Leere nur noch mehr bemerklich zu machen und als hätte der horror vacui auch für die Musen Geltung, so herrschte über der Darstellung eine merkliche Kühle. Uebrigens dürfte das Schicksal dieses Abends zum größten Theil auf Rechnung des Stückes zu setzen sein. Dasselbe füllt in jedem Repertoire seine Stelle aus und war auch im Hinblick auf seinen Inhalt für diesen Abend passend gewählt. Doch hat dasselbe neben vielen Mängeln keine hervorstechenden Vorzüge und repräsentirt auch nur die mittlere Haltung unserer dramatischen Literatur. Ein Schiller'sches Stück, das allerdings auch tüchtige Darstellungskräfte verlangt, hätte mehr Zugkraft gehabt und die Feier des Abends mehr erhöht. — Frl. Claus, welche die Gräfin Franziska darstellte, war sehr gelungen in der Scene mit dem Herzog Karl; durch einige kräftige Accente erwarb sie sich stürmischen Beifall. Der Darsteller Schillers, Herr Bückert, hatte mehrere glückliche Momente, in welchen er den Ton des wahren, ächten Pathos gut traf. Mehrmaliger Beifall lohnte sein Spiel. — Es ist eine bekannte Thatsache, daß Schiller „geschwäbelt" hat; Hr. Bückert hat dies mit Recht nicht gethan; wir hätten aber auch in dem Vortrag des „Fürstengruß" den Versuch hiezu durch das wiederholte „fürchterlich" gern entbehrt. Fräulein Schütz gab in der Darstellung der Generalin Rieger eine tüchtige Leistung. In anerkennenswerther Weise gab Fräulein Lehmeier die Laura, wiewohl sie in dieser Rolle nur andeuten konnte, wo eigentlich der Schwerpunkt ihres künstlerischen Vermögens liegt.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: A. Hartmann.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 92. Mittwoch den 16. November 1864.


## Der Urwald.

Originalnovelle
von
Paul Frohe.

(Schluß.)

„Als ich nach Petersburg kam, erfuhr ich, daß Mariula den Befehl erhalten habe, die Hauptstadt zu verlassen, und sowohl Petersburg als auch Moskau bei Vermeidung harter Strafen nicht zu betreten; mich erwartete in meinem Hause die Ordre, mich sofort nach dem Kaukasus zu begeben und zur Verfügung des Fürsten-Statthalters zu stellen. Ich gehorchte, verließ Petersburg, begab mich jedoch zu Mariula, um sie mit in die Verbannung zu nehmen, doch wollte ich mich erst mit der Auserwählten trauen lassen.

Vergebliche Mühe! Vergeblicher Wunsch! Meine Feinde hatten von der Synode ein geheimes Verbot an alle Pfarrer Rußlands erwirkt, mich mit Mariula zu trauen, selbst der Pope meines väterlichen Gutes, er, dessen Vorfahren durch vier oder fünf Generationen die Pfarrer der Kirche waren, die meine Vorfahren unter Peter dem Großen erbaut hatten, eine Stelle, die gleichsam der Familie als Erbe von Kind zu Kind angehörte, auch er wagte es nicht, dem Verbote zu trotzen. Fremdling, du denkst vielleicht, daß solch ein Verbot unmöglich ist? O schlage die geheimen Annalen Rußlands nach, viele dergleichen wirst du in ihnen verzeichnet finden. Da wagte ich, Nikolaus' Befehl zu trotzen, ich ging nicht nach dem Kaukasus, sondern flüchtete heimlich ins Ausland. In Paris, in der kleinen Kirche Saint Nicoles des Champs, wurde, nachdem wir beide zur katholischen Kirche übergetreten waren, unsere Verbindung gefeiert.

Wer den eisernen Charakter des Kaisers Nikolaus kannte, kann sich die Wuth denken, in die er verfiel, als ihn die russische Gesandtschaft von dem Schritte, den ich gethan, benachrichtigte. Ich hatte es gewagt, seinem Befehle, nach dem Kaukasus mich zu begeben, nicht zu gehorchen, hatte es gewagt, mich gegen seinen Willen mit der, welche ich liebte, zu vermählen, und der Verbrechen schrecklichstes — ich war katholisch geworden! Ein schreckliches Strafgericht wurde über mich verhängt, mein Vermögen wurde konfiszirt, ich selbst aufgefordert, mich den Gerichten zu stellen, um mich wegen meiner drei Verbrechen zu verantworten. Man kann sich denken, daß ich letzterer Aufforderung nicht nachkam, denn ich kannte das Loos, das meiner harrte.

„Einige Jahre lebte ich glücklich mit meiner Mariula bald in Paris, bald an den Ufern des Rheines, bald in Italien. Da drang zu mir die Kunde, meine Mutter liege auf dem Todtenbette, und es martere sie der Gedanke, daß sie ihren Sohn nicht noch vor ihrem Tode sehen würde. Ich eilte verkleidet unter einem andern Namen, um den Segen meiner während ihres Lebens von mir nur zu oft vernachlässigten Mutter zu erhalten. Mir folgten aber Spione auf Schritt und Tritt, ich ward verrathen, man riß mich vom Bette meiner sterbenden Mutter, vor welchem ich kniete, sie um Vergebung und um ihren Segen anflehend, und warf mich in die Petersburger Citadelle, jenes Grab, das sich auf ewig über die Lebendig-Todten schließt. Meine Mutter starb, bei dem Gedanken verzweifelnd, daß sie die Schuld des Unglücks ihres heißgeliebten Sohnes trage.

„Lange saßen die weisen Herren des Senates über mich zu Gerichte, vielleicht regte sich Mitleid in manches Richters Brust, denn viele waren mit mir verwandt, viele hatten in mir einst den Stolz unserer Familie gesehen, doch das Gesetz war unerbittlich, es sprach ewige Verbannung über den aus, der es wagte, zum Katholizismus überzutreten. Einst öffneten sich die Thüren meiner Kasematte in der Peter-Pauls-Citadelle, der Generalprocurator des Senates trat, von einigen andern gefolgt, herein und verlas mir das Urtheil, das mich aller meiner Ehren und Würden, meines Fürstentitels und Adels für verlustig erklärte; mein sämmtliches und in Zukunft mir zufallendes Vermögen konfiszirte, und mich auf ewige Zeiten nach Sibirien verbannte. Des Morgens, als noch die ganze nordische Hauptstadt in tiefem Schlummer ruhte, verließ ich, ohne daß es mir vergönnt gewesen, Jemand zu sehen, oder von Jemand Abschied zu nehmen, Petersburg, um die weite Reise, die mich nach Sibirien bringen sollte, anzutreten. In Sibirien erwartete mich ein herbes Loos; denn die strengsten Weisungen an den Generalgouverneur waren mir vorangegangen und von ihm seinen Unterbeamten mitgetheilt worden. Doch ich ertrug Alles ohne Murren, zog mich hieher zurück, um fern von den Menschen, die ich haßte, zu sein, ja ich lebte sogar glücklich, denn es war ein himmlischer Engel gekommen, um mich in meinem Unglück zu trösten."

Der Fürst ergriff meine Hand, und zog mich aus der Stube. Ein furchtbares Gewitter hatte sich entladen und beleuchtete den Wald mit bengalischem Feuer; draußen im Hof war, von einem geschmackvollen, offenbar von ihm selbst verfertigten hölzernen Gitter umgeben, ein Grab, das kein kalter Stein, der zwecklose Schmuck unserer Gräber, drückte,

sondern das mit einer Decke von Moos, Moosblumen und Immortellen geschmückt war. Er kniete neben dem Grabe nieder und betete lange, innig und still, und das Rauschen der vom Sturme bewegten Bäume, das Zucken der sich schlängelnden Blitze mischte sich mystisch und sonderbar in sein Gebet.

Dann stand er auf.

„Hier," sagte er, „ruht mein irdischer Engel, meine Marinla, hier liegt ihre irdische Hülle, während ihre reine Seele mir von droben überm Sternenzelte herablächelt. Sie ist mir in die Verbannung gefolgt, nachdem sie ein Jahr der Angst in Paris verbracht hatte, mich erwartend, ohne Nachricht von mir, denn in der Citadelle war ich von aller Gemeinschaft mit der Welt geschieden. Aller Mittel entblößt, war sie in Rußland angekommen; von meiner Familie mit Verachtung und Haß, als sei sie die Schuld an meinem Unglück, verstoßen, ist sie zu Fuß, um ihr tägliches Brod bettelnd, in Lumpen gehüllt, nach Sibirien gewandert, und hat mich aufgesucht, um mit mir mein herbes Loos zu theilen. Doch die lange Wanderung, der Schmerz über mein Schicksal haben ihre Kräfte gebrochen. Sie siechte hin, mir sorgsam ihre Krankheit verbergend; zwar sah ich mit Angst die Rosen ihrer Wangen verblühen, wie ihre Züge immer feiner, immer durchsichtiger wurden, doch sie suchte mich zu trösten, sagte, es sei ein vorübergehendes Unwohlsein, der Frühling würde ihr Besserung bringen.

„Ja, er hat ihr Besserung gebracht;" dabei bedeckte der Fürst sein Gesicht mit seinen Händen und schluchzte wie ein Kind.

„Ja, er hat ihr Besserung gebracht. Der Frühling kam, die Luft wurde lau, ein warmer Sonnenstrahl drang durch die Bäume. Hier hat der Frühling nicht die Anzeichen, die er im übrigen Europa hat, denn die Cederbäume bleiben immer grün, immer grünt das Moos, nur daß es im Winter sich unter einer Schneedecke verbirgt. Der Tag neigte sich zum Abend, der Himmel röthete sich, da sprach Marinla:

„Wie schön ist doch der Abend! Jetzt möchte ich sterben!"

„Ich schrack zusammen, denn ich sah ihre Züge sich verklären und in überirdische Schönheit kleiden.

„O führe mich hinaus, Geliebter, es ist so schön draußen, und ich bin so schwach."

„Ich führte sie hinaus. Lange saß sie schweigend, mit gefalteten Händen und in Gebet vertieft. Da wandte sie sich zu mir und sagte:

„Jetzt gib mir einen Kuß, den letzten." Schluchzend kniete ich neben ihr hin, und drückte meine Lippen auf die ihrigen, sie legte ihre Hand wie segnend auf mein Haupt, seufzte tief und — war todt.

„Ja, todt! Meine Marinla, mein vielgeprüftes Weib, mein Engel war todt," schluchzte der Fürst wie rasend.

Dann fügte er mit einem Ausdruck ruhiger Verzweiflung hinzu: „Ich selbst habe ihren Sarg gezimmert, ich selbst sie hineingelegt, ich selbst das Grab gegraben und sie hineingelegt. Doch jetzt habt ihr meine Geschichte, die ich Niemand hier in Sibirien erzählt habe, gehört; es ist Zeit, zu schlafen. Schlafet wohl."

Schweigend führte er mich in das Zimmer zurück, schweigend legte er sich auf die Bank, die ihm als Bett diente und ich folgte seinem Beispiel.

Als ich am Morgen erwachte, war er fort, auf dem einzigen Tisch lag ein kleiner Zettel, auf welchem mit Bleistift folgende Worte standen: „Lebe wohl, Fremdling, wir sehen uns wahrscheinlich nie wieder in diesem Leben."

So mußte ich denn den Unglücklichen verlassen, ohne ihm ein Wort des Abschiedes, ein Wort der Theilnahme zu sagen.

Später erfuhr ich, daß der Kaiser Alexander ihn bei seinem Regierungsantheil begnadigt, und in den Genuß seines Titels und seines Vermögens wieder eingesetzt habe; doch der Fürst wollte das Grab seiner Marinla nicht verlassen, seine Güter hat er verkauft und den Ertrag unter dem Namen seiner Frau an verschiedene katholische Klöster vertheilt, er selbst hat für sich eine kleine Jahresrente behalten und ist entschlossen, in Sibiriens Urwalde, in seiner Jurte, in dessen Hof seiner Marinla Grab sich befindet, sein Leben zu beschließen.

## Swift und Stella.

In England sind Swift und Stella als unglücklich Liebende so berühmt, wie Werther und Lotte bei uns, Abälard und Heloise in Frankreich. Die ganze Seligkeit und die ganze Tragik dieser Leidenschaft erschöpft sich in ihnen. Schade, daß es Macaulay niemals versucht hat, in einem seiner nie genug zu lobenden Essays diese beiden Gestalten, das Dämonische zu schildern, das sie zu einander zog, von einander abstieß und sie endlich in die Tiefe des Elends stürzte. Die umfangreichen Biographien Swift's von Walter Scott, Thomas Sheridan, dem Earl von Orrery, müssen eben ihrer Breite wegen der Masse des gebildeten Publikums unbekannt bleiben, und der vortreffliche Aufsatz Thackeray's in seinen „Englischen Humoristen" über Swift setzt eine so genaue Kenntniß der englischen Literatur, der politischen Verhältnisse in der letzten Zeit der Königin Anna (1702 bis 1714) voraus, wie sie von einem deutschen Leser nicht verlangt werden kann. Uns Deutschen ist Jonathan Swift zunächst als der Verfasser der „Reisen Gulliver's" bekannt. Den Weihnachtstisch eines deutschen Knaben pflegen die Abenteuer Robinson's und die Reise nach Lilliput zu schmücken. Er berauscht sich an dem ersten Buche, dem männlichen Muthe des englischen Matrosen, seiner Thatkraft, seinen Gefahren und seiner Rettung; er lacht über die Zwerge des zweiten, den Kaiser, der um die Breite eines Daumnagels über alle seine Unterthanen hervorragt; er bewundert die edlen, starken und großherzigen Rosse, die Houyhnhnms. Anders beurtheilt der Mann Robinson und Gulliver. Defoe's und Swift's Werke erschienen etwa in derselben Zeit; beide beruhen auf wunderbaren Abenteuern in fernen Ländern; die Sehnsucht in die Fremde, welche damals die Menschen beherrschte, Law's Mississippi-Compagnie in Paris, den Südsee-Aktien-Schwindel in London hervorrief, lebte auch in diesen Erzählungen und machte für die Zeitgenossen nicht ihren geringsten Zauber aus. Aber Defoe, der Verfasser des Robinson, war ein Menschenfreund, wohlwollend gegen Alle, er liebte das Volk, sein Werk ermahnt uns zur Arbeit, zum Vertrauen auf Gott.

Swift haßte und verspottete die Menschen, sein Mährchen ist eine boshafte Satyre, das in seinen letzten Theilen dem Zähnefletschen eines bösen Geistes, wie ihn sich die

Phantasie des Mittelalters dachte, gleicht. Ein Genius ist Swift, aber ein Genius mit schwarzen Flügeln. Welche Stellung er durch seine Gedichte, seine politischen Schriften — er war anfangs ein Whig, dann ein Tory, ein Freund Bolingbroke's — auch in der englischen Literatur einnimmt, für die allgemeine Weltliteratur haben von all' seinen Schriften nur „Gulliver's Reisen" Werth und Bedeutsamkeit.

Sein Leben hat einen Hauch jenes romantischen Glanzes, der das Schicksal Tasso's, des Camoëns und Cervantes für die Nachwelt verklärt. In Dublin 1667 wurde Jonathan Swift geboren, sieben Monate nach dem Tode seines Vaters, eines Rechtsgelehrten, der sich dort niedergelassen. Ursprünglich war die Familie in Yorkshire ansässig, dem geistlichen Stande angehörig. Sir William Temple, unter Karl II. Stuart ein viel genannter und gebrauchter Staatsmann, lernte bei einer Anwesenheit in Irland den jungen Swift und seine Mutter kennen. Der Jüngling studirte auf dem Trinitykolleg in Dublin, eben so arm an Schätzen, als reich an Späßen und Witzen. Auf die Verwendung der Mutter nahm sich Temple seiner an und führte ihn mit sich nach England 1688 hinüber. Swift blieb als Schreiber und Vorleser im Hause seines Beschützers bis zu dessen Tode 1699; einmal 1693 kehrte er nach Irland zurück und erhielt dort eine kleine Pfarre; diese Stellung indeß genügte seinem Ehrgeiz nicht, und er zog es vor, Sir William Temple wiederum aufzusuchen, so hart die Dienstbarkeit seinem stolzen und hochfahrenden Geiste auch fallen mochte. Früh schon erzeugte die Armuth, die Niedrigkeit, die Noth, von Anderen Hilfe und Beistand zu erflehen, in Swift's Herzen eine grausame, höhnische Bitterkeit gegen die Welt und die Menschen; niemals beging er den Tag seiner Geburt festlich, im Gegentheil, er behauptete, dies sei der größte Unglückstag für ihn.

Aus dem Staatsdienst zurückgezogen, durch den Tod seines Sohnes betrübt, lebte Sir William Temple auf seinem Landsitz Moor Park in Surrey, mit Landwirthschaft, Gärtnerei und mancherlei literarischen Studien beschäftigt. Es war ein stiller, reizender Erdenfleck; ein kleiner Fluß begrenzte die Besitzung, der Garten im holländischen Geschmack mit schnurgeraden Beeten. Hier verbrachte Swift seine Jugend; er hatte zwanzig Pfund jährlich und freie Kost. Schwerlich würde er lange in dieser untergeordneten Stellung ausgeharrt haben, den Launen und Wunderlichkeiten eines Mannes ausgesetzt, der in seiner stattlichen Allonge-Perücke beständig den großen Politiker, den berühmten Mann und vornehmen Edelmann spielte. „Wahrhaftig", schrieb er einmal später von ihm, „dieser Sir William verhunzte die Rolle des großen Herrn nicht schlecht!" Was ihn fesselte, fast wider seinen Willen fesselte, war die Liebe zu einem Mädchin, der Zofe der Lady Giffard, der Schwester Sir William's, die bei ihm in Moor Park lebte. „Sir Temple", bemerkt Macaulay, „hätte gewiß nicht geglaubt, daß die Liebelei in seinem Bedientenzimmer, die ihm wahrscheinlich zu unwürdig erschien, als daß er nur einen Scherz darüber gemacht hätte, der Anfang einer langen, unglücklichen Leidenschaft sei, die einst solchen Ruf erlangen werde, wie die Zärtlichkeit Petrarca's und Abälard's". Dies Mädchen mit schwarzen Haaren und Locken galt für die Tochter des Wirthschafters; in Wirklichkeit aber war Esther Johnson eine natürliche Tochter Sir Temple's; ihre Züge, ihre Kleidung, Temple's Benehmen gegen sie ließen darüber kaum einen Zweifel bestehen; in seinem Testamente vermachte er ihr tausend Pfund. Esther oder Miß Hetty, wie sie in der Familie genannt wurde, Stella, wie sie Swift später nennen sollte — der schönste Stern an dem nachtwolligen Himmel seines Lebens — faßte eine leidenschaftliche Zuneigung zu dem jungen Schreiber. Swift's Antlitz war eher häßlich als schön; im Zorn nahm es einen furchtbaren Ausdruck an; aber „in seinen Augen, die so azurblau wie der Himmel sind, liegt ein fesselnder Muthwille." Bis in sein späteres Alter übte Swift durch seine Rede, sein Wesen eine dämonische Anziehungskraft auf die Frauen aus. Als er Dekan zu St. Patrick geworden, erfüllten täglich Frauen aus allen Ständen sein Wartezimmer. Die Frauen aus der höchsten Gesellschaft schrieben seine oft nur allzu schwülstigen Verse ab und lernten sie auswendig. Mit unlöslichen Banden wußte er Stella an sich zu knüpfen und ihr eine Leidenschaft einzuflößen, die erst mit ihrem Leben enden sollte.

Nach Temple's Tode, 1699, schwand für Swift jede Aussicht auf Beförderung in England; unmuthig, ergrimmt gegen Alle, kehrte er nach Irland zurück und trat seine Pfarre zu Laracor an. Auf seine Einladung folgte ihm Stella, eine ältere Verwandte begleitete sie. In seiner Nähe bezog sie eine kleine Wohnung; sie mochte den Glauben haben, daß Swift sie heirathen würde.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Würzburger Stadttheater.

△ Mit dem „Recept gegen Schwiegermütter" ist es unserer Direktion offenbar sehr ernst; in kurzen Zwischenräumen gelangte dasselbe am Sonntag zur dritten Aufführung. Wir wissen nun nicht, welche Wirkungen die Bekanntgabe des Recepts gehabt hat, zweifeln aber, daß von denen, die es angeht, bereits Einige in den Hafen der Ehe eingelaufen sind, da auch unter den Würzburger Schwiegermüttern wie anderwärts sich nur selten eine belle-mère nach des Wortes eigentlicher Bedeutung findet. Das Stück wird übrigens hinlänglich Gutes gewirkt haben, wenn es den moralischen Effekt hervorgebracht, daß diejenigen Schwiegermütter, welche unangenehme Seiten zu entwickeln pflegen, nicht allein vor der Welt, sondern auch im Negligé die nöthigen Rücksichten üben werden. Die Darstellung bewegte sich am Sonntag in denselben Geleisen wie bei den vorhergegangenen Aufführungen. Dem genannten Stücke folgte die bekannte Posse „Einen Jux will er sich machen".

Am Montag wurde „die Lästerschule" von Sheridan aufgeführt. Dieses Lustspiel galt seiner Zeit für die Blume seiner Gattung. Es gibt in der Literaturgeschichte so manche Erscheinungen, von denen wir nicht begreifen können, wie sie je einmal Epoche machen konnten. Beispielsweise erinnern wir an die Geßner'schen Idyllen, an die Romane von Spieß, Kramer u. s. w. Wenn wir lesen, daß das genannte Lustspiel einst für das geistreichste, feinste und lustigste Stück seiner Art gepriesen wurde, so werden wir unwillkürlich an den Spruch erinnert: „tant de bruit pour une omelette". Technische Vorzüge, geistreiche Züge, glückliche Situationen lassen sich allerdings dem Stücke nicht absprechen. Dagegen gewahren wir eine solche Armuth und Jämmerlichkeit der Erfindung, einen so absoluten Mangel dichterischer Gestaltung,

eine so verschwommene Charakterzeichnung, daß uns die übrigen wenigen Vorzüge des Stückes nicht dafür entschädigen können. Namentlich der Held im Lustspiel, Karl Denholm, ist eine sehr verzeichnete Figur; derselbe ist ein leichtfertiger, aber edelsinniger junger Herr. In der schäbigen Zeichnung kommt aber weder der Leichtsinn, noch der Edelmuth zum wirksamen dramatischen Ausdruck, und keine Spur ist davon, beide Eigenschaften in psychologischem Zusammenhang zur Anschauung zu bringen. Wie die Handlung meist in spanischen Stiefeln fortschreitet, so tritt uns die Unfertigkeit und der Zopf des vorigen Jahrhunderts in diesem Stücke, welches wenig mehr als literär-historischen Werth hat, jeden Augenblick vor die Augen.

Fräulein Cläus wußte als Baronesse v. Ostberg in der betreffenden Scene das ganze Kapitel von Schmeicheleien und Liebkosungen, mit welchen schöne und nicht schöne Frauen schwache Männer zu berücken pflegen, mit virtuosem Geschick und photographischer Lebenswahrheit zu erschöpfen. Frau Hahn und Frl. Schütz bewährten als Frau v. Rembach und Frau v. Werling das Fertige und Spitzige ihrer Zungen. Bei Hrn. Hahn, welcher den Karl Denholm spielte, haben wir die Leichtigkeit und Eleganz des Spiels zu rühmen. — Das Haus war am Sonntag und Montag reich und hübsch besetzt, so daß Einzelnen wenigstens ein Augentrost gewährt wurde für die oft entsetzlich langen Zwischenpausen.

## Miscellen.

(Wunder der Photographie). Das British Journal of Photography vom 28. Oktober theilt folgende Zuschrift mit: „Vor einiger Zeit war meine Frau beschäftigt, Albuminpapier im Silberbade zu präpariren, und in einem Augenblick der Zerstreutheit berührte sie mit zwei Fingern ihre Stirn. Sie war damals gerade in Erwartung ihrer baldigen Niederkunft. Gleich nach der Geburt des Kindes waren wir nicht wenig überrascht und erschreckt, an der Stirn desselben, sobald das helle Licht darauf fiel, zwei Eindrücke wahrzunehmen gleich den Silberflecken vor der Fixirung. Das Seltsamste aber war, daß diese Flecken bei Nacht verschwanden und bei Tagesanbruch wieder erschienen. Ich habe bis jetzt nicht versucht, dieselben zu fixiren, und wenn sie mir jetzt auch als eine Art Aktinometer dienen, so verunstalten sie doch das Antlitz meiner Tochter bei Tage, und wir bedauern sehr, daß sie nicht an einer weniger sichtbaren Stelle die Abdrücke erhalten hat. Ich bin ꝛc. der Vater des photographischen Kindes.“ Der Herausgeber des Journals hat dazu bemerkt: „Wenn der Schreiber des Vorstehenden uns nicht bekannt wäre, so würden wir seine Zuschrift als eine schamlose Schnurre bei Seite geworfen haben. Da wir ihn aber als einen ausgezeichneten Photographen, guten Bürger und wenig zu Scherzen aufgelegten Mann kennen, so nehmen wir seine Mittheilung auf und überlassen kompetenteren Männern als wir sind die Erklärung des seltsamen Phänomens.“

(Eins der merkwürdigsten Beispiele für die Gewalt der Einbildungskraft) ist der bekannte Vorfall, welcher im Jahre 1832 auf dem Maskenball im Opernhause zu Paris stattfand. Die Kunde vom Ausbruch der Cholera in London hatte auch in der französischen Hauptstadt die Gemüther bereits mit Furcht und ängstlicher Sorge erfüllt. Indessen war bis dahin kein Erkrankungsfall vorgekommen; der Maskenball fiel so glänzend aus, wie nur je. Das Haus war übervoll und die laute Fröhlichkeit hatte ihren Gipfelpunkt erreicht, als plötzlich eine eigenthümliche Maske die Aufmerksamkeit zu erregen begann. Es war eine ungewöhnlich große, völlig schwarzgekleidete Figur, die ohne Theilnahme an der allgemeinen Lust mit langsamen, feierlichen Schritten durch den Saal ging, und jede Annäherung stumm, aber entschieden zurückwies. Ihr geheimnißvolles Wesen lockte die Neugierigen an; man umringte sie, sie floh; der Haufen ihrer Verfolger wurde immer größer, bis sich der ganze Ball in wilde Jagd auflöste, die hinter der schwarzen, von Loge zu Loge, von Corridor zu Corridor flüchtenden Maske herstürmte. Endlich hatte die geheimnißvolle Gestalt die Höhe einer Treppe erreicht, auf der sie sich auf allen Seiten von ihren Verfolgern umringt sah. Da wandte sie sich rückwärts, der die Treppe hinaufdrängenden Menge zu, und rief mit lauter Stimme: „Ihr wollt wissen, wer ich bin? Ich bin die Cholera!“ Diese Worte riefen eine allgemeine Bestürzung hervor. Ehe man sich wieder gefaßt, hatte die Maske Gelegenheit gefunden, im Gedränge zu entschlüpfen. Man suchte vergebens nach ihr, sie schien verschwunden — und schon eine Viertelstunde später brach die Krankheit im Ballsaal mit so verheerender Wuth aus, daß bekanntlich viele Todte noch in ihren Maskenanzügen begraben wurden.

Ein Photograph, den die holländische Regierung mit der Aufnahme der schönsten Punkte der Insel Java beauftragt hatte, hat in der Nähe eines seit Jahrhunderten erloschenen Vulkans eine unter der Lava begrabene Stadt entdeckt. Die Regierung hat sofort die Vornahme entsprechender Erdarbeiten und Nachgrabungen angeordnet.

## Dramaturgische Blätter.

Der Unterzeichnete wird, von Neujahr 1863 an, dramaturgische Blätter in vierteljährlich erscheinenden Heften herausgeben. Dieselben werden bei C. H. Meinhold & Söhne in Dresden, welche auch das Shakespeare-Buch des Unterzeichneten herausgegeben und so geschmackvoll ausgestattet haben, erscheinen. Der Zweck dieser Blätter ist, durch ein würdiges wissenschaftliches Organ, gleich entfernt von Theater-Klatsch und Coterie-Wirthschaft und Geschwätz, zur Förderung und Hebung der dramatischen Poesie und ihrer Darstellung durch die Schauspielkunst mitzuwirken. Sie werden den ganzen Kreis aller auf die dramatische Poesie bezüglichen Probleme und Lebensfragen erörtern und entwickeln und dadurch sowohl dem jungen aufstrebenden Dichter-Talent, als dem Schauspieler Leiter und Führer werden. Das Bedürfniß eines solchen Organs ist allgemein. — Meine Leistungen auf dem Gebiete der Dramaturgie und die Anerkennung, welche dieselben bei der Nation gefunden haben, geben mir den Muth und das Vertrauen zu diesem Unternehmen. Möge das Publikum diese dramaturgischen Blätter unterstützen und durch seine thätige Theilnahme dazu mitwirken, ein Organ zu schaffen und zu erhalten, welches auf unsere ganze Kultur belebend und fördernd einzuwirken bestimmt ist.

Der Professor Dr. H. Th. Rötscher in Berlin.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: J. [illegible]

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 93. Sonntag den 20. November 1864.

### Manon.

Eine Geschichte aus der französischen Revolution im Jahre 1830.

In Briefen.

#### Der Graf Bodo an seinen Bruder.

Paris, den 25. Juli 1830.

„Alles hübsch umständlich berichtet“, rief mir dein holdes Jettchen bei meiner Abreise, noch in den Wagen nach und tippte dazu, unter schelmischer Pantomime, mit dem Zeigefinger ihrer Rechten, sich auf das Herz.

Dieser hohen Ordre eingedenk, lasse ich heute einmal Paris mit all seinen Herr- und Erbärmlichkeiten, würde dein Ritt-, Post- und Bürgermeister sagen, links liegen und plaudre Euch von einem kleinen Abenteuer vor, das mich seit gestern recht angenehm beschäftigt hat.

Gestern Vormittag nämlich schlenderte ich, im oberflächlichen Beschauen mehrerer prächtiger Kunst- und Mode-Ausstellungen, an den Fenstern geschmackvoll geschmückter Kaufladen, verloren, durch die Straße Rivoli. Ein kleiner Trupp Menschen, in der Mitte einen Polizeibeamten von der Klasse unserer Armen- oder Bettelvoigte, mit einem Knaben von sieben bis acht Jahren an einer kurzen Leine, begegnete mir. Der Junge mochte beim Betteln ertappt worden sein, und sollte wahrscheinlich jetzt in irgend eine öffentliche Anstalt abgeführt werden; der Pöbel schien sich seiner annehmen und ihn seinem Begleiter abjagen zu wollen. Auftritte der Art gehören in allen großen Städten leider zur Tagesordnung; ich achtete also nicht sehr darauf, und ging meines Weges weiter.

Keine zehn Schritte, so überholte ich ein junges, sehr elegant gekleidetes Mädchen, das auf einmal stehen blieb, umkehrte, dem Menschentrupp nachging, unterwegs aber wieder Halt machte, den Kopf schüttelte, schnell wieder umkehrte, mir zur Seite vorbeiflog und einem Laden zueilte, der mit italienischem Blumenwerk reich ausgeschmückt war. „Gott im Himmel“, rief das Mädchen, als es in der Thüre des Blumenmagazins eine junge hübsche Frau, wahrscheinlich die Besitzerin der Handlung, fand, mit rührender Theilnahme, „was wird aus dem armen Kinde werden! der Junge war bildhübsch und sah wie die Unschuld selbst aus! Haben Sie denn gesehen, wie bitterlich er weinte? Die Menschen hätten ihn gewiß losgemacht, aber er konnte sich ja nicht mit ihnen verständigen. Er konnte kein Wort Französisch, und rief immer laut jammernd: „„mein Vater, meine Mutter!““

Die vier letzten Worte, die das Mädchen dem Knaben deutsch nachsprach, und welche auf den frischen Lippen dieses Pariser Purpurmäulchens wie himmlische Harfentöne klangen, trafen mich auf das Herz; ich trat näher, dankte dem Mädchen, daß es mir Gelegenheit gegeben, einem kleinen Landsmanne dienlich sein zu können und versprach, nachzueilen, das Kind wo möglich frei zu machen und es zu bringen, daß es sich für den wohlwollenden Antheil selbst bedanke.

„Thun Sie das, mein edler Herr,“ rief das Mädchen in freudiger Rührung, und warf einen freundlichen Blick auf mich und ein Goldstückchen mir in den Hut.

Ueberrascht von beidem, wollte ich dem zauberischen Mädchen beides zurückgeben; aber es war in das Labyrinth des aus mehreren Kabinetten bestehenden Blumenmagazins verschwunden; zu weitläufigem Parlamentiren war, wenn ich die Hauptsache, die Spur des Knaben nicht aus den Augen verlieren wollte, keine Zeit; also setzte ich mich auf die Behendigkeit meiner Füße und schoß dem kleinen Gefangenen ohne Weiteres nach.

Aus den zehn, zwanzig Menschen, welche den Polizeibeamten und seinen Kleinen am Stricke, vorhin umschwirrt hatten, waren jetzt hundert geworden; und darunter waren recht anständige Bürger und junge Leute von feinem Aeußern bemerkbar. Alle waren neugierig, zu erfahren, was der Knabe verbrochen; — allein der Polizist stand Keinem Rede, und das Kind konnte, weil es der französischen Sprache nicht mächtig war, Keinem antworten. Meiner Vermuthung, daß der Junge wegen unbefugten Bettelns aufgegriffen worden, wollte die Menge, nach einigen Aeußerungen des alten Polizeibeamten, keinen Glauben schenken; der Kleine, meinten die Leutchen, müsse sich irgend eines politischen Vergehens schuldig gemacht haben, und in diesem Falle schienen Alle nur auf Einen zu warten, der ihnen das Signal gebe, um das fremde Kind, dessen heiße Thränen Jeden ergriffen haben mußten, aus den Händen des dem Volke verhaßten Schergen zu befreien.

Die Stimmung war meinem Vorhaben günstig; doch mußte ich vorher wissen, worin die Strafbarkeit meines kleinen Landsmanns bestanden. Hatte er wirklich einen schlechten Streich begangen, so mochte er ihn büßen.

Ich drängte mich durch den immer mehr anwachsenden Volkshaufen an den grämlichen Führer; erhielt aber auf meine bescheidene Frage nach dem Verschulden des Kleinen die barsche Antwort: daß er viel zu thun hätte, wenn er jedem Narren Rede und Auskunft geben sollte.

Jetzt wendete ich mich an den Knaben selbst und sagte, um dessen Vertrauen zu gewinnen, mit möglichst freundlichem Tone: „Sprich, mein armes Kind, was hast du gethan?“

Kaum hörte der Kleine die Laute seiner Muttersprache, als er zu meinen Füßen niedersank, mit der Linken den Sack, welcher seine Blöße bedeckte, zusammenhielt, mit der Rechten meine Knie umklammerte, und in freudiges Schluchzen ausbrechend, rief: „Gott sei Dank, mit Euch, lieber Herr, kann ich doch reden.“

Der Alte wollte den Knaben am Stricke aufreißen, und seinen Weg weiter fortsetzen; allein ein Stämmiger aus dem Volke donnerte ihm mit geballter Faust in das Gesicht, daß er Halt machen solle. Sie müßten erst wissen, was das Kind gethan. Es stehe jetzt unter dem Schutze des Volkes, und er riskiere Arm und Beine, wenn er sich unterstehe, Gewalt zu brauchen. Mehrere äußerten ihre beifällige Verwunderung über die lobenswerthe Schamhaftigkeit des Knaben, welcher, mitten in seiner großen Bedrängniß, sich mit seinen ärmlichen Lumpen so sorgfältig verhülle; Andere fanden in dem verweinten Gesichtchen des armen Kindes, und in dessen großen blauen Augen eine sichere Bürgschaft seiner Unschuld und meinten, da sie erfuhren, daß dies ein deutsches Kind sei, die deutsche Ehrlichkeit, von der sie viel Rühmens gehört, spräche ihm aus jedem Zuge; und Alle bestürmten mich, ihnen zu sagen, was es mir unterdessen vertraut.

Ich erhob meine Stimme, und alsobald legte sich aller Tumult und alles Gemurmel; ich bat im Voraus um Entschuldigung, wenn ich, als Ausländer, vielleicht wider die Regeln ihrer schönen Sprache hie und da verstoße; mein nächster Nachbar betheuerte aber mit ächt französischer Artigkeit, daß ich spreche, wie ein geborner Pariser; und so erzählte ich denn der werthen Versammlung, was mir der Kleine in recht klarem Zusammenhange so eben mitgetheilt hatte.

„Der Knabe,“ begann ich, „ist aus Deutschland; sein Vater, in stetem Kampfe mit drückendem Mangel und bitterer Armuth ermüdet, hat, da zu Berichtigung rückständiger Steuern und Abgaben ihm die Hütte über den Kopf angeschlagen worden, landflüchtig werden müssen (allgemeines Murren). Er pilgert mit Frau und Sohn nach Paris, um hier seinen Bruder aufzusuchen, der vor mehreren Jahrzehnten als Nadler auf die Wanderschaft gegangen ist, sich hier niedergelassen und zu wiederholten Malen in die Heimath geschrieben hat, daß es ihm hier wohl gehe. Nach vielem Hin- und Herfragen ermittelt der Vater, daß der Bruder nur vor einigen Monaten erst mit Tode abgegangen. Ueber seine Verlassenschaft ist keine Auskunft zu erhalten (laute Aeußerung des Mißfallens); die mitgenommene kleine Baarschaft ist verzehrt. Aussicht zu Erwerb ist im großen fremden Orte nicht gleich vorhanden. Zur Vermehrung der Noth erkrankt die Mutter. Das Kind verkauft heimlich seinen einfachen Anzug, um der leidenden Mutter einige Erquickung anzuschaffen, und bedeckt seine Blöße mit einem halb zerrissenen Sacke. (Bravo, bravo rund um; die Augen mehrerer umstehenden Frauen und Mädchen schwimmen in Thränen freudiger Rührung; von allen Seiten öffnen sich die Börsen, um das Wort wahr zu machen, mit dem der Herr seinen himmlischen Segen den Kindern verheißen, die Vater und Mutter ehren.) Heute Morgen treibt der Hunger den Kleinen auf die Straße. Er hofft im gläubigen Vertrauen auf seinen Gott, der die hungrigen Raben speist und keinen Sperling vom Dache fallen läßt. Ein junger wohlgekleideter Mensch, ein Paket bedruckter Quartblätter unterm Arm, eilte an ihm vorüber. Der Kleine spricht den Wohlgenährten um eine milde Gabe an. Dieser versteht, wenn auch nicht seine Sprache, doch seine Pantomime; drückt ihm lachend ungefähr hundert seiner Quartblätter in die Hand und eilt von dannen. Keine zehn Sekunden, so kömmt ein ältlicher Herr, der diese Ueberlieferung wahrscheinlich mit angesehen und fragt, was er da habe. Der Junge gibt ihm ein Blatt. Der alte Herr nimmt das Papier in die Linke, liest, lacht laut und immer lauter, gibt dem Jungen, höchlich vergnügt, ein Silberstück und geht seines Weges weiter. Eine alte schlichte Bürgersfrau, die den alten Herrn so gottvergnügt hat lachen gesehen, kommt heran, nimmt ein zweites Exemplar, liest, lacht laut auf, drückt dem Kolporteur wider Wissen mit freundlichem Danke zwei Silberstücke in die Hand und ruft zwei Herren zu, die dann gleicher Weise kommen, und lesen und lachen und kaufen; in einer halben Stunde hat der Knabe außer dem Exemplar, das er, um seinem Herrn Wirth eine Freude damit zu machen, unter die Achsel geklemmt hat (vielseitiger Beifall) kein Blatt mehr im Sacke, aber eine Menge Geld, das er nach der Münze seines Landes sich ungefähr auf zwei bis drei Louisd'ors berechnet. Er will im Uebermaße seiner Freude nun fort; seinem Herrn Wirthe einen kleinen Schuldenrest abtragen; Arzt und Heilmittel für die Mutter, Brod für den Vater und die nothdürftigste Kleidung für sich besorgen und dann in die nächste Kirche gehen, um Gott seinem Herrn für dessen wunderbare Hilfe auf seinen Knieen zu danken (lautes Bravo von allen Seiten), da kommt der Polizeibeamte, faßt ihn beim Kragen, nimmt ihm sein ganzes Geld ab und schleppt ihn mit Gewalt weg.“

„Das Blatt, das Blatt,“ riefen Alle einstimmig, und ich mußte nun das, unter der Achsel des Knaben eingeklemmt gewesene und von ihm mir mitgetheilte Exemplar der jetzt gewiß auf mehr denn dreihundert Personen angeschwollenen Menge vorlesen. Es war ein höchst witziges, ungemein scharfsinniges, aber furchtbar beißendes Spottgedicht auf den Minister Polignac.

Es ward ringsum mit stürmischem Beifalls-Brüllen aufgenommen, so daß mir über das, was ich ohne Wissen begonnen, anfing, angst und bange zu werden. Einzelne Stimmen boten 2, 3 bis 5 Franken für das Blatt. Der Knabe aber schüttelte, als ich ihm die Anerbietungen verdolmetschte, mit dem Kopfe; er schenkte es späterhin mir, und ich lege es dir hierneben bei.*) Während dem faßte ein rußiger Kohlenträger den Polizisten bei der Kehle, setzte ihm in runder Kürze auseinander, daß, wie von mir der Hergang der Sache erzählt worden, der Knabe, der aus Mangel französischer Sprachkunde, den Inhalt des ihm aufgedrungenen Gedichtes gar nicht gekannt habe, am ganzen Vorfall so unschuldig sei, wie die Sonne am Himmel, und daß er daher im Namen der hier versammelten Menge augenblickliche Herausgabe des dem Kinde abgenommenen, von diesem rechtmäßig erworbenen Geldes und sofortige Freilassung des kleinen Gefangenen verlange; genüge der Polizist nicht auf der Stelle beiden Anforderungen, so habe sein letztes Stündlein geschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Empfänger des Briefes hat es dem Herausgeber dieser Blätter nicht mit zugestellt.

# Swift und Stella.

(Fortsetzung.)

Aber es gab im Grunde der Seele keinen größeren Verächter der Ehe als ihn; ein Ziel seiner Satyre, in seinen Augen noch erbarmenswürdiger als der Kaplan eines Lords, ist ein Pfarrer mit einer zahlreichen Familie. Ihn verzehrte der Ehrgeiz, die Sucht, sich auszuzeichnen, zu glänzen. „Alle meine Bemühungen", schrieb er an Bolingbroke, „mich auszuzeichnen, sind nur aus meiner Armuth entstanden, weil ich einen großen Titel und ein Vermögen entbehre; der Ruf von Geist und Gelehrsamkeit muß mir das blaue Ordensband und eine Kutsche mit sechs Pferden ersetzen." Nicht lieben, fürchten sollten ihn die Menschen, sie fürchteten ihn nur zu sehr. Als irischer Protestant, in Temple's Hause gebildet, gehörte er gleichsam durch Geburt und Erziehung der Whigpartei an, die in den ersten Jahren der Königin Anna das Ministerium innehatte. Von ihm erwartete Swift Beförderung, eine hohe, einflußreiche Stellung. Sein geistliches Amt war ihm hinderlich; in seinem „Märchen von der Tonne" fand man Anspielungen auf und gegen die christliche Offenbarung, eine, wenn auch noch so künstlich verhüllte Verspottung jeglichen Glaubens; solchem Mann konnte kein Ministerium, das seine Stütze in der anglikanischen Geistlichkeit suchte, zu einem Bischofssitze verhelfen. Und trotz des Scheins und der Formen der Frömmigkeit, mit denen er sich später als Dekan zu umgeben liebte, blieb er der Meinung, dem Unglauben seiner Jugend im Herzen getreu. In seinem hohen Alter, als er einmal sein „Märchen von der Tonne" wieder zur Hand genommen, rief er aus: „Welchen Genius hatte ich, da ich dies Buch schrieb!" Er war indeß weit entfernt, seinen eigenen ketzerischen Ansichten das Fehlschlagen seiner ehrgeizigen Plane zuzuschreiben; er warf alle Schuld auf seine Parteigenossen und ging, nach seiner Ankunft in London, 1709, in das Lager der Tories über. Auf das innigste befreundete er sich mit Oxford und Bolingbroke; in dem heftigen parlamentarischen Kampfe, in dem Flugschriftenkrieg der beiden Parteien stand Swift in der ersten Reihe; seine Satyren gegen den siegreichen Herzog von Marlborough haben etwas Niederschmetterndes. Als seine neuen Freunde in das Ministerium traten, spielte er in der Hauptstadt in den Kaffeehäusern wie in den Gemächern der Minister eine glänzende Rolle. Einen Bischofsstuhl konnten ihm freilich auch die Tories nicht verschaffen, aber sie gaben ihm das einträgliche Dekanat von St. Patrick in Dublin.

Fünf Jahre verweilte Swift in London, bis 1714 mit der Thronbesteigung Georg's I. die Whigs wieder ins Amt kamen, Bolingbroke nach Frankreich flüchten mußte. In diesen Jahren entstand Swift's „Journal an Stella"; fast täglich berichtete er der Geliebten, die in Irland geblieben, was er erlebt, wen er gesprochen, welche Menschen er gesehen, von seinen Erfolgen, seinen Niederlagen, das alles untermischt mit den Betheurungen zärtlichster Liebe, mit Schmeichelnamen, bald mit scherzenden, bald mit rührenden Versen. Diese Briefe haben für uns zuweilen etwas Gekünsteltes, aber man begreift, wenn man mehrere dieser Briefe hintereinander gelesen, wie all diese Bekenntnisse, Erzählungen, Schmeicheleien, Liebesversicherungen ein weibliches Herz entzücken und berauschen mußten! Widerstände ein liebendes Mädchen, daß der Geliebte, der erste Schriftsteller seiner Zeit, etwa anredet: „Hübsche Stella! Liebe, spitzbübische, unartige, liebliche Stella!?" Sollte sie unter diesen Worten Lügen, höllische Lügen vermuthen? Und doch, während er ihr diese Briefe Tag für Tag schrieb, saß er im St. James-Viertel in London, in Burystreet zu den Füßen einer andern. In derselben Straße wohnte eine Frau Vanhomrigh, die Gattin eines holländischen Kaufmanns, der zu König Wilhelm's Zeiten ein einträgliches Geschäft betrieben. Swift lernte sie und ihre Tochter Vanessa kennen. Ihn sehen und lieben, war für dies leidenschaftliche Mädchen eins. Der Dekan wurde der Tischgenosse der Mutter, der Lehrer der Tochter. „Mein bester Rock und meine beste Perrücke," schreibt er an Stella, „hängen bei der Frau Vanhomrigh, meiner Nachbarin, und ich speise sehr häufig dort, aus reiner Gewohnheit." Von Vanessa kein Wort. Leider sind uns Stella's Briefe nicht aufbewahrt worden und wir wissen nicht, ob sie ahnte, welch eine Gefahr für ihre Liebe aus diesen „Gewohnheitsbesuchen" erwachsen sollte. Mir ist es, als habe Swift Stella ebensowenig als Vanessa geliebt; zu der ersten zogen ihn gemeinsame Jugend-Erinnerungen, eine gewisse Dankbarkeit, da sie ihn in seinen Krankheiten pflegte, seinetwegen ihren Ruf auf das Spiel setzte; von der zweiten liebte er es, sich bewundern zu lassen, er war dreiundvierzig Jahre alt, als er sie kennen lernte; die leidenschaftliche Hingebung eines jungen Geschöpfes muß ihm geschmeichelt haben. Einem so bittern und spöttischen Manne, wie er war, konnten die Frauen schwerlich mehr als Spielzeuge und Bildwerke sein, er betrachtete sie vielleicht einmal mit den Augen des Künstlers, öfter noch mit denen eines cynischen Philosophen.

Der Earl von Orrery schildert Vanessa als „über die Maßen eitel. Sie liebte den Putz, strebte nach Bewunderung, ihr Geist hatte einen romantischen Hang und sie fühlte sich über das ganze weibliche Geschlecht erhaben. Keck, ausgelassen und stolz, nicht ohne einige angenehme Talente, war sie doch weit davon entfernt, schön oder wohlgebildet zu sein; glücklich in dem Gedanken, für Swift's Geliebte zu gelten, strebte sie dennoch, seine Gattin zu werden." Als Swift dies merkte, suchte er sich ihr zu entziehen. Jedes Band, das seiner Unstetheit angelegt werden sollte, entsetzte ihn. So rasch aber, wie er das Feuer in Vanessa's Herzen entzündet, vermochte er es nicht wieder auszulöschen. Zu der Liebe gesellte sich die Eifersucht; Vanessa ahnte, kannte das dunkle namenlose Verhältniß Stella's zu Swift. Vielleicht, da Stella kränklich war, rechnete sie auf den baldigen Tod der Nebenbuhlerin. Damals nun fielen die Tories, verließ Swift London, um in die Dechanei von St. Patrick zurückzukehren.

Obgleich er in einem langen Gedichte, „Cadenus an Vanessa", seine Liebe zu dem jungen Mädchen besungen, war er doch froh, das Meer zwischen sich und der einst Geliebten zu wissen. Stella empfing ihn mit der früheren Zärtlichkeit; ihre Liebe blühte selbst im Froste des Winters, bei seiner Kälte und Härte fort. Zum Unglück für beide aber dachte Vanessa nicht daran, Swift aufzugeben. Sie folgte ihm mit ihrer Mutter und ließ sich in Celbridge, in Marley Abtei nieder. Die Macht des Dechanten über diese beiden Frauen erinnert an die Geschichte von dem unwiderstehlichen Zauber des bösen Blicks. Eine nach der andern sah sich von ihm betrogen, und dennoch konnte sich keine entschließen, den Treulosen aufzugeben. Durch einen Zufall wurde Stella die Glücklichere, wenn es, was ich sehr bezweifle,

ein Glück war, Seifert's Weib zu sein. Die Krankheit hatte Stella an den Rand des Grabes gebracht, von den Aerzten war sie aufgegeben.

(Schluß folgt.)

## Würzburger Stadttheater.

△ Das Repertoir auf dem hiesigen Stadttheater, soweit es das Schauspiel betrifft, zeigt ein bedenkliches Ueberwuchern des Mittelmäßigen und Unbedeutenden. Wir wollen hier ununtersucht lassen, ob dieser Mißstand in dem Unvermögen, eine gediegenere Auswahl zu treffen, oder in dem Mangel und der Unzulänglichkeit der darstellenden Kräfte zu suchen ist, oder wie weit beide Ursachen zusammenwirken. Die vielen Lappalien, welchen wir auf der hiesigen Bühne begegnen, haben den doppelten Mißstand, daß sie einerseits kaum ein Maß bieten für das Leistungsvermögen der Einzelnen und daß sie andererseits den bessern Kräften, welche hier schlummern könnten, eine höhere Ausbildung erschweren, wenn nicht unmöglich machen.

Am Mittwoch kam das dreiaktige Lustspiel: „Endlich hat er es doch gut gemacht" von Albini zur Aufführung. Das dramatische Talent des Verfassers zeigt große Verwandtschaft zu dem belletristischen Vermögen Clauren's, dessen mollaskenartigen Schöpfungen einst namentlich die Romanliteratur unsicher gemacht hatten. Die Albini'schen Sachen, in denen sich meist eine prätentiöse Naivetät breit macht und ein geistloser Schnickschnack sein Wesen treibt, sind von den meisten Repertoires so ziemlich verschwunden und sind bereits zu den Todten zu rechnen. Es wäre gut, wenn man auch in Würzburg die Todten ruhen ließe. In dem Stücke vermissen wir das organische Leben, von welchem jedes Kunstwerk bedingt ist, es fehlt ihm jede tiefere Beziehung, und es wirkt so nicht allein sehr langweilig, sondern es ist in vielen Partien gänzlich ungenießbar. Es fehlt dem Stücke nicht an Blödsinn; wir lieben denselben manchmal, doch muß er methodischer auftreten, wie hier, wenn er einem nicht zuwider werden soll. Das stellenweise Beifallklatschen war auf Rechnung der Capriccios des Herrn Simon (Mengler) zu setzen. Eine nette, liebenswürdige Darstellung war die der Frl. Lehmeier, deren liebe Kinderstimme von sympathischem Klang auch auf den Theil des Publikum, welcher sich getäuscht gefunden haben möchte, versöhnend wirken mußte. Die Leistungen der übrigen Darsteller wollen wir, soweit sie nicht zu den bloßen Figuranten zählten, kurz mit Noten bezeichnen. Hr. Jakson, Darsteller des Hauptmanns von Schlögel: Naturalist, von begrenztem Sinne für eine charakteristische Auffassung, die Darstellung bezeichnender Züge entbehrend. Frln. Saphir (Rosa) im Spiele befriedigend, die Sprache bemerkenswerth durch ihren exotischen Accent, der selten stört. Hr. Holland (Wilhelm v. Schlögel): die Darstellung der Rolle entsprechend. Hr. Päckert (Karl Braunthal): lebhaftes Spiel; der Gefühlsausdruck oft gut getroffen, manchmal überschwenglich und unwahr. Herr Bethge als Darsteller des Hrn. v. Eckerchen sehr gelungen und Frln. Schütz, als Madame Riedlich, ihm würdig zur Seite stehend.

Das erste Stück bei der Vorstellung am Freitag war das ländliche Charakterbild: „Er hat etwas vergessen" von Berthold. Das Bild ist recht unterhaltend und Freunden von Spinnstubenpoesie und Melkkübelhumor zu empfehlen. Der „ländliche" Ton wurde von den Darstellern glücklich getroffen. Frln. Lehmeier, welche ein niedliches Bauernmädchen vorstellte, war in ihrer Erscheinung und in ihrem Spiele gar anmuthend.

Dem genannten „Charakterbild" folgte „Eine kranke Familie", ein Schwank und Schöpfung der Firma: Moser, Trost und Comp. Bezüglich dieses Schwanks haben wir nur zu bemerken, daß er häufig nicht zu ledern war. Die Gesammtdarstellung war gut.

## Miscellen.

Bei Oeffnung der Familiengruft fand ein Berliner Bürger den Schädel seines Urgroßvaters und sah mit Erstaunen und Neid das wunderschön erhaltene vollständige Gebiß des vor 70 Jahren Verstorbenen. Da der junge Mann schon längst bedeutende Zahnlücken zu beklagen hatte und mit dem Plane umging, dieselben künstlich wieder ausfüllen zu lassen, so kam er auf den originellen Gedanken, sich der Zähne seines Urgroßvaters, als eines nachträglich erhaltenen, willkommenen Erbtheils, zu bedienen. Er ließ dieselben durch einen geschickten Zahnkünstler vorsichtig herausnehmen und die seinen eigenen Lücken entsprechenden getrosten Muthes in seine eigenen Kinnladen einfügen. Sie bewähren sich und stehen vortrefflich; ja der glückliche Junggeselle, der sich eben auf Freiersfüßen befindet, will sogar behaupten, mit seines Urgroßvaters Zähnen habe er bereits in einigen Wochen mehr Damenherzen erobert, als sonst in ebensoviel Jahren.

(Ein zweiter Blondin von Namur.) Der „Mähr. Corr." erzählt aus Brünn: Ein junger, hübscher, sehr gekannter, bei vielen Damen sehr beliebter junger Mann erhielt vor einigen Monaten ein süßduftendes Briefchen von zarter, weiblicher Hand. Dies Briefchen bestellt unseren Helden zum Ferdinandsthor gegen Mitternacht, dort wird er erwartet werden und soll sich mit verbundenen Augen weiter leiten lassen. Der muthige, Abenteuern nicht mehr fremde junge Mann erscheint richtig, wird von einem tief Vermummten empfangen und gelangt in ein feenhaft ausgestattetes Gemach, wo eine reizende, junge, ihm ganz unbekannte Dame seiner harrt. — Wo bin ich? ruft unser Held aus, öffnen sich Wunder hier dem geblendeten Auge? — Auf dieselbe Art, wie er gekommen, wird er wieder zum Ferdinandsthor zurückgeführt, nach gegebenem Ehrenworte, nicht zu schauen. Vergebens war seit jener Zeit sein Streben, die Unbekannte wieder zu sehen, und beinahe hätte er nach so vielen Monaten das Abenteuer vergessen, als vor wenigen Tagen ein zierliches Päckchen an ihn gelangt, in welchem ein Exemplar von Kaisers Charaktergemälde „Etwas Kleines" und eine — Tausendguldennote sich befand.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: A. Hartmann.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

**№ 94.** Mittwoch den 23. November **1864.**


## Manon.

Eine Geschichte aus der französischen Revolution im Jahre 1830.

In Briefen.

### Der Graf Bodo an seinen Bruder.

(Fortsetzung.)

Im nämlichen Augenblicke faßte mich ein junger wohlgekleideter Mann bei beiden Achseln, drehte mich um, flüsterte mir in das Ohr: „Hier hab' ich Euch ein Kabriolet besorgt; rasch mit dem Jungen hinein, ehe die Wache kömmt!" und hob und schob mit mehreren Andern mich in den Wagen, daß ich selber nicht wußte, wie ich hineingekommen. Zu gleicher Zeit flog auch der Junge hinter mir drein; der Kohlenträger schüttete sein erbeutetes Geld mir in den Hut. Dreißig, vierzig Hände steckten und warfen dem Knaben links und rechts Geld zu, und das Kabriolet rasselte im gestreckten Trabe, unter wieherndem Jubel der tobenden Menge, die Straße hinab.

Erst am Ende derselben fragte der Führer des Kabriolets, wohin ich mich gebracht zu sehen wünsche. Der Knabe nannte seine Wohnung, sie lag weit vor der Barriere, auf dem halben Wege nach Bicetre.

Wer malt die Ueberraschung der armen, auf halb verfaultem Stroh liegenden Eltern, als ich mit ihrem Kinde in die fast dachlose Hütte trat, und auf den wackeligen Tisch einen ungezählten Haufen blankes Geld legte. Auch den, aus ungefähr 80 bis 90 Franken in Golde bestehenden Inhalt des mir vom schönen Mädchen im Blumenmagazin zugestellten Börschens fügte ich hinzu; versprach in einigen Tagen wieder zu kommen, und mich nach der Verwendung der ihnen durch die Güte des allbarmherzigen Gottes auf wunderbarem Wege zugeflossenen Gaben theilnehmender Menschen zu erkundigen, und eilte nach Paris zurück, um von dem, über alle Erwartung glücklich ausgeführten Auftrage meiner liebenswürdigen Mandantin unter Zurückreichung des Börschens den nöthigen Rapport abzustatten.

Die Besitzerin des Blumenmagazins, eine ungemein hübsche Frau, und ihre Gehilfinnen, ein Dutzend der niedlichsten und elegantesten jungen Pariserinnen, umkreisten mich, als kehrte ich mit Lorbeern bedeckt aus einer siegreichen Schlacht zurück, und nahmen meine Berichterstattung mit der gespanntesten Theilnahme auf; sie hatten aus den Fenstern ihres ersten Stocks dem ganzen Schauspiele bis zu Ende mit zugesehen und erzählten, daß die fremde junge Dame vor Freude in die Hände geklatscht habe, als sie gewahrt, daß ich mit dem Kleinen im Kabriolet glücklich entkommen; denn keine zwei Minuten seien vergangen, so sei ein starkes Kavalleriepiket die Straße heraufgesprengt, habe aber, da ihm über die Ursache des Auflaufs Niemand nähern Aufschluß zu geben sich veranlaßt gefunden, und die Mehrzahl der Menschen bereits sich nach allen Seiten hin zerstreut, unverrichteter Sache wieder abziehen müssen.

„Die fremde Dame?" fragte ich überrascht; „ich meinte, sie wohne hier im Hause, oder sei gar Mitglied dieses Kreises, und Sie" — lachend unterbrachen mich die Mädchen und entgegneten, daß die junge Fremde sich für die ihr zugemuthete Kollegenschaft schön bedanken würde; daß sie bestimmt eine Dame aus einem der ersten Häuser der Residenz; sie müsse hier ganz in der Nähe zum Besuch gewesen sein, denn sie sei ohne Umschlagetuch und Hut auf einen Augenblick in das Magazin gekommen, um sich Blumen auszusuchen. Gleich nach ihrem Eintritte sei der Knabe vorbeigeführt worden. Der Anblick des weinenden Kindes habe sie unbeschreiblich tief ergriffen, und als sie wahrgenommen, daß der Kleine deutsch gesprochen, und daß Niemand dessen Jammern verstanden, da sei sie vom Mitleid so mächtig hingerissen worden, daß sie unwillkürlich dem Kinde nachgegangen sei, wahrscheinlich um ihm auf irgend eine Weise Hilfe anzubieten; indeß sei sie doch bald darauf, vom Schicklichkeitsgefühle gemahnt, wieder umgekehrt und habe sich sehr gefreut, als ich gekommen und ihr die Angst, gerne helfen zu wollen und nicht zu können, abgenommen habe. „Madame," setzte ein kleines geschwätziges Plappermäulchen hinzu, „wollte sie im Scherz bange machen, und äußerte die Besorgniß, daß Sie mit dem gefüllten Börschen durchgehen und es für gute Prise erklären könnten, allein sie lachte und behauptete mit freudiger Zuversicht, daß eines solchen Pariser Gaunerstreichs ein ehrlicher Deutscher gar nicht fähig sei; auch meinte sie" — das schlaue Pariser Blumenkind machte dazu ein ungemein anmuthiges Knixchen, — „daß in den Gesichtszügen und im ganzen Benehmen des jungen Deutschen zu einer solchen Behauptung durchaus kein Grund gelegen. Sie wartete eine geraume Zeit auf Ihre Rückkunft; endlich erinnerte sie das Schlagen unserer Uhr an den Aufbruch; sie entschuldigte sich, daß sie diesmal aus Geldmangel die auserwählten Blumen nicht kaufen könne; lehnte den Antrag, sie auf Kredit zu nehmen, verbindlich ab und ging mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen, um zu hören, was Sie vom Erfolg Ihrer menschenfreundlichen Bemühungen uns unterdessen würden erzählt haben. Wir sahen ihr nach; sie trat in das dritte Haus hier linker

Hand; allein wenige Minuten darauf kam sie wieder heraus; eine sehr elegante Equipage fuhr vor; zwei Bedienten hoben sie in den Wagen, fort war sie."

Mit diesem naiven „fort war sie" schnitt sich mit einem Male alle Möglichkeit des Wiedersehens ab. Doch nein! an das Börschen wollte ich den rasch abgerissenen Faden wieder anknüpfen. Die Fremde hatte ja versprochen, in das Blumenmagazin zu kommen und nach dem Resultate meiner Bemühungen sich zu erkundigen. Madame durfte dann nur nach Namen und Wohnung fragen; und wenn die junge Fremde eine Prinzessin selber war, so konnte sie nicht übel deuten, wenn ich ihr das Börschen und den Dank der durch sie glücklich gewordenen Familie persönlich zu Füßen legte. Allein Madame wollte sich zu dieser Erkundigung platterdings nicht verstehen; das sei, meinte sie in ihrer echt französischen Delikatesse, gegen den Anstand und liege außer dem Bereiche ihres Geschäfts; manche Damen, die bei ihr vorsprächen, wollten nicht gekannt sein und sie wüßte nicht, wie sie über die Verlegenheit wegkommen sollte, wenn die Fremde Ursache hätte, ihre indiskrete Frage unbeantwortet zu lassen. Wäre mir darum zu thun, der Dame das Börschen zurückzustellen, so möge ich es ihr zur Weiterbeförderung anvertrauen; sie gelobe mir Alles, was ich in ihrem edlen Auftrage für das Kind gethan, ihr, wenn sie wieder käme, getreulich Wort für Wort zu erzählen und ihr auch nicht zu verhehlen, wie schmerzlich es mir gewesen, ihr den Dank des Kleinen und seiner Eltern aus Unkunde ihres Namens und ihrer Wohnung nicht persönlich haben überbringen zu können, und wolle die junge Fremde dann Näheres von mir selbst hören, so werde sie beides wohl ungefragt und unaufgefordert ihr nennen, was ich dann als eine förmliche Erlaubniß, ihr mich vorstellen zu dürfen, ansehen könne.

Ich mußte meine Lektion über den Anstand stillschweigend hinnehmen, denn ich fühlte, daß die niedliche Frau im Ganzen wohl Recht haben mochte; allein ich gab mit dem Börschen auch meine Hoffnung des Wiedersehens hin; denn daß die junge Dame aus einem der ersten Häuser der großen Weltstadt mich durch die gute Blumistin nicht zu sich bestellen werde, konnte ich mir an den fünf Fingern abzählen; das Mädchen sah so gewaltig vornehm aus, daß es von der Bahn des Strengschicklichen gewiß kein Haar breit abwich. Wenn uns also nicht ein ungeheurer Zufall einmal wieder zusammenführt, so muß ich blos um des lieben Anstands willen auf das Vergnügen der näheren Bekanntschaft mit dieser höchst lieblichen Erscheinung für immer und ewig verzichten.

## Derselbe an Denselben.

Paris, den 29. Juli 1830.

Ich lebe; diese zwei Worte zu deiner Beruhigung; denn von deiner brüderlichen Theilnahme darf ich hoffen, daß du bei Lesung der öffentlichen Blätter, welche über die furchtbaren Auftritte der drei letzten Julitage ein Breiteres enthalten, um mein kleines Ich nicht ohne Sorge gewesen sein wirst.

Diese drei Tage werden mir unvergeßlich sein, so lange ich lebe. Meine vorwitzige Neugierde; die Unbekanntschaft mit der Gefahr; die Aufforderung von Seiten mehrerer achtbaren Männer, mitzukommen und das schwer beleidigte Paris, als Verfechterin des gekränkten Nationalrechts, als Rächerin der verletzten Volksehre auf dem Kulminationspunkte seiner Willensstärke zu sehen; Alles dies zog mich mit unwiderstehlicher Gewalt hin in den Strudel, aus dem, als man sich ihm einmal genaht, Niemand entrinnen konnte; schon am 26. war ich bei der Expedition gegen die Pressen des Journals „Le Temps" zugegen. Ein Schlosser, der die mächtigen Thüren der Druckerei öffnen sollte, war nicht aufzutreiben; endlich ward der, fast mit dem Makel halber Ehrlosigkeit befleckt, dazu herbeigeholt, dem das schmachbedeckte Geschäft obliegt, die Galeerensklaven einzuschmieden. Am 27. Mittag war es ein fast allgemeines Volksvergnügen, die kleinen ausgesendeten Militärpatrouillen so mit Menschen zu umwickeln, daß sie kein Glied regen konnten; man lachte sie aus, ließ sie auf ihre dringende Vorstellung wieder frei und ließ sie dann ihres Weges ziehen, um andere, die eben heranmarschirt kamen, auf gleiche Weise zu umzingeln. Die Garden und die Schweizer wollten derlei Scherze weniger vertragen; sie erklärten, die erste Beleidigung mit dem Bajonette zu beantworten; das Volk verhöhnte ihre Drohungen mit einer mir unbegreiflichen Dreistigkeit; ihre bewunderuswürdig lange Geduld war endlich erschöpft, die Offiziere kommandirten Feuer; über dreißig Menschen stürzten todt nieder. Der Haufen zerstob in alle Straßen, nahm aber die Gefallenen mit sich, und trug sie als Märtyrer der Freiheit unter lautem Aufruf zur Rache in ganz Paris umher.

Am 28. Morgens — wer hätte zu Hause bleiben können! Die Frühluft des großen Tages erbebte vom Wirbel des Generalmarsches, der durch alle Straßen geschlagen wurde, und vom grausenden Stürmen aller Thurmglocken in ganz Paris; die angesehensten Bürger eilten, als Nationalgardisten montirt, nach dem Rathhause und besetzten alle Hauptkirchen. Die unglücklichen Soldaten, die zweimal vierundzwanzig Stunden in der Residenz ihres Königs keinen Tropfen zu trinken, keinen Bissen zu essen bekommen hatten — denn das erbitterte Volk schnitt ihnen alle Lebensmittelzufuhr ab — schwankten von einem Platze zum andern; ringsum wuchs die Masse des Volks von Minute zu Minute. Alles hatte sich in der Nacht mit Waffen versehen; wer keine hatte, focht mit dem Stocke, wer den nicht hatte auftreiben können, kämpfte mit geballter Faust. Es war Ein Wille, Ein Geist, Ein Zweck.

(Fortsetzung folgt.)

## Swift und Stella.

(Schluß.)

In dieser Lage glaubte Swift den letzten Wunsch der Sterbenden, ihm durch den Segen der Kirche verbunden zu werden, erfüllen zu können. Unter dem Versprechen, ihre Vermählung geheim zu halten, ließ er sich mit ihr trauen. Zu Morley Abtei saß indessen Vanessa und schrieb Swift, ohne sich durch die Kälte seiner Antworten abschrecken zu lassen, die glühendsten Briefe, aus denen eine abgöttische Leidenschaft sprach. Der Dechant besuchte sie, sei es, um sie zu beruhigen, sei es, von einem Reste alter Neigung bestimmt. Vanessa ging selten aus und sah wenig Menschen. Ihre Unterhaltung machte Lesen aus, ein Spaziergang im Garten. Ihr Lieblingssitz war eine Laube, von Lorbeersträuchern verhüllt, mit dem Blick auf den Liffey, der an der Besitzung vorbeifloß. Dort saß sie oft mit Swift zusammen, wie Sage des Orts erzählt, daß sie stets gegen

die Zeit seiner Ankunft einen Lorbeerstrauch gepflanzt habe. Länger als acht Jahre dauerte dies seltsame Verhältniß, bis Vanessa's Ungeduld den Faden dieses Gewebes zerriß. Sie schrieb an Stella, die sie nur als Miß Johnson kannte, und forderte von ihr Aufklärung über ihr Verhältniß zu dem Dechanten. In tiefster Herzensempörung benachrichtigte Stella sie von ihrer Vermählung mit Swift, und sendete ihrem Gatten Vanessa's Brief. Walter Scott mag weiter erzählen: „In einem jener Wuthanfälle, denen er durch Gemüthsstimmung und Krankheit unterworfen war, eilt Swift nach Empfang dieses Briefes nach Marley Abbey. Als er in das Zimmer trat, erschreckte der wilde Ausdruck seiner Züge, die besonders geeignet waren, die heftigeren Leidenschaften wiederzuspiegeln, die unglückliche Vanessa so sehr, daß sie kaum im Stande war, ihm einen Sitz anzubieten. Der Dechant antwortete nicht, warf ein Papier auf den Tisch, stürzte hinaus, schwang sich auf's Pferd und jagte nach Dublin zurück. Als Vanessa das Papier öffnete, fand sie nur ihren Brief an Stella; es war ihr Todesurtheil. Sie unterlag zugleich der Enttäuschung ihrer liebsten Hoffnung und dem ungezügelten Zorne des Mannes, um dessentwillen sie sich dieser Hoffnung hingegeben hatte. Wie lange sie diese Begegnung überlebte, ist ungewiß, doch scheint die Zeit einige Wochen nicht überschritten zu haben."

Länger litt Stella an Swift's Seite; seine Launen, sein Zorn, seine Wuth stiegen mit jedem Tage. Es ist, als hätte ihm fortwährend der Schaum vor dem Munde gestanden. „Zeit ist's für mich, mit der Welt abzuschließen", schreibt er an Bolingbroke, „und so möchte ich, wenn ich könnte, in eine bessere gehen, ehe ich in die beste abgerufen werde, und hier nicht gerne in Wuth sterben, wie eine vergiftete Ratte in ihrem Loche." Wenn noch ein menschliches Wesen seinen Unmuth bemeistern konnte, war es Stella; lieblicher klang nicht David's Harfe vor Saul's Ohr, als ihre Stimme dem Dechanten. Diese immer bereite Selbstaufopferung, diese niemals ermüdende Geduld, nie schwankende Treue sind Stella's schönster Ruhm.

Sie war von Kindheit an kränklich gewesen, hatte aber nach ihrem fünfzehnten Jahre eine vollkommene Gesundheit erlangt, die erst durch die Aufregungen und Qualen, welche ihre Leidenschaft ihr bereitete, langsam aber sicher untergraben wurde. In ihrer Blüthe rühmt sie Swift als eines der schönsten und anmuthigsten Frauenzimmer, „ihr Haar war dunkler als die Federn eines Raben und jeder ihrer Züge vollendet". Durch Lektüre und Gespräch hatte sie ihren Geist gebildet; die Freunde des Dechanten fanden oft nach einer längeren Unterhaltung, daß sie das Beste gesagt. Auf die Nachricht ihrer tödtlichen Erkrankung kehrte Swift von einem Ausflug nach London 1727 wieder nach Dublin zurück; Stella starb am 27. Jänner 1728, wie der Dechant am Abend desselben Tages niederschrieb: „sie starb im eigentlichsten Sinne sechs Monate lang;" sie zählte sechsundvierzig Jahre. Selbst im Tode konnte sie nicht die Veröffentlichung ihrer Verheirathung von ihm erreichen; auf dem Leichenstein, den er ihr in der St. Patrickskirche setzen ließ, wird sie als „Frau Esther Johnson, der Welt besser bekannt unter dem Namen Stella, unter welchem sie in den Schriften des Dr. Jonathan Swift gefeiert worden ist", bezeichnet. Swift überlebte sie bis in den Oktober 1745; aber er schuf seit Stella's Tode nichts mehr, was sich nur annähernd seinen früheren Schöpfungen vergleichen ließe. Er war einer der unseligsten Menschen, der es dem Schicksal nicht vergeben konnte, ihn genarrt zu haben. Die letzten fünf Jahre seines Lebens verbrachte er in fürchterlicher Geisteszerrüttung unter der Obhut von Wärtern; das schreckliche Loos jener Unsterblichen, von denen sein Gulliver in Laputa erzählen hörte, erfuhr er an sich selbst. Aus dem Dunkel des Wahnsinns erlöste ihn der Tod. An der Seite derjenigen, die er so tief und vielfach gekränkt, neben Stella, ruht sein Leib; ein schwarzer Marmorstein mit goldener Inschrift deckt ihn. Die Sage, daß Swift und Stella Geschwister gewesen, nämlich natürliche Kinder Sir Temple's, und daß der Dechant das fürchterliche Geheimniß zu spät erfahren, erscheint durchaus unwahrscheinlich; im Jahre 1663 verließ Temple Irland; 1667, als Jonathan geboren wurde, unterhandelte Temple im Haag die Tripel-Allianz zwischen Holland, England und Schweden gegen Frankreich. In dieser Verbindung zwischen Swift und Stella liegt aber, abgesehen von allen Fabeln, etwas Dämonisches: zwei Menschen sahen sich zu ihrem Unglück an einander gekettet und doch sind sie wieder durch dies Martyrium der Liebe unsterblich geworden; ich wenigstens glaube nicht, daß Swift ohne Stella das Ammenmärchen und Gulliver's Reisen geschrieben hätte.

Karl Frenzel.

## Würzburger Stadttheater.

Sonntag, 20. Novbr. „Der Waffenschmied", komische Oper von Lortzing. In Albert Lortzing verehren wir den Repräsentanten einer Tondichtung, welche das derbkomische Element in pikanter, ansprechender Weise zur Geltung gebracht und sich mit allen ihren Eigenthümlichkeiten und ihrem spezifischen Wesen vorzugsweise in den Kompositionen deutscher Meister heimisch gemacht hat. Sein bestes Werk, „der Bürgermeister von Saardam", ist zugleich in seiner Art ein Meisterwerk der von Lortzing mit besonderer Vorliebe kultivirten komischen Oper und unter seinen übrigen Werken ist es außer den „beiden Schützen", „Undine" und dem „Wildschützen" namentlich „der Waffenschmied", welcher sich bis in die neueste Zeit auf dem Repertoire erhalten hat und wegen seines unterhaltenden Sujets, der echt komischen Charaktere und des leichten Flusses seiner Melodien, vorzüglich aber auch des durch die ganze Oper fühlbaren Zuges tiefen Gefühls und harmloser Gemüthlichkeit bei seltenerer Einkehr ein gerne gesehener Gast ist. Nachdem derselbe sich seit Jahren auf der hiesigen Bühne nicht hat sehen lassen, war es um so weniger zu wundern, daß er ein in allen Theilen überfülltes Haus angezogen hat und beifällig aufgenommen wurde, wenngleich die Durchführung Manches zu wünschen übrig gelassen hat und namentlich in der Besetzung der Hauptpartien sich manche Mißgriffe fühlbar gemacht haben.

Die Titelrolle lag in den Händen des Hrn. Bützel, eines verwendbaren und fleißigen Sängers, bei dem der Wille zumeist besser ist, als das Werk; wenn wir seinen Leistungen im Allgemeinen die rechte Zugkraft, seiner Komik den eigentlichen Magnet absprechen, so darf ihm das, um mit des Waffenschmieds eigenen Worten zu sprechen, nicht unangenehm sein, denn so wenig wir für die Fehler und Mängel blind sind, so wenig sind wir es für die Vorzüge und Lichtseiten und erkennen deßhalb gleich auch an, daß Hr. Bützel mit lobenswerthem Eifer aus seiner von Capri-

ern und Inkonsequenzen nicht freien Rolle zu machen suchte, was sich daraus machen ließ, und im Gesange sich mitunter zu besonderer Geltung zu bringen wußte. Seine ganze Kraft hat derselbe in dem populären und in der That vortrefflichen Liede des 3. Aktes: „Auch ich war ein Jüngling mit lockigem Haar“ konzentrirt und diese dankbare Nummer unter lebhaftem und wohlverdienten Beifall gesungen. Wenn etwas daran noch zu wünschen war, so war es das Verlangen, daß in der dritten Strophe die durch den Text motivirte höhere Steigerung mit größerer Wärme und Begeisterung hätte ausgeprägt werden sollen. Hr. Büssel hat diese Strophe allerdings mit warmem Accent vorgetragen, doch hätte die goldene Zeit, welche in derselben mit herrlichen Worten skizzirt wird, mit weit größerer Innigkeit und Wahrheit gesungen werden dürfen.

Des Waffenschmieds Töchterlein hatte in Frln. Herbold eine angemessene Repräsentantin gefunden; ihr schalkhafter Humor und ihr fleißiger, gut kolorirter Gesang wußten sich gleichmäßig zur Geltung zu bringen. Hr. Grünewald stand als Graf Liebenau ihr würdig zur Seite; er hat die etwas spärlichen Momente, wo sich sein Bariton in gutem Lichte zeigen konnte, mit Geschick benützt und mitunter allgemein angesprochen; doch vermochte er die übrigen weniger reich dotirten Nummern seiner Rolle auch nicht über ihre ursprüngliche Anlage zu heben. Der Knappe des Ritters wurde von Hrn. Biele gut gespielt, aber ziemlich ungenügend gesungen und der schwäbische Ritter des Hrn. Simon theilte das letztere Geschick, was demselben als Schauspieler von Fach freilich nicht zum Vorwurf gereichen kann, würde übrigens, was seine Deklamation anlangt, von einem geborenen Schwaben schwerlich als Landsmann begrüßt worden sein, da ihm das Schwäbeln ziemlich sauer ankam.

Daß die Chöre, namentlich der gemischte im 3. Akt, unsicher waren, darf nicht befremden, wenn man bedenkt, daß sie eigentlich nur diejenigen Opern mit Sicherheit exekutiren, welche wegen ihrer öfteren Wiederholung in jeder Saison ihnen mundgerecht geworden sind und ohne Noten dem Gehöre nach gesungen werden. Das Orchester hat im Ganzen brav gespielt und nur an einzelnen Stellen daran erinnert, daß das Irren eine Sache ist, die jedem Menschen, sonach auch den Orchestermitgliedern passiren kann.

---

## Miscellen.

(Verschönerungen in Berlin.) Der Feldmarschall Graf Wrangel, begierig, seinem militärischen Namen und dem Rufe als Meister der „preußischen“ Sprache auch noch eine Krone auf ästhetischem Gebiete anzufügen, hat in Verbindung mit einigen andern Anwohnern die Errichtung eines Brunnens auf dem Pariser Platze angeregt und die Ausführung des Planes soll bereits im Gange sein. Dem Vernehmen nach werden mehrere allegorische Figuren, insbesondere die der Freigebigkeit und der Wachsamkeit — der Feldmarschall zeichnet sich bekanntlich durch beide, durch die letztere in so hervorragender Weise aus, daß die Wachtposten vor seinem Hause bei nächtlicher Weile auch nicht das leiseste Zwiegespräch wagen — an dem Brunnen angebracht werden.

*

Eine eigenthümliche Familienscene ereignete sich vor einigen Tagen bei einem Berliner Restaurant. Zwei Herren ließen es sich in Gesellschaft zweier petites-dames beim Genuß von Champagner wohlschmecken, als eine einfach gekleidete, blaß aussehende Dame mit zwei Kinderchen eintrat. Auf die durch den Kellner an dieselbe gerichtete Frage, was sie zu speisen befehle, erklärte sie mit fester Stimme, das, was von dem Essen der Herren dort übrig bleibt. Bestürzt fuhr der eine der Galans von seinem Stuhl auf, denn er erkannte in der Dame — seine Frau mit seinen Kindern.

*

(Ein Brief in den Himmel.) Eine Dame, in Paris in der Rivolistraße wohnend, machte eine Reise in die Bretagne und brachte von dort eine Waise, ein junges schönes Mädchen, als Kammerjungfer mit. Wenige Wochen nach der Rückkehr erkrankte jene Dame und starb. In der Nacht sah man das junge Mädchen sich zu dem Todtenbette der Dame schleichen, das Leichentuch aufheben und sich dann eiligst entfernen. Sogleich faßte man den Verdacht, daß die Kammerjungfer die Ringe der Todten gestohlen habe; aber Ringe sowohl als Ohrringe waren an ihrer Stelle, nur fand man mit einer Nadel an das Leichentuch befestigt einen Zettel, auf welchem folgende Zeilen standen: „Meine liebe Mutter! Ich wollte Dir nur sagen, daß Herr B. mich durchaus zu seiner Frau nehmen will. Da Du nicht mehr bei mir bist, so wollte ich Dich bitten, mir im Traume zu sagen, ob ich ihn nehmen soll und mir Deine Einwilligung zu geben. Ich benutze die Gelegenheit, Dir zu schreiben, da meine Herrschaft in den Himmel geht. An meine liebe Mutter im Himmel.“ Die Geschichte ist wahr und der Brief authentisch. Es weht der reine Hauch bretagnischer Einfalt darin. Der im Brief genannte Herr B., der Kaufmann, bei welchem das Mädchen für ihre Herrschaft die täglichen Einkäufe machte, ist klug; er wird die kleine fromme Bretagnerin heirathen.

*

(Jemand, der seinen Kopf verkauft.) In Prag lebt ein dem Arbeiterstande angehöriger Mann mit einem Kopfe von so eigenthümlicher Schädelbildung, daß derselbe in keine der wissenschaftlich festgestellten Racen eingereiht werden kann. Derselbe, ein wünschenswerthes Objekt für wissenschaftliche Studien, wurde dem Manne, wie er selbst erzählt, bereits bei seinen Lebzeiten für das anatomische Institut abgekauft. Bemerkenswerth ist unter Anderem, daß, während die obere Zahnreihe dieses Kopfes keine Abnormität zeigt, der starke untere Kinnbacken mit einer dreifachen Reihe von gut ausgebildeten Zähnen besetzt ist.

*

In der italienischen Oper in Madrid kam kürzlich ein ergötzlicher Zwischenfall vor. Der Tenorist Maudin, welcher die Rolle eines armen Bauern spielte, den seine Armuth dazu nöthigte, sich als Soldat anwerben zu lassen, hatte es für gut gehalten, seine Finger mit Brillantringen zu überladen. Inmitten eines Recitativs, in welchem er ein herzzerreißendes Bild seiner Armuth gab, wurde ihm von einem der Zuschauer zugerufen: „Ei, warum bringen Sie denn nicht einen Ihrer Diamantringe aufs Leihhaus?“

---

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: A. Hartmann.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 95. Sonntag den 27. November 1864.

# Manon.

Eine Geschichte aus der französischen Revolution im Jahre 1830.

In Briefen.

## Derselbe an Denselben.

(Fortsetzung.)

Verzweiflung von Seiten des Militärs, und übermüthiges Gefühl seiner Allgewalt von Seiten des Volks, bedurfte es nur des unglücklichen Kommandoworts „Feuer“ und das furchtbarste Gemetzel war unvermeidlich. Drei Treppen hoch flog vor meinen Augen ein Hagel von großen Granitquadern, mit denen bekanntlich Paris gepflastert ist, auf eine Batterie und zerschmetterte die Kanoniere, welche dieselbe bedient hatten, im eigentlichsten Verstande des Worts zu Muß. Jetzt ging es nach dem Louvre. Den bluttriefenden Säbel zwischen den Zähnen, erkletterten die Zöglinge der Ecole polytechnique die Gallerie, stürzten sich mitten unter die Schweizer hinab und metzelten sie nieder. „Nach, nach“ brüllte Alles um mich her, und der wogende Koloß der Menge trieb mich und tausend Andere unwillkürlich auf den Mordplatz. Im Augenblick des Stürmens fühlte ich einen Kuß auf meine Linke; ich sah hinab und mein kleiner deutscher Schützling, sehr nett gekleidet, ist es, der mir hier unter dichtem Kartätschenhagel seinen kindlichen Dank für meine Gutthat abstattet.

Auf meine Frage, wie er hieher käme, wies er auf einen ältlichen ärmlich aussehenden Mann, an dessen Hand er mit vorwärts stürmte und erzählte mir, daß es sein Herr Wirth sei, und daß dieser ihn mitgenommen und ihm gesagt hätte, daß er auf diese Weise die Schuld der Dankbarkeit für das viele Geld, das er von hiesigen guten Menschen erhalten, am besten abtragen könne; er habe in dieser Nacht schon über zwanzig große schwere Steine mit in die Häuser hinaufschleppen helfen und wäre seinem Herrn Wirth heute früh bei einem hitzigen Angriff auf die Garde-Chassieurs nicht von der Seite gewichen.

Ein sehr anständig gekleideter Mann, welcher der deutschen Sprache mächtig sein mußte, hob den Knaben zu sich hinauf, drückte ihn an sein Herz, erzählte mit seiner durchdringenden Stentor-Stimme der nächsten Umgebung, was er gesagt, und setzte, den Mund ächt französisch vollnehmend, hinzu: „seht Freunde, der Kleine und der andere Herr hier sind Deutsche. Beide fochten in unsern Reihen. Fremde Völker ehren unser Recht, und verspritzen mit Freuden ihr Blut für unsere Freiheit!“ Alles brüllte rund um uns herum ein lautes Bravo; Alles begrüßte uns mit jubelnder Herzlichkeit. Neue Begeisterung ergriff die anwesende Menge; „Fremde Völker sind mit uns!“ überhallte es rechts und links den Donner der mörderischen Kanonen; die Masse drängte sich enger und enger an uns; wie Sturmes Brausen schossen wir unaufhaltsam vorwärts. Ein schonungslos blutiger Kampf, und der Louvre war unser.

Bis zum Tode erschöpft, ging ich nach Verlauf mehrerer Stunden, während deren hier alle Arbeit gethan war, nach Hause, um mich umzukleiden und mich mit Speis und Trank zu stärken.

Wenn man vom Louvre auf den Pont des Arts kommt, findet man gewöhnlich rechts am Eingange der schönen, bekanntlich blos für Fußgänger passirbaren Brücke einen alten Blinden mit einer ungemein wohltönenden Drehorgel. Er hat sich keinen übeln Platz ausgesucht, denn einmal wirft ihm der lebhafte Brückenverkehr ein reichliches Almosen ab, und dann werden die kleinen Meisterwerke seines kunstvollen Leierkastens hier von keinem Wagengerassel übertäubt. Diesmal war der arme alte Mann nicht da. Die gewaltigen Kanonen-Bässe der Revolutions-Symphonie mochten wohl zu seinen sanften Leier-Flötchen nicht recht gestimmt haben.

An seiner Stelle saß eine Obsthändlerin, an der ich jedoch im lebhaften Gespräch mit einem meiner wackern Mitfechtenden vorüberging, ohne sie viel zu beachten. „Nicht gefällig?“ hörte ich hinter mir her in deutscher Sprache fragen und ich stutzte, angenehm überrascht, und wendete mich um, und das Mädchen hatte sich hinter seinem Obstkram aufgerichtet und bot mir ein zierliches Körbchen der ausgesuchtesten Früchte zum Verkauf.

Wie hatte ich an dem bildschönen Mädchen vorübergehen können, ohne es eines Blickes zu würdigen! es war ja die zarteste Anmuth, die liebreizendste Jungfräulichkeit, die — mein Gott, wo hatte ich denn dies Gesicht schon gesehen! — unter den tausend und aber tausend Mädchen, welche mir auf meinem Lebenswege begegnet, war dies bestimmt —

„Mein lieber Herr,“ sagte das Mädchen in sichtlich großer Verwirrung, „all dies Obst ist für Euch nicht gut genug, kommt morgen um die nämliche Stunde, aber nicht später, dann sollt Ihr besseres finden.“ Sie warf dabei einen scheuen Blick rückwärts nach dem Louvre zu, setzte sich ängstlich nieder und bat mit einem verlegenen Handwink, jetzt zu gehen.

Ich ging.

In jedem Falle war ihr nicht lieb, wenn ich mich nach ihr umsah.

Ich marschirte also über die Brücke und zwang ihr zu Gefallen meinen Kopf, der bei jedem Schritte sich platterdings nach ihr zurückwenden wollte, grade aus zu sehen und rechnete mir die schonende Rücksicht gegen das hübsche Obstmädchen heute zur zweiten Heldenthat an.

Als ich aber die lange Brücke hinter mir hatte, mußte ich über meine Albernheit lachen. Wahrscheinlich war, als die kleine Kokette mit mir das Gespräch eröffnet, einer ihrer Anbeter vom Louvre her gekommen. Vermuthlich war dieser etwas eifersüchtiger Natur. Darum ihre entsetzliche Verlegenheit.

Drüben über der Brücke — meine Diskretion gegen die Obst-Schöne ging wirklich zu weit, ich stellte mich hinter die Brückenzoll-Boutique und lugte zu ihr hinüber. Allein die Seine war zu breit und mein Gesicht zu kurz. Ich sah nichts.

Wo hatte ich denn das Mädchen schon gesehen. Mit der Frage zerbohrete ich mir auf dem ganzen Heimwege das Gehirn. Ich schalt mich am Ende einen Narren, um einer hübschen Hökerin willen mir die Erinnerung des ganzen großen Tages und mein spätes Mittagsbrod zu verderben; allein ich konnte das ungemein anziehende Bild des lieblichsten aller Obstmädchen nicht los werden.

Auf einmal — ich sprang vom Tische auf — ich hatte gefunden, was ich suchte.

Meine schöne Fremde im Blumenmagazine und das niedliche Obstmädchen!

Beides waren eine und dieselbe Person!

Vor Allem noch einmal hin nach dem Pont des Arts, um mir nähere Ueberzeugung zu verschaffen.

Das Hökerkind hatte mich zwar auf morgen erst bestellt, indessen über die Brücke zu gehen und es mir noch einmal recht genau in's Auge zu fassen, konnte mir kein Mensch wehren; von den Anstrengungen des Tages noch herzlich müde, machte ich mich auf den Weg.

Vom ganzen Obst-Etablissement aber war nichts mehr zu sehen; das Tischchen, der Stuhl, die Körbchen, das Mädchen, alles war verschwunden.

Der alte Blinde saß mit seinem Leierkasten an der Stelle. Er orgelte aber nicht. Das Gedränge der auf- und abwogenden Nationalgarden und Volksmassen war zu groß. Es hätte ihn doch Niemand gehört, ihm Niemand eine milde Gabe gespendet.

Ich drückte ihm zu seiner sichtlichen Ueberraschung einige Sous in die Hand und bat mir dafür gefällige Auskunft über das Obstmädchen aus, das vor einigen Stunden an seiner Stelle gesessen. Um, falls er etwa der Vater oder ein Angehöriger desselben war, allen Verdacht irgend eines persönlichen Interesse zu vermeiden, erwähnte ich des Wunderkindes selbst gar nicht, sondern setzte hinzu, daß es so ausgesucht schöne Aprikosen gehabt, und daß ich Auftrag hätte, deren noch mehrere zu kaufen.

„Das Mädchen sitzt," antwortete er, „seit zehn Jahren und vielleicht noch länger alle Morgen hier, bis ich komme; dann packt es seinen Kram ein und zieht seines Weges weiter. Wo es jetzt zu finden ist, weiß ich selbst nicht."

Das waren in einem Athemzuge zwei infame Lügen, die dem verschmitzten Blinden recht glatt über die Lippen gingen. Seit zehn Jahren, und vielleicht noch länger! da müßte das Mädchen sechs oder sieben Jahre alt gewesen sein, und ein solches Kind setzt man in Paris mit so theuern Früchten nicht auf den Markt.

Und — alle Morgen hier! Zwanzigmal war ich hier über den Pont des Arts gegangen und dieses idyllische Aprikosenkind hatte ich noch mit keinem Auge gesehen.

Was hatte der alte Schlaukopf darunter, mir gleich mit einem Male zwei Nasen andrehen zu wollen?

(Fortsetzung folgt.)

## Bilder aus dem nordamerikanischen Abgeordnetenhause.

Es mag wohl keinen interessanteren Kontrast als denjenigen geben, welcher zwischen der gewöhnlich geschäftsmäßigen und civilisirten Physiognomie eines deutschen Abgeordnetenhauses und den wahrhaft zwangs- und regellosen Gewohnheiten besteht, die in dem Saale der nordamerikanischen Repräsentanten zur „Tagesordnung" gehören. Die nachfolgende Schilderung eines Deutschen, der das Capitol (Sitz des Kongresses) zu Washington besuchte und den dort stattfindenden Sitzungen der Yankees anwohnen konnte, enthalten eine solche Fülle von bald ernsten, bald pittoresken und hochkomischen Episoden, daß sie mit lebhafter Spannung verfolgt werden dürften. Nachdem der Korrespondent der „N. P. Ztg.", dem wir diese anziehenden Skizzen verdanken, einen flüchtigen Blick auf die Außenseite des Kapitols, des stattlichsten Gebäudes Washingtons, geworfen hat, nimmt er den Weg in das Innere des Hauses, wo wir sogleich ihm selbst das Wort lassen wollen.

Ohne Weiteres trauen wir uns nicht, vor der Versammlung zu erscheinen, und nachdem wir uns vergeblich nach einem Spiegel umgeschaut, ordnen wir, so gut es gehen will, Haar und Toilette, ziehen ehrerbietigst den Hut und steigen bedächtig die breiten Stufen zum Zuhörerraum hinan. Schon dringt uns, ehe wir noch etwas sehen, dumpfes und wirres Durcheinander vieler Stimmen entgegen, untermischt mit lautem Rufen und Schelten; — endlich stehen wir am Eingange der Gallerie. Da mache ich erschreckt die Entdeckung, daß wir die Einzigen in der Versammlung ohne Kopfbedeckung sind. Nachdem wir schnell diesen Uebelstand beseitigt, schicken wir uns vorerst an, die interessanten Personen der Abgeordneten in Augenschein zu nehmen, was um so leichter fällt, da unser erhöhter Platz eine vortreffliche Uebersicht gestattet.

Da entfalten sie sich denn endlich vor uns, oder vielmehr unter uns in ihrer vollen Glorie, die Herren Vertreter, die der freie Wille eines freien Volkes auf ihre hiesigen Plätze berufen hat, und wir müssen gestehen, daß ihr Anblick unsere kühnsten Erwartungen noch bei Weitem übertrifft. Ein großer Theil der Repräsentanten der Nation geht theils gruppenweise, theils in einzelne Paare abgetheilt, in den Gängen auf und ab spazieren; erstaunt bemerken wir, wie sie ganz laute und ungenirte Gespräche über Dinge führen, die unmöglich auf der Geschäftsordnung stehen können. Die Meisten verharren jedoch in größter Behaglichkeit in ihren bequemen Sesseln, in der den Amerikanern eigenen, halb sitzenden, mehr liegenden Stellung, bei welcher stets die Beine nach oben gestreckt werden. Viele von diesen diskuriren nicht minder laut mit ihren Nachbarn, Einzelne sind ganz versteckt hinter riesigen Zeitungen, Andere machen sich

viel damit zu thun, daß sie ihre Pulte und Subsellien mit den Federmessern bearbeiten. Wieder Andere rauchen Cigarren, deren aufsteigender Rauch aus nördlicheren Gegenden als der Havanna zu kommen scheint. Fast Alle kauen Tobak, eine der unangenehmsten Angewohnheiten, der mit wenigen Ausnahmen fast alle Amerikaner huldigen. Die Unterhaltung wird so laut und ungezwungen geführt, daß es absolut unmöglich ist, ein Wort von dem zu verstehen, was der jedesmalige Redner zu sagen hat; auf seine Worte zu achten, scheint aber auch gar nicht in der Absicht der Herren Abgeordneten zu liegen, und gleich taub erweisen sie sich den Ordnungsrufen gegenüber, die zudem nur dann losgelassen werden, wenn der Skandal in Thätlichkeiten auszuarten droht. Der Eindruck dieses Ensemble auf uns Fremde ist unbeschreiblich; denn diese allseitigen Rankeleien, welche bei uns zu Lande selbst in Studentenkneipen auffällig erscheinen dürften, sind hier im Kongreß, der gesetzgebenden und ersten Versammlung des ganzen Landes, etwas durchaus Alltägliches, und Niemandem kommt es in den Sinn, den geringsten Anstoß an einem solchen Betragen zu nehmen. Man hat sich eben vollständig daran gewöhnt. Auf ihren Anzug scheinen übrigens die Ehrenwerthen als große Geister nicht viel Werth zu legen; dagegen finden wir bei ihnen eine äußerst sorgfältige Rasur des Schnurr- und Backenbartes, wofür häßliche Kinn- und Halsbärte um so seltsamer und schroffer hervortreten.

Die parlamentarische Anarchie dieser Hallen erreicht ihren höchsten Gipfel wenn es sich um eine wichtige Frage handelt, und dann artet das bisher burschikose und unmanierliche Wesen häufig in die unwürdigsten Streitereien aus; die rohesten Schimpfworte, ja sogar Ohrfeigen sind dann an der Tagesordnung; auch haben in solchen Fällen die Herren Kongreßmitglieder schon die Messer gegen einander gezogen, oder sich mit Revolverschüssen begrüßt. Ja, selbst Mord und Todtschlag haben ihren Eingang über die Schwelle der Volksvertretung des großen Freistaates gefunden; das einemal war es ein Abgeordneter, das anderemal ein Thürsteher, der auf dem Platze blieb.

Viele heftige Auftritte konnte man namentlich zu der Zeit erleben, als die jetzt veruneinigten Staaten noch vereinigte waren; denn die Südländer verstanden durchaus keinen Spaß. Damals war es aber auch oft lebensgefährlich, den Sitzungen beizuwohnen, und grenzenloser Leichtsinn wäre es gewesen, hätte man während der Verhandlungen einen guten oder neuen Cylinderhut aufsetzen wollen. Schlagen wir die stenographischen Berichte aus jener Periode nach, so kommen allerdings seltsame und fabelhaft klingende Dinge zum Vorschein. Als z. B. vor ein paar Jahren ein nordischer Abolitionist am Schluß seiner Rede die Ansicht aussprach, daß man die Herren Sklavenbesitzer schon noch zur Raison bringen werde, unterbrach ihn ein Abgeordneter des Staates Georgia mit folgendem Wuthausbruch: „Ihr großmauligen, dint- und donner-prahlhansigen Yankees aus Neuengland, kommt einmal nach Georgia hinunter, so werden wir Euch zeigen, wo Ihr her seid; ja wir werden Euch eines so anständigen Ausganges aus der Welt, wie ihn ein Revolverschuß bewirkt, keineswegs würdigen, sondern, bei dem Ewigen, wir werden Euch wie Hunde an den Waldbäumen aufhängen und halten die Stricke dazu schon parat". So der Georgier! Natürlich blieb aber der Nordländer die Gegenrede nicht schuldig, und nun wurden Schimpfworte der verletzendsten Art mit der Regelmäßigkeit eines Pelotonfeuers oder Federballspiels hin- und hergeschleudert. Ja, hie und da schien es, als ob das Wortgefecht in ein förmliches Duell ausarten wollte; allein zum Glück mischten sich auch andere Abgeordnete in den Streit, und wenn dann der eine oder der andere ein recht derbes Schimpfwort, oder auch einen recht rohen Spaß in den Tumult hineinwarf, so brach die ganze edle Versammlung regelmäßig in ein so brüllendes Gelächter aus, daß die beiden Gegner darob verstummen mußten.

(Fortsetzung folgt.)

## Würzburger Stadttheater.

**Dinstag, 22. November.** „Die lustigen Weiber", komische Oper von Nikolai. Herr **Leithner** hat „die lustigen Weiber" zu seinem Benefice gewählt und damit einen glücklichen Griff gethan; denn diese Oper zählt und zwar mit Recht unter die Zahl derjenigen, welche von jeher gerne gesehen wurden. Die Hauptcharaktere sind vortrefflich angelegt und durchgeführt, insbesondere ist der John Falstaff eine urkomische Figur, welche mit reichem Humor ausgestattet und eine ganz gelungene Copie des Originals in dem Shakespearischen Lustspiele ist. Mit gleicher Wahrheit und Frische sind auch „die lustigen Weiber" Frau Fluth und Frau Reich und deren eifersüchtige Ehemänner gezeichnet und in musikalischer Beziehung nicht minder reich und genial durchgeführt, als in dem Lustspiele. Nikolai hat mit richtigem Verständniß alle dramatisch wichtigen und charakteristischen Momente in der Musik festzuhalten verstanden und den Muthwillen und leichten Scherz der Frauen Fluth und Reich ebenso taktvoll zu betonen gewußt als den derben, unverwüstlichen Humor des lüsternen und trunksüchtigen Ritters. Ueberall begegnen wir der Hand eines Meisters in dem leichten Bau und Flusse der Melodien nicht minder, wie in der Harmonie und Disposition; die Solis, Ensembles und Chöre sind sämmtlich vortrefflich angelegt und ansprechend, ohne besondere Schwierigkeiten für die Exekution und leicht faßlich und verständlich für den Zuhörer. Da überdies auch das klassischem Boden entstammende Sujet unterhaltend und anziehend ist, so vereinigt die Oper alle Momente in sich, die geeignet sind, ihr einen guten Namen zu sichern; sie hat deshalb auch in allen Opernrepertoires festen Fuß gefaßt und besitzt eine sichere Anziehungskraft für das Publikum. Diese hat sich bei der Aufführung am Dinstag vollkommen bewährt, denn das Haus war verhältnißmäßig stark besucht, so daß Herr Leithner mit seinem Benefice, einem der besten der Saison, gewiß zufrieden zu sein Ursache hat. Derselbe hat sich durch seine bisherigen Leistungen die Gewogenheit der Theaterfreunde erworben und mag in dem zahlreichen Besuche seines Benefices, wenn gleich derselbe wesentlich durch die Wahl einer beliebten Oper bedingt war, einen Tribut für sein bisheriges Wirken ansehen; da Viele die Wiederholung der letzteren nur deshalb nicht abwarteten, weil es eben galt, Hrn. Leithner seinen Ehrentag verschönern zu helfen.

Wenden wir uns nun an die Aufführung selbst, so waren wir im Allgemeinen befriedigt, obwohl sich im Einzelnen noch Viel verbessern darf. Herr Leithner hat sein Mögliches im Falstaff geleistet, doch wollte ihm der naturwüchsige Humor desselben nicht recht gelingen. Auch ihm hat, wie neulich dem Herrn Büßel im Bürgermeister, die

Erinnerung an den gerade in diesen beiden Rollen ganz vorzüglichen Herrn Schiffbenker geschadet, denn bei allen sonstigen Vorzügen konnte er es demselben im Falstaff nicht nachthuen; Herr Schiffbenker war hiefür wie geschaffen, sein Humor war natürlich und deßhalb drastisch und bezaubernd. Gerade in diesem Punkte vermag die Kunst nur einen schwachen Ersatz zu bieten, und deßhalb war der Falstaff des Herrn Leithner nicht durchschlagend, obwohl sich derselbe, wie sich nicht verkennen ließ, alle Mühe gab. Im Gesang war Herr Leithner aber recht gut und wurde mit Glück von Frau Howitz-Steinau sekundirt; dieselbe hat in der Rolle der Frau Fluth Vortreffliches geleistet und durch ihr lebendiges, hinreißendes Spiel die Ehre der lustigen Weiber, welche durch ihre Kollegin Frau Büßel durch ihr steifes, monotones, ausdrucksloses Spiel und ihren gemessenen, kalten Vortrag ziemlich kompromittirt war, glänzend gerettet. Wir verfehlen deßhalb nicht, der Frau Howitz-Steinau die Palme des Abends zuzuerkennen und von dem ihr geschenkten wohlverdienten Beifall Akt zu nehmen.

Von den übrigen Personen wollen wir nur noch des Herrn Grünewald gedenken, da er sich durch angemessenes Spiel hervorgethan hat, und den andern Mitspielern den Wunsch aussprechen, durch lebendiges Ineinandergreifen der Durchführung in der Folge jene Frische zu geben, welche das leichte, gefällige Sujet der Oper verlangt.

△ In dem retrospektiven Reigen, welchen die Vorstellungen der hiesigen Bühne in dieser Woche bieten, finden sich die schon besprochenen „Lirzes Memoiren" und das am Dienstag zur Aufführung gelangte Stück „Lorbeerbaum und Bettelstab oder drei Winter eines deutschen Dichters" mit dem Nachspiele: „Bettelstab und Lorbeerbaum, oder Zwanzig Jahre nach dem Tode" von Karl v. Holtei. Das Stück ist von hoher dramatischer Wirkung, hinterläßt aber in dem Zuhörer nicht den versöhnenden Eindruck eines reinen Kunstwerks. Es ist nicht ein großartiges, furchtbares Schicksal, an welchem der Held zu Grunde geht, und das wir mit Erschütterung und staunender Theilnahme sich vollziehen sehen; es sind erbärmliche sociale Verhältnisse kleinlicher Art, gegen welche eine gewaltige Natur erfolglos ankämpft und von denen sie allmählich verzehrt wird. Das Bild ist zu grell; es ist nicht immer mit Farben gemalt, sondern häufig geätzt und es vermag nicht eine harmonische, reine Totalwirkung hervorzubringen. Wenn wir sehen, wie das Edle in einer Wirklichkeit, die gemein ist und nur kleine Verhältnisse darbietet, untersinkt, dann ist die Dissonanz zu schneidend, um sich in einen reinen Accord auflösen zu können; und die Lösung, wie sie das Stück bietet, indem es den Dank und die Anerkennung der Nachwelt dem zu Grunde gegangenen Genie zu Theil werden läßt, läßt sich nicht mit ganz ungemischter Empfindung entgegennehmen. Gehen wir auf das Bild ein, welches der Dichter selbst gebraucht, so ist es ein langer Winter mit wenig Sonnenblicken und vielen Frösten, unter deren Einflüssen der Held verkümmert, nicht ein gewaltiger Sturm, der mit unwiderstehlicher Elementarmacht vernichtend wirkt. Die Lösung, welche der Dichter gibt, oder „der Frühling", den er erstehen läßt, ist leider nur ein Theaterfrühling, in dem die Fülle der Blüthen und Blätter nicht vergessen läßt, daß Alles doch nur Dekoration ist. Bei dem reichen Gestaltungsvermögen, das dem Verfasser eigen ist, und mit den vollen, wahren Tönen der Poesie, welche ihm zu Gebote stehen, wäre es ihm wohl möglich gewesen, dem zweiten Theil seiner Dichtung mehr Tiefe zu geben und ihn mit befriedigenderen Effekten auszustatten. Nachdem wir unserm ästhetischen Gewissen nach der einen Seite Genüge gethan, dürfen wir nicht vergessen, daß die Dichtung von reichem individuellen Leben durchfluthet ist und viel reines Gold wahrer Poesie enthält. Viele Scenen sind von hoher Wirkung. Wir erinnern an den Schluß jenes Aktes, in welchem der Held des Stückes vor dem wie vom Himmel gesandten Lorbeerbaum zur vollen Überzeugung von seiner poetischen Mission gelangt und prophetisch seinen einstigen Nachruhm ahnt, an jenen Moment der Stille, welcher in dem ganzen Hause herrschte, und den stürmischen Applaus, der dann erfolgte und an dessen Spontanität nicht zu zweifeln war.

Den Schriftsteller Heinrich, den Held des Stückes, wurde in gelungener Weise von Herrn Hahn gegeben. Seine Darstellung war von einem künstlerischen Zuge ausgezeichnet; dieselbe griff denn auch entschieden durch. Die Rolle gab dem Künstler reichlich Gelegenheit, die schönen Mittel seines Naturells zu entfalten. In dem Spiele des Herrn Simon vermißten wir den Adel der Darstellung, welchen seine Rolle (Chevalier Ferne) erfordert. In der dramatischen Mosaik, womit sich das Stück, wie schon die Titel andeuten, vergleichen läßt, bildete die Leistung des Fräulein Lehmeier einen kleinen, aber hellen und reizenden Stein. Reicher Beifall ward ihr zu Theil. Die übrigen Darsteller thaten mehr oder minder ihre Schuldigkeit.

---

## M i s c e l l e n.

In Paris soll ehestens eine Grammatik origineller Art erscheinen; darin befinden sich, wie man sagt, folgende Definitionen: Die Grammatik ist die Amme der Sprachen. Sie hat zehn Kinder. Das Hauptwort, ein achtbarer Besitzer. Der Artikel, Läufer, der ihm vorangeht und ihn anmeldet. Das Fürwort, sein Stellvertreter. Das Beiwort, sein Kammerdiener, trägt die Livrée des Hauptwortes und kleidet sich nach dessen Wunsch. Das Zeitwort, ein Monarch, der über seine Brüder herrscht und sie seinem Willen unterwirft; die Andern zeigen sich nie ohne ihn, mag er hervortreten oder sich verborgen halten. Das Mittelwort, ein Amphibium, halb Zeitwort, halb Beiwort. Das Nebenwort, eine Art Factotum im Dienste des Beiwortes, des Zeitwortes oder selbst seines Gleichen. Das Vorwort, ein Notar, der die Beziehungen zwischen zweien seiner Brüder herstellt. Das Bindewort, die Liebe, welche sie aneinander knüpft. Das Ausrufungswort, welches oft Alles auf einmal ersetzt.

Ein vor Kurzem erschienenes Buch über Java und Javawesen von Barrington d'Almeida erzählt von einer eigenthümlichen Bekanntmachungsart der zahlreich in Batavia verbreiteten Chinesen. Man findet da an einzelnen Häusern einen leeren Blumentopf stehen und dessen Bedeutung: „Hier wohnt eine junge Dame, die einen Gatten wünscht."

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: [illegible]

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 96. Mittwoch den 30. November 1864.

## Manon.

Eine Geschichte aus der französischen Revolution im Jahre 1830.

In Briefen.

### Derselbe an Denselben.

(Fortsetzung.)

War ich neugierig gewesen, das Mädchen näher kennen zu lernen, so war ich es durch das sonderbare Betragen des Alten noch mehr. Bestimmt lag hier ein Geheimniß, das — zur Blumen-Madame mußte ich hin, die mußte ich von meiner Entdeckung Nachricht geben. Eine junge Dame aus einem der ersten Häuser der Residenz, hatte dir mit ihrem Schwarme Plappermäulchen gemeint, sollte es gewesen sein? Die klugen Pariserinnen! Ein Hökermädchen war es gewesen und weiter nichts. Eine Equipage mit zwei Bedienten sollte es gehabt haben! Da hatte sich denn die gute Blumistin entweder getäuscht, und die Einsteigende war eine ganz andere gewesen, als die, in deren Auftrage ich den Jungen in Freiheit gesetzt hatte; oder das kleine Pfiffköpfchen, die Obstmamsell, hatte sich, um einmal dick zu thun, die elegante Remise mit den zwei Bedienten gemiethet; oder — so gut Fanchon, das durch Kotzebue und Himmel weltbekannt gewordene Leiermädchen, so viel Geld zusammen leierte, um in Paris ein elegantes Haus zu machen, warum sollte die Aprikosennymphe, die, wie sich schon aus ihrer Bestellung meiner Wenigkeit auf morgen sattsam ergab, im Reiche der Koketten-Galanterie ziemlich bedeutende Besitzungen erworben haben mochte, nicht Pferde und Wagen halten und ein höchst splendides Leben führen können und aus Phantasie, aus romantischer Grille, oder aus Sonderlingssucht, ihr Hökergewerbe nebenbei immer noch fortsetzen!

In der Straße Rivoli mußte ich fünf Barrikaden von Steinen, Brettern, Balken, Ladentischen, Thorflügeln, Arbeitswagen und Diligenzen mühsam erklettern, ehe ich das Blumenmagazin erreichte. Obgleich in dem Augenblicke in der ganzen Straße die größte Ruhe herrschte, so waren doch alle Läden verschlossen; indessen lag im ersten Stocke des Hauses eine der hübschen Blumenverkäuferinnen im Fenster, erkannte mich augenblicklich, und rief mir herab, daß sie die Hausthüre wolle öffnen lassen.

Die Besitzerin der Handlung empfing mich mit der herzlichsten Freundlichkeit; aus allen Zimmern kamen die niedlichen Pelesterinnen Flora's herbei und beeilten alle sich, mir zu erzählen, daß gleich am folgenden Nachmittage die junge fremde Dame in ihrer glänzenden Equipage vorgefahren sei, und sich erkundigt habe, ob ich von meiner Expedition zurückgekommen und was ich über den Erfolg meiner Bemühungen gemeldet. Sie habe mit dem gespanntesten Antheile die Geschichte des ganzen Hergangs angehört, habe über mein Betragen die unbedingteste Zufriedenheit geäußert, meinen Wunsch, ihr das Börschen persönlich überreichen zu dürfen, beifällig aufgenommen, während aller dieser Mittheilungen einen sehr reichen Blumenschmuck eingehandelt, sei auf einmal aber, als die Rede auf den Inhalt und auf den Gegenstand des Spottgedichts gekommen, still und einsilbig geworden, und habe sich dann weiter nicht lange aufgehalten.

Die Wichtigkeit, welche der ganze Kreis auf die Persönlichkeit der jungen Dame legte und das Entzücken, mit dem er von der seltenen Schönheit und von der zarten Anmuth und von dem feinen, vornehmen Anstande sprach und die Behauptung, daß man diesem Mädchen, und wenn es in Lumpen erschiene, die hohe Abkunft und die feine Erziehung im ersten Augenblicke angesehen haben würde, waren mir unbeschreiblich lächerlich, und als sie sich dann alle sammt und sonders, einerseits in ihrem Lobe, andererseits aber in Vermuthungen über ihre wahren Verhältnisse erschöpft hatten, platzte ich denn mit meinem heutigen kleinen Abenteuer heraus, und steckte ihnen denn im Vertrauen, daß ihre junge Dame von hoher Abkunft und feiner Erziehung nichts mehr und nichts weniger sei, als ein ehrliches Obsthökermädchen.

Jetzt kam die Reihe des Lachens an sie. Sie waren nahe daran, mich für den Landjunker in der Residenz anzusehen. Ich überschrie ihr betäubendes Hohngelächter mit der Hinweisung auf meine Kotzebue-Himmlische Fanchon; aber hatten sie noch nicht gelacht, so fingen sie nun erst recht an, denn sie meinten, daß sich so etwas recht gut lesen und allenfalls auf den Brettern darstellen lasse; indessen in der wirklichen Welt bleibe das Leiermädchen, welches sich um des lieben Brodes willen auf allen Straßen herumtreiben und sich manchen rohen Scherz gefallen lassen müsse, ebenso gut wie die Obsthändlerin, die, wenn sie ihre Waare los werden, und sich und ihren Kram nicht den niedrigsten Neckereien Preis geben wolle, mit jedem Straßenjungen und mit jedem rüden Sansculotten in traulich freundlichem Verkehr stehen müsse, eine gemeine, dem Alltagspöbel angehörige, oder wenigstens ihm nahe verwandte Person; — so aber habe die junge Fremde durchaus nicht ausgesehen; „und," fuhr die verständige Frau vom Hause fort, „einen schlagenden Beweis, daß das liebenswürdige Mädchen aus einem der ersten

Geschlechter des vornehmsten Hofadels entsprossen, war mir vorzüglich die auffallende Verwandlung ihrer Laune und ihres ganzen Benehmens, als das Gespräch auf das Pasquill kam. Dieser Zug verrieth die Höhe ihres Standes. Bei der heutigen Stimmung des großen Haufens hätte das Obstmädchen der Satyre auf Polignac ihren Beifall laut zugejauchzt; das Hoffräulein — vielleicht gar eine Verwandte des Fluch- und Schmachbedeckten und, wenn auch dies nicht, doch wenigstens bestimmt eine Stock-Karlistin, ward davon wie mit giftigem Stacheldorn verletzt. Es konnte die, gegen den unbegreiflichen Vaterlandsverräther schon an jenem Tage genugsam sich ausgesprochene öffentliche Meinung, und trug daher die schmerzliche Wehthat mit klugem umsichtigen Stillschweigen. Indessen — um die Bekanntschaft Ihrer merkwürdigen Obstmamsell selbst zu machen und wundershalber die gerühmte Aehnlichkeit näher zu prüfen, wollen wir doch hin und sie uns im Vorbeigehen beliebäugeln. Zu Wagen kommen wir wegen der vielen Barrikaden nirgends fort; es ist diesen Augenblick still auf der Straße, also müssen wir uns schon auf die Behendigkeit unserer Füße verlassen. Wo hat sich denn das große Handlungshaus etablirt?"

Ich pries meinen Einfall, den Pont des Arts früher nicht genannt zu haben, im Stillen als einen klugen. Jetzt, wo mir mit der Nichte Polignacs ein gewaltiges Licht aufgesteckt war, sollten meine guten Blumenfreundinnen die Stelle, wo das mir nun sehr räthselhaft werdende Mädchen zu finden war, gewiß nicht erfahren. Ich verwies die brennende Neugier nach dem Central-Telegraphen, wo die viel besprochene Schöne, rechts am Eingange, ihre Boutique aufgeschlagen habe, sagte, der Wahrheit gemäß, daß sie des Nachmittags, wo sie in ihrer Equipage herum zu fahren pflege, nicht feil halte; tog das Versprechen, die Blumen-Madame morgen Vormittags abholen und sie hinführen zu wollen; ging nach Hause und zählte bis zur morgenden Stunde der Bestellung jeden Glockenschlag.

In der langen Zwischenzeit hatte ich Muse genug, von meinem Phantasierausche nüchtern zu werden und zur ruhigen Ueberlegung zu kommen. Vor Allem schlug der verständigen Blumen-Madame sehr wahrscheinliche Behauptung, daß die junge Fremde eine eingefleischte Karlistin gewesen, den tollen Wahn von der Identität des Hoffräuleins und des Obstmädchens total nieder. Letzteres wollte eine ganz gewöhnliche und vermuthlich schon oft gegen Fremde mit Glück ausgeführte Intrigue mit deinem werthen Herrn Bender spielen, und dieser war endlich, eben im seligen Augenblicke des Einschlafens, besonnen genug, die ganze Geschichte auf sich beruhen zu lassen, und der gewandten Pariserin anheim zu stellen, sich zur Erreichung ihrer auf das liebe runde Gold abgesehenen Zwecke einen anderen dummen Deutschen gelegentlich auszusuchen.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Bilder aus dem nordamerikanischen Abgeordnetenhause.

(Fortsetzung.)

Eine ähnlich grobe Rede warf der Abgeordnete Smith von Louisiana dem Herrn Gordon aus Cincinnati an den Hals, und als dieser nicht gleich eine passende Antwort bei der Hand hatte, so schrie Ersterer ihm zu: „Warum antwortet das Mitglied für Ohio nicht?" — „Der Herr sollte wissen", entgegnete Gordon nun seinerseits, „daß ich nicht sein Sklave bin." — „Nein", rief sofort Herr Smith, „das sind Sie allerdings nicht; denn wenn Sie es wären, so würden Sie längst bekommen haben, was Ihnen zukommt, nämlich eine Tracht Hiebe und einen Fußtritt." So roh nun auch die Worte waren, so fanden sie doch bei den Südländern einen stürmischen Beifall, und viele derselben lachten, daß das Haus bebte. So hoffte man nun, als wieder etwas Ruhe eintrat, es werde in Folge dessen die ganze Scene zu Ende gekommen sein; allein man täuschte sich sehr, denn nun kamen die beiden Repräsentanten Clark und Haßlin hinter einander. Clark hielt es nämlich mit Gordon, und da sein Nachbar Haßlin dem Smith aus Leibeskräften applaudirte, so nannte er denselben einen rohen, gemeinen Gesellen. Nicht faul, replizirte Haßlin einen Schurken, und dieser Austausch von Höflichkeiten wuchs nach und nach zu einem Tumulte an, der fast noch furchtbarer wurde, als der erste. Vergebens rief der Sprecher des Hauses die beiden Streitenden zur Ordnung und schlug mit seinem Hammer wie wüthend auf den Tisch hinein. Die Herren Clark und Haßlin ließen sich durch nichts stören, sondern brüllten einander an, und besonders Clark gestikulirte mit den Händen, als wollte er den andern niederboxen. Da entfiel dem Haßlin etwas, was dem Klange nach zu urtheilen, nichts anderes als ein Revolver sein konnte, und nun entstand natürlich allgemeine Sensation. Augenblicklich ward jeder der beiden Streitenden von einer Anzahl von Freunden umringt, zur Verhütung ernsterer Gewaltthätigkeiten; allein ohne Zweifel wäre dies nicht gelungen, wenn nicht ein derbes Witzwort das ganze Haus in die heiterste Stimmung versetzt hätte. Gleich darauf nämlich, als Haßlin den Revolver fallen ließ, schrie Einer, daß er das nächste Mal eine Doppelbüchse in die Sitzung mitnehmen werde. „Was", rief ihm sofort ein Anderer entgegen, „hat denn der Herr im Sinne to make game of the house?" und nun brach die ganze Gesellschaft in ein furchtbares Gelächter aus, da der Witz zu schlagend war, als daß man demselben hätte widerstehen können. Leider ist dieses Wortspiel im Deutschen nicht völlig wiederzugeben; da aber game eben sowohl Scherz und Spiel als auch Wildpret oder Wild heißt, so lag in obigen Worten der Doppelsinn: ob der Herr bezwecke, sich einen Spaß mit dem Haus zu erlauben, oder ob er eine Treibjagd auf die Mitglieder desselben anstellen wolle, um sie wie Füchse niederzuschießen.

Auf solche Art vertrieb man sich vor dem Ausbruch der secessionistischen Bewegung im Repräsentantensaale zu Washington die Zeit; aber auch heutzutage ist es nicht viel besser geworden, und wenn auch nicht gerade in jeder Sitzung derlei Scenen sich wiederholen, so darf man doch darauf rechnen, daß wenigstens keine Woche vergeht, ohne eine Unterhaltung ähnlicher Art geliefert zu haben.

Namentlich in der Kunst, die Geschäftsordnung auszunutzen, was man mit dem Ausdrucke „Filbustern" bezeichnet, haben es die nordamerikanischen Abgeordneten zu einer seltenen Fertigkeit gebracht, und sie dürften da wohl von keinem Parlament zu überbieten sein. Als z. B. kürzlich die radikale Seite des Hauses eine Bill durchzubringen suchte, die augenblicklich 200,000 schwarze Krieger zu den Waffen rufen sollte, war es die Absicht der Opposition, diesen Wunsch um jeden Preis zu hintertreiben, und man griff zu der beliebten Taktik des Filbusterns. Die Geschäftsordnung ist

nämlich so gestaltet, daß kein Mensch sie recht versteht, der Sprecher am wenigsten; denn der klarste Kopf muß in fünf Minuten konfus werden, wenn ihm von allen Seiten die Pfeile der points of order um den Kopf schwirren. Nur ein Schreiber ist da, der in langer Uebung gelernt hat, sie zu pariren, und der daher bald sekundirend vor dem Sprecher, bald soufflirend hinter ihm steht. In solchem Rufe „zur Geschäftsordnung“ zeigt sich nun die Gewandtheit der Herren Mitglieder. Man sucht namentlich Punkte zu berühren, die nicht vorgesehen sind, wie z. B.: „Ist es in der Ordnung, daß der ehrenwerthe Deputirte den Rock ausgezogen, oder die Cigarre im Mund hat?“ und dergleichen mehr, — merkwürdigerweise aber nie, „daß ein Ehrenwerther die Beine auf den Tisch legt“, dies ist immer in der Ordnung. Ein Abgeordneter ergreift das Wort und stellt im Tone der Entrüstung die Frage: „ob es wohl gerechtfertigt erscheine, daß sein Nachbar, das schätzbare Mitglied für Delaware, schon am frühen Morgen so laut und unnatürlich schnarche?“ Es wird ein Ausschuß gebildet, der die Angelegenheit einer nähern Prüfung unterwerfen soll. Inzwischen ist der Ehrenwerthe erwacht, und entschuldigt seine unparlamentarische Aufführung durch heftige Kopfschmerzen, die er verspüren will. Der Ausschuß scheint indessen nicht sehr befriedigt von dieser Erklärung, als ein Mitglied im Hintergrunde vom Platze aus konstatirt, daß die Sache ihre Richtigkeit habe. Er sei nämlich in vergangener Nacht, und zwar lange nach Ablauf der Bürgerstunde, dem achtbaren Repräsentanten des Staates Delaware begegnet, als derselbe in liebenswürdiger Begleitung und in der heitersten Stimmung gerade einen Austernsalon der Pennsylvania-Avenue verlassen habe. In Folge dieser Aufschlüsse erklärt sich die Majorität des Hauses mit der Lösung der Frage befriedigt, und es wird die Resolution gefaßt, „der Ehrenwerthe habe nicht in böser Absicht, sondern in Folge des Katzenjammers den parlamentarischen Ton verletzt und er sei daher in keiner Weise der Würde des Hauses zu nahe getreten.“ Der Betroffene stellt nun seinerseits den Antrag: „Das hohe Parlament wolle ihm, in Erwägung der Situation, gestatten, sich einen sauren Häring holen zu lassen,“ worüber zur namentlichen Abstimmung geschritten wird.

Herr Thompson aus Kentucky besteigt darauf die Tribüne, und indem er in einem längeren Vortrag auf ähnliche Erscheinungen in anderen Gegenden hinweist, macht er die Anwesenden darauf aufmerksam, daß sich die Bewohner der Neuenglandstaaten neuerdings einer eigenen Manier ergeben hätten, die in der Sucht bestände, fortwährend mit dem Messer an Holzgegenständen herumzuschnitzeln, er stelle daher im Interesse der Stuhllehnen und Schreibtische des Hauses den Antrag: „Der Kongreß wolle beschließen, den geschätzten Mitgliedern der genannten Staaten eine hinreichende Quantität Nutzhölzer zum freien Gebrauch während der Sitzungen zu überlassen.“ Unter allseitigem Beifall und „um einem längst gefühlten Bedürfniß Rechnung zu tragen“, wird fast einstimmig der Beschluß gefaßt, den Thompson'schen Antrag anzunehmen.

Auf diese Weise wird die Zeit todtgeschlagen; es folgen Anträge auf Vertagung, auf Wiedererwägung der gefaßten Maßnahmen, und über Alles natürlich namentliche Abstimmung. Solche namentliche Abstimmungen gab es in der erwähnten Sitzung zweiundvierzig. Dazu kamen, um die Gesellschaft bei Laune zu erhalten, schlechte Witze, dazwischen Anträge, zu erklären, daß solches Benehmen des Hauses unwürdig sei, und wurde ein solcher nach langen Debatten abgelehnt, ein neuer, das Haus möge sich selbst für unanständig proklamiren.

(Schluß folgt.)

## Würzburger Stadttheater.

Sonntag, 27. Nov. „Faust“, Oper von Gounod. So verschieden auch die Urtheile beim Erscheinen dieses Tonwerkes auf deutschem Boden waren, dasselbe hat doch durchgeschlagen und gehört jetzt zu denjenigen Opern, welche gehört zu haben, Sache des guten Tones geworden ist; man spricht allenthalben vom „Faust“ im Balle und Salon, im engeren und weiteren Kreise; die meisten Autoritäten vom Fach und die wichtigsten maßgebenden Zeitschriften haben davon Notiz genommen und sogar im Volke hört man schon einzelne Melodien aus der Oper wiederklingen, was unseres Bedünkens ein zuverlässiger Maßstab für den Werth eines Musikstückes ist. Nur die Männer der alten klassischen Musik, jene alte Garde, welche ihre Schätze mit Eifersucht bewacht und keiner Perle der Neuzeit, wäre sie auch noch so edel, den Zugang gestattet, kehren dem „Faust“ noch den Rücken und schmollen mit ihm, können aber den syrenenartigen Klängen ihr Ohr doch nicht ganz verschließen und scheinen im Widerstande zu ermatten und die ursprüngliche Faustpolemik aufgegeben zu haben.

Ohne Zweifel sind die früher aufgetauchten Bedenken über die Wahl und Bearbeitung der unerreichten deutschen Tragödie von Göthe durch eine französische Feder nicht ganz unbegründet, auch hat die strengere Kritik manche Anhaltspunkte zu gerechtem Tadel in Beziehung auf Behandlung des Stoffes, Orchestration und Harmonik; allein es sind auf der anderen Seite überwiegende Schönheiten, welche mit ihrem blendenden Glanze manches kritische Stirnrunzeln zu glätten und manche Skrupel einzuschläfern wissen und deshalb hat Gounod, dessen früheren Schöpfungen mit Ausnahme der etwas flau aufgenommenen Königin von Saba die lokalen Grenzen nicht überschritten hatten, einen großartigen Triumph in Deutschland erlebt; sein „Faust“ steht auf allen Repertoiren und ist eine der beliebtesten Opern.

Auf hiesiger Bühne, welche unter den ersten dieses Tonwerk zur Aufführung gebracht hat, ist dasselbe seit jener Zeit heimisch und wurde bekanntlich erst in der verflossenen Saison durch das Gastspiel der Frln. Stehle als Margaretha ganz besonders gefeiert.

In der gestrigen Aufführung lag diese wichtige Rolle in den Händen der Frau Borchers und wurde, obgleich eigentlich Aufgabe der ersten Sängerin, recht brav durchgeführt. Im Spiele genügend, hat sie uns im Gesange bis auf das letzte Finale ganz zufrieden gestellt, dort aber wäre ein höherer Affekt im Vortrage am Platze gewesen. Die Schlußscene ist eine Art Apotheose des entsündigten geläuterten Opfers; hier wendet sich Margaretha, frei von den Fesseln des Irrsinnes, der sie umnachtet, in der prächtigen Schlußarie zum Himmel, und wird versöhnt und begnadigt als Heilige emporgehoben; diese Lostrennung vom Irdischen ist durch eine mächtige Steigerung charakterisirt, welche durch den Versuch Faust's, die edle Dulderin zurückzuhalten, noch gehoben wird. Diesen Kulminationspunkt hätte Frau Borchers in glühenderen Farben mit dramatischer Begeisterung ausmalen sollen, um dadurch ihren sonstigen Verdiensten die Krone aufzusetzen.

Die Titelrolle wurde von Herrn Wagner gut gespielt, aber nicht sehr glücklich gesungen; seine Stimme war den ungewöhnlichen Anforderungen dieser Rolle nicht gewachsen und reichte mit Aufbietung aller Kräfte nicht aus; durch außergewöhnliche Forcierung gingen die höher gelegenen Stellen noch so leidlich vom Stapel, wo ein Forte vorgezeichnet war; die Piani's dagegen waren ohne Klang und Farbe und standen den Leistungen dieses sonst bewährten Sängers bedeutend nach, wozu freilich ein offenbarer Mangel an Disposition das Seinige beitrug.

Der Mephisto hatte in Herrn Leithner einen entsprechenden Vertreter gefunden, doch hätte das Diabolische durch kräftigere Nuancirung des Vortrags namentlich in den tieferen Lagen besser hervorgehoben werden können.

Die undankbare Rolle des Studenten Sybel, welcher im Faust denselben Platz einnimmt wie der Pontius im Credo, wurde von Frl. Brimavesi ziemlich erfolglos gegeben, sogar die einzige ansprechendere Nummer, die bekannte Arie im 2. Akte ging spurlos vorüber; mit ihrem Gesang kann sich Niemand befreunden, insoweit es sich um leichte lyrische Arien handelt, weil ihr Organ und Vortrag hiefür einmal nicht geschaffen zu sein scheint.

Im Uebrigen ließe sich noch manche wunde Stelle anführen, wie z. B. das übereilte Tempo im Duette des 1. Aktes zwischen Faust und Mephisto, wo die Sänger um ein gutes Takttheil dem richtig aushaltenden Orchester voran waren, dem armseligen Versuche zu einem Ballete im 2. und dem schrecklichen Chor im 3. Akte; wir wollen uns aber zum Schlusse mit der Bemerkung begnügen, daß noch Manches besser werden muß, wenn der Faust in diesem Jahre der Aufführung im vorigen Jahre zur Zeit des oben erwähnten Gastspiels gleichkommen soll, denn damals gings durchweg besser wie in der gestrigen Aufführung.

—δ—

△ Am Montag kam das fünfaktige Charakterlustspiel „Die Tochter der Grille" von Krüger auf hiesiger Stadtbühne zur Aufführung. Den Verfasser haben die Lorbeeren der Frau Birchpfeiffer nicht schlafen lassen; derselbe hat sich wahre veranlaßt gefunden, eine dramatische Fortsetzung der „Grille" zu geben. Die männliche Birchpfeiffer, welche hier in die Fußstapfen der weiblichen tritt, hat jedoch mit den mannigfachen Vorzügen der letzteren wenig gemein, er hat besser verstanden, derselben ihre Schwächen als die Seiten, welche ihre Stärke ausmachen, abzusehen.

Das Stück des Hrn. Krüger ist kein organisch gegliedertes und von individuellem Leben erfülltes Werk, sondern ein nach der Schablone verfertigtes Machwerk, das seiner Anlage und seiner Ausführung nach kaum Mittelgut repräsentirt. Wir finden keinen interessanten, mit Geschick und lebendiger Wahrheit zur Anschauung gebrachten seelischen Prozeß, aber häufige Begriffsverwirrungen über die verschiedene Stärke der in Collision gerathenen Gefühle, lose Verwicklungen, die dem Erfinder kaum Ehre machen, einen schleppenden, aller Spitzen entbehrenden Dialog und eine etwas zu reiche Fülle moralischer Sentenzen, die der Kinderfibel entlehnt sind.

Nachdem Madame Birchpfeifer die kleine, unbändige und reizende „Grille" glücklich unter die Haube gebracht und über das Weitere weislich den Vorhang hat fallen lassen, wagt es der unglückliche Verfasser, den Vorhang wieder zu heben, und sich an der Tochter jener Grille dramatisch zu vergreifen. Wäre es eine heimliche Liebe gewesen, die den Verfasser zu jener dramatischen Figur hingezogen, eine Liebe, von der er sich nicht hätte befreien können, als dadurch, daß er das holdselige Phantasiebild dichterisch fixirte, dann hätte er uns von heißer Leidenschaft und süßen Minnestunden müssen erzählen können und sich vielleicht Vergebung für seine Indiskretion erwirkt. Doch der Verfasser war nicht von solcher inneren Nöthigung getrieben, er wollte nur ein Stück schreiben, wobei ihm das Vermögen gefehlt, sein Abbild mit neuer Farbenpracht auszustatten, und uns eine Gestalt voll eigenthümlichen Reizes, voll eigenthümlicher Weiblichkeit zu schaffen. In dem Stücke wird uns eine neue Fanchon gegeben, doch zeigt sich nicht eine Spur von einer freien Behandlung, ein Abweichen vom herkömmlichen Typen, ein geheimnißvolles Aufschließen schöner, tiefer Frauennatur! Gebräche es uns nicht an Muße und Laune, so wären wir versucht, mit dem Verfasser auf's unerbittlichste in's Gericht zu gehen.

Den Glanzpunkt des Abends bildete die Leistung der Frl. Lehmeire, welche die Titelrolle spielte. Was der Dichter versäumte, ist ihr zu ergänzen gelungen, indem sie ihrer Rolle den vollen Zauber eigenthümlicher Mädchenhaftigkeit verlieh. In ihrer Darstellung wurde die Figur, welcher der Dichter wenig Eigenheiten zu geben wußte, zu einer charakteristischen, racenmäßigen Gestalt. Geleitet von einem künstlerischen Zuge weiß sie in ihrer frischen Unmittelbarkeit immer den richtigen Ton zu treffen, und es stehen ihr reine Seelenlaute zu Gebote, welche den empfänglichen Zuhörer sympathisch berühren. Auch ergötzt die kleine, federkräftige Gestalt mit ihrem reizenden Gliederwerk durch plastische Naivetät: durch die hingebenden Bewegungen, die raschen Wendungen, das zierliche Schlenkern des Röckchens u. s. w. Die Darstellung des Hrn. Jasson (Landry Barbeaud), welche der Rolle entsprechend in Holzschnittmanier mit scharfen Umrissen gegeben war, können wir als gut bezeichnen. Herr Schmidt (Nikolas) war in Spiel und Mimik etwas primitiv. Frl. Schütz (Mutter Tinont) wußte das Charakteristische ihrer Rolle befriedigend wieder zu geben. Herr Holland hat seine Thiperrolle gut gegeben, wo bei ihm der breite Ausdruck seiner Sprache zu Hülfe kam. Herr Bethge war in der Darstellung des alten Soldaten Bertrouet gelungen und hatte erschütternde Momente.

## Miscellen.

Von dem „Kind von Frankreich" wird erzählt: Bei einer der letzten Soiréen hatte der kaiserl. Prinz ein paar artige Verse zu sprechen; mit jener unerschütterlichen Ruhe, welche den jüngsten Bonaparte als solchen legitimiert, trat er vor sein erlauchtes Publikum, begann sein Sprüchlein und — blieb stecken. Der Kaiser, der schon lange auf eine Gelegenheit gewartet hatte, den allezeit ernsthaften und gelassenen Knaben außer Fassung zu bringen, rief triumphirend: „Nun, Lulu, fahre fort!" Aber der Prinz antwortete, ohne eine Miene zu verziehen: „Wie soll ich fortfahren, ist doch kein Souffleur da!" Die Versammlung brach in schallendes Gelächter aus; die Kaiserin fiel dem Knaben um den Hals, dieser hatte aber inzwischen das verlorene Wort wieder gefunden und sprach seine Verse mit der alten Seelenruhe zu Ende, nicht ohne schließlich seinem Vater einen herausfordernden Blick zuzuwerfen.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: A. Hartmann.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

**№ 97.** Sonntag den 4. Dezember **1864.**

### Manon.

Eine Geschichte aus der französischen Revolution im Jahre 1830.

**In Briefen.**

(Fortsetzung.)

**Derselbe an Denselben.**

Besoul, den 2. August 1830.

Die Menschen denken, und die Schwäche und die Neugierde und die Eitelkeit und am Ende auch wahrlich die Vorsehung, lenken.

Beim Schlusse meines letzten Briefes, den ich am 30. vor. Mts. anfing, und am 31. Morgens beendete und zur Post gab, hatte ich mich bestimmt, das gewünschte Stelldichein meiner Aprikosen-Schöne zu umgehen. Ich freute mich meiner Gescheidheit; es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich eine Verlockung der Art unbeachtet zu lassen mir fest vornahm. Auf etwas anderes, als auf eine kleine Beutelschneiderei, war die ganze Intrigue nicht angelegt; und ich hielt die Zinsen unseres ehrlichen Vatererbe für zu gut, als sie von einer lustigen Pariserin vergeuden zu lassen. Meine kleine Person kam bei der ganzen Geschichte gar nicht in das Spiel. Selbst in Paris findet man den Fremden leicht heraus. Hätte ich ausgesehen wie ein Engländer, so hätte die Obstmamsell mich englisch gefragt, ob mir nichts gefällig; sah ich aus, wie ein Italiener, so fragte sie es italienisch. Du hast mir ja selbst oft erzählt, wie die Flattervögel im Palais royal im Jahre 1814 Euch und die jungen Offiziere der alliirten Truppen in allen Zungen angesprochen und angesungen haben; und selbst, wenn die Aprikosen-Prinzessin mit der bewußten fremden Dame eine und dieselbe Person war, was sollte ich mit meinem schönen Gelde ihre Equipage halten und ihre bizarren Phantasien verwirklichen helfen! —

Wenn beide eine und dieselbe Person waren! — Der Gedanke schob sich mir quer vor meine schönen soliden Grundsätze, daß ich mit ihnen auch keinen Schritt weiter vorwärts konnte. — Nein, dann bekam die Sache doch ein anderes Ansehen! Ein Mädchen, was früh Obst verhökert und Nachmittags die große Dame spielt, gibt es in ganz Deutschland nicht. Die nähere Bekanntschaft mit einer solchen zweiten Fanchon, das Studium ihres Charakters, ihres Benehmens, ihrer häuslichen Lebensweise — lieber Gott, habe ich für eine häßliche Zwergin, für ein widriges Menschenfleisch fressendes Kannibalenpaar, für einen in eine Seelöwenhaut genähten Schneidergesellen und für mehr denn zwanzig elende Trauer-, Schau- und Lustspiele schon manchen schönen Thaler Geld in meinem Leben weggegeben, warum sollte ich nicht hier ein Paar Carld'ors an ein ungemein hübsches und dem äußern Anschein nach gewiß höchst interessantes Obstmädchen wenden können! Flora's Priesterin mochte mit ihrem ganzen Blumen-Conseil sagen, was sie wollte; ich ward, je mehr ich mir jetzt beide Mädchen vergegenwärtigte, immer überzeugter, daß — der feine Anstand, die Anmuth jeder Bewegung, das Deutschsprechen, die Melodie der Stimme, — ich begriff mich nicht, wie ich mich in dem Blumenmagazine hatte von der rechten Fährte so gänzlich abbringen lassen können.

Lieber Bruder. Ich ging.

Du wärest auch gegangen.

Ich mußte hin; denn ich hatte ihr ja das Börschen zurückzugeben.

Jetzt, da die Sachen so standen, fühlte ich es wieder, das mir Zuwerfen der Börse mit dem ungezählten Golde lag in ihrer Rolle; wollte sie im Blumenmagazine wirklich für eine junge Dame des ersten Hofadels gelten, so mußte sie diesen Theatercoup loslassen; auch konnte wohl christliches Mitleiden mit im Spiele sein; Mädchen der Art sind in der Regel butterweich geschaffene Seelen und halten, besonders so lange ihre Geschäfte in schwunghaftem Betriebe, bei Gelegenheiten, wo sie sich zeigen können, das Geld nicht fest; indessen behält es in ihren Augen immer seinen Werth, und darum that ich netto hundert Franken in Gold in das zierliche Beutelchen und machte mich, noch ehe die bestimmte Stunde geschlagen, auf den Weg.

Beutelschneiderei! Pfui! wie konnte ich die dem Mädchen zutrauen, das vor wenigen Tagen der deutschen Ehrlichkeit so rühmlich gedacht hatte, das an fremden Leiden so lebhaften Theil nahm!

Auch den Karlistenzug, den die Blumenmadame als einen Hauptbeweis für ihre Behauptung, daß die junge Dame zur ersten Klasse des französischen Hofadels gehören müsse, herausgehoben wissen wollte, zu Gunsten meines festen Glaubens an die Identität beider Mädchen zu enträthseln, war mir ein Leichtes. Karlistin war das Kind nicht, es hatte ja auf die Ehrlichkeit einen so hohen Werth gelegt. Allein das Polignac'sche Haus mochte vielleicht für den Obsthandel eine ehrenwerthe Kundschaft sein, und darum die Mißbilligung des Spottgedichts!

In diesen und tausend andern Betrachtungen tief verloren, wandelte ich, noch ehe der Hammer die bestimmte Bestellstunde ausgehoben, über den Pont des Art; entdeckte

schon auf der Hälfte der Brücke mein höchstergötzliches Obst-Hierodulchen, verdoppelte unwillkürlich meine Schritte, gewahrte zu meiner innern Erquickung, daß es einen ungemein freundlichen Blick des Verlangens, der — ich war in dem Augenblicke der Krisis gewiß nicht eitel, also bildete ich mir bestimmt nicht etwas ein, was nicht war — einen ungemein freundlichen Blick harrender Sehnsucht zu mir herüberwarf. Ich vervierfachte meine Schritte, ich ging nicht mehr, ich flog nicht, ich stürmte über den Rest der Brücke.

Als ich an's Ende derselben kam und endlich ihr nahe stand, sah sie, mir den Rücken zugekehrt, den Quai an der Seine hinauf, that, als wüßte sie vom Stelldichein keine Sylbe, als hätte sie in ihrem Leben mich nicht gesehen und frug, als ich über die schnelle Wandlung wie versteinert vorüber ging, französisch, ob mir nicht August-Aepfel gefällig.

„Sind diese denn schon reif?" frug ich, um nur etwas zu fragen, wie im Traume halbwahnwitziger Verzweiflung, denn — ach hätte ich doch das ganze Blumenmagazin hier gehabt — die junge fremde Dame aus einem der ersten Häuser des Hofadels war und blieb keine andere, als diese engelhübsche höchstgraziöse, superfeine Aepfelrosen-Fee. Zehntausend Eide konnte ich jetzt darauf schwören, keine vier Pferde konnten mir diese Ueberzeugung aus der Brust reißen.

„Reif?" frug das Mädchen und man hörte dessen Spottlächeln an, daß durch meinen Zweifel die zartfühlende Obsthökerehre ein wenig verletzt worden war. „Auf mein Wort, lauft lieber Herr! Probirt diesen selbst." Damit drückte sie mir einen gelb und rothgesprenkelten Augustapfel in die Hand, gab mir durch einen dringend bittenden Blick zu verstehen, mich länger nicht aufzuhalten, sprach mit andern Kauflustigen und schien, als ich ging, mich mit halbem Auge zu begleiten.

Das Wörtchen selbst hatte das Mädchen so sonderbar betont, für den Apfel keine Bezahlung verlangt und mit sichtlicher Verlegenheit gebeten, nicht hier lange stehen zu bleiben, sondern mich bald fortzumachen.

Ich ging in das nächste Thor des Louvre. Ich biß in den Apfel. Er war köstlich. Der weinsaure Saft lief mir beide Mundwinkel herab; beim zweiten Biß in das alabasterweiße Fleisch stieß ich auf Papier; ich sah mich schnell um, ob ich irgendwo bemerkt ward, zog, als ich gewahrte, daß zufällig Niemand in der Nähe war, ein zusammengerolltes Zettelchen aus dem Apfel und las Folgendes, deutsch mit lateinischen Lettern geschrieben:

„Sie haben Sich mir als einen zuverlässigen rechtlichen Deutschen bewährt. Ich vertraue Ihnen mein Leben, meine Ehre an. Retten Sie mich. Ich muss fort von hier. Heute noch. Ich erwarte Sie diesen Abend, Schlag 10 Uhr in der Strasse Vivienne, vor dem grossen hellgrau angestrichenen Eckhause. Wohin Sie mich führen, ist mir gleich. Unter Gottes und Ihrem Schutze bin ich überall sicher. Nur heute noch aus Paris, und in der kürzesten Frist aus Frankreich. Verschwiegenheit, Muth und Geld. Letzteres gebe ich Ihnen in Zeit von einem Monat doppelt und dreifach wieder. Können Sie meine Bitte nicht gewähren, so seien Sie wenigstens so menschlich und benachrichtigen Sie mich davon an dem bestimmten Orte. Dann bleibt mir nichts übrig, als die Seine."

Ich schaute mit scheuem Blick auf, ob mich Jemand lesen gesehen hatte, denn ich fühlte, daß mir bei der Lektüre dieses merkwürdigen Augustapfel-Billets alles Blut in das Gesicht gestiegen war.

Nein, es befand sich außer einer ziemlich entfernten Schildwache kein Mensch in meiner Nähe.

Ich nahm meinen verhängnißvollen, mit Bleistift geschriebenen Zettel zum zweiten Male vor. Einige Stellen desselben, besonders die am Rande, waren vom Apfelsaft etwas durchnäßt. Allein kein Wort war darum unleserlich.

Das Wagstück war höchst interessant, aber bei nur einiger Ueberlegung ungeheuer kitzlich. Wer war das Mädchen? Was hatte es gethan? Was konnte mir geschehen, wenn wir auf unserer Flucht erwischt würden?

Doch zum Grübeln war jetzt keine Zeit. Wollte ich das Vertrauen der Hilfsbedürftigen rechtfertigen, mußte ich handeln, gleich, rasch!

Verlockt von dem Anziehenden des — zu meiner Entschuldigung gegen dich und dein Jettchen, sagte ich das mir halblaut — von mir durchaus nicht gesuchten, sondern mir gewissermaßen aufgedrungenen Abenteuers, das nun freilich durch die unbeschreibliche Liebenswürdigkeit der Hauptperson seinen ganz eigenthümlichen und unwiderstehlichen Reiz erhielt, hatte ich mich, ohne es selbst recht zu wissen, schon dazu entschlossen, und brütete nun im Heimgehen den Plan zur Ausführung mit geschäftiger Emsigkeit aus.

Vor Allem ging ich bei meinem Schützling vorüber. Das Mädchen sah mich kommen. Es wendete sich von mir abwärts, wahrscheinlich in der ängstlichen Besorgniß, daß ich mich hinstellen und mit ihm hier auf offener Straße nähere Verabredung nehmen werde. Zwei Damen standen vor seinem Tischchen und handelten mit ihm. Es sah mich mit keinem Blicke an.

Ich that natürlich auch, als nähme ich von der ganzen Obstmamsell keine Notiz; trällerte im Vorbeigehen vor mich hin nach eigens komponirter Melodie:

Ich komme — o ich komme ganz gewiß,

und ich hatte die Freude zu sehen, daß sie, als ich beinahe auf der Hälfte der Brücke war, mir ihren Dank durch einen sehr freundlichen Blick nachsendete.

Auf dem Reste meines Heimweges kam ich über die Person meines liebreizenden Flüchtlings fast auf das Klare. Die Blumenmadame hatte am Ende doch Recht. Das Obsthökermädchen stammte aus einem der ersten Adelsgeschlechter Frankreichs — aber war sie nun Vicomtesse, oder Marquise, oder Gräfin, oder gar Prinzessin — wie kam sie hinter das Obsttischchen am Pont des Arts?

Musje Heinrich, mein flinker Jokey saß, in glücklicher Ungewißheit über das ihm so nahe bevorstehende Schicksal augenblicklicher Trennung, gottvergnügt in seinem Zimmer und reimelte ein Bischen zum unterhaltlichen Zeitvertreib.

Ich donnerte ihn aus seinem seligen Nichtsthun mit der Ordre auf, sofort zu packen, seine sämmtlichen Sachen aber hier zu lassen, weil er einstweilen hier bleibe und mich auf meinem kleinen Ausfluge nicht begleiten könne. Uebrigens solle er über meinen Abstecher jedermänniglich reinen Mund halten, wenn einer meiner Bekannten frage, wohin ich gereist sei und wann ich wieder komme, der Wahrheit gemäß antworten, daß er solches nicht wisse, und mit dem zurückgelassenen Gelde hübsch ökonomisch haushalten.

Er stutzte, als ich ihm eine nicht unbedeutende, seine gewöhnlichen Bedürfnisse weit übersteigende Summe zustellte, und frogte kleinlaut, ob ich denn so lange wegbleiben wolle. Ich stürmte aber, ohne mich weitläufig gegen ihn auslassen zu können, fort, um meinen Paß, meine Pferdebestellung und meine Wechsel in Ordnung zu bringen.

Mein bisheriger Paß lautete auf mein und Heinrichs Namen; ich ließ ihn auf Basel ausfertigen, und erhielt ihn, gehörig visirt, ohne Umstände.

Nachdem ich, mit Hülfe eines Kabriolets, alles Nöthige in Ordnung hatte, jagte ich — es schlug 9 Uhr — nach Hause, setzte mich, schrieb, und gab das flüchtig Hingeworfene, versiegelt, an Heinrich, mit folgender kurzen, aber sehr feierlichen Harangue:

„Du wirst in den Zeitungen gelesen haben, daß zuweilen der Admiral einer absegelnden Flotte eine Ordre erhält, mit dem Befehle, sie nicht eher, als auf der hohen See, zu eröffnen. Eine solche Ordre ist vorliegendes Schreiben, das Du nicht eher entsiegelst, als am vierzehnten Tage nach meiner Abreise. Thue pünktlich, was Dir darinnen befohlen. Uebrigens, suche nicht nach Deiner, heute morgen erst vom Schneider abgelieferten neuen Livrée. Ich brauche sie, und habe sie also in den Kutschkasten gepackt, den Hut aber in das Netz gelegt. Laß Dir Alles noch einmal machen. Deine Kasse reicht dazu."

Die Ordre war sehr lakonisch; sie lautete also: „Nach Eröffnung dieses Schreibens reist Du, nachdem Du das Logis bezahlt und alles, was Du schuldig geworden, berichtigt hast, ab. Auf welche Weise, ist Deine Sache. Du mußt Dir einen Paß lösen. Sollte Dir auf dem Paß-Bureau der Einwand gemacht werden, daß ich schon mit einem Jokei, Namens Heinrich, abgereist sei, so entgegne, daß dieß seine vollkommene Richtigkeit habe; dieß sei aber der Jokei meines Vaters gewesen, der hieher gekommen sei, mich eilig nach Deutschland zurückzuberufen, und auch Heinrich geheißen habe. Du gehst geradewegs auf die Güter meines Bruders, wo wir zusammentreffen werden.

Nimm ihn daher, falls er vor mir ankommen sollte, gütig auf."

(Fortsetzung folgt.)

## Bilder aus dem nordamerikanischen Abgeordnetenhause.

(Schluß.)

Wenn die Versammlung beschlußunfähig wird, so werden die Thüren des Hauses geschlossen, und wer ohne genügenden Grund abwesend ist, kann durch den Sergeant-at-Arms arretirt werden. Während des Namensaufrufs bittet der eine oder der andere, ihm zu gestatten, einige Damen auf der Gallerie zu besuchen oder auf fünf Minuten die Halle zu verlassen, ohne Angabe des Grundes; darüber wieder namentliche Abstimmung; ebenso über Entschuldigungsgründe Abwesender, von wohlwollenden Freunden eingebracht, wie z. B.: „Herr Rogers ist vor Hunger flau geworden." Namentliche Abstimmung wird verlangt, ob dieß ein genügender Entschuldigungsgrund sei. Bei der Abstimmung votirt Herr Rogers selbst mit „Nein". Antrag: „Ein Komité niederzusetzen, um zu konstatiren, ob Herr Rogers anwesend ist oder nicht und wie er hereingekommen, da doch die Thüren verschlossen sind." Der Sprecher mag Dutzende solcher Anträge für unparlamentarisch erklären, das Arsenal einer verzweifelten Opposition ist unerschöpflich. Wenn man glaubt, sie sei am Ende, wird es erst recht Ernst. Der Sergeant-at-Arms wird beordert, die pflichtvergessenen Mitglieder herbeizuschaffen. Die meisten Anwesenden schlafen, nur die Stenographen haben keine Ruhe. Ein Abgeordneter schlägt vor, zur Wachhaltung der Lebensgeister die „Marseillaise" zu singen; ein Anderer fordert seinen Freund von Indiana, der eben den Sprecher abgelöst hat, auf, seinen Baß mit dem schönen Liede erschallen zu lassen: „Ruhig ist's zur mitternächt'gen Stunde." Endlich erscheint der Sergeant-at-Arms mit Herrn Brown von Maryland. Feierliches Verhör: „Welchen Grund hatten Sie, die Verhandlungen zu versäumen?" — Brown: „Ich war bis 2 Uhr hier, da wurde ich müde und dachte, es wäre genug. Ich ging zu Bett und lag im besten Schlafe, da drang der Sergeant-at-Arms in mein Boardinghaus und holte mich heraus." Antrag: „den Inculpaten freizulassen, aber in die Kosten zu verurtheilen." Amendement: „ihm das Versprechen abzunehmen, daß er sich solcher Aufführung nicht fürder schuldig machen wolle." Amendement und der Hauptantrag angenommen! — Inzwischen dämmerte es; der Antrag: „sich zu vertagen, um zu frühstücken," ging ohne weitere Schwierigkeiten glücklich durch, und die Opposition hatte den Tag gewonnen. Der Scherz hatte volle dreizehn Stunden ohne Unterbrechung gedauert!

Daß so außerordentliche Leistungen der Herren Volksvertreter in gebührender Weise vom Lande honorirt werden, wird uns um so weniger befremden, als ja das Repräsentantenhaus die hierauf Bezug habende Gesetzesvorlage eigens in Anregung gebracht und selbst den Etat bestimmt und genehmigt hat. Sehen wir also, worin die Einträglichkeit der hohen Kongreßmitgliedschaft besteht.

Es versteht sich von selbst, daß die Herren Yankees, die zu rechnen verstehen, von den Diäten für Reise, Versäumniß rc. so viel als möglich Profit zu ziehen suchen. Wir wollen hier die „Sporteln" erwähnen, welche unter dem Titel von „Kanzlei- und Bureaukosten" verrechnet werden. Die Herren Abgeordneten machen nämlich darauf Anspruch, Schreibpapier, Postmarken, Briefkouverts u. s. w. gratis geliefert zu bekommen, und dehnen überhaupt den Begriff Kanzleikosten auf eine Weise aus, daß unsere deutschen Kanzleiheeren allen Respekt bekommen müssen. So liegt die offizielle Kostenrechnung eines der letzteren Kongresse vor uns, und dieselbe ist allzu merkwürdig, als daß wir nicht von ihrem Inhalt Kenntniß nehmen sollten. Da heißt es nämlich folgendermaßen: „4479 Stück Federmesser macht 6829 Dollars, ferner Scheeren für 669 Dollars, Patent-Bleifedern 610 Dollars, Toilettekästchen 645 Dollars, ferner Riechfläschchen für 124 Dollars, Cigarrenetuis für 797 Dollars, Albums mit Bildern 232 Dollars, ferner Schnupftabak 24 Dollars, Visitkartenetuis 177 Dollars, englische Reisenecessaires für 155 Dollars, Tintenfässer 1608 Dollars, Damenschreibzeuge 288 Dollars, Damenportemonnaies für 347 Dollars, ferner sogenannte Damenpompadours 242 Dollars, außerdem Perlmutternotiztäfelchen (genannt Shopping Tablets, eingerichtet zu Notizen für Modedamen während ihres Herumflanirens in den Schnittwaaren- und Putzmacherläden) für 247 Dollars und endlich Damennecessaires (sogenannte Ladies-Companions) für 101 Dollars.

Ist das nicht eine lustige Rechnung? — Während wir uns jeder weitern Bemerkung über dieselbe enthalten, können wir uns nicht verhehlen, daß Abgeordnete, die einen so außerordentlich elastischen Begriff von Kanzleikosten haben, auch keine Scheu in sich tragen dürften, dem Staate noch ganz andere Kosten aufzubürden, und dies bringt uns auf das „indirekte“ Einkommen dieser Vampyre des Landes. Worin besteht nun aber dies? Ei nun, ganz einfach darin, daß man seinen Einfluß und seine Stimme so theuer als möglich „verwerthet“. Dem Kongreß liegt es bekanntlich ob, alle Gesetze zu machen, und insbesondere gehören hieher die „Finanzgesetze.“ Sie, die Herren Abgeordneten, haben darüber zu bestimmen, wie viel dieser oder jener Artikel Zoll bezahlen muß; von ihnen hängt die Aufnahme neuer Staatsschulden ab; sie dekretiren die Telegrapheneichtungen und Eisenbahnlinien; kurz in ihrer Hand liegen die sämmtlichen Einkommenstheile, sowie auch die sämmtlichen Ausgaben der ganzen Union. Nun kann man sich aber wohl denken, daß sowohl eine Menge von Einzelnen, als auch nicht wenige Corporationen und Gesellschaften einen Vortheil dabei haben, ob der Kongreß „so oder so“ entscheidet, und ebenso klar ist, daß bei Staats-Akkord-Uebernahmen u. s. w. immer verschiedene Bewerber vorhanden sind, welche sich den Rang streitig machen. Liegt es also nicht auf der platten Hand, daß vielfach der Versuch gemacht werden wird, die Deputirten zu „beeinflussen,“ und daß man ihnen ein Beträchtliches für ihre Abstimmung bietet? Wir befinden uns ja nicht allein im Lande der Freiheit, sondern auch im Lande des Schwindels, und ist es nicht selbstverständlich, daß eine Compagnie, welche an diesem oder jenem Akkord, an dieser oder jener Zollermäßigung u. s. w. u. s. w. eine Million verdienen könnte, sich recht gerne dazu versteht, hunderttausend Dollars oder mehr zu opfern, und daß also die Stimme eines jeden Kongreßmitgliedes einen bedeutenden Werth hat? Es müßten nun aber sicher keine echten Yankees sein, die im Repräsentantenhause sitzen, wenn sie es nicht gründlich verstehen sollten, eine so verlockende Gelegenheit, Geld zu machen, auf's unverschämteste auszubeuten. Wir dürfen uns daher auch nicht länger wundern, welch ungeheure Konkurrenz unter den Kandidaten zur Anwartschaft in den Kongreß bei Gelegenheit der Wahlen zu Tage tritt, und wie mehr als eine Gallone Whisky und mehr als ein Faß Lagerbier erforderlich sind, um den „freien“ Willen des Volkes zu bestimmen und den Sieg davonzutragen.

## Miscellen.

**München**, 1. Dezbr. Die „Bayer. Ztg.“ erzählt: „Die Ausschreibung bezüglich der bevorstehenden Volkszählung veranlaßte einen ehemaligen, in mißlichen Verhältnissen befindlichen Schneidergesellen zu einem sonderbaren Mißverständnisse. Derselbe erschien bei einem Distriktsvorsteher mit der treuherzigen Bitte, man möge ihm den preuß. Thaler, den Preußen, wie er gehört habe, für jede „Seel“ in Bayern demnächst bezahle, sogleich verabfolgen, oder doch wenigstens einen halben Gulden vorerst „auf die Hand“ geben! Es kostete einige Mühe, den preußenthalerbedürftigen Schneider von der trostlosen Unrichtigkeit seiner Auffassung zu überzeugen!

**(Deutsch und Englisch.)** In Berlin las man vor einiger Zeit an den Litfaßsäulen folgenden Anschlag: „Aufforderung! Lieber Ludwig, Dein Vater ist hier, er wohnt Dorotheenstraße (Voigt's Hotel). Komm sofort zu ihm, zu seiner und Deiner Mutter Beruhigung. Verzeihung ist Dir im Voraus gesichert. — In einem Londoner Blatte las man um dieselbe Zeit: „Wenn der junge Herr Jacky zu seinen betrübten Eltern zurückkehren will, so wird ihm versprochen, daß seine ältere Schwester ihm nichts mehr zu befehlen haben soll, und daß er selbst sich künftig den Zucker zu seinem Thee nehmen kann.“

*

Die „Weser-Ztg.“ sagt in einer Aufforderung zur Unterstützung des deutschen Rechtsschutzvereins in London: „In London ist der juristische Rath theuer: das niedrigste Honorar, das ein Advokat annehmen darf, ist zwei Guineen (13 Thlr. 10 Sgr.). Das Publikum aber verkehrt mit dem Advokaten nicht direkt, sondern durch die Vermittlung von Anwälten, die ihrerseits auch wieder bedeutendes Honorar fordern. Dickens' berühmter Roman Bleakhouse zeichnet in allerdings sehr grellen Farben die Uebelstände, die aus dieser Eigenthümlichkeit der engl. Justiz entspringen. Die Kosten, die der Verein in dem Prozesse wider Franz Müller zu tragen hatte, werden kaum unter 4—5000 Pfd. St. betragen haben.“

Aus einer neuen Literaturgeschichte Wantrup's (des bekannten preußischen Conservativen und Kreuzzeitungsgelehrten) gibt die „Wesp. Z.“ folgende Probe: „Wir thun nicht gut, Sittlichkeitssteine auf den Lorettenkultus im modernen französischen Drama zu werfen — haben wir nicht Egmont und Clärchen? Clärchen ist eine Lorette und wenn Hr. v. Göthe heute den theatralisirten Egmont der Berliner Generalintendantur einreichte, so würde er sehr kühl abgewiesen werden, davon sind wir überzeugt. Und die Anderen erst! — Die „Mutter“ ist eine Kupplerin in's Mittelalterliche übersetzt, und ihre Gewissensbisse und weiblichen Launen sehr, sehr natürlich gezeichnet, aber doch nicht fähig, sie nach einigen Jahren weiterer Verbindung mit diesem Kavalier oder vielmehr mit dem Testamentserben desselben vor dem Polizeiamte in der Hundegasse im „runden Saal“ zu schützen. — Brackenburg würde bei einem modernen französischen Tragödiendichter den nationalen Kollektivnamen „Arthur“, bei einem deutschen „Louis“ erhalten — er ist freilich ein „Louis“ von der edlen Sorte, „Louis“ aus Liebe, nicht aus Geschäftsrücksichten, aber immerhin ein Mann, der die Bezeichnung „Bürgersohn“ nicht verdient.“

*

**(Eine englische Dame)** wurde aufgefordert, in eine Verbindung von Mäßigkeits-Schwestern einzutreten; sie wies dies Ansuchen jedoch zurück, „denn sie gedenke“, sagte sie, „in einigen Wochen sich mit einem Mäßigkeits-Bruder enger zu verbinden.“

*

**London.** Unter dem Titel „Mr. Briggs, oder der Mord im Bahnzug“ ist die neuliche Kriminalgeschichte dramatisirt, und macht in den Provinzialtheatern volle Häuser. Eine der Scenen stellt das Innere eines Bahnwagens dar, in welchem Müller den unglücklichen Hrn. Briggs umbringt und, nicht zur Thüre, sondern zum Fenster hinauswirft.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: A. Hartmann.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 98. Mittwoch den 7. Dezember 1864.

## Manon.

Eine Geschichte aus der französischen Revolution im Jahre 1830.

In Briefen.

### Derselbe an Denselben.

(Fortsetzung.)

Je mehr die Zeit der Abfahrt heranrückte, desto bänglicher ward mir zu Sinne. Ich hatte mich einem ungeheuern Wagstücke unterzogen. Gott nur wußte, was das Mädchen verbrochen. Was konnte mir Alles begegnen, wenn man uns nachsetzte und ergriff! Konnte man denn glauben, daß ein steinfremder Mensch einem steinfremden Mädchen einen Liebesdienst von solcher Wichtigkeit thun werde? Mußte man, aller unserer Protestation ungeachtet, nicht vielmehr mich in den Verdacht nehmen, daß ich um alle verbrecherischen Schritte des Mädchens genau gewußt, daß ich im Komplott mit gesteckt, daß ich ein Mitschuldiger im vollsten Sinne des Worts — doch es schlug dreiviertel auf 10 Uhr! Sollte ich das unglückliche Kind, das gewiß von einer tausendmal furchtbareren Angst und Bangigkeit gequält ward, in dem hellgrau angestrichenen Eckhause vergeblich warten, sollte ich es verzweifeln lassen? Ich hatte ihm ja versprochen, zu kommen, gewiß zu kommen. Die Haare graußten sich mir kalt zu Berge. Es war eine Irrfahrt auf Tod und Leben. Aber es zog mich hinab in den Wagen. Das deutsche Ehrenwort, das ich gegeben, ich hätte mich ja in meinem Leben nicht wieder ansehen können, wenn ich es diesem unglücklichen, und wenigstens dem äußern Scheine nach schuldlosen Mädchen hätte brechen können; jetzt, im Augenblicke der Entscheidung.

Heinrich wollte mich hinunter begleiten; ich befahl ihm, oben zu bleiben. Im ganzen großen Hause bemerkte zum Glück kein Mensch meine Abfahrt. Erst als wir eine Strecke gefahren, rief ich dem Postillon zu, daß er in die Straße Vivienne fahren und vor dem hellgrau angestrichenen Eckhause halten solle, wo mein Bedienter, der dort noch etwas zu besorgen habe, einsteigen werde.

Vor dem bezeichneten Hause hielt der Postillon. Ich nahm den Livrée-Hut und Heinrich's neuen Mantel unter meinen Mantel, stieg aus und sagte mit verstellter Verdrießlichkeit zum Postillon:

„Ich glaube, der verdammte Junge ist noch nicht da. Warte nur einen Augenblick, ich will hinauf gehen zu meinem Freunde und nachsehen. Vielleicht steckt er noch oben."

Die Hausthüre stand auf. Auf dem Flur kein Mensch. Das Mädchen — es hatte schon zehne geschlagen — das Mädchen war nicht da!

Ich verging fast vor Angst. Hatte ich vielleicht nicht recht gelesen? War ich vielleicht zu einer andern Stunde, an einem andern Tage bestellt gewesen? Waren vielleicht zwei hellgrau angestrichene Eckhäuser in der Straße? Hatte mich vielleicht das Mädchen blos gefoppt? War dessen Fluchtplan vielleicht entdeckt und vereitelt worden? War ich vielleicht zu spät gekommen, und das unglückliche Wesen kämpfte schon mit den Wellen? Wer die Qual des Wartens kennt, wird die Marterpein ermessen, unter der mir diese und noch zwanzig andere Vielleichts den Angstschweiß auf die Stirn trieben.

Zehnmal sah ich nach der Uhr, und zehnmal steckte ich sie wieder ein. Die Sekunden flogen; alle meine Pulse flogen mit.

Endlich geht in einem der oberen Stockwerke eine Thüre auf. Ich halte den Athem an mich. Flüchtigen Fußes rauscht mein kleiner Flüchtling, in einen schwarzen seidenen Mantel gehüllt, die Treppe herab, bei mir vorbei, zum Hause hinaus, in den Wagen hinein. Ich hinterdrein. Der Postillon fährt ab. Auf einmal schreit meine Nachbarin laut, „halt", schlägt mit Händen und Füßen um sich, reißt den Wagen auf und springt hinaus; ich nach. Sie eilt in das Haus, aus dem wir gekommen, und die Treppe blitzschnell hinauf. Hinter der Hausthür steht mein Obstmädchen. Ich drücke ihm den Livrée-Hut tief in die verweinten Augen, hänge ihm Heinrichs Mantel um, flüstere ihm um des Postillons willen die Bitte in das Ohr, deutsch zu sprechen und nicht übel zu nehmen, wenn ich es zum Schein wegen langen Ausbleibens tüchtig ausschelte und, um nicht aus der Rolle des Herrn zu fallen, vor ihm in dem Wagen Platz nehme, und steige unter lautem Toben über des langsamen Heinrichs Saumseligkeit ein; mein neugebackener Heinrich folgt mir. Der Postillon jagt von dannen. Das alles ist ein Werk von fünf Minuten.

Ich zitterte, ich weiß noch heute nicht recht, warum, am ganzen Körper; mir war, als erhielt ich in wenigen Tagen den Lohn für meinen Geniestreich unter der Guillotine.

Eine zweite Angst war die Ungewißheit, ob meine jetzige Nachbarin denn wirklich auch das unglückliche Mädchen war, das meinen Schutz angefleht hatte! Deutsch mußte sie verstehen, denn sie hatte, als ich, nachdem sie eingestiegen, fragte, ob die Wagenthür zu sei, darnach gesehen. Dessen unge-

achtet konnte es aber eine ganz andere und namentlich eine lustige Nachtwandlerin sein, die sich als eine Kosmopolitin mit tausend Freuden in den Reisewagen setzte, um anderwärts ihr Glück zu suchen. Sie saß tief in den Winkel des Wagens gedrückt, stumm und schien, wenn ich vor dem Rasseln auf dem verwünschten Pflaster recht hörte, recht herzlich zu weinen. Das Gesicht konnte ich nicht sehen, denn sie hatte es, so viel ich, wenn wir bei einer Laterne vorbeifuhren, gewahren konnte, mit beiden Händchen und dem Taschentuche bedeckt.

Ich fing zweimal zu sprechen an, deutsch und französisch. Auf beides keine Antwort.

Es war wahrhaftig eine andere! Am Ende eine Stumme.

Von unserem Verhältniß zu einander getraute ich mich nicht, zu sprechen. Ich hätte mich ja gleich bis auf den Grund verrathen.

Der Postillon hielt an der Barriere. Großer Gott, wer war das Mädchen? Welcher Satan hat es mir in den Wagen geschoben? Es kicherte hinter seinem Tuche, daß es hätte ersticken mögen!

Mich übergoß dies heimliche Lachen wie mit siedendem Wasser! Das war das Hoffräulein aus dem ersten der ältesten Adelsgeschlechter in Frankreich nicht. Das hätte nicht gelacht, das hätte, herabgestürzt von seiner Höhe, herausgerissen aus dem Schooße seines Glücks, zertreten vom Grimme seines beleidigten Volkes, geweint, das hätte —

Nein, nein; ich schöpfte wieder Athem. Das Mädchen lachte nicht; es weinte. Es weinte, wie ich noch nie hatte weinen gehört. Es zerfloß in Thränen. Es verlor über der Anstrengung, sich das Schluchzen zu verhalten, die Luft aus der Brust, es wollte in seinen Thränen ersticken; es wollte sich todt weinen.

Ich tröstete deutsch und französisch. Ich mußte späterhin über mich selbst lachen. Alles, was ich erst deutsch sagte, übersetzte ich nachher in das Französische; ich suchte es durch alle möglichen Trostgründe zu beruhigen; ich betheuerte ihm, daß, so lange es unter meinem Schutze sei, ihm nichts Leides widerfahren solle, daß seine Ehre die meinige sei, und daß seine Zufriedenheit mit seiner Wahl mein einziger Lohn sein solle. Auf alles das keine Antwort.

Ich ehrte den Schmerz der Unglücklichen und schwieg. Ein Mädchen von Zartgefühl, von Sitte und Erziehung saß an meiner Seite. Mochte sie sein, wer sie wollte.

Auf der ersten Station stieg ich aus und ersuchte sie, während des Pferdewechsels auch ihre Kleidung zu wechseln; ich legte ihr die Kleidstücke vor, versicherte ihr, daß sie mir erst heute Morgen vom Schneider zugestellt und noch von keinem Menschen getragen worden wären, setzte ihr auseinander, daß in meinem Paß ein Jokei aufgeführt stehe; und daß sie dessen Rolle, um bei den Behörden, die sich um uns zu bekümmern berechtigt wären, allen Verdacht zu beseitigen, bis zur Grenze, wo der Telegraph früher eintreffe, übernehmen müsse.

Als ich wieder einstieg, konnte ich wegen der Dunkelheit der Nacht nicht genau gewahren, ob sie meinem Wunsche genügt; indessen, sie war doch wenigstens ruhig und still. War ich doch schon froh, daß sie nicht mehr weinte. Sie saß in ihren Mantel eingehüllt; der Hut lag, so viel konnte ich im Finstern erkennen, vor ihr auf dem Schooße. Ich brannte vor Begierde, am Morgen zu sehen, ob das gefangene Vögelchen das Obstmädchen oder die Hofdame, oder eine dritte unbekannte Größe war.

Es war ja die Nacht nicht mehr so lang. Es mußte ja bald Tag werden.

Endlich fiel der erste Schimmer des östlichen Feuergoldes in den Wagen.

Mein kleiner Jokei schlief.

Wie wohl, wie unendlich wohl that mir das. Die thränenmüden Augen hatten sich geschlossen, weil das arme schwer bedrängte Herz den Glauben an meine Rechtlichkeit endlich mochte gewonnen haben.

Es war das Obstmädchen. Es war, wie die Blumen-Madame behaupten wollte, die junge Dame ersten Ranges! Sie waren es beide. Ich machte dreimal die Augen zu, um mir beide, die eine hinter ihrem Obsttischchen, die andere im Blumenmagazine zu vergegenwärtigen; und dann machte ich sie wieder auf und sah meinen blanken eleganten Heinrich recht genau darauf an. Sie waren es beide, oder meine Augen und mein Gedächtniß waren keine sechs Dreier mehr werth.

Das lockige Ringelhaar, die freie, herrlich gewölbte Stirn; die schönen Bogenlinien der Augenbraunen; das feine Lilienweiß des zarten, mit blassem Roth überhauchten Teints; die einzelnen wahrscheinlich noch vom vielen Weinen herrührenden dunkelrothen Tüpfchen auf dem Pfirsich-Sammet der blühenden Wange; das wehmüthige Lächeln in den Winkeln des kleinen Purpurmündchens; die würzige Frische der schwellenden Lippen; der Alabasterhals — da lag Heinrichs Halstuch! warum hatte denn das der Tausendsasa bei der Nachtkühle nicht umgebunden? wahrscheinlich die Ungewohnheit! — Ja, liebes gutes Kind, war der Hof deine Heimath gewesen, so mußtest du von nun an dich an manches gewöhnen, was du bis dahin — und das Gilet! was hatte denn der dumme Schneider gemacht! das war ja viel zu knapp! das reichte ja nicht her, nicht hin; auch für den ächten veritablen Heinrich wäre das viel zu eng gewesen! wie sollte es hier für diese üppige Ueberfülle passen! Aurorens erste Frühstrahlen stahlen sich in die stille Schneetiefe dieser paradiesischen Herrlichkeit, und ich mußte die Augen mit Gewalt abwenden, denn sie wollten den Strahlen der Morgensonne nach und das sollten und durften sie nicht.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Prinzessin Clotilde.

Mein Gönner, der Schalk, der so bewandert ist in Hofgeschichten, war wieder freundlich; er weihte mich in einige Vorgänge und Verschlingungen ein, welche sich auf die Prinzessin Clotilde beziehen, und an denen sich Persönlichkeiten und Verhältnisse von hervorragendem Interesse abzeichnen. Die Gemahlin des Prinzen Napoleon ist die Tochter einer österreichischen Prinzessin, die Enkelin des Helden von Aspern, durch den der Ahnherr des französischen Kaiserhauses zuerst an seine Sterblichkeit gemahnt worden. Sie zählte nicht mehr als acht Jahre, als ihr der Tod die Mutter entriß. Die Sterbende, eine gute Christin, übertrug die Erziehung und Pflege des Mädchens der Frau von Villamarina, einer entfernten Verwandten des Gesandten dieses Namens, der sich durch patriotische Intriguen auf den beiden

Botschafterposten zu Paris und nachmals zu Rom bemerkbar gemacht hat.

Frau v. Villamarina zeigte sich des Vertrauens würdig, das die Königin in sie gesetzt hatte. Selber der Kirche fromm ergeben, erzog sie das Kind zur Frömmigkeit. Und bald bemerkte man am Turiner Hofe den strengen Ernst, die unweltliche Zurückhaltung, die stille Versunkenheit der Prinzessin in sich selbst; aber auch ihre natürliche Anmuth, die Schlichtheit und die Jungfräulichkeit ihres Wesens, wenn sie bei Festen und Feierlichkeiten, bei großem Empfang, wie es ihr zukam, die Honneurs machte.

Als nach der Konferenz von Plombières 1858 der Abschluß eines engen Bündnisses zwischen den Häusern Bonaparte und Savoyen im beiderseitigen Interesse wünschenswerth befunden wurde, verfiel einer von des Grafen Cavour Agenten, der dem Palais Royal nahe stand, auf den glücklichen Gedanken, den Beziehungen zwischen den beiden Höfen durch eine Wechselheirath einen festen und dauernden Anhaltspunkt zu sichern. Eifrig griff der Minister den Gedanken seines Pariser Vertrauten auf, energisch betrieb er die Führung des Planes, der in den Tuilerien mit lebhaftem Beifall aufgenommen worden. Ganz natürlich sehnte man sich auch daselbst seit lange nach einer Verbindung mit einem altgefürsteten Hause, und hatte man sich doch bis dahin des Anklopfens an die Thore der Paläste nur aus Furcht vor einer demüthigenden Zurückweisung enthalten, die in Frankreich Lachen erregt und der Dynastie Schaden zugefügt hätte. So kam es denn zwischen dem Kaiser der Franzosen und dem piemontesischen Minister leicht zur Verständigung über die Vermählung des Prinzen Napoleon und der Tochter Viktor Emanuels.

Wie es seine Art war, leitete der allmächtige Cavour die Unterhandlungen, ohne den König oder die Hofleute in Kenntniß zu setzen, von deren Verstandeskräften er keine übermäßige Meinung hatte. Erst als die Sache zur Ausführung reif war, theilte er sie dem König und anderen hervorragenden Personen am Hofe mit.

Nun eröffnete man das Vorhaben der Prinzessin, sie erschrack und weinte; doch da man diese Kundgebung einer gewöhnlichen mädchenhaften Schamhaftigkeit zuschrieb, legte man auf dieselbe weiter kein größeres Gewicht, vielmehr fuhr der Graf fort, in dem Verkehr mit Paris von dieser Verschwägerung wie von einer abgemachten Sache zu sprechen, ja er gründete auf dieselbe neue Kombinationen. Bald aber zeigte sich zur nicht geringen Bestürzung des Ministers, daß das Widerstreben der jungen Prinzessin gegen den Eintritt in die kaiserliche Familie in ihren Anschauungen, Grundsätzen, Ueberzeugungen wurzelte, und daß ihr Widerstand ein ernster, ein schwer zu erschütternder war.

Nun galt es siegen oder fallen! So weit hatte sich der Minister in dieser Angelegenheit vorgewagt. Er versuchte durch Ueberredung, durch Vorstellungen auf die Prinzessin zu wirken. Im Garten des Palastes traf er wie durch Zufall mit ihr zusammen, und mit der ihm eigenen Gewandtheit, mit der klugen Berechnung, die ihn durch große politische Schwierigkeiten glücklich geleitet, sprach er der jungen Prinzessin zu Gemüthe .... „Wenn es ein Opfer kostet, einem Prinzen in der Kraft der Jahre, aus glorreicher Familie stammend, zum Altare zu folgen, so bringen Sie dem Vaterlande und Ihrem Hause das Opfer; wie erhebend wird es für Sie sein, das Bewußtsein, durch Ihr edles Thun das Haus Savoyen vom dritten Rang zum ersten erhöht zu haben. Italien, das herrliche Italien blickt weinend auf Sie und ruft Ihnen zu: „Erlöse mich aus meiner Gesunkenheit; denn du kannst es“. Rettung und Erhebung erwartet das Märtyrerland von Ihnen. — Wir sind Alle verloren, wenn Sie nicht einwilligen. Die Krone Ihres erhabenen Vaters ist in Gefahr, Sie können sie ihm erhalten und ihr einen neuen Glanz verleihen. — Eine gute, edle Tochter wie Sie zaudert in einem solchen Falle nicht. Es gilt einen kräftigen Entschluß, und uns Allen, dem Vaterlande, Ihrem Vater, den Patrioten ist geholfen.“

Wie sehr aber auch diese beredten Worte geeignet waren, das empfängliche Gemüth der Prinzessin zu bezwingen, ihre Wirkung scheiterte an einem Widerwillen, für den die Erklärung jetzt noch fehlt und der den scharfsinnigen Minister irre machte, der sich doch so gut auf die Diplomatie der menschlichen Natur verstand.

Genug, die Prinzessin, statt einzuwilligen, weinte. Was war nun zu thun? Der Minister Cavour war nicht der Mann, seine klug angelegten Pläne von der „Launenhaftigkeit“ eines Mädchens, und wäre dieses Mädchen eine Prinzessin, verwirren oder vereiteln zu lassen. Wie gewöhnlich in schwierigen, verwickelten Fällen beschloß er einen kühnen, entscheidenden Streich, der alle kleinen, anmaßenden Hindernisse bei Seite werfen mußte. Er ließ den Prinzen Napoleon als Brautwerber nach Turin kommen, unter offengelegten Umständen, die nach den giltigen Regeln der Hof-Etikette aus einer Zurückweisung einen Schimpf gemacht hätten. Durch diesen Zug glaubte er jeden Widerstand zu überwinden und den erwünschten Abschluß der Sache unausbleiblich herbeizuführen.

Es war im Januar des Jahres 1859, als der Vetter des Kaisers der Franzosen, begleitet von den Blicken der europäischen Diplomatie, ja der gesammten Interessen unseres Welttheils, die denkwürdige Reise von Paris nach Turin machte. Trotz des Zwanges jedoch, den der rasche Schritt auf die Verhältnisse ausübte, war der Weg zum Ziele nichts weniger als frei; denn der König Viktor Emanuel in seiner Zuavenderbheit — wiewohl er damals noch nicht Korporal eines Zuavenregiments war — wollte sich ebensowenig von diplomatischen Rücksichten, als von den subtilen Vorschriften für Höfe im Verkehr mit einander bestimmen lassen, zuzugeben, daß den Gefühlen und Neigungen seiner Tochter irgend Gewalt angethan werde. Mit mehr Offenheit als kluger Rücksichtsnahme sagte der König zu seinem Gast, als dieser förmlich um die Hand der Prinzessin anhielt:

„Monseigneur, es würde mich sehr glücklich machen, wenn ich Sie meinen Schwiegersohn nennen könnte; allein die Zeiten des Agamemnon und der Iphigenia sind vorüber. Wenn Sie das Herz meiner Tochter zu gewinnen wissen, dann gehört Ihnen ihre Hand, wo nicht, werde ich bedauern müssen, daß einer meiner sehnlichsten Wünsche unerfüllt bleibt.“

Der Prinz konnte gegen diese Erklärung, welche mit dauernhafter Gutmüthigkeit, aber auch mit aller Bestimmtheit ausgesprochen wurde, schicklicherweise nichts einwenden. Er erbat sich und erhielt eine längere Unterredung ohne Zeugen mit der Prinzessin.

(Schluß folgt.)

## Würzburger Stadttheater.

**Sonntag, 4. Dezember.** „Die Zauberflöte", jenes Meisterwerk Mozart's, welches mit „Don Juan" auf derselben Höhe steht, hat in ihrer heutigen Aufführung ihre Zauberkraft mehr in der Kassa als auf der Bühne bewiesen. Das Haus war voll, mit dem Beifall aber karg, weil Sänger und Orchester mit wenigen Ausnahmen der Pietät für diese großartige Schöpfung fast gar keine Rechnung trugen, sondern so gewohnheitsmäßig fortmachten, als ob es sich um ein werthloses Fabrikat irgend eines obscuren Notenschreibers handle. Man sollte glauben, daß der gewaltige Genius unseres größten Tondichters einen Jeden, welcher zur Mitwirkung bei der Aufführung seiner Werke berufen ist, durch die Macht der Töne unwillkürlich mit sich fortreißen würde; allein man täuschte sich; nur über sehr Wenige war die rechte Weihe gekommen; nur Wenige vermochten sich aus dem gewohnten Strome des Alltäglichen herauszuwinden. Zu diesen Wenigen rechnen wir Herrn Leithner als Sarastro in dem allbekannten herrlichen Liede: „In diesen heiligen Hallen" und Frau Howitz-Steinau als Pamina in dem Duette mit Papageno. Diese beiden Leistungen waren Lichtpunkte von wohlthuender Wirkung, welchen sich etwa noch der schöne Isischor im 2. Akte beigesellt, der ausnahmsweise mit richtigem Verständnisse vorgetragen wurde und noch eine bessere Wirkung erzielt haben würde, wenn die Sänger sich im Ansatze gleichmäßiger zusammengehalten hätten. Lobenswerth war noch der Papageno des Hrn. Büssel, welcher dieses Mal die rechte komische Ader getroffen hat und allerliebst die Papagena der Frln. Herbold. Die äußerst schwierige Partie der Königin der Nacht schien für Frau Borchers eine ihre Kräfte übersteigende Aufgabe; die Staccatis in der zweiten Arie, eine musikalische Caprice Mozart's, an welcher schon manche sonst tüchtige Coloratursängerin Schiffbruch gelitten, konnten kaum als genügend angesehen werden; übrigens schien Frau Borchers auch nicht recht disponirt und ihre Stimme etwas belegt zu sein. Der Tamino des Herrn Hahn war eine geringe Leistung; derselbe kam erst gegen Ende seiner Arien in das rechte Feuer und würde, wenn er mit dem Ende angefangen, wohl besser entsprochen haben. Der Mohr Monostatos (Herr Bieler) hat nur durch sein leidliches Spiel seinen unleidlichen Gesang noch gehalten und die weißen und schwarzen Damen konnten sich über den Ruinen ihrer krankhaften Ensembles getrost die Hand reichen, denn sie waren sich ziemlich ebenbürtig. —δ—

△ **Würzburg, 6. Dezember.**

Vergangenen Freitag gelangte das fünfaktige Schauspiel „Ella Rosa oder: die Rechte des Herzens" von Karl Gutzkow auf hiesiger Bühne zur erstmaligen Aufführung. Wir wollen den Werth des Stückes nicht überschätzen; aber jedenfalls bot dasselbe eine erquickende Erscheinung in der Ueberfülle des Mittelmäßigen, welches uns das Repertoir der letzten Wochen in Bezug auf das Schauspiel brachte. Das Stück zeigt in Anlage und Ausführung die sichere Hand des bühnenkundigen Verfassers; die Charaktere sind wirksam vertieft, in ihrer Gegensätzlichkeit und Wahlverwandtschaft gut gezeichnet und glücklich gemischt. In seinem innern Wesen und in seiner äußern Organisation ist das Stück reich mit Allem ausgestattet, was geeignet ist, das Interesse zu wecken und eine dramatische Wirkung zu erzielen. Die verschiedenen Situationen, welche die großen Wechsel der Glückslage in dem Stücke herbeiführen, die von Natur glücklich und eigenartig organisirten Charaktere, wie sie sich in und durch die Verhältnisse entwickeln, die wechselseitigen Stimmungen der handelnden Personen, wie sie bei geänderten Zeiten und geänderten Verhältnissen in verschiedene Schwingungen gelöst sind, dies Alles gibt dem schätzenswerthen dramatischen Talent des Verfassers ein reiches Feld zur Ausbeute. Wenn wir auch jenes volle dichterische Leben, welches das ganze Wesen des Hörers erfüllt, in dem erwähnten Stücke vermissen, so fühlen wir doch immer einen poetischen Hauch, der das Ganze beseelt. Wer blieb endlich unberührt von den Subtilitäten des Herzens, von der Dialektik der Leidenschaft, welche das Stück so anziehend machen und uns selbst einen organischen Fehler desselben, welchen wir ein andermal berühren wollen, weniger störend empfinden lassen.

Die Gesammtdarstellung war befriedigend. Die Darstellung des Hrn. Hahn als Charles Rose war stylhaft, durch kräftigen, dramatischen Ausdruck und feines Maß gleich ausgezeichnet. Das Pathos des Hrn. Pückert, welcher die Rolle des William Tailfourd gab, leidet an allzugroßer Monotonie. Mehr Nuancirung der Empfindung, reichere Modulation des Ausdrucks wären zu wünschen. Die bedeutendste Leistung war die der Frl. Claus, welche die Ella Rosa darstellte. Wir rühmen das richtige Verständniß, das treffende, markante Spiel, die vollen, ergreifenden Seelenlaute. Ihre Leistung war oft erschütternd und von höchster künstlerischer Wirkung in dem hinreißenden Ausdruck machtvoll hervorbrechender Empfindung. An wuchtigen Accenten dürfte sie nur der Frau Straßmann, deren Gastspiel wir entgegensehen, nachstehen, womit wir aber durchaus keinen Tadel verbinden und einen Mangel künstlerischen Vermögens bezeichnen wollen. Die schönen, runden Linien ihrer edlen, plastischen Bewegungen, als sie in dem Kostüm der Dido erschien, waren bezaubernd.

---

## Miscellen.

(Die Löwen der Saison in London.) Die Engländer schwelgen in der Erwartung, in der diesjährigen Saison zwei Löwen (einen Löwen und eine Löwin) in London zu haben. Der Löwe wird Kreli, der Kaffernhäuptling, sein, welcher in dem letzten Aufstand am Kap eine so bedeutende Rolle spielte. Er hat sich unterworfen und wird in diesen Tagen in der Metropole eintreffen. Die Löwin ist Miß Dolores-Adah-Isaac-Menken, eine junge Jüdin von 24 Jahren, welche Herr v. Rothschild „die für ihr Volk begeisterte Deborah" genannt haben soll. Fräulein Menken ist, nachdem sie sich in der Literatur, der Poesie, der Malerei und Bildhauerkunst versucht hat, zur Bühne übergetreten. In Neu-Orleans geboren und zu einer Gelehrten erzogen, spricht sie französisch wie eine Pariserin, liest den Cicero und den Romech des Moses. Als ausgezeichnete Reiterin spielt sie die Rolle des Mazeppa in dem Drama gleichen Namens, und läßt sich in der bekannten Lage, wie sie Vernet gezeichnet, auf das Pferd binden.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: A. Hartmann.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

**№ 99.** Sonntag den 11. Dezember **1864.**

## Manon.

Eine Geschichte aus der französischen Revolution im Jahre 1830.

In Briefen.

### Derselbe an Denselben.

(Fortsetzung.)

Schon mochte es sechs Uhr sein und mein kleiner Heinrich schlief immer noch. Das hätte fast für die Vermuthung der Blumen-Madame gesprochen; indessen ein junges Obstmädchen schläft gewiß auch gern ein bischen lange, zumal wenn es nicht nöthig hat, früher auf dem Platze zu sein, als ungefähr um zehn Uhr Vormittags, wo für das feinere, zu der ausgesucht leckern Waare dieses Obsttischchens passende Publikum in Paris erst der Tag anzubrechen anfängt.

Ein kleiner Prellstoß des Wagens weckte endlich die süße Langschläferin. Noch halb im Schlummertaumel schlug sie die Augen auf und augenblicklich wieder nieder, denn ihr Blick hatte zufällig dem meinigen begegnet.

Sie war mir von gestern Abend noch auf mehrere Fragen Antwort schuldig. Ich fing heute das Gespräch gewiß nicht wieder an. Ich wollte, so schwer es mir auch anging, thun, als schmollte ich ein wenig. Dadurch gewann ich gewiß viel eher ihr Vertrauen, als wenn ich den überzärtlich Besorgten spielte.

Sie ordnete, sobald sie sich nur aus dem Schlafe herausgefunden hatte, ihren Anzug, knöpfte das Gilet, das wirklich zu eng, viel zu eng war, mit sichtlicher Anstrengung bis an den Hals zu, faltete die Hände und betete heimlich.

Ich wollte thun, als schmollte ich! o wie konnte ich das an der Seite dieser betenden Madonna! Diese Demuth, dieses fromme Gottvertrauen, dieser Drang des schwer bedrängten Herzens, vor Allem den kindlichen Blick mit gläubiger Zuversicht zum himmlischen Vater zu erheben; — das war kein auswendig gelerntes Gebet! das waren Worte aus tiefer Noth zu dem Allmächtigen gesprochen, an den uns Jesus Christus gewiesen. Je länger sie betete, desto leuchtender ward der Blick ihres zum Himmel gewendeten Auges, desto inbrünstiger falteten sich die in einander gewundenen Hände zusammen. Das ganze Mädchen war Gebet — ich mußte die Lippen auf einander drücken, denn ich fühlte, daß mir die Augen naß wurden, und — einfältige Scham — ich wollte nicht sehen lassen, daß ich so weich sei. Aber ich konnte den Thränen nicht wehren, sie fielen herab. Sie wurden mir zum Morgenthau eines sehr glücklichen Tages.

Das Mädchen schien die tiefe Rührung, von der ich überwältigt war, wohlgefällig zu bemerken. In dem nach oben gerichteten Blicke, mit dem es sein Gebet endete, schien eine muthige Selbsterhebung zu liegen. Belog mich meine Eigenliebe nicht, so war es, als spreche das zu Gott erhobene Auge das durch diese Thränen zu mir halb und halb gewonnene Vertrauen aus.

Wir schwiegen beide eine lange Weile.

Endlich nach einem kleinen sichtlichen Kampfe mit sich selbst erfaßte sie mit beiden Händen meine Rechte und sagte bittend: „Seien Sie nicht böse, mein Herr, daß ich jetzt erst meinen Dank — Ihr edler Entschluß, mich zu retten — die zarte Weise, mit der Sie ihn ausführen — ich wollte das Alles Ihnen gestern Abend schon sagen — aber meine entsetzliche Lage, meine namenlose Angst —“ sie wollte weiter sprechen, aber die Thränen, die ihr in die Augen schossen, erstickten ihre Stimme.

Mit freundlicher Herzlichkeit wendete ich mich jetzt zu ihr und sprach ihr Trost und Muth zu. Mit jeder Stunde, setzte ich ihr auseinander, kämen wir der Grenze näher. Wir wären ohne das geringste Hinderniß bis hierher gelangt, und so hoffte ich denn, sie bald in völliger Sicherheit zu sehen. Wir führen für das Erste nach Basel; von da aus könnten wir uns nach ihrem Gefallen wenden nach Deutschland oder Italien; auch stehe ihr frei, jedes andere Land zu ihrem Aufenthalt zu wählen. Habe sie also in irgend einem Welttheile ein Haus, unter dessen Dache sie sichern Schutz zu finden hoffe, so würde ich sie mit Vergnügen dahin geleiten.

„Keinen Menschen! in der ganzen Welt keinen Menschen,“ sagte sie, sehr ernst werdend. „Aber darum bangt mir nicht für mich. Ist doch Gott über mir und wahrlich, er hat sich mir jetzt offenbart. Er hat mir Sie gesendet, mein Herr, ohne Sie wäre ich heute oder morgen schon todt, erschlagen und der öffentlichen Verachtung Preis gegeben.“ Sie hielt beide Hände vor die Augen. Sie schwieg eine geraume Zeit, nachdem sie mehrere Male, immer noch beide Hände vor den Augen, mit dem Kopfe geschüttelt hatte, als hätte sie mit innerem Grauen in den Abgrund hinabgesehen, an dessen Rande sie gestanden.

„Es ist,“ hob sie endlich mit gepreßter Stimme, der man die Verlegenheit, von sich reden zu sollen, anhörte, leise wieder an, „es ist Zeit, daß ich Ihnen über das Billet, das ich Ihnen im Apfel einhändigte, nähern Aufschluß gebe.

Lassen Sie es mich in zwei Worten thun. Mein Oheim ist der Minister Graf ********. In diesem zufälligen Umstande liegt mein Unglück. Wohl hatte die Herzogin von Angouleme Recht, als sie unlängst in einem Augenblicke des Unmuths rief: ce Polignac nous perdra. Der König untersagte ihr, sich in Dinge zu mischen, die sie nichts angingen! — lieber Gott, die sie nichts angingen! — Er hat uns unglücklich gemacht, dieser Polignac, uns Alle. Eine von den Millionen Folgen seines unsinnigen Trotzes ist, daß ich wie eine Verbrecherin bei Nacht und Nebel aus meinem schönen Frankreich flüchten muß, ich werde es wahrscheinlich nie, nie wieder sehen!" Sie hob die Hände, eng an einander gepreßt vor die Stirne, und drückte die Augen fest zu. — „Doch ich soll Ihnen ja erzählen," hob sie nach langer Pause an, „ich werde," setzte sie mit ächt französischer Plauderfertigkeit, der man immer gerne zuhört, und schon mit etwas weniger Verlegenheit hinzu, „ich werde so kurz als möglich sein. — Am Dinstag Abend fahre ich aus einer kleinen musikalischen Gesellschaft nach Hause. Es war etwas nach neun Uhr. Der Wagen kam nicht unmittelbar vom Hause; er hatte gleich nach dem Gabelfrühstück meine Tante, die Ministerin, zu einer Bekannten auf das Land, in die Gegend des Montmartre gebracht und war von da, mich abzuholen, in die Stadt gekommen. Die Bedienten erzählten mir beim Einsteigen, daß in mehreren Theilen der Stadt nicht ganz unbedeutende Unruhen ausgebrochen wären. Ich achtete nicht darauf, weil Vorfälle der Art seit einigen Tagen nichts Seltenes waren; weil die Art Leute gerne Alles viel schlimmer machen, als es in der Wirklichkeit ist, und weil in meinem glücklichen Sicherheitswahne auf meine kleine Person Ereignisse der Art von keinem Einfluß sein konnten. — Als wir in unsere Straße hereinfahren, müssen wir auf einmal Halt machen, denn sie ist verbarrikadirt. Ein meinem Auge neues Schauspiel. Der Kutscher muß umwenden. Wir erreichen auf einem Umwege durch kleine Nebengassen von Neuem unsere Straße, allein wir fahren keine zwanzig Schritte, so versperrt uns eine neue Barrikade den Weg. Von mehreren Seiten ertönt der Name meines Oheims; gleichzeitig rufen einige Stimmen: „„Ja, ja, das ist seine Equipage. Nieder mit ihm!"" und in dem Augenblicke sind Kutscher und Bediente vom Wagen gerissen, die Thüre links fliegt auf; zehn, zwanzig Stäbe, Degen, Säbel, Knüppel und Fäuste recken sich hinein — zu gleicher Zeit ist aber auch die Thüre rechts aufgerissen und ich stürze aus dieser in die Arme eines jungen Mannes, der, aus Begierde, den Minister zu fassen, mich auf die Seite schiebt. Alle Umstehenden stieren nur nach dem Wagen, alle wollen hinein, um den Minister zu würgen. Ich werde von der Menge, die, das Auge lediglich nach dem Wagen gerichtet, gar nicht wußte, daß ich darin gesessen, weggedrängt, weggestoßen; Kragentuch, Shawl, Mantel, Hut, Schuhe verschwinden links und rechts; das alles ist das Werk von höchstens einer Minute; ich flüchte, ohne zu wissen, wohin. Jetzt ermittelt sich unter dem Schwarme der Blutgierigen, daß der Minister nicht im Wagen ist. Die Pferde werden in der Wuth todt geschlagen, der Wagen in drei Sekunden zertrümmert. Eine Stimme ruft hinter mir: „„Die saß drinnen; die muß wissen, wo er ist."" Ein Faustschlag. Das Blut strömt mir kochend aus Mund und Nase. Ein kräftiger Arm reißt mich links weg. Ich fühle, daß ich ohnmächtig werde, allein die Riesenmaschine neben mir schleppt mich unaufhaltsam weiter, stülpt mir einen groben schweren Frauenhut auf den Kopf, wirft mir ein buntkattunenes Tuch über die Achseln, zerrt mich in eine Hausthür und schlägt diese hinter mir zu, daß ich denke, das ganze Gebäude stürzt mir über dem Kopfe zusammen. — „„Kein Wort, keinen Laut, sonst seid Ihr des Todes,"" flüsterte mir eine Stimme in das Ohr und der Händedruck, mit dem diese Worte begleitet werden, geht mir durch Mark und Bein. Wir tappen im Finstern über einen kleinen Hof, eine enge Treppe hinauf, in das Stockdunkel eines Zimmers; der Athem vergeht mir; ich sinke nieder. Unbekümmert um mich, schlägt das Wesen, das zu meinem Verderben oder zu meinem Glück bisher mir zur Seite gewesen, Licht an. Die sprühenden Funken erleuchteten auf Augenblicke das Gemach. Mein erster Blick fällt auf einen alten eisgrauen Mann, der in einem Lehnstuhl sitzt. Ob todt oder lebendig, weiß ich nicht, denn er rührte kein Glied. Endlich brannte das Licht. Eine bejahrte Frau hatte es angezündet. „„Nun Comteßchen,"" sagte sie und leuchtete mir in das Gesicht, „„das hat Mühe gekostet. Sie hätten mir, fuhr sie zum Alten auf dem Großvaterstuhle gewendet fort, das Kind doch meiner Seele beinahe todtgeschlagen."" Sie erzählte diesem nun den ganzen Vorgang, ließ, meiner Anwesenheit unerachtet, ihrer Freude über den ganzen Auftritt freien Lauf; schimpfte auf den Oheim aus voller Brust, bedauerte außerordentlich, daß man ihn nicht im Wagen gefunden, setzte dem Alten auseinander, daß ich an der Missethat des Oheims keine Schuld, und daß sie mich darum auch aus den Klauen der Wütheriche gewaltsam gerissen und holte nun frisches Wasser, um mir den Blutstrom abzuwaschen, der, wie ich nun erst sah, Gesicht und Kleider bedeckte. Auf meine Klagen über furchtbaren Kopfschmerz antwortete sie lachend: „„Hat sich was zu Kopfschmerzen, das war nur ein Streif-Kopf-Nüßchen. Es hat ganz andere Püffe gesetzt, der Kutscher und Monsieur Louis sind mausetodt und dem armen Jean brachen sie vor meinen Augen das Genick.""

„Die Frau war, wie ich sah, in unserm Hause ganz genau bekannt. Nach langem Sinnen, zu dem ich während ihres, dem blinden Greise über die Schaudervorfälle des Tages erstatteten breiten Berichts hinreichend Zeit hatte, erinnerte ich mich ihrer. Sie war zuweilen gekommen, um Glasscherben zu sammeln. Späterhin erzählte sie mir, daß sie dies armselige Geschäft im Auftrage einer auswärtigen Glasfabrik schon seit 40 Jahren betreibe."

„Auf meine dringende Bitte ging sie nach Verlauf einer Stunde aus, um zu sehen, ob ich es wagen dürfe, nach Hause zurückzukehren. — Unter herzzerschneidendem Lachen kehrte sie erst nach 11 Uhr von dieser Recognoscirung wieder zurück. Unser ganzes Haus war verwüstet. Auf der Straße lagen die aus den Fenstern herabgeworfenen Meubles, in tausend Stücke zertrümmert. Der Oheim und sämmtliche Domestiken waren geflüchtet. Kein Mensch wußte wohin."

„Der Blinde fragte mit rauhem Tone, was aus mir werden solle, und ob ich Geld mitgebracht, meinen Lebens-Unterhalt damit zu bestreiten. Ich verneinte unter Thränen, ich hatte keinen Sous bei mir. Die Scherbensammlerin, seine Tochter, fuhr ihn, von meiner Lage gerührt, hart an und meinte, sie hätte mich in das Haus gebracht, sie würde auch für mich sorgen; sie stehe dafür, daß ich in einem Tage zehnmal mehr verdienen solle, als er in der ganzen Woche mit seinem piepigen Leierkasten. In einen wahren Wohlstand solle ich ihr ganzes Haus bringen, und wenn er sich füge, und ihr und mir durch sein verdammtes Raisonniren

das Leben nicht sauer mache, solle er auch alle Sonntage sein Fläschchen Chabli haben. Der Alte legte sich schweigend zu Bette; die Tochter that, nachdem sie mir einen Strohsack auf die Erde gebreitet, desgleichen; beide schnarchten mir zur Linken und Rechten. Ich weinte die halbe Nacht und schlief erst spät gegen Morgen ein."

„Als ich erwachte, war meine Scherbenfreundin schon ausgegangen. Der Blinde sagte, seine Tochter werde bald wiederkommen; ich solle nur alles hübsch thun, was sie haben wolle, denn beim geringsten Widerspruch schlage sie gleich mit beiden Fäusten dazwischen; verschone sie in der Hitze doch selbst ihn, den alten Mann oft nicht; übrigens stehe auf dem Tische mein Frühstück. Es war ein Stück Weißbrod und ein Glas sauern Rothweins."

(Fortsetzung folgt.)

---

# Die Prinzessin Clotilde.

(Schluß.)

Und, nach dieser Unterredung erschien Clotilde vor ihrem Vater, ernst, ruhig, das Haupt sinnend geneigt, und folgendes kurze Zwiegespräch erfolgte:

„Nun denn, meine Tochter?"

„Ich willige ein, mein Vater."

„Wirklich?"

„Wirklich."

„Du mußt es mir mit einem freundlichen Lächeln sagen."

Und die Prinzessin sagte mit einem Lächeln, daß sie einwilligte.

Alsbald begrüßte der König den Prinzen Napoleon als seinen Schwiegersohn.

Wie es dem Prinzen gelungen, in der gedachten Unterredung das Herz der jungen Dame zu seinen Gunsten zu wenden, davon erzählt keine Chronik, und selbst mein Gewährsmann, der von den Vorgängen in den hohen Sphären so viel weiß und kennt, hat nicht einmal eine Vermuthung hierüber ausgesprochen. Die Einen meinen, daß er durch die Anmuth seines Geistes, den er vor ihr entfaltete, den Sinn der Prinzessin bestochen, Andere setzen voraus, daß seine außerordentliche Beredsamkeit das Bekehrungswunder bewirkt, noch Andere behaupten, daß er etwas von dem überwältigenden, unterjochenden Blick seines Onkels geerbt und daß ihm dieser Blick zum Siege verholfen.

Noch im selben Monat wurde das Beilager gefeiert und führte der Prinz die Braut heim nach Paris.

Ein offener Wagen brachte das Paar vom Lyoner Bahnhof in das Palais Royal. Sie war todtenblaß und düster, er, der dicke Mann, sah ganz gleichgültig aus, und Mancher, der die Beiden vorüberfahren sah, dachte oder sagte: „Den Prinzen, der an die Frauen der Halbwelt und deren Kinder gewöhnt ist, langweilt offenbar die Tugend an seiner Seite."

Am Anfang fühlte sie, die im Schoße der Familie still und fromm erzogene Prinzessin, sich nicht wohl am französischen Kaiserhofe, mitten unter den vielen abenteuerlichen Existenzen und überdieß an einen Mann gebunden, den die Ehe in seinen frivolen Pariser Genüssen nicht zu stören vermochte noch vermag. Seitdem sie aber Mutter ist und sich ihre Zeit zwischen ihre Andachtsübungen und die Pflege ihrer Kinder theilen kann, ist ihr Leben ein behaglicheres geworden.

Die Prinzessin Clotilde steht sehr früh auf: im Sommer um 5, im Winter um 6 Uhr Morgens. Ihr erster Gang ist an die Wiege ihrer Kinder, wo sie betet, und von da geht es in die Messe.

In der Pariser Welt gibt es nicht wenig Leute, welche den Prinzen mehr als die Prinzessin in dieser ungleichartigen Zusammenstellung bedauern und meinen, daß er sich an der Seite der düsteren, frommen Gemahlin zu Tode langweilen würde, wenn er nicht seine Zerstreuungen außer dem Hause suchte. Sie erinnern an das Stück: „Le mari à la campagne."

Am Hofe jedoch imponirt die junge Königstochter selbst den mit der Moral am meisten Entzweiten, zum Theil freilich durch ihre fürstliche Haltung bei jeder Gelegenheit, zu welcher die anderen Frauen in derselben Sphäre vergeblich zu gelangen sich bemühen. Sie widmet nicht, wie die Kaiserin, die meiste Zeit und die meiste Sorge ihrem Anzug, und dennoch findet sie die strengste Kritik in dem Fache elegant und geschmackvoll, wenn auch äußerst bescheiden gekleidet.

Jeden Morgen zwischen zehn und elf Uhr führt sie das älteste der Kinder an der Hand und trägt sie das jüngere auf dem Arme in das Gemach des Prinzen, um für die Kleinen etwas Vaterzärtlichkeit zu erhalten. In politische Angelegenheiten und Intriguen mischt sie sich gar nicht, und sie nimmt es übel auf, wenn Jemand ihre Fürsprache beim Prinzen oder etwa noch höher hinauf in Anspruch nimmt.

Früher hatte die Prinzessin die Gewohnheit, in der Kirche von St. Roch, zu deren Sprengel das Palais Royal gehört, Messe und Predigt zu hören. Eines Tages predigte der Jesuit Pater Lefèvre. Als er die Prinzessin gewahrte, die mit aller Sammlung ihm zuhörte, rief er mit allem Aufschwung: „Ah, ich sehe vor mir die neue Clotilde, welche Christus den neuen Clovis zuführen wird." Aller Blicke wendeten sich nach der Prinzessin, deren Züge Verlegenheit und Unwillen ausdrückten. Seitdem hat sie aufgehört, ihre Andacht in der St. Rochkirche zu verrichten.

Die Prinzessin ist fast immer wortkarg, zurückhaltend, in sich gekehrt. Auf den ersten Anblick erscheint sie hart, unfreundlich; es sind besonders die stark gewölbte Stirn, der hervortretende Untertheil des Gesichts, welche dem Kopf einen strengen Ausdruck geben; ihr Auge scheint sich vor jedem Blick zu fürchten und zu verschließen.

Je aufmerksamer man sie aber betrachtet, desto einschmeichelnder und gewinnender scheinen ihre Züge zu werden. Tief blaue Augen verkünden warmes Empfinden, Schwärmerei und Kraft der Hingebung, und das blonde Haar, in reicher Fülle um Stirn und Hals gelegt, verbreitet einen reizenden Schimmer über den weißen Teint des Gesichts. Schultern und Nacken sind von plastischer Schönheit und erregen den Neid der galanten Frauen, nach deren Ansicht es schade ist, daß solche Schätze nicht, wie sie sollen, verwendet werden. Trotzdem erzeugt die Prinzessin, wie es ihr die Hofdamen nachsagen, keine Leidenschaften.

Die Prinzessin Clotilde lebt im besten Einvernehmen mit der Kaiserin, die ihr jede Woche wenigstens einen Besuch abstattet. Die Kaiserin zeigt sich sogar sehr eingenom-

men für die Gemahlin ihres Gegners im Palais Royal. Der Kaiser behandelt sie mit einer Art von väterlicher Zärtlichkeit.

**August Wild.** (N. Fr. Presse.)

## Miscellen.

(**Das Kleid der Ehe.**) Vor einigen Tagen hat sich in **Lembach** in Steiermark eine komische Geschichte ereignet. In Begleitung der Hochzeitsgäste zog ein Brautpaar zur Pfarrkirche von Riegersburg, um getraut zu werden. Noch ehe der Priester erschien, begann die Braut an den Stufen des Altares sich zu entkleiden; das weiße Kleid, das sie trug, der Kranz, der ihre Schläfen schmückte, wurden bei Seite gelegt. Sie ließ sich nicht davon abbringen, wie sehr auch die Umstehenden sie auf das Ungeziemende eines solchen Vorgehens aufmerksam machten. „Bisher war ich Jungfrau gewesen“, erwiderte sie, „nun bedarf ich nicht mehr des jungfräulichen Kleides und Kranzes und lege das Kleid der Ehe an.“ Bei diesen Worten zog sie ein mitgebrachtes, dunkler gefärbtes Gewand an und ließ das Brautkleid in der Kirche zurück. Hierauf fand erst die Trauung statt. Der Meßner hat das Kleid in Empfang genommen und beabsichtigt, dasselbe dem Jungfrauenfonds zu spenden.

*

(**Ein Salomon wird gesucht.**) Ehestens wird in **Wien** ein Prozeß zur Verhandlung gebracht, dessen Entscheidung Salomonische Weisheit in Anspruch nehmen dürfte. Es handelt sich hier nämlich, wie zur Zeit des weisen Judenkönigs, um ein Kind, bei welchem zwei Frauen sich das Mutterrecht streitig machen. Das jetzt zehn Monate alte Kind war einer Amme von einer Dienstmagd, welche sich als dessen Mutter erklärte, übergeben, später aber von einer Dame, die sich ebenfalls als Mutter desselben meldete, reklamirt worden. Man sagt, daß die Sache eine sehr verwickelte sei.

*

Im Salon der **Kaiserin Eugenie** hat man ein seltsames Unterhaltungsmittel erfunden. Es werden nämlich Aufsätze diktirt und die in denselben befindlichen orthographischen Schnitzer gezählt, die sehr zahlreich ausfallen. Wer die meisten Schnitzer macht, wird am meisten ausgelacht.

*

**Ein originelles Getreide-Magazin** sieht man auf dem Gute Masny in Frankreich. Dasselbe befindet sich in einem starken, nach gothischem Styl erbauten Thurme. Die Frucht wird aufbewahrt in vier mächtigen Cylindern von Eisenblech, welche die Höhe des ganzen Thurmes haben und zehntausend Scheffel Frucht fassen. Von der Dreschmaschine weg wird die Frucht vermittels eines Paternosterwerkes in diese Cylinder eingeschüttet und fließt unten rein und unversehrt in den Sack, wenn man die dazu bestimmte Klappe öffnet. In diesen eisernen Cylindern soll die Frucht sich besser als auf irgend eine andere Weise konserviren.

*

(**Rauch gegen Wunden.**) Man hat die Bemerkung gemacht, daß Rauch ein Heilmittel gegen Wunden bei Menschen und Thieren ist. Ein Mann hatte sich den Fuß mit dem Beil verletzt, und wurde so behandelt: Sofort nach der Verletzung wurde der Fuß bei starker Blutung über ein zufällig dastehendes Becken, in dem sich rauchende wollene Lumpen befanden, gehalten. Nach wenig Minuten hörte die Blutung auf und man legte eine Bandage um. Die Wunde eiterte nicht und verursachte demgemäß auch keine Schmerzen. Dieses Mittel soll schon öfter und mit demselben Erfolg bei ähnlichen Fällen angewendet worden sein.

*

Ein Reisender schreibt aus **Persien**: „Während meines Aufenthaltes in Teheran war ich Zeuge eines **grausamen Schauspieles**. Eine Frau aus dem Harem ist zum Tode verurtheilt worden. Die Neugier veranlaßte mich, der Hinrichtung dieser Unglücklichen beizuwohnen. Die Menge der Zuschauer war so groß, daß ich mir nur mit Mühe einen Platz verschaffen konnte. Vor dem Harem hatte man einen Mörser aufgestellt, neben welchem ein Artillerist mit der brennenden Lunte stand. Bald sah ich die Diener der Gerechtigkeit sich einen Weg durch die Menge bahnen. Hinter ihnen ging das Opfer, umgeben von Wachen; sie war mit einem Stücke schwarzen Zeuges verhüllt, das auch ihr Gesicht verbarg; festen Schrittes ging sie einher. Je näher sie kam, um so stiller wurde das Volk, und als sie neben der verderblichen Maschine anlangte, hörte das Geräusch auf. Sie benützte diese Stille, um zu dem Volke zu sprechen, und das geschah mit einer Ruhe, welche in Erstaunen setzte, und mit so fester Stimme, daß man nicht ein einziges ihrer Worte verlor. Die Diener der Gerechtigkeit unterbrachen sie aber, als sie sahen, daß ihre Rede Eindruck auf das Volk mache. Sie versuchte es nicht, fortzufahren. Man führte sie vor den Mörser, wo sie ruhig stehen blieb, keine Bitte an ihren Henker richtete und nicht einmal eine Thräne vergoß. Man forderte sie auf, niederzuknieen und ihre Brust vor die Mündung des Geschützes zu halten, was sie that. Man streckte ihr die Arme aus, band die Hände an zwei Pfähle, und sie gab noch kein Zeichen von Erschütterung. Sie legte den Kopf auf den Mörser, blieb einige Minuten in der Stellung und erwartete ihr Schicksal mit einem Heldenmuthe, der des unerschrockensten Kriegers würdig war. Endlich wurde das Zeichen gegeben; die Lunte hob sich in die Höhe und sank langsam auf das Zündloch herab. In dem Augenblicke, wo sie das Zündloch erreichen mußte, bebte die Versammlung. Das Zündpulver brannte, theilte aber der Ladung das Feuer nicht mit, und die Unglückliche hob den Kopf, um zu sehen, was geschehen sei. Man schüttete neues Zündpulver auf, und die Lunte hob sich wiederum. Das Weib hatte den Kopf von neuem auf den Mörser gelegt, diesmal mit einem tiefen Seufzer. In demselben Augenblicke donnerte der Mörser und der Rauch entzog alles meinen Blicken. Als er sich verzog, sah man die Arme an den Pfählen hangen, an welche sie gebunden waren; in einiger Entfernung von dem Geschütz lag ein Fuß und einige Stücke von dem Schleier, der das Opfer verhüllt hatte; alles Uebrige war verschwunden. Nach dem Donner des Schusses stürzten zwei Frauen aus der Thüre des Harems, banden die Arme los, verbargen sie unter ihrem Schleier und eilten in den Harem zurück mit diesen gräßlichen Beweisen, daß der Gerechtigkeit ihr Lauf gelassen war.

Druck und Verlag der **Stahel**'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: A. **Hartmann**.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

**№ 100.** Mittwoch den 14. Dezember **1864.**


## Manon.

Eine Geschichte aus der französischen Revolution im Jahre 1830.

### In Briefen.

### Derselbe an Denselben.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Nach länger denn drei Stunden kehrte die Frau zurück. Ihr ganzes Gesicht glänzte vor Freude. Der König, erzählte sie im Ergusse ihres Entzückens, sei der Krone verlustig erklärt, und werde mit der ganzen Familie, wenn er nicht in Zeiten sich auf und davon mache, der Wuth des Volkes Preis gegeben werden. Polignac und, wie sie sich ausdrückte, seine Spießgesellen und alle die Ihrigen würden, wenn sie sich finden ließen, todt geschlagen. Noch sei es indessen nicht gelungen, ihrer habhaft zu werden. „„Du, mein armes Kind,““ fuhr sie triumphirend zu mir gewendet fort, „„bist, wie du hörst, also vogelfrei erklärt. Als gute Pariserin sollte ich dich hinaus führen auf die Straße, und ich dürfte nur Einem aus dem Volke deinen Stand und Namen sagen, und du lebtest keine fünf Minuten mehr. Aber du unschuldiges Lamm thust mir leid, und ich habe in Eurem Hause die Zeit meines Lebens manchen ehelichen Scherben gesammelt, und oft schönes Glas gefunden; darum will ich mich deiner annehmen, wie eine Mutter ihres Kindes, aber du mußt dich auch fügen in meinen Willen und die Comtesse vergessen. Wir sind arm. Ernähren kann ich dich nicht. Du mußt dein Brod selbst verdienen. Hier im Hause würde es gewaltig auffallen, wenn ich eine schön geputzte Mamsell aufnähme, welche die Hände in den Schooß legte und sich von meiner Armuth füttern ließe. Auch muß ich dich auf dem Fremdenbureau melden. Zufällig habe ich längst schon unsern Hausgenossen erzählt, daß ich aus Chatillon eine Nichte erwarte, die hier einen kleinen Obstkram etabliren werde. Diese Nichte bist du. Der Vater sitzt Vormittags und Abends am Pont des Arts und leiert. Die Stelle kostet ein horribles Stättegeld und bringt wenig ein. Die Zwischenzeit über verkaufst du das Obst. Hier habe ich dir Wäsche und ein recht hübsches Fähnchen mitgebracht, wie es sich für deinen Stand schickt; nun zieh dich an; in einer halben Stunde gehen wir hin und lösen den Vater ab. Obst, Körbchen, Tisch und Stuhl, alles ist schon hinbesorgt. Mache deine Sachen gut und sei ehrlich. Siehst du einen Bekannten, so wende das Gesicht abwärts und schlage die Augen nieder, denn heute ist Keinem zu trauen. Wer unserer gerechten Sache zugethan ist, muß dich verrathen. Fürchte nicht, daß man dich erkenne. In dem Anzuge und hinter dem Obsttische vermuthet dich kein Mensch.““

„Ich zitterte über alle diese Eröffnungen so heftig, daß ich kaum im Stande war, den Anzug, den die Alte unter Namhaftmachung seines ganzen Kostenpreises aus dem mitgebrachten Pakete hervorholte, anzulegen. Ich wollte mich gegen die Uebernahme der ganzen Rolle sträuben, aber da fiel mir ein, was der blinde Vater von dem Dazwischenschlagen mit beiden Fäusten gesagt; ich übersah, daß nach dem, wie die Sachen jetzt standen, es der Frau nur ein Wort an der rechten Stelle kostete, um mich der Volkswuth zu überliefern; ich hätte wohl allenfalls einige Familien gehabt, in deren Schooß ich hätte flüchten können, aber wie zu ihnen hinkommen! waren sie nicht vielleicht ebenfalls auf flüchtigem Fuße? oder, wenn sie noch in Paris waren, lief ich nicht Gefahr, von der Dienerschaft verrathen und dem Volke preisgegeben zu werden. Ganz Paris war ja in diesen Schreckenstagen Eins. Alle, alle ohne Ausnahme hatten nur den einen Sinn, zu vernichten, was zu den von der öffentlichen Meinung verdammten Ministern gehörte.“

„Diese Ansicht mußte mich bestimmen, in den entsetzlichen Plan der Alten für den ersten Augenblick einzugehen. Lange konnte mein Galeerensklavenleben nicht dauern. Auf die eine oder die andere Art mußte sich mir irgend ein Mittel zur Rettung bieten, und wenn diese meine letzte Hoffnung unerfüllt blieb, so war der freiwillige Tod beschlossen, — ich schäme mich jetzt dieses Gedankens, aber er blieb in meiner bittern Verzweiflung der einzige, der mich aufrecht erhielt.“

„Die Alte führte mich vor den Spiegel, und betheuerte mit lautem Halloh, daß mich mein neues Kostüm zehnmal besser kleide, als die reichste Hofrobe; ich hatte nicht den Muth, die Augen aufzuschlagen. Mich ärgerte ihr Beifall; ich wollte, ich hätte gar nicht ausgesehen.“

„Mit schwerem Herzen ging ich jetzt an ihrer Seite nach dem Pont des Arts. Alles, was zu meinem Kram gehörig, stand schon in Bereitschaft; sie machte mich mit dem Preise jeder Obstsorte bekannt, führte den blinden Vater, der über die heutige geringe Losung seines Leierkastens höchst mißmuthig war, nach Hause, und versprach, bald wieder zu kommen, um zu sehen, wie es mir gehe.“

„Bei ihrer Rückkehr war sie vor Verwunderung außer sich; mein ganzer Kram war verkauft; sie schaffte viermal neuen Vorrath, und ich hatte ihn kaum ausgelegt und geordnet, so war er auch schon wieder versilbert. Ein Glück, daß ich so beschäftigt war; ich wäre sonst in meinem Elende vergangen. Alle Vorübergehende sprachen von nichts, als

von der großen Begebenheit des Tages. Meinen Oheim hörte ich mehr denn zwanzigmal bis in den Abgrund der Hölle verfluchen. Zwei vornehme Herren, die oft bei uns gegessen, und sich tief vor dem Onkel gebückt, und ihm über sein Regiment den Beifall von ganz Frankreich vorgeschmeichelt hatten, — jetzt standen sie in meiner Nähe und sprachen ihm alle und jede Verdienstlichkeit ab und schäumten vor Wuth über seine vorgebliche Nichtswürdigkeit. „„Nieder mit ihm und mit allen seinen Kollegen,““ hieß es, „„und nieder mit allen, die zu ihm gehören. Das ganze Hofgeschmeiß muß bis auf Stumpf und Styl ausgerottet werden, es darf keiner übrig bleiben.““ So sprachen diese, so sprachen hundert Andere, die bei meinem Obsttischchen vorbeigingen; und ich sah wohl ein, daß meine Alte Recht hatte, und mir ward immer bänglicher zu Sinne. In dem Augenblick kam Casimir Perrier. Ich wußte, daß er kein Freund meines Oheims war, aber ich wußte, daß er ein edler Mensch war; ich wollte mich ihm zu Füßen werfen, ich wollte ihn um seinen Schutz bitten. Allein es fehlte mir an Muth, es zu thun. Der günstige Augenblick war verschwunden. Ich zürnte mit mir selbst. Etwas mußte geschehen. In der Stellung konnte ich nicht bleiben. Von der Alten hatte ich keine Besserung meiner Lage zu erwarten. Die außerordentliche Lebhaftigkeit meines Geschäftsbetriebes, bei dem ihr Vortheil sehr im Spiele zu sein schien, machte der Geldgierigen eine so sichtliche Freude, daß sie bestimmt alles that, mich so lange als möglich in dem gegenwärtigen Verhältniß zu behalten. An meiner Zukunft verzagend, nahm ich mir vor, dem Ersten meiner Bekannten, der wieder vorbeigehe, mich zu entdecken. Mochte doch daraus entstehen, was da wollte. Schlimmeres als der Tod, konnte es ja nicht sein. Sie kamen. Ihre Theilnahme an fremden Leiden, Ihre Bereitwilligkeit, zu helfen, die einstimmigen Lobeserhebungen, mit denen man im Blumenmagazine von Ihnen gesprochen hatte; der Umstand, daß Sie Ausländer, daß Sie ein Deutscher waren; die tausend Züge von zuverlässiger Rechtlichkeit, feiner Bildung und reiner Sitte, die uns Demoiselle ****, die deutsche Sprachlehrerin des kleinen Herzogs von Bordeaux, von ihrer Nation oftmals erzählt hatte. — Konnten Sie mir Schutz und Hilfe verleihen, so thaten Sie es gewiß. Nur außerhalb Frankreich war in diesem Augenblicke meine Ehre, mein Leben gesichert. Was vordem den Kindern Israels das gelobte, das war jetzt meinem Glauben, meiner Hoffnung das deutsche Land. Das Alles flog mir, als ich Sie kommen sah, in freudiger Regung durch die bekümmerte Seele. Allein ich konnte es Ihnen nicht sagen, weil wir auf offener Straße wären behorcht worden, und weil keine dreißig Schritte hinter Ihnen ein Bekannter, ein Adjutant von Lafayette kam, der eine Dresdnerin zur Gattin hat, mich durch diese genau kannte, und vor dem ich mich hinter meinem Obstkram nicht sehen lassen wollte; ich wendete daher mein Gesicht abwärts, bat Sie, in 24 Stunden wieder zu kommen und winkte Ihnen, sich zu entfernen.“

„Bei meiner Heimkunft nannte mich die Alte ihre Goldtochter, gestand, daß die ersten Unkosten meines Etablissements sammt dem Betrage meines Anzuges bereits gedeckt wären; baute, wenn mein Handel so fortgehe, Riesenschlösser in die Luft; schnitt mir durch die Versicherung, daß das Stück mit unserer Dynastie für ewige Zeiten ausgespielt sei, und daß sämmtliche Minister, wenn sie erwischt würden, ohne Weiteres gehangen oder wenigstens guillotinirt werden sollten, alle Hoffnung zur Rückkehr meiner früheren Verhältnisse ab, und ließ nicht undeutlich fallen, daß sie einen recht netten, feinen Neffen in Chatillon habe, den sie nicht übel Lust bezeigte, schleunigst kommen zu lassen, um mir bei meinem Geschäft zur Hand zu gehen. Wir würden meinte sie, uns bald kennen lernen, in Kurzem uns heirathen, und dann dem blinden Vater und ihr ein Paar tüchtige Stützen im Alter werden. Dabei reichte sie mir zum Abendessen ein Glas saures Zeug, was sie Wein nannte und ein hartes Brod, und zog unter ihrer Bettstelle meinen Strohsack hervor, auf den ich mich still hinlegte und die halbe Nacht heimlich verweinte.“

„Mein Gott,“ fuhr das Mädchen nach einer kleinen Pause fort und schlug das schöne große Auge, wehmüthig lächelnd, zum Himmel auf, „was ist doch die Hoffnung dem Leidenden für eine gottgesandte Trösterin in der Noth! Als ich von meinem ärmlichen Lager aufstand und die wenigen Stunden bis zu Ihrer Rückkunft berechnete, und mit meinem Plane, Ihnen den Zettel in dem Apfel zuzustecken, fertig war und als die Ueberzeugung, daß Sie mich der Verzweiflung nicht Preis geben, sondern kommen und mich retten würden, in meinem Herzen festen Anker warf, war es doch, als ströme neues Leben durch meine Brust. Ich konnte über mich und über mein nunmehr bald überstandenes Elend lachen.“

„Ich faltete zu meinem Gott meine Hände empor, dankte ihm für seine Hilfe, die er mir durch Sie, mein Retter, gesendet hatte und betete, daß er Ihnen Muth und Ausdauer verleihen möge. Inbrünstiger habe ich nie gebetet. Die Thränen rollten mir über die Wangen und doch war mir so freudig, so festlich zu Sinne, als verkünde mir der Morgen den schönsten Feiertag meines Lebens.“

„Als die Alte mich zu meinem Kram begleitete, bat ich unter dem Vorwande, daß mir das Kopfrechnen zuweilen etwas schwer falle, um Bleistift und Papier. Mein Geschäft ging heute noch viel lebendiger als gestern. Ich war gegen die Käufer freundlicher. Es war ja das letzte Mal, daß ich auf diesem Posten stand. Die Alte konnte kaum so viel Obst anschaffen, als ich verkaufte, und ich hatte kaum so viel Zeit, die paar Zeilen zu schreiben und in den Apfel zu praktiziren.“

„Jetzt war die Hauptaufgabe,“ es möglich zu machen, daß ich heute Abend zu der bestimmten Stunde aus dem Hause kam. Die Noth, sagt man, sei erfinderisch, auch sagt man, sie breche Eisen. Ich war mit meinem Plane bald fertig. In glücklichen Tagen meines früheren Verhältnisses wäre ich in Ewigkeit auf die Idee nicht gekommen. Ich wurde eine Betrügerin. Ich nahm für mehrere Obstpartien, die ich verkaufte, mehr, als die Alte mir zu nehmen vorgeschrieben hatte. Das dadurch gewonnene Geld legte ich zurück. Als Abends mich meine Scherben-Freundin nach Hause abholte, und mir über den unerwartet glücklichen Erfolg meines Obsthandels sehr viel Schönes sagte, stellte ich mich, als thue mir ihre Zufriedenheit mit meinem Benehmen unendlich wohl und als fange ich an, an meiner neuen Stellung selbst Wohlgefallen zu finden. Sie nahm daraus Veranlassung, auf meine Verheirathung mit dem Chatilloner Neffen wieder zurückzukommen und ward, als ich mich nicht gerade dagegen erklärte, so großherzig, daß sie statt des

Stückchen trockenen Brodes, mit dem sie mich Abends abzuspeisen pflegte, diesmal ein in ihrer Art recht stattliches Abendessen besorgte. Die Stunde meiner Erlösung rückte immer näher heran; ich durfte, wollte ich sie nicht versäumen, keine Minute mehr zaudern. Das Herz zitterte mir vor Angst in der Brust; allein ich bezwang mich mit ungeheurer Gewalt, fröhlich und guter Dinge zu scheinen; zeigte ihr das durch meinen Betrug zusammen gebrachte Geld, vertraute ihr mit verstellter Ehrlichkeit, daß es mir ein alter Herr, der meine Aprikosen sehr schmackhaft gefunden, als Geschenk in die Hand gedrückt und bat sie um die Erlaubniß, dafür in der nächsten Weinhandlung, die nur einige Schritte von unserer Wohnung entfernt war, eine Flasche Champagner holen zu dürfen; die Alte war vor Freude außer sich; ich nahm die Thüre in die Hand, stürzte, als brenne die Stube hinter mir, zum Hause hinaus und war frei."

Ich bin es nicht. Das Mädchen hat sich mir in das Herz hinein geschwatzt, ich weiß nicht warum. Ich darf es nicht ansehen, so ist mir in der Brust, als brenne ein loderndes Feuer darin, das keine menschliche Macht mehr auslöschen könne. Haben denn die Leutchen vom Hofe Karls X. über ihre ungesunde Politik das Gesicht verloren, daß sie für den Liebreiz dieses holden Kindes keine Augen gehabt haben? Als Hoffräulein, als Obstmädchen, als Jokei — in jeder Rolle ein Ideal. Ich behaupte bestimmt, daß auch die deutsche Hausfrau meiner süßen Manon gut, recht sehr gut stehen müßte. Sie spricht ein so schönes Deutsch, daß ich ihr Tage lang immer mit neuem Entzücken zuhöre; sie spielt und tändelt mit den Kindern in den Posthäusern so freundlich, daß ich das Bild einer deutschen Hausmutter lebendig vor mir zu sehen glaube, wenn ich sie in der Mitte der Kleinen erblicke, deren Auge mit stiller Freude an ihr hängt. Sie sorgt für mich, wie kein Jokei in der ganzen Welt für seinen Herrn; und wenn sie so recht vom Grunde ihres engelreinen Herzens plaudert, so ist es mir immer, als hörte ich dein Zeitchen. Beide werden sich gewiß einander gut werden. Sie werden sich lieben lernen, und das würde mich unendlich glücklich machen. Wir gehen morgen nach Basel. Gott helfe uns glücklich über die Grenze. Wir mußten hier ruhen. Manon war von den Schreckenstagen und von der Reise zu sehr angegriffen. Ihre einzige Angst, über die ich sie natürlich jedesmal recht herzlich auslache, ist, wie sie ihre Schuld an mich abtragen will. Ihr Oheim, der Minister, ist, da sie Vater und Mutter verloren, der einzige, an den sie sich deshalb wenden könnte; wo der aber ist, weiß zur Zeit kein Mensch. Fängt man ihn ein, so ist bei der Erbitterung der Pariser nach der hiesigen allgemeinen Meinung, die ich ihr indessen natürlich verheimliche, sein Loos wahrscheinlich der Tod.

Bei der Mutter habe ich Manon vorläufig angemeldet. In Frankfurt wird der Jokei ausgezogen; ein Kammermädchen wird angenommen, und als Gräfin ******** führe ich Manon zu den Füßen unserer guten Mutter, die ihr Aufnahme und Schutz gewiß nicht versagen wird. — Wie es dann weiter werden wird, muß die Zukunft lehren.

* * *

Zum Schlusse noch den kurzen Nachsatz, daß nach Jahresfrist von Ham aus die förmlich nachgesuchte Einwilligung zu Manons Vermählung mit dem wackern Grafen Bodo erfolgt ist. Auch Manons Ehrenwort hinsichtlich der doppelt und dreifachen Berichtigung ihrer Schuld hat die Gemahlin des Exministers höchst gräflich gelöst. Dem ausgezeichnet schönen Brillantschmucke, den sie der geliebten Nichte verehrte, war ein auf ein sehr solides Frankfurter Haus acht Tage nach Sicht gestellter Wechsel von dreimalhunderttausend Franken beigefügt.

## Würzburger Stadttheater.

Würzburg, den 12. Dezember. Der vorige Freitag war für die Oper ein Unglückstag; es sollte Martha zur Aufführung kommen und zwar mit einer Besetzung, von der sich schon von vorneherein nichts Gutes erwarten ließ; lag doch die Hauptrolle, der in Gesang und Spiel gleich schwierige Lyonel in den Händen des Herrn Hahn, der dieser Rolle durchaus nicht gewachsen ist und durch seine bisherigen Leistungen keine Bürgschaft dafür gegeben hat, daß er sich dieser ungewohnten, mit seinen Kräften nicht im Verhältnisse stehenden Aufgabe mit Anstand entledigen werde, und die übrigen Rollen, sie waren nicht minder unglücklich vertheilt. In Folge einer Indisposition der Frau Howitz-Steinau, vielleicht der Einzigen, welche ihren Platz ausgefüllt haben würde, wurde die Martha übrigens so spät abgesagt, daß es die meisten Theaterbesucher erst im Hause selbst in Erfahrung brachten, obwohl noch Zeit genug gewesen sein soll, das Publikum hievon rechtzeitig zu verständigen, ein Verfahren, welches allgemeine Mißbilligung gefunden hat.

Wer sich aber von der substituirten Oper Stradella etwas Besseres versprochen hat, der war vom Regen in die Traufe gekommen, denn die Aufführung war eine derartig mißlungene, daß sich viele Zuhörer schon nach dem ersten Akte dem ungewohnten Ohrenzwang durch die Flucht entzogen und nur eine Stimme des Tadels und Unwillens zu hören war. Wenn wir auch, wie billig, an eine, so zu sagen improvisirte Oper keine so strengen Anforderungen stellen, wie an eine mit gehöriger Muse einstudirte, so ist doch die Aufführung am Freitage noch weit hinter dem erlaubten Maß zurückgeblieben; die Titelrolle hatte in Hrn. Hahn einen mangelhaften Repräsentanten, nicht besser erging es der Mündel, welche von Fräul. Herbold sehr mittelmäßig gesungen wurde, namentlich waren ihre Coloraturen auffallend steif und halsbrechend und erst gar die beiden Banditen, was sollen wir von diesen sagen, sie waren unter aller Kritik und haben so Manchem das Theatervergnügen auf lange Zeit verdorben. Wie im Einzelnen, so wars im Ganzen, kein Zusammenhalt und kein Eifer, ein mechanisches Ableiern, wobei Jeder den Andern um den letzten Ton beneidet hat. Man wird uns nicht zumuthen, noch mehr darüber zu sagen, wir haben bei der Aufführung getreu unserer Pflicht bis zum Schlusse ausgehalten und wollen unser Mißvergnügen nicht nochmals in Bewegung setzen; wir gehen deßhalb sogleich auf die Vorstellung am Sonntag über; die „Regimentstochter," bei deren Aufführung wir wieder in bessere Stimmung versetzt wurden. Frau Howitz-Steinau hat die Titelrolle mit mehr Erfolg durchgeführt, als man ihr zugetraut hatte. Man vermißte zwar das neckische, verzogene und doch immer für sich einnehmende jugendlich frische Wesen der Soldatentochter etwas und konnte auch, namentlich im Duette des 1. Aktes mit Sulpice die zu rasche und dadurch unverständliche Aussprache, ja sogar

mehrfache Inkorrektheiten im Gesange mit Recht tadeln, allein Spiel und Gesang war doch überwiegend gut und in einzelnen Piecen sogar vortrefflich, ja ihr Abschied im 1. Akte und ihre große Arie im 2. Akte: „Es ist geschehen" waren Meisterstücke voll Wahrheit und tiefer Empfindung. Einen unglücklichen Gegensatz machte Hr. Hahn als Tonio, sein mitunter höchst unangenehmes schneidendes Organ war eine schlechte Folie in den Duetten mit Marie; am schwächsten war sein Gesang in der gefälligen Arie des ersten Finales: „Ich trete unter eure Fahnen!" Auch sein Spiel war wenig erbaulich, wir führen nur die eine Ungereimtheit statt vieler andern an, daß er im 4. Auftritte beim Zusammentreffen mit Marie sich nur in Witzen mit den Soldaten gefallen, an seiner Geliebten aber blutwenig Antheil genommen hat!

Gelungen war Herr Bützel als Sulpice und Herr Simon als Hortensio. Dem Männerchor wäre etwas mehr Kraft und Entschiedenheit in dem bekannten Chore Rataplan zu wünschen gewesen und die Grenadiere hätten mehr auf ihre Uniformirung und Haltung sehen dürfen; sie sahen eher einer zusammengewürfelten Armee des weiland deutschen Reiches, denn den unüberwindlichen Söhnen des Mars aus den Zeiten der französischen Eroberungen gleich. —δ—

△ **Würzburg**, 13. Dezember.

Das am Montag beendete Gastspiel der Frau **Straßmann-Damböck** aus München bot Gelegenheit, die treffliche Künstlerin in mehreren Rollen zu bewundern, ihr Darstellungsvermögen nach verschiedenen Seiten sich bewähren zu sehen. Sie gab die Rolle der Herzogin in Scribe's „Glas Wasser", die Thusnelda im „Fechter von Ravenna", die Medea und Donna Diana in den gleichnamigen Stücken. Dem „Fechter von Ravenna" haben wir nicht beigewohnt, so daß wir über die Darstellung in diesem Stücke ein Urtheil abzugeben nicht in der Lage sind.

Die künstlerische Natur der Frau Straßman ist vorzugsweise für Darstellung heroischer Charaktere angelegt; sie ist einzig, wenn es gilt, gewaltige Leidenschaften zum rückhaltlosen vollen Ausdruck zu bringen. Ihre imposante Figur, ihr volles, kräftiges Organ, ihr klarer Vortrag, der sich bis zum erschütterndsten Pathos erheben kann, die schöne, edle Plastik ihrer Bewegungen, der vornehm künstlerische Zug, der ihr ganzes Spiel bezeichnet, Alles steht ihr zu Gebote, was einfache, großartige Charaktere mit vollendetster Kunst, mit klassischer Meisterhaftigkeit darzustellen befähigt. Sie zählt übrigens zu jenen Kunst-Heroen, welche einen gordischen Knoten zu durchhauen, aber nicht regelrecht aufzulösen vermögen. Daher kommt's, daß es ihr weniger gelingt, die Leidenschaften in ihren feineren Nuancen, die Empfindungen in ihren subtileren Verschiedenheiten, die mannigfachen Gefühlen in ihrem Widerstreite und ihrem psychologischen Zusammenhange zum Ausdruck zu bringen. Wenn wir die Künstlerin in den Rollen, wie die Herzogin von Marlborough und Donna Diana bewundern, so geschieht dies mehr wegen des technischen Geschickes, womit sie ihrem spröden, künstlerischen Vermögen weniger homogene Rollen glücklich bewältigt, als wegen einer verklärten Kunst, welche die dichterischen Figuren nach allen ihren Seiten und Beziehungen zum vollendeten Ausdruck brächte. Es liegt in der Natur der Künstlerin, wenn sie in der Herzogin von Marlborough mehr das Mannweib, welches gewaltige Staatsaktionen leitet, als die Diplomatie, welche feine Hofintriguen anzettelt und entwirrt, vorstellt, oder wenn sie als Donna Diana mehr die spanische Grandezza als die weibliche Finesse zum Ausdruck bringt. Ihren größten Triumph feierte die Künstlerin in der Darstellung der Medea. Jener dunkle, mythische Zauber, der über diese dichterische Figur verbreitet ist, das Dämonische, welches uns in derselben entgegentritt, wurde von der Künstlerin nicht verwischt, sondern in der ganzen Eigenthümlichkeit wieder gegeben. Auch brachte dieselbe nicht allein die wilde Kraft, die mächtigen Affekte zu hinreißendem und erschütterndem Ausdruck, es gelang ihr auch immer, was wir besonders schätzen, das künstlerische Maß einzuhalten. — Wenn wir eine Einzelnheit hervorheben sollen, so erinnern wir an die Stelle: „Jason, ich weiß ein Lied". In dem sich steigernden Ausdruck dieser wiederholt gesprochenen Worte gab uns die Künstlerin ein wechselndes Seelenbild, wie es fesselnder und erschütternder nicht gedacht werden kann.

Die Darstellung der Medea durch Frau Straßmann wird den an jenem Abend Anwesenden unvergeßlich bleiben. Zu beklagen und störend war, daß die übrigen Darsteller so wenig entsprechend waren und in ihren Leistungen in keinem Verhältniß standen zu dem, was uns die Darstellerin der Medea bot. Wir finden es begreiflich, daß es nicht leicht ist, auf den „Kothurn" zu steigen, wenn man gewohnt ist, in den „Soccen" sich zu bewegen. Die Gesammtwirkung hatte unter dem erwähnten Mißstande zu leiden. Uebrigens erkennen wir gern das ernste Bemühen und den guten Willen der Mitwirkenden an. Ut desint vires, tamen est laudanda voluntas!

Eine feine künstlerische Leistung war in „Donna Diana" die Darstellung Perin's durch Hrn. **Bethge**. Frln. **Lehmeier** trat in diesem Stücke nicht auf, welche nach dem Zettel Floretta, das **Kammermädchen**, darstellen sollte. Zum Ersatze gab uns Frln. **Schütz** eine **Kammermagd**.

In dem Stücke „Medea" gab Herr **Straßmann** aus München den Jason mit mehr Schwung als Kunst. Es ist Schade, daß er nicht einen Tag vorher als Fechter von Ravenna aufgetreten ist, welche Rolle ihm wie auf den Leib geschrieben ist.

## Miscellen.

Der Enthusiasmus für **Richard Wagner** und seine Opern nimmt in **München** sehr zu. Bei einer kürzlich stattgehabten Vorstellung des „Fliegenden Holländer", die Wagner selbst dirigirte, befriedigte die Darstellerin der Senta den Komponisten der Art, daß er sie (Frln. Stehle) den „Stern seines Lebens" nannte.

Eine junge polnische Gräfin in **Warschau** hat das **Gelübde** gethan, so lange kein Fleisch zu essen, bis der Kaiser von Rußland wieder die Klöster öffnet.

* *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: A. Hartmann.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 101. Sonntag den 18. Dezember 1864.

## Eine Tungusin.*)

Originalnovelle
von
Paul Fuchs.

Der Schneesturm braust durch die hohen Cederbäume und singt sein Klaglied; — bald weint er wie ein Kind, bald schreit er auf in wilder Wuth, so daß die Cedern erschreckt auf ihren Wurzeln wanken und die schneeigen Häupter schütteln. Gefährlich ist die Windsbraut in dem Steppenland, sie spielt mit dem Schnee und jagt ihn wie rasend dahin, bald thürmt sie ihn berghoch, bald wirft sie riesige Schneeballen auf den arglosen Reisenden und bettet ihn und sein Gespann in ein schneeiges Grab; im Urwald jedoch ist ihre Wuth vergebens, sie bricht sich an den Cedern Riesenbrust.

Einsam ist's im Urwald im Sommer, im Winter ist er öde und verlassen; kein Mensch wagt sich aus seiner Hütte, die Goldsucher haben sich entfernt, weil ihr Spaten sich an der hartgefrorenen Erde bricht, selbst des Urwalds freier Bürger, Freund Bez, der Honiglecker, wie ihn die Russen nennen, weiß nichts Besseres zu thun, als den kalten Winter in seiner Höhle zu verschlafen. Es gehört ein kühner, ungebrochener Muth dazu, sich in dieser Jahreszeit in den Wald hinauszuwagen, und doch ist sie der längstersehnte Augenblick für die unglücklichen Verbannten, einen leider nur zu oft vergeblichen Fluchtversuch zu wagen; wie viele derselben kommen vor Frost und Hunger um, wie viele suchen mit gebrochenem Muth wieder der Menschen Wohnungen auf und liefern sich ihren Feinden zu neuen Martern aus, wie viele geben sich selbst den Tod, wenn sie sehen, daß Menschen und Natur sich in ihrer Feindschaft gegen sie vereinigen! Und doch folgen ihren Spuren immer wieder Unglückliche, deren oft Jahrzehnte lang gehegter Lieblingsgedanke ein Fluchtversuch ist; denn das Streben nach Freiheit ist ja dem Menschen angeboren, die Freiheit ist sein schönes, von Gott ihm gegebenes, von Menschen leider nur zu oft entrissenes Gut! Einigen gelingt die Flucht! Wie Wenigen aber! Wie Wenige verlassen diesen, wie ein Welttheil großen Kerker, Sibirien genannt, an dessen Eingang, wie über der Pforte der Dante'schen Hölle: „lasciate ogni speranza!“ geschrieben sein sollte.

*) Dritte Novelle aus dem sibirischen Leben, siehe „Mnemosyne“ Nr. 1—25 und 89—91.

Die Windsbraut braust und heult, doch in ihr Klagelied mischt sich ein männlicher, kräftiger Gesang. Wer ist der Reisende wohl, der sich in dieser Jahreszeit, wenn Bären und Wölfe sich furchtsam in ihre Höhlen verkriechen, hinaus in den Urwald wagt; wer ist es, der einen Weltgesang mit der Windsbraut anstimmt? Ein Unbekannter ist es, der trotz des rauhen Februars es versucht, einen Weg nach dem östlichen Ocean durch unbekannte Wälder sich zu bahnen; den es nicht schreckt, daß so viele seiner Vorgänger entweder umgekommen oder in die Hände ihrer Wächter gefallen sind. Ohne Führer, nur mit einem Kompaß bewaffnet, will er zum Amur gelangen, der ihn zu den amerikanischen Schiffen, die im Hafen von Ajan auf Ladung warten, bringen soll. Er singt aus voller Brust mit der Windsbraut um die Weite; denn hier, im Urwald, ist er frei wie sie!

Was hat er verbrochen, bevor er in das Riesengrab mit vielen Tausenden eingescharrt wurde? Wer weiß es! Er selbst hat es niemals erfahren können. Er ist ein Pole, und das war genug, um ihn nach Sibirien zu verbannen, genug, um ihn von der Heimath, von Verwandten, von Allem, was er liebt, zu reißen! Seit dem Augenblick, als sein Fuß Sibiriens Erde betrat, war Freiheit sein einziger Gedanke, der Traum seiner Nächte, das Sinnen seiner Tage. Doch wehe! Er war bewacht, Späheraugen folgten ihm auf Schritt und Tritt, und sein Vorhaben blieb lange unausführbar; er mußte heucheln, Demuth und Reue, Ergebenheit in sein Schicksal lügen, damit die Wächter von ihrem Argwohn abließen, und dieß war ihm nach langem Mühen gelungen. „Er hat sich in sein Schicksal ergeben,“ lautete der Bericht nach Petersburg. Einen ganzen Winter harrte er auf Gelegenheit zur Flucht, doch der Winter schien sich mit den Menschen verschworen zu haben, seine Hoffnung zu vereiteln, eisige Fröste machten jeden Versuch unmöglich; endlich gegen Ende Februar ließen die Fröste nach, alte, erfahrene Wetterpropheten verkündeten das Ende oder wenigstens ein Abnehmen derselben, obgleich in Sibirien der Februar noch entfernt vom Frühling ist, und Kasimir Lewinski, so hieß der junge Pole, entschloß sich, seinen längst gehegten Vorsatz in Ausführung zu bringen, und, bevor sich die Wälder wieder mit Goldsuchern füllten, den Fluß der Zukunft Asiens, den Amur zu erreichen. Eines Morgens, als die aufgehende Sonne den Schnee vergoldete und röthete, verließ er seine Hütte in Kainsk, dem Orte seiner Verbannung, mit dem festen Entschlusse, entweder in Sibiriens Tundren seinen Tod oder am nie bezwungenen, unbezähmbaren Ocean seine Freiheit zu finden. Er kniete im Angesichte der aufgehenden Sonne auf

den Schnee nieder, faltete seine Hände und betete lange, innig und leise, dann stand er auf, warf mit einer stolzen Kopfbewegung seine langen, lockigen Haare zurück, drückte seine Mütze aus grauen crimischen Smuschki*) tief in seine Stirn und rief: „Aufgehende Sonne, roth und goldig ist dein Licht, darum leuchte mir entweder zum blutigen Tode oder zur goldenen Freiheit."

Er trug seine gewöhnlichen Jagdkleider, einen vollständigen Anzug von Rennthierfellen, hohe, mit Pelzwerk gefütterte Stiefel und Schneeschuhe; auf seine Schultern war eine Dacha**) geworfen; bewaffnet war er mit seiner doppelläufigen Flinte, ein persischer Dolch und ein großes sibirisches Messer waren in seinem Gürtel; seine Jagdtasche war mit Zwieback gefüllt und auf seiner Brust hing neben dem Pulverhorn eine Jagdflasche mit Rum. So ausgerüstet wollte der tollkühne Jüngling eine fast tausend Meilen lange Reise beginnen. Auf seiner Brust jedoch war eine Brieftasche voll russischer Assignaten und Wechsel auf England versteckt, die ihm nach und nach heimlich aus Polen zugekommen waren, denn zwischen Polen, ja selbst dem Ausland und Sibirien herrscht, trotz der eifersüchtigen Wachsamkeit der russischen Beamten und trotz ihrer Bemühungen, eine heimliche, aber desto sicherere Verbindung.

Obgleich Kasimir einem fast sicheren Tode entgegen ging, sang er, und sein Lied war ein Lied der Freiheit, war ein Lied der Hoffnung. Da ihm der Weg gänzlich unbekannt war, richtete er seinen Schritt stets nach Südosten, überzeugt, daß er doch endlich an den Amur, das Band und die Scheidewand zugleich zwischen Sibirien und der Mongolei, gelangen würde.

Die Windsbraut singt und heult und breitet ein weißes Leichentuch über Gottes freie Erde; Kasimir's Lied ist verstummt, sein Fuß wankt müde, in seine Augen peitscht der Schneesturm spitzige Eisnadeln; es sind fünf Wochen schon, daß er Kainsk verlassen hat, und seitdem hat er kein menschliches Auge erblickt; seine Nahrung war der mitgenommene Zwieback oder Wild, das er sich geschossen und auf weißgeschälten Stäben gebraten hatte, sein Labetrunk geschmolzener Schnee gewesen; zu seinem Nachtquartier hatte er sich entweder verlassene Hütten, wie die Goldsucher sie sich in der Taiga***) erbauen und stehen lassen, damit sie später wieder ihnen oder Andern als Zuflucht dienen, gewählt oder sich ein Loch in den tiefen Schnee gegraben und dasselbe mit Cedernreis bedeckt, um, vom Schnee beschützt, warm unter dessen Decke zu schlafen.

Sein Muth war ungebrochen; doch hatte die Müdigkeit seine Kräfte geknickt, und Verzweiflung, sein Ziel je erreichen zu können, lähmte seine Anstrengungen, seine Füße wollten ihn nicht weiter tragen; er wollte sich Feuer anmachen, um an demselben auszuruhen und sich zu erwärmen, doch schadenfroh vereitelte die Windsbraut seine Anstrengungen; das schneebedeckte Reisig knisterte und wollte nicht brennen, und wenn endlich die Flamme lustig aufprasselte, hauchte die Windsbraut und blies sie wieder aus. Er versuchte sich seinen gewöhnlichen Dachsbau in den Schnee zu graben, vergebens, denn die Windsbraut hatte den lockeren Schnee weggefegt und es war nur die gefrorene Eisdecke geblieben, doch so hart und undurchdringlich, daß selbst das Rennthier mit seinem starken Huf sie nicht hätte zerbrechen können, um unter derselben sein tägliches Brod, das duftige Moos, zu finden.

Kasimir versuchte weiter zu gehen, doch seine Knie schlotterten, er zitterte fieberhaft unter seiner warmen Dacha, immer schwerer und schwerer wurden die Bleigewichte, die an seinen Füßen zu hängen schienen; er erinnerte sich, gehört zu haben, der Erfrierungstod sei so schön; er wünschte sich denselben in diesem Augenblicke; schon fühlte er einen Schwindel; vor seinen Augen flimmerten, gleich Tausenden von Diamanten, bunte Flammen; er wankte, wollte sich an einem niedrigen Zweige halten, doch der Zweig gab nach und Kasimir sank ohnmächtig auf die hartgefrorene Erde nieder.

(Fortsetzung folgt.)

*) Felle von todtgeborenen Schafen.

**) Ein Mantel von jungen Rennthierfellen, die Haare nach außen.

***) Taiga — sumpfige Waldstrecken.

## Zur Charakteristik des Genius Shakespeares und seiner Dramen.

(Von Bogumil Goltz.)

Wer über Shakespeare spricht, stellt die Mysterien des Lebens zur Rede. Wir kennen nicht die göttlichen Elemente, die unser Leben und Lieben nähren, und wir bringen auch nicht zum Bewußtsein, auf welcher Harmonie von Kräften der Zauber Shakespearescher Dramen beruht.

Alle weltgroßen Meister und Helden charakterisiren sich durch ihre Unerschöpflichkeit, durch die unzerlegbare, unberechenbare Oekonomie ihres Lebens, wie ihrer Kunst.

All' diese Geister stylisiren die Natur, indem sie die elementaren Metamorphosen dem Gesetze des Geistes unterwarfen; aber zugleich lösten sie den Styl und seinen Schematismus in die Freiheit der Seele, der Phantasie, welche sich allen Konstruktionen und Formen entzieht.

Oder wer zergliederte schon die Fleischtöne des tizianischen Colorits, die himmlische Grazie in Raphaels Madonnen, den Melodienzauber Mozarts, die tönenden Himmel- und Höllenfahrten des Beethovenschen Gemüths, die Seele der Götheschen Lieder, in welchen Natur und Geist gegattet sind, wie an einer Blume Stoff und Form.

Wer ergründete wohl den verzweifelten Herzensschrei und die rebellischen Witzreden Hiobs, des jüdischen Faustus. Und wer versteht sich auf den göttlichen Parabelstyl der biblischen Psalmen, die wie Wasserfall und Meereswogen, wie Frühlingssturm, wie Himmel und Erde zu unserer Seele sprechen und in unserm Gewissen wühlen.

In diesen Gewissens- und Herzensprozessen, in diesen Sprachwundern, diesen Gleichnissen spiegelt sich das verklärte Bildniß des Poeten vom Avon ab.

Seine Bilder und Gedanken sind von Weltempfindungen, von Weltgesichten begleitet. Seine Phantasie schafft und formt nach den Gesetzen der Natur. Er gießt die ganze Magie des Lebens mit jeder Szene, mit dem geringsten seiner Gebilde, mit wenig Worten unmittelbar in unser Herz, er spült die Seele vom Erdenstaube rein.

Bei ihm vergessen wir die irdischen Lebensbedingungen, den Unterschied von Ideal und Wirklichkeit, von Schule und

Natur, und wir empfinden nur den warmen Hauch, den Fluß des Lebens, den unsterblichen Geist, in welchem die Erdenschwere und die Form verfliegt, um einem himmlischen Wesen Raum zu machen, welches unsere sinnlichen Schranken in Phantasiefreiheit löst und unsere leiblichen Sorgen, wie eben so viele Wolken zu einem sonnig goldenen Aether verklärt, uns zu höhern Sphären entrückt, und neue Existenzprinzipe und Lebensharmonien erschließt.

Ueber diesen Erlebnissen aus Eden geschieht es auch den Schulgebildeten, daß sie die Zaubersprache des Meisters, die Musik seiner poetischen Kompositionen überhören, seine weltumfassenden Konstruktionen übersehen; daß ihnen die unermeßliche Kunst verborgen bleibt, mittelst deren der Genius von Stratford all' seine Wunder vollbringt, die Kunst, mit der er das Ideal aus der Wirklichkeit bezieht und gleichwohl allen Idealen einen natürlichen Körper mit einer individuellsten Seele zuzubilden versteht!

Shakespeare dichtete nach dem Vorbilde der Weltgeschichte und Natur.

Die Wellenkreise von einem ins Wasser geworfenen Steinchen erweitern sich mit Hilfe der Einbildungskraft bis zum Ufer. Das ist ein Bild von dem organischen Leben im Trauerspiele „Hamlet.“ In diesem vollendeten, durchgebildeten Kunstwerke geschieht es, daß alle einzelnen Szenen und Charaktere augenblicklich eine Lebensbewegung in unserer Phantasie, in unserem Verstande und weiter fort in unserer Seele gewinnen, die sich bis zur Peripherie des ganzen Dichtwerks ausdehnt. —

Von den Personen der Shakespeare'schen Dramen haben wir so nachdrücklich den Eindruck lebendiger Menschen, an ihren Worten hängt, so fühlt man, der Tropfen Herzbluts, ihr kraftsinnliches und mutterwitziges Leben entzündet das unsrige so unmittelbar, daß wir sie beim Abgange von der Bühne zurückrufen möchten, weil wir fühlen, daß sie viel mehr sprechen können, als in ihrer Rolle steht. —

Dies Gefühl haben wir von den Schauspielfiguren anderer Dichter nicht. Wenn sie schweigen oder abgehen, so merkt man, daß ihre Walze abgelaufen ist. Sie haben nur Leben für das Bühnenstück und seine dramatische Oekonomie; sie reden alle ihres Autors Styl.

Die gelehrten Shakespeare-Forscher haben in neuerer Zeit aus dem Weltdichter ein encyklopädisches Genie gemacht. Sie haben in ihm nicht nur einen Historiker und Philosophen, sondern einen Theologen und Juristen, einen Arzt und Apotheker entdeckt. Ich aber möchte ihn lieber einen Optikus und Physiker für die Geisterwelt, einen Magier und Zauberer nennen! —

Oder welchem Sterblichen hätten alle Geister und Dämonen besser gehorsamt. Welchem Poeten zu Liebe hätten sie solche Engels- und Teufelsgestalten angenommen und so wundervoll wahr Komödie gespielt! —

Aber ich komme von dem Geisterbeschwörer Shakespeare noch auf den Optikus und Physiker zurück. Oder versteht sich Shakespeare auf die Perspektive, auf die Magie von Schatten und Licht nicht besser als alle Landschafts- und Architekturmaler der Welt! Gehen seine Perspektiven nicht bis in die Seele, ja bis in Himmel und Hölle hinein!

Und ist er darum weniger ein Brillenmacher für kurzsichtige und übersichtige Augen, für den blöden und für den phantastischen Verstand? — Verwandelt dieser Optikus nicht durch seine scharfgeschliffenen Zauberworte unsere schwachen Alltagsaugen in Mikroskope, mit denen wir das kleinste Leben studiren, und dann wieder in Ferngläser, mit denen wir in die himmlischen Tiefen schauen?

(Fortsetzung folgt.)

---

# Würzburger Stadttheater.

(Flöten-Konzert des Herrn Terschak von Wien.) Mit der Flöte hat sich die Musik in der ältesten Zeit bei den Menschen eingeführt; sie ist das erste musikalische Instrument, welches und zwar als Hirtenpfeife bei den Urvölkern sich findet; mit wenig Verbesserungen treffen wir dasselbe in den Händen der griechischen und römischen Priester bei der gottesdienstlichen Feier und bei den Chören der Tragödie und den Spielen des Circus und Amphitheaters. Sie ist aber noch in einem sehr primitiven Zustand und verbleibt so während eines sehr langen Zeitraumes. Erst Ende des vorigen und Anfangs des gegenwärtigen Jahrhunderts wurde sie vervollkommnet und bald holte die Technik nach, was sie während langer Zeit versäumt hatte. Aus der einfachen Flöte mit der Dis-Klappe, wie wir sie noch häufig bei Trödlern ausgehängt sehen, entstand alsbald ein Instrument mit allen möglichen Vorrichtungen und Hülfen, einem Heer von Klappen, dem Auszug behufs der möglichst akkuraten Stimmung und dem C-Fuße; es dauerte nicht lange, so wurde auch der Versuch gemacht, das Buxbaum oder Ebenholz, welches früher ausschließlich für die Flöte verwendet wurde, durch eine Metallkomposition zu ersetzen, dieser Versuch in der neuesten Zeit aber so ziemlich allgemein wieder aufgegeben, weil der Ton aus der Metallflöte eine gewisse Schärfe und Härte hatte und es mit aller Kunst nicht dahin gebracht werden konnte, auf die Metallflöte den weichen charakteristischen Ton der Holzflöte überzutragen.

Bei der Einfachheit der Konstruktion der Flöte in früherer Zeit konnten auch keine erheblichen Leistungen auf diesem Instrumente gemacht werden und es ist leicht erklärlich, wie ein hervorragender Komponist aus der klassischen Zeit auf die Frage, was langweiliger sei als eine Flöte, die lakonische Antwort geben konnte: „zwei.“

In neuerer Zeit hat sich das wesentlich geändert; die Flöte fand bei den vielfachen Vervollkommnungen, welche ihr zugewendet wurden, auch ihre Meister und wurde unter die vorzugsweise üblichen Konzertinstrumente neben dem Piano und der Violine als ebenbürtig aufgenommen. Die Schule von Böhme und Drouet und die aus ihr hervorgegangenen Künstler sind zu bekannt, als daß hierüber noch etwas Weiteres gesagt zu werden braucht. Dennoch wurde den bisherigen Kompositionen für die Flöte mitunter der Vorwurf von übergroßer Sentimentalität und Monotonie gemacht und dieser Umstand mag vorzugsweise die Veranlassung sein, daß Flötenkonzerte im größeren Publikum keinen großen Anklang haben.

Von diesem Vorurtheile hatten auch die beiden von Herrn Terschak veranstalteten Konzerte zu leiden, denn derselbe spielte jedesmal vor leeren Bänken, was umsomehr zu bedauern ist, als sein Spiel in der That ein ganz ausgezeichnetes zu nennen ist und seine Kompositionen, die er ausschließend vortrug, sich wesentlich von der früheren Kompositionsmethode für Flöte unterscheiden. Herr Terschak schreibt für die Flöte, als ob es der Violine gelten sollte, seine

sämmtlichen Kompositionen sind lebendig und mit den schwierigsten Verzierungen ausgeschmückt; das Allegro ist durchweg vorherrschend und das Andante und Sentimentale auf ein angemessenes Maß reduzirt; man stößt auf unerhörte Hindernisse, welche man nur für den geübtesten Violinspieler ausführbar halten möchte und sogar, um die Aehnlichkeit in der Kompositionsweise in Flöte und Violine in allen Punkten festzuhalten, auf bizarre Sonderbarkeiten und Capricitäten, wie z. B. in der originellen Komposition „Le Babillard“, wo die sonderbarsten Töne in den tiefsten Lagen zum Vorscheine kommen.

In allen seinen Kompositionen, welche Herr Terschak ohne Vorlage vortrug, bewährte er sich als Meister, der mit voller Sicherheit sein Instrument beherrscht, den stärksten kräftigsten Ton neben dem weichsten elegischen entfaltet und überall eine herrliche Klangfarbe entwickelt; seine technische Fertigkeit ist eine eminente, welche wirklich Erstaunen hervorgerufen hat, und sein Vortrag elegant und glänzend, so daß er wohl als der bedeutendste Virtuose auf der Flöte erklärt werden darf.

Möge ihm der reiche Beifall, den die kleine Schaar von Kunstfreunden, welche seine Konzerte besucht hat, in überreichem Maße gespendet hat, einigermaßen für den geringen Besuch entschädigen!

△ Würzburg, 17. Dezember.

Am Freitag setzte Frau Straßmann ihr Gastspiel mit der Darstellung der Deborah in dem gleichnamigen Stücke von Mosenthal fort. Der fanatische Haß, mit welchem die Christen einst die Juden verfolgten, wird in diesem Schauspiele dramatisch verwerthet. In unseren Tagen der Toleranz haben wir kein Verständniß für jene grausame Unduldsamkeit, und in der objektiven Weise, mit welcher wir jene Thatsachen und ihre Schilderung betrachten, gelangen wir nicht zu jener Stimmung, auf welche wohl der Dichter bei Abfassung seines „Volksschauspiels“, wie er es nennt, rechnete. Die Vorurtheile, welche hier zum Konflikt führen, sind geschwunden, die Kluft, welche hier die tragische Stimmung veranlassen soll, ist kaum vorhanden; wir stehen vor einem antiquirten Zeitbilde, zu dem wir in und um uns kaum eine uns anregende Beziehung finden. Am meisten allgemein menschliches Interesse und wirklich dramatischen Effekt bietet das Stück im 3. Akt, in welchem Deborah sich verlassen und in ihrer Liebe verrathen sieht, und an dessen Schluß sie die furchtbare Rache des Himmels herabbeschwört. Im letzten Akte nimmt das Stück an Interesse merkwürdig ab, und es ist fast mehr der Genius der Langweile als der Versöhnung, welcher in demselben waltet. Während dem Dichter die Zeichnung der Deborah ziemlich gelungen, ist Joseph, welcher nach der Jüdin das meiste Interesse beansprucht, eine sehr mißlungene Gestalt. Die Deborah wurde von Frau Straßmann mit vielem Verständniß, glänzendem technischen Geschick und der ihr eigenen Kraft der Darstellung gegeben. In dieser Kraft des Spiels und des Gefühlsausdrucks, welche auch der großartigsten Aufgabe gewachsen ist, steht Frau Straßmann einzig da, und wir finden dies bestätigt, wenn wir eben in Münchener Blättern lesen, daß die Darstellung der Brunhild in dem bekannten Geibel'schen Stücke durch Frln. Janauschek im Vergleiche zu der gewaltigen, dramatischen Figur, die Frau Straßmann aus dieser dichterischen Gestalt schuf, unzureichend erschien. Durch diese so eigenthümliche Gewalt der Darstellung hat sich die Künstlerin auch in der Deborah seltene Triumphe errungen, wenn sich auch an diesem Abende der hinreißende Ausdruck der Unmittelbarkeit, die spontane Gewalt der Gefühlsausbrüche hin und wieder vermissen ließen. Unvergleichlich war die Künstlerin in der Begegnung mit Joseph im Walde, nach welcher Scene sich begreifen ließ, wie der „feuchte Glanz der Augen“ und die heiße Leidenschaft dieses Weibes den geliebten Christen so gewaltig fesseln konnten. Erschütternd war die Scene, in welcher das gekränkte Weib ihren Rachegefühlen Ausdruck gab.

Wir wünschen und hoffen, daß das Gastspiel der Frau Straßmann auf die hiesigen Künstler recht anregend gewirkt hat und noch lange fortwirkt, nicht zwar in der Weise, daß man der Künstlerin nachzuahmen sucht, „wie sie sich räuspert und wie sie spuckt“, sondern daß der Einzelne in erhöhtem Maße sich befleiße, die Eigenthümlichkeiten seines künstlerischen Vermögens kräftig und harmonisch auszubilden. — Den Würzburgern wird das Gastspiel der Künstlerin in unvergeßlichem Andenken bleiben, und der nicht geringen Zahl der Münchener hier, welchen die Laute ihrer Stimme, um mit Geibel zu reden, so „heimathselig“ klangen, war dasselbe eine liebe aufgefrischte Erinnerung.

Es ist hier Sitte, wenn die Scene sich ändert, den Zwischenvorhang fallen zu lassen. Dadurch wird das Stück in eine Reihe vom Dichter nicht gewollter Akte zerschnitten. Es ist dies eine Regiebequemlichkeit, unter welcher das Stück und die Stimmung des Publikums zu leiden hat. In München, Wien und Weimar u. s. w. wird dies vermieden. Weder Dingelstedt noch Laube machen von dem Zwischenvorhang Gebrauch. Bei geeigneter Vorsorge läßt sich die Scene ohne viel Störung ändern und der Zwischenvorhang wird entbehrlich.

## Miszellen.

In dem Archiv eines Birminghamer Rechtsanwalts hat sich ein Bündel von etwa einem Dutzend Aktenstücken vorgefunden, von denen man sich einzelne beachtenswerthe Aufschlüsse über Shakespeare's Leben verspricht. Die Dokumente erstrecken sich über den Zeitraum von 1575 bis 1662, und werfen Licht auf die Geschichte einiger Häuser und Grundstücke in Henley-Street, Stratford, welche früher an das Eigenthum der Familie Shakespeare anstießen, und jetzt einen Theil des die Geburtsstätte des Dichters umgebenden Gartens bilden. Der Name John Shakespeare's, des Vaters, kommt häufig im Context, sowie als Zeugenunterschrift vor, und auch William Shakespeare selbst wird wiederholentlich erwähnt. Die Aktenstücke sind vorderhand zu genauerer Untersuchung in dem Museum zu Stratford niedergelegt, und man hofft, daß weitere Nachforschungen noch zur Entdeckung ähnlicher Urkunden führen werden, aus deren Inhalt sich vielleicht die dürftigen Notizen über des größten britischen Dichters äußeres Leben einigermaßen ergänzen und in strengeren Zusammenhang bringen lassen werden.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: A. Hartmann.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

**№ 102.** Mittwoch den 21. Dezember **1864.**


## Eine Tungusin.

Originalnovelle
von
Paul Fuchs.

(Fortsetzung.)

Er erwachte aus seinem Todesschlafe, doch seine Augenlider wollten sich nicht öffnen, und er lag in einem halb bewußtlosen Zustande zwischen Schlaf und Wachen. Da hörte er neben sich Stimmen, und Verzweiflung ergriff sein Herz! Also darum war er fünf Wochen lang im Urwalde umhergeirrt, hatte er sich allen Gefahren, dem Frost und dem Hungertode freudig ausgesetzt, um wieder unter Menschen zu gerathen und von ihnen seinen Verfolgern ausgeliefert zu werden! Mit einer fast übernatürlichen Anstrengung öffnete er seine Augen, und konnte Anfangs nicht den Anblick, der sich ihm darbot, verstehen, denn er lag entkleidet auf einer Rennthierdecke neben einem Feuer, und um ihn waren sonderbar gekleidete Gestalten beschäftigt; die Einen rieben ihn mit Stücken Filz aus Rennthierhaaren, Andere schürten das Feuer, das roth und phantastisch die sonderbar gekleideten Gestalten beleuchtete, und neben ihm kniete ein Mädchen, wenigstens deuteten ihr Geschlecht ihre schönen, regelmäßigen Gesichtszüge, ihre großen, feurigen, schwarzen Augen und lange, auf die Schultern herabhängende schwarze Zöpfe, in welche Silbermünzen eingeflochten waren, an, während sie dieselbe Kleidung, wie die Männer trug; das knieende Mädchen goß ihm tropfenweise eine Medizin, die nichts anderes als ein Branntweinaufguß zu sein schien, in den Mund; diese Medizin erwärmte seinen Magen mit Feuergluth und fachte sein Blut zu neuer Thätigkeit an.

Als er die Augen öffnete, rief das Mädchen den Andern freudig, aber in einer sonderbaren Sprache einige Worte zu, dann beugte sie sich über den Jüngling und sagte zu ihm in gebrochenem Russisch:

„Gott sei Dank! Du bist gerettet."

Er war bei Tungusen; leblos an einem Baume liegend, hatte ihn Anka, als sie in ihrem Schlitten vom Markte des nahen Nischni-Udinsk zurückgekehrt, gefunden, und hatte den fast Erfrorenen in ihre Jurte gebracht.

Die Tungusen hatten in dem Jüngling sofort einen der Flüchtlinge entdeckt, die allen Gefahren trotzen, um ihre Freiheit zu erlangen; doch trotz der auf das Einbringen solcher Flüchtlinge gesetzten hohen Belohnungen hat sich noch nie ein Tunguse dazu hergegeben, einen derselben zu verrathen; im Gegentheil, alle Wege und Stege des Urwaldes, ihrer Heimath, kennend, haben sie so manchem schon als Führer zur Freiheit gedient. Es ist ein biederes, fast im Zustande primitiver Einfachheit lebendes Volk, das nur eine, allen wilden Völkern eigene Leidenschaft besitzt, nämlich die Leidenschaft zum europäischen Gifte, dem Branntwein. Sie leben nicht in Gruppen, sondern jede Familie lebt abgesondert in einer Jurte, oft zehn und mehr Meilen von der nächsten Jurte entfernt. Diese Abgesondertheit mag wohl ihren Grund darin haben, daß sie von der Milch und dem Fleische ihrer Rennthiere leben und diese eines großen Raumes bedürfen, um sich vom Moose, ihrem einzigen Nahrungsmittel, zu nähren.

Kasimir verlangte seine Kleider, man brachte ihm jedoch andere, ähnliche, da die seinigen von den fünfwöchentlichen Strapazen abgenützt waren; seine Waffen wurden ihm zurückgegeben, ein alter Tunguse brachte ihm seine Brieftasche, an die er Anfangs nicht gedacht hatte, und deutete ihm in gebrochenem Russisch an, er solle das Geld zählen; dann bettete man ihn auf ein warmes Mooslager, nachdem ihm Anka noch einige Tropfen der stärkenden Medizin in den Mund geträufelt hatte, und er schlief ein. Wie lange er geschlafen hatte, wußte er bei dem Erwachen nicht, doch dreimal war die Sonne aufgegangen und zweimal hatte sie sich hinter dem Horizonte versteckt, als er neugestärkt und hungrig erwachte. Eine große Schale voll Rennthiermilch und ein großes Stück gebratenes Rennthierfleisch war sein Frühstück; Brod kennen die Tungusen in ihren unwirthbaren Tundren nicht.

Kasimir dankte seinen Rettern und wollte zahlen, doch der Tunguse wies stolz das ihm angebotene Geld zurück.

„In unserem Walde brauchen wir kein Geld, es würde sogar Unheil über uns bringen, denn wir würden noch mehr den Verfolgungen der Ispravnik*) ausgesetzt sein, wenn sie wüßten, daß wir Geld besitzen. Wenn wir Geld zu Wodka brauchen, verkaufen wir ein Rennthier und haben dann Wodka auf lange Zeit.

Während der Alte so redete, sprach Anka laut mit den Ihrigen, die beifällig mit dem Kopfe nickten.

Als Kasimir sich dankend von den Tungusen verabschiedete, sagte der Alte:

„Ziehe, Fremdling, weiter. Wer du bist und wohin du deinen Pfad lenkest, brauchen wir nicht zu wissen. Ja, wir wollen es sogar nicht wissen, um nicht antworten zu können, wenn man uns darnach fragt. Doch du kennst

*) Bezirksvorsteher.

nicht die Wege und Stege durch den Wald, du brauchst einen Führer, um dich zu leiten. Hier meine Tochter will deine Führerin sein, sie wird dich dorthin, wohin du ziehen willst, geleiten.“

„Wie kann ich das annehmen, viele, viele Tage werden vergehen, bevor ich an das vorläufige — ja erst an das vorläufige Ziel meiner Reise gelange, — wie kann also deine Tochter ...?“

„Für uns Tungusen ist die Taiga, so weit sie sich erstreckt, von dort, wo die Sonne aufgeht, bis dorthin, wo sie sich Abends verbirgt, von dort, wo der ewig still stehende Stern*) uns des Nachts als Lenker dient, bis dorthin, wo um Mittag die Sonne ihre heißesten Strahlen uns sendet, die Heimath und die Mutter; wir kennen nicht Eure Erfindung, die Zeit nach einem kleinen Spielzeug, das ihr in Eurer Tasche tragt, zu zählen; drum ziehe in Frieden, Fremdling, meine Tochter wird dich, wie weit auch dein Ziel ist, geleiten, und dann zu uns zurückkehren, um uns zu sagen, daß sie dich glücklich dorthin gebracht hat. Sie will es so, ich selbst würde es thun, aber ich bin alt, mein Sohn hier, Ojsin, muß die Rennthiere auf die Weide begleiten, Anka hat noch keinen Mann, für den sie kochen, keine Kinder, die sie warten muß, denn ist es ihre Pflicht, unseren Gast dorthin zu geleiten, wo er vor seinen Verfolgern sicher sein kann.“

Und sie schieden.

* * *

Tage vergingen, Nächte schwanden hin, und es waren viele Tage und Nächte, und Kasimir hatte noch immer nicht den Amur erreicht. Von einem flinken Rennthiere gezogen, flog sein Schlitten auf dem lockeren Schnee dahin, vor ihm fuhr in ihrem kleinen Schlitten Anka, sich beständig umblickend, ob ihr Gefährte ihr folge. Sie brauchte keinen Kompaß, um sich im Walde zurecht zu finden, die nach Süden gestreckten Zweige der hohen Cederbäume wiesen ihr den Weg. Sie kannte vortrefflich die verschiedenen einsamen und verlassenen Jurten, wo sie ein Nachtquartier fanden, sie kannte die Dörfer und Städte, wo sie sich mit Lebensmitteln und, was noch nöthiger war, mit Schießpulver versorgen konnten; während sie in dieselben ging, blieb Kasimir im Walde versteckt, und die Rennthiere fraßen das Moos, das sie sich leicht unter dem Schnee, der, von der Aprilsonne erwärmt, zu schmelzen begann, hervorscharren konnten.

Sie hatten schon Nertschinsk hinter sich gelassen, ohne es zu berühren, und waren den Alexandrovsk'schen Bergwerken nahe. Anka hatte, wie gewöhnlich, Kasimir im Walde gelassen und war in das, zu den Bergwerken gehörige Dorf gegangen, um Lebensmittel und Pulver, mit welchem Kasimir das Wild schoß, das fast ihr einziges Nahrungsmittel auf der Reise war, zu kaufen.

Gedankenvoll saß Kasimir unter einem Baume, die Rennthiere grasten, der geschmolzene Schnee tröpfelte von den Aesten und gab dem Schnee unter denselben ein schwammähnliches Ansehen.

Kasimir dachte, und in seinen Gedanken kreuzten sich die verschiedenartigsten Gefühle. Er dachte an seine Heimath, die er wahrscheinlich nie wiedersehen würde, an seine Mutter, die fast sterbend sich in seinen Kerker geschleppt hatte, und der selbst die gefühllosen Kerkermeister den traurigen Trost nicht hatten versagen können, ihrem Sohn den schützenden Muttersegen auf den Weg mitzugeben; er dachte, daß er jetzt nicht mehr fern vom Amur sei, auf dem er den östlichen Ocean erreichen zu können hoffte. In diesen letzten Gedanken mischte sich Seligkeit und Wehmuth, denn am Amur sollte er sich von Anka trennen, von Anka, die seit Wochen seine unermüdliche Führerin, ja sein Schutzengel gewesen war. Er fühlte, daß ohne sie er nie das Ziel seiner Reise hätte erreichen können, daß sie ihn nicht allein vom Tode gerettet, als er schon halb dessen Beute gewesen, sondern auch ihm dieses Leben zur Hoffnung und Freiheit erhalten hatte.

Er hatte das Mädchen liebgewonnen. Das Kind der Wildniß war ihm eine treue Pflegerin gewesen, hatte mit ihm die Gefahren und Mühen der Flucht getheilt; er hatte das, was sein Herz wie ein Alp drückte, vor ihr aussprechen dürfen und sie hatte ihn verstanden, hatte, obgleich seine Worte unverständlich für ein in der Taiga aufgewachsenes Mädchen sein mußten, mit ihm gefühlt, denn das Frauenherz bleibt überall dasselbe, ein tiefes, beinahe instinktmäßiges Zartgefühl ist sein unveräußerliches Erbe.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Nordstern.

## Zur Charakteristik des Genius Shakespeares und seiner Dramen.

(Von Bogumil Goltz.)

(Fortsetzung.)

Ist es nicht den sinnigen Shakespeareverehrern bei dem Genusse seiner Zauberdramen eingefallen, daß sie es mit einem Künstler für Panoramen und Stereoskopen zu thun haben, daß dieser britische Poet mit dem Lichte des eignen Geistes auf seiner so starken und doch so empfindlichen Seele die Bilder der Menschen und Dinge photographirt? Und er läßt nicht nur diese Bilder, sondern ihr Leben auf unsere Seele übergeh'n.

Wir schauen mit seinen Augen, wir fühlen und denken mit seiner Seele, seinem Verstande, und wir hören sogar mit seinem Engelsohr die Harmonie des Lebens, aus dem profanen Lärmen des Marktreibens heraus, welches er unseren irdischen Sinnen so lebendig zu machen versteht, wie den Idealismus der sternenreichen, schweigenden Nacht!

Wenn man das Denken ein zusammenhängendes Lesen der Evangelien unserer Sinne nennen darf, so ist Shakespeare der vollkommenste Philosoph; denn seine Sinne sind ein entzückendes Evangelium der erbaulichsten Liebe für die Dinge und Geschichte der wirklichen Welt.

Shakespeare's Sprache und Kunst ist überall beseelte Form, Leben im Leben, überall Blutwelle, Geäder, bildkräftige Polarität von Geist und Natur. Dies sind indeß nur die Naturgeschichten des britischen Musenführers; er ist zugleich tief sinniger Mystiker. Seine Szenen und Gestalten zeigen nicht nur in die Vergangenheit zurück, oder bilden die nachfolgenden Auftritte vor, sondern sie deuten über sich hinaus in eine höhere Sphäre, in die Weltgeschichten und ihr Gesetz; sie offenbaren unserm innern Sinn eine Philosophie und Religion, wie die Werke der Natur.

Aus dieser Symbolik deutet sich die Erscheinung des Geistes von Hamlets Vater. — Er zeigt uns das religiöse Gemüth, das ahnende und mahnende Gewissen des Sohnes, der den schmählich ermordeten König rächen will. Eben so liegt der Trompeten-Tusch, mit welchem „Fortinbras,“ der neue Beherrscher des Dänenreiches am Schlusse des Stückes in vollem Harnisch auf der Bühne erscheint, die Zeit der Witzrede, der Reflexionen soll vorüber sein, und die alte Zeit von Stahl und Eisen soll in ihr altes Herren-Recht wieder eingesetzt sein. — Uns aber ergreift dieser Schluß um so mehr, wenn wir bedenken, daß der Dichter in seinem Hamlet einen Charakter antizipirt und doch lebendig erschaffen hat, in welchem der Typus unserer deutsch-modernen Gemüths- und Geistesbildung nach Licht und Schatten leibhaftig vor uns erscheint.

Auch unsere Gebildeten wissen sehr viel besser mit ästhetischen und philosophischen Redensarten, als mit einfacher Lebensart und mit rascher That Bescheid. Auch wie klagen über die aus den Angeln gewichene Zeit und renken sie doch nicht ein.

Aus dieser vorbildenden Kraft und Prophetie des Dichters, der an seinem poetischen Webstuhl mit jedem Schlage tausend Verbindungen schlägt; der in ungesprochenen, magisch geoffenbarten Gleichnissen die Zielpunkte seiner dramatischen Novellen und seine Lebensführung telegraphirt, erklärt sich in „Macbeth“ die Hexenszene auf der öden Haide, in welcher uns das fermentirende Gewissen des Uebelthäters versinnbildlicht wird.

Und derselbe Genius, der in seinem „Sturm,“ im „Sommernachtstraum,“ im „Wintermächen,“ in „Romeo und Julia,“ die Fühlhörner der Seele über Sonne, Mond und Sterne hinausstreckt, derselbe fährt mit uns zu den Gewissensabgründen der Lady Macbeth und ihres Gatten hinab. — Auch wir hören mit ihnen „das Klopfen am Thore“ unmittelbar nach dem vollbrachten Morde, nach dem furchtbarsten Verrath an Gastrecht, Glaube und Treue. Und wir deuten jenes Lärmen aus dem symbolischen Takt und Verstande unseres Sehers so: Durch eine unmenschliche That fühlt sich der Verbrecher außer dem Verbande mit der Menschenwelt. — Das Leben und die Zeit standen dem Mörder still, als das Ungeheure durch ihn geschah. Erst nach der Unthat kehrt ihm die Besinnung und die Welt wieder in ihr Geleise zurück. Der grauende Morgen weiß um die Gräuel der Nacht. Die Rachegeister schlafen nimmer, sie klopfen an die Brust der Mörder und damit an das Thor! Die Missethäter empfinden jetzt, daß ihre That so wenig getilgt werden kann, als das Blut, welches an ihren Händen und am Fußboden klebt.

Aber nicht nur in Macbeth und Hamlet, in Richard III., im Othello, in Lear's Töchtern, in Hubert, der den Prinzen blenden will, in der gezähmten Widerspenstigen, in Falstaff und Pistol, sondern in all seinen Dramen und Charakteren zeigt sich der Dichter zugleich als den Psychologen für alle Zeiten und Nationen, als den unerschöpflichen Kenner aller Tiefen des Gemüths, aller Tonleitern, aller dämonischen Stimmen, wie Engelsharmonien der menschlichen Brust.

In Shakespeare hat die Lebens-Oekonomie die schönsten Kommanditen, wo sich aber dieser die Welt mit seinem Liebreiz beherrschende Halbgott eine Ausführlichkeit erlaubt, da hat sie gleichwohl ein organisches Leben; da steht sie ihm so kleidsam zu Gesicht, wie der Garten-Anlage ein wilder Schößling, den sie sich wie einen Federbusch, trotz der tyrannischen Gartenscheere, an das kugelrund geschnittene Blätterhaupt gesteckt hat. Man sieht's: der Baum bekommt von solchem Phantasietrotz gegen die konventionelle Kunst nicht das Uebergewicht, und wenn der Künstler Shakespeare ein paar Augenblicke mit einer Perrücke von gekräuselten Witzphrasen vor uns erscheint, so fühlen wie unter derselben doch nicht den kahlen Schädel der Schulklassiker, sondern des Poeten natürliches Lockenhaar.

Aus der Ehe und Flucht von Naturwucherung und geschultem Geiste, aus dem Dualismus, aus den Wellenspielen von Phantasie und Augenblicksverstand, von Persönlichkeit und Vernunft geht eben der erbauliche Gemüthswitz, der Humor hervor, in welchem die Eigenthümlichkeiten des brittischen Poeten zur Blüthe kommen. Dieser Humor dehnt sein Herz zu Weltgefühlen aus und verdichtet sie alle Augenblicke wieder zu einer herzigen Verständigkeit für die kleinsten Lebenswerthe, für die Detail-Oekonomie dieser Welt, so daß der Dichter den stolzen Flug seiner Ideen immer wieder zur Erde lenkt.

Es ist dem Naturpriester Shakespeare nichts zu gering. Auch seine Simpel und armseligsten Narren erschafft er mit der gewissenhaften Präzision der Natur. Als er das menschlich gestaltete Infusionsthierchen, den Friedensrichter Schaal, bildete, so gab er ihm auch das schaale Eingeweide, nämlich einen einzigen Darm. Freund Falstaff, der den Bankerout der Menschenwürde mit seinen elementaren Humoren so ergötzlich verdeckt, fühlt sich jenem faden Menschending, jenem Flaschen-Homunculus gegenüber als eine gelangweilte und würdige Person.

In dem wunderbaren Schauspiele: „Der Sturm“ schuf unser Dichter von Gottes Gnaden eine Miranda, die für die moderne Eva gelten darf. Nichtsdestoweniger zeugte sein auf der See entfesselter Humor mit dem Meere in wilder Ehe den „Kaliban,“ der wie ein Mischling von Robbe und Fidschi-Insulaner am Meeresstrande ausgestreckt liegt, und Shakespeare gibt ihm eine Seele und Sprache, wie sie die Natur selbst nicht witziger zwischen dem Fisch- und Menschenfleisch dieses chronisch betrunkenen Ungeheuers ausgebrütet hätte.

Seine Biezapfer, Dummköpfe, Schäfer, Strolche und schlechten Weibsbilder sprechen so lebenswahr, als seine Kavaliere, Könige und königlichen Frauen. Seine Episoden, wie seine untergeordneten, lustigen Personen sind mit derselben lebendigen Plastik und poetischen Gewissenhaftigkeit erschaffen, als die Helden und Träger der Tragödie.

(Schluß folgt.)

---

# Miscellen.

Bei Hofe zu Turin sollen vor wenigen Tagen Familienstreitigkeiten ausgebrochen sein, die aber durch Vermittlung des Prinzen Carignan rasch beigelegt worden sein sollen. Der König hätte nämlich gewünscht, daß die Herzogin von Genua ihren Aufenthalt in Florenz nehme, damit der neue Hof mindestens eine Dame besitze. Die Herzogin, die davon nichts wissen wollte, wurde vom König in derber Weise angefahren, welcher der Dame sogar mit Anwendung eines Majestätsbefehls drohte. — Der Scene, die sich immer lebhafter gestaltete, wurde erst durch das Eintreten des Prinzen

Carignan ein Ende gemacht, der durch vieles Bitten die Herzogin bewog, wenigstens drei Monate des Jahres in Florenz zuzubringen.

Nach italienischen Blättern hat ein sardinischer Naturforscher, Professor Efisio Marini, das geheime Verfahren entdeckt und vervollkommnet, vermittelst dessen Girolamo Segato menschliche Leichname versteinerte. Seine Präparate sind unverweslich. Die Leichname bewahren ihre natürliche Farbe und können vermittelst eines einfachen Bades ganz auf ihren ursprünglichen Zustand zurückgeführt werden.

In Paris ist das Färben der Schooßhunde jetzt allgemein Mode geworden. Man sieht in den brillanten Equipagen und in den Alleen des Boulogner Wäldchens himmelblaue und rosenrothe King-Charles. Die verschiedenen Farben sollen einen ganz eigenthümlichen Einfluß auf den Gemüthszustand der kleinen Vierbeinler ausüben. Es soll die rothe Farbe die Hunde empfindlich, die grüne sehr heiter, die chokoladebraune melancholisch machen.

(Türkisch.) Als ein Beispiel türkischer Sitten wird folgendes Geschichtchen erzählt, das von einem französischen Gesandten handelt, der einst bei der hohen Pforte beglaubigt gewesen. Der Gesandte war ein großer schöner Mann und hatte eine liebe, kleine, lebhafte, leider gar nicht hübsche, aber sehr eifersüchtige Frau. Die Französin hatte einst bei der Mutter des Padischah einen Besuch zu machen, bei welcher Vorstellung ihr im Gefolge der alten türkischen Matrone eine aufs Reichste über und über mit Stoffen und Juwelen geschmückte junge Schönheit auffiel. Sie frug die Sultanin Mutter, ob dies Mädchen eine Prinzessin, Verwandte oder sonst eine Person von Distinktion sei. Freundlich erwiderte die Alte, nein, es sei eine gewöhnliche Sklavin, aber sie liebe, die Person in besonders reicher Toilette um sich zu haben, weil sie eine so gar hübsche Kreatur sei. „Wenn Sie es wünschen, mache ich mir ein Vergnügen daraus, sie Ihnen zu schenken?" „„Nie, wozu, was soll ich mit dem Mädchen machen?"" rief die Frau Gesandtin. „Vous n'aimez donc pas votre mari?" lächelte die alte Türkin.

„Er steht unter dem Pantoffel" hat seinen Ursprung in der Türkei. Fällt es nämlich einer Türkin ein, von der Gesellschaft ihres Mannes befreit zu sein, so setzt sie einfach ein Paar Frauenpantoffel vor die Thüre ihres Zimmers, was so viel heißt als: „Herr Gemahl, bleiben Sie draußen, ich habe Damenbesuch!" Wehe dem Manne, der trotz dieser Warnung in das Zimmer eindringen wollte. Nicht nur wäre die Trennung von seiner Frau eine unausbleibliche Folge, sondern er hätte auch eine Armee von 20,000 Mufti gegen sich, deren Rache für Verletzung des hl. Gesetzes er nicht entgehen könnte.

(Der Reichthum Egyptens) steigt von Tag zu Tag; von England und dem Kontinente strömt das Gold für die exportirte Baumwolle ein, jede Post bringt enorme Summen. Die Europäer vermehren sich im Lande, wie einst zu den Zeiten der Pharaonen die Kinder Israels. Vor vier Jahren existirten sechs Fabriken zum Reinigen der Baumwolle, jetzt zählt man deren allein im Delta gegen 300. Auf der Reise von Alexandrien nach Kairo wird man durch die dampfenden Schlote viel mehr an die Fabriken Belgiens und Englands, als an die alten Pharaonen, die Mameluken- und Türkenherrschaft erinnert. Wie Theater-Dekorationen verwandeln sich die wüsten Plätze Alexandriens in prachtvolle Pariser Boulevards mit Springbrunnen und Gasbeleuchtung, die herrliche Schubra-Allee Kairos in eine Art Bellevue oder Viktoriastraße mit reizenden Landhäusern. Nirgends, mit Ausnahme von London, Paris und Wien, sieht man eine solche Menge eleganter Equipagen sich drängen als am Kanal Alexandriens; nirgends wird verhältnißmäßig ein solcher Luxus getrieben, rollt das Gold mit solcher Leichtigkeit durch die Finger, wie hier in den Zirkeln der kaufmännischen Emporkömmlinge.

Eine wunderbare Errettung von Kindern wird aus Melbourne gemeldet: „Zwei Knaben von 5 und 9 Jahren und ein Mädchen von 7 Jahren, Kinder eines Zimmermanns Namens Duff, gingen auf Geheiß ihrer Mutter, die sie oftmals um dürres Holz sandte, in den Wald, von wo sie nicht zurückkehrten. Der trostlose Vater stellte mit seinen Freunden und Nachbarn eine Untersuchung der Gegend an, doch kehrte die Gesellschaft nach einigen Tagen resultatlos zurück. Endlich wurden einige eingeborne Neger aufgebracht, die einen fast hündischen Instinkt für das Auffinden der geringsten Spur haben, und in der That fand man Zeichen der Anwesenheit der kleinen Wanderer, bald in niedergedrückten oder abgerissenen Grashalmen, bald in fast unsichtbaren Eindrücken in der Erde. Den achten Tag, nachdem sich die Kleinen verirrt hatten und jede Hoffnung, sie lebend wiederzufinden, aufgegeben war, fand man sie alle drei eng beisammen liegend unter einem Baumstrunk. Sie schienen in tiefen Schlaf versunken. Als man sie weckte, versuchte der älteste Knabe sich aufzusetzen, doch fiel er zurück; sein Gesicht war so angeschwollen, daß die Lippen nicht die Zähne bedeckten und er nur mühsam „Vater" murmeln konnte. Das jüngste der Kinder, welches am wenigsten gelitten hatte, frug beim Erwachen: Vater, warum hast Du uns denn nicht früher abgeholt? wir haben immer nach Dir geschaut. Das Mädchen war halbtodt vor Kälte, denn es hatte dem kleinen Bruder sein Röckchen abgetreten, da er vor Kälte weinte. Die Kinder sind alle auf dem Wege der Genesung, obschon sie, wie sie aussagten, in neun Tagen und acht Nächten nur einmal tranken und gar nichts aßen."

Das Lagerbier hat in New-York eine so enorme Beliebtheit gefunden, daß an dem rechten Ufer des Hudson bei Williamsburg eine riesige Brauerei gebaut wurde, die ihrer berühmten Rivalin in London, der Brauerei von Perkins, nicht viel nachgibt. Kaum eine Straße in New-York durchschneidet man, ohne auf einen sogenannten „beersaloon" zu stoßen, in welchem Männer, Weiber und Kinder in rührendster Einigkeit vor den hohen gefüllten Schoppen sitzen. In den Sommermonaten sind die riesigen Lokale und Gärten, deren manche über 1000 Menschen fassen, bis in die späte Nacht überfüllt.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: A. Hartmann.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 103. Sonntag den 25. Dezember 1864.

## Eine Tungusin.

Originalnovelle

von

Paul Fuchs.

(Fortsetzung.)

Plötzlich hörte sein seit Wochen im Walde geübtes Ohr ein leises Gemurmel, das bald hier, bald dort erklang.

„Sie müssen hier sein," erscholl es auf Russisch.

„Ich habe Tritte auf dem weichen Schnee bemerkt," sagte eine andere Stimme.

„Nur immer leise, daß wir die Vögel in ihrem Neste mit unseren Netzen zudecken."

Man verfolgte Einen, das war offenbar, doch wem galt die Verfolgung. Kasimir hatte kaum Zeit, auf einen Cedernbaum zu klettern, in dessen dichten Zweigen er sich zum Glücke verbergen konnte.

Von seiner Warte sah er einen Trupp Kosaken, die sich vorsichtig durch den Wald schlichen, und mit ihren langen Piken alle Gebüsche untersuchten.

„Da sind zwei Rennthiere," sagte Einer.

„Nun, die können ihnen nicht gehören, die gehören irgend einem Tungusen, der nach Alexandrowsk gekommen ist, um Branntwein zu kaufen."

Kasimir begriff, daß man wahrscheinlich Verbannte oder Sträflinge suchte, die aus den Alexandrowsk'schen Bergwerken entflohen waren. Ihn suchte man freilich nicht, doch auch um ihn, oder wenigstens um seine Freiheit war es geschehen, wenn man ihn fand. Sein Herz klopfte fast hörbar, vergebens waren also seine Strapazen während beinahe drei Monaten, sollte jetzt, wo er so nahe seinem Ziele war, sein Hoffnungsstern erbleichen. Er wollte vom Baum hinuntergleiten, und auf's Gerathewohl zu fliehen versuchen. Wohin aber? Lief er, des Weges unkundig, nicht Gefahr, den Kosaken in die Hände zu fallen? Wo war jetzt Anka, sein Schutzengel, seine Retterin? Seit dem Augenblicke, als man ihn in Warschau verhaftet hatte, wucherte nicht so tiefe Verzweiflung in seinem Herzen als jetzt.

Die Kosaken waren wieder zurückgekehrt.

„Die Vögel haben sich versteckt," meinte der Eine, „wir werden sie aber doch aus dem Neste vertreiben; wir wollen den Wald anzünden."

In Sibirien werden die Waldungen so mißachtet, daß man sie ohne Ursache, unter den nichtigsten Beweggründen anzündet.

Ein paar Kosaken stiegen zu Pferde, während die übrigen als Beobachtungsposten blieben, und eilten nach Alexandrowsk; nach einer halben Stunde, die für Kasimir eine Ewigkeit schien, kehrten sie mit getheerten Tauen zurück; diese wurden um einige Stämme gewunden und angezündet, und bald knisterte das feuchte Holz.

Die Kosaken zogen sich auf die Ebene zurück.

„Die Vögel werden schon vom Feuer herausgejagt werden!" lachten sie.

Das Feuer griff immer weiter um sich, die Rennthiere waren aus dem Walde hinausgelaufen und von den Kosaken als gute Beute aufgefangen worden. Die Gluth wurde immer unerträglicher, sie hauchte mit ihrem Feuerathem auch Kasimir an, das Feuer prasselte von unten zu ihm empor, und doch wagte er nicht hinunterzuklettern, aus Furcht, den Kosaken in die Hände zu fallen, er war entschlossen, lieber den Feuertod zu sterben, als sich ihnen zu ergeben.

Schon konnte er kaum mehr athmen, schon sah er sich von den Flammen beinahe erfaßt, da rauschte es unter ihm von Baum zu Baum, und er hörte leise und fragend eine Stimme rufen:

„Kasimir! Wo bist du?"

Die Stimme war auch an den Baum gekommen, auf dessen Zweigen er saß; es war Anka's Stimme. Kasimir blickte hinunter, doch konnte er nichts durch die hinaufleckenden Flammen unterscheiden.

Doch Anka war es, das war ihm genug, denn wo Anka war, da war für ihn Rettung; er sprang also auf's Gerathewohl von dem Baume durch die Gluth auf's weiche Moos hinab.

Anka lag auf dem Moose und kroch auf demselben, um von den Kosaken nicht bemerkt zu werden, wie eine Schlange dahin.

„Kasimir! Bist du es?" rief sie, als sie ihren halbversengten Schützling bemerkte. „Schnell fort, bevor man dich entdeckt. Unsere Rennthiere sind fort, also müssen wir zu Fuß die Reise fortsetzen." Sie holte aus den unter Schnee versteckten Schlitten ihren Bogen und Köcher hervor, und zog Kasimir mit sich fort. Ihr wie bei allen Wilden scharf ausgeprägter Ortssinn ließ sie eine Bärenhöhle in der Nähe finden. Wie aber hineinkommen, galt es nun, denn Freund Petz würde wahrscheinlich keine Gefährten bei sich leiden.

„Bleibe einen Augenblick hier auf dem Moose liegen," sagte Anka, und kroch zum Eingang der Höhle. Freund Petz lag allein und in Schlaf versunken, doch sein scharfes Gehör ließ ihn sofort das fremdartige Geräusch vernehmen; er gähnte

und reckte sich, und rieb mit den Tatzen seine Augen. Anka hatte den Bären gesehen, sie nahm von ihrem Rücken den Bogen, legte einen Pfeil darauf, der Pfeil pfiff in die Höhle, Petz brüllte dumpf und wurde still; er war durch's Herz getroffen. Mit dem Messer in der Hand, das die Tungusen stets in ihrem Gürtel tragen, kroch Anka in die Höhle hinein; bald kehrte sie zurück, den Bären an seinen Vordertatzen herauszerrend.

„Jetzt schnell hinein, bevor der Brand uns erreicht." Und Anka zog Kasimir an der Hand mit sich in die Höhle. Der Waldbrand wüthete und raste über ihnen; zwei Tage konnten sie die Höhle nicht verlassen. Endlich, als die Feuersbrunst weitergezogen war, das Moos aber noch glimmte, verließ Anka die Höhle, schlich sich verstohlen aus dem Walde und sah sich spähend um. Die Kosaken waren nach Alexandrowsk zurückgekehrt, überzeugt, daß die Gesuchten entweder nicht im Walde gewesen, oder in demselben während des Brandes umgekommen seien.

Sie kehrte zu Kasimir zurück und führte ihn auf ihm unbekannten Wegen weiter. Die Tungusen ziehen das ganze Jahr von Ort zu Ort durch die Taiga, sie ist ihr Eigenthum, ihr Haus, und jeder Steg, ich möchte fast sagen jeder Baum, ist ihnen bekannt.

Noch fünf Wochen irrten sie zu Fuß durch den Wald, Hunger, Durst und Frost leidend; Kasimir war oft nahe daran, der Müdigkeit zu erliegen, und er wäre ihr erlegen, wenn ihm nicht Anka Muth zugesprochen, ihn nicht unterstützt hätte, wenn er vor Mattigkeit umsank.

Immer trauriger wurde Kasimir, obgleich das Ziel seiner Flucht immer näher rückte, denn er war überzeugt, leicht den Hafen Ajan auf den Fluthen des Amur erreichen zu können, und dort liegen immer amerikanische Schiffe vor Anker, bereit, den Flüchtlingen Schutz und Gelegenheit zur Flucht zu gewähren. Er wurde immer trauriger, weil mit den Fluthen des Amur auch der Augenblick näher rückte, wo er Anka ein ewiges Lebewohl sagen mußte.

Sie waren noch fast einen Tagemarsch vom Amur entfernt, da hielt Anka plötzlich den Arm Kasimir's und sagte, mit dem Arm nach dem Süden weisend:

„Hörst du?"

Kasimir vernahm ein fernes, donnerähnliches, dumpfes Rollen, das schauerlich und majestätisch durch die Ruhe der Wüste erklang.

„Der Amur!" sagte Anka, doch so ruhig, daß ihre Ruhe tief durch Kasimir's Herz schnitt.

„Der Amur," wiederholte Kasimir schmerzlich und fast lautlos. Er selbst konnte seinen Schmerz in diesem Augenblicke, wo ihm die Stunde der Befreiung schlug, nicht begreifen. Sein Kopf hing gedankenvoll auf seine Brust herab, er sann lange und wirre Bilder zogen als bunte Schattengestalten an seinen geschlossenen Augen vorüber. Plötzlich schien er aus seinem Traum zu erwachen, er ergriff Anka's Hand und zog das Mädchen an seine Brust. Dabei blickte er ihr tief in die schwarzen Augen.

„Anka," sagte er, „willst du mir folgen?"

„Freilich, bis Ajan; ich habe meinem Vater versprochen, dich dahin zu begleiten."

„Nein, nicht nach Ajan, sondern dahin, wohin ich jetzt ziehe, dorthin, wo es schöner ist als hier?"

„Gibt es dort Cedernwälder und Rennthiere?" fragte Anka neugierig.

„Nein, keine Cedernwälder und keine Rennthiere, aber große, schöne Städte, in denen sich schön gekleidete Männer und Frauen drängen. Auch du selbst wirst wie sie gekleidet sein, ich werde dich Allen als meine Retterin und Frau zeigen."

„Städte, wie Kainsk und Udinsk?!" sagte Anka, denn das waren die größten und einzigen Städte, die sie bisher gesehen hatte.

„Nein, größere, hundertmal, tausendmal größere."

Anka schüttelte mit dem Kopfe.

„Dorthin will ich nicht; dumpf und schwül ist es wie in Kainsk, wie werde ich mich fühlen in einer Stadt, die noch größer ist. Wir Tungusen sind im Walde geboren, ziehen frei im Walde herum, wohin wir wollen, im Walde sterben wir, und so will auch ich leben und sterben."

Er zog sie noch fester an seine Brust, er sprach ihr von Liebe, doch sie schüttelte mit dem Kopfe; „Nur im Urwald fühlt der Tunguse sich glücklich und frei" sprach sie.

(Schluß folgt.)

---

## Zur Charakteristik des Genius Shakespeares und seiner Dramen.

(Von Bogumil Golz.)

(Schluß.)

Shakespeare's Dichtungen sind aber nicht nur wahr wie die Welt, sondern für ein, in Zeit und Raum beschränktes Geschöpf wie der Mensch oft instruktiver als die Welt selbst. — Was in dieser, für die Auffassung und Erfahrung des Individuums, im reichsten Menschenleben sich nimmer zusammenfindet an Situationen, Charakteren und Ereignissen, das ist in den Dramen Shakespeare's zum übersichtlichsten, zum tiefsinnigsten und ergötzlichsten Studium nahe zusammengerückt.

Die Personen dieses Welt-Poeten erscheinen leibhaftig vor unserem inneren Auge, ja sie sind gescheidter, wirklicher, weil konzentrirter und durchsichtiger, als viele Menschen der Werktagswelt. Sie haben nicht nur die Gedankenklarheit, die Konsequenz und Charakterenergie, die den Alltagsleuten so oft gebricht, sondern die Herz-Pulse und das Mousseux des Herzens, in welchem das Leben seine Wellen schlägt. Diese Shakespeare'schen Menschen sind eben von prägnanter und doch so harmonischer Lebenskraft, daß wir an ihnen die letzte Spur derjenigen Lebensmechanik und stylisirten Natur loswerden, die uns an so vielen leibhaftigen Personagen peinigen darf.

Unsere talentvollsten Formenkünstler erschaffen neben den schattenhaften Geistern des Literaturstyls: lederne Hampelmänner für ihre dramatische Maschinerie. Sie bringen, wenn sie ins lyrische Viertel treten, mit mühseligem Witz parfümirte Papierblumen zu Stande, während der Genius Shakespeare's lebendige Rosen und Lilien um die Stirnen seiner Ophelia und Desdemona, seiner Miranda, Isabella und Imogen windet, und diese Engelsgestalten einen Seelenduft aushauchen läßt, welcher uns mit dem „holden Wahnsinn" ihrer Leidenschaft bethört und mit himmlischen Traumgesichten berauscht! Wo den Nachschöpfer Shakespeare seine Phantasieschwingen hintragen, da wandelt sich selbst die Wüste vor ihm in ein Paradies, da ist er ein Moses, der

aus dem harten Fels Wasser hervorzuschlagen vermag, ein Prophet, dem zu Liebe der Schöpfer Manna vom Himmel fallen läßt; und dieser Prophet der Poesie sah das gelobte Land nicht nur, wie der jüdische Gesetzgeber, aus der Ferne, sondern er nahm es wie ein König der Könige und wahrhaft von Gottes-Gnaden in Besitz. —

Wir schiffen in den Dichtungen Shakespeare's einem voraus bestimmten Ziele entgegen, und werden doch an wunderbaren Eilanden vorüber (mit Paradieses-Rasttagen) um den ganzen Erdball getragen, behalten aber durch Phantasmagorie die grünen Ufer der Continente im Gesicht. Shakespeare ist eben ein Urpoet, ein Zauberer, mit dem wir die Weltreise vollbringen, und da sind es „Reisen in die Heimath," in die Kindheit, in die Jugendzeit, in's Menschen-Paradies, in die geträumten goldenen Weltalter zurück, wo versöhnt war, was in der Wirklichkeit geschieden ist, versöhnt das Dichten und das Denken, die Seele, der Weltverstand, das Wachen und der Traum.

Wir vergessen bei ihm, wie in den seligen Kindheitstagen, über der Süßigkeit der Natur den Weltgeist, der sie geschaffen; wie in dem Rausche der Jugendliebe die einzelnen Schönheiten des himmlischen Gesichts, dessen Züge sich unserm Herzen eingegraben haben.

So geschieht es, daß der Welt-Poet zum irdischen Welt-Erlöser wird, der uns das Evangelium der natürlichen Sinne aufthut und somit auch den Sinn für die übernatürliche Welt erschließt.

Wer im Verkehr mit Shakespeare nicht seine stylistischen Schablonen, seine gemachte Würde, seine noblen Grimassen, seine Steifleinen, die Schul-Exercitien und Konvenienzen los wird; wen jener Genius nicht ein Paar Stunden oder Augenblicke von dem Plunder der todten Bildung, von den papiernen Feigenblättern der Literatur und der Polla-Politik, von der Angst des Irdischen befreit; wem dieser ewige Dichter nicht die Paradiesträume, die Empfindungen der Jugendliebe, die Naturreligion der Kindheit zurückgibt: „Der mag sich die Befreiung in einem Kloster oder im Grabe holen — von der Poesie empfängt er sie nicht!

Wenn irgend einer Zeit angerathen werden muß, wieder zu den Quellen des Lebens zurückzugehen, um Stärkung, Klarheit und Gleichheit zu holen, so ist unsere Zeit in dem Fall.

Wollte Gott, man könnte die Poeten, die Literaten und alle Ueberbildeten dahin bringen, wiederum ihre Studien mehr auf die Natur, auf Homer und Shakespeare zu konzentriren. Dort sind die Ausgangspunkte für eine neue Kunst und Literatur.

## Würzburger Stadttheater.

△ Würzburg, 24. Dezember.

Am Montag setzten Herr und Frau Straßmann ihr Gastspiel in Laube's „Graf Essex" fort. Aus den dramatischen Erscheinungen der jüngeren Literaturperiode hebt sich das genannte Stück sehr vortheilhaft hervor. Der Gang der Handlung ist folgerecht; wie sich die Fäden der Verwicklungen immer fester knüpfen", steigert sich stufenmäßig das Interesse. Interessant ist, wie die Ereignisse in die Seelen der handelnden Personen hineinspielen und wie aus diesen heraus die Ereignisse in ihrem weiteren Gang bestimmt werden. Die Folge der Thatsachen, die Entwickelung der Charaktere, Alles drängt zum Abschlusse, der sich wohlmotivirt und mit innerer Nothwendigkeit vollzieht. Der Stoff, welchen die Geschichte des Grafen Essex, dieses englischen Egmont's, bietet, hat in alter und neuer Zeit schon manche Dramatiker in Versuchung geführt. Bezüglich des Laube'schen Trauerspiels ist zu bemerken, daß der Verfasser es wohlverstanden hat, von seinen englischen Vorbildern zu lernen, manche Klippe zu vermeiden, manchen Effekt zu schärfen.

Als Elisabeth entfaltete Frau Straßmann die ihr eigenen, künstlerischen Qualitäten, die wiederholt auszuführen wir unterlassen, um uns nicht in sterrotypen Wendungen ergehen zu müssen. Die großartigen Eigenschaften und Leistungen der Gastdarstellerin haben wir zu Genüge hervorgehoben, um so eher dürfen wir auf die schwache Seite der Künstlerin hinweisen. Die Kunst, zu individualisiren, die dichterischen Figuren mit ihrem eigenartigen Leben zu erfüllen, versteht sie nur unvollkommen. Statt, daß wir in der Darstellung die Künstlerin vergessen sollten, werden wir auch in heterogenen Rollen immer an die nämliche Frau Straßmann erinnert, welche allerdings ein schönes und mit großartigen Eigenschaften begabtes Weib ist. Wir muthen der Künstlerin natürlich nicht zu, daß sie sich bei ihren Darstellungen ihrer Selbstheit entkleide, aber wir wünschten, daß ihr eigenes Wesen weniger prononcirt hervorträte und ihre Natur sich mehr mit der darzustellenden Rolle assimilirte.

Herrn Straßmann kommen bei der Darstellung des Grafen Essex seine schöne Figur und das Elastische seiner Bewegungen wohl zu Statten; er ist aber nicht im Stande, der Rolle die rechte, dramatische Bedeutung, ihr poetisches Relief zu geben. Eine hervorragende Leistung war die Darstellung der Gräfin Rutland durch Frln. Klaus. Das Weib, welches in und durch die Liebe lebt, welches im Bewußtsein des Besitzes von holdester Liebesraserei und bei drohendem Verluste von entsetzlichem Wahnsinn bewegt ist, wurde von der Darstellerin in allen Stadien der Leidenschaft treffend und ergreifend gezeichnet. Die reizende Hingebung im Spiele, der aus tiefster Seele kommende Ausdruck des Gefühls, der erotische Zauber, welcher über die ganze Darstellung verbreitet war, haben warm und tief berührt. Frln. Schütz, welche als Lady Nottingham berufen war, die beiden Pole menschlichen Empfindens, Haß und Liebe, in ihrer Darstellung zum prägnanten Ausdruck zu bringen, spielte sehr nüchtern, „kühl bis an's Herz hinan." Auch wenn die Darstellerin in Spiel und Ton bewegter schien, konnte sie ihrem Spiel nicht so viel Wärme geben, daß einem nicht etwas fröstelte. Es mag eine schöne Gottesgabe sein, eine Seele zu haben, die „spiegelglatt und eben" nicht von starken Leidenschaften durchfluthet wird; doch hat einmal das Leidenschaftslose keinen Reiz und kein Interesse.

Die Reihe von dramatischen Werken höheren Styls, welche uns gelegentlich des Gastspiels der Frau Straßmann geboten wurden und bezüglich deren wir wünschen, daß sie ferner nicht ganz bei Seite gelassen werden, wurde gestern mit einem klassischen Stücke, mit der Aufführung von Schillers „Maria Stuart", geschlossen. Die Darstellung der Maria Stuart durch Frau Straßmann, welcher wir mehr Innigkeit gewünscht hätten, fand reichen Beifall. Fräulein Klaus stand als Elisabeth der Gastdarstellerin würdig zur

Sekte. Die tüchtige Leistung des Herrn Pückert als „Mortimer“ verdient Anerkennung.

# Miscellen.

(Klagen des Berliner Kirchenvereins über die sittlichen Zustände der preußischen Hauptstadt.) In seiner neuesten Ansprache sagt der Berliner Kirchenverein: „Von den Kirchen ist die geringere Zahl sonntäglich gefüllt; unter einer Bevölkerung von mehr als 600,000 Menschen höchstens 10,000 sonntägliche Kirchenbesucher, und zwar diese größtentheils nur aus dem mittleren Bürgerstande und den vornehmen Ständen! Große Klassen unserer Berliner Bevölkerung, Kaufleute, Aerzte, Gelehrte, Fabrikbesitzer und große Industrielle — um vom Proletariat ganz abzusehen — sind fast durchgehend dem Worte Gottes völlig entfremdet; aus der geselligen Unterhaltung sind christliche Gespräche grundsätzlich ausgeschlossen; Erscheinungen des bürgerlichen Lebens, der Sittlichkeit, des sozialen Fortschritts, der Wissenschaft und Literatur nach christlichen Grundsätzen und dem Worte Gottes zu beurtheilen, hieße in diesen Kreisen gegen den gesellschaftlichen Ton verstoßen! Ueber 16,000 unter polizeilicher Aufsicht stehende öffentliche Dirnen; mindestens ebensoviel, die dasselbe Gewerbe im Geheimen betreiben; welch' schauerlichen Blick läßt das in eine Tiefe allgemeiner Entsittlichung thun, die man nie für möglich gehalten hätte! Das Renan'sche Buch ist in Tausenden von Exemplaren in Leihbibliotheken, auf Toilettentischen, in Handwerker-Werkstätten, bis in die Fabriken hinein als beliebte Lektüre verbreitet; wie muß der Heiland bereits vergessen, sein Bild schon völlig der Erinnerung entschwunden sein, wenn man im Stande ist, von einer so frivolen französischen Infamie sich nicht mit Ekel abzuwenden!

*

Auf der preußischen Ostbahn wurde eine Probefahrt eines mittelst Dampfheizung erwärmten Bahntrains veranstaltet, welche in ihren Resultaten vollständig befriedigte. Ein besonderer Dampfkessel, im Gepäckwagen aufgestellt, speist ein durch alle Wagen laufendes Dampfrohr, aus welchem der Dampf den unter den Koupés lagernden Heizcylindern zugeführt wird. In allen Koupés ist eine einfache, auf kalt und warm hinweisende Hebelvorrichtung angebracht, mittelst welcher die Passagiere die Wärme selbst temperiren können. Die Probefahrt ergab im Augenblicke der Dampfzuführung in allen Koupés eine gleichmäßige Temperatur, am Fußboden von 22 Gr. R., in der Lehnenhöhe von 14 Gr. R.

*

Am 26. August segelte von Bombay das einer Liverpooler Firma gehörige Schiff „Floating Light“ ab, mit einer Bemannung von 30 bis 40 Mann und einer auf 200,000 L. geschätzten Ladung, hauptsächlich aus Baumwolle bestehend. Da das Schiff schon in Liverpool fällig war, so hegte man doch wegen seines Ausbleibens keine Besorgnisse, bis vor einigen Tagen eine Kiste an die Küste von Pembroke gespült wurde, die als Eigenthum eines der Matrosen jenes Fahrzeuges erkannt wurde. Nach und nach ist auch eine bedeutende Menge Baumwolle von den Wellen an's Land geworfen worden und, was das Geschick des Schiffes leider nur zu zweifellos macht, zuletzt ein Brett, welches den Namen „Floating Light“ trägt. Man kann nicht anders, als annehmen, daß das Fahrzeug im St. Georgskanal untergegangen ist, und da von der Mannschaft nichts gehört oder gesehen worden, so werden auch die jetzt angestellten Nachforschungen an der Küste und im Kanal wohl nur eine traurige Gewißheit bringen.

---

## Die heilige Nacht.

Hell Gottes Sterne zittern
In der geweihten Höh',
Von ihrem Schimmer flittern
Da unten Eis und Schnee;
Voll feierlicher Stille
Ruht rings die Mitternacht,
Ein hoher heil'ger Wille
Weht aus der ernsten Pracht!

Der Kirchenthürme Spitzen
Umfließt ein seltner Schein,
Des Domes Kreuze blitzen
Wie Gold und Edelstein,
Im Tempelschatten liegen
Die Häuser Reih'n der Stadt
Entschlummert und verschwiegen,
Gleichwie des Lebens satt.

Da bricht den todten Schlummer
Der Glocken Festakkord,
Als spräche jetzt ein Stummer
Sein erstes lautes Wort;
Mit hehrem Riesenmunde
Schallt es vom hohen Dom,
Bald wogt in weiter Runde
Ein Melodienstrom.

Mein Herz, hast Du's vernommen?
Dich mahnt die Nacht des Herrn,
Die Nacht, aus der entglommen
Des Ostens hellster Stern, —
Die Nacht, die sah hienieden
Zuerst den heil'gen Christ
Und bracht' der Menschheit Frieden,
Die guten Willens ist.

Es flieht nach Bethlem's Palmen
Der Geist in's Morgenland
Und hat sich dort den Psalmen
Der Engel zugewandt; —
Bewußtlos summt die Lippe
Ein wundersames Lied
Vom Kindlein in der Krippe,
Bei dem Maria kniet.

Ja süßer Gottesfrieden
Der selig großen Nacht!
O wurzle, — treibe Blüthen
Aus des Gemüthes Schacht; —
Laß nicht den Kahn, — Du Glaube
So pfadlos auf dem Meer
Verschlagen und zum Raube
Der Stürme wildem Heer.

Friedrich Friedreich.

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: A. Hartmann.

# Mnemosyne.

## Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 104. Mittwoch den 28. Dezember 1864.


## Eine Tungusin.

Originalnovelle

von

Paul Fuchs.

(Schluß.)

Der Amur zieht sich als schmutzig gelbliches Band von Westen nach Osten, seine Wogen bespülen die unfruchtbaren Wüsten der Mongolei, deren nördlicher am linken Ufer des Amur liegender Theil jetzt im Besitz von Rußland sich befindet. Auf diesem schwammen die Beiden auf einem aus einem ausgehöhlten Baumstamm selbstgezimmerten Kahne hinab, sich vor den vorüberfahrenden Schiffen im hohen Schilfe verbergend, nur des Nachts sich an den spärlichen von Kosaken und Raskolniks bewohnten Dörfern vorbeiwagend. Ihre Nahrung war meistens Wild, das sie mit Pulver einzieben, und im Schilfe, wo sie übernachteten, brieten; das Pulver kaufte Anka, sowie auch andere Bedürfnisse in den Dörfern, wo sie, ohne Aufsehen zu erregen, sich hineinwagen durfte, denn die dortigen Einwohner sind es gewohnt, daß Tungusen bei ihnen Pulver, Brod, Salz und alles das kaufen, was diesen wilden Völkerschaften als Gegenstände des Luxus dient, während es civilisirten Völkern ein tägliches Bedürfniß ist. Immer mehr fühlte Kasimir, daß ihn sein Glücksstern in die Tungusen-Jurte geführt hatte, immer mehr gewann er das einfache, sich selbst aufopfernde Mädchen, das ihn zur Freiheit geleitete, lieb.

Man wundere sich nicht über diese weite Reise des jungen Tungusenmädchens, solche Reisen sind bei den Tungusen, die auch den Goldsuchern als Führer dienen, nichts Ungewöhnliches, sowohl Männer als Frauen durchziehen allein die entferntesten Strecken; sie sind ja von Kindheit auf an Einsamkeit und unstätes, zielloses Herumirren gewöhnt.

Immer breiter wurde der Fluß, immer blauer wurden seine Wellen, das Wasser wurde immer salziger und ungenießbarer; der Flüchtling nahte dem Meerbusen, an welchem Ajan am Ausflusse des Amur liegt und schon sah er am Horizont sich das unabsehbare Meer ausbreiten.

Es war der letzte Abend, den sie im Freien zubrachten, denn morgen hofften sie Ajan zu erreichen.

„Anka," sagte Kasimir kaum hörbar und mit einer thränenschweren Stimme, „also morgen!"

„Morgen," wiederholte Anka, ohne aufzublicken, doch ihr Gesicht hatte eine plötzliche Blässe überzogen.

„Also willst du nicht mit mir, nicht in meine Heimath?"

Anka schwieg.

„Sage, warum willst du mir nicht folgen? Vielleicht willst du dich nicht von deinen Eltern, deinen Verwandten trennen?"

Anka schüttelte mit dem Kopfe. „Wir Tungusen," sagte sie, „kennen weder Eltern noch Verwandte; sind wir verheirathet, beziehen wir unsere eigene Jurte, weit, oft sehr weit von unsern Eltern und Verwandten, und sehen diese niemals wieder."

„Also warum willst du nicht mit mir?"

Anka sagte mit unschlüssiger Stimme: „Du hast mir gesagt, bei euch gäbe es weder Wald noch Rennthiere."

„O Anka, folge mir, ich werde dir Alles, was du hier verläßt, ersetzen, ich werde dich lieben; verstehst du, was Liebe ist?"

Anka lächelte durch die Thränen, denn das Wort Liebe ist selbst den wildesten Völkern verständlich.

Kasimir fühlte sich beredt, die Liebe, die er in den Augen Anka's las, gab seiner Beredtsamkeit eine unbesiegbare Kraft und Ueberzeugung. Und Anka sagte ihm endlich Ja. O wie glücklich war er, jetzt stand er an der Schwelle der Freiheit, und Anka, seine Anka, die ihn seit Monaten begleitet und gepflegt hatte, ohne die er in der Wüste umgekommen wäre, seine Anka, seine Lebensretterin, sein Schutzengel, Anka, ohne die er, so glaubte er, nicht leben konnte, wollte ihm in seine Heimath folgen.

Ajan ist ein elendes Nest, ein neu werdender Hafen; Vorrathshäuser, Zollniederlagen, einige Wohnhäuser, in welchen der Kommandant, der Zolldirektor, die offiziellen Honoratioren wohnen, Kasernen für die Mannschaft, das ist Alles. Im Hafen weht von den Schiffen fast ausschließlich die in den dortigen Gewässern begünstigte amerikanische Flagge; die mit Sternen gezierten Streifen scheinen sich ihrer Bedeutung bewußt zu sein, denn sie flattern keck und herausfordernd von dem Maste.

Im Hafen durften die beiden Flüchtlinge sich nicht zeigen, man hätte sie sofort arretirt; sie mußten sich also im Schilfe verstecken, bis die Ebbe ihrem schwachen Kahne erlauben würde, ins Meer zu stechen, um eines der amerikanischen Schiffe zu erreichen.

Die Stunden, welche sie im Schilfe harrten, wurden ihnen zur Ewigkeit, denn sie konnten deutlich die Flinten der Schildwachen blinken sehen, ihre Rufe hören. Endlich

sank die Nacht auf den schlummernden Meerbusen und das öde Gestade, sowie auf die verlassene Hafenstadt hinab.

„Jetzt ist es Zeit," sagte Anka, und Kasimir ergriff die Ruder, während Anka mit einer Art Schaufel auf dem Hintertheil des Nachens steuernd saß. Alles war ruhig, und der Mond, der ihre Flucht zu begünstigen schien, hatte sich hinter einem dichten Wolkenschleier versteckt; da wehte plötzlich von der Seeseite ein starker Windstoß und warf den leichten Kahn wieder an das Ufer zurück; in diesem Augenblicke zerriß auch der Wolkenschleier und der Mond warf seinen Silberstreif über die Flüchtlinge.

Man hatte sie am Ufer bemerkt und ein donnerndes Halt! erscholl.

„Schnell mit aller Kraft gerudert," rief Anka, und that mit ihrer Schaufel einen kräftigen Schlag durch die Wogen, so daß das Boot quer zu stehen kam. Kasimir ruderte mit aller Kraft der Verzweiflung, denn sie hatten gesehen, daß die Hafenwache, im kleinen Boote Flüchtlinge vermuthend — Schmuggler gibt es in diesen öden Gewässern nicht — ein sechsrudriges Boot aussetzte, um denselben nachzujagen.

Pfeilschnell flog das kleine Boot der Flüchtlinge dahin, doch das mit sechs kräftigen, rudergeübten Matrosen bemannte kam ihnen immer näher und näher; doch auch ein amerikanisches Schiff war nahe, dessen Mannschaft, an solche Scenen gewohnt, auf dem Verdecke bereit stand, die Flüchtlinge aufzunehmen, zu Hülfe jedoch durften sie ihnen nicht eilen, denn nur auf dem Verdeck ist unantastbarer, freier amerikanischer Grund und Boden. Noch einige Kabellängen und die Flüchtlinge waren gerettet; doch das sie verfolgende Boot war ihnen auf Flintenschußweite nahe gekommen. „Beigelegt!" scholl es von demselben.

Kasimir verdoppelte seine Anstrengungen.

„Beigelegt oder wir schießen!"

Keine Antwort.

Da erklang eine Flintensalve, das kleine Boot schwankte und beide Flüchtlinge fielen verwundet ins Wasser.

Kasimir war der Schwerverwundete, eine Kugel hatte ihm das Schulterblatt zerschmettert, und er war besinnungslos ins Wasser gestürzt. Anka hatte, obgleich ihr eine Kugel tief in die Hüfte gedrungen war, ihren bisherigen Schützling erfaßt und, da alle Tungusen vortrefflich schwimmen, theilte sie mit kräftigem Arm die Wogen, von Zeit zu Zeit untertauchend, damit die Matrosen ihre Spur verlieren sollten. Zum Glück hatte sich auch der Mond wieder hinter seinen Wolkenschleier versteckt.

Schon waren sie dem Schiffe nahe, schon hörte sie deutlich die aufmunternden Rufe der Amerikaner, doch fühlte sie, wie ihre Arme immer schwächer wurden, ihre Augen umflorte Nebel, eine allgemeine Lähmung schien ihre Glieder zu erstarren. Mit einer letzten, krampfhaften Anstrengung hatte sie die Schiffsleiter erreicht; sich mit einer Hand an derselben anklammernd, hob sie mit dem andern Arm Kasimir aus dem Wasser und übergab ihn den Matrosen, die auf der Leiter hinabgeklettert waren und ihren Schützling in Empfang nahmen. Jetzt, da er gerettet war, verließ sie plötzlich die Kraft, ihre Hand ließ die Leiter los und sie versank auf ewig.

Als Kasimir nach langem Todesschlafe erwachte, suchten seine Blicke vergebens seine Anka. Obgleich man ihm die Katastrophe, die ihm seine Geliebte, seinen Schutzengel geraubt hatte, verschwieg, ahnte er das Geschehene und ein hitziges Fieber hielt ihn lang dem Tode nahe; als er wieder zu sich kam, war er zwar frei, doch hätte er dieser Freiheit die Sklaverei mit Anka an seiner Seite vorgezogen.

Sie hatte ihre Mission vollbracht, war, ihren Schützling rettend, gestorben. Wohl ihr, denn die freie Wilde hätte sich nie in den Ketten unserer Civilisation glücklich gefunden.

## Amerikanische Frauen und Dienstboten.

Die Frauen sind in Amerika das bevorzugte Geschlecht, und ein Mann, der seine Frau unartig behandeln oder sie zu schweren Arbeiten anhalten wollte, würde für ein Monstrum angesehen werden. Der Mann darf nichts für zu schwer oder zu lästig halten, das zum Vergnügen oder zur Bequemlichkeit der theuren Ehehälfte dienen könnte, und eine im Felde arbeitende Frau würde wahrscheinlich eine kleine Revolution hervorbringen können. Wo ein Mann im Hause ist, wird es ein Frauenzimmer sicherlich verweigern, das Feuer in der Küche anzumachen, und kein Farmer wird das Dienstmädchen nach Holz in den Hof schicken, wenn er einen Knecht zur Verfügung hat. Männer besorgen die Stallungen, bereiten das Futter für das Vieh, treiben es auf die Weide, melken die Kühe und verrichten gewöhnlich alle Arbeiten außer dem Hause. Sie schaffen ihre Erzeugnisse auf den Markt, kaufen die für den Haushalt nöthigen Bedürfnisse ein und besorgen alle unangenehmen Geschäfte ihrer Farm, während die „Damen" nur einer Spazierfahrt oder dringender Putzankäufe wegen sich bei schönem Wetter in die Stadt begeben. Einige Meilen nach der Stadt zu Fuße zu gehen, oder gar einen Korb mit Eiern, Butter u. dgl. zum Verkaufe dorthin zu tragen, das würde einer Farmersfrau ebenso unmöglich erscheinen, als ob eines schönen Tages ihr Mann in die unergründlichen Geheimnisse der Strick- und Näharbeiten eingeweiht zu werden wünschen wollte. Eine Farmersfrau oder Farmerstochter verläßt nicht leicht ihren Hof ohne Hut, Schleier und Shawl. Besonders aber gilt der Schleier als unentbehrlichster Theil des weiblichen Anzuges, ohne diesen würden nicht einmal deutsche Dienstmädchen zur Stadt gehen wollen. Der Luxus bei hohen wie niederen Ständen geht oft in's Unglaubliche, und sogar bei Dorfgesellschaften pflegen die meisten Ladies in Seide einherzurauschen. Eine amerikanische Frau ist gewöhnlich weder ein so wohlfeiler, noch so bequemer Hausrath, wie eine deutsche, und deutsche Männer, welche eine liebenswürdige Amerikanerin geheirathet haben, entdecken dies meistens ebenso bald, wie ihre Frauen dahinter kommen, daß ihre Männer keine — Amerikaner sind.

Eines indessen kann bei den amerikanischen Frauen aller Klassen nicht genug geschätzt werden: — es ist ihre außerordentliche Reinlichkeit und Nettigkeit, die sie an sich selbst und in ihren Häusern entfalten. Man kann sich nichts Netteres und Wohnlicheres denken als ein amerikanisches Wohnhaus, und ein amerikanisches Farmhaus mit der Heimath eines deutschen Bauern verglichen, ist wie ein klarer, sonniger Sonntag gegenüber einem trüben und schmutzigen Tage des April- oder Märzmonates. Wenn es aber einer Frau gelingt, ihre Wohnung nett und freundlich zu erhalten, so sind es sicherlich nicht die amerikanischen Dienstmädchen, welche viel dazu beitragen. Man hält größtentheils

entweder deutsche oder irische Mägde, da die amerikanischen gewöhnlich ebenso prätentiös als arbeitsscheu sind. Ein amerikanisches Dienstmädchen wegen ihrer Fahrlässigkeit auszanken, würde nur ihr augenblickliches Fortgehen zur Folge haben. Ein paar harte Worte, welche ein Herr zu einem Stubenmädchen gesagt, weil sie durch Unvorsichtigkeit den ganzen Fußboden verdorben hatte, machten, daß sie augenblicklich ihre sieben Sachen zusammenpackte und ohne Abschied davonging; eine amerikanische Dienstmagd, welcher von einer deutschen ihre nachlässige Arbeit vorgeworfen wurde, nahm ihre Kleider und lief davon, ohne der Herrschaft ein Wort davon zu sagen, indem sie zwischen den Zähnen murmelte, „daß sie zu viel Yankeeblut in ihren Adern habe, um sich solche Behandlung gefallen zu lassen!" Das Wort „Dienstbote" (servant), mit welchem im Süden auch die Sklaven bezeichnet werden, ist ihnen natürlich nicht anständig genug, und so lassen sie sich denn „Gehilfen" (helps) nennen.

Folgende Anekdote mag zeigen, wie weit die Abneigung des amerikanischen Arbeiters geht, irgend etwas zu zeigen, was wie Unterwürfigkeit aussehen könnte. Ein Herr, der nach einigermaßen europäischen Begriffen erzogen worden war und eine schöne Farm mit Landhaus am obern Hudson besaß, hatte einen recht geschickten und fleißigen Farmer, einen gebornen Amerikaner, im Dienste, an welchem er Nichts auszusetzen hatte, als daß er seinen Hut stets aufbehielt, wenn sein Herr mit ihm sprach, während alle seine andern Arbeiter, die übrigens irischen Ursprunges waren, die ihrigen abnahmen. Endlich beschloß er, einen Versuch zu machen, ob er den Amerikaner nicht gleich den Andern dressiren könnte. „Mr. Wright," sagte er eines Tages zu ihm, „ich bin mit Ihrem Fleiße und Ihrer Geschicklichkeit vollkommen einverstanden; ich verlange keinen bessern Arbeiter als Sie und möchte Sie gern in meinem Dienste behalten. Aber etwas ist es, was ich bei Ihnen nicht leiden kann. Ich bin gewöhnt, daß alle meine Gehilfen ihren Hut abnehmen, während ich mit ihnen spreche, warum wollen Sie gerade eine Ausnahme von den übrigen machen?" — „Weil ich nicht begreifen kann, Sir, was mein Hut mit Ihrer Arbeit zu thun hat. Als ein Mann bin ich gewiß ebenso gut wie Sie, und wenn meine Arbeit das Geld werth ist, welches Sie mir dafür bezahlen, so denke ich, sind wir quitt. Ich trage meinen Hut, um den Kopf zu bedecken, und nicht, um ihn als Zeichen meiner Unterwürfigkeit zu benutzen. Außerdem, Sir, kosten Hüte Geld." Da die letzten Worte mit einem gewissen Seitenblicke und einem schlauen Lächeln gesprochen wurden, so fragte der Herr seinen Diener, was er denn monatlich verlange, wenn er sich in seinem Benehmen nach demjenigen der übrigen Arbeiter richten wolle? „Ich will mir's überlegen," war die lakonische Antwort. Am nächsten Tage gab Mr. Wright folgenden Entschluß zu erkennen: „Ich habe Sie außerordentlich gern, Sir, es macht mir nur Vergnügen, wenn ich Ihnen gefällig sein kann, und aus diesem Grunde, und aus keinem andern, will ich künftig meinen Hut vor Ihnen abnehmen, wenn — Sie mir monatlich einen Dollar mehr bezahlen wollen, um mir dafür Hüte kaufen zu können." Und darüber wurden beide Parteien auch einig.

## Miscellen.

(Räuberromantik.) Aus Kaposvar (Ungarn) wird dem „Sürgöny" geschrieben, daß zu Ende des vorigen Monats eine Räuberbande unter ihren berüchtigten Anführern Orlencser und Berkoczi zu dem Ispan der zur Herrschaft Raszcz gehörenden Puszta Novoszello kam, der ihnen ein Nachtmahl vorsetzen mußte. Die Hausfrau und ihre Tochter wurden genöthigt, Klavier zu spielen und mit den Räubern zu tanzen, welche ihnen jedoch keine Unbill zufügten und auch nichts raubten. Später begaben sie sich zu dem auf der Puszta wohnenden Müller, mit dem sie nicht so glimpflich verfuhren und nachdem diese Unterhaltung, wie sie die Beraubung des Müllers nannten, vorüber war, mußte der Kutscher des Ispan einspannen und mit den Räubern fortfahren. Kutscher, Pferde und Wagen kamen erst nach acht Tagen wieder nach Hause.

London, 20. Dezember. (Ein anglikanisches Nonnenkloster.) Das Klosterwesen macht Fortschritte in der anglikanischen Kirche. Neben dem Benediktinerkloster, das soeben zwei Schulen eröffnet hat, ist es dem Bruder Ignatius bereits gelungen, ein Nonnenkloster in Norwich zu errichten. Das Gebäude ist durchaus klösterlich eingerichtet. Die Zahl der protestantischen Damen, die sich zum Eintritt in das Nonnenkloster gemeldet haben, ist so groß, daß nur ein kleiner Theil von ihnen Aufnahme erhalten kann. Die Ordensregeln für die Nonnen sind der strengsten Art; nur den „Laienschwestern" ist es gestattet, noch mit der Außenwelt in Berührung zu treten, während die eigentliche Nonne, die des Schleiers gewürdigt wird, auf das weltliche Leben für immer verzichtet.

(Admiral Nelson), der sehr feinfühlend war, hatte eine große Abneigung, Strafen zu diktiren, und wenn dieser große Seeheld dazu gezwungen war, wie er es nannte, „die Qual zu erdulden, einen Mann gepeitscht zu sehen", so kam er eiligen Schrittes aus seiner Kajüte, rannte auf dem Deck hin und her, und nachdem er dem Schuldigen die Kriegsartikel vorgelesen, welche derselbe verletzt hatte, sagte er: „Bootsmann, thut Eure Schuldigkeit!" Die Peitsche wurde augenblicklich gehandhabt und der Patient schrie: „Gnade, Admiral! Gnade!" Bei solcher Gelegenheit schaute Nelson mit wilder Angst umher, und wenn alle seine Offiziere stillschwiegen, so sagte er wohl: „Was, Keiner von Ihnen spricht für ihn! — Laßt ihn los!" Und dann fügte er hinzu, sich an den leidenden Schuldigen wendend: „Am Tage der Schlacht, Jack, denke an mich!" — Einstmals sollte ein armer Bursche gepeitscht werden, den Wenige bemitleideten. Sein Verbrechen war Trunkenheit. Als er angebunden werden sollte, drängte sich gegen alle Regel ein schönes Mädchen durch die Reihe der Offiziere, umfaßte niederknieend Nelson's Hand, in welcher er die Kriegsartikel hielt und rief aus: „Bitte, vergeben Sie ihm, Euer Ehren, und dann soll er nie wieder fehlen!" — „Euer Gesicht," erwiderte der Admiral, „ist ein Bürge für sein gutes Benehmen; laßt ihn gehen. Der Bursche kann nicht schlecht sein, der eine solche liebenswürdige Person zum Fürsprecher hat!" Der Mann stand dann auf, um bald darauf Lieutenant zu werden.

**Der kaiserliche Prinz von Frankreich** hat in den letzten Tagen seine ersten Schießproben abgelegt. Er begab sich nämlich mit dem Kaiser, dem Hunde Nero und einigen Jägermeistern in den Park auf die Jagd und erlegte vier Kaninchen und drei Fasanen. Nero, ein Liebling des Kaisers — er verläßt ihn seit einigen Monaten nie, selbst nicht im Speisesaale — apportirte das Wildpret und legte es auf einen Wink des Vaters zu den Füßen des Sohnes nieder.

**(Ein Zuavenstreich.)** In einer kleinen algerischen Stadt im Militärgebiet war ein Zuave als Sekretär dem arabischen Bureau beigegeben. Derselbe war sehr stolz auf die bureaukratischen Funktionen, die er zu erfüllen hatte, besonders als einmal die zwei Offiziere des Bureaus abwesend waren. Während dieser Zeit erschien bei einem der ersten Kaufleute der Stadt ein Spahi in großer Uniform und überreichte ihm ein Billet, auf welchem die Worte standen: „Sie werden hierdurch aufgefordert, vor dem arabischen Bureau in einer dringenden Sache zu erscheinen!“ Wenn eine Behörde einen Staatsbürger vor sich fordert, so hat der Letztere nichts Eiligeres zu thun, als seine Thaten und Bewegungen, Pantomimen und Mienen, seine Worte und Seufzer Revue passiren zu lassen, um sich einigermaßen zu versichern, daß er nichts zu fürchten hat. So machte es jener Kaufmann auch, als er seinen Sonntagsanzug anlegte und dem Spahi zum Zuavensekretär folgte. Der Zuave, mit bürgermeisterlicher Miene dasitzend, fragte den Bebenden:

„Sie wissen nicht, warum ich nach Ihnen verlangt habe?“

„Nein, stotterte der Kaufmann, nein, durchaus nicht! Ich habe keine Ahnung. Wenn Sie mir es aber sagen wollten.

„Borgen Sie mir 5 Fr., mein Herr!“ war der Wunsch des Zuaven.

**(Henry Erskine)** begleitete eines Abends die etwas berüchtigte Herzogin von Gordon und ihre Tochter, ein sehr liebenswürdiges Mädchen, welche später Marquise von Abercorn wurde, in die Oper. Am Schluß der Vorstellung wurde der Wagen der Herzogin vergebens erwartet, der Kutscher hatte vergessen, sie abzuholen. Man konnte auch keinen andern Wagen finden, und es blieb den Damen keine andere Wahl, als in glänzender und geputzter Abendtoilette zu Fuß nach Hause zu wandern. Wenige Minuten, nachdem sie aufgebrochen waren, wendete sich die Herzogin an Erskine und sagte:

„Aber, mein lieber Harry, was wird man von uns halten, wenn man uns zu dieser Stunde der Nacht, im Opern-Anzug zu Fuß auf der Straße gehen sieht?“

„Euer Gnaden würden unzweifelhaft für das gehalten werden, was Sie sind, und Ihre Tochter für das, was sie nicht ist“, war die beißende Antwort.

## Die Erben Schleswig-Holsteins.*)

O Vaterland, Du heilig Land,
Sie wollen Dich begraben,
Sie haschen schon mit gier'ger Hand
Und krächzen wie die Raben.
Mein Schleswig-Holstein „stammverwandt,“
Dich ließ der Feind nicht sterben,
Gott schütze Dich — vor Erben!

Wohl tausend Jahre zählst Du schon
Und wurdest grau in Ehren,
Auf eignen Füßen stand der Thron
Und konnt' sich wohl erwehren.
Dem Feind versagten sie — o Hohn! —
Im Haß um Dich zu werben,
Um — warm Dich zu beerben!

Du hattest stets Dein eigen Recht,
Hast Fürsten Deines Blutes,
Und was Du hast, das ist nicht schlecht.
Drum bliebst Du frischen Muthes
Und wurdest nie des Dänen Knecht,
Bis das Geschick, das herbe,
Ihm nahm das fette Erbe.

Doch von Berlin her drohen Dir —
Verguldte Attentöße.
Wien deckt sie zu — mit Löschpapier,
Der Hess' — mit seiner Blöße.
Der Russ' in Oldenburg dahier
Muß erst den Esel gerben
Und meint doch auch — zu erben!

So zerren sie Dich hier und dort,
Von einem Brett zum andern.
Es gilt kein Recht, es gilt kein Wort,
Und ewig mußt Du wandern.
Am Ende stürzest Du von Bord;
Denn tief schon geh'n die Kerben,
Was bleibt da noch — zu erben?

Nein! nein! Du fällst nicht ab vom Stamm.
Der Deinem Schooß entsprossen
Und Freud und Leid zu theilen kam,
Den Du ins Herz geschlossen,
Dein Fürst der Wahl — Friedrich sein Nam' —
Solch Recht, wer kann's verderben
Dem dreifach ächten Erben!

O Vaterland, Du heilig Land,
Noch bist Du nicht gestorben,
Noch stehst Du fest von Strand zu Strand,
So spröd', wie stolz umworben!
Wirf selbst nicht weg Dein „stammverwandt!“
Sonst stirb' und laß die Scherben
Den aufgedrung'nen Erben!

Uetersen in Holstein, 16. Dez. 1864. **M. F. Chemnitz.**

*) Schleswig-Holsteinische Blätter haben Anstand genommen, obiges Originalgedicht vom Verfasser des Schleswig-Holstein-Liedes aufzunehmen. Auch ein Symptom des Druckes, welchen die Herzogthümer durch das Regiment der österreichisch preußischen Civilkommissäre erleiden!

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: A. Hartmann.

# CONCERT

der

# Mlle. Carlotta Patti.

Herr **Ullman**, Director der italienischen Oper und der großen Concerte der **Academy of Music in New-York Boston** und **Philadelphia**, hat die Ehre anzuzeigen, daß

**Samstag den 2. April**

## ein „Concert" mit Frl. Carlotta Patti

## in der Schrannenhalle

stattfinden wird. In der Voraussetzung einer lebhaften Theilnahme von Seiten des geehrten Publikums, hat Herr Ullman sich veranlaßt gefühlt, seine Concerte in Deutschland auf dieselbe vollständige Weise auszuführen, wie derselbe seit 20 Jahren sie in America mit **Henriette Sontag**, Mad. **Lagrange**, **Piccolomini**, **Frezzolini**, **Thalberg**, **Henry Herz**, **Sivori**, **Vieutemps** und anderen berühmten Künstlern gegeben hat. Das heißt, die Anziehungskraft wird sich nicht lediglich auf Fräulein Carlotta Patti als Concertgeberin beschränken, sondern mehrere der größten Künstler Deutschlands werden sich bei dem Programme betheiligen, um auf diese Weise ein Ensemble zu bilden, wie es bisher dem Publicum noch nie vorgeführt worden ist.

In diesem Concerte werden auftreten außer

**Carlotta Patti**
**Alfred Jaell** (Pianist), **Ferd. Laub** (Violinist), und
**Jules Steffens** (Violoncellist).

## PROGRAMM.

### Erster Theil.

1) **Kreutzer-Sonate** von . . . . . . . . . Beethoven, vorgetragen von den Herren **Alfred Jaell** und **Ferdinand Laub**.

2) **Arie** aus **Linda von Chamounix** von. Donizetti, gesungen von Frl. **Carlotta Patti**.

3) a. **Variationen** von . . . . . . . . Händel,
b. **As Dur** Walzer von . . . . . . . . Chopin, vorgetragen von Herrn **Alfred Jaell**.

4) a. **Reverie** von . . . . . . . . . . . Vieuxtemps,
b. **Polonaise** von . . . . . . . . . . . Laub, vorgetragen von Herrn **Ferdinand Laub**.

### Zweiter Theil.

5) **Solo** für Violoncell von . . . . . . . . . Servais, vorgetragen von Herrn **J. Steffens**.

6) **Arie** aus **Sonambula** von . . . . . . Bellini, gesungen von Frl. **Carlotta Patti**.

7) a. **Nocturne dramatique**
b. **Home sweet Home** } von . . . Jaell, vorgetragen von Herrn **Alfred Jaell**.

8) **La Danza** von . . . . . . . . . . . . Ascher, vorgetragen von Frl. **Carlotta Patti**.

9) **Airs Hongrois** von . . . . . . . . . . Ernst, vorgetragen von Herrn **F. Laub**.

Flügel von **Erard** aus Paris.

**Anfang um 7. Uhr.**

Herr Ullman erlaubt sich schließlich zu bemerken, daß die Eintrittspreise niedriger gestellt sind, als man es bei einem seltenen Verein von Künstlern mit einem ähnlichen Stern an der Spitze erwarten dürfte.

**Ein numerirter Sitz kostet fl. 1. 45 kr., Gallerie fl. 1,** welche in der Barth'schen Musikhandlung und Abends an der Kasse zu haben sind.

# Carlotta Patti.

## Biographische Notiz aus der Indépendance Belge vom 21. November 1863.

Das Interesse, welches sich an jede auftauchende Celebrität knüpft, die Neugierde, welche jeder neue Name erregt in dem Moment, wo der Ruf sich seiner bemächtigt, haben uns veranlaßt, aus den Journalen der verschiedenen Städte, in denen Carlotta Patti sich jetzt hören ließ, einige biographische Notizen über dieselbe zu sammeln.

Was bei den Patti's zuerst auffällt, ist diese seltsame Laune der Natur, die beide Schwestern mit den gleichen wundervollen Stimmen, den gleichen außerordentlichen musicalischen Talenten begabt hat. Ein Unterschied macht sich indeß alsbald zwischen beiden bemerklich. Carlotta, die sich vorzugsweise für den Concertsaal statt für die Bühne entschied, wählte damit den schwierigeren Weg. Die Fälle, daß Opernsängerinnen einen außerordentlichen Enthusiasmus erregen, sind nicht selten. Aber ein Wunder, das ohne Beispiel wäre, wenn man nicht die Catalani und Jenny Lind anführen könnte, ist eine Concertsängerin, die ihr Auditorium zu einem eben so hohen Enthusiasmus hinzureißen weiß, wie ihn die größten Opernsängerinnen nur je erregt haben. Die Catalani, vor 30 Jahren, die Lind, vor 15 Jahren, sind, wie wir eben bemerkt haben, die einzigen Virtuosinnen, die sich eines ähnlichen Erfolges rühmen konnten.

Die Gründe, welche diese Sängerinnen bestimmten, ihr Talent mit wenigen Ausnahmen nur in Concerten zu produciren, sind bekannt. Die erstere gehorchte dabei nur den Verhältnissen ihrer Zeit. Die italienische Oper war damals weder in Frankreich, noch in Deutschland, noch in Holland oder England eingebürgert, und doch hatte sich die Sängerin verbindlich gemacht, in all' diesen Ländern aufzutreten. So blieb sie auf die musicalischen Soirées beschränkt. Indem die Jenny Lind dem gleichen Pfade folgte, fügte sie sich nur den Grundsätzen der Mehrheit der englischen Nation, die aus einem gewissen Puritanismus Anstand nimmt, die Räume eines Schauspielhauses zu betreten.

Diesen berühmten Beispielen hat man seit einiger Zeit dasjenige der Künstlerin beizufügen, die den Gegenstand vorliegender Notizen bildet. Ein leichtes Hinken, kaum bemerkbar für den, dem es nicht gesagt wird, bestimmte Carlotta, den Concertsaal dem Theater vorzuziehen, und auf diesem Boden die Triumphe zu suchen, welche ihre Schwester Adelina bereits auf den Brettern gewonnen hatte.

Carlotta ist im Jahre 1840 zu Florenz geboren, wo ihre Mutter als Prima-Donna des Pergola-Theaters engagirt war. Kurz darauf begab sich Madame Patti nach America in Folge eines Engagements mit dem italienischen Theater in New-York. Die natürliche Begabung dieser Familie trat auch bei Carlotta frühzeitig hervor, indem sie sich mit großer Neigung der Instrumentalmusik widmete. Sie hatte bereits einen glänzenden Ruf als Pianistin erworben, als die erstaunlichen Fortschritte Adelina's in ihren Gesangsstudien die Schwester antrieben, sich auch ihrerseits darauf zu verlegen. Sie that dies mit solchem Eifer und solcher Beharrlichkeit, daß sie nach einer nur einjährigen Schule als eine der ersten Sängerinnen America's proclamirt wurde.

Carlotta trat zum ersten Male öffentlich auf zu New-York im Januar 1861. Ihr Erfolg war vollkommen und entscheidend, und Herr Ullman, der erfahrene und umsichtige musicalische Entrepreneur jenseits des atlantischen Oceans, engagirte sie unverweilt für die großen Concerte, die er in der musicalischen Akademie jener Stadt veranstaltete.

Als gefeierte Sängerin und mit dem Zeugniß der Vollendung von dieser Anstalt gerüstet, durcheilte sie dann die einzelnen Staaten der Republik und errang sich nicht allein die Bestätigung desselben, sondern sie fügte der Krone, die bereits ihre Stirn schmückte, neue Lorbeerkränze hinzu. Zu dieser Zeit entwickelte sich der große Kampf, der in diesem Augenblicke noch das mächtige americanische Staatsgebäude erschüttert und man glaubte, die kaum errungenen Kränze würden in dem Schlachtendampfe verwelken müssen. Doch der Sturm, der vernichtend über das Land brauste, trieb ihren Nachen zum schützenden Hafen und bot ihr hohe Preise und höhere Ehren.

Die Stimme vom Schlachtfelde, die in ewigem Wechsel bald Triumph, bald Vernichtung kündete, absorbirte gänzlich das Interesse der Bevölkerung, und die Directoren vermochten nicht mehr, die dem Kriege zugewandten Gemüther zu fesseln. Vergebens war ihr Bemühen, bis der Gedanke, Fräulein Carlotta Patti auf die Bühne zu führen, eine glückliche Wendung brachte. Den vereinten Bitten ihrer früheren Protectoren, sie vor dem finanziellen Untergange zu schützen, gelang es, das Widerstreben der Künstlerin gegen die Bühne, das sich auf ein leichtes Gebrechen stützte, welches sie durch einen Unfall während ihrer Kindheit sich zugezogen, zu heben. Mit dem Muthe des edlen Weibes überwand sie die kleinliche Besorgniß, der Lächerlichkeit verfallen zu können, mit einer Selbstverläugnung, die nur der mit ähnlichen Gebrechen Behaftete zu würdigen weiß, und die vorzüglich einem mit großem Zartgefühl begabten Weibe auf's Höchste anzurechnen ist. Daß Carlotta diese Besorgniß um Anderer willen überwinden konnte, zeugt dafür, daß ihre edle Regungen auf derselben Höhe ihres Talentes stehen. Unbedeutend konnte das Gebrechen nur sein, da die Directoren der Oper es wagten, Fräulein Patti zum Betreten der Bühne aufzufordern. Wäre es jedoch stärker hervortretend, als es in der That ist, so würden unter der Macht des Gesanges, unter dem Einflusse der schönen, gewinnenden Züge, der natürlichen Grazie, verbunden mit der Gewalt des dramatischen Ausdruckes, auch die kleinlichsten Tadler verstummen.

Das Engagement, das die höchsten Erwartungen befriedigte, befestigte aufs Neue den Wohlstand und die Zukunft der Oper. Fräulein Carlotta trat in denselben Rollen auf, in welchen die Sangesschwester Adelina zur gefeiertsten Sängerin der Zeit sich erhob. Nach diesem ersten Erscheinen auf der lyrischen Bühne durcheilte sie noch einmal die nördlichen Staaten und trat theils im Concerte, theils auf den Bühnen der bedeutendsten Städte auf. Die Reise war für sie ein Triumphzug ohne Gleichen. Die Menge, welche herbeiströmte, um ihrer Stimme zu lauschen, kann nur den Massen zur Seite gestellt werden, welche die Zuhörerschaft der Jenny Lind und der Madame Sontag bildeten.

Nach einer sehr ruhm- und gewinnreichen Rundreise brachte sie ihr Director, Herr Ullman, nach Europa.

Bei ihrer Ankunft in London bot ihr der Director der königlichen Oper, Herr Gye, ein Engagement auf zwei Monate und ließ sie in einer Reihenfolge von Concerten auftreten. Eine außergewöhnliche Stimme, eine Geläufigkeit sonder Gleichen, eine tadellose Correctheit der Intonation, die Originalität ihres Vortrages setzen den Zuhörer in Staunen, blenden ihn, reißen ihn hin zum höchsten Grade des Enthusiasmus. So kommt es, daß, so oft sie singt, das Publikum die Thore belagert und die Plätze stürmt, wie in den schönsten Zeiten der Jenny Lind. Die Presse Londons ruft ihr Beifall zu und überschüttet sie mit unerschöpflichem Lob.

Carlotta Patti hat in London in allen großen Concerten gesungen, sie hat am Hofe gesungen und in den vornehmsten Salons von West-End. Als nach ihren zwölf Concerten in der königlichen Oper eine Serie von zwölf weiteren im Krystallpalaste veranstaltet war, zog Carlotta in jedem Concert durchschnittlich 10,000 Personen dorthin, mit einer Einnahme von 40- bis 60,000 Franken. Der Enthusiasmus, weit entfernt, abzunehmen, stieg mit jedem Tage. Herr Gye bot ihr ein Engagement von drei Jahren, welches sie unterzeichnete; er eröffnete es nach dem Schlusse der Opern-Saison und gab eine Reihe von Concerten nach englischer Manier. Die Zahl dieser Concerte, die nur durch die Saison der englischen Oper unterbrochen wurden, belief sich allein in den Monaten August und September auf die fabelhafte Zahl von fünfzig. Seit dem 16. April dieses Jahres ist Carlotta Patti in London und in den Provincialstädten nicht weniger als 150 Mal in Concerten aufgetreten.

Jedes Jahr hat sie einen Urlaub von drei Monaten, während dessen sie unter der Direction des Herrn Ullman aus New-York auf dem Continent Concerte geben wird. Sie wird dabei von vier bis fünf Instrumental- oder Vocal-Virtuosen begleitet sein. In derselben Weise, wie Merelli mit einer Gesellschaft von Sängern reist, führt der andere Impresario, Herr Ullman, eine Gesellschaft von Virtuosen ersten Ranges in alle Länder der gebildeten Welt. Es ist das seit langer Zeit in England Praxis, und das einzige Mittel, um in der Saison, wo die Concerte sich drängen, einen wahrhaft außerordentlichen musikalischen Genuß zu bieten.

Wie geht es den Künstlern, die vereinzelt reisen? Sie sind genöthigt, um nicht ihr kleines Vermögen mit einem Male aufs Spiel zu setzen, sich einige kleine Virtuosen beizugesellen, die sie billig erhalten haben, eine Art von Trabanten, nur dazu bestimmt, das Programm auszufüllen. Die Folge davon ist, daß sich das Publicum sehr wenig angezogen fühlt, wenn es einen enormen Anschlagzettel sieht, auf dem der Künstler, den es hören möchte, ein oder zwei Mal nur vorkommt, wodurch man also, um ihn zu hören, genöthigt wird, mindestens zwei Stunden sich zu langweilen. Wenn demgemäß der Künstler, der ein solches Concert veranstaltet, 300 bezahlende Personen zusammendringen kann, so muß er mit einem solchen Erfolge sehr zufrieden sein. Gibt man dagegen ein Programm aus, auf dem drei oder vier Namen von Virtuosen ersten Ranges glänzen, so kann man darauf rechnen, einen vollen Saal zu haben, mag der Geschmack der „Dilettanti" sein, welcher er will.

# Carlotta Patti

von

## Professor L. Bischoff.

(Aus der kölnischen Zeitung.)

„Nach dem, was bereits in diesen Blättern über die berühmte Sängerin gesagt ist, müssen wir zunächst die Notiz in No. 25 über den glänzenden Erfolg des Concertes im Gürzenich am 23. d. M. bestätigen. Das Cölner Publikum, dessen leitende Ideen zu Lob oder Tadel von Kunstleistungen oft schwer zu ergründen sind, wie das bei den Zuhörerschaften in großen Städten wohl immer der Fall ist, wurde offenbar gleich durch die erste Leistung der Sängerin, den Vortrag der Arie Donizetti's aus Linda von Chamounn, dermaßen mit fortgerissen, daß es alle theils in ihm aufkeimende, theils ihm von außen beigebrachte Bedenken vollständig vergaß und sich dem Eindrucke eines Gesanges unbedingt hingab, dessen originelle Ausführung durch eine wunderbar merkwürdige und zugleich liebliche und bis in die höchste Region wohlklingende Stimme etwas so Ueberraschendes hatte, daß eine allgemeine Bewunderung oder, wenn die musikalischen Puritaner es lieber wollen, Verwunderung alle Zuhörer ergriff. Unter diesem Zauber brach das Publikum in einen gewaltigen Sturm von Applaus wiederholt aus, — eine Thatsache, welche allerdings den Sieg der Sängerin über die Vorurtheile schlagend bekundete, Vorurtheile, welche weniger eine gründliche Kritik auswärtiger Blätter (denn nur einem Aufsatze des Journals de Bruxelles können wir das eben gebrauchte Beiwort theilweise zuerkennen), als vielmehr einzelne durch verschiedenartige Motive und zum Theil auch durch die für uns ganz ungewohnte Art der Ankündigung und Empfehlung veranlaßte Eingebung hervorgerufen hatten. Wir sind der festen Ueberzeugung, daß diese überraschende Wirkung des Gesanges von Carlotta Patti überall dieselbe sein wird; es ist nicht möglich, dem Eindrucke einer plötzlichen electrischen Lichterscheinung zu widerstehen, die selbst auf den Blinden wirkt, und eben so verhält es sich mit dem Aufleuchten der hellen, hohen Töne Carlotta's und den sprühenden Funken ihrer melodischen Ornamente in Coloratur-Figuren, Trillern, Staccato's u. s. w.

Aber es ist nicht blos dieses Blinken und Funkeln der unbegreiflichen Naturgaben, was uns blendet, sondern die Behandlung derselben erregt in vieler Hinsicht fast noch größeres Erstaunen, obschon sie, was wir gleich bemerken wollen, der Correctheit einer strengen technischen Schule keineswegs überall entspricht, ja, stellenweise noch gar Manches zu wünschen übrig läßt. Hierbei muß man indeß berücksichtigen, daß Carlotta Patti erst seit zwei bis drei Jahren singt, und daß wenn wir gerecht sein wollen, wir bei einer in Amerika und ursprünglich für Amerika gebildeten Sängerin gleich bei ihrem ersten Erscheinen bei uns nicht den Maßstab des deutschen Geschmackes und der hohen Forderungen anlegen dürfen, welche wir nur allzu geneigt sind, bei berühmten Virtuositäten des Auslandes geltend zu machen, während doch unsere eignen heutigen Sängerinnen auch nichts weniger als vollkommene Gesangskünstlerinnen sind. Wenn nun aber Carlotta Patti ihre hohen Töne nicht etwa blos in Coloratur-Figuren anwendet, bei denen, wie jeder Sänger weiß, der Anlauf und ein gewisser Entrain das augenblickliche Gelingen der Höhe erleichtert, sondern das hohe c, d, e nach einer Pause piano und mit der größten Reinheit einsetzt, es anschwellen und abschwellen läßt und dann den darauf folgenden noch höheren Ton im schmelzenden Ligato anschließt und ebenfalls leise verklingen läßt, so ist diese messa di voce auf diesen Tönen so lange wir denken können und vielleicht überhaupt noch nie dagewesen, und sie ist wahrlich nicht blos neu, sondern auch schön, sehr schön, und nicht bloß natürlich schön, sondern auch künstlerisch schön. Sie beweist, was aus einer Sängerin mit solchen Mitteln durch noch erhöhte, sich über alle technischen und ästhetischen Details gleichmäßig erstreckende Studien in Verbindung mit reicherer Erfahrung für eine vollendete Künstlerin werden kann.

Aber nicht nur die beschriebene schöne Emission der hohen Töne, sondern auch die Ausführung technischer Schwierigkeiten des colorirten Gesanges bestätigen theilweise die eben ausgesprochene Ueberzeugung. Bei dem Vortrag der Passagen und Verzierungen zeigen sich Kunst und Natur bei ihr in einem merkwürdigen Wettstreite, in welchem häufig die letztere den Sieg über die erstere davonträgt, indem die Sängerin oft eine schwierige Figur mit Glanz herausschleudert, wobei nicht zu verkennen ist, daß Mutter Natur, die ihr das Genie des Gesanges verliehen hat, den größten Dank verdient. Daraus ergibt sich denn die Wahrnehmung, die Niemand, der sie wiederholt hört, leugnet, daß sie eine gleichmäßige Correctheit der Schule noch nicht erreicht hat, indem, wie gesagt, einzelne Passagen und Ornamente künstlerisch vollkommen und je nach ihrem Character mit Grazie und anmuthigem Reiz oder mit Schwung und Kraft vorgetragen werden, andere dagegen geradezu gesagt den Stempel des Mangels an Schule an sich tragen und weder correct noch ganz geschickt herauskommen. Es kann also selbstverständlich von einem Vergleiche der Patti mit den großen Sängerinnen einer Zeit, die freilich auch schon zur Vergangenheit geworden ist, mit Henriette Sontag und Jenny Lind, nicht die Rede sein. Das Einzige von virtuosen Vortragsweisen, worin bei ihr Natur und Kunst vollständig Eins geworden sind, ist ihr Staccato, worin sie bis zum hohen f hinauf einzig in ihrer Art dasteht.

Der Timbre ihrer Stimme im Allgemeinen ist nicht zu beschreiben. Sie besitzt tiefere Brusttöne, die recht klangvoll sind, das Medium der Stimme hat mehr einen französischen als einen italienischen Character, aber schon mit dem zweigestrichenen D und E beginnt ein heller, nicht durch sein Volumen imponirender, aber intensiv klangvoller, echter Sopran, dessen Töne bis zum dreigestrichenen F überall mit gleicher Tonstärke und ohne alle Schärfe schwingen. Man kann also im Grunde nicht sagen, daß sie eine „kleine" Stimme habe, denn in den getragenen Tönen der eigentlichen Sopran-Region wird die Stimme durch die Intensität des Tones groß, füllt die ausgedehntesten Räume, wie z. B. unseren Gürzenich-Saal, vollkommen aus und ist selbst bei dem leisesten Ansatze des piano noch überall hörbar. Die Stimme von Charlotta Patti ist mithin jedenfalls ein Phänomen, das nicht bloß den Musikern und Gesanglehrer, sondern auch den Physiologen und Akustiker in hohem Grade interessiren muß. Allein deßhalb die unläugbare, ganz außerordentliche Wirkung der Leistungen der Sängerin auf das Publikum und ihren ganzen künstlerischen Werth blos auf das Physische reduciren zu wollen, ist eine schreiende Ungerechtigkeit, die nach allem, was wir in diesem Artikel lobend oder tadelnd hervorgehoben haben, Jedem einleuchten wird, der unsere Beurtheilung mit ihrem Gesange vergleicht. Eine Kritik, welche auch bei außerordentlichen Erscheinungen nur darauf ausgeht Flecken aufzuspüren, ist nur die unsrige und, was die Hauptsache ist, fördert auch keineswegs die Kunst, zumal wenn die Absicht, wo nicht zu kränken, doch wenigstens eine Rolle zu spielen, durchblickt. Uns scheint es eine richtigere Aufgabe der Kritik gerade bei eminenten Talenten zu sein, ihnen, mit freudiger Anerkennung ihrer glücklichen Bevorzugung durch die Natur, wohlwollende Winke zu geben, die sie auf die unendliche Höhe der Kunst aufmerksam machen, welche zum erklimmen selbst dem Genie nicht ohne Müh' und Arbeit gegeben ist.

### Londoner „Times" vom 18. April 1863.

Das glänzende Auditorium, welches das Haus füllte, hatte unstreitig das Verlangen geleitet, durch eigene Anschauung sich zu überzeugen, ob die Natur mit gleich verschwenderischer Hand ein zweites Glied einer Familie als Sängerin ausgestattet habe. Die zahlreichen Urtheile, die ihrem Auftreten vorausgeeilt, haben diesmal sich bewährt und den Glauben an das übliche Anpreisen zur Gewinnung der öffentlichen Meinung überwunden. Ein ausgesprochener Tadel konnte in der That nur auf eine Unwahrheit sich stützen. Das mit zarter Schüchternheit und Anmuth gepaarte Auftreten der Künstlerin weckte schon Theilnahme, sie steigerte sich jedoch durch die Erinnerung an die Triumphe der Schwester zur Begeisterung. Fräulein Carlotta ist stärker als Fräulein Adelina Patti; die angenehmen Zügen erhalten in den belebteren Momenten ein liebliches und ausdrucksvolles Lächeln; das Interesse für sie wird selbst gehoben durch ein leichtes Hinken, das, obgleich es nicht das Spiel hindern würde, sie gleichwohl von der Bühne entfernt hält. Dieser physische Fehler veranlaßte die Künstlerin, in London in einem Concerte zu debutiren, was durch die späte Abendstunde und nach dem absorbirenden Effecte einer Oper von so hohem dramatischen Interesse um so

gewägter war. Doch diese Hindernisse verleihen dem Siege um so höhere Bedeutung, und berechtigen Fräulein Carlotta Patti zu der Ueberzeugung, unter den ungünstigsten Verhältnissen einen unauslöschlichen Eindruck hervorgebracht zu haden. Noch ehe der erste Gesang: „O luce di quest' anima“ verhallte, war das Urtheil gefällt und sprach sich in einmüthigem begeistertem Beifalle aus.

Ihre Stimme ist außerordentlich frisch, weich und innig; die höchsten Noten (sie erreicht das A in Alt) klingen in wunderbarer Deutlichkeit und Volltönigkeit. Der Ton ist rein, und mit einer fast unbegränzten Biegsamkeit verbindet sie eine unfehlbar richtige Intonation. Die Arie aus der „Zauberflöte“, wahl die schwierigste Prüfung, deren sich ein auch nach so hach anstrebender Sopran unterwerfen kann, entfesselte die Ausbrüche des Erstaunens und der Begeisterung. — Der vollendetste Violinist hätte sie nicht ausgeprägter, brillanter und bestimmter seinem Instrumente entlocken können, selbst wenn er es verstanden hätte, demselben den Geist einzuhauchen, der es allein zum Wettkampfe befähigt mit der Künstlerin, welche die größten Schwierigkeiten mit einer ersichtlichen Leichtigkeit überwindet, als sänge sie die gewöhnlichste Cavatine. In dieser ungezwungenen Beherrschung der Schwierigkeiten liegt der schönste Zauber der Fräulein Carlatta Patti. In allen nur möglichen Gradationen des Bartrags entfließt ihr Gesang eben so frisch und natürlich der Kehle, wie die Wassertropfen der Quelle. Ihr Triumph, der sich in unaufhörlichem Rufen offenbarte, war ebenso glänzend als wohlverdient.

stempeln sie zu einem musikalischen Wunder. Sie ist daher der Gegenstand jedes Gesprächs, die große musikalische Achse der Clubs, der Foyers und Boudoirs. Besitzt die Neuangekommene die hinreißende Gabe der reizenden Adelina? Ist ihre Stimme ergreifend, wie die der Schwester, hat sie das Freie und Ungekünstelte, hat sie einen Sopran, der die Herzen bewegt und die Seele erschüttert? Ist Carlotta eine geniale Künstlerin, die auf die Massen jenen mächtigen Einfluß ausübt, der dem durch bloße Rautine gekünstelten Talente versagt ist? Dieses sind die brennenden Fragen, die man unaufhörlich unter der Herrschaft einer den lyrischen Wettkämpfen eigenthümlichen Neugierde aufwirft.

Drei Mal hat Carlotta Patti in der königlichen italienischen Oper, und zwar nach beendigter Darstellung, debutirt, und drei Mal unbegränzten Enthusiasmus entfesselt, der die beherrschende Künstlerin um so mehr offenbart, als ihr dramatische Effecte nicht als Hülfsmittel zur Seite standen. Mit einem Lächeln auf den Lippen, oder um dramatischer zu reden, ruhig und gelassen (mit „sang froid“) tritt sie in der Abend-Toilette im blendenden Lichtglanze, vor dem gewaltigen Orchester, dem gebietenden Dirigenten entgegen, auf einer Bühne, die kurz zuvor die Norma opfern sah; sie, ein junges Mädchen, nach fremd in Europa, fremd diesem fürchterlichen Covent Garden, das so manchen continentalen Ruf untergraben, um der Gefahr die Stirne zu bieten, die ihre glückliche Schwester so siegreich überwunden hat.

## „London Post“ vom 19. April 1863.

Schwierig ist es für eine Schauspielerin, selbst unter dem hebenden Einflusse des Castume's, der hülfreichen Mitwirkung anderer Künstler und unter dem Zauber der durch Scenerie bedungenen Illusianen Erfolge zu erringen; doch unendlich häher thürmen sich die Schwierigkeiten auf var der einfachen Cancertsängerin, die dem anspruchvollsten Publikum der Welt gegenüber nur des Beistandes der Stimme und des Vortrages sicher ist. Fräulein Carlotta Patti hat triumphirend die Prüfung bestanden und, wenn man dem Valksausspruche trauen darf, nicht Eine Stimme des Tadels gefunden. Zeigte jedoch das Urtheil der Fachkritik sich ebenso unparteiisch? Es sei gestattet, dieses zu bezweifeln, denn sie betrachtete durchgehends nur die Sängerin von der Hähe, die sie auf der Bühne erklimmen könnte, während unsere Leser überzeugt sein dürfen, daß die ältesten Amateurs sich nicht erinnern, jemals ein so außerardentliches Organ gehört zu haden.

Die Künstlerin ist nicht einzig, weil sie die Musik der Königin der Nacht zu singen weiß, wie Mozart sie geschrieben; und nicht, weil sie das hahe F, G und A überwindet, weil sie überhaupt auf die höchsten Hähen sich erhebt, deren die menschliche Stimme fähig ist, sondeen weil ihr Organ ein Metall bei einer salchen Hähe entwickelt, wie man es bisher noch nicht gefunden, und weil die Sicherheit der Intonirung beispiellas dasteht. — Man kann allerdings eine solche Stimme in der gewöhnlichen Bezeichnung rein und voll nennen, dach ihre Charakteristik liegt in der undeschreiblichen Weichheit und dem vollkammenen ausgeprägten Klang in den höchsten Octaven. Die Reinheit des Gesanges, das Brillante der Colaratur, die Art und Weise, die Scala zu durchlaufen, und die außerordentliche Fertigkeit

## Die Hofzeitung von London, 25. April 1863.

Die Verehrer der Oper, die Kritiker und die Jünger der Musik sind in Folge des bezaubernden Einflusses der Adelina Patti, des neuen Lieblings, auf dem Gipfelpunct der Extase augelangt. Fräulein Carlotta, denn die reizende Adelina hatte schon längst in der Verehrung der Freunde und stetigen Besucher der italienischen Oper ihren Platz eingenammen, bereilete durch ihr erstes Auftreten sich selbst, der Verwaltung und den Zuhöreen einen genußreichen Abend. — Der vallendeten Darstellung der Norma, durch Fräulein Frieci, falgle das Concert, in welchem diese Schwester der Patti, van der man so viel gesprochen, auftreten sollte. Ihre Erscheinung befriedigte die weitgreifendsten Wünsche: zu den Zügen von classischer und vollendeter Schänheit kommt noch der Schmelz des sanften Ausdrucks. Ihr Formenbau ist stärker und mehr entwickelt als der Adelina's; der einzige Nachtheil, der sie abhält, die Bühne zu betreten, ist so unbedeutend, daß er eher geeignel ist, das Interesse für die jugendliche Künstlerin zu steigern.

Die Stimme überrascht durch die vollkammene Biegsamkeit, die klare Prägung des Ausdrucks, durch die Melodie und die Reinheit, die sich besonders in den höchsten Nalen entfaltet. Mehrere Damen, die der ausgewählten Opernwelt angehören, deren Namen zu nennen das Gebat der Höflichkeit verbietet, glänzen durch den Effect ihrer hohen Noten, obgleich sie das E und Eis nicht überschreiten. Wie sallen wir dann die Carlotta Patti preisen, die das A ebenso leicht und reiner nach erreicht, als Tamberlick sein C mit Bruststimme. — Doch wir enthalten uns der weiteren Einzetheiten, denn der Leser der gleichgültig genug ist, sich die Bewunderung dieses Sternes zu versagen, ist nicht im Staude, unsere Ansichten zu würdigen.



Druck von J. P. Streng in Frankfurt a. M.